
Google

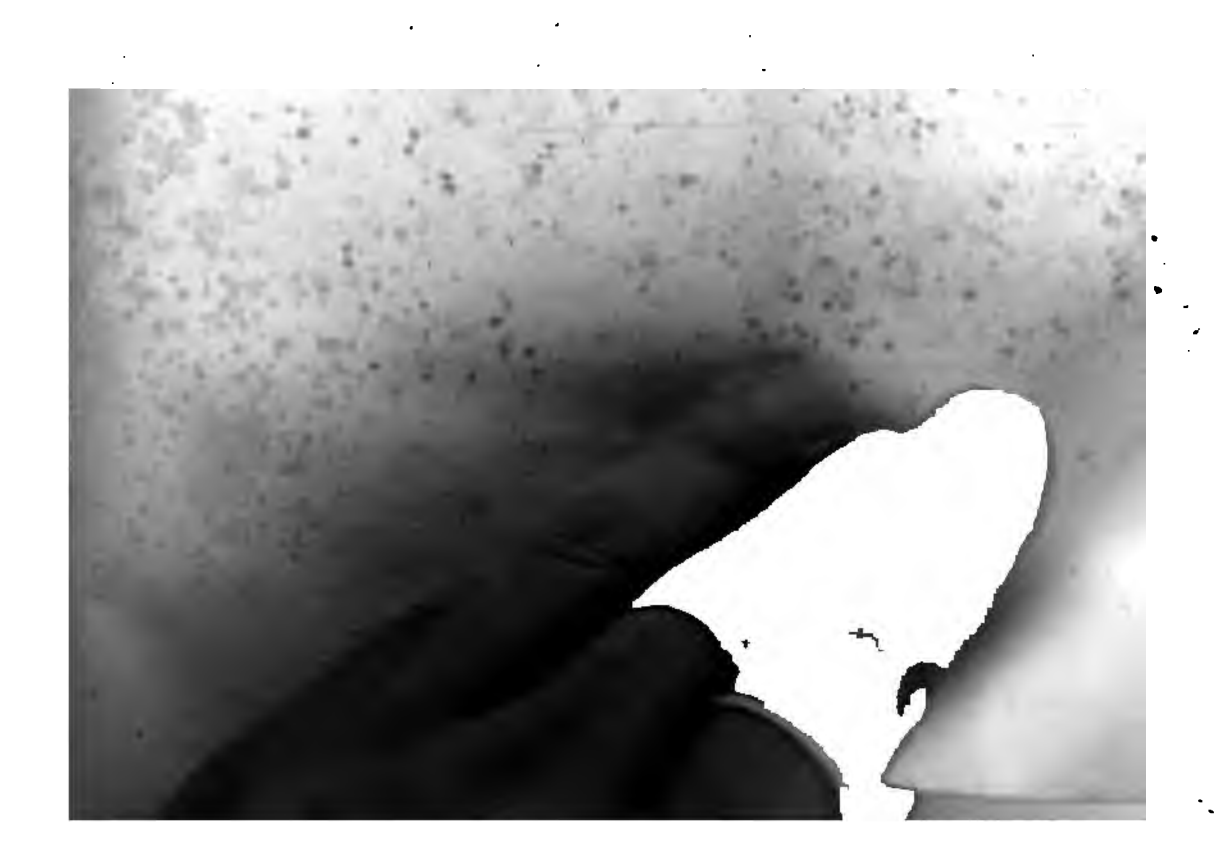



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.



ALLGEMEINE

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber,

PROFESSOREN zu HALLE.

SIEBENZEHNTER THEIL

mit Kupfern und Charten.

CHIOCOCCA bis CLAYTONIA.

Leipzig bei Johann Friedrich Gleditsch, 1828.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Siebzehnter Theil

mit Kupfern und Charten.

CHIOCOCCA — CLAYTONIA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1828.

Wi

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Siebzehnter Theil
mit Kupfern und Charten.

CHIOCOCCA — CLAYTONIA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1828.

Wi

V o r r e d e.

Die ersten Herausgeber der Encyclopädie hofften, nach der Bewerkstelligung einer zweiten Section durch Männer, wie Hassel und W. Müller, und nach den von ihnen selbst getroffenen Massregeln, wenigstens die hauptsächlichsten Hindernisse, welche den Fortgang dieses Werkes von Zeit zu Zeit gehemmt hatten, endlich besiegt zu haben, als ganz unbefürchtet neue eintraten, die eine noch ungleich grössere Hemmung zur Folge haben mussten. Der treffliche Müller ward eine nur zu frühe Beute des Todes, und war nur eben erst durch Herrn Professor Dr. Andr. Gottlieb Hoffmann in Jena ersetzt, als die Verlagshandlung, uns Allen unerwartet, einen andern Besitzer erhielt. Kaum hatte dieser zu den, in der That nicht unbedeutenden, Opfern, welche zu bringen nöthig geworden, sich völlig bereit erklärt, als ein noch ungleich grösseres Hinderniss für die Fortsetzung wenigstens der ersten Section eintrat. Der eigentliche Begründer der Encyclopädie, mein vieljähriger bewährter Freund Ersch, wurde mir und diesem seinem Lieblingswerke, das selbst im Sterben noch seinen Geist beschäftigte, entrissen.

Sein Tod legte mir die Pflicht auf, dieses Werk, woran wir mit vereintem Streben eine Reihe von Jahren gearbeitet hatten, nicht aufzugeben: allein wie hätte ich nicht die ganze Schwere dieser Pflicht fühlen sollen? Gemeinschaftlich hatten wir vom ersten bis zum letzten Augenblicke jeden aufzunehmenden Artikel und die Vertheilung desselben berathen, in die Revision aber uns getheilt; nur die Correspondenz war meinem Freunde fast allein vorbehalten, denn Ihm machte sie Freude und mir würde sie, im Anfange wenigstens, bei meinen damaligen Amtsverhältnissen, zu führen kaum möglich geworden seyn. Diess Alles sollte ich nun allein besorgen, ohne Seinen Rath, Seinen Beistand, und ohne die Freundschaft, die selbst das Lästigste uns oft angenehm gemacht hatte! Nicht schnell konnte hier mein Entschluss gefasst seyn; es bedurfte einer ernsten und reifen Erwägung aller Umstände, bevor ich mich entschied, eine schwere Verpflichtung gegen meinen verewigten Freund, gegen die verehrten Mitarbeiter an diesem Werke, und gegen das Publikum einzugehen.

Nur nach ernster Erwägung bin ich diese Verpflichtung eingegangen, und kann für jetzt Folgendes erklären.

Gegründet ist die Hoffnung, dass von Seiten der Verlagshandlung nicht nur keine fernere Hemmung eintreten, und die Encyclopädie also ihren ununterbrochenen Fortgang haben, sondern dass auch zur Beförderung derselben das Möglichste werde gethan werden.

Sie erscheint fortwährend unter dem Namen ihres ersten Begründers Ersch; Sein Name soll mit ihr fortleben. Nicht aber der Name bloss soll an Ihn erinnern, sondern das Werk dadurch zu einem würdigen Denkmal für Ihn werden, dass es in Seinem Sinne und Geiste fortgeführt wird; denn es war der rechte Sinn und Geist, den er dazu mitbrachte.

Alle Einrichtungen sind getroffen, dass von der ersten Section jährlich zwei Bände erscheinen können.

Diese Erklärung jetzt zu geben, glaubte ich demjenigen Theile des Publikums, welches durch seine Theilnahme an diesem Werke die Herausgeber in ihrem Streben, das möglich Beste zu leisten, fortwährend befeuert hat, schuldig zu seyn. Ausführlichere Erklärung über Manches, hauptsächlich aber über das Verdienst, welches mein verewigter Freund um dieses Werk hat, muss ich dem folgenden, zur nächsten Michaelis-Messe erscheinenden, Bande, welcher den Freunden meines Freundes Ersch, dessen Bildniss liefern wird, vorbehalten.

Halle, den 30. März 1828.

Gruber.

Auch ich meines Theils werde zu möglichst schneller Förderung dieses Werkes das Meinige beitragen.

J. F. Schindler,
Firma:
Joh. Friedr. Gleditsch.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Siebzehnter Theil.

CHIOCOCCA — CLAYTONIA.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Siebzehnten Theile der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Canari	Neue Geographie.
Casernen Nr. I.	Baukunst.
Casernen Nr. II.	— —
Casernen Nr. III.	— —
(Nr. IV. V. VI. werden nachfolgen.)	
Chili	Neue Geographie.

Für neun Quartplatten zu rechnen.

Chioc-Boya, s. Rubia tinctoria.

CHIOCOCCA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Krugförmiger, fünfzähniger Kelch. Trichterförmige Korolle, mit behaartem Eingang zur Röhre. Eingeschlossene Staubfäden. Zweisamige Bere. Sechs Arten dieser Gattung, sind im Syst. veg. I. 756. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHIODECTON, eine von Acharius aufgestellte Flechtengattung, welche auf China- und Angusturarinde vorkommt. In weißer, pulveriger, warziger Kruste liegen mehre runde Apothecien mit flacher Scheibe, von schwarzer Farbe eingebettet. (*Sprengel.*)

CHIOGGIA oder Chiozza, eine Laguneninsel bei Venedig, mit einer gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort eines Distrikts ist. Nach der alten Eintheilung des Dogads umfaßte die Podestaria von Chioggia 40 italienische Meilen und erstreckte sich nicht allein über einen Theil der Lagunen, sondern auch über das feste Land bis zum Paduanischen, und ihre Bevölkerung stieg auf 30,000 Selen.

Die Stadt Chioggia oder Chiozza (lat. Clodia, Fossa Clodia, Cluggia) unter Br. 45° 12′, L. 29° 56′, ist, wie Venedig, auf Pfählen erbauet und liegt an einem schiffbaren Kanal, welcher vor Zeiten durch die Meersümpfe bis nach Ravenna führte, jetzt aber nur noch so weit erhalten ist, daß er die Lagunen mit der Etsch verbindet. Durch eine steinerne, aus 43 Bogen bestehende Brücke, hängt Chioggia mit der Landzunge von Brondolo zusammen, und der Kanal della Vena theilt die eigentliche Stadt in zwei Hälften. Die Gestalt derselben ist elliptisch und ihr Umfang beträgt gegen zwei italienische Meilen. Ihr Hafen ist gut und wird durch ein Kastell geschützt. Diese günstige Lage hat Chioggia zu einem Stapelort für alle über Verona und auf der Etsch ankommende Waren gemacht; aber freilich ist dieser Verkehr bei dem Verfalle des venezianischen Handels, ebenfalls sehr gesunken. Die Zahl der Einwohner wird auf 20,000 angegeben, welche sich außer dem Handel und der Schifffahrt, von dem Fischfange ernähren, und auch durch die großen Salzschlämmereien bei der Stadt Beschäftigung finden. Aber auch den Anbau ihres kleinen Bodens vernachlässigen sie nicht und sind überhaupt ein fleißiges, betriebsames und muntres Völkchen. Ihre Weiber sind geschickt im Spitzenklöppeln.

Chioggia war die Hauptstadt des Dogads von Venedig, und bestand vor Zeiten aus zwei Ortschaften, Groß- und Kleinchioggia; aber das letztere wurde 1380 zerstört. Seit 1106 ist es der Sitz eines Bisthums, welches von Malamocco hieher verlegt worden; der Palast des Bischofs gehört mit der Kathedrale zu den schönsten Gebäuden der Stadt.

Die Vorstadt Lido di Sottomarina liegt auf der Landzunge von Brondolo, und von hier aus führen die berühmten Murazzi, auch Molo di Palestrina genannt, nach Venedig. Die schmalen Landzungen, welche das offene Meer von den Lagunen trennen, strecken sich in der Richtung von Chioggia und Lido über Palestrina und Malamocco nach Venedig hin und haben drei tiefe Einfahrten für große Schiffe. Um nun die Gewalt der Meereswellen, welche gegen diese Landzunge und die Lagunen andrängen, zu brechen, hat man einen Damm von ungeheuern istrischen Quaderblöcken, die durch Puzzolanerde verbunden sind, an manchen Stellen terrassenweise, und in gewissen Zwischenräumen mit weit in das Meer hinaus laufenden Rippen, aufgeführt, ein Riesenwerk, welches 1751 angefangen wurde, und so von Jahr zu Jahr um 20 Schritte fortgesetzt worden ist. Es ist drei Meilen lang und 32 Fuß dick und der Schutz Venedigs gegen die Überschwemmungen des Meeres. Denn obgleich bei ungewöhnlichen Stürmen die Wellen darüber weg schlagen, so wird doch ihre Kraft dadurch zerschellt *). (*W. Müller.*)

In den untern Volksklassen herrschen Armuth, Krankheiten, Vorurtheile und ein hoher Grad von Unwissenheit [1]). Indessen ist eine nicht geringe Anzahl von Chioggianern zu den höhern geistlichen Würden gestiegen [2]); worunter namentlich Sante Veronese, Kardinal und Bischof zu Padua. Auch in der gelehrten Welt haben sich Mehre hervorgethan [3]). In dieser Beziehung erinnern wir nur beispielsweise an Sabbadino, den man in Italien l'oracolo degl' idraulici nannte, an Giu-

*) Goethe gibt in seinen Briefen aus Italien (aus meinem Leben) eine sehr anschauliche Beschreibung der Murazzi.

1) Vgl. Lettera del professor *Fortunato Luigi Naccari* — intorno lo stato attuale di Chioggia ed il modo di vivere de' suoi abitanti, riguardato come causa di salute e di malattia in *da Rio* Giornale dell' Italiana Lettura (Padova) Tomo LV. (1821) p. 76. 2) Notizie compendiose d'alcuni vescovi cittadini di Chioggia, di *Fortunato Luigi Naccari* a. a. O. Tomo LIV. p. 214. 3) S. De Clodiensibus qui scientias atque literas excoluerunt elogium Clodiae in aula episcopali XVIII. calend. decembris anni 1814. ad studiorum seminarii instaurationem a *Sebastiano ab Aqua* sacrae theologiae doctore et ejusdem lectore. Venetiis 1816. 4.

seppe Vianelli, der zuerst die Ursachen des Leuchtens des Meeres entdeckte und an den berühmten Naturforscher Giuseppe Olivi. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHION, ein Bildhauer aus Korinth, wird von *Vitruvius* L. III. in praefat. unter den Künstlern angeführt, die eben so talentvoll und fleißig, wie die berühmtesten Meister gewesen; er vergleicht ihn sogar mit Myron, Polykleitos und Pheidias; aber weil es ihm nicht sowol an Geschicklichkeit als an Glück gebrach: so habe er keinen großen Namen erlangt; desto eher verdient ein solcher auch noch in der spätesten Zeit ehrenvolle Erwähnung. (*Horner.*)

CHIONANTHUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Jasmineen und der zweiten Linné'schen Klasse. Char. Vierzähniger Kelch. Viertheilige Korolle, mit sehr langen und sehr schmalen Fetzen. Einsamige Steinfrucht. Sieben bekannte Arten sind im Syst. veg. p. 34. 35. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHIONE (*Χιόνη*), 1) des Boreas und der Oreithyia Tochter, von Poseidon Mutter des Eumolpos, den sie zur Verbergung ihrer Schmach ins Meer warf (*Apollod.* IV, 15, 2, 4.). — 2) Dädalions Tochter, bei Andern Philonis genannt, in einer Nacht von Apollon und Hermes geschwängert. Von jenem gebar sie den Sänger Philamnon, von diesem den diebischen Autolykos. Artemis erschoß sie, weil sie sich schöner, als diese zu seyn, gerühmt hatte (*Metam.* XI, 301 fg.; *Hyg.* Fr. 200.). (*Ricklefs.*)

CHIONEA, Dalman *) legt diesen Namen einer merkwürdigen Fliegengattung aus der Familie der Schnaken (Tipulariae) bei, die nur im Winter auf dem Schnee umher kriechend und sich dort begattend vorkommt. Weder Männchen noch Weibchen besitzen Flügel, aber wol die Schwingkölbchen; das Männchen hat einen zangenförmigen, das Weibchen einen zweischaligen After; die Fühler sind fadenförmig, zehngliederig, das erste Glied langgestreckt walzig; der Mund ist vorgestreckt und man kann zwei fadenförmige, viergliederige Taster wahrnehmen. Die Nebenaugen scheinen zu fehlen, und die Beine sind stark, lang, die Tarsen lang, fünfgliederig. Die einzige Art, die beim ersten Anblick einer kleinen Spinne ähnelt, C. araneoides, grau, die Beine gelb, haarig, ungefähr 3 Linien lang, wurde in Westgothland und auf der Insel Laröe in Schweden entdeckt. (*Germar.*)

CHIONIS, Scheidenschnabel. Eine von Forster so benannte, ausgezeichnete Vogelgattung, deren Bildung zwischen der der Sumpfvögel und Schwimmvögel schwankt. Sie ward von den meisten Ornithologen zu den ersten, von Temminck aber zu den letzten gestellt. Der Schnabel ist wenig länger als der Kopf, stark, gewölbt-kegelförmig, schmalgedrückt, mit gekrümmter Spitze; der Oberkiefer zur hintern Hälfte mit einer beweglichen, hornigen, der Länge nach gefurchten, am freien Rande gezackten Scheide bedeckt; der Unterkiefer unten mit einer Ecke, vorn spitz. Die Nasenlöcher liegen in der Nähe des Kieferrandes und in der Mitte der Schnabellänge, theils von der Scheide bedeckt. Das Gesicht ist nach dem Alter mehr oder weniger nackt, warzig. Der Unterschenkel unten sehr wenig nackt, der Lauf kurz, stark, netzartig geschuppt; die Zehen oben geschildert, der Hinterzeh kurz, höher stehend, jedoch auftretend; die Vorderzehen etwas gesäumt, der äußere durch halbe Schwimmhaut mit dem mittlen verbunden, der innere nur an der Wurzel angeheftet. Die Flügel sind mittellang und haben einen Knorren an der Handwurzel, die zweite Schwinge ist die längste. Der ziemlich kurze, fast gerade abgeschnittene Schwanz besteht aus 12 Federn. Man kennt von dieser Gattung nur eine Art: Chionis (Australiae) *Forster*, Vaginalis alba *Gmelin*, Vaginalis Chionis *Latham*. (Chionis necrophagus *Vieillot* Galer. d. Oiseaux. t. 258.) der weiße Scheidenschnabel. Ein ganz weißer, 15 bis 18 Zoll langer Vogel, ungefähr von der Gestalt einer Möve, mit gelbem Schnabel, gelblichen Warzen am Gesicht, bräunlichen Füßen und bleifarbener Iris; lebt truppweise an Neuseeland und andern Küsten der Südsee, frißt Muscheln und Aas von verschiedenen, an das Ufer geworfenen Seethieren. Sein Fleisch ist von schlechtem Geschmacke. (*Nitzsch.*)

CHIONIS, ein Bildhauer, lebte ungefähr um die 72. Ol. Von ihm befanden sich unter den Weihgeschenken zu Delphi eine Athene und Artemis (*Pausan.* X, 13, 4.). (*Horner.*)

CHIOS (jetzt Scio von den Europäern, Saki-Adasi, d. h. Mastix-Insel von den Türken genannt), liegt zwischen 43° 40′ und 43° 59′ östl. L. und 38° 9′ und 38° 33′ nördl. B. der erythräischen Halbinsel, welche vom Gebirge Mimas gebildet wird, auf der kleinasiatischen Küste, gegenüber. Die Breite des Kanals, welcher die Insel vom Festlande Asiens trennt, wird von neueren Reisenden verschieden angegeben, doch ist Murhard's [1]) Angabe von 8 — 9 Meilen bei Weitem zu hoch und Tancoigne [2]), der nur 5 Lieues angibt, verdient mehr Glauben; wenn aber Andere nur eine geogr. Meile nennen: so kann dieß wol nur von einzelen vorspringenden Punkten gelten. In der Bestimmung der Entfernung von der Insel Lesbos widerspricht sich Strabon [3]), indem er das eine Mal 500, ein anderes Mal 400 Stadien hat. Agathemeros [4]) zählt vom Vorgebirge Phlion bis zum Vorgebirge Melanea (Mälem) auf Lesbos 450 St. Nach den neuesten Karten beträgt der Raum zwischen beiden Inseln nicht viel über 5 geogr. Meilen. Vom Vorgebirge Meläna bis zur Insel Psyra (j. Ipsara) hat Strabon 50 St., vom Vorgebirge Poseidion bis zum erythräischen Vorgeb. Argennon 60 St. [5]). Samos liegt nach Plinius 93 Milliarien entfernt [6]).

Den Umfang der Insel zur See bestimmt Strabon auf 900 St., mit ihm ungefähr gleich Plinius auf 125 Milliarien; aber Isidorus hat 9 Mill. mehr, und Agathemeros nur 660 Stad. [7]). Die Länge der Insel gibt

*) Acta Holm. 1816. und Analecta entomologica Holm. 1823. p. 33.

1) Murhard's Gemälde des griech. Archipel. — Mit ihm gleich Olivier in der Reise ins türk. Reich. 1. Thl. 2) *Tancoigne* voyage à Smyrne etc. 3) *Strab.* XIII. p. 619. XIV. p. 645. 4) I, 4. 5) *Strab* XIV. p. 644. 6) *Plin.* H. N. V, 38. 7) Eben so abweichende Angaben bei den Neueren.

Murhard auf 50 Meilen, die Breite auf 12 — 15 M. an, übertrieben, wenn damit teutsche Meil. gemeint sind; Tancoigne aber 30 und 6 — 8 Lieues. Den Flächeninhalt kann man auf 18 — 20 □Meilen annehmen.

Chios, *Χίος*, wurde auch Äthalia, Makris, Pityusa und Ophiusa genannt [8]). Unter diesen Namen geben sich die drei letzteren auf den ersten Blick als von der natürlichen Beschaffenheit der Insel hergenommen zu erkennen. Aber der Name Äthalia, der als ein priscum nomen angekündigt wird, bedarf, da er zugleich über die Archäologie der Insel Aufschluß gibt, einer näheren Beleuchtung, welche weiter unten gegeben werden soll.

Das Klima von Chios ist so überaus lieblich und angenehm, daß die Türken die Insel heutiges Tages den Garten ihres Reichs und das Paradies des Archipelagus nennen. Sie ist ein ewiges Frühlingsland; die Atmosphäre ist rein, aber nicht zu trocken, und die Luft ist stärkend für die Lunge; der Winter kurz, gewöhnlich nur naß, doch nicht ohne häufige Unterbrechung. Krankheiten sind daher im Ganzen selten; wenn aber auch Chios zuweilen von der Pest heimgesucht wird, welches wol bei dem lebhaften Handelsverkehr, worin die Insel steht, nicht ganz vermieden werden kann: so hat man dort so gute Anstalten getroffen, ihrer Verbreitung Gränzen zu setzen, als nirgends sonst im Reiche der Türken. — Die Insel hat größten Theils felsige Gebirge und Hügel [9]); jenes liefert einen bleifarbigen Marmor mit weißen Adern [10]); außerdem wird in der Nähe der Stadt ein röthliches Gestein gebrochen. Doch scheint man im Alterthum auch bessere Arten des Marmors gefunden zu haben [11]). In dem Gebirge wird nur eine Höhe namhaft gemacht, Pelinäos bei Strabon, Pelinnäos, Pellinnäos und Pellenäos bei Andern [12]). Tournefort nennt diesen Berg nach einem daran gelegenen Dorfe Spartonda, bei den Späteren wird er St. Eliasberg genannt, und unter diesem Namen wird er von Gautier in der Reihe der von ihm astronomisch bestimmten Punkte aufgeführt [13]). Er scheint nicht völlig in der Mitte der Insel zu liegen, sondern mehr in der nördlicheren Hälfte. Übrigens ist das Gebirg auf seinem Joche mit Fichten bewachsen; so konnte die Insel den Namen Pityusa führen. —

Der Boden wird von Pococke und Wittmann armselig und unfruchtbar, von Olivier trocken und steinig genannt, so daß er nur durch angestrengte Arbeit und ausdauernden Fleiß producirend wird. Dessen ungeachtet ist nach Olivier's Versicherung keine Insel des Archipelagus, überhaupt keine Provinz des türkischen Reichs so gut angebaut; Ackerbau und Kunstfleiß lassen auf Chios fast Nichts zu wünschen übrig. Aber auch bei aller Thätigkeit ihrer Bewohner lieferte die Insel bisher nicht die nöthigen Bedürfnisse für ihre Bewohner. Der Grund davon lag hauptsächlich in der außerordentlichen Bevölkerung [14]), welche man mit der Volksdichtigkeit auf Malta zu vergleichen pflegte. Zwar findet man in den niedrigen Thälern wohl bearbeitete Getreidefelder, allein die Ernte reichte von der jüngsten Katastrophe, welche die Insel erfahren hat, kaum für drei Monate zum Unterhalte der Einwohner hin. Es wurden daher, besonders aus Kleinasien, Lebensmittel eingefahren. Auch schon im Alterthum scheint der Getreidebau auf Chios mit Fleiß betrieben worden zu seyn; dort wurde die Erfindung der Stärke, Amidom, gemacht und von dorther dieselbe am Besten bezogen [15]), aber ob damals die Produktion für die Volkszahl hinreichte, ist unbekannt.

Unter den Erzeugnissen des Bodens gebührt indeß dem Weine und dem Mastix die erste Stelle. Der Wein war im Alterthume sehr gepriesen und gesucht [16]), vorzüglich aber der ariusische [17]) und der phanäische [18]). Der chiische Wein war roth, und es gab drei Arten desselben, einen sauern, einen süßen, und einen, der das Mittel zwischen beiden hielt, *αὐτόκρατος* genannt [19]). Auch bei den Römern wurde der Chier, besonders seit J. Cäsar's Zeit zu den besten Weinen gezählt [20]); sie vermischten ihn häufig mit Falerner [21]). Die Chier leiteten nach dem Theopompos ihren Weinbau von Önopion, dem Sohne des Dionysos, her, welcher, von Kreta kommend, sich auf Chios ansiedelte [22]). — Auch noch heute wird der sciotische Wein gelobt. Er wird mit Sorgfalt bearbeitet, ist süß und feurig, von Farbe roth, und kommt dem Malaga und Frontignac gleich, wenn er gealtert hat. Der vorzüglichste wächst auch noch jetzt auf den ariusischen Hügeln (unweit des jetzigen Volisso) und in der Gegend umher [23]). — Der chiische Mastix wird schon von den Alten für den vortrefflichsten erklärt [24]). In neuerer Zeit hat er für die politische Lage der Insel eine hohe Wichtigkeit erhalten und ist daher

---

Spon 60 Meilen, Tancoigne 80 franz. M., Tournefort 120 ital. M. — Vgl. *Eustath.* ad Odyss. III, 170. 8) *Plin.* V, 38. Aethaliam Ephorus prisco nomine appellat; Metrodorus et Cleobulus Chiam, a Chione nympha, aliqui a nive; et Macrin et Pityusam. — *Steph. Byz.* s. v. *Αἰθάλη.* *Theon.* ad *Arati* phaen. 635. *Suid.* s. v. *Χίος.* 9) *Athen.* VI, 88. *Strab.* XIV, p. 645. Pococke 3. Th. 10) *Plin.* XXXVI, 5, 5, 38. *Strab.* XIII, 643. 11) Die Steinbrüche auf Chios werden vom Theophrastos (de lapid. 6. 7.) mit den parischen und pentelischen zusammen genannt. Auch gedenkt derselbe eines *λίθος μέλας διαφανής* in Ägypten, der dem chiischen ähnlich sei. Cf. *Plin.* XXXVI, 28. 12) *Strab.* XIV, l. l. *Aelian.* de animal. XVI, 39. Schol. ad *Pind.* Pyth. 10. *Steph. Byz.* s. v. *Πέλιννα.* *Dion. Per.* v. 535. c. *Eustath.* *Hesych.* *Πελινναῖος ὁ Ζεὺς ἐν Χίῳ.* 13) Kruse's Hellas 1. Th. S. 604.

14) Chios hatte nach Olivier, der sich auf Regirungsregister beruft, am Ende des vorigen Jahrhunderts 100,000 Einwohner. Dagegen streitet Wittmann und gibt nur 50,000 an. Noch Andere gehen wieder weit über 100,000 hinaus. 15) *Plin.* XXXVI, 17. Inventio (amyli) Chio insulae debetur et hodie laudatissimum inde est. Nach der chiischen Stärke galt die kretische, dann die ägyptische für die beste. Vgl. *Dioscorid.* II, 93 seq. 16) *Athen.* I, 51. 52. 53. *Strab.* XIV. p. 645. *Plin.* XIV, 9. 84, 22. *Clem. Alex.* paedag. II, 2. *Hor.* epod. IX, 34. od. III, 19, 5. *Virg.* ecl. V, 71. *Sil. Ital.* VII, 210. 17) *Athen.* I, 59. Dazu zum Theil die vorigen Citate. — Bochart (Canaan p. 384.) leitet nach seiner Weise Arvisium aus dem Phönikischen (har-ros-jain i. e. mons capitis vini) her. 18) *Virg.* Georg. II, 98. Dazu *Servius.* 19) *Athen.* I, 59. 20) *Plin.* XIV, 17. 21) *Hor.* Sat. I, 10, 24. *Tib.* II, 1, 28. 22) *Athen.* I, 47. *Eustath.* ad Odyss. II, 340. 23) Nach Pococke, Choiseul-Gouffier, Wittmann, Olivier u. A. 24) *Plin.* XII, 37. *Dioscorid.* I, 90. *Galen.* de fac. simpl. medic. VII, p. 206.

als das vornehmste Erzeugniß derselben anzusehn. Es sind zwanzig und einige Dörfer, die sich mit dem Einsammeln des Mastix beschäftigen und die deßwegen keinen andern Tribut geben, auch weiße Turbane tragen und in ihren Kirchen Glocken haben dürfen. Nach Olivier werden in gewöhnlichen Jahren 50,000 Zentner gewonnen, von denen 21,000 Zt. dem türkischen Generalpächter als Abgabe geliefert werden müssen, der Überschuß wird bezahlt. Der beste Mastix wird dann nach Konstantinopel für den Palast des Sultan verschickt. Es ist nämlich Sitte der orientalischen Weiber, beständig Mastix im Munde zu haben und zu kauen. Das wohlriechende Harz löst sich dann nach und nach auf, reinigt die Zähne [25]) und gibt dem Athem einen guten Geruch; auch soll es den Magen stärken und der Brust heilsam seyn. Die Art, wie man den Mastix zu gewinnen pflegt, beschreibt Choiseul-Gouffier weitläufig.

Auch die Feigen von Chios werden vorzugsweise bei alten Schriftstellern genannt [26]). Ihren pikanten Geschmack führt Martialis an [27]). Auch heutiges Tages werden die Feigen dort noch geschätzt und meisten Theils nach Konstantinopel und Smyrna verfahren; von dem letzten Orte auch nach den Abendländern (Olivier). — Häufiger noch als Feigen finden sich jetzt Pomeranzen, Zitronen, Limonen und Cedrat auf der Insel, und diese sind ein beträchtlicher Handelsartikel. Auch der Rosenstock ist ein bedeutender Gegenstand der Kultur, so wie Mandeln, Pfirsiche, Melonen und überhaupt alle edleren Gartenfrüchte; dazu wohlriechende Pflanzen und Gesträuche überall, so daß Wittmann versichert, schon mehre Meilen (wahrscheinlich engl.) weit verspüre man auf der See die Wohlgerüche der Insel, wenn der Wind von derselben her wehe. Der Ertrag des Baumwollen- und Seidenbaues (Seide wird gewöhnlich 10—12,000 Ztr. gewonnen), reichte jedoch nicht hin für die Manufakturen der Insel, die mit den besten des Orients wetteifern. Öl wird gewöhnlich zum Bedarf der Insel hinreichend gewonnen; der Mangel wird ersetzt durch Einfuhr von Lesbos. — Nach Dioskorides [28]) wuchs auf Chios die Terebinthe am reichlichsten und schönsten; jetzt wird sie aber immer seltener und man gewinnt kaum noch 200 Zt. Terpentin. — Zu den Erzeugnissen der Insel gehört auch eine von Plinius und Anderen erwähnte Erdart, welche medizinischen Nutzen gehabt haben soll [29]).

Unter die Thiere, die der Insel eigenthümlich sind, gehören die rothen Rebhühner, welche sich dort, wie andere wilde Hühner, in zahlreicher Menge finden; dagegen gibt es dort keine zahmen Gänse. Der Bienenwolf und der Flamingo sind auf Chios einheimisch (Murhard Kap. 31—35.).

Vorgebirge werden auf der Insel sechs genannt, bei Strabon: Poseidion, Phanä, Notion, Laios, Meläna; bei Ptolemäos: Phanäa und Poseidion; bei Stephanos: Phanä; bei Agathemeros: Phlion. Strabon geht bei der Beschreibung der Insel von der Hauptstadt aus und umschifft dieselbe, sich gegen Süden wendend, so daß er sie also zur Rechten behält. Danach müssen also Poseidion und Phanä südlich von der Stadt gelegen haben [30]). Notion war, was der Name sagt, die südliche Spitze der Insel, und heißt jetzt Cap Mastico. Die Lage des Vorgebirges Meläna ist von Strabon dadurch bestimmt, daß er es der Insel Psyra gegenüber und zwar 50 Stadien davon entfernt angiebt; es wird also das heutige Cap St. Nicolas gewesen seyn. Zwischen Notion und Meläna ist die Küste Laios (wenn dieß nämlich die richtigere Lesart ist) zu suchen. Die Entfernung bis zur Stadt Chios betrug zu Lande nur 60 Stadien, zur See aber 360 St. Es ist also wahrscheinlich, die Gegend um den heutigen Porto di Mesta darunter zu verstehen. Unsicherer bleibt die Bestimmung der Lage des Vorgebirges Phlion [31]); nach dem Zusammenhange, worin es genannt wird, zu schließen, möchte man es für eine der nördlichen Spitzen der Insel halten und vielleicht das jetzige Cap la Guardia dafür annehmen. Reichard hat auch noch auf der Nordseite der Insel ein Poseidion, vermuthlich, weil einige neuere Reisebeschreiber dort Ruinen entdeckt haben, die sie von einem Tempel des Poseidon herleiten.

Häfen hat die Insel, außer dem bei der Stadt, von welchem unten mehr, noch fünf, nämlich: 1) beim Vorgebirge Phanä [32]), der von Strabon tief genannt wird, dort waren auch ein Tempel des Apollon und ein Palmenhain; 2) bei Notion so wie 3) bei Laios; 4) bei dem Flecken Delphinion nördlich von der Hauptstadt [33]); 5) der so genannte Hafen der Greise — *ὁ τῶν γερόντων λιμήν* — dessen Lage nicht nachzuweisen ist [34]).

Flüsse hat die Insel nicht, aber Quellen und Bäche trifft man überall an. Unter denselben ist uns durch Stephanos [35]) der Born der Helena bekannt, so genannt, weil sich diese in demselben gebadet. Olivier sucht dieselbe zwei Meilen südlich von der Stadt bei Sclavia; wenigstens bezeichnete eine einheimische Sage die dortige Quelle als die, in welcher sich Helena gebadet habe. Allein Pococke und mit ihm die älteren Reisebeschreiber nahmen eine Quelle im Norden der Insel, unweit der Schule Homers, für den Born der Helena, hauptsächlich weil ein Dorf Thelena in der Nähe liege.

Städte. Die Insel hatte und hat noch jetzt nur eine Stadt, gleiches Namens mit ihr selbst, welche im Alterthume die Beherrscherin der ganzen Insel war. Außerdem werden von alten Schriftstellern noch einige Flekken genannt, und neuere behaupten, daß 68 Dörfer auf Chios lägen, welche alle von Griechen bewohnt würden,

25) Dazu scheinen ihn auch schon die Römer angewandt zu haben. *Plin.* XXIV, 74. 26) *Plin.* XV, 19. *Varr.* R. R. I, 41. *Colum.* X, 414. *Athen.* III, 8., nach Herodotos dem Lykier, der ein eigenes Buch über die Feigen schrieb. 27) *Martial.* XIII. 23. merum secum portat et salem. Dazu VII, 24. 30. 28) I, 10. 29) *Plin.* XXXV, 56. *Dioscor.* V, 173. *Galen.* de fac. simpl. med. IX. p. 249. *Oribas.* XIII. p. 226. Bei Plin. heißt es: Est in medicaminibus et Chia terra candicans, effectus ejusdem, qui Samiae; usus ad mulierum maxime cutem. Cf. *Plin.* XXVIII, 53. 77.

30) Vgl. auch *Liv.* XLIV, 28. 31) *Agathem.* 1, 4. nennt das *Φλίον ἄκρον Χίου* 50 Stad. vom erythräischen Korykäen und 450 vom lesbischen Vorgebirge Melanea (richtiger Malea). 32) Vgl. *Liv.* XXXVI, 43. *Steph. Byz.* s. h. v. 33) *Thuc.* VIII, 38. 34) *Aelian.* hist. anim. XII, 30. 35) *Steph. Byz.* s. v. *Ἑλένη*.

dabei gut gebaut und fast alle mit einer Mauer umgeben waren. — Die Stadt Chios hatte einen guten Hafen, der 80 Schiffe aufnehmen konnte [36]), war eine große Stadt [37]), und hatte einen Tempel der Athenäa Polinchos [38]), und ein Theater [39]). Über eine auffallende Temperatur des dortigen Wassers berichtet Plinius [40]). Als Handelsstadt zeichnete sie sich bei den Alten aus und sie hatte viele Kaufleute [41]); die Chier wurden daher von Thuc. πλουσιώτατοι τῶν Ἑλλήνων genannt [42]). — So war denn auch die neue Stadt, vor der letzten Niederlage, eine der schönsten Manufakturstädte des osmanischen Reichs, sie hatte hohe, massive Häuser, lag längs der Küste des Meeres, am Fuße des sich von dort aus allmälig erhebenden Pellinäos und bezeichnete wol größten Theils die Lage der alten Stadt; die Citadelle, von den Genuesern angelegt, von den Venetianern verbessert, beherrschte Stadt und Hafen. Der Hafen hat bei seinem Eingange zwei Leuchtthürme und wird gegen Süden durch einen Molo gesichert; er versandet aber zusehends. Die jetzige Stadt hatte zwischen 20 und 30,000 Einwohner. — Andere und zwar kleinere Orte des alten Chios waren: Kardamyle, Bolissos, Leukonion, Delphinion, Kaukasa, Köla und Polichne.

Kardamyle [43]), wo die Athenäer im peloponnesischen Kriege landeten und darauf die Chier bei Bolissos besiegten. Aus dieser Verbindung und da sich noch jetzt ein Ort dieses Namens auf der Nordküste findet, wird es glaublich, daß auch der alte Ort die Stelle des neuen eingenommen habe. — Bolissos [44]) — so wird es geschrieben vom Thukydides, Stephanos und Anna Komnena; wogegen Stephanos zwar behauptet, Thukyd. nenne es Boliskos und Androtion Bolisos — scheint zwischen Kardamyle und der Hauptstadt gelegen zu haben; doch liegt das heutige Dorf Volisso im nordwestlichen Theile der Insel. Es mag daher dieses Dorf zwar noch den Namen des alten Fleckens bewahren, aber nicht ganz denselben Platz einnehmen. An Bolissos wurde auch die Sage vom Homeros geknüpft; dort sollte er die Kerkopen, die Batrachomyomachie und die Epikichliden verfertigt haben [45]). — Leukonion [46]) oder, wie es bei Plutarchos heißt, Leukonia wird von Duker und Kruse auf die südwestliche Küste der Insel verlegt. Nach Thukydides siegten die Athenäer nach dem Gefechte bei Bolissos, zum Andern bei Phanä und zum Dritten bei Leukonion. Durch diese gelegentliche Anführungen ist für eine genaue Bestimmung der Lage nichts gewonnen. — Delphinion [47]) wird vom Thukydides ein von der Landseite fester Ort, mit Häfen versehen, genannt; vom Stephanos ein Kastell, doch nur nach dem Thukyd. Auch aus Xenophon und Diodoros geht für die Bestimmung der Lage des Ortes nichts hervor. Da es jedoch heutiges Tages auf der Nordostküste der Insel, zwischen der Stadt Chios und dem Vorgebirge la Guardia, einen Hafen Delphino gibt, so dürfte man dort wol den alten Ort suchen. — Kaukasa oder Kaukasos, wie einige Handschriften haben, wird vom Herodotos [48]) genannt, und man möchte aus dem Zusammenhange, worin es vorkommt, entnehmen, daß der Ort auf der südlichen Hälfte der Insel gelegen habe. Auf denselben scheint eine Münze in der mediceischen Sammlung, mit der Umschrift *Χίος Καυκα.* um eine Amphora [49]), bezogen werden zu können. — Köla (*Κοῖλα*) endlich und Polichne führt ebenfalls nur Herodotos [50]) an. Histiäos, der sich der Stadt Chios bemächtigen wollte, aber nicht eingelassen wurde, kämpfte darauf mit den Chiern bei Köla und setzte sich bei Polichne fest. Daraus kann man schließen, daß beide Orte, wenn nämlich Polichne für ein nomen proprium zu nehmen ist, welches doch nicht ganz unwahrscheinlich, ganz in der Nähe der Stadt Chios gelegen haben müssen.

Denkmäler aus dem Alterthume, die der Anführung werth wären, gibt es auf Chios nur eins, die so genannte Schule des Homeros. Dieser Ort, an den die Bewohner der Insel eine hohe Erinnerung knüpfen, und von dem sie behaupten, daß dort der erhabene Sänger seine Schüler um sich versammelt habe, liegt nach Chandler [51]), eine gute Meile nördlich von der Stadt Chios, am Fuße des Berges Epos und unweit der Küste des Meeres. Es ist [52]) ein isolirter Kalkfelsen, dessen Gipfel platt gehauen ist und etwa 20 Fuß im Durchmesser hat. Auf diesem Gipfel findet sich aus dem Felsen gehauen eine kreisförmige Bank und im Mittelpunkte derselben ein viereckiger Stein, etwa 1½ Fuß hoch. Derselbe ruht auf vier roh gearbeiteten Thierfiguren, die, weil sie durch die Zeit schon sehr entstellt sind, einige Reisende für Löwen, andere für Sphinxe gehalten haben. Pococke behauptet ferner, daß an der einen Seite dieses Würfels, der für den Katheder des Homeros ausgegeben wird, in Relief eine sitzende Person und an jeder Seite derselben kleinere Figuren vorgestellt seien. Nach Allem dem hält Chandler wol nicht mit Unrecht dieses merkwürdige Denkmal für ein uraltes Heiligthum der Kybele, und jenen Würfel daher für einen Altar. —

Dieses Heiligthum der alten Zeit führt uns zu einem anderen, welches seine Entstehung dem frommen Sinne des Mittelalters verdankt. In einer rauhen, wilden Gegend auf der westlichen Seite der Insel liegt in einsamer Abgeschiedenheit von der Welt das reiche Kloster Neamoni, welches nach der Angabe seiner Mönche vom Kaiser Konstantin IX. mit dem Beinamen Monomachos in der Mitte des 11. Jahrh. gestiftet worden seyn soll. Sehenswerth ist besonders die prachtvolle Kirche, unglaublich der Reichthum des Klosters, welches die Hälfte

36) *Strab.* l. l. *Eustath.* ad Odyss. III, 170. 37) *Thuc.* VIII, 15. 38) *Herod.* I, 160. 39) *Appian.* Mithrid. 47. 40) *Plin.* H. N. XXXI, 38. 41) *Aristot.* Polit. IV, 4. 42) VIII, 45. 43) *Steph. Byz.* s. h. v. *πλησίον Χίου. Thuc.* VIII, 24. 44) *Steph. Byz.* s. h. v. *Βολισσός, πόλις Αἰολικὴ ἐπ' ἄκρου, Χίου πλησίον. Thuc.* VIII, 24. *Ann. Comnen.* Alexiad. VII. 45) Vit. Hom. ap. *Herod.* 24. 46) *Thuc.* VIII, 24. *Plut.* de virtut. mulier. ed. *Hutten.* Vol. VIII. p. 267. 47) *Thuc.* VIII, 38. *Steph. Byz.* s. h. v. *Xenoph.* hist. gr. I, 5, 15. *Diod.* XIII, 76.

48) *Herodot.* V, 33. 49) S. Luk. Holsten zu Stephanos unter *Χίος.* 50) *Herodot.* VI, 26. 51) In der Entfernung weichen die Reisebeschreiber etwas von einander ab, doch ist die Richtung, in der sie den Ort von der Stadt angaben, bei allen dieselbe. 52) Murhard 2. Th. S. 351 ff. hat den Ort am Weitläufigsten beschrieben.

der besten Ländereien der ganzen Insel besitzen und 50,000 Piaster jährliche Einkünfte haben soll, lobenswerth die unverdrossene Thätigkeit und der beharrliche Fleiß seiner Mönche, die auch das dürreste Land und den steinigsten Boden zum Anbau fähig gemacht, überall Pflanzungen von Feigen, Oliven, Mandeln, Granaten und Maulbeerbäumen angelegt haben, und jährlich eine bedeutende Quantität Seide liefern.

Die ältesten Bewohner der Insel Chios. Nach Menekrates dem Elaiten [53]) wurde anfänglich die ganze nachmalige ionische Küste Kleinasiens von Mykale an, so wie die nahe gelegenen Inseln, von Pelasgern bewohnt, und nach Strabon [54]) gaben sich die Chier selbst für Nachkommen der thessalischen Pelasger aus. War Chios Ursitz der Pelasger: so muß sich eine Annäherung der Anfänge seiner Geschichte an die der Inseln des ägeischen Meeres überhaupt finden lassen, auf welchen sich unzweifelhaft pelasgische Institute zu erkennen geben. Diese Annäherung findet sich bei Diodoros [55]) in zwei Stellen. In der ersten Stelle läßt Diodoros die Heliaden von Rhodos aus, sich über die Inseln nordwärts ausbreiten und den Makar bis nach Lesbos kommen; in der zweiten aber läßt er den Makareus von Lesbos ausgehen und durch dessen Söhne die Inseln Chios, Samos, Kos und Rhodos besetzen; er führt dabei an, daß diese Inseln auch *νῆσοι τῶν μακάρων* genannt wären. Für diese letztere Benennung ist auch Mela Zeuge [56]). Aber beide Schriftsteller sind ungewiß über die Ableitung dieser Benennung und sie bringen beide dieselben Erklärungen bei, indem sie entweder den Makar oder Makareus und dessen Nachkommen, welche diese Inseln beherrscht hätten, oder die Vortrefflichkeit ihres Bodens und Klima's, nüchterner und in einer Hinsicht nicht einmal auf Chios anwendbar, für die Ursache dieser Benennung halten. Nach unserem Dafürhalten beruht diese Benennung auf religiösem Grunde. So heißt es bei Herodotos [57]), daß die Stadt Oasis in der Nähe der Sitze der Ammonier auf Hellenisch *νῆσος μακάρων* heiße; so nennt Lykophron [58]) die böotische Thebä *νῆσος μακάρων*, und Tzetzes führt dabei ein altes Epigramm an, in welchem er denselben Ausdruck auf jene Thebä bezieht; so führt Suidas nach dem Parmenides an, daß die Akropolis der böotischen Thebä vor Alters *μακάρων νῆσοι* genannt sei, und Hesychios bestätigt es; dahin ist auch die Stelle in der Ilias (XXIV, 544) zu rechnen, wo anstatt der jetzt angenommenen Lesart *Μάκαρος ἕδος* in einer Handschrift, so wie bei Suidas, Julianos, Plutarchos, Dion Chrysostomos *μακάρων ἕδος* gefunden wird [59]). Aber von besonderer Wichtigkeit ist für die Erläuterung dieser Benennung eine Stelle bei Stephanos, bei welchem es unter *Ἴμβρος* heißt: *νῆσός ἐστι Θρᾴκης, ἱερὰ Καβείρων καὶ Ἑρμοῦ, ὃν Ἴμβραμον λέγουσι μάκαρες* [60]). Diese *μάκαρες* nun führen ohne Zweifel auf eine hieratische Sprache zurück, von welcher sich die Spuren genugsam und namentlich in fünf Stellen beim Homeros erhalten haben. Es scheint daher wegen der verwandten Stammformen auch zwischen *ναός* und *νῆσος* eine Verwandtschaft und vielleicht der Begriff einer Niederlassung angenommen werden zu dürfen. Wie nun auf Lesbos, Lemnos, Imbros u. s. w. jene uralte, unzweifelhaft pelasgische Verbindung von Weisheit und Priesterthum mit der Metallurgie nachgewiesen werden kann, so auch auf Chios. Hier ist aber der Name Äthalia, den die Insel in ältester Zeit geführt haben soll, von größter Bedeutung. Denn durch diesen Namen wird Chios so unverkennbar an Lemnos gekettet, daß nichts hindert, auch dort dieselbe metallurgische Priesterinnung wahrzunehmen. So hieß nämlich Lemnos ebenfalls nach Polybios [61]) Äthaleia und Äthale [62]), ein Name, der offenbar in der Bearbeitung des Eisens seinen Grund hatte. Daher ist auch der Metallkünstler Glaukos beiden Inseln, Lemnos und Chios, gemein [63]). Es läßt sich daher annehmen, daß auf Chios eben solche Priesterschaft mit Eisenwerkstätten, wie auf Lemnos existirte.

Gehörte nun aber der Name Äthalia der pelasgischen Urzeit der Insel an, so scheint der Name Chios mit einer zweiten Bevölkerung derselben zusammen zu hängen und in demselben ungefähr derselbe Begriff wie in jenem zum Grunde zu liegen. Denn nach Diodoros [64]) soll der kretische Rhadamanthys seinem Sohne Önopion, der von Andern des Dionysos Sohn genannt wird [65]), die Insel Chios übergeben haben. Von Kreta, dem Sitze telchinischer und korybantischer Priesterschaften, konnten aber nur den lemnischen verwandte Priesterinstitute kommen. Die Deutungen des Namens Chios, welche Stephanos und Pausanias [66]) erhalten haben, nämlich weil bei der Geburt eines Sohnes des Poseidon auf der Insel Schnee gefallen sei, oder wegen einer Nymphe Chion, gehören späterer Zeit an, und ist vielleicht die erstere dem Witz des Tragikers Jon zuzuschreiben. Daß an die Kolonie des Önopion der Ursprung des Weinbau's auf Chios geknüpft wird, mag nicht bloß aus seinem Namen abgeleitet worden seyn, sondern wirklich auf alter Überlieferung beruhen und beweisen, daß sich auch nach Chios frühe schon die Mysterien des Dionysos ver-

53) *Strab.* XIII. p. 621. 54) *Strab.* l. l. 55) *Diodor.* V. 57. 81. 56) *Pomp. Mel.* II. 7. 57) *Herod.* III, 26. 58) *Lycophr. Cass.* v. 1204. 59) Vgl. Heyne's Komment. 8. Th. S. 711. 60) So nämlich haben die Handschriften und alten Ausgaben; Berkel hat *οἱ Κᾶρες* emendirt und stützt sich dabei auf Eustathios zu Dionysios (v. 524). Aber auch bei Dion. darf man es für nichts Anderes als eine Emendation halten, sei es von einem Abschreiber, oder von Eustathios selbst; denn dunkler ist unstreitig die Lesart *μάκαρες* als *οἱ Κᾶρες*. 61) *Polyb.* XXXIV, 11, 4. Vgl. auch *Steph. Byz.* und *Etym. Magn.* s. v. *Αἰθάλη*. 62) So auch der attische Demos der Äthaliden, vgl. Hesychios s. v. *Αἰθαλία*. 63) Vgl. *Steph. Byz.* l. l., welcher irrig (doch stimmt mit ihm überein *Suidas* s. v. *Γλαύκου τέχνη*) den einen Glaukos einen Samier, den andern einen Lemnier nennt. Nach Herodotos I, 21 — 25., *Athen.* V, 45., *Pausan.* X, 16. war der eine Glaukos ein Chier und erfand das Löthen des Eisens. 64) *Diod.* V, 79. 65) *Pausan.* VII, 4. 66) *Steph. Byz.* s. h. v. *Paus.* l. l. — *Isidor.* origg. XIV, 6. leitet den Namen Chios aus dem Syrischen her, wo es Mastix bedeute. Bochart (Canaan I. 9. p. 383.) widerlegt ihn, leitet aber selbst den Namen aus dem Syrischen ab, von Chivja, welches eine Schlange bedeutet, weil nach *Aelian.* de animal. XVI, 39. einst auf der Insel ein mächtiger Drache gehaust haben soll. Hätte der gelehrte Mann doch gewußt, daß die Insel wirklich einst auch Ophiusa genannt wurde, um seine weit hergeholte Erklärung noch besser zu begründen!

breiteten. Nach dem Jon (bei Pausan. a. a. O.) kamen aber auch in Önopion's Zeitalter Karer und Abanten aus Euböa nach Chios und die Joner trafen bei der Besitznahme der nach ihnen benannten Küste, nach Pherekydes Bericht [67]), auch noch Lalager in jenen Gegenden und auf Chios und Samos. Über die Art, wie Chios an die Joner kam, gibt es zwei Erzählungen. Nach Pausanias, der sich auf Jon beruft, herrschte noch Önopion Amphiklos auf der Insel, und im vierten Gliede nach ihm Hektor, der die Abanten und Karer um die Zeit der ionischen Wanderung von der Insel vertrieb. Dieser Hektor soll darauf an den gemeinschaftlichen Opfern der Joner Theil genommen, d. h. sich an ihre Eidgenossenschaft angeschlossen haben und für seine Tapferkeit von den Jonern mit einem Dreifuß belohnt seyn. Dagegen behauptet Strabon [68]), wahrscheinlich nach Pherekydes, daß der Joner Egertios, nach anderer Lesart Egertilos, mit einem gemischten Volkshaufen von Chios Besitz genommen habe. Eine Vereinigung beider Nachrichten dürfte darin gefunden werden, daß die Joner bei ihrer Einwanderung einen einheimischen Fürsten für freiwilligen Übertritt mit dem ruhigen Besitz seiner Herrschaft auf Lebenszeit belohnten. Jon konnte aber gerade hierauf aus Nationalstolz Gewicht legen und verschwieg die nachfolgende Besitznahme durch die Joner. Übrigens mag denn doch jener gemischte Volkshaufe ziemlich von derselben Art und Beschaffenheit gewesen seyn, wie die an der gegenüber liegenden Küste sitzenden Joner, da nach Herodotos (I, 142.) die Chier und Erythräer einerlei Dialekt sprachen.

Inneres Leben der Chier. Für die Betriebsamkeit und den Wohlstand der Chier haben wir unverdächtige Zeugnisse. Thukydides (VIII, 24.) nennt die Insel *καλῶς κατασκευασμένη*, welches sich wol hauptsächlich auf die gut angebauten Felder bezieht; derselbe (VIII, 45.) *πλουσιώτατοι τῶν Ἑλλήνων*, und (VIII, 15.) bezeichnet er Chios als den größten und wichtigsten Stat unter den Bundesgenossen der Athenäer. Diese Macht und dieses Ansehn waren auch so anerkannt, daß die Athenäer sie und die Lesbier allein nicht zwangen, ihre Schiffe auszuliefern, und daß von den Chiern die Meinung herrschte, wessen Partei sie ergriffen, der werde den Sieg erringen (Isocrat. in panegyr.). Die Chier stellten zu dem Kriege gegen die Perser, welchen Histiäos und Aristagoras erregten, 100 Schiffe [69]), und nach der Niederlage der Athenäer auf Sikelien konnten sie noch mit 60 Schiffen die See halten [70]). Dieser Wohlstand erhellt ferner aus der großen Anzahl von Sklaven auf Chios, so daß Thukydides (VIII, 40.) der Meinung ist, es habe außer Lakedämon wol kein anderer Stat in Hellas so viele Sklaven. Dasselbe bezeugt Stephanos [71]), welcher die Sklaven der Chier mit den Heiloten der Spartiaten vergleicht, und Athenäos (VI, 88.), nach Theopompos, der auch eines Aufstandes der Sklaven gedenkt, und die Chier beschuldigt, zuerst unter den Hellenen Sklavenhandel getrieben zu haben.

Statsverfassung. Chios war demnach ein reicher Handelsstat und daraus läßt sich im Allgemeinen auch schon auf seine Verfassung schließen [72]). Unbekannt ist zwar, wann und wie sich aus dem Königthum die Republik entwickelte, unbekannt ist überhaupt der politische Zustand der Insel vor den Perser-Kriegen, aber häufig scheint Chios von Tyrannen beherrscht worden zu seyn. Die ältesten derselben, deren Namen auf die Nachwelt gekommen, sind wol Amphiklos und Polyteknos [73]), welche nach Hippias von Erythrä an den bürgerlichen Zwistigkeiten der Erythräer Theil nahmen. Allein die Zeit ihrer Herrschaft ist nicht auszumitteln, wenn man nicht etwa den Krieg der Erythräer gegen die Chier, dessen bei Plutarchos Erwähnung geschieht [74]), und auf den Herodotos anspielt, als eine Folge jener Theilnahme ansehen will. Dieser Krieg scheint aber nicht lange vor den Kämpfen der Milesier mit den lydischen Königen Sadyattes und Alyattes geführt zu seyn, also nicht lange vor der Zeit, da Drakon den Athenäern seine blutigen Gesetze gab (624); denn die Chier leisteten den Milesiern Beistand gegen die Lyder, weil sie von jenen gegen die Erythräer unterstützt worden waren (Herod. a. a. O.). — Als aber Dareios seinen Feldzug gegen die Skythen unternahm, übte auf Chios ein Tyrann Strattis Gewalt aus [75]). Doch mochte die damalige Tyrannei erst Folge seyn von der Unterjochung durch die Perser. Seiner Herrschaft scheint darauf Aristagoras, als er den Aufruhr der Joner gegen die Perser einleitete, ein Ende gemacht zu haben [76]). Obwol nun [77]) Mardonios nach Beendigung des ionischen Aufstandes die Demokratien bestätigte oder einführte, wahrscheinlich, um sich die Joner bei dem beabsichtigten Feldzuge gegen Athenä und Eretria zu verpflichten, und eine zweite Empörung in seinem Rücken zu verhüten: so kommt doch wiederum zur Zeit der Schlacht bei Salamis ein Tyrann, Namens Strattis, auf Chios vor [78]) (ob mit dem vorigen eine Person, ist ungewiß), gegen den eine unternommene Verschwörung ohne Erfolg blieb. Indeß wandten sich die Häupter der Verschwörung an die Spartiaten und dann an die verbündeten Hellenen und baten um Hilfe gegen den Tyrannen. Es läßt sich daher vermuthen, daß auch dieser Tyrannei nach dem glücklichen Ausgange des Perser-Krieges ein Ende gemacht worden sei. Somit läßt sich ein öfterer Wechsel der Regierungsform auf Chios vermuthen, um so mehr, da uns Schriftsteller des Alterthums heftige innere Kämpfe auf Chios versichern [79]). Diese Kämpfe scheinen vornehmlich zwischen den Oligarchen und Demokraten bestanden zu haben [80]). Wenn nun auch vielfältig die Verfassung auf Chios oligarchisch gewesen seyn mag, besonders während des peloponnesischen Krieges [81]): so zeugen doch auch Münzen und Inschriften für die Demokratie [82]). Der

67) *Strab.* XIV, p. 632. 68) *Strab.* l. l. p. 633. 69) *Herodot.* VI, 8. 15. 70) *Thuc.* VIII, 6. 71) *Steph. Byz.* s. v. *Χίος.*

72) S. Kortüm's hellen. Statsverfassungen S. 115. dazu Tittmann's griech. Statsverf. S. 436. 73) *Athen.* VI, 74. vgl. damit *Aristot.* Polit. V, 6. 74) *Plut.* de virtut. mulier. ed. *Hutten.* Vol. VIII. p. 267. *Herodot.* I, 18. 75) *Herodot.* IV, 138. 76) *Herodot.* V, 37. 38. 77) *Herodot.* VI, 43. 78) *Herodot.* VIII, 132. 79) *Aelian.* var. hist. XIV, 25. *Plut.* de capiend. ex hostib. utilit. ed. *Hutten.* Vol. VII. p. 284. 80) *Aristot.* Polit. III, 9. V, 6. 81) *Thuc.* VIII, 9. 14. 82) Vgl. Tittmann a. a. O.

Wechsel dauerte gewiß größten Theils, wenigstens seit dem mithridatischen Kriege, auf den politischen Unterschieden, welche in Hellas überhaupt herrschten; die kleineren Staaten mußten sich auch hierin den größeren fügen. Einstweilen unter den Römern blieb den Chiern immer noch die Schatten von Freiheit, wenigstens kommen noch Volksversammlungen vor [83]. Erst unter Vespasianus wurde die Insel als römische Provinz behandelt, mit anderen unter einen Prätor gestellt.

Unter türkischer Herrschaft stand die Insel stets in billigeren Verhältnissen als andere Theile des unglücklichen Griechenlandes, welches sie zuerst der Vermittelung Frankreichs [84], nachher ihrem Mastix zu verdanken hatte. Sie ist der Sultanin als Apanage angewiesen und steht unter ihrem besondern Schutze. Es herrschte bisher ein Muselim auf derselben; außerdem hatte sie einen Aga als Befehlshaber, der allein die Mastixdörfer regierte. An diese Sultanin mußten nun zwar bedeutende Abgaben entrichtet werden, und außerdem war die Insel noch den Plünderungen des Kapitan-Pascha ausgesetzt; allein dessen ungeachtet unterschieden sich die Chier wesentlich von den übrigen Griechen, weil sie sich noch eines Schattens innerer Freiheit erfreueten. Sie standen nämlich unter fünf Vorstehern (3 griech. und 2 kathol. Religion), welche alle bürgerliche Angelegenheiten leiteten und die ganze innere Verwaltung in Händen hatten, weßhalb sie auch ein bürgerliches Gericht bildeten und die von den türkischen Behörden geforderten Abgaben vertheilten und in Empfang nahmen. Außerdem hatte die Insel ihre selbst gewählten Sanitäts-Beamten. Für den bedeutendsten Vorzug konnte man aber das Recht ansehen, daß die Chier ihre Notarien aus ihrem Volke haben durften, deren Akten bei den türkischen Gerichten als giltige Dokumente angenommen wurden.

Künste und Wissenschaften. Was den Sinn der Chier für Wissenschaften und Künste betrifft, so bedarf es nur der Erinnerung an den göttlichen Homeros. Chios stritt vielleicht mit mehrerem Rechte, als andere Städte, für die Ehre, das Vaterland des unsterblichen Sängers zu heißen. Zählte aber auch Chios nie einen Homeros oder einen Homeriden unter seinen Söhnen, so nahm es doch mit großem Enthusiasmus die homerischen Gesänge auf und besorgte eine Ausgabe derselben — *ἡ Χία ἔκδοσις* —; und unter den Diaskeuasten wird ein Chier, Namens Kynäthos, aufgeführt [85]. Aber auch späterhin brachte Chios Männer hervor, die ihrer Bildung wegen schon von den Alten gepriesen wurden. So sind auf uns gekommen, wenn gleich leider nur durch unbedeutende Bruchstücke oder allein durch ihre Namen: der Tragiker Jon, der sich auch als Prosaiker Verdienste erwarb; Theopompos, der den Thukydides fortzusetzen unternahm und des Makedoniers Philippos denkwürdige Thaten beschrieb; Skymnos, der die damals bekannte Erde beschrieben hat; Metrodoros, vielfach erwähnt von dem älteren Plinius und von Athenäos (IV, 82.); Theokritos, der Sophist, und der Philosoph Ariston, Stifter einer neuen Schule. Unter den Künstlern aber hat sich Glaukos dauernden Ruhm erworben, und das Andenken des Malas nebst seinen Nachkommen Mikkiades, dem Sohn, Anthermos, dem Enkel, und Bupalos und Anthermos, den Urenkeln hat Plinius [86]) uns erhalten.

Auch den Chiern gibt Olivier das ehrenvolle Zeugniß, daß sie einen entschiedenen Hang zum Handel, einen lebhaften Geschmack für Künste und einen unternehmenden Geist zeigten; und gewiß nicht mit Unrecht, denn auch die Zeiten der tiefsten Erniedrigung der Chioten haben die unzweideutigsten Beweise davon aufgestellt. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. brachte Chios den Leon Allatios hervor und noch unter uns lebt der gelehrte Koray und behauptet als Bearbeiter hellenischer Meisterwerke einen hohen Rang unter den neueren Kritikern und Sprachforschern. Ja auf Chios hatte sich auch vor dem letzten namenlosen Unglück, welches die schöne Insel getroffen hat, eine eifrig besuchte Schule gebildet, die, durch ein ernstes Studium der Sprache der Vorfahren, die verfälschte und entartete neugriechische Sprache zu verbessern strebte.

Geschichte von Chios. Die Geschichte der Insel vor der Gründung des Reiches der Perser ruht in einem undurchdringlichem Dunkel. Als aber die Perser sich über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, da bewiesen die Chier eben keinen hellenischen Gemeinsinn. Denn den freiheitliebenden Phokäern, die dort ihr Vaterland suchten, wo ihnen nach eigenen Gesetzen zu leben vergönnt war, und deßhalb den von Persern hart bedrängten Sitz ihrer Väter dahinten ließen, verweigerten die Chier die Inseln, welche im Alterthume die Onussen hießen, zu verkaufen, aus kleinlicher Eifersucht, daß die Phokäer ihrem Handel dereinst Abbruch thun möchten [87]). Zum Andern aber ergaben sich die Chier, als die Joner auf dem Festlande von den Persern nach tapferer Gegenwehr zum Gehorsam gezwungen waren, dem Kyros ohne Schwertschlag [88]). Und endlich lieferten sie den Persern den landesflüchtigen Paktyes aus [89]). Das war darum verrätherisch und gottlos gethan, weil sie den Mann aus dem Tempel der Athenäa Poliuchos hinweg schleppten und zum Lohn die Landschaft Atarneus in Mysien, der Insel Lesbos gerade gegenüber gelegen, annahmen. Solche Thaten haben sich wol wenige der Hellenen zu Schulden kommen lassen und sie mögen auch nur zu erklären seyn aus einem engherzigen Krämersinn, der sich dabei deutlich genug offenbart. Was die nächstfolgende Zeit, da die Chier unter persischer Botmäßigkeit standen, betrifft, so mußten sie sich wol, wie die übrigen Joner, einen Tyrannen gefallen lassen und so wird Strattis unter den ionischen Heerführern im skythischen Feldzuge genannt [90]). Waren es vielleicht nur die Oligarchen gewesen, die jene unedeln Thaten verübt hatten, und schlug in dem Volke noch eine bessere Ader, oder ermannten sich die Chier überhaupt wieder in der Zeit ihrer Knechtschaft: genug,

83) *Appian.* Mithrid. 46. 84) Vgl. Lewenklaw's newwe Chronica Türckischer Nation Franckfurt 1595. S. 66. 85) Schol. ad. *Pind.* Nem. I. *Fabric.* bibl. gr. I, p. 356. 360.

86) *Plin.* H. N. XXXVI, 4. 87) *Herodot.* I, 165. 88) *Herod.* I, 169. 89) *Herod.* I, 160. 90) *Herod.* IV, 138.

sie nahmen wenigstens einen thätigen Antheil an der ionischen Empörung, welche von dem eigensüchtigen Tyrannen Histiäos eingeleitet und dem unedeln Aristagoras ausgeführt ward, und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit einer Tapferkeit, wie keiner ihrer Bundesgenossen [91]). Außer diesem Seetreffen, worin die Chier viel gelitten hatten, waren sie kurz zuvor noch von andern Unglücksfällen heimgesucht; denn von einem Chor von 100 Jünglingen, die sie nach Delos geschickt hatten, waren 98 durch die Pest umgekommen, und beim Einsturz eines Schulgebäudes in ihrer Stadt, hatte sich von 120 Knaben nur Einer gerettet. Nach der Seeschlacht bei Lade wurden sie nun aber noch von dem schändlichen Histiäos überfallen und mit Verlust geschlagen [92]). Daher fielen auch die Chier, wie die übrigen Hellenen auf den Inseln, leicht wieder in die Gewalt der Perser, und wurden von ihnen als Sklaven hinweg geführt [93]). Indeß scheint sich die Insel selbst von diesem schweren Schlage bald wieder erholt zu haben und sie steht zur Zeit der Schlacht bei Salamis wieder unter einem Tyrannen Strattis [94]); aber nach der Schlacht bei Mykale erlangt sie die Freiheit wieder und sie wird in den Bund der Athenäer aufgenommen [95]).

Unter der Hegemonie der Athenäer, welche Chios milder als die meisten andern Verbündeten behandelten [96]), hob sich die Insel bald zu bedeutender Macht und Ansehn, und leistete daher den Athenäern im peloponnesischen Kriege kräftigen Beistand, weßhalb sie denn auch von diesen gar sehr geachtet ward. Mußten die Chier auch eine neu erbauete Mauer bei ihrer Stadt auf die Foderung der Athenäer wieder niederreißen, so verstanden sie sich doch nur dazu auf die Versicherung der Athenäer, in den politischen Verhältnissen der Insel keine Änderungen vornehmen zu wollen [97]). Darauf mit den Peloponnesiern verbündet, entzogen sie auch Miletos und andere ionische Städte dem Bunde der Athenäer [98]). Allein Chios wurde seitdem selbst Schauplatz des Kriegs und war den Verwüstungen der Athenäer, nach ihrer Landung bei Kardamyle, ausgesetzt. Aus dieser drückenden Lage wurde sie erst befreit, als der Schauplatz des peloponnesischen Krieges, seinem Ende nahe, nach dem Hellespontos versetzt wurde. Alle diese für Chios wichtigen Ereignisse werden von Thuk. im achten Buche, von Diodoros im dreizehnten und von Xenophon im ersten der hellen. Geschichte erzählt.

So viel auch Chios während dieses Krieges für die Lakedämonier aufgeopfert und gelitten hatte, so wenig wurde es dafür nach dem Frieden belohnt; der Friede wurde drückender, als der Krieg gewesen war [99]). Was die Spartiaten zu Gunsten der Chier thaten, war wenig und konnte diese nicht bei guter Laune erhalten [1]). Die nächste Folge davon war, daß Chios nach der Schlacht bei Knidos mit vielen anderen Bundesgenossen von Sparta abfiel, und sich wieder mit Athenä in Verbindung setzte [2]). Aber eben so leicht wandten sich die Chier, als sich Athenä nach dem Treffen bei Naxos neuen Druck und Härte erlaubte, an die Thebäer, um diese mit ihrer Seemacht zu unterstützen [3]); und so erregten sie auch späterhin den Bundesgenossenkrieg [4]). Chios wurde nun zwar vom Chabrias belagert, aber nicht erobert [5]), und als Athenä dann, vom Perserkönige geschreckt, die Freiheit seiner Bundesgenossen anerkannte, wurde auch Chios wieder frei [6]). Darauf in dem Kriege des makedonischen Alexandros wurde der persische Anführer Memnon, unterstützt von der oligarchischen Partei, Herr der Insel [7]); aber dieser Zustand dauerte nur bis zu Memnon's Tode. Späterhin kommt Chios nur noch wenig vor in der Geschichte, oder ohne große Bedeutung; zuerst bei den Unternehmungen des Königs Philippos III. [8]). Nach diesem Kriege kommt Chios zum ersten Male mit den Römern in Berührung [9]). Eine zweite große Verwüstung erlitt die Insel in dem mithradatischen Kriege, in welchem sie zwar ihrer Gesinnung nach den Römern befreundet war, aber dieselbe wegen der Nähe der mithradatischen Macht nicht durfte laut werden lassen, sondern dem Könige von Pontos ihre Schiffe stellen mußte [10]). Als Mithradates aber die Zweideutigkeit der Insulaner inne wurde, schickte er unter dem Zenobios eine Heeresabtheilung nach Chios, ließ sich zuvörderst 2000 Talente bezahlen und darauf treulos Männer, Weiber und Kinder nach dem Pontos hinweg schleppen [11]). — Seit dieser Niederlage schweigt die Geschichte von Chios. Endlich brachte das Jahr 1566 über dasselbe die türkische Knechtschaft, nachdem die Genueser sich dort 200 Jahre behauptet hatten [12]). Damals erlitt die unglückliche Insel eine dritte große Verwüstung; und wurden auch die als Sklaven verstreuten Einwohner auf die Verwendung der französischen Regirung von den Türken zum Theil wieder in ihre Heimath zurückgeführt: so haben dieselben doch seitdem, mit kurzer Unterbrechung — 1694 wurde Chios von den Venetianern besetzt — das Joch der orientalischen Barbaren tragen müssen; und haben von denselben in unseren Tagen (1822) die vierte Verheerung ohne Namen und Maß erleiden müssen, von welcher sie sich, wie von den drei ersteren bald wieder erholen mögen; — das ist der Wunsch aller Gutgesinnten. (*Zander.*)

CHIPEWYAN, 1) eine Faktorei der Montrealer Pelzgesellschaft im westlichen Binnenlande Nordamerika's, nach Franklin unter 58° 42′ 38″ Br. und 266° 16′ L. am südöstlichen Ende des Athapescow- oder Bergsee, wohin die Chipewyer oder Chepewyans ihr Pelzwerk bringen, und die zu den einträglichsten der Gesellschaft gehört. — 2) Chipewyer, Chepewyans oder Schepewayer, ein großer indianischer Völkerstamm, der mit den Crihs von einerlei Ursprung ist, ebenfalls das Lenni Lenapé

91) *Herod.* VI, 15. 92) *Herod.* VI, 26. 27. 93) *Herodot.* VI, 31. 94) *Herod.* VIII, 132. 95) *Herod.* IX, 106. 96) *Thuc.* I, 19. III, 10. 97) *Thuc.* VIII, 5. 14. 98) *Thuc.* VIII, 17. 19. 99) *Isocr.* de pace c. soc. 32. 1) *Diod.* XIII, 55. *Xen.* Hell. III, 2.

2) *Diod.* XIV, 84. XV, 28. 3) *Diod.* XV, 79. 4) *Diod.* XVI, 7. 5) *Diod.* l. l. *Corn. Nep.* 6) *Diod.* XVI, 22. 7) *Arr.* II, 1. III, 2. *Diod.* XVII, 29. 8) *Polyb.* V, 24. 28. 29. 100. *App.* Mac. 3. *Plut.* de virt. mulier. ed. *Hutt.* Vol. VIII. p. 268. 9) *Liv.* XXXVI, 43 seq. XXXVII, 27. XXXVIII, 40. *Polyb.* XXII, 27. 10) *App.* Mithrid. 25. 11) *App.* Mithrid. 46. 47. 12) Lewenklaw's Chronica S. 65. 66.

redet und in vielerlei Abtheilungen zerfällt, indem die eigentlichen Chipewyer, die Binnen-, Nathana-, Hasen-, Rothmesser-, Zänker-, Berg-, Bogen-, Hundsribben-, Kupfer- und Nordindianer zu ihren Stämmen gehören. Der eigentliche Chipewyer bewohnt die Umgebungen des Sklaven- und Athapescowsees, des Athapescow- und Wollastonflusses: eine Abtheilung von denselben bewohnt aber auch das Gestade des Huronensee im nordamerik. Staate Michigan und hat sich über den Norden des nordwestlichen Gebiets verbreitet, wo Morse ihre Zahl in jenem auf 6025, in diesem auf 6665 Köpfe berechnet und wo sie in beständiger Fehde mit den Siwern leben. Im Gebiete Missuri bewohnen sie, nach Brown 3200 Köpfe stark, die Quellen des Mississippi, den Red und Corbeau und auch das nördliche Ufer des obern See, und leicht mag die Zahl aller eigentlichen Chipewyer auf 24,000 Köpfe steigen. Nach Franklin besitzt der Chipewyer keinesweges ein vortheilhaftes Äußere; sein Gesicht ist breit mit hervorstehenden Backenknochen und breiten Nasenlöchern. Jedoch hat er meistens gesunde Zähne und hübsche Augen. Wenn er sich zu den Forts begibt, trägt er sich wie die übrigen Canadier, nur hat er statt der Hosen indianische Strümpfe, welche vom Schenkel bis an die Knöchel reichen. Um die Hüften trägt er ein Stück Tuch, welches hinten und vorn locker herabfällt. Sein Jägerkleid besteht aus einem ledernen Hemde und Strümpfen, worüber er ein Laken wirft, während der Kopf mit einer Kappe von Pelzwerk bedeckt wird. Sein Benehmen ist zurückhaltend und eigennützig. Um jeden Artikel, der ihm in die Augen fällt, bettelt er auf das zudringlichste. Nie sah Franklin Leute, die ein Geschenk mit so wenig Anstand gaben oder nahmen. Sie rissen dasselbe dem Geber fast aus den Händen, oder warfen es im anderen Falle dem Empfänger vor die Füße. In ihren Zelten findet man die gastfreie Aufnahme, wie bei den übrigen Indianern Nordamerika's nicht; der Fremde geht hungrig aus ihrer Behausung, wenn er nicht Dreistigkeit genug hat, sich ungeladen über den Fleischkessel herzumachen. Der Eigenthümer rügt eine solche Unhöflichkeit nur durch das Runzeln der Stirn, indem er es unter der Würde eines Jägers hält, um ein Stück Fleisch ein weiteres Aufheben zu machen. Der Diebstahl kommt indeß selten bei ihnen vor. Ihre Kinder lieben sie leidenschaftlich, überhaupt sind ihnen die Bande der Blutsverwandtschaft heilig. Keine indianische Nation soll indeß dem Genusse geistiger Getränke sich mehr hingeben. Der südliche Chipewyer führt durchaus Schießgewehr, der nördliche behilft sich noch zum Theil mit Bogen und Pfeilen. Auch sie haben eine Naturreligion, verehren ein höchstes Wesen und haben Zauberer, die einen großen Einfluß behaupten. Ihre Häuptlinge haben nicht die geringste Macht, wahrscheinlich weil wenigstens die im westlichen Binnenlande jetzt mit ihren Nachbaren sämmtlich in Frieden leben. Sie gelten für schlechtere Jäger, als die Crihs, indeß ist auch das Rennthier in ihrem Gebiete so häufig, daß es ohne bedeutende Gewandtheit erlegt werden kann; ihre Trägheit ist, wo möglich, noch größer. Sonst lieferten sie wol 600 bis 800 Ballen an die Faktors ein, jetzt selten mehr als die Hälfte und auch bei weitem weniger Fleisch. Mit den Eskimoern, die ihre alten Feinde waren und mit welchen sie eine Art von Vertilgungskrieg führten, haben sie sich durch die Bemühungen der Pelzhändler versöhnt *). (*Hassel.*)

CHIPPENHAM, Borough in der engl. Shire Wilts, der 2 Deputirte zum Parliament sendet. Er liegt am Avon, worüber eine geschmackvolle, mit Balustraden und Lampen versehene Brücke von 21 Bogen führt, ist gut gebauet, hat eine geräumige Kirche, die verschiedne Denkmäler alter und neuer Zeit enthält, 566 Häus. und 3410 Einw., die Feintuch weben und Wochen- und 5 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

CHIPPING, 1) mit dem Zunamen Norton, Marktfl. in der engl. Shire Oxford mit 1 Kirche, deren Fenster von Kennern geschätzt werden, und 1975 Einw., die Pferdedecken und grobe wollne Zeuge liefern; 2) mit dem Zunamen Ongas, Marktfl. in der engl. Shire Essex, nur aus einer einzigen Straße bestehend, auf deren Ostseite man die Trümmern eines Schlosses sieht, hat 678 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten; 3) mit dem Zunamen Sodbury, Marktfl. der engländ. Shire Gloucester mit 1235 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte, welche letztern zu den größten Käsemärkten des Reichs gehören, halten. (*Hassel.*)

CHIQUIACOBA (19° 57′ südl. B.), ansehnlicher See in Peru in Südamerika, aus dem die Flüsse Huallago und Ucayale fließen. (*Stein.*)

CHIQUIMULA, 1) eine Seeprovinz, die zu dem mittelamerikanischen State Guatemala gehört. Sie reicht von 285° 59′ bis 288° 8′ L. und von 14° 20′ bis 15° 52′ nördl. Br. und gränzt im N. an die Bai von Honduras, im O. an den Stat Honduras, im S. an die Prov. Sonsonate, Escuintla und Sacatepeques, im W. an Verapaz. Sie lehnt sich zwar im S. an das Hochplateau, ist aber meistens Stufenland, das gegen die Küste der Hondurasbai und die Laguna Dolce allmälig abfällt, hat daher meistens ein sehr heißes Klima und wird von dem Rio Grande, der sich nach der Hondurasbai wendet, und den beiden Flüssen Lorenzo und Tancoa, die der Laguna Dolce zufallen, bewässert: außer dieser Laguna, deren Ostseite ganz in dem Umfang der Prov. fällt, hat sie noch den See Atescatempa. Ihre Hauptprodukte sind Mais, Reis, Kakao, Zuckerrohr, wovon man Panelas macht, Gummi, Baumwolle, schöne Farbe- und Tischlerhölzer (Mahagoni, Campeche, Brasilienholz), europäische Hausthiere, die zum Theil verwildert sind, Fische, Bienen, auch edle Metalle, doch wäscht man bloß Gold aus Flüssen und Bächen; aber von allen kommen doch bloß Zuckerroht, Panelas, Baumwolle, Gummi, lebendes Vieh und Häute in den Handel, und die Einw. ziehen einen bedeutenden Vortheil von der großen Heerstraße, die von Meriko durch ihre Prov. nach Guatemala läuft. Ihre Zahl mag sich jetzt wol auf 75,000 bis 80,000 belaufen: schon 1778 wurden 52,423 gezählt, die in 30 Dörfern wohnten; diese bildeten 12 zur Diözese und 8 zu Guatemala gehörige Kirchspiele. Der größte Theil hat sich auf der nächsten Terrasse des Gebirgs

*) Mehr von ihnen s. weimarsches Handbuch XVI. S. 354 bis 363, so wie Hearne's u. Franklin's Reisen, letztre in der weimar. Übersetzung S. 185 bis 193.

zusammengedrängt; das Gestade ist entvölkert. Die Indianer reden die Chortisprache, verstehen aber sämmtlich spanisch, obgleich wenige Nachkömmlinge derselben im Lande vorhanden sind. Schon 1530 war das Land den Spaniern unterworfen: es bildete seither ein Corregimiento, das in die beiden Distrikte Chiquimula und Acasaguastan abgetheilt war.— 2) Eigentlich Chiquimula de la Sierra, der Hauptort der Prov. und des Distrikts Chiquimula, hoch im Gebirge, unter 14° 20′ N. Br. 287° 16′ L., hatte 1778 2885 Einw., worunter 296 Weiße, und war der Sitz des Corregidor *). (*Hassel.*)

CHIQUITOS, ein Zweig der Anden, der sich zwischen 20 bis 21° S. Br. von der Cordillera Real losmacht und das Thal des Titicaca begränzt. Es theilt sich wieder in 3 Äste: a) das eigentliche Chiquitosgebirge. Es trennt sich 20° 10′ S. Br. von der Cordillera, umschließt den S. und SO. des Titicacathals und scheidet die Gewässer desselben von den Quellenflüssen des Pilcomayo. Seine anfänglich östliche Richtung geht nach NO. in die Nähe von Cicacica, in dessen Nähe es wegläuft, sich mit Zweigen der Cordillera de Acamu an zwei Stellen verbindet und dann in 2 Ästen: dem Gebirge Tapicures auf der Nordgränze der Provinz S. Cruz de la Sierra und der Prov. Chiquitos, der Sierra altissima, welche in die Prov. Mizque und S. Cruz de la Sierra bis in die Nähe von deren Hauptstadt streicht, und dem Gebirge Chuquisaca, zu dem der berühmte Cerro de Porco oder Silberberg von Plata gehört, nach O. fortläuft. b) Das brasilianische Gebirge, das sich aus der Prov. Chiquitos zwischen den Quellen des Guaporé und des Paraguay, zwischen 15 bis 17° S. Br. über Brasilien 420 Meilen weit verbreitet. Es wirft sich im O. hinter Rio Janeiro bis an die lange Serra do Mar, im SW. bis nach Montevideo, im NO. streicht es durch die Capitanias Minas Geraes, Bahia und Sergipe bis 10° S. Br. Die Höhe der eigentlichen Cordillera erreicht kein einziger dieser Zweige, die übrigens überall reich erzführend sind und an ihrem Fuße Diamantenlager haben. (*Hassel.*)

CHIQUITOS, die Provinz. Ein südamerikanisches Binnenland, das im N. und O. mit Brasilien, im S. mit Paraguay, im W. mit Charcas, Cochabamba und Moxos gränzte, und jetzt mit Moxos das Departement Santa Cruz de la Sierra des Freistats Bolivia ausmacht. Es ist fast eine völlige Wildniß, die den Namen von dem Chiquitosgebirge führt, im O. den Paraguay, im W. den Chiquitos hat, und so hoch gelegen ist, daß eine Menge Flüsse daraus sowol dem Paraguay als der Madeira nachgehen. Auch hat es mehre Lagunen und Binnenseen, worunter der Ubai, aus welchem der Chiquitos oder wie er weiterhin heißt, der Inambari abfließt. Das Land trägt den Charakter der südamerikanischen Hochebenen, und steht fast als ein einziger undurchdringlicher Wald da, worin erst wenige Punkte gelichtet sind. Das Klima ist sehr heiß und die Luft wegen der vielen stagnirenden Gewässer und der dichten Wälder höchst ungesund. Seine Bewohner, die Chiquitos, behaupteten ihre Unabhängigkeit bis Ende des 17. Jahrh., und alle Bemühungen, sie zu unterjochen, blieben fruchtlos, bis die Jesuiten als Missionare zu ihnen kamen. Diese sammelten nach und nach einen Theil des Stammes in 10 Missionen: la Concepcion, el santo Corazon, S. Ignacio, S. José, S. Juan, S. Miguel, S. Rafael, Santjago und S. Xavier, und bewogen ihn, seine umher schweifende Lebensart zu verlassen, das Kreuz zu nehmen und sich unter die Leitung der Väter zu bequemen. In diesen 10 Missionen mögen höchstens 8000 Indianer leben. Aber ein anderer, vielleicht eben so großer Theil birgt sich in den Waldungen, und lebt dort unabhängig und unbezwungen nach väterlicher Sitte. 1767 wurden die Jesuiten aus den Missionen gejagt, aber die Franziscaner und Dominicaner, die sie ersetzen wollten, besaßen weder den frommen Eifer, noch die Umsicht der jesuitischen Väter, und die blühenden Kolonien sanken zurück, indem Viele der Bekehrten sie verließen und sich zu ihren Waldbrüdern begaben. 1825 rückten die Brasilianer in das Land, verließen es jedoch bald, worauf Bolivia den wüsten Landstrich, so wie Moxos zu dem Departemente Santa Cruz de la Sierra gezogen hat. Er liefert Honig, Wachs, kostbare Gummiarten, Wildhäute und Balsam, womit die Geistlichen, die einzigen Europäer der Provinz, nach Bolivia handeln, auch bringen sie viele, von den Indianern gewebte baumwollene Zeuge dahin zu Markte (nach Alcedo und Röding). (*Hassel.*)

CHIRAC, Stadt im Bez. Marvejols des franzöf. Dep. Lozère, nahe an der Coulagnes, mit 260 Häus., 1580 Einw. und Wollenzeugweberei. (*Hassel.*)

Chiragra, s. Gicht.

Chirayta, s. Gentiana.

CHIRENS, Marktfl. im Bez. Tour du Pin des franz. Dep. Isère, mit 1510 Einw., hat Ziegeleien und Kalkhütten. (*Hassel.*)

CHIRIGUANAS, ein Indianerstamm in dem Depart. Cochabamba des Stats Bolivia, der um 18° S. Br. lebt, zwar seine Unabhängigkeit behauptet, aber mit den Kolonisten in Freundschaft und Frieden sich befindet, und ihnen Honig, Wachs, Baumwolle und Mais verhandelt. Azara erwähnt ihrer unter den Stämmen der Platastaten nicht. (*Hassel.*)

CHIRIQUI, so heißt ein Fluß, ein Kanal und eine Bai oder Laguna in dem Distr. Veragua des Columbiadepart. Isthmo. Der Fluß, welcher auf dem Hochbuckel der Anden entsteht, strömt dem caribischen Meere zu, wo er in die zwischen 8° 50′ bis 9° 20′ N. Br. und 295° 15′ bis 296° 10′ L. belegene Laguna de Chiriqui ausströmt, die durch die inselreiche Boca de Chiriqui ihr Wasser in das Meer ausschüttet. Diese Boca wird durch ein Eiland, worauf die Punta de Balientos liegt, in 2 Arme getheilt. (*Hassel.*)

CHIROCENTRUS. Unter diesem Namen hat Cuvier eine Fischgattung aufgestellt, die zu den Bauchflossern mit weichstrahligen Flossen gehört. Sie hat einige Ähnlichkeit mit den Häringen, und heißt daher in Bloch's System Clupea dentex; und auch mit den Hechten, daher bei Lacépède Esox chirocentrus; doch scheinen andere Charaktere die Eigenthümlichkeit der Gattung zu rechtfertigen. — Diese Fische haben beide Kiefer mit

*) Größten Theils nach Ixarros und dem weimar. Handbuche.

einer Reihe Zähne besetzt, welche stark und konisch sind, und wovon die zwei mittlern der obern Reihe und alle der untern außerordentlich groß sind. Ihre Zunge und ihre Kiemenbogen sind ebenfalls mit Zähnen besetzt. Über jeder Brustflosse ist eine lange, zugespitzte Schuppe; die Strahlen der Brustflossen sind sehr hart, der erste besonders stark; ihr Körper ist lang ausgezogen, von den Seiten zusammengedrückt, und unten schneidend; die Brustflossen sind sehr klein; die Rückenflosse, der Afterflosse gegenüber gestellt, ist kürzer, als diese.

Die einzige Art: Ch. dentex, ist aus dem indischen Meere. (*Lichtenstein.*)

CHIROCERUS, eine Wespengattung nach Latreille aus der Familie der Schenkelwespen (Chalcidiae), durch die griffelförmigen Fühler von den übrigen Gattungen verschieden. (*Germar.*)

Chirologie, s. Cheirologie.

CHIROMYZA, Fliegengattung, von Wiedemann *) aufgestellt, die sich von Thereua Latr. oder Bibio *Fabr.* fast bloß dadurch unterscheidet, daß das zweite Fühlerglied eben so lang, als das erste ist. Wiedemann beschreibt zwei Arten aus Brasilien. (*Germar.*)

Chiron, s. Cheiron.

CHIRONIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen, und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, der später anschwillt. Fünftheilige, fast tellerförmige Korolle. Antheren, die nach dem Blühen sich drehen. Die Klappen der Kapsel schlagen sich einwärts, und bilden so eine Art von Scheidewand. Acht bekannte Arten wachsen großen Theils im südlichen Afrika. Syst. veget. I, 588. 589. (*Sprengel.*)

CHIRONOMUS, Zuckmücke. Mückengattung aus der Familie der Schnaken (Tipulariae), von Meigen errichtet und von den spätern Schriftstellern angenommen. Die Gattungsmerkmale sind: Fühler vorgestreckt; fadenförmig, bei dem Männchen langharig, 13gliederig, das letzte Glied sehr lang, bei dem Weibchen 6gliederig, borstig; Taster vorstehend, eingekrümmt, viergliederig; Flügel lanzetförmig, dachförmig; Punktaugen fehlen. Die Beine sind lang und dünn, die Vorderbeine bei den mehresten Arten sehr verlängert, und werden im Sitzen vorgestreckt, schwebend und fast beständig in zuckender Bewegung gehalten. Man findet diese Mücken fast das ganze Jahr hindurch auf Wiesen, an Gestaden, und zuweilen bilden sie im Fliegen Schwärme, die in senkrechter Richtung sich halten und von fern wie Rauchsäulen erscheinen **). Die Larven leben theils im Wasser, theils im Dünger und in der Erde. Es gibt sehr viele Arten, von denen jedoch die größten kaum über 6 Lin. Länge erreichen, die meisten aber beträchtlich kleiner sind. (*Germar.*)

Chiroplast, s. Cheiroplast.

Chirorectes, s. Lophius.

CHIROSCELIS, Käfergattung, von Lamarck †) errichtet, aus der Familie der Mehlkäfer (Tenebrionites), durch einen schmalen, parallelipipedischen Körper, schnurförmige Fühler, deren Endglied einen dicken Knopf bildet, und an der Außenseite gezahnte Vorderschienen, ausgezeichnet. Es gehören dahin: C. *bifenestra* Lam., glänzend schwarz, Deckschilde punktirt gestreift, Unterleib mit zwei braunen pergamentartigen Flecken am zweiten Ringe. In Neuholland. C. digitata (Tenebrio digitatus *Fabr.*) schwarz, Deckschilde glatt gestreift, die Vorderschenkel dreizähnig, die Vorderschienen handförmig. In Guinea. (*Germar.*)

CHIROSTENON *Humb.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen und der 16. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch mit 3 Bracteen umgeben. Die fünf Staubfäden entstehn aus einer Röhre, theilen sich handförmig und tragen jeder zwei Antheren. Fünffächrige vielsamige Kapsel. Die einzige bekannte Art, Ch. *platanoides* Humb., wächst in Neu-Spanien, und ist in allen botanischen Gärten. (*Sprengel.*)

CHIROW, Stadt im Kreise Sambor des Königr. Galizien, mit 1100 Einw., deren vorzüglichster Erwerb in Strumpfstricken besteht. (*H.*)

Chirurgie, s. Wundarzneikunst.

CHISCH, Chissa, Kiesch, eine gräflich Lazomzkische Herrschaft und Municipalstadt im ellenbogener Kreise des Königr. Böhmens, mit Schloß und Pfarre; an der Karlsbader Straße, 3 St. von Libkowitz. (*André.*)

CHISHUL, (Edmund), Archäolog, Sohn eines engländischen Geistlichen, geb. um 1680 zu Eyworth in Bedfordshire, studirte zu Oxford, und wurde daselbst Magister und Mitglied des Corpus-Christi-Collegiums. Mit Unterstützung desselben machte er eine Reise nach der Levante, ward 1698 Prediger bei der englandischen Factorei in Smyrna, kehrte 1702 nach England zurück und wurde im folgenden Jahre Prediger zu Walthamstow in Essex. Die Königin Anna ernannte ihn 1711 zu ihrem Kaplan, 1731 wurde er Oberpfarrer zu Southchurch in Essex, und den 18. Mai 1733 starb er. Seinen Aufenthalt in den Morgenländern benutzte er zur Sammlung griechischer Inschriften, die er mit einem reichhaltigen gelehrten Kommentar versah und unter den Titeln öffentlich bekannt machte: Inscriptio Sigea antiquissima βουστροφηδὸν exarata cum comment. Lond. 1721. fol. Appendix Ib. 1727. fol. und Lugd. Bat. 1727. 8. auch im 4. Bde von Muratori's Thes. Inscript. vet.; vollständiger in Chishul's Hauptwerke: Antiquitates Asiaticae, christianam aeram antecedentes, ex primariis monumentis graecis descriptae, latine versae, notisque et comment. illustratae; accedit monum. lat. Ancyranum. Lond. 1728. fol. m. Kpf.; vom 2. Bde, dessen Handschrift im britischen Museum verwahrt wird, sind 12 Seiten gedruckt, die sich zuweilen beim ersten befinden. Als eine Art von Fortsetzung können die von Rich. Mead aus Chishul's Nachlasse herausgegebenen (seltenen) Travels in Turkey and back to England. Lond. 1747. fol. angesehen werden. Chishul ließ auch einige lateinische Gedichte, Predigten und Streitschriften drucken *). (*Baur.*)

---

*) Dipt. exotica p. 114. fig. VIII. und Nova Dipteror. genera p. 20.

**) Vgl. mein Magaz. d. Entom. I, 1. p. 137.

†) Ann. du Mus. d'Hist. nat. XXII, 2.

*) Bambergers Anekd. von großbritann Gel. 1. Th. 95. *Pfaffii* introd. in hist. theol. lit. P. II, 270. 386. *Saxii* Onomast. T. VI, 344. 711. Wachler's Gesch. d. histor. Forsch.

Chissama, s. Kissama.

CHISWICK, Dorf an der Thames in der engl. Shire Middlesex, hat 1 Kirche, auf deren Hofe man das Denkmal Hogarths sieht, die schöne Villa des Herzogs von Devonshire, 620 Häus. und 3892 Einw. (*Hassel.*)

CHISZNE, CHISNYE, großes slowakisches Pfarrdorf in Niederungarn diesseit der Donau, Arvaer Gespansch., Trsztener Bezirk, zur Herrsch. Arva gehörig, in einer angenehmen Ebene, mit einem Gesundbrunnen und 3 Mühlen, hat 1240 kath. Einw., die eine polnische Mundart sprechen und sich mehr mit der Viehzucht, als mit dem Ackerbau beschäftigen. (*Rumy.*)

CHITINE, ein eigenthümlicher Stoff von hornartigem Ansehen, den neuerlich A. Odier in den Flügeldecken und übrigen harten Theilen der Käfer etc. gefunden haben will. Auch ist die parenchymatöse Substanz, welche Thouvenel, Robiquet u. A. in den Kanthariden fanden, so wie die von Chevreul in den Schalen der Krustenthiere entdeckte thierische Materie nichts Anderes, als Chitine.

Sie bleibt zurück, wenn die Flügeldecken etc. mit Wasser, Weingeist und Kali ausgezogen sind.

Durch ihre Unauflöslichkeit in Kali unterscheidet sie sich ganz bestimmt vom Horn und Haar. Auch wird sie nicht wie Haare, Wolle etc., in Schwefelsäure gelb. Von der Salpetersäure wird sie ohne Bräunung aufgelöst. In der Hitze schmilzt sie nicht, sondern läßt eine Kohle zurück, welche die Form des Organs beibehält, wodurch sie von Horn und Haaren bedeutend abweicht. Auch läßt sie sich nicht mit der Basis der Gallerte und der Haut verwechseln, weil sich diese in siedendem Wasser auflösen, noch auch mit Eiweiß, weil dieses in Kali löslich ist. Endlich zeichnet sie sich noch dadurch aus, daß sie keinen Stickstoff enthält, oder, nach chemischer Sprache, vegetabilischer Natur, und namentlich mit der Holzfaser am meisten vergleichbar ist †). (*Th. Schreger.*)

CHITONE, (*Χιτώνη*), auch Chitonia, eine Beiname der Artemis, entweder von dem Flecken Chitone in Attika, oder von *χιτών* (Rock), weil man ihr die ersten Kinderkleider weihete [1]). Zu Syrakus war ihr zu Ehren ein besonderer Tanz geweiht [2]). Ein eigenes Fest, Chitonia, ward ihr zu Chitone und Syrakus gefeiert [3]). (*Ricklefs.*)

CHITONIA *Schl.*, eine Pflanzengattung aus der 8. Linné'schen Klasse, die mit den Zygophylleen verwandt ist. Char. Viertheiliger Kelch. Vier kreisrunde Korollenblätter. Vierfächerige geflügelte 8samige Kapsel. Die einzige bekannte Art: Ch. *mexicana* Schl., wächst in Mexiko. (*Sprengel.*)

CHITORE, CHAITUR, ein Distrikt in der Hindostanprov. Aschmir, der zwischen dem Raja von Odeypur und dem Maharaja Holkar getheilt: der östliche Theil gehört diesem, der westliche jenem. Im letztern liegt die gleichn. Hauptstadt auf einem hohen Berge, ist von Natur und durch Kunst so fest, daß sie von indischen Heeren für uneinnehmbar gehalten wird. Ihre zahlreichen Einwohner unterhalten Fabriken und treiben einen lebhaften Handel. Sie war vormals die Residenz der Ranas von Odeypur. (*Hassel.*)

CHITTAGONG, einer der Distrikte, worin die brit. Prov. Bengalen in Hindustan eingetheilt ist. Er gränzt im N. an Tipperah, im O. und SO. an Birma, auf den übrigen Seiten an den Golf, enthält auf 139 □Meilen 1,300,000 Einw., worunter 700,000 Moslemim, 500,000 Hindus und 100,000 Mughs, wird vom Chittigong, Sunkar und Nauf bewässert, und ist sehr gebirgig, aber doch reich an allen Erzeugnissen Bengalens, vorzüglich an Salz. Unter den Hinduern finden sich in den Gebirgen die sanften Kakies und die wilden Chumeas, beides Völker, die noch weit von der Civilisation der übrigen Hinduer entfernt sind. Die Mughs haben sich in neuern Zeiten aus Aracan in diesen Distrikt geflüchtet, und sollen den Hauptzunder zu dem gegenwärtigen Kriege zwischen den Briten und Birmanen abgeben. Die Distriktsstadt ist Islamabad. Chittagong gehörte ursprünglich zu der Rajaschaft Tipperah, und ist erst 1666 von den Großmogoln erobert; der Nabob Joffier Ali Khan trat das Land 1760 der ostindischen Gesellschaft ab, die dasselbe in der Folge mit Bengalen vereinigte. (*Hassel.*)

CHITTELDRUG, die Hauptstadt des Subah Chatracal in der Rajaschaft Mysore auf Dekan. Sie liegt Br. 14° 4′ L. 94° 4′ unter einem Berge, worauf ein starkes Fort steht, ist mit Mauern und tiefen Graben umgeben, und gilt für eine der besten Festungen in Mysore. (*Hassel.*)

CHITTENDEN, eine Grafschaft des nordamerik. Stats Vermont, am See Champlain, 1820 mit 16,055 Einwohnern in 24 Ortschaften; der Hauptort heißt Burlington. (*Hassel.*)

CHITTIGONG, ein Küstenfluß in Bengalen, welcher aus Birma herfließt, durch die Provinz Tipperah geht, den Chiagri mit sich vereinigt, und durch eine breite Mündung, worin mehre Werder belegen sind, in den Busen von Bengalen mündet. (*Hassel.*)

CHITTRA, die Hauptstadt des Distr. Ramghur in der brit. Prov. Bahar in Hindustan. Sie liegt in waldigen Umgebungen (Br. 24° 10′ L. 102° 24′) und ist der Sitz der Gerichte. (*Hassel.*)

CHITTUR, Stadt im Distr. Arcot der brit. Prov. Karnatik auf Decan, (Br. 13° 15′ L. 96° 44′) an einem Nebenflusse des Pony, ist befestigt und der Sitz eines Zillahcourts. (*Hassel.*)

CHIUSA, 1) **la Chiusa**, eine kleine Festung an der Etsch, an einem engen Passe, in einer wilden Gegend angelegt, auf dem Wege nach Tyrol, nordwestlich von Verona. Sie gehört jetzt zur Delegation Verona. — 2) Eine kleine Stadt im Friaul, **la Chiusa di Plez**. (S. Flitsch (Pleß) Flitscher Klause.) — 3) Parlementsstadt in der sicilischen Intendantur Girgenti, auf der Ostseite des Monte Gesualdo gelegen, mit ungefähr 6000 Einw. Sie gibt einer Grafschaft den Titel.

---

2 Bd. 1 Abth. 386. — Von s. Schriften insbesondere: Acta erudit. 1722. p. 58; a. 1727. p. 506; a. 1729. p. 145. Baumgartens hall. Bibl. 8 Th. 467. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I 66.

†) S. Odier i. d. Mém. de la Soc. d'hist. nat. d. Paris T. I, 1823. p. 29. teutsch i. Stoltze's Berl. Jahrb. f. d. Pharmacie XXVI, 1. S. 184, u. i. Froriep's Notizen a. d. Geb. d. Nat. u. Hk. 1824. Nr. 122. S. 182 etc.

1) *Callim. H.* in Dian. 225; Schol. in *Callim.* H. in Jov. 77. 2) *Athen.* XIV, 7. 3) *Steph. Byz.* s. v. *Χιτώνη*.

In der Gegend dieser Stadt setzt ein Wasser Stein an, nach Art des Confekts von Tivoli. (*W. Müller.*)

CHIUSI, ein Capitanat des Gebiets von Siena, mit einer gleichnamigen Stadt. Dieser, ein alter Bischofssitz, liegt auf einer Anhöhe an einem sich zu Sümpfen ausdehnenden See, ist ungesund, öde und nahrungslos, und zählt kaum 300 Einw. Dicht bei der Stadt fließt die Chiana (Clanis), und Name und Lage derselben bezeichnen das alte Clusium *). (*W. Müller.*)

CHIUSOLE. Unter diesem Namen begegnen uns zwei italienische Dichter oder wenigstens Reimer des vorigen Jahrh., welche beide in einem und demselben Jahre, 1728, geboren waren. Der eine, Adamo Chiusole, war aus Chiusole gebürtig, studirte in Siena und nachher in Rom die schönen Wissenschaften, Musik, Malerei, Architektur und noch manches andere Fach der Künste, und lebte in der letztgenannten Stadt auf eine glänzende Weise im Palaste des Konnetable Lorenzo Colonna mit den Fürsten Borghese, Albani und andern Großen in vertrautem Umgange. In Roveredo stiftete er ein Kunstmuseum, welches mit einem Vermächtniß für talentvolle Schüler in der Malerei, Bildhauerei und Architektur verbunden war. Später wurde er Comes Sacri Palatii und Ritter vom goldenen Sporn. Friedrich der Große, dem er etwas von den Arbeiten seiner Feder und seines Pinsels zugeschickt hatte, berief ihn zum Inspektor der Kunstsammlungen nach Berlin, welche Stelle mit einer Art von Oberaufsicht über die bildenden Künste im ganzen Königreich verbunden seyn sollte. Aber Chiusole schlug den Ruf aus und blieb in seinem Vaterlande, wo er 1787 zu Roveredo starb. Seine Vielseitigkeit hat ihn zur mittelmäßigen Oberflächlichkeit in Allem, was er betrieb, geführt. Übrigens ist sein Talent, sich in jedes Fach, dem er sich widmete, mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit hinein zu finden, nicht zu läugnen. Seiner schriftstellerischen Arbeiten sind viele; wir nennen davon nur: Componimenti poetici sopra la Pittura trionfante; Dell' arte pittorica, libri VIII; Itinerario delle pitture, sculture ed architetture più rare di molte città d'Italia; Il perfetto modello del valor militare raffigurato in Federigo il grande, componimento drammatico. — Der andere Chiusole, Marco Azzo, war ein Rechtsgelehrter aus dem Trientinischen, und starb 1765 zu Chiusole. Seine zahlreichen Poesien sind durchaus hohle Reimereien und bestehen größten Theils aus religiösen und moralischen Stücken. Unter andern hat er das Evangelium des Matthäus in Oktavreime gebracht †). (*W. Müller.*)

CHIVASSO, (Br. 45° 3′ L. 25° 30′) eine feste Stadt am Po, nicht weit von dem Einflusse des Orco in denselben, zur piemontesischen Provinz Turin gehörig. Ihre Einwohner, gegen 5500, treiben einen bedeutenden Handel mit Vieh und Korn und unterhalten lebhafte Märkte. (*W. Müller.*)

Chiwa, s. Khiwa.

CHIWINZEN, eine nicht zahlreiche tatarische Völkerschaft im russ. Gouvernement Simbirsk ansässig, dem Islam zugethan. (*J. C. Petri.*)

CHIZE, Marktfl. im Bez. Melle des franz. Dep. beide Sèvres an der Boutonne, mit 640 Einw., die Holzhandel aus dem nahen, über 6000 Arpens großen Chizer Forste treiben. (*Hassel.*)

CHIZSNYO, (spr. Chischnjo), slawisches Dorf in der Gömörer Gespanschaft in Oberungarn, diesseit der Theiß, in dem obern Bezirk des Muraner Distrikts, in dem gleichnamigen Thale und Herrschaftsgebiete, an einem sumpfigen Platze, jedoch mit einer angenehmen Ebene am Fuße der Berge, von einem Bache bewässert, 1 Stunde von Jolsva oder Eltsch entfernt, mit 78 Häusern, 143 Familien, 720 (meistens evang. luther.) Einw., einer katholischen Filialkirche (seit 1711) und einer evang. lutherischen Pfarrkirche (seit 1783). Die betriebsamen Einwohner nähren sich vom Feldbau, von der Gewinnung des Eisens in Bergwerken, vom Holzfällen, der Kohlenbrennerei und vom Fuhrwesen. Das Ortsgebiet ist eine Meile lang. Nach einer Sage ist auf demselben das Dorf Zawacsany durch einen Berg verschüttet worden. Der größte der Berge heißt Chiznenska (von der Csetneker Seite Lehotska Hola genannt), dessen Spitze Kohout (spr. Kohut, d. h. Hahn). In allen Bergen findet man Metallspuren und alte Stollen. Sie sind wenig bewaldet. Die von den Bergen kommenden Bäche nähren Forellen und Krebse. (*Rumy.*)

CHLADEN, Chladenius, eigentlich Chladny, ein aus Ungarn abstammendes Geschlecht, wo Georg Chladny, in der Stadt Trentschin geboren, auf dem Berge bei Kremnitz Prediger war. Er mußte 1673, des evangelischen Glaubens wegen verfolgt, mit den Seinigen fliehen, hielt sich darauf 7 Jahre in Görlitz auf, wurde 1680 Prediger zu Hauswalda, und starb daselbst 1692. Er schrieb: Inventarium templorum, continens res eas, quae in templis et extra ea sunt. Görlitii 1679. 12., worin man unter andern (S. 125—147) eine kurze Kirchengeschichte der christl. und evangelischen Religion in Ungarn findet [1]). Sein Sohn Martin, geboren zu Kremnitz den 25. October 1669, kam mit seinem Vater nach Görlitz, studirte zu Wittenberg die Theologie, war seit 1695 an mehren Orten Prediger, kam 1710 als Professor der Theologie nach Wittenberg, wurde 1719 zugleich Propst an der Schloßkirche und Consistorialrath, und starb den 12. September 1725. Er schrieb in lateinischer Sprache mehre Lehrbücher über Homiletik, Moral, viele Abhandlungen und Dissertationen, z. B. De fide et ritibus ecclesiae graecae hodiernae; De diptychis veterum; De abusu chemiae in rebus sacris; De ecclesiis colchicis, earumque statu, doctrina et ritibus u. a. m. [2]). Er ist Vater folgender drei Söhne: I. Justus Georg, geboren zu Übigau, wo sein Vater damals Prediger war, im September 1701. Er studirte auf der Schulpforte und in Wittenberg, hielt daselbst Vorlesungen, wurde 1731 Professor des Lehn-

*) Vgl. Clusium.

†) Biogr. univ. T. VIII. (von *Rocquefort* und *Ginguené*).

1) Klein's Nachr. von evang. Pred. in Ungarn. Leipz. 1789. 8. S. 26. 2) Acta erudit. Lips. a. 1725. p. 528. *Horanyi* memoria Hungaror. T. I, 405. Ranft's Leben der churf. Gottesgel.

rechts, kam 1734 als Appellationsrath nach Dresden, und starb daselbst den 9. Junius 1765. In Wittenberg ließ er mehre Dissertationen drucken [3]). II. Johann Martin, geboren den 17. April 1710 zu Wittenberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, und seit 1732 Collegien las, bis ihm 1742 zu Leipzig das Lehramt der christlichen Alterthümer übertragen wurde. Von da kam er 1744 als Direktor Adjunktus und Pädagogiarch nach Coburg, und 1747 als Professor der Theologie nach Erlangen, wo er den 10. September 1759 starb. Er war ein beliebter Lehrer, gründlicher Gottesgelehrter, Philosoph, Kenner der Alten und der Geschichte. Beweise davon enthalten seine Schriften: Opuscula academica varii generis. Lips. 1750. Vol. II. 8. Logica practica. Ib. 1742. 8. Logica sacra. Ib. 1745. 8. Nova philosophia definitiva. Ib. 1750. 8. Allgemeine Geschichtswissenschaft. Eb. 1752. 8. [4]). Wöchentliche biblische Untersuchungen. Erl. 1754. 8. Theologischer Nachforscher. Eb. 1757. 8. Sehr viele Dissertationen und Programme [5]). III. Ernst Martin, geboren den 6. August 1715 zu Wittenberg, wo er die Rechte studirte, und 1746 als öffentlicher Lehrer derselben angestellt wurde, 1763 den Charakter eines kursächsischen Hof- und Justizrathes erhielt, und den 4. März 1782 als Professor der Decretalien oder oberster Rechtslehrer starb. Aus seinen zahlreichen akademischen Schriften geht eine gründliche und umfassende Kenntniß der Rechte und der Alterthümer hervor. In seiner Diatriba de gentilitate sive juribus gentilitiis veterum Romanorum. Viteb. 1738. 4. sehr vermehrt unter dem Titel: De gentilitate veterum Romanorum. Lips. 1742. 4. machte er einen gelungenen und noch immer brauchbaren Versuch, die Geschichte berühmter altrömischer Familien aus bewährten Zeugnissen aufzuklären. Bemerkenswerth sind ferner seine Dissertatt. II. de senatusconsulto tacito. Viteb. 1743. 4. Progr. de gente Claudia ejusque meritis in jurisprudentiam. Ib. 1770. 4. u. a. m. Für seine Oratio de gentis Zalusciae oraculis rei literariae auspicatissimis. Vit. 1747. 4. erhielt er den von dem Grafen Zalusky, ehemaligem Krongroßfeldherrn in Polen, ausgesetzten Preis von 50 Dukaten. Er ist der Vater des, vorzüglich im Gebiete der Klanglehre, berühmten Naturforschers Ernst Florenz Friedrich Chladni [6]). (†1827 in Breslau).

CHLAMYS, hieß ein Kleidungsstück der Griechen und Römer, welches wahrscheinlich, auch der Etymologie zu Folge, aus Makedonien oder Thessalien stammte [1]). Es ward als ein kürzerer Mantel über das Unterkleid geworfen, und von den Römern in frühern Zeiten nur im Kriege, im 3. oder 4. Jahrh. aber, wo die toga fast ganz außer Gebrauch kam, auch in Friedenszeiten getragen, und nach und nach immer mehr vervollkommnet [2]). Nicht mit Sicherheit läßt sich der Schnitt dieses Mantels bestimmen. Anfänglich scheint er rund mit zwei Ecken [3]), später aber viereckig gewesen zu seyn [4]). Beide Formen finden sich noch an alten Kunstwerken, besonders zeichnen sich dadurch die Dioskuren aus, welche die Chlamys über beide Achseln werfen und auf der Brust zusammen geknüpft tragen [5]). Gewöhnlich trug man sie über der linken Achsel und befestigte sie mit Häkchen oder Schleifen auf der rechten [6]), bisweilen auch auf der linken. Die Griechen hatten außer der Chlamys noch eine *χλαῖνα* im Gebrauch, die von demselben Zeitworte *χλαίνειν*, wärmen [7]), oder, wie Schneider will, von *λάνος, χλάνος*, Wolle [8]), abgeleitet, als Mantel getragen und zur Bedeckung des Nachts gebraucht wurde. Diese *χλαῖνα*, wie die *χλαμύς*, waren aus wollenem, grobem Tuche in der natürlichen Farbe bei Armen, feiner und schwarz bei Reichen, und besonders den Jünglingen, welche vom 18ten bis 20sten Jahre zu Pferde die Wache in der Stadt versahen und sich zum Kriegsdienste vorbereiteten, eigen. Daher hieß sie auch Chlamis ephebica. Wurden sie Männer, so legten sie solche ab [9]). Die Vornehmern kleideten sich, nachdem diese Mode allgemeiner eindrang, wol in rothe oder scharlachrothe [10]); die höhern und höchsten Militärpersonen in purpurne [11]). — Später ging diese Tracht in alle Stände über und war allen freigebornen Jünglingen gestattet, nur mit dem Unterschiede der Feinheit und Farbe. Im Winter trugen die Soldaten sie, der Wärme wegen, zottig, rauh und mit Franzen (*κροσσωτοί*) [12]). Dabei darf man nicht vergessen, daß die Griechen auf den äußern Anstand und die Schicklichkeit in Bewegung und Bedeckung des Körpers, vorzüglich auf das zierliche Umwerfen des Obergewandes einen großen Werth legten (*σχῆμα, εὐσχήμως*) [13]). Beim Überwerfen des Mantels kam es vorzüglich darauf an, daß man ihn geschickt über die linke Schulter schwingen (der rechte

---

3) Weidlich's Gesch. jetzt leb. Rechtsgel. 133. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 2 Bd. 4) „Er machte in diesem Buche einen nicht mißlungenen Versuch, die Geschichtswissenschaft auf allgemeinere philosophische Grundsätze zurück zu führen, und das Wesen derselben zur Angelegenheit der Vernunft zu erheben, ohne daß seine bei aller Weitschweifigkeit viele richtige Blicke enthaltende Betrachtungen Eingang gefunden hätten, wie sie ihn verdienten.“ S. Wachler's Gesch. d. histor. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 825. 5) Beiträge zur Hist. der Gelahrth. 3 Th. 163—209. Windheim's philos. Bibl. 6 Bd. 272. 468. 7 Bd. 179. Heinsius Kirchenhist. 4 Th. 481. Nova acta hist. eccles. T. II, 516. Erlang. gel. Anz. 1759. S. 372. Briegleb's Gesch. des Erl. Gymn. St. 57. S. 454. Fikenscher's gel. Gesch. v. Erlangen. 1 Th. 37. Meusel a. a. O. 6) Allerneueste Nachr. von jur. Büchern 4 Bd. 278. Weidlich's Gesch. jetztleb. Rechtsgel. 1 Th. 129. Ebend. biograph. Nachrichten 1 Th. 112. Meusel a. a. O.

1) *Ammonius. χλαμὺς καὶ χλαῖνα διαφέρει, καθὸ διὰ πολλῶν ἀπέδειξε Δίδυμος ἐν ὑπομνήμασι δευτέρῳ Ἰλιάδος. Ἡ μὲν χλαῖνα ἡρωικὸν φόρημα* (aus dem Heldenzeitalter) *χλαμὺς δὲ Μακεδονικὸν μεθ' ἑξακόσια ἔτη τῶν ἡρωικῶν* (al. *τρωικῶν*) *ὀνομασθεῖσα. Σαπφὼ αὐτὴ γὰρ μέμνηται τῆς χλαμύδος. Διαφέρειν δέ φησι καὶ τε σχῆμα. ἡ μὲν γὰρ χλαῖνα τετράγωνόν φησιν ἱμάτιον, ἡ δὲ χλαμὺς εἰς τέλειον περὶ τὰ κάτω σύνηκται.* 2) Böttiger's Sabina 1 Thl. S. 98. 2. Aufl. 3) Winckelmann's Werke. 5r Bd. S. 373. Dresd. Ausg. *Ferrar.* de re vest. lib. II. c. 7. 4) Auch viereckig, Winckelmann, Ebend. S. 343. 5) *Suidas* s. v. *Διόσκουροι. χλαμύδας ἔχοντες ἐπὶ τῶν ὤμων ἐφημμένην ἑκατέραν.* 6) Etymolog. *χλαμὺς δὲ τὸ περιφερὲς καὶ κυκλοειδές, τὸ ἐν τῇ συνειδείᾳ λεγόμενον σαγομάντιον, ὅπερ φοροῦσιν οἱ κηροφόροι.* 7) *Hesychius χλαῖνα, χλαμύς, ἡ, ἱμάτιον χειμερινὸν ἀπὸ τοῦ χλιαίνειν, ὅ ἐστι θερμαίνειν.* 8) *Hesychius χλάνος τ περὶ τοὺς τραχήλους δάσον.* Schneider's Wörterbuch s. v. *χλαῖνα.* 9) *Hierax Stob.* Sermon. 237. *ἔφηβος γενόμενος ζητεῖ πάλιν τὸ χλαμύδιον ἀποθέσθαι.* 10) *Ferrarius* de re vestiar. III, 4. 8. 15. 11) *Plin.* H. N. XXII, 10. *Horat.* Sermon. II, 6. 12) *Plutarch* in Lucull. Winckelmann a. a. O. S. 67. 13) Vid. *Hesychius* s. v. *εὐσχήμως*. *Pollux* IV, 95. *Casaubon.* ad *Theophr.* Char. p. 52. ed. Fischer.

Arm blieb mit der Schulter zur Bewegung frei) und dadurch so viel vom Tuche des Mantels gerade überwerfen konnte, daß er weder vorn, noch hinten aufschleppte[14]). Man sagte daher von Einem, dem man noch die von seinem niedrigen Stande anklebenden Sitten ansah: Er weiß nicht einmal das Gewand anzulegen[15]).

Von den Griechen ging die Chlamys zu den Römern über, welche sie sagum oder paludamentum nannten, die ebenfalls einen runden Schnitt hatte, und von der Größe und Weite eines Mantels eben so verschieden war, als von der toga. Seine Form gibt Winckelmann in Äsculapius Umrisse in der Villa Borghese Taf. 1. sub E, so wie Cuperus[16]). Sie trugen sie wie die Griechen, und befestigten sie auf der rechten Schulter mit einem Häkchen oder einer Agraffe, die in den spätern Zeiten, wo diese Kleidung allgemein Mode wurde, immer größer und kunstreicher sich gestaltete. Man scheint mit den Agraffen eben so geprunkt zu haben, wie mit den Busennadeln in unsern Zeiten[17]). Die Soldaten, welche das sagum allein trugen, nennt man deßwegen chlamydati[18]), und sich zum Kriege rüsten, saga sumere[19]). Nicht allein im Felde, auch auf Reisen bediente man sich dieses Mantels[20]). Gewöhnlich behielt die Wolle die natürliche Farbe, und nur die Kaiser und vornehme Offiziere trugen purpur- oder scharlachrothe[21]). Bisweilen trugen auch Privatpersonen einen solchen Mantel[22]). Doch haben die römischen Kaiser bis auf Gallienus in Rom das Paludamentum nicht getragen, sondern gingen stets in der toga. Vitellius wollte in dem Paludamentum seinen Einzug in Rom halten. Seine Freunde aber widerriethen es ihm, damit es nicht scheine, als ziehe er, wie in eine mit Sturm eroberte Stadt, und er legte die konsularische toga an[23]). Man hatte für den Sommer und Winter besondere Mäntel. In Roms letzten Zeiten trugen Soldatenbediente (calatores), Kitharöden, Frauenzimmer und Schauspieler ebenfalls Mäntel[24]). (*Schinkel.*)

CHLAMYS. Eine von Knoch[1]) zuerst errichtete Käfergattung, deren Arten früher zu Clythra gezogen wurden, und von welcher neuerdings Kollar[2]) und Klug[3]) Monographien geliefert haben. Sie unterscheiden sich durch ihren dicken, fast viereckigen Körper, der oben durch Buckeln und Falten ein gleichsam monströses Ansehen erhält, durch kurze, einziehbare Beine; kurze, kolbenförmige Fühler, die sich in eine Rinne auf der Unterseite des Halsschildes einschlagen und viergliederige Tarsen. Sie besitzen metallische oder dunkelbraune und schwarze Farben, ohne bestimmte Farbenzeichnung, und leben auf Blättern. Man kennt bis jetzt 84 Arten, die alle in Amerika einheimisch sind, und von denen die größten kaum ¼ Zoll lang sind. — Klug beschreibt eine, wahrscheinlich aus Ostindien stammende Art (Chlamys braccata), die sich durch Körperlänge, fadenförmige Fühler und stark verdickte Hinterschenkel auszeichnet, daher einer besondern Gattung angehören dürfte, für welche Graf v. Hoffmannsegg den Namen Caloscirtes vorschlägt. (*Germar.*)

Chlamysporum Salisb., s. Thysanotus R. Br.

CHLÄNIUS, Grünkäfer. Käfergattung, von Bonelli errichtet aus der Familie der Lauffkäfer (Carabici), und der Abtheilung Thoracici *). Ihre Kennzeichen sind: fadenförmige Fühler mit walzigen Gliedern; ungezähnte scharfe Kinnbacken; schlanke Beine, das zweite und dritte Glied der Vordertarsen beim Männchen erweitert und mit einander eine Palette bildend, auf der Unterseite mit einer gezähnelten Bürste bedeckt; Taster mit abgestutztem Endgliede. Das Halsschild ist scheibenförmig oder nähert sich der Herzform, und schmäler als die schwach gewölbten, am Ende stumpf gerundeten Deckschilde, die bei den meisten Arten mit einem sehr feinen sammtartigen Überzuge bedeckt sind. Man kennt gegen 40 Arten, die in allen Welttheilen verbreitet sind, und größten Theils metallische Farben mit rothen Beinen besitzen. Sie leben in der Nähe von Gewässern oder an feuchten Orten. Die teutschen Arten hat Sturm **) beschrieben. Es gehören hieher C. *festivus* (Carabus festivus *Panz.* Faun. Germ. 30. tb. 15.), C. *vestitus* (*Panz.* ib. 31. 5.), C. *nigricornis* (*Panz.* ib. 11. 9.) u. a. m. (*Germar.*)

CHLEBNICZE, ein großes slowakisches Pfarrdorf in Niederungarn diesseit der Donau, Arvaer Gespanschaft und Bezirk, an der Gränze der Liptauer Gespansch., mit 1010 kath. Einwohnern und einer berühmten Viehweide, wo das Gras oft so hoch wächst, daß die Pferde darin nur halb zu sehen sind. (*Rumy.*)

Chlidanthus *Lindl.*, s. Pancratium *L.*

Chlinow, s. Wiätka.

CHLISTAN, Chlistow, Klistow, ist der Name von 14 Dörfern in Böhmen, davon 3 im Königgrätzer, 2 im Klettauer, 2 im Berauner, 1 im Czaslauer, 3 im Bunzlauer und 3 im Taborer Kreise liegen, und der Name von 2 Dörfern im Iglauer Kreise von Mähren. (*André.*)

CHLODOMER, Chlodomir, fränkischer König, Chlodowigs des Großen zweiter der ihn überlebenden Söhne, erhielt nach seines Vaters Tode 511 in der Theilung mit seinen Brüdern seinen Sitz zu Orleans; sein Reich lag zwischen der Loire und Garonne. Seine Mutter, Chlothilde, deren Vater Chilperich und Mutter von Gundobald längst umgebracht worden war, suchte dieses 523 hervor, um Chlodomern und ihre beiden andern Söhne zur Rache gegen Gundobalds Söhne, Sigismund und Godomar, zu reizen. Chlodomer und seine Brüder zogen gegen Sigismund und Godomar. Godomar entkam durch die Flucht, Sigismund aber ward auf der Flucht ver-

14) Böttiger Vasengemälde 2 Heft. S. 55. 15) *Lucian.* de hist. conscrib. c. 20. T. II. p. 28. edit. Bip. 16) Apotheosis Homeri p. 158. et *Ferrarius.* 17) *Rhodius* de acia c. 5. S. 56 ff., wo man auf mehren Tafeln die sonderbarsten Abbildungen sieht. *Smetius* antiquitt. Neomag. p. 86. 18) *Plautus* Rud. Act. II. Scen. 2, 9. 19) *Cic.* Philipp. V, 12. *Liv.* Epit. LXXII. 20) *Plautus* Mercur. V, 2. 21) *Eu*[illegible] X, 26. *Plin.* H. N. XXII, 2. *Ferrar.* l. l. P. II. lib. III. [illegible] 15. *Fabretti* ad column. Trajani p. 186. *Wolfius* ad [illegible], p. 244. 22) *Liv.* I, 20. XLI, 40. 23) [illegible] 24) *Plautus* Pseud. II, 4. 45. *Virgil.* *Sueton.* Tiber. 6. *Virgil.* Aen. III. 484. *Horat.*

[illegible] zur Insektenkunde. 1801. 8. S. 122. 2) [illegible] Viennae 1824. 3) Entomol. Mono-

*) S. den Artikel Carabici, Encykl. XV. S. 155.
**) Teutschlands Insekten. 5r Bd.

rathen, und in einem Mönchsgewand nebst Gemahlin und Kindern von Chlodomer nach Orleans gefangen geführt. Nach dem Abzuge der Franken sammelte Godomar die Burgunden, und nahm das Reich wieder. Als Chlodomer sich 524 anschickte, abermals gegen Godomar zu ziehen, ließ er, um keine Feinde zu Hause zu lassen, Sigismunden nebst Gemahlin und Kindern umbringen und in einen Brunnen, zu Coulmiers bei Orleans, werfen. Er bat seinen ältern Bruder, König Theodorich von Austrasien, um Hilfe, und kämpfte, mit ihm verbunden, auf der Ebene von Viseroncia bei Vienne gegen Godomar. Dieser floh; Chlodomer verfolgte ihn, und entfernte sich weit von den Seinigen. Die Burgunden ahmten sein Feldzeichen nach, riefen ihn zu sich, als wenn sie die Seinigen wären, und Chlodomer gerieth mitten in die Feinde. Sie schnitten ihm das Haupt ab, und steckten es auf einen langen Spieß. Als die Franken Chlodomern erschlagen sahen, strengten sie ihre Kräfte noch einmal an, trieben Godomar in die Flucht, brachten den Burgunden eine große Niederlage bei, und das Reich unter ihre Gewalt. Gundomar aber gewann dasselbe bei veränderten Verhältnissen wieder. Chlothar heirathete seines Bruders Chlodomers Witwe, Guntheuca. Seine Söhne, Theodowald, Gunthar und Chlodowald, welche ihre Großmutter Chlothilde zu sich nahm, wurden 1526 von ihren Vatersbrüdern, Childerich I. und Chlothar I., schändlicher Weise ums Leben gebracht, und das Reich ihres Vaters wurde von den Mördern getheilt *). (*F. Wachter.*)

CHLODOWIG, nach milderer Aussprache **Hlodowig, Ludwig**, fränkische Könige. 1) Chlodowig I. oder der Große, Childerich's I. und Basina's Sohn, folgte seinem Vater 481. Die letzten Trümmer der römischen Herrschaft in Gallien hielt damals noch aufrecht des Ägidius Sohn Syagrius, aber unabhängig von Rom, weßhalb ihn Gregor von Tours nicht unpassend der Römer König nennt, und hatte seinen Sitz zu Soissons. Gegen ihn zog 486 Chlodowig mit seinem Verwandten Ragnachar, welcher auch über Franken herrschte, und forderte ihn zur Schlacht heraus. Syagrius nahm sie an. Doch sein Heer ward zusammen gehauen, und er floh zum westgothischen Könige Alarich nach Toulouse. Chl. sandte an Alarich mit dem Bedeuten, daß er, wenn er den Syagrius nicht ausliefert, ihn mit Krieg überziehen würde. Der Westgothe, aus Furcht vor dem Zorne der Franken, übergab ihn gefesselt den Franken. Chl. ließ ihn in Haft halten, nahm sein Reich, und ließ ihn heimlich durch das Schwert umbringen. So vernichtete Chl. den letzten Schatten der Herrschaft der Römer in Gallien. Chl. war noch ein Heide, und von seinem Heere wurden viele Kirchen geplündert. Von einer nahmen die Franken nebst dem übrigen Kirchenschmuck, einen Krug von erstaunlicher Größe und Schönheit hinweg. Der Bischof schickte Gesandte an Chl., um, wenn auch nicht Alles, doch wenigstens den Krug wieder zu erlangen. Der König nahm sie mit nach Soissons, wo die ganze Beute getheilt werden sollte, und versprach ihnen, wenn das Loos das Gefäß ihm ertheilte, es ihnen wieder zu geben. Doch, seinem Glücke mißtrauend, bat Chl., als die Beute zu Soissons dargelegt worden war, die versammelten Franken, daß sie ihm jenes Gefäß außer dem Loose bewilligen möchten. Sie antworteten höflich: Alles sei sein. Nur Einer voll Leichtsinn, Neid und Zorn schlug die Streitaxt mit den Worten in den Krug: „Du sollst von hier nichts erhalten, als was Dir das ordentliche Loos ertheilt." Der König zähmte seinen Zorn, gab dem geistlichen Gesandten den Krug, behielt aber die verborgene Wunde in der Brust. Das Jahr darauf musterte er das Heer auf dem Märzfelde, und als er jeden Einzelen durchging, kam er auch zu dem, der den Krug durchschlagen, und sprach: „Keiner hat so schlecht gehaltene Waffen, als du, weder der Spieß, noch das Schwert, noch die Streitaxt ist tauglich." Der König ergriff dessen Streitaxt und warf sie zu Boden; und als jener sich beugte, um sie wieder zu nehmen, schlug Chl. seine Streitaxt in des Andern Haupt mit den Worten: „So hast du es zu Soissons mit dem Kruge gemacht!" Durch diese That flößte Chl. große Furcht ein, die erschrockenen Franken folgten ihm zu Krieg und Sieg. Im J. 591 bekriegte Chl. die Thüringer [1]), und machte sie von sich abhängig. König Gundobald von Burgund hatte seinen Bruder Chilperich und dessen Gemahlin ums Leben gebracht und ihre Töchter ins Elend gestoßen. Die Gesandten Chlodowigs, welcher häufig Botschaft nach Burgund sandte, lernten die jüngere Tochter, die schöne und weise Chlothild kennen, und erzählten ihrem Könige davon. Sogleich sandte er eine Botschaft an Gundobald, und bat sie sich zur Gemahlin aus. Gundobald wagte nicht, sie zu verweigern. Chlodowig war sehr über ihren Anblick erfreut, und vermählte sie sich. Er hatte jedoch schon von einer Beischläferin einen Sohn Theodorich (nachmals König Theodorich I. von Austrasien). Chlothild suchte ihren Gemahl zum Christenthum zu bekehren, doch widerstand er vor der Hand für seine Person noch, gestattete aber, daß der erstgeborene Sohn seiner Gemahlin Ignomer getauft ward. Doch als er noch im Taufgewande starb, machte Chlothilden der erbitterte König häufig Vorwürfe. Nichts desto weniger ward auch der zweite Sohn Chlodomer getauft, und als er erkrankte, kam Chl. auf seine Vorwürfe zurück. Aber sie hörte nicht auf zu predigen, wiewol vergebens, bis zum Kriege gegen die Alemannen, welcher 496 begann. Als in der auf beiden Seiten so mörderischen Schlacht bei Zülpich, welche sowol in Hinsicht auf die Erweiterung des fränkischen Reiches, als in Hinsicht der Ausbreitung des Christenthums so wichtig war, Chlodowigs Heer zusammen schmolz, hob er weinend sein Auge gen Himmel, betete und gelobte, daß, wenn Christus ihm den Sieg verleihen würde, er an ihn glauben und sich taufen lassen wolle. Die Alemannen flohen endlich, ihr König war gefallen, und sie unterwarfen sich Chlodowigen, um nicht ausgerottet [2]) zu werden. Als Chl.

*) *Gregorius Turon.* lib. II. c. 28. lib. III. c. 1. c. 6. c. 18. *Marii Avent.* Chron. p. 15. *Procopius* de bello Gothico lib. I. c. 12. Das Nähere über die Ermordung der Söhne Chlodomers s. unter Childebert, Th. XVI. S. 315 fgg.

1) *Gregor. Turon.* lib. II. c. 27. Nach anderer Lesart die Tongern. Daß aber hier die ursprüngliche Lesart Thoringi beizubehalten, ist wahrscheinlich gemacht in Wachter's thüring. und obersächs. Gesch. 1. Th. S. 21. 2) König Theodorich der Große von Italien ermahnte Chlodowigen, den ermüdeten überrest

bei seiner Heimkehr Chlothilden sein Gelübde erzählte, ließ sie heimlich den heiligen Remigius, Bischof von Rheims, kommen, und Chl. im Christenthum unterrichten. Dieser zeigte sich als ein williger Schüler, und sagte, das einzige Hinderniß sei die Abneigung seiner Franken. Er rief sie zusammen, und gewann sie für sein Vorhaben. In der prächtig ausgeschmückten Kirche zu Rheims ward Chlodowig vom h. Remigius getauft, welcher zu ihm sprach: „Neige deinen Nacken, milder Sigamber, bete an, was du angezündet hast, und zünde an, was du angebetet hast;" und mit Chlodowig mehr als dreitausend Franken, und seine Schwester Albofeld [3]). Seine andere Schwester Lanthild, arrianischen Glaubens, ward zum katholischen bekehrt. Der Papst Anastasius und der Bischof Avitus [4]) von Vienne bezeugten Chl. ihre Freude über seine Bekehrung; Letzterer schrieb unter andern: „Dein Glaube ist unser Sieg." Seine und seiner Franken Bekehrung mußte natürlich die fränkische Herrschaft im christlichen Gallien sehr erleichtern und befestigen. Chl. war der einzige rechtgläubige Fürst jener Zeit. Das burgundische Reich um die Rhone nebst der massilischen Landschaft besaßen die Brüder Gundobald und Godegisil. Sie bekämpften sich gegenseitig. Da sandte Letzterer, Chlodowigs Siege erwägend, 499 heimlich zu ihm, mit dem Antrage, daß, wenn er ihm seinen Bruder stürzen hälfe, er ihm einen, von Chl. zu bestimmenden, jährlichen Zins zahlen wollte. Freudig nahm dieses Chl. an, und zog zur festgesetzten Zeit gegen Gundobald. Dieser, der von der Arglist nichts wußte, bat seinen Bruder um Beistand, welchen er ihm auch zusagte. Die drei Könige kamen mit ihren Heeren an das Schloß Dijon. Als sie an der Ouche schlugen, verband sich Godegisil mit Chl., und beide Heere mähten Gundobalds Volk nieder. Der zuvor nichts Ahnende erkannte nun seines Bruders Arglist, und floh an den Ufern der Rhone nach Avignon hinab. Der Sieger Godegisil versprach Chlodowigen etwas von seinem Reiche, und ging triumphirend nach Avignon, als wenn er schon das ganze Burgunderreich besäße. Nachdem Chl. sein Heer wieder verstärkt, zog er gegen Gundobald, um ihn aus der Stadt zu bringen und zu tödten. Aber Gundobalden rettete sein weiser Diener Aredius, welcher seinen Herrn scheinbar verließ, und zu Chl. überging. Aredius stellte diesem, als er Avignon belagerte und die Umgegend schrecklich verheerte, vor, daß Ersteres, wegen der großen Haltbarkeit des Ortes, vergebens sei, und auch Letzteres ihn nicht zum Ziele führe; er möge lieber Gundobalden einen jährlichen Zins auflegen. Dieses that Chl., und Gundobald zahlte gegenwärtig, und versprach es für die Zukunft. Doch nachdem er sich wieder erholt, weigerte er sich, im J. 500 den versprochenen Zins an Chl. zu entrichten, zog gegen seinen Bruder, eroberte Vienne, wobei Godegisil ums Leben kam, und unterwarf sich das ganze Burgunderreich. Die Franken, welche zu Vienne bei Godegisil waren, hatten sich in einen Thurm geschlossen, Gundogald schonte ihrer, und sandte sie zum westgothischen Könige Alarich nach Toulouse ins Elend. Da Alarich sah, daß Chl. die Völker anhaltend niederkämpfte, so lud er ihn zu einer Zusammenkunft ein. Diese hatte um 505 auf einem Eilande der Loire bei Amboise Statt. Die Könige gelobten sich gegenseitig Freundschaft. Aber ein großer Zunder der Feindschaft konnte nicht hinweggeräumt werden. Viele Gallier sehnten sich sehr nach der Herrschaft der Franken, da diese katholisch, wie sie, und die Gothen arianisch waren: so mußte der Bischof Quintian von Rhodez aus dieser Stadt fliehen, weil die Gothen ihm Schuld gaben, daß er die Herrschaft der Franken über dieses Land wünsche. Diese Umstände erwägend, sprach Chl. zu den Seinigen: „Mir ist es bitter, daß diese Arianer einen Theil Galliens haben. Laßt uns mit Gottes Beistand ausziehen, sie überwinden und unserer Herrschaft unterwerfen." Alle gaben diesen Worten ihren Beifall, und Chl. brach 507 gegen Poitiers auf, wo sich Alarich damals aufhielt. Dem Ersteren leistete Beistand Chloderich, der Sohn Siegberts des Hinkenden, so genannt, weil ihn eine in der Schlacht gegen die Alemannen bei Zülpich in das Knie erhaltene Wunde gelähmt. Zehntausend Schritt von Poitiers auf dem Gefilde bei Vouglé, kämpfte Chlodowig mit Alarich und gewann den Sieg. Als er die Gothen in die Flucht getrieben und Alarichen erschlagen, kamen plötzlich zwei Feinde mit langen Spießen und stießen ihn in beide Seiten, aber die Festigkeit seines Panzers und die Schnelligkeit seines Rosses rettete ihn. Nach dieser Niederlage, bei welcher vorzüglich viele Auvergner unter Apollinaris umkamen, floh Amalarich, Alarichs Sohn, nach Spanien, und nahm seines Vaters Reich in Besitz. Chlodowig sandte seinen Sohn Theodorich über Alby und Rhodez nach Auvergne. Dieser nahm alle jene Städte bis nach Burgund ein. Chlodowig überwinterte zu Bordeaux, und bemächtigte sich 508 der Schätze des Königs Alarich zu Toulouse. Nachdem er hierauf Angouleme sich unterworfen, ging er nach Tours zurück, und brachte der Kirche des h. Martin viele Geschenke dar. Vom Kaiser Anastasius erhielt er den Consultitel. In der Martinskirche zu Tours that er die purpurne Tunica und den römischen Feldherrnmantel an, und setzte das Diadem auf seinen Scheitel [5]). Hierauf ritt er hervor und streute Gold und Silber unter das Volk aus. Seit jenem Tage ward er al[illegible] Consul und Augustus begrüßt. Von Tours ging er n[illegible] Paris und machte es zum Sitze seines Reiches. N[illegible]hdem so Chlodowig sein Reich nach Außen [6]) erwei-

der Alemannen zu schonen, da schon eine unzählige Menge theils durchs Schwert gefallen, theils sich dem Sieger unterworfen. S. den merkwürdigen Brief hierüber bei Freher (Corpus Francicae Historiae) N.2. p. 184. 185.

3) Hinkmar im Leben des h. Remigius läßt es natürlich bei Chlodowigs Bekehrung und Taufe nicht an Wundern fehlen; so soll, als der Geistliche das Salböl vor dem Gedränge des Volkes nicht herbeibringen können, auf Remigius Gebet eine weiße Taube ein mit geweihtem Öle gefülltes Fläschchen gebracht haben. Auch Fredegar hat die Erzählung Gregors von Tours ausgeschmückt; so soll Chl., als Remigius ihm die Leidensgeschichte Jesu vortrug, gesagt haben, daß wenn er mit seinen Franken dort gewesen, er sein Unrecht gerächt haben würde. 4) Epistolae horum Script. Franc. T. IV. p. 49. 50.

5) Über die alte steinerne Bildsäule zu Paris, welche Chlo[illegible]gen in dieser Tracht und mit dem consularischen Befehlshaber[illegible] darstellt, s. Monumens de la Monarchie Françoise T. I. [illegible] VII. 6) Wie der Friede mit den Westgothen, gegen die [illegible] Theoderich von [illegible]t. Nur so

tert, scheute er kein Mittel, sich zum Herrscher über alle Franken zu machen. Als Chlodowig sich zu Paris aufhielt, sandte er 509 heimlich zu Chloderich, Siegberts Sohne, und ließ ihm sagen: „Dein Vater ist alt und lahm. Wenn er stürbe, gebührte dir mit Recht unsere Freundschaft und sein Reich.“ Dieses erregte Chloderichs Herrschbegier, und er faßte den entsetzlichsten Gedanken. Als sein Vater aus Köln über den Rhein gegangen, und durch den Buchwald lustwandeln wollte, ward er, während der Mittagsruhe in seinem Zelte, von Mördern, welche der Sohn geschickt, umgebracht. Hierauf benachrichtigte Chloderich Chlodowigen von dem Tode seines Vaters, und ließ ihm sagen, er möchte Gesandte zu ihm schicken, die für ihn von seines Vaters Schätzen auswählen möchten, was er wollte. Chlodowig that dieses, und als die Gesandten mit Chloderichen vor Siegberts Goldkiste standen, sagten sie zu ihm, er möge bis auf den Grund greifen, um Alles zu finden. Als er sich hinabbeugte, schlug ihm Einer mit der Streitaxt das Gehirn ein. Hierauf begab sich Chlodowig nach Köln, rief die Franken Siegberts zusammen, und hielt eine geschminkte Rede, in der er alle Schuld an Siegberts Tode auf Chloderich wälzte, Chloderichs Tod aber einem unbekannten Urheber zuschrieb, und sich von aller Mitwissenschaft rein sprach, da er es für unrecht halte, das Blut seiner Verwandten zu vergießen. Die Franken klirrten ihm mit den Schilden und jauchzten ihm mit dem Munde Beifall zu, hoben ihn auf den Schild und machten ihn zum König. So erhielt er Siegberts, seines ehemaligen Verbündeten, Reich und Schätze. Jetzt kam die Reihe an Chararich. Dieser hatte außer dem Verbrechen in Chlodowigs Augen, daß er über einen Theil der Franken herrschte, ihn noch auf andere Art sehr erbittert. Chl. hatte Chararichen zu Hilfe gegen Syagrius gerufen; Chararich hatte aber in der Schlacht bei Soissons den Ausgang erwartend, von fern gehalten, um sich an den anzuschließen, der siegen würde. Durch Arglist brachte jetzt 509 Chlodowig Chararichen nebst seinem Sohne in seine Gewalt, ließ sie verscheren, und den Erstern zum Presbyter, den Andern zum Diakonus weihen. Als Chararich über seine Erniedrigung klagte, soll sein Sohn gesagt haben: „Diese Zweige sind von grünem Holze abgeschnitten, und werden nicht gänzlich verdorren, sondern sie werden plötzlich hervorbrechen, damit sie wachsen können. Möchte doch der so schnell umkommen, der dieses gethan hat.“ Dieses Wort erscholl zu Chlodowigs Ohren, nämlich daß sie drohten, sich das Haupthaar wachsen zu lassen, und ihn zu tödten. Da ließ er sie enthaupten, und bemächtigte sich ihres Reiches und ihrer Schätze. Zu Cambrai herrschte noch Ragnachar, ein zügelloser Schwelger. Dieser hatte sich bei seinen Franken durch seine übertriebene Vorliebe für seinen Günstling Farro verhaßt gemacht. Chl. gewann Verräther durch übergoldete eherne Armbänder und Wehrgehenke, welche er für echt ausgeben ließ. Als Chl. 510 gegen Ragnachar zog, berichteten Letzterem die Späher verrätherischer Weise, daß jenes Heer zu seinem Beistand käme. Chl. kam und kämpfte; Ragnarich ward geschlagen, und von seinem eignen Heer gebunden vor Chlodowig gebracht, welcher sprach: „Warum hast du unser Geschlecht so erniedrigt, daß du dich binden ließest. Besser wäre es dir gewesen, zu sterben.“ Bei diesen Worten schwang er seine Streitaxt auf Ragnarichs Haupt, und sagte, zu dessen Bruder gewendet: „Hättest du deinem Bruder beigestanden, wäre er nicht gebunden worden;“ und erschlug auch ihn mit der Streitaxt. Als die Verräther das vom Könige empfangene Gold für unecht erkannten, und es dem Könige sagten, mußten sie noch froh seyn, daß sie nicht, als Verräther ihres Herrn, von Chlodowig martervoll hingerichtet, sondern begnadigt wurden. Auch der Bruder der beiden erwähnten Könige, Namens Rignomer zu Le Mans, ward auf Chl. Befehl umgebracht. Nach ihrem Tode nahm er ihr ganzes Reich und ihre Schätze. Auch viele andere Könige, selbst seine nächsten Verwandten, beraubte Chl. aus Eifersucht des Lebens, und errang so die Herrschaft über alle Franken. Eines Tages versammelte er all die Seinigen, und klagte arglistig, daß er, nun aller Verwandten beraubt, ein Fremder unter Fremden sei, und Niemand ihm, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte, beistehen könnte. Diese Klagen führte er, damit, wenn sich Jemand als Verwandter meldete, er ihn umbringen könnte. Doch es fand sich Niemand. In dieser Lage starb Chl. im fünften Jahre nach der Schlacht bei Vouglé, im 30. seiner Regirung, im 45. seines Alters, 511 zu Paris, und ward in der Apostel- (jetzt Genoveva-) Kirche, welche er mit seiner Gemahlin erbaut, begraben. In den Augen der Geistlichkeit, welche über seinen reinen Glauben und die der Kirche erwiesenen Wohlthaten seine Verbrechen übersahen, stand Chl. fast in dem Glanze eines Heiligen. Seine ausgezeichneten Anlagen zum Herrscher und Krieger erhellen aus seinen Thaten. Sein Reich erbten seine vier ihn überlebenden Söhne, Theoderich I., Chlodomer, Childebert I. und Chlothar I. [7]).

2) Chlodowig II., Dagoberts I. und Nanthilds zweiter Sohn, geb. 633, erhielt nach seines Vaters Tode 638 Neustrien und Burgund. Der so junge König stand unter der Vormundschaft seiner Mutter; Hausmeier war der treffliche Aga, und nach dessen Tode (640) der an Tugenden nicht minder ausgezeichnete Erchinwald, doch Letzterer nur von Neustrien. Noch bei Aga's Lebzeiten kam die schwierige Theilung der Schätze Dagoberts zwischen Chlodowig und seinem ältern Bruder, König Siegbert III. von Austrasien, zu Stande. Für Burgund ward nach Aga's Tode 641 Flaokad gewählt. Zwischen diesem und Willabad, welchem seine Macht übermäßigen Stolz eingeflößt, brach Feindschaft und endlich Bürgerkrieg in Burgund aus. Der junge Chlodowig, welcher seine Mutter 641 durch den Tod verlor, war, so viel

viel erhellt aus der folgenden Geschichte, daß die Franken Auvergne, die beiden Aquitanien und die Stadt Toulouse, die Westgothen in Gallien aber nur die Landschaft Narbonne behalten haben.

7) *Gregorius Turonensis* lib. II. c. 12. c. 23. c. 28. c. 29. c. 30. c. 31. c. 32. c. 33. c. 35. c. 36. c. 37. c. 38. c. 40. c. 41. c. 42. c. 43. lib. III. c. 1. lib. IV. c. 1. *Procopius* de bello Gothico lib. I. c. 12. Chlodowigs Verhältniß zu Theoderich dem Großen von Italien, erhellt aus des Letztern Briefen. *Cassiodori* Epist. lib. III. ep. 1, 2, 3 et 4. Merkwürdig ist auch der Inhalt der Briefe des h. Remigius an Chlodowig bei Freher a. a. O. S. 184. N. 1. 2.

ihm seine Jugend gestattete, an der Seite seines Hausmeiers gegen Willibald thätig. Willibald fiel, und Flaokad starb den elften Tag darauf. Als König Siegbert III. von Austrasien 656 verschied, und der austrasische Hausmeier Grimwald, dessen Sohn Dagobert (nachmals III.) das Haupt verscheren und heimlich nach Irland bringen ließ, und seinen eigenen Sohn auf den Thron setzte, sah Chlodowig nicht ruhig zu. Er stellte sich als mit diesen Vorfällen wohl zufrieden, und sandte Grimwalden Geschenke, um ihn nach Paris zu locken. Auf dem Wege dahin ward Grimwald angehalten, gebunden nach Paris zu Chlodowig gebracht, und auf dessen Befehl getödtet. Chl. nahm nun Austrasien an sich, und ward so Herr des gesammten Frankenreichs. In den letzten Jahren seines Lebens litt Chl. an Geisteszerrüttung, und starb 756. Von seiner Gemahlin, der schönen und klugen Baldhild, hinterließ er drei Söhne, Chlothar III., Childerich II. und Theoderich III., von welchen ihm der älteste in dem Gesammtreiche folgte [8]).

3) Chlodowig III., Theoderich III. Sohn, folgte 690 als zartes Kind seinem Vater im Gesammtreiche der Franken. Die Herrschaft übte der Hausmeier Pippin von Heristall. Chlodowig starb 694. Ihm folgte sein Bruder Childebert III. [9]). (*F. Wachter.*)

CHLOE, (Χλόη), ein Beiname der Demeter bei den Attikern, der doppelsinnig war (Paus. I, 22.) und nicht nur die grüne, erst aufkeimende; sondern auch die gereifte gelbliche (flava Ceres) bezeichnete*). (*Ricklefs.*)

CHLOEBIUS. Schönherr (Curculion. disp. method.) beschreibt unter diesem Namen eine Käfergattung aus der Familie der kurzrüsseligen Rüsselkäfer (Curculionides brachyrhynchi), und der Abtheilung Otiorhynchides, die sich von Phytoscapus durch kürzere Rüssel, längern Fühlerschaft und kürzern Tarsensporn unterscheidet. Es ist nur eine, im Kaukasus aufgefundene Art bekannt. (*Germar.*)

CHLOMECK, Chlumeck, heißen 8 Dörfer in Böhmen, 3 im Bunzlauer, 1 im Prachiner, 1 im Czaslauer, 2 im Bidschower und 1 im Chrudimer Kreise. (*André.*)

Chlor, Chlorin, s. Salzsäure.

CHLORA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der 8ten Linné'schen Klasse. Char. Achttheiliger Kelch. Achtlappige Korolle. Viertheiliges Stigma. Fünffächerige Kapsel. Im Syst. veg. 2, 208. sind drei Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHLORANTHUS, Sw., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Lorantheen und der 20sten Linné'schen Klasse. Char. Weder Kelch, noch Korolle. Die Staubfäden sind in einem korollenartigen Körper und mit dem Fruchtknoten verwachsen. Drei zusammenfließende Antheren, von denen die seitlichen fehlschlagen, die mittlere aber vollkommen und zweifächerig ist. Einsamige Steinfrucht. Drei bekannte Arten, die in China und Japan wachsen, sind im Syst. veg. 3, 750. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHLORIDIUM, Link., ein Faserpilz auf Eichenholz, der aufrecht stehende, etwas ästige Fäden bildet mit häufigen runden Sporidien. (*Sprengel.*)

Chlorin, Chlorinsäure, s. Salzsäure.

CHLORION, eine Wespengattung, von Latreille errichtet, aus der Familie der Raubwespen (Sphegides) durch eine kurze, an der Spitze vierlappige Lippe, kurze, am Ende gerundete Kinnladen, und einen verhältnißmäßig großen, vom Mittelleibe durch eine tiefe Querfurche getrennten Halskragen ausgezeichnet. Man kennt nur wenige, im südlichen Afrika und in Ostindien einheimische Arten. Die eine, Chlorion compressum, goldgrün, die vier Hinterschenkel roth, kommt in Menge auf Isle de France vor, und ist ein heftiger Feind der dort sehr lästigen Schaben. (*Germar.*)

CHLORIS, (Χλῶρις), 1) die Nymphe eines gesegneten Gefildes, deren griechischer Name bei den Römern in Flora (s. dies.) verwandelt ward. 2) Die vom Boreas entführte Tochter des Arkturos. 3) Des Ampykos Gemahlin, Mutter des Mopsos (Hyg. Fr. 14.). 4) Eine der 9 in Vögel verwandelten Pieriden (Antonin. Lib. 9.). 5) Die Tochter des orchomenischen Königs Amphion und der Persephone (Schol. in Od. XI, 280.), Enkelin des Jasios, vermählt mit Neleus, und von ihm Mutter des Nestor, Chromios, Periklymenos und der Pero (Od. XI, 280 fg.) und anderer Kinder (Apollod. I, 9, 9.). Man verwechselte sie häufig mit der ältesten Tochter der Niobe; daher erzählte man, sie habe eigentlich Meliböa geheißen, sei aber vor Schrecken über den Tod der Ihrigen erblaßt, und daher Chloris genannt (Paus. II, 21.). (*Ricklefs.*)

CHLORIS Sw., eine Grasgattung, deren Blüthen in einseitigen Ähren stehen. Zweiblüthiger ungegrannter Kelch. Die eine vollkommene kahnförmige Korolle schließt die zweite unvollständige, etwas gestielte, zum Theil ein. Beide sind entweder gegrannt oder nicht. 24 Arten sind im Syst. veg. 1, 294—296. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHLORIT, (prismatischer Talk-Glimmer). Eine Fossiliengattung, die dem Glimmer nahe verwandt ist. Man trifft den Chlorit gewöhnlich derb oder eingesprengt, selten krystallisirt in dünnen, wie es scheint, gleichwinkeligen, sechsseitigen Tafeln, die in sternförmigen Gruppen und kegelförmigen Massen sich vereinigen. Es ist nur ein Durchgang der blätterigen Textur deutlich erkennbar, der parallel mit der Endfläche der Tafel geht. Die abgesonderten Stücke sind klein- oder feinkörnig, und verschwinden endlich ganz, so daß die Textur nicht mehr erkennbar ist. Die Farbe ist gewöhnlich schwärzlich grün geht aber in berggrün, seladongrün. Wird schon durch den Fingernagel gereizt. Spezif. Gewicht 2, 70.

Nach der Verschiedenheit der krystallinischen Ausbildung theilt man den Chlorit in blätterigen, faserigen, schieferigen, dichten und erdigen Chlorit. Zu dem letzteren möchte zum Theil die so genannte Grünerde, die als Farbematerial benutzt wird, gehören. Hauy und Mohs betrachten den Talk als Abänderung des Chlorits, doch sondern ihn Farbe, fettiges Anfühlen

---

8) *Fredegarii* Chron. c. 77. c. 80. c. 83. c. 84. c. 89. c. 90. Continuatio Chron. Fredegarii c. 91. c. 92. Vita S. Remacli c. 21. Gesta Francorum c. 43. 9) Continuatio Chronici Fredegarii c. 91. Breviarium Regum Francorum. Bei [illegible] (Germaniae Sacrae Prodomus) S. 46. Annales [illegible] Metenses bei Du Chesne S. 266.

*) [illegible]zer's Symbolik Th. IV. S. 339. Anmerkung.

und Biegsamkeit zu sehr, um diese Vereinigung anzunehmen.

Genaue Analysen fehlen noch, doch weiß man, daß der Chlorit aus Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd und Kali zusammengesetzt ist.

Der blätterige Chlorit findet sich vorzüglich auf Gängen mit Bergkrystall und Kalkspath, wie in den Krystallhöhlen der Schweiz, oder auch lagenweise im Glimmerschiefer. Der faserige bricht mit Magneteisenstein auf Lagern im Schiefergebirge bei Elbingerode am Harze. Der schieferige bildet Lager im ältern Gebirge, wie in Tyrol, Salzburg, in der Schweiz; der dichte kommt auf Gängen mit Erzen, z. B. bei Freiberg, in Schweden 2c. vor. (*Germar.*)

CHLOROMETER (Chlormesser), nennt Gay-Lussac ein Instrument, nicht nur zur Prüfung des Bleichpulvers oder Chlorkalks (s. Calcium XIV, 108 ff.), u. a. Chlorverbindungen, auf deren Chlorgehalt, sondern auch zur Bestimmung der gehörigen Menge derselben beim Bleichen 2c. Er besteht 1) aus einem Glascylinder, der bis zu einem gewissen zirkelsörmigen Strich ½ Liter enthält, und, nur so weit mit der Lösung des Chlorkalkpulvers angefüllt, welche vermittels eines Agitakels umgerührt und gleichförmig gemacht wird, auf einen wagerechten Tisch zu stehen kommt. 2) Eine kleine Maß- oder Saugröhre von 2½ Kubikcentimeter Inhalt dient die Lösung des Chlorkalks zu messen. Um dieses Röhrchen zu füllen, taucht man es in die Auflösung bis über den Zirkelstrich, der seine Weite begränzt, hinein, oder man füllt es durch Saugen: wenn es voll ist, legt man den Zeigefinger auf die obere Mündung, hebt es aus der Flüssigkeit, und legt sein unteres Ende an den Oberrand des Cylinders an, oder gegen den Finger. Wenn man nun den Fingerdruck mindert, und den Hals der Saugröhre abwechselnd zwischen den Fingern sanft umdreht, so steigt die Flüssigkeit langsam herab; und wenn der untere Theil der Krümmung, welche die Flüssigkeit in der Röhre bildet, in der Ebene des kleinen Zirkelstrichs sich befindet, so hält man durch einen stärkern Fingerdruck das Herausfließen sogleich auf. Darauf entleert man die Röhre ganz, macht sie, undurchsichtig geworden, durch Eintauchen in Salzsäure, oder Essig wieder durchsichtig, und läßt die Flüssigkeit in 3) ein großes Trinkglas fließen, welches die Probe-Indigoflüssigkeit enthält, und auf ein Blatt weißes Papier gestellt wird, weil sich dann die Farbenänderung, welche der Indigo zeigt, wenn er durch das Chlor entfärbt wird, leichter wahrnehmen läßt. Zum Messen der Probeflüssigkeit dient 4) ein Gefäß mit einer Ausgußröhre; jeder Grad an demselben bezeichnet ein Volum gleich dem Rauminhalte des Saugröhrchens, jeder Grad ist wieder in 5 Theile getheilt. Man füllt das Gefäß bis zum 0° mit Probeflüssigkeit. Eben so, aber umgekehrt, graduirt ist 5) eine Röhre, welche die Probeflüssigkeit enthalten soll, die rasch in den Chlorkalk gegossen werden muß. Um das verlangte Volum Flüssigkeit bequem zu erhalten, bedient man sich einer am Ende ausgezogenen Röhre, — wodurch das Überflüssige heraus gehoben wird, indem man die Röhre mehr oder weniger eintaucht, und, vor dem Herausziehen mit dem Zeigefinger oben verschließt; das Fehlende läßt sich erhalten, indem man eben so mit der Röhre, aus der die Indigoauflösung enthaltenden Flasche schöpft (vgl. *Gay-Lussac* i. d. Ann. d. Ch. et de Ph. XXVI. p. 162. etc., teutsch i. d. Verhandl. des Vereins z. Beförd. des Gewerbfleißes i. Preußen. 1825. Jan. u. Febr. S. 36 2c. Fig. 1. 2. 3. 2c. und in J. C. Leuchs Neuest. Handb. f. Fabrik., Künstler, Handwerker und Oekonomen, 1826. X. S. 396 2c.). (*Th. Schreger.*)

CHLOROMYSON Pers., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferae und der 13ten Linné'schen Klasse. Char. Sechsblättriger, gefärbter Kelch. Keine Korolle. Dreilappiges, ungestieltes Stigma. Dreisamige Kapsel. Die einzige bekannte Art: Ch. *verticillatum Pers.* (Verticillaria acuminata *R.* et *P.*) wächst in Peru. (*Sprengel.*)

CHLOROPHAN, nennt man den aus Sibirien kommenden Flußspath, der bei der Erwärmung, noch ehe er zerknistert, mit lebhaftem grünen Lichte phosphoreszirt, s. Fluss. (*Germar.*)

CHLOROPHANIT, so nennt Mac Culloch ein Fossil, das in kleinen Körnern in Schottland und Island im Mandelstein vorkommt. Frisch ist es grün und durchsichtig, wird aber schon nach wenigen Stunden dunkler und endlich schwarz, wobei es Glanz und Durchsichtigkeit einbüßt. Der Bruch ist muschlig, die Härte unter der des Stahls, das Gewicht 2,02. Vor dem Löthrohre bleibt es unverändert. (*Germar.*)

CHLOROPHANUS, Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer, von Dalmann errichtet, wohin Curculio viridis, flavescens, pollinosus, sellatus und fallax gehören. (*Germar.*)

Chlorophylle, s. Salzmehl, grünes.
Chlorophylle, s. Blättergrün, Th. X. S. 347.

CHLOROPHYTUM *Ker.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen und der 6ten Linné'schen Klasse. Char. Sechstheilige, stehen bleibende Korolle. Fadenförmige Staubfäden. Dreilappige, aderige Kapsel. Vier bekannte Arten sind im Syst. veg. II, 88. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHLORYALITH (Pseudochrysolith, Bouteillenstein), eine grüne Abänderung des Obsidians, die in kleinen Geschieben mit rauher Oberfläche bei Thein an der Moldau in Böhmen gefunden wird. (*Germar.*)

CHLOTHAR, nach weicherer Aussprache Hlothar, Lothar, fränkische Könige: 1) Chlothar I., Chlodowig des Großen und Chlothildens jüngster Sohn, erhielt nach seines Vaters Tod 511 in der Theilung mit seinen Brüdern Theoderich I., Chlodomer und Childebert I. seinen Sitz zu Soissons und einen Theil von Neustrien[1]). In den J. 523 und 524 half er seinen Brüdern die Bur-

1) Die Gränzen seines Reiches näher anzugeben, erlauben die Quellen nicht. Menzel (Gesch. der Teutschen 2. Bd. 3. Bch. 3. Kap.) sagt, daß Chlothars Antheil von der nördlichen Seine und Isle de France an die Picardie und die Niederlande bis an die Maas in sich begriffen, und Sismondi (Histoire de Française vol. I. ch. 6.), daß Chlothar sich von S. Quentin bis Aquitanien ausgebreitet.

gunden bekriegen [2]). Die Söhne seines in diesem Kriege gefallenen Bruders Chlodomer ermordete er 526 in Verbindung mit seinem andern Bruder Childebert [3]), und theilte sich mit ihm in Chlodomers Reich. Im J. 528 half Chlothar seinem Halbbruder König Theoderich I. von Austrasien den König der Thüringer, Herminfrid besiegen. Während sie noch in Thüringen weilten, faßte Theoderich einen Mordanschlag gegen Chlothar, dem aber dieser entging. Gregor von Tours gibt den Grund zu jenem Mordanschlag nicht an. Vielleicht hängt er mit der Eifersucht zusammen, welche beide Brüder wegen der in jenem Kriege gefangenen schönen Radegund, der Nichte Cherminfrids, der Tochter des von diesem erschlagenen Thüringerkönigs Berthar gegen einander hegten. Man fürchtete schon, daß die mit einander Streitenden die Waffen gegen einander führen würden. Doch vereinigten sie sich endlich, auch wegen Radegundens zu loosen, und das Loos war Chlotharn günstig. Er ließ Radegunde auf dem königlichen Meierhofe Atheja in Vermandois erziehen, und heirathete sie 538. Doch ließ er ihren Bruder ungerechter Weise ums Leben bringen. Auch war die Fromme lieber in der Kirche und unter den Armen, als im königlichen Palaste. Daher hinderte Chlothar sie nicht, Nonne zu werden. — Im J. 534 bekriegte Chlothar in Verbindung mit seinem Bruder Childebert Burgund, eroberte Autun, vertrieb den König Godomar und nahm ganz Burgund ein. Als Theoderich I. im J. 534 starb, wollten seinem Sohne Theodobert Childebert I. und Chlothar I. sein Reich nehmen. Aber Theodobert ward von seinen Vasallen, die er durch Geschenke gewonnen, im Reiche befestigt. Childebert versöhnte oder verband sich mit Theodobert,' und Beide zogen nun 537 gegen Chlothar. Dieser floh in einen Wald, machte große Verhaue, und ward von ihnen belagert. Am Morgen aber, wo sie stürmen, und Ch. erschlagen wollten, traf sie ein furchtbares Gewitter, welches hingegen Ch. verschonte. Dieses sahen sie als ein Gottesgericht an, und machten mit ihm Frieden. Nach Chlodowigs Tode hatten die Westgothen Vieles, was er in Gallien von ihnen erobert, wieder an sich gerissen. Im J. 533 hatte Chlothar seinen ältesten Sohn Gunthar zur Wiedereroberung abgesandt, welcher aber nur bis Rhodez kam; mehr richtete Theodorichs Sohn Theodobert aus. In Verbindung mit Childebert durchzog Chlothar 542 den größten Theil Spaniens, und kehrte mit großer Beute nach Gallien zurück. Als der ostgothische König Theodad die verbrecherische Tochter des Königs Theodorich des Großen, die Muhme der fränkischen Könige, hatte im Bade erstikken lassen, bedrohten ihre Vettern Childebert und Chlothar, nebst Theodobert Theodaden mit Kriege und gleicher Strafe, wenn er kein Wehrgeld zahlte. Aus Furcht schickte der Bedrohte 50,000 Goldstücke. Aber der gegen Chlotharn immer neidische und arglistige Childebert verband sich mit Theodobert, und sie wollten Chlotharn nichts davon geben. Dieser jedoch fiel über die Schätze Chlodomers her, und nahm weit mehr, als ihm zukam. Chlothar befahl um 544, daß alle Kirchen seines Reiches den dritten Theil der Früchte an die Kammer entrichten sollten. Alle Bischöfe willigten ein; aber der Bischof Injuriosus von Tours ließ den König so hart an, daß er aus Furcht vor der Macht des h. Martin den Bischof durch Geschenke besänftigte, und seinen Befehl zurück nahm. Als Theodoberts I. Sohn, Theodowald 555 starb, erhielt Chlothar sein Reich; auch legte er sich dessen Gemahlin Vuldotrad zu, gab sie aber von der Geistlichkeit darüber getadelt, dem Herzoge Chariwald. In demselben Jahre erhoben sich die Sachsen. Chlothar zog gegen sie, und vernichtete ihrer eine große Menge. Er durchstreifte ganz Thüringen, und verwüstete es, weil die Einwohner den Sachsen Hilfe geleistet. Als Chlothar 556 sein Reich bereiste, hörte er, daß die Sachsen standhaft darauf beharrten, den gewohnten jährlichen Zins nicht zu entrichten. Er zog gegen sie. Als er sich mit dem Heere ihrem Gebiete näherte, sandten sie zu ihm, versprachen den Zins zu zahlen, und baten um Frieden. Chlothar war für sich damit zufrieden, und meinte, daß die Sachsen unter solchen Umständen zu bekriegen, Sünde sei. Aber die Seinigen wendeten ein, daß die Sachsen ihr Versprechen nicht halten würden, und verlangten gegen sie zu ziehen. Da boten die Sachsen die Hälfte ihres Vermögens, und Chlothar selbst bat für sie. Doch vergebens! Die Sachsen boten nun ihre Kleider, ihr Vieh und den ganzen Bestandtheil ihres Vermögens und die Hälfte des Landes dar, nur ihre Frauen und Kinder sollte frei seyn, und sie selbst vom Kampfe verschont bleiben. Fruchtlos waren wieder Chlothars Ermahnungen der Franken zur Annahme dieser Bedingungen, und er schloß mit der Erklärung, daß, wenn sie gegen die Sachsen ziehen wollten, er nicht folgen werde. Erzürnt stürzten da Franken über Chlothar her, zerrissen sein Zelt, überhäuften ihn mit Schmähungen, schüttelten und rissen ihn herum, und wollten ihn umbringen, wenn er mit ihnen zu ziehen sich weigerte. Unter solchen Umständen ging Chlothar zwar mit ihnen, aber wider Willen. In der Schlacht fielen auf beiden Seiten unglaublich viel, doch vorzüglich die Franken wurden zusammengehauen. Bestürzt bat Chlothar um Frieden, und erhielt ihn. Während er hier unglücklich war, bewirkte sein mit Chunsena erzeugter Sohn Chramnus, der sich gegen seinen Vater empört, mit Childebert verbunden, daß die von ihrem Vater gegen ihn gesandten Halbbrüder Charibert und Gunthram sich eilig zurück zogen, indem Chramnus ihnen durch einen Dritten die falsche Nachricht beibringen ließ, daß Chlothar gegen die Sachsen gefallen. Chramnus schloß sich nun noch enger an Childebert an, und während Chlothar 557 gegen die Sachsen, welche, wie man versicherte, von Childebert aufgeregt, in das Reich der Franken eingefallen, tapfer kämpfte, drang Letzterer in die rheimser Champagne ein. Doch er erkrankte und starb 578, und Chlothar erhielt seine Schätze und sein Reich, und vereinigte so in sich das gesammte Frankenreich. Childeberts Gemahlin und seine beiden Töchter stieß er ins Elend. Chramnus unterwarf sich seinem Vater, ward aber nachmals 579 wieder untreu, und floh, da er keinen andern Ausweg sah, zu dem Grafen Conoober von Bretagne. Ergrimmt zog Chlothar 560 gegen dieses Land. Conoober fiel in der Schlacht, Chramnus floh

2) Das Nähere s. unter Chlodomer, S. 16. dieses Bdes.
3) Das Nähere s. unter Childebert, Th. XVI. S. 315.

nach den Schiffen, die er auf dem Meere bereit hatte. Aber während er seine Gemahlin und Töchter retten wollte, ward er von dem Heere des Vaters gefangen, und auf dessen Befehl in einer Hütte erdrosselt, die über ihm, seiner Gemahlin und seinen Töchtern angezündet wurde. Mit vielen Geschenken ging Chlothar nach Tours in die Kirche des h. Martin, beichtete und bat an dem Grabe desselben, daß er ihm wegen seiner Sünden Gottes Erbarmen erflehen möchte. Als er später im Walde von Compiegne jagte, ward er vom Fieber ergriffen, an welchem er zu Compiegne starb 561. Er ward von seinen Söhnen zu Soissons in der Domkirche des h. Medardus begraben. — Chl. lebte in Vielweiberei. Die von ihm zärtlich geliebte Ingund bat ihn, daß er ihrer Schwester einen reichen und tapfern Mann zum Gemahl gäbe. Bei diesen Worten entbrannte der von der Sinnlichkeit über die Maßen beherrschte Chl. in Liebe zu Aregunden, begab sich auf den Meierhof, wo sie wohnte, und heirathete sie. Als er zu Ingunden zurück kehrte, sagte er, daß er für ihre Schwester keinen bessern Mann als sich selbst habe finden können. — Von seinen verschiedenen Weibern hatte er sieben Söhne, von Ingunden Gunthar, Childerich, Charibert, Gunthram, Siegbert, und eine Tochter Chlotsind; von Aregunden Ingunds Schwester Chilperich, von Chunsena Chramnus. Sein Reich theilten unter sich die vier ihn überlebenden Söhne Charibert, Gunthram, Chilperich und Siegbert [4]).

2) Chlothar II., Chilperichs I. und Fredegundens letzter, ihn überlebender Sohn ward nach seines Vaters Tod 584, wiewol erst vier Monate alt, von Ansowald und den übrigen Großen des Reiches Chilperichs als König anerkannt. Er stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, und unter dem Schutze seines Vatersbruders des Königs Gunthram von Burgund, welcher Fredegunden gegen den König Childebert II. von Austrasien aufrecht erhielt. Doch eine Äußerung Fredegundens, daß sie schwanger, und der Umstand, daß man Gunthramen den jungen Chlothar nicht sehen ließ, brachten in jenem den Verdacht hervor, daß er der Sohn eines Vasallen sei. Da versammelte Fredegunde die Großen des Reiches, und drei Bischöfe und drei hundert der besten Männer schworen, daß Chlothar von Chilperich erzeugt sei. Als 593 Herzog Quintrio von Champagne in Chlothars Reich eindrang, zog ihm dieser mit den Seinigen entgegen, und schlug ihn, mit großem Verluste auf beiden Seiten zurück. — Nach Childeberts II. Tode erhielten dessen Söhne Theodobert II. Austrasien, und Theodorich II. Burgund, 596, Fredegunde aber mit ihrem Sohne nahm Paris und die übrigen Städte in Besitz. Chlothar stürzte sich mit den Seinigen auf Theodobert und Theodorich, und brachte ihrem Heere eine schreckliche Niederlage bei. Das folgende Jahr darauf 597 verlor Chlothar seine Mutter durch den Tod. Im J. 600 zogen Theodorich und Theodobert gegen Chlothar; in der Schlacht bei Dormeilles ward Chlothars Heer furchtbar zusammen gehauen. Er floh mit dem Überreste, und die Gaue und Städte am Ufer der Seine, wurden von den Siegern geplündert. Der überwältigte Chlothar sah sich gezwungen, folgenden Vertrag einzugehen: was zwischen der Seine und Loire bis zum Weltmeer und der Gränze von Bretagne lag, ward Theodorichen ertheilt, und an der Seine und Isere erhielt das ganze Herzogthum Denzelins bis zum Weltmeer Theodobert wieder; nur zwölf Gaue zwischen der Serre, der Seine und dem Weltmeer blieben Chlotharn. — Im J. 604 ward der vortreffliche Hausmeier Bertoald, auf den Betrieb Brunhild's, der Großmutter Theodorichs, damit er einen schnellen Untergang finden möchte, und sie ihren geliebten Protadius erheben könnte, von Theodorich mit nur drei hundert Männern abgesandt, die königlichen Einkünfte in den Gauen und Städten am Ufer der Seine bis zum Weltmeer zu erheben. Als Chlothar hörte, daß Bertoald bei Arlon jagte, sandte er seinen Sohn Merowig und den Hausmeier Landerich mit einem Heere, um ihn zu überwältigen, und nahm den größten Theil der zwischen der Loire und Seine gelegenen Gaue und Städte von Theodorichs Reiche ein. Bertoald vermochte keinen Widerstand zu leisten, und schloß sich in Orleans ein. Aber nun rückte Theodorich heran, und kämpfte bei Estampes mit Merowig und Landerich. Ihr Heer erlitt eine große Niederlage, Merowig ward gefangen, und Landerich floh. Theodorich rückte als Sieger in Paris ein. Durch den Frieden zu Compiegne mit Theodobert, ward Chlothar auf dieser Seite gesichert. Im J. 605 brach auf Brunhilds Anreizen Krieg zwischen Theodorich und Theodobert aus. Letzterer verband sich mit Chlothar, und beide stürzten in Verbindung mit dem Könige Betherich von Spanien und dem Könige Ago von Italien über Theodorich von allen Seiten daher, um ihm Reich und Leben zu entreißen. Aber vergebens! Theodorich gewann 611 Chlotharn gegen Theodobert, durch das Versprechen, daß er das Herzogthum Denzelins erhalten sollte, welches er an Theodoberten hatte abtreten müssen. Theodorich überwältigte 612 seinen Bruder, und ward Herr von Austrasien. Chlothar unterwarf nach dem Vertrage mit ihm das Herzogthum Denzelins seiner Gewalt. Theodorich hierüber äußerst unwillig, zog 613 gegen Chlothar. Aber er starb, und sein Heer kehrte heim. Durch den Beistand der Partei Arnulfs und Pippins und der übrigen Großen Austrasiens drang Chlothar in dieses Reich ein. Brunhild, die mit ihren Urenkeln den Söhnen Theodorichs zu Worms war, sandte an ihn, daß er sich zurückziehen möchte. Chlothar antwortete, es sollte ein Gericht der Franken erwählt werden, und was dieses entscheide, danach wolle er sich richten. Brunhild sandte den Sohn Theodorichs Siegbert mit dem Hausmeier Warnar, Alboin und andern Großen nach Thüringen, um die Völker jenseits des Rheines zum Beistande gegen Chlothar herbei zu ziehen. Aber Warnar, welcher den Mordanschlag entdeckte, den Brunhild aus Verdacht, daß er Chlotharn begünstigte, durch Alboin ausführen lassen wollte, faßte den Entschluß, Theodorichs Söhne zu stürzen, und Chlothar zum Reiche zu verhelfen, und wandte

4) *Gregorius Turonensis* lib. III. c. 1. c. 6. c. 7. c. 11. c. 21. c. 24. c. 28. c. 29. c. 31. lib. IV. c. 2. c. 9. c. 10. c. 13. c. 14. c. 16. c. 17. c. 18. c. 20. c. 21. c. 22. c. 23. *Venantii Fortunati* Vita S. Radegundis bei Johann Mabillon Acta SS. Saec. I. S. 319 u. f. *Procopius* de Bello Goth. Libr. I. c. 13.

die Völker jenseits des Rheines heimlich von Brunhilden ab. Brunhild und ihre Urenkel gingen nach Burgund. Aber auch hier vereinigten sich die Großen mit Warnar zur Vernichtung der verhaßten Brunhild und ihrer Enkel, und zur Erhebung Chlothars. Gegen diesen zog Siegbert mit einem Heer aus Burgund und Austrasien. Aber als es an der Aisne zur Schlacht kommen sollte, floh Siegberts Heer auf das Zeichen der Verräther. Chlothar, in dessen Heere schon viele Austrasier waren, folgte an die Saone. Von Theodorichs Söhnen entkam nur Childebert. Siegbert, Corbus und Merowig wurden gefangen, die beiden ersten auf Chlothars Befehl umgebracht, der dritte, den er aus der Taufe gehoben, in Haft gehalten. Die zu Orbe gefangene Brunhild, ward vor Chlothar gebracht. Dieser warf ihr zehn Königsmorde vor, ließ sie drei Tage hindurch auf verschiedne Art martern, auf einem Kameele sitzend durch das ganze Lager führen, und dann mit dem Haupthaar, einem Fuße und einem Arme an den Schwanz des unbändigsten Rosses binden. So wurde sie durch die Hufen des laufenden Rosses in Stücke zerrissen. Warnar ward Hausmeier von Burgund, und wie Chlothar ihm schwören mußte, auf Zeit Lebens, von Austrasien ward es Rado. So kam das ganze Frankenreich an Chlothar II., wie es an Chl. I. gekommen war. Im J. 622 erhob Chlothar seinen Sohn Dagobert zum Könige von Austrasien, doch behielt er sich, was von diesem Reiche westlich von den Vogesen und Ardennen lag, vor. Als 625 Dagobert, auch dieses zurück forderte, entstand große Erbitterung zwischen ihm und seinem Vater. Die von ihnen zu Schiedsrichtern erwählten zwölf Franken entschieden für Dagobert, und Chlothar fügte sich. Ein Bürgerkrieg drohte, als der Hausmeier seines Sohnes Charibert, Namens Ermenar vor Aghina erschlagen ward, und gegen diesen, der sich auf Chlothars Befehl auf einem Berge mit einer Menge Streitern gelagert, Chariberts Mutterbruder Produlf mit Charibert und einem Heere zog. Doch Chlotharn faßte Reue, und beide mußten sich nach seinem Ausspruche versöhnen. — Chl. wird wegen seiner Geduld, Gelehrsamkeit, Gottesfurcht, Mildthätigkeit, Leutseligkeit, Gütigkeit gerühmt. Reichlich beschenkte er die Kirchen und Geistlichen. Auch hielt er die Kirchengesetze aufrecht, indem er Warnars Sohn, Godin, zwang, seine Stiefmutter, die er geheirathet, zu verlassen. Um den Landfrieden war er sehr bemüht, und ließ viele Übelthäter hinrichten. Den 16. Oktober 615 hielt er eine merkwürdige Versammlung der Bischöfe, deren Beschlüsse [5]) auf uns gekommen. Auch haben sich noch andre Rechtsbestimmungen [6]) von ihm erhalten. Endlich hat er die Verbesserung des Gesetzes der Franken, Alemannen und Baiern vollendet [7]). Übrigens wird an Chl. seine zu übermäßige Liebe zur Jagd getadelt, und seine Leudes schalten auf ihn, daß er sich von den Frauen und Mädchen zu sehr leiten ließ. Er starb 628. Ihm folgte sein Sohn Dagobert I. im Gesammtreiche, der seinem Halbbruder Charibert kaum einen Theil von Aquitanien überließ. Chlothars Gemahlinnen waren 1) Haldetrud; ihre Söhne Merowig, Dagobert, und ein bald Verstorbener; 2) Bertrud st. 629; ihr Sohn Charibert, ihre Tochter Emma, Gemahlin Königs Eadbald von Kent. 3) Sichild [8]).

3) **Chlothar III.**, Chlodowig II. und Balthilds ältester Sohn, folgte nach seines Vaters Tode 656 im Gesammtreiche der Franken, unter der Vormundschaft seiner Mutter; sein Hausmeier ward der herrschsüchtige Ebroin, der die Franken sehr bedrückte. Im J. 660 ward Chlothars Bruder Childerich II., König von Austrasien. Chlothar starb 670 noch in der Blüthe seiner Jahre. Ihm folgte auf kurze Zeit sein jüngster Bruder Theodorich, und dann Childerich II. [9]).

4) **Chlothar IV.**, nach der Vermuthung Einiger Dagoberts II., nach der Vermuthung Anderer Theodorichs III. Sohn, ward 718 von Karl Martell, der mit Chilperich II. kriegte, nur dem Namen, nicht der Gewalt nach als König aufgestellt. Er starb 719, und Karl folgte Chilperich als König [10]). (*Ferd. Wachler.*)

CHLUM, **Böhmen** zählt 26 Dörfer, und **Mähren** 4 dieses Namens, s. auch Kulm. (*André.*)

CHLUMECZ, 1) Herrschaft und Dorf mit Schloß im budweißer Kreise Böhmens, bei Wittingen und 2 St. von Schwarzenbach, zwischen mehren großen Teichen mit Glashütte und Eisenwerken. — 2) (Chlumez nad Czidlinau) im bidschower Kreise in Böhmen, Herrschaft und Stadt mit 3 Vorstädten, Schloß, Dechantei und mehren Kirchen und Poststation. — 3) Herrschaft und Markt mit altem Schlosse, auf hohem Berge im berauner Kreise in Böhmen, 4 St. von Trottitz. — 4) Außerdem gibt es noch 4 Dörfer gleiches Namens in Böhmen und 1 in Mähren. (*André.*)

CHLUMEK, heißen 8 Dörfer in Böhmen. (*André.*)

CHMELNITZKY (Bogdan, Sinowei Michailowitsch), ein berühmter und mächtiger Attaman der saporogischen Kosaken im 17ten Jahrh., der die Ukraine von Polen abriß und die ersten Verbindungen mit Rußland anknüpfte *). Er hatte in seiner Jugend dem Könige Wladislaus von Polen, als Schutzherren der saporogischen, das heißt am Dnepr wohnenden Kosaken, bedeutende Dienste geleistet, und ihm unter anderen die beiden Kantemirs, in die Hände geliefert, ohne dadurch den Kosaken ein erträglicheres Loos bereiten zu können. Auch erzählt man, daß Chmelnitzky ein kleines Landgut bei Tschirigin, an den dasselbe ansprechenden Kommandanten daselbst durch ein ungerechtes Erkenntniß verloren, daß er auf seine ungestüme Äußerungen öffentlich geprügelt nach

5) Den Inhalt s. in: Edictum Chlotarii II. Regis in concilio Parisiensi V. datum. a. DCXV. bei Georgisch: Corpus juris Germanici antiqui S. 480—484. 6) Decretio Chlotarii II. Regis: bei Georgisch S. 477—480. 7) Prologus Legis Salicae bei Georgisch S. 6. Daß Chlothar II. darunter zu verstehen, erhellt daraus, daß von austrasischen Königen die Rede ist, und Childebert vorher geht.

8) *Gregorius Turonensis* lib. VI. c. 46. lib. VII. c. 7. c. 9. lib. X. c. 11. c. 28. *Fredegarius* c. 14. c. 16. c. 17. c. 20. c. 24. c. 25. c. 26. c. 27. c. 31. c. 37. c. 38. c. 39. c. 40. c. 41. c. 42. c. 43. c. 48. c. 53. c. 54. c. 55. 9) Continuatio Chronic. Fredegarii c. 92. c. 93. Praeceptum in *Miraei* Codice Donationum piarum c. 5. Vita S. Wandregesili c. 15. Anon. Vit. S. Leodgarii. c. 3 et 4. *Ursini* Vita ejusdem c. 4. p. 648. 10) Continuatio Chronici Fredegarii c. 107. Annales Francorum Fuldenses ad a. 718 et 719. Breviarium Regum Francorum bei Ussermann S. 47.

*) Die besten Nachrichten über ihn und über die saporogischen Kosaken findet man in Scherer's Annales de la petite Russie, übers. v. Hammerdörfer (Leipzig 1789).

einer Insel des Dneprs geflohen, und von da durch die Kosaken zu ihrem Secretär erhoben worden. In dieser Stelle entdeckte Chmelnitzky des damaligen Attaman's Barabasch, seines Feindes, Briefwechsel mit dem Könige von Polen, welche den Untergang der Kosaken zum Zweck gehabt haben soll. Die Folge davon war ein allgemeiner Aufstand der saporogischen Kosaken, eine Verbindung mit den krimmischen Tataren, und den donischen Kosaken, und eine Schlacht gegen die Polen an dem Flüßchen Scheskoi im J. 1648, wo kaum der zehnte Theil des polnischen Heeres mit dem Leben davon kam. Barabasch wurde abgesetzt, und Bogdan Chmelnitzky, den man von nun an für den Befreier der Ukraine hielt, ward sein Nachfolger. Vereint mit dem Chan der krimmischen Tataren machte er der Republik Polen Vergleichsvorschläge, und zwang endlich den König, Kasimir IV. unter Vermittelung des Chans, den Frieden zu Zborow am 17. August 1649 zu schließen, in welchem die Republik Polen alle saporogische Kosaken, so viel ihrer damals die Ukraine bewohnten, für ein freies Volk zu erklären. Zugleich wurde hiedurch den Kosaken die freie Ausübung des griechischen Ritus, den man so gern dem katholischen unterworfen hätte, feierlich zugestanden. Der Metropolit von Kiew sollte Sitz und Stimme im polnischen Senat und den Rang nach dem Primas von Polen haben. Chmelnitzky erhielt eine Audienz bei dem Könige, vor dem er kniend eine rührende Rede über die bisherigen Leiden seines Volkes hielt. Aber kaum hatte er seinen Rükken gewandt, so sandte der König einen Senator nach Kiew, der die alten Bande wieder knüpfen, und den schlauen und gefürchteten Attaman beobachten sollte; die alten Beschwerden blieben unerledigt. Chmelnitzky sah sich nun bewogen, Verbindungen mit andern Mächten, mit Rußland und der Türkei zu suchen. Zuerst aber überzog er mit dem Chan der Tataren den Hospodar Basilius von der Moldau, den er zu einem Vertrag bewog, worin des Hospodars Tochter, Irene, dem Sohne des Attamans, Timotheus Chmelnitzky, zur Ehe versprochen wurde. Um dieselbe Zeit erhoben sich auch die ukrainischen Bauern (als Krieger Kosaken genannt), müde des Joches der dort herrschenden polnischen Gutsbesitzer, um sich mit den saporogischen Kosaken auf Gut und Blut zu vereinen. Der König von Polen schrieb diese Bewegungen dem Attaman zu, und nachdem er unter Niklas Potocki dem Kastellan von Krakau (den Chmelnitzky im J. 1648 bei Scheskoi geschlagen), ein Heer bei Kaminieck versammelt hatte, verwarf er alle Vergleichsvorschläge der Kosaken. Zugleich bot er, gegen das Ende des J. 1650, den Kurfürsten von Brandenburg als Vasallen der Republik auf. Mit den Kosaken waren die krimmischen Tataren verbunden. Als nun beide Heere, deren Anzahl von jeder Seite bis auf 300,000 übertrieben ward, unfern Dubno sich zusammen fanden, beging der Chan den Fehler, die von ihm besetzten Anhöhen nicht gehörig zu benutzen, und die geschlagenen Kosaken wären gänzlich verloren gewesen, wenn Kasimir, statt sich mit einer scheinbaren Unterwerfung zu begnügen, auf Kiew gegangen und die ganze Ukraine überzogen hätte. Aber Kasimir, eine gänzliche Verwüstung seiner Provinzen fürchtend, ging nach Warschau, Chmelnitzky mit neuen Truppen der Tataren und Kosaken schloß den Potocki in Kiew ein, und nöthigte den König am 28sten Septemb. 1651 den Vertrag von Zborow zu bestätigen und eine Amnestie zu proklamiren. Nunmehr hatte Chmelnitzky fast nur mit seinen eigenen Waffengenossen zu kämpfen, welche den ruhigen Besitz eines freien Landes verlangten. Er wies ihnen daher Niederlassungen in der Gegend von Pultawa an, und stellte auch die Kolonisten in den neu errichteten Städten Charkow, Achtyrka, Lebedin und Sumi zufrieden. Die Polen bemühten sich unterdessen, den Hospodar der Moldau auf ihre Seite zu bringen und beredeten ihn, das dem Sohn des Attamans gegebene Versprechen nicht zu halten. Der Urheber dieser Intrigue war der Feldherr Kalinowsky, der mit einem polnischen Heere bei Batori stand, und für seinen Sohn um die Tochter des Hospodars warb. Chmelnitzky griff ihn mit solchem Ungestüm an, daß Kalinowsky sein eigenes Leben nicht retten konnte. Hierauf nöthigte er den Hospodar, sein Wort zu halten, und sandte zur Zeit der Hochzeitfeier seines Sohnes dem jungen Kalinowsky ein Pferd, welchem die Mähnen und der Schweif abgeschnitten, und zu einem natürlichen Zaum bereitet waren. Aber vergebens waren seine Entschuldigungen bei dem Könige von Polen, der die häufigen Empörungen der ukrainischen Bauern gegen ihre polnische Herren nur dem Chmelnitzky zuschrieb. Der König erschien also mit einem neuen Heere, um seine Zwingherrschaft zu befestigen, bei Swaniecz, wo er aber so in die Enge getrieben wurde, daß 10,000 Polen vor Hunger umkamen, und er selbst seine Freiheit mit Geld erkaufen mußte. Die mit den Kosaken verbundenen Tataren der Krimm benutzten diesen Sieg, um Litthauen auszuplündern, und der König von Polen fand keinen Ausweg, als eine List, um den Chan von der Verbindung mit dem Attaman loszureißen. Er machte ihm den Plan annehmlich, gemeinschaftlich gegen Rußland zu ziehen, Astrachan zu erobern und zu zertheilen. Chmelnitzky durch diese Vorspiegelung seines mächtigsten Bundesgenossen beraubt, schwankte anfangs zwischen dem Sultan und dem Zaar. Aber der Unwille seiner Kosaken, als sie von einer Verbindung mit den Ungläubigen hörten, nöthigte ihn bald, sich dem russischen Reiche zu nähern, gewiß nicht ohne Vorgefühl des seiner Republik einst bevorstehenden Schicksals. Die Gesandten der Kosaken gingen nach Moskwa. Hier nahm sie der Zaar Alexei Michailowitsch freudig auf, und indem er ihrer kriegerischen Republik alle Freiheiten und Rechte des Besitzes, der Personen, einer eigenen nazionalen Verwaltung, und einen freien Handel zusicherte und genehmigte, nahm er feierlich die Schutzherrschaft über die ganze Ukraine, so weit sie die saporogischen Kosaken in Besitz hatten, an. Auch die unabhängige Würde des Metropoliten von Kiew, welche Stadt von jeher die Kosaken als ihr Kapitolium ansahen, ward anerkannt. Aber der Attaman, dem die Stadt Tschingin zur Domäne angewiesen wurde, und der von nun an nach geschehener herkömmlicher Wahl durch die Ältesten der Kosaken jedes Mal vom Zaar investirt werden sollte, verlor das Recht, eigenmächtige Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, die Kosaken, 60,000 an der Zahl, wurden in

eine Liste eingetragen und zur Landfolge Rußlands verpflichtet. Ihr jährlicher Sold wurde für einen Reiter oder Fußgänger zu 3 bis 6 Rubel bestimmt. Dieser wichtige Vertrag, in Folge dessen sich der Zaar Selbstherrscher von Groß-, Klein- u. Weißrußland nannte, wurde 1654 am heiligen Dreikönigstage zu Perejaslaw geschlossen. Die nächste Folge davon war, daß die Russen, unterstützt von den Kosaken, Litthauen durch die Schlacht bei Beresina den Polen abnahmen und ausplünderten, und daß Chmelnitzky, unterstützt von den Russen, die nun vereinten Polen und Tataren 1655 aus der Ukraine schlug. Der bejahrte Attaman suchte nun die inneren Angelegenheiten seines States zu ordnen. Er hatte schon früher seine Kosaken in 15 Regimenter getheilt, denen folgende Orte und Städte zum Theil neu errichtet, zu Hauptsitzen angewiesen wurden, Tschirigin, Tscherkask (Alt-Tscherkask), Kannew, Korsun, Umanskoi, Braslovskoi, Kalinskoi, Kannewskoi, Perejaslaw, Kropiwanskoi, Ostianskoi, Mirgorod, Pultawa, Neschin, Tschernigow. Aber die auswärtigen Unruhen, die Kriege Schwedens mit Polen, und die Eifersucht sowol des teutschen Kaisers als des Sultans über die Verbindung der Kosaken mit Rußland gestatteten dem armen Chmelnitzky keine Ruhe, und brachten ihm endlich den Tod. Denn nachdem er den König von Schweden gegen Polen unterstützt, dann aber aus Antrieb des teutschen Kaisers und des Primas in Polen, diese Partei wieder aufgegeben hatte, bei der er mit Einwilligung des Zaars nur eine Gränzausgleichung zwischen Polen und der Ukraine bezweckte und durchsetzte, kam eine Botschaft des teutschen und des türkischen Kaisers an Chmelnitzky, worin sie ihm meldeten, daß nach dem Vorschlag des Königs Kasimir von Polen nach dessen Tode Polen mit Rußland, vereint und hiedurch übermächtig werden würde, und daß er, um der Unterdrückung der Ukraine zuvorzukommen, mit den Polen vereint Rußland bekriegen müsse. Chmelnitzky schwieg, indem er sich nicht entschließen konnte, seinen Eid gegen Rußland zu brechen, und der Sultan, dem dieß Stillschweigen Verdacht erregte, sandte einen Polen, der unter dem Vorwand, seine Tochter zur Ehe zu begehren, ein Mittel fand, ihn durch Gift zu tödten. Noch vor seinem Tode gab Chmelnitzky einen rührenden Beweis seiner Vaterlandsliebe. Sein älterer Sohn Timotheus, der Schwiegersohn des Hospodars der Moldau, war in einer Fehde desselben mit dem ungarnschen Fürsten Ragotzky und dem Woiwoden Metianskoy ums Leben gekommen. Georg, der jüngere Sohn, wurde von den dankbaren Kosaken zum Nachfolger seines verdienstvollen Vaters bestimmt. Aber Chmelnitzky wiederrieth dieß den Häuptern der Kosaken, weil sie eines erfahreneren Führers bedürften. Nur gezwungen durch ihre vereinten Bitten gab er nach. Er starb am 15ten Aug. 1657 und wurde in der von ihm erbauten Kirche von Subotow beigesetzt. Noch lebt sein Andenken in der Ukraine, wo man hin und wieder sein Bildniß findet, kenntlich an der außerordentlichen Länge eines in zwei Flechten herabhängenden Barts. Bogdan Chmelnitzky vereinte alle Eigenschaften eines großen Volksanführers. Der erste im Kampf, der letzte im Rückzug, abgehärtet, prunklos, vorsichtig, klug, unternehmend, theilte er nur dadurch die allgemeine Schwäche der Natur, daß er der Rachsucht nicht widerstehen konnte. (*Rommel.*)

Chmelnitzky (Georg), der Sohn des Bogdan. Bald nach dem Tode seines Vaters, 1657, gab er den versammelten Häuptern der Kosaken, die so eben erhaltene Würde zurück, der er seiner Jugend wegen, wie er bescheiden erklärte, nicht würdig sei. Aber man nahm dieß nicht an, und gab ihm nur den Sekretär Wigowsky, einen schlauen und erfahrenen Mann zum Rathgeber. Die Umstände waren sehr schwierig. Georg neigte sich anfangs auf die polnische Seite, wenigstens sandte der hievon benachrichtigte Zaar einen Bojaren in die Ukraine, der unter diesem Vorwand dem Wigowsky selbst die Würde des Attamans, die er ohnehin im Kriege mit Georg abwechselnd führen sollte, gänzlich auftrug. Wigowsky wurde auch von Polen bestätigt, und bald, nachdem er von Seiten Polens die vortheilhaftesten Bedingungen erhalten, wodurch die ganze Ukraine nur unter ihm und hinführo unter dem von ihm gewählten Attaman gestellt wurde, brach er mit Rußland, und befestigte sich durch polnische und tatarische Truppen. Vergebens wollten die Russen wieder in die Ukraine dringen, und nur der unter den Kosaken entstandene innere Zwist und das Wiederauftreten Georg Chmelnitzky's gab den Russen Gelegenheit, ihr Ansehn wieder zu erheben. Die meisten Kosaken, unzufrieden über die Verbindung mit den Tataren und die durch Wigowsky veranlaßten Verwüstungen, ernannten Georg Chmelnitzky von Neuem zum Attamann; Wigowsky floh nach Polen, Georg schloß sich wieder an Rußland an und alle Polen wurden aus der Ukraine verjagt. Chmelnitzky fand bald so vielen Anhang, daß man mit Einwilligung Rußlands neue Kolonien in der Ukraine anlegen mußte. Damals wurden die fünf Regimenter von den zum Theil schon besetzten Örtern Sumi, Achtyrka, Charkow, Usium, und Ribnoie errichtet, welche den Hauptstamm der slobodischen Ukraine ausmachen. Sie erhielten alle Rechte der übrigen Kosaken, deren Namen sie noch jetzt gern führen. Im J. 1660 begann der russisch-kosakische Feldzug gegen die Polen, wodurch der Zaar die Polen nöthigen wollte, ihr Versprechen zu halten. Polen wäre damals sehr bedrängt worden, wenn nicht eine unbegreifliche Wankelmüthigkeit oder Treulosigkeit Georg Chmelnitzky's die Lage der Sache plötzlich geändert hätte. Am 18. Okt. 1660 schloß er zu Ralodiza im polnischen Lager einen Vertrag, wodurch alle Verbindung der Kosaken mit Rußland aufgehoben und die alten Verträge mit Polen erneuert, auch Wigowsky für unschuldig erklärt wurde. Von nun an begann das Unglück der Ukraine und Chmelnitzky's, der sich nur durch Tataren und Polen stützen konnte. Im J. 1662 wurde er von den Russen, die den Kosaken Samko erhoben, geschlagen; er floh nach Tscherkask, von da vertrieben wurde er Mönch. Seit 1663 kamen verschiedene Kosaken zur Attamanns-Würde, die saporogischen und krainischen Kosaken geriethen in Zwist, Polen und Russen verwüsteten um die Wette ihr Land, selbst der Leichnam Bogdan Chmelnitzky's und seines Sohnes Timotheus wurden von einem russischen Woiwoden ausgegraben. Georg Chmelnitzky trat von neuem auf, um mit dem Metropoliten von Kiew eine neue Partei zu bilden,

aber der König von Polen bewirkte seine Vertreibung. Selbst der Chan der Tataren erwählte einen neuen Attamann. Ein anderer gehorchte dem Zaar, ein anderer dem Könige von Polen. Als Attamann Bruchowetzkoi sah, daß wegen der in der Ukraine angestellten russischen Einnehmer Alles zum Aufruhr geneigt sei, befreite er nicht allein alle Städte der Ukraine von den russischen Woiwoden, sondern meldete auch dem türkischen Sultan, daß er mit der ganzen Ukraine entschlossen sei, sich ihm zu unterwerfen; dafür ward er vom Volke ermordet. Um diese Zeit trat Georg Chmelnitzky wieder auf, um mit zwei abgesetzten Attamanns einen andern Attamann Doroschenko zu befehden, der das Bündniß mit dem Sultan erneuert hatte. Aber er gerieth in dessen Gefangenschaft. Einige Jahre nachher erklärte ihn der mit ihm ausgesöhnte Sultan zum Attamann der saporogischen Kosaken; unterstützt von Türken und Tataren, ließ er sich sogar 1677 zum Fürsten der Ukraine ausrufen. Diese Würde genoß er jedoch nicht lange. Man weiß das Jahr seines Todes nicht, aber er starb zu einer Zeit, wo sein durch Zwietracht zerrissenes Vaterland, von allen Nachbarvölkern verwüstet, endlich zu Warschau von dem Könige von Polen nebst Smolensk an Rußland gänzlich abgetreten wurde. (*Rommel.*)

CHMIELECIUS (Chmilezgy) de Chmielnick (Martin), ein gelehrter Arzt und Professor zu Basel, geb. 5. November 1559 zu Lublin, aus einem adeligen, polnischen Geschlechte. Seine ersten Studien machte er zu Lublin, und kam dann 1577 nach Basel, wo ihn der polnische Freiherr J. Omosky in sein Haus aufnahm. Er legte sich zuerst auf die Philosophie, dann sehr eifrig auf die Arzneiwissenschaft, in welcher er 1587 den Doktorgrad erhielt. Er ließ sich nun zu Basel nieder, wurde 1589 Professor der Logik, welche Stelle er 20 Jahre lang bekleidete, dann von 1610 bis zu seinem Tode Prof. der Physik. Er starb plötzlich 3. Jul. 1632.— Seine Lehrstelle, das mehre Male bekleidete Dekanat theils der medizin., theils der philosoph. Fakultät, das Rektorat 1613 und 1627, besonders aber eine ausgebreitete medizinische Praxis und die Stelle eines Leibarztes bei zwei Bischöfen von Basel hinderten ihn, als Schriftsteller viel zu leisten. Doch hat man von ihm: Theses de humoribus. Basil. 1584 et 1619. 4. Theses medicae. ib. 1585. De locorum affectorum cognitione generali. ib. 1587. Diss. de pleuritide. 1587. Diss. de elementis. ib. 1623. 4. Epistolae medicinales in *Hornungs* Cista medica. Nürnberg 1625. 4. Man rühmt von ihm ein sanftes, zuvorkommendes Benehmen und große Beredsamkeit, wodurch der vortheilhafte Eindruck seiner angenehmen Physiognomie verstärkt wurde. Von der ersten seiner drei Gattinnen, der Tochter des bekannten Polyhistor Theodor Zwinger, hinterließ er einen Sohn, Martin, Med. Doktor und Stadtarzt zu Mühlhausen im Elsaß, der als Bürgermeister daselbst 1662 starb *). (*Escher.*)

CHNODOMAR, König der Alemannen, besiegte in offner Feldschlacht den Cäsar Decentius, welcher sich in gleich günstigen Verhältnissen befand, eroberte und verwüstete viele und reiche Städte in Gallien, und schaltete und waltete lange in diesem Lande, ohne daß ihm Widerstand geleistet wurde. Noch mehr wurde seine Zuversicht 357 verstärkt, als der römische Magister peditum Barbatio an Macht ihm überlegen, von den Alemannen am Oberrhein geschlagen ward, und sich furchtsam sogleich in die Winterlager zurück zog. Jetzt sammelten die Könige der Alemannen Chnodomar und Westralp, Uri und Ursicin nebst Serapio, dessen teutscher Name Agenarich war, wie auch Suomar und Hortar alle ihre Macht in ein Heer, und setzten sich bei Straßburg, um so zuversichtlicher, da ihnen ein römischer Überläufer berichtete, daß der Cäsar Julian durch den Rückzug des Barbatio geschwächt, nur noch 10,000 Mann bei sich habe. Sie schickten an den Cäsar, und verlangten, er solle aus dem Lande weichen, das sie erobert und die Verträge mit dem Kaiser ihnen zugesichert hätten. Julian behielt die Gesandten der Alemannen zurück, und rückte gegen diese vor. Den linken Flügel derselben führte das Haupt dieses ganzen Krieges, Chnodomar, ausgezeichnet durch Kühnheit und Stärke, durch Thatkraft und Feldherrngaben, kenntlich an dem Glanze seiner Waffen, hervorragend auf schäumendem Rosse, in der Hand einen Spieß von ungeheurer Größe, am Scheitel einen feuerfarbigen Haarschweif. Als das alemannische Fußvolk schrie, daß die Könige und ihre Gefolge die Rosse verlassen, und zu Fuße kämpfen sollten, war Chnodomar der erste, der von seinem Renner sprang. Mit dem herrlichsten Muthe und dem heftigsten Ungestüm kämpften die Alemannen, wurden aber, obgleich schon ziemlich Sieger, durch Julians Feldherrngeist und die Kriegskunst der Römer besiegt. Über die Leichenhaufen zog sich Chnodomar mit Wenigen seines Gefolges allmälig zurück, um die bereit gehaltenen Schiffe zu besteigen, und sein bei den römischen Denkmälern Tribunci und Concordia aufgeschlagenes Lager zu erreichen; um nicht erkannt zu werden, hatte er sein Antlitz bedeckt. Als er schon dem Ufer nahe eine mit Sumpfwasser angefüllte Lache umritt, um hinüber zu setzen, wich der schwammige Boden, und Chnodomar stürzte vom Rosse. Doch ungeachtet seiner Dicke und Schwere gelangte er auf den nächsten Hügel. Hier ward er erkannt, und sogleich von einem römischen Kriegerhaufen umstellt. Doch scheuten sich die Römer, ihn anzugreifen; er ging allein herab, und ergab sich. Seinem Beispiele folgte sein Geleite *) von 200 Mann, und drei innigst verbundne Freunde. Julian sandte Chnodomarn nach Rom, wo er in den Castris Peregrinis auf dem cölischen Berge, nach den römischen Berichten, an der Schlafsucht starb **). (*Ferd. Wachter.*)

CHNUBIS oder Chnumis, war eine Stadt in

---

*) Iselin Allg. Lex. — Jöcher. — Leu Lex. u. Holzhalb Fortſ. — Biogr. Univ. — Moreri.

*) Flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. *Ammianus Marcellinus.* lib. XVI. c. 12., ein Beispiel zu dem, was Tacitus Germ. c. 14. von der innigsten Verbindung des Geleites mit dem Fürsten sagt. **) *Ammianus Marcellinus* lib. XVI. c. 11. c. 12., der die Schlacht bei Straßburg ausführlich beschreibt. *Juliani* Opera, p. 279. *Libanius* in der Orat. parentali in Julianum c. 27. c. 28. c. 29. Historia Miscella, lib. XI. bei Muratori I. S. 76.

Oberägypten am östlichen Nilufer, über dem jetzigen Beni-Asser (dem alten Contra Lato), gelegen. Wie man vermuthet, hat sie ihren Namen von der daselbst verehrten Gottheit Knuphis (Strabo B. 17. — Ptol.). (*H.*)

CHOCHMAH חָכְמָה, bedeutet im Hebräischen Weisheit. Nach dem Systeme der Kabbalah, ist die חכמה die zweite Potenz in der sephirotischen Dekade des kabbalistischen Baumes, und zugleich das mittlere Wesen in den drei obern Sephiroth, als der himmlischen Trias *). Die Kabbalisten halten sie für die erste Emanation der Gottheit, und gründen ihre Meinung auf Spr. 14, 2., wo die Weisheit von sich selbst spricht: „Mich schuf Gott, als seine erste Handlung von je her, vor seinen Werken allen." Daher übersetzt der chaldäische Paraphrast Jonathan die Worte des 1. B. M. 1, 1, durch den Ausdruck [illegible], d. h. durch die Weisheit erschuf Gott ꝛc. Sie nehmen die Weisheit nicht als eine Eigenschaft Gottes, sondern als einen wesentlichen Ausfluß der Gottheit an. Sie nennen dieses substanzielle Wesen oft auch מימרא, das Wort (Logos), mit Beziehung auf Ps. 33, 6., wo gesagt wird: „durch Gottes Wort wurden die Himmel erschaffen," und bezeichnen es mit dem göttlichen Namen יה, im Bezug auf Jesai. 26, 4., wo gesagt wird: „durch Jah יה ist Gott Schöpfer der Welten." Diesen Ausfluß der Gottheit nennen sie auch den Urmenschen אדם קדמון im Bezug auf Ezechiel 1, 25, der auf dem göttlichen Thronwagen מרכבה eine Menschengestalt sah. Auch זעיר אנפין, das kleine Angesicht nennen sie es, im Gegensatze Gottes, der אריך אנפין genannt wird. Die Göttlichkeit dieses Erstgebornen der Gottheit, sagen die Kabbalisten, reicht in alle Grade des Lichts, in alle Stufen der Geister und in alle Arten des Lebens, von dem Feinsten und Höchsten, bis zum Gröbsten und Niedrigsten. Sanchoniathon bezeichnet dieses geschaffene Urwort mit dem Ausdrucke Kolpiah eigentlich zusammengesetzt aus [illegible] **). (*Peter Beer.*)

CHOCHOLNA, ein Dorf der trentschiner Gespanschaft in Ungarn, hart an der von Neustadt nach Trentschin führenden großen Kommerzial-Straße. Es befindet sich hier ein sehr wohlschmeckender Sauerbrunnen, der sehr viel kohlensaure Luft enthält, und besonders mit Wein ein sehr angenehmes Getränk gibt, daher auch in der Nachbarschaft vorzüglich zur Badezeit in dem nicht sehr entfernten trentschiner Bade stark verbraucht wird. Merkwürdig ist, daß dieser Sauerbrunnen einen Teich speiset, in welchem treffliche Fische, besonders große Karpfen gezogen werden, was für den Eigenthümer desto vortheilhafter ist, da in der Waagh, beinahe alle Gattungen Fische nur keine Karpfen gefangen werden.

(*Baron Mednyanszky.*)

*) Vgl. die Art. Kabbalah und Sephiroth. **) Vgl. *Galatin* de arcan. cathol. verit. Lib. I. *Schindler* Lexic. pentagl. in כלפ pag. 1573. *Hottinger* thes. philol. Lib. I. c. 3. *Leusden* Philol. hebr. Diss. 26. *Heinrich* de verit. rel. christ. p. 322. *Goodwin* Mos. et Aar. Lib. IV. c. 4. *Knorr* Kabbala denud. Richter das Christenth. und die alt. Relig. d. Orients (Leipzig 1819.). Beer Geschichte der Relig. Sekt. d. Juden (Brünn 1823).

CHOCO. Landschaft in Neugranada in Südamerika, am Golfe de Choco oder Benaventura, [illegible] im Nordosten von Antioquia, im Süden von [illegible] und im Westen von Biruquete umgeben. Die [illegible], ein Zweig der Anden, theilt sie in 2 Thäler, die [illegible] Guacuba und Atrato bewässert werden. [illegible] ein Mönch seit 1788 einen Kanal zu Stande, durch den nach starkem Regen Kanots von einem Meere zum andern schiffen. Das Land ist reich an Gold, [illegible] (dessen Vaterland hier ist) und Kakao. [illegible] die Städte Novita, Choco ꝛc. ([illegible])

CHOCOLATE, Chocolade. Cacao [illegible], eine aus gelind gerösteten, und in einem [illegible] fernen Mörser zu einem weichen Teig [illegible], und dann auf einem ungewärmten Steine, oder in einer [illegible] genen Maschine zu einem ganz feinen, gleichförmigen Brei zerriebenen Cacaobohnen angefertigte, in [illegible] Formen gegossene, und hier erkaltete harte dunkelbraune Masse mit und ohne Zusatz von Zucker und Gewürz. Man bringt jetzt Alles in Chocolate, und Chocolate in Alles, man chocolatisirt das ganze [illegible].

I) Die bittere Cacaomasse heißt Gesundheitschokolate, simplex s. medica, und ist, bei noch nicht zu tief gesunkenen Verdauungskräften, und bei Nichtdisposition des Magens zu Schleim- oder Säureerzeugung, in Abzehrungen, bei großer Entkräftung, nach Blutflüssen ꝛc., bei Hämorrhoidalbeschwerden, für Hypochondristen, Onaniten ꝛc., und bei Atrophie der Kinder in Wasser oder Milch gekocht, sehr wirksam. Mit [illegible] geröstetem Cacao schmeckt sie, oder wenn während des Reibens ⅓ des Gewichts gestoßener Zucker zugesetzt werden, so hat man:

II) die gemeine Tafelchocolate, Cacao tabulata vulgaris für Kinder und verwöhnte Personen.

III) Die gute, feine, mit Zimmt, Gewürznelken, Cardamomen, Vanille, Perubalsam und dergleichen gewürzte Tafelchocolate (Vanillechocolate), wie die echte Wiener, Turiner, Mailändische, Römische, Französische, Holländische ꝛc., muß möglichst frisch seyn, hellviolettbraun oder dunkelbraunroth aussehen, eine außen glatte, durchaus gleichförmige zarte, trockne, lieblich gewürzhaft riechende, und eben so mild specifisch, nicht widrig bitter schmeckende Masse bilden, die im Bruche nichts Körniges, keine glänzende Punkte zeigt, auf der Zunge leicht und ganz schmilzt, und eine Art von angenehmer Erfrischung zurück läßt. — In Wasser, in Thier- oder Mandelmilch, Eigelb, Wein ꝛc., muß sie ohne Bodensatz auflöslich seyn. — Schlechte Tafelchocolate sieht rothschwarz aus, hat ein mehliges oder grießliches, grobes Korn, schmeckt bitter, gibt einen brenzlichen Dampf beim Kochen, und ein Getränk, das zähe, klebrig oder wäßrig, inconsistent ausfällt, fadsüßlich riecht, schwarzartig schmeckt, und einen fettigen, ungleichartigen Bodensatz macht. 1 Aus nicht ganz frischen Bohnen bereitet, schmeckt sie fettig und wird leicht ranzig; 2. aus zu grünem, unreifem, oder zu schwach geröstetem Cacao, schmeckt sie unangenehm salzig; 3 aus zu stark gerösteten, halbverkohltem, oder vorher schon verdorbenem Cacao, schmeckt sie ekelbitter oder moderig, und gibt ein

schwärzliches, brenzliches Getränk, welchem die nöthige, ölige Beschaffenheit abgeht; 4) mit Eisen- oder Kalktheilchen ist sie vermengt, wenn dort die Bohnen in eisernen Brennern geröstet, und die Cacaomasse in eisernen Mörsern oder Stahlcylindern, hier, wenn sie auf einem Kalksteine gerieben worden ist. Cadet fand in 1 Pfd. solcher Chocolate durch Gallussäure als Minimum 36 Gran Eisen, und mittelst verdünnter Schwefelsäure 48 Gr. Gyps; 5) mit Kupfertheilchen ist sie von den messingenen Mörsern vergiftet, wenn sie grünlich beschlägt. — Verfälscht ist sie a) mit Hülsenfrucht-, Getreide- oder Kartoffelmehl, wenn sie im Munde nicht ganz zergeht, fadteigig schmeckt, beim ersten Aufwallen des Getränks wie Leim riecht, und dieses nach dem Erkalten gallertartig wird; b) mit milchigen Sämereien: gerösteten Mandeln ꝛc., die sie ranzig machen; c) mit andern der schon ausgezogenen Cacaobutter untergeschobenen Ölen und thierischen Fetten, wenn sie einen Käsegeruch, und Talggeschmack hat, das Getränk aber schon beim Kochen, noch mehr beim Erkalten einen häufigen Fettstoff absetzt; d) mit Honig, Farinzukker, Syrup, und mancherlei Cacaoabgängen, wenn sie süßletschig schmeckt, und das Getränk in der Tasse erdige, griesige Klümpchen zurück läßt; e) mit Orlean, Tragant, und Mimosengummi, wovon sie ungleichstoffig, und, mit Wasser gekocht, schlierig ausfällt, vom Orlean aber einen bittern Geschmack annimmt; f) durch eine ungleiche Vermengung der Cacaosorten, wenn sie weniger fein ausfällt; g) der rohe Cacaoteig von den Antillen gibt ein ungleichartiges Getränk, auf dem das Cacaoöl schwimmt.

Eine Unze guter Tafelchocolate auf eine Portion, nach Umständen bald mehr, bald weniger, mit Wein ꝛc. bereitet, dient in den obigen Krankheiten, wenn man zugleich flüchtiger Reizmittel bedarf.

IV) Chinachocolate, s. Chinarinde.

V) Die Erdmandelchocolate aus gelind gerösteten Erdmandeln (Cyperus esculentus, s. unten) mit Zucker zusammen gerieben, und gehörig gewürzt, läßt sich allein zu Pasten, oder mit gleichviel Cacao auch zu Tafeln formen, und gibt ein sehr liebliches, nährendes Kraftgetränk, gleich der Chocolate aus Wallnüssen. Die ärmere Menschenklasse in Spanien und Südfrankreich benutzt auch die Erdeichel (Erdnuß) Arachis hypogaea, zu Chocolate.

VI) Die Fleischchocolate ward zuerst von Bantigny aus Cacao und Osmazom, dem Kraft- und Riechstoffe der Fleischbrühe, angefertigt, und Philigieno genannt. Sie ist vorzüglich nährend und stärkend für Hektiker und Schwächlinge aller Art.

VII) Die Gerstenchocolate ist ebenfalls ein gutes Nahrungsmittel für Abgezehrte und Brustkranke. Noch leicht verdaulicher ist:

VIII) Die Salepchocolate, so genannte Wiener Brustchocolate, aus Salep- oder Astrachal-Wikkenschleim mit mehr oder weniger Cacao u. Gewürzen versetzt.

IX) Die Kaffeechocolate, ein Pulver aus gerösteten Cacao- und Kaffeebohnen, gibt ein anziehendes, belebendes Getränk (s. Kaffee).

X) Die isländische Mooschocolate, welche aus 4 Theilen ausgeschälter Cacaobohnen, 4 fein. Zukkers, 2 isländ. reinen Moospulver und ¼ Salepwurzel bereitet wird, kommt nur in Pulverform vor; ist sie aber in Tafeln ausgeschlagen, so enthält sie zu wenig Flechte mit zu vielem Cacao oder Zucker, wie die der Chocolatefabrikanten, welche oft nichts Anderes ist, als gewöhnliche Chocolate, mit ein wenig nicht einmal fein gepulverter Flechte vermengt. Sie riecht dann nicht bestimmt nach dieser, schmeckt weniger bitterlich, und wird beim Kauen nicht sehr schleimig, wie sie es doch sollte. Sie ist zwar wohlschmeckender, aber nicht so leicht verdaulich, wie die echte Mooschocolate. Eine ganz geruch- und geschmacklose, wo die Flechte vorher mit kalter Kalilauge ausgezogen, kalt gewaschen und getrocknet ist, wird zu einem bloßen Nahrungsmittel, während die echte wenigstens ein Linderungs- und Restaurationsmittel für Lungenkranke ist (vgl. Lichen Island.).

XI) Die Reischocolate (Poudre content), eine Erfindung Lentin's, in Pulver- oder Pastenform, wird aus Reismehl (6 Unz.), feinem Zucker und Cakaopulver von jedem 3 Unz., feinem Caneel 2 Dr. bereitet. Ein Eßlöffel davon liefert mit 1¼ Tassen Milch und gleichviel kochendem Wasser einige Mal aufgekocht, ein nicht unangenehmes, leicht sättigendes und nährendes Getränk, oder Suppensurrogat für gesunde Mägen, statt des Thee- oder Kaffeefrühstücks. Für Lungenkranke ꝛc. läßt es sich mit einem concentr. isl. Moosdecoct, oder mit Salep und wäßrigem Chinaextrakt in Latwergenform verbinden, und löffelweise zwischendurch den Tag über nehmen.

XII) Die Zittwerchocolate ist ein gutes Wurmmittel für Kinder ꝛc.

Übrigens ist die gemeine Chocolate ein zweckmäßiges Einhüllungsmittel mancher Arzneien, z. B. der Quecksilberpräparate, der Perurinden (s. Chinarinde, XVI. 349 ff.)

Diätetisch ist die Gesundheits- oder leicht gewürzte Tafelchocolate ein erwärmendes, belebendes, und, zumal mit Milch oder Wasser und Eicheln ꝛc. bereitet, ein nährendes Kunstgetränk, verlangt aber einen guten Magen. Für Gesunde taugt sie um so weniger zum Alltagsgetränk, je gewürzreicher sie ist, am wenigstens die mit Pfeffer und Ingwer ꝛc. verfälschte. Blut- und gallenreiche, so wie fette, müßige oder viel sitzende Personen sollten sie nicht trinken, weil sie die Neigung zu Blutstürzen und Schlagflüssen vermehrt. Für Kinder ist sie zu schwer verdaulich und erhitzend. Die Milchchocolate mit Eigelb versetzt, paßt für magere, trockene, alte, abgelebte, abgezehrte, schwindsüchtige, mit Husten, besonders dem Kitzelhusten geplagte, oder an Hämorrhoiden Leidende, so wie für alle Entkräftete und Erschöpfte, als ein sehr nährendes Getränk, die Weinchocolate aber nur für kalte, phlegmatische und reizlose Naturen.— Endlich wird sie auch zu manchen Arzneien gesetzt, um sie wohlschmekkender zu machen, z. B. zu Morsellen, Pastillen ꝛc.

Außerdem benutzt man sie zu mancherlei Confituren in verschiedenen Formen, zu Torten, Cremes, Suppen, Liköhren ꝛc. *). (*Th. Schreger.*)

---

*) Vgl. *J. J. Stahl* de Chocolata Indorum ejusque viribus medicis. Erf. 1736. 4. — J. H. Grosser arzneilicher

CHOCZ, adelige Stadt in der Woiwodschaft Kalisch im Regbz. Polen, an der Proszna, mit 3 Kirchen, 130 Häus. u. 900 Einw., die größten Theils vom Ackerbau leben. (*H.*)

Choczim, s. Chotim.

CHODKIEWICZ (Chodkiewitsch), in alten russischen Büchern Chodkowic (Chodkowitz), ist eine der ältesten und angesehensten Familien in Litthauen. Johann, Hieronymus und Gregorius Chodkiewicz, machten sich in den ersten livländischen Kriegen berühmt. Gregorius war der erste polnische Statthalter in Livland 1562. Ursprünglich waren die Chodkiewicze zum Theil griechischen Glaubens. 1568 ließ Gregor Alexandrowicz Chodkiewicz ein altslawonisches Evangeliarium drucken zu Zabludow (Fol. 399 S.). Späterhin wurde ein Theil dieses Hauses lutherisch, sodann reformirt. Seit Siegmund's III. Regirung wurden sie alle katholisch, und stifteten mehre Kirchen und Klöster. Noch ist aus dieser Familie Graf Alexander Chodkiewicz in Warschau, bekannt durch seinen Eifer für Chemie und andere Wissenschaften (s. Beutkowski II. 353. 438.). — Schon von uralten Zeiten her schrieben sich die Chodkiewicz Grafen zu Szklow, Bychow u. Mysz. (*Bandtke.*)

CHODKIEWICZ (Johann Karl), Woiwode von Wilna, Großfeldherr von Litthauen. Dieser große Feldher ward 1560 geboren. Er studirte zu Wilna bei den Jesuiten; als Stephan Bathory durch Wilna nach Polock zog, hielt der Jüngling 1579 eine Rede im Namen der studirenden Jugend an den König, welcher voraus verkündigte, daß dieser C. einst ein großer Held werden würde. Hierauf besuchte C. Italien, Frankreich, Spanien, Portugal und die Niederlande, wo ihn Philipp II. gut aufnahm, weil sein Vater Johann Kaiser Karl V. schon früher bekannt war. Auf seinen Reisen machte sich der junge Chodkiewicz mit dem alten Herzog von Alba, dem Herzog Alexander Farnese und Prinz von Oranien Mauritius bekannt. Seine ersten Kriegsdienste machte C. gegen die Kosaken und Türken 1590. 1596, sodann 1600 gegen die Schweden in Livland, wo er Statthalter ward (1603), und bei Reval und Dorpat siegte, Dorpat einnahm und 1604 Großfeldherr von Litthauen ward. Der große Sieg bei Kirchholm gegen den König von Schweden Karl IX. machte C. weltberühmt (1605). Im Kriege gegen die Rokossianer, d. i. in dem Aufstande des Adels gegen den König Siegmund III., welchen Nikolaus Zebrzydowsk anfachte, mußte C. Livland verlassen, und dem Könige zu Hilfe kommen. 1607 in der Schlacht bei Gurow hatte C. die ganze Macht des Feindes vor sich, und hätte, da er schlecht unterstützt wurde, seinem Gegner Fürst Janus Radziwill unterliegen müssen, wenn unter den Rokossianern nicht eben so viel Uneinigkeit und Unordnung geherrscht hätte, als im Heere des Königs. 1608. 1609 hatte Ch. einen schweren Stand in Livland, da ihm der König weder Sold noch Rekruten zusendete, dennoch nahm er Pernau ein und befreite Riga zum zweiten Male. Da Siegmund III. durch seine thörichten Maßregeln Alles in Rußland verdarb, was seinen Sohn Wladislaus IV. auf den Thron der Zaren von Moskau bringen konnte, so nahm er 1610 seine Zuflucht wiederum zu dem tapfern C. Doch war es unmöglich, Alles wieder gut zu machen (1611. 1612). Strus mußte sich im Kremlin ergeben. Der neue Feldzug des Chodkiewicz nach Moskau 1613 war fruchtlos. Das Jahr 1614 verging damit, daß das unbesoldete Heer sich gegen den König selbst verband; die J. 1615 — 1616 verflossen mit Zurüstungen. Erst 1617 zog Wladislaus IV. nach Moskau und erzwang zugleich mit Chodkiewicz den Frieden zu Divilin 1618 den 11. Dec. einen Waffenstillstand auf 14 Jahre vom 3. Jan. 1619 an gerechnet. Sein ruhmvolles Leben beschloß Chodkiewicz im ersten chocimer Kriege im Lager vor Chocim selbst 1621, wo er den 24. September verschied. Stanislaus Lubomirski, der Unterfeldherr, übernahm den Komandostab des Entseelten und schloß den bekannten Frieden mit Osman II. Außer mehren Kirchen auf seinen Gütern hat Chodkiewicz das Jesuiter-Collegium zu Kroie in Samogitien gestiftet, das seit 1772 in eine gewöhnliche Schule verwandelt worden *). (*Bandtke.*)

CHODOWIECKI (Daniel), wurde zu Danzig 1726 geboren, und erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann, der aus Liebhaberei in Miniatur malte, den ersten Unterricht in dieser Kunst. Nachdem er seinen Vater im vierzehenten Jahre verloren, erhielt er von seiner Mutter Schwester, die auch nicht ungeschickt in derselben Malerei war, noch fernern Unterricht, der aber bald durch seine Versetzung in eine Handlung als Lehrling, unterbrochen wurde. Der Verfall dieses Hauses nöthigte den jungen Chodowiecki 1743 nach Berlin, zu seiner Mutter Bruder in eine andere Handlung zu gehen. So wie er hier die nöthigen Kenntnisse sich erworben hatte, wurde er seines Oheims Buchhalter, und bezog mit diesem die Messen. Diese mannichfaltigen Zerstreuungen konnten jedoch seine Neigung zur Kunst nicht unterdrükken, und er suchte jede müßige Stunde zu erübrigen, um nach Kupferstichen Miniaturbilder zu malen, welche sein Oheim als Dosengemälde verkaufte; ja dieser ließ ihn aus Spekulation die Emailmalerei erlernen. Wiewol er nun aber viele Werke in dieser Art ausführte, so fühlte er doch bald sehr richtig, daß dieß der unrechte Weg sei, um Fortschritte in der Kunst zu machen, um so mehr, da ihm die eigentlichen Elemente des Zeichnens fehlten. In der Verlegenheit darüber, wendete er sich an seinen Lehrer in der Emailmalerei, einen Augsburger, Namens Haid; dieser mehr Theoretiker, wies ihn an, wie er die Kunst studiren solle; dabei fühlte er nun eigentlich erst ganz, daß er noch gar nichts könne; aber ihn belebte die Hoffnung, noch etwas Rechtes zu erlernen; und gestärkt durch diese, gab er die Handlung völlig auf, und verließ 1754 seinen Oheim. Sich nun selbst überlassen, bestrebte er sich mit Eifer, das Versäumte nachzuholen, wobei ihm die Bekanntschaften eines

Grundriß v. d. Chocolate, deren Gebrauch und Mißbrauch ꝛc. Schweinf. 1786. 8. — Parmentier i d. Neuesten Entdeck. franz. Gelehrten, v. Pfaff u. Friedländer. VII. VIII. S. 61. ꝛc.— Kaffee, Thee und Chocolade ꝛc. f. Haushaltungen. m. K. Lpz. 1823. 8.

*) Sein Leben hat Naruszewicz beschrieben, Warschau in der Hofbuchdruckerei 1781. 2. Th. 4. Der Graf Mostowski hat diese Lebensbeschreibung in seiner Sammlung polnischer Schriftsteller wieder abdrucken lassen.

Pesne, Falbe, Rode und le Sueur, nicht wenig Nutzen gewährten. Freilich fühlte er in der Nähe solcher Männer sein Unvermögen sehr drückend, verlor jedoch den Muth nicht, sondern suchte sich nach guten Zeichnungen zu bilden und übte sich im eigentlichen Erfinden. Der bessere Stil in seinen Migniaturmalereien, erwarb ihm den Beifall der Liebhaber; und er machte nun auch Versuche in Öl zu malen. — Ohne eigentliche Absicht, machte er 1756 seinem ersten Versuch im Radiren, der freilich seiner Erwartung um so weniger entsprach, da er sich an keine fremden Muster halten, sondern seine Manier nur sich verdanken wollte. Dieses veranlaßte ihn, noch mehre kleine Blätter zu ätzen, welche Scenen aus dem bürgerlichen Leben, nach der Natur gezeichnet, darstellen. Aber noch blieb die Migniaturmalerei sein Hauptgeschäft, und erst während des siebenjährigen Kriegs lieferte er wieder verschiedne radirte Gelegenheitsblätter, unter denen sich die gefangnen Russen, und die Zurückbringung des Friedens durch den König, auszeichnen. Um diese Zeit erschien in Paris ein Kupferstich La malheureuse famille de Calas. So wenig dieses Blatt im Allgemeinen Beifall erhielt, so wurde Chodowiecki von dieser Darstellung doch so angezogen, daß er dieselbe in Öl kopirte, ja diese Handlung beschäftigte ihn so lebendig, daß er auf die Gedanken kam, ein Seitenstück zu jenem Blatte zu verfertigen. Er wählte zu seiner Darstellung den Abschied des Calas von seiner Familie. Diese Platte wurde 1767 fertig. Die 100 Abdrücke mit Beisetzung derselben Jahrzahl sind wegen ihrer Schönheit und Seltenheit, denen vom Jahr 1768 weit vorzuziehen. Die allgemeine Theilnahme, welche diese Arbeit beim Publikum erweckte, bestimmte die königliche Akademie der Wissenschaften, die Zeichnungen zu dem Kalender für 1769 bei Chodowiecki verfertigen zu lassen; diese, und die Arbeiten zu demselben Zwecke für 1770, so wie die Übernahme der Zeichnungen zu dem Basedowschen Elementarwerke, wozu er auch mehre Blätter selbst radirte, nöthigten ihn von jetzt an, seine Migniaturmalerei bei Seite zu setzen, um so mehr, da auch die Buchhändler anfingen, ihn zu beschäftigen.

Nach einer dreißigjährigen Entfernung von seiner Geburtsstadt, erwachte in ihm die Sehnsucht, seine Verwandte daselbst zu besuchen; hier fand er so viele Beschäftigung, daß er sich genöthigt sah, neun Wochen daselbst zu verweilen. Unter den mancherlei Migniaturbildern, die er hier ausführte, verdient vorzüglich das des Fürsten Padoski erwähnt zu werden, es ist die größte seiner Arbeiten in diesem Fache. Das Bild hat die Höhe von 13 Zoll, und 10 Zoll Breite. Gleich bei seiner Rückkehr nahm ihn Lavater in Anspruch; für diesen lieferte er viele Zeichnungen zu seinen physiognomischen Fragmenten, und schmückte auch dieses Werk mit manchen radirten Blättern. Auf einem Ausflug nach Dresden und Leipzig, den er um diese Zeit machte, lernte er mehre schätzenswerthe Künstler und die Kunstschätze beider Örter kennen; aber die mannichfaltigen Bestellungen, die er erhielt, mehren Theils Zeichnungen für Buchhändler, nöthigten ihn bald zur Rückkehr. Seine Zeichnungen wurden hochgeschätzt. Da nun aber der größte Theil derselben durch die fremden Kupferstecher verlor, so baten ihn viele verständige Kunstliebhaber, seine Blätter selbst zu radiren. Dieß that er auch, und sein Fleiß zeigt sich bewunderungswürdig. Man findet von jetzt an wenige bedeutende Bücher aus jener Zeit, zu denen er nicht eine Vignette radirt hätte, und manches schlechte Buch fand um seiner Blätter willen Absatz. Sein seltnes Verdienst wurde nach Gebühr gewürdigt. Nachdem er schon lange die Stelle eines Vicedirektors bei der Akademie der bildenden Künste bekleidet, ernannte man ihn 1793 zum wirklichen Direktor. Er starb als solcher den 7. Februar 1801 in Berlin. Chodowiecki ist in seinem Fach original und vielleicht einzig; von keinem seiner vielen Nachahmer wurde er in der Hauptsache erreicht, wenn auch im gefälligen Vortrage von manchen Andern wol übertroffen. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind Gegenstände aus dem bürgerlichen Leben entnommen und was sie hauptsächlich auszeichnet, ist des durchaus verständig anordnenden Künstlers scharfe Beobachtungsgabe, die alle Eigenthümlichkeiten des Lebens auffaßte, und nicht bloß Individuen, sondern auch verschiedne Stände aufs Treffendste zu charakterisiren wußte. Im Ausdruck jeder Gemüthsbewegung ist er unübertreffbar. Als wahrer Sittenmaler zeigt er sich in jeder Art. Wie er in dem Leben eines Lüderlichen, in dem Leben eines schlecht erzogenen Frauenzimmers, im Fortgange der Tugend und des Lasters, und vielen andern Darstellungen mit grellen Farben das Laster bezeichnet hat, so stellte er mit komischer Laune wieder die Thorheiten seiner Zeit auf lächerliche Weise dar; und es ist zu bewundern, wie auf so beschränktem Raume jedes Figürchen dem völlig entspricht, was es darstellen soll. So klein oft seine Vignetten sind, so bleibt die Zeichnung doch immer bestimmt und richtig, was bei seinen größern Versuchen nicht immer der Fall ist. Chodowiecki kann daher mit vollem Rechte, unter die sogenannten kleinen teutschen Meister gezählt werden, aber die Universalität, die er hier zeigt, gibt ihm den ersten Rang unter denselben. Weniger glücklich war er, wenn er sich an ideale Darstellungen wagte; hier ist ein gewisser Zwang nicht zu verkennen, und man bemerkt, daß der Künstler ein ungewohntes Feld bearbeitete.

Es würde zu weit führen, auch nur seine vorzüglichsten Werke hier anzugeben, wir nennen daher nur in Beziehung auf ihn selbst das Zimmer eines Künstlers, wo sich Chodowiecki mit seiner Familie selbst darstellte, und verweisen im übrigen auf die Verzeichnisse bei Meusel und Jacoby *).

So meisterhaft und leicht er seine radirten Blätter mit verschiednen Nadeln ausführte, und sich mit gleichem Erfolg der kalten Nadel geschickt zu bedienen wußte, eben so leicht, geistreich und bestimmt, sind auch die Handzeichnungen, die er theils für andere Kupferstecher ausführte, oder nach denen er selbst arbeitete. Wir besitzen mehre Zeichnungen aus dem Don Quixote, die nichts zu wünschen übrig lassen. (*A. Weise.*)

CHODZESEN, Chodziesen, Chodziesk (34° 35′ L. 52° 59′ Br.), eine der gräflichen Familie

*) Meusel's Miscellaneen artistischen Inhalts, Heft 5. S. 15. Vollständiger ist der Katalog von Jacoby. Berlin 1814.

Grudezinski gehörige Stadt im kgl. preuß. Reg. Bez. Bromberg, im Kr. Czarnikow, mit 260 Häus. u. 2800 Einw., unter welchen sich an 1000 Juden befinden, mit 5 kathol. und 1 luth. Kirche, 1 Synagoge und 1 Hospital. Die Stadt ist sehr gewerbreich in Tuchmacherei (mit 500 Arbeitern, die jährlich über 6000 Stück Tuch und 500 St. Boy liefern), Leinweberei und Spitzenmanufaktur (mit 156 Arbeitern); auch findet sich hier 1 Gärberei und 1 Färberei. (Nach Krug, Mützell und A.). (*H.*)

CHOFFARD (Pierre-Philippe), geb. zu Paris 1730, gest. das. 1809, der Vf. einer interessanten Notice historique sur l'art de Gravure, einem Werke Basan's beigefügt (s. Basan, VIII. 4.), erwarb sich auch als Zeichner und Kupferstecher in einem besondern Fache vielen Beifall. Er verfertigte sinnreiche Vignetten und Verzierungen zu Landkarten und Büchern, und insbesondre auch Buchdruckerstöcke (culs-de-lampes), unter denen die zu den Contes de la Fontaine, der Histoire de la Maison de Bourbon, den Metamorphosen Ovids, hauptsächlich ausgezeichnet werden, so wie seine Vignetten zu den Préjugés militaires von dem Prinzen de Ligne. Das geistreich Erfundene führte er mit einer zarten Nadel aus, und man erkennt überall, wie er mit Liebe arbeitete. Ausführliche Nachrichten über ihn von Ponce findet man in dem Annuaire de la société des arts graphiques. (*H.*)

CHOFFIN (David Stephan), bekannt durch seine oft aufgelegten Amusemens philologiques (zuerst 1749 — 50. 2 V.) u. a. Unterrichtsschriften zur Erlernung der französischen Sprache u. s. w., starb als franzöf. Sprachmeister zu Halle im Januar 1773. Von seinen übrigen Lebensumständen sucht man vergebens Nachrichten *). (*H.*)

CHOGDAR, Stadt im Distr. Nuddea der brit. Prov. Bengalen in Hindustan, auf der Ostseite des Hugly, ist deßhalb merkwürdig, weil sich vormals die Hinduer aus frommen Aberglauben zuweilen in den Wellen des Flusses begruben oder den Alligatoren opferten, eine Aufopferung, die jetzt noch wol vorkommt. (*Hassel.*)

CHOIN (Ludw. Alb. Joly de), geb. zu Bourg en Bresse am 22. Jan. 1702 wurde, nachdem er vorher Dechant der Kathedrale zu Nantes und Großvicar dieser Diöcese gewesen war, 1738 vom Kardinal Fleury zum Bischof von Toulon ernannt. Seitdem verließ er seine Diöces nur, um als Deputirter den Versammlungen der Geistlichkeit beizuwohnen. Höchst einfach in seinen Sitten verwendete er seine Einkünfte zur Unterstützung der Armen und besorgte alle Geschäfte selbst, so daß er nur kurze Zeit einen Großvicar hielt. Außer vielen Mandements, die von Menschenfreundlichkeit, frommem Sinne und Kenntnissen zeugen, bearbeitete er eine erst 1778 zu Lyon gedruckte Instruction sur le Rituel (3 V. 4.) ein eben so gelehrtes als erbauliches Werk. Er starb am 16. April 1759. †). (*H.*)

*) Vgl. Adelung zu Jöcher und Meusel's Lex. d. 1750 — 1800 verst. teutschen Schriftst. 2. B.
†) Biogr. univ. T. VIII. (v. Villenave).

CHOISEUL. Die Familie dieses Namens gehört zu den ältesten, berühmtesten des französischen Adels und leitet ihren Ursprung her von den alten Grafen von Langres, namentlich von Rainer I. Grafen von Langres, welcher der erste Lehnsträger der Grafschaft, um die Mitte des 11. Jahrh. lebte. Im vierten Grade seiner Nachkommenschaft wird Rainer III., Herr von Choiseul im 13. Jahrh. genannt; er war verheirathet mit der Enkelin des französischen Prinzen Roberts des Großen, Grafen von Dreux, und wurde der Stammvater des in verschiedene Zweige ausgebreiteten, bis zur Revolution mit vielen Besitzungen ausgestatteten Hauses. — Die Geschichte Frankreichs zählt seitdem fortwährend viele ausgezeichnete Männer auf, welche im Hof-, Kriegs- und Statsdienste ihres Namens Gedächtniß stifteten.

I) Karl von Choiseul Marquis von Praslin, Sohn Ferry's I., welcher mit Anna von Bethune vermählt war, und im 38. Lebensjahre 1569 in der Schlacht von Jarnac blieb, — zeichnete sich als Krieger aus in den bürgerlichen Unruhen, welche im 16. Jahrh. Frankreich verheerten; zuerst bei der Belagerung von La Fere 1580, dann bei der Eroberung von Paris, 1589 und in der Schlacht von Aumale 1592. Heinrich IV. schätzte ihn, vertraute ihm die erste Abtheilung seiner Leibgarde und das Gouvernement von Troyes; unter Ludwig XIII. erhielt er den Marschallstab und mehre Kommando's, besonders in den Heerzügen wider die Hugenotten 1621 und 1622, denen er Clarac St. Jean d'Angeli, Royan und Montpellier abnahm. Er kämpfte in 47 Feldschlachten, bezwang 53 Städte, trug in 45jähriger Dienstzeit 36 Wunden davon, und starb 1626 mit dem Ruhme eines eben so tapferen Heerführers als edelmüthigen Mannes. Immer zeigte er im schönen Vereine, unerschütterliche Selengröße, Sittenreinheit, Mildthätigkeit und, ohne Eigennutz, die treueste Anhänglichkeit an den König. — Einen bedeutenden Namen erwarb sich auch sein Neffe:

II) Cäsar von Choiseul. Er wurde als Knabe von Heinrich IV. erwählt, um der französischen Hofsitte gemäß, als Ehrenkind (Enfant d'honneur) mit dem Dauphin, nachherigem Könige Ludwig XIII. erzogen zu werden. Schon frühe zeigte er Talent und Vorliebe für den Waffenberuf, womit er die freien Sitten des Hofmannes verband. In den bürgerlichen und auswärtigen Kriegen, welche sich unter der Regirung Ludwigs XIII. und XIV. an einander reihten, machte er seinen Namen berühmt und erwarb er sich die höchsten Auszeichnungen: während der Minderjährigkeit des letztgenannten Königes wurde er, der in Spanien, besonders in Katalonien mit Glück focht, 1646 zum Marschall, 1665 zum Herzog von Choiseul und zum Pair ernannt. Früher hatte er die königlichen Orden erhalten. Auch in wichtigen diplomatischen Aufträgen diente er und bekleidete die wichtigsten Hofämter. Er starb im Glanze der Hofgunst, nach Verdienst geschätzt, wie man sagte: besser zur That als im Rathe, am 23. Decemb. 1675 zu Paris *).

*) Sein Leben ist der Inhalt des 26. Bandes der Histoire des hommes illust. de France von Turpin.

III) Jenem gleichzeitig lebte Gilbert von Choiseul, Graf von Plessis-Praslin, der sich dem geistlichen Stande widmete und in der Kirchengeschichte Frankreichs glänzt. Nachdem er 1640 zu Paris die Doktorwürde der Theologie erlangt hatte, wurde er 1646 Bischof von Comminges, wo er, mit seltenem Eifer, es sich zum Beruf machte, den Priesterstand durch Wissenschaft, Sitte und Zucht zu bessern und auf die moralische Bildung der Einwohner seiner Diöces rastlos zu wirken. Hungersnoth und Pest trafen das unglückliche Volk: er bewährte standhafte, wahrhaft religiösen Werth bekundende Treue, keine Aufopferung scheuend in dieser Lage. Nicht die Jammerscenen der schrecklichsten Noth, nicht der gefährliche Ekel vor dem Krankenlager der mit dem Tode Ringenden konnte ihn abhalten, mit Rath und That den Unglücklichen persönlich beizustehen. Er selbst wurde von der Pest befallen, aber er genas. Fortwährend wirkte er zur Beglückung des Volkes, insonderheit auch durch Verbesserung der Lehranstalten. In den Jansenistischen Streitigkeiten zeigte er Gelehrsamkeit und versöhnliche Sinnesart, deren Wirksamkeit nur deßhalb verloren ging, weil politische Parteiungen die Verschiedenheit der kirchlichen Meinungen zur Durchführung ihrer Plane benutzen wollten, deßhalb jede Ausgleichung des Streites zu verhindern suchten. Von seinem Bischofsstuhle in Languedoc wurde er auf den zu Tournay in Flandern versetzt; hier, wie dort seinem Lebensplane gemäß, unermüdet thätig, den Wissenschaften und Studien jede erübrigte Stunde widmend. In seinen Schriften, unter welchen die Mémoires touchant la Religion (1681 — 85. 3 Vol. 12.) die wichtigsten sind, zeigte er weniger Duldsamkeit als im Leben: die beiden letzten Bände dieses Werkes sind gegen die evangelisch-protestantische Kirche gerichtet und blieben nicht ohne Widerlegung. Er vertheidigte als eifriger Katholik die Nothwendigkeit eines sichtbaren Stellvertreters der unsichtbaren Kirche; aber er war deßhalb kein blinder Papist. — Sechs und siebzig Jahr alt starb der ehrwürdige Prälat zu Paris 1689 [2]). Dieser und noch vieler anderer, verdienstvoller Vorfahren, Stamm- u. Namensverwandter Andenken ist fast in Vergessenheit gerathen über den bedeutenden Namen, welchen sich ein Mitglied dieser Familie, in der politischen Geschichte des 18. Jahrh. erwarb.

IV) Stephan Franz von Choiseul, geb. den 28. Junius 1719, stammte aus der ältesten Linie seiner Familie, der von Beaupré. Sein Großvater war Generalgouverneur von St. Domingo und blieb in einem Seetreffen wider die Engländer; er war mit der Tochter des östreichischen Generals von Stainville, Eigenthümers bedeutender Besitzungen, verheirathet und erhielt von seinem Schwiegervater die Zusicherung des Erbanfalls jener Güter, unter der Bedingung, daß er, mit seinen Nachkommen, den Namen Stainville annähme. Unter diesem Namen, als Marquis von Stainville trat der Sohn jenes tapfern Seemannes in das französische Militär, wo er es bis zum General brachte. Der seiner Nachkommen, von welchem hier die Rede ist, war der älteste seiner Söhne; später zeichneten sich im französischen Statsdienste deren noch zwei aus: Leopold Karl, Erzbischof von Cambray und Jakob, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Stainville. — Stephan Franz, Herzog von Choiseul-Amboise, erhielt als Graf von Stainville eine zeitgemäße sorgfältige Erziehung und wissenschaftlichen Unterricht bei den Jesuiten, wo er so ausgezeichnete Fähigkeiten entwickelte, daß der Orden den heranreifenden Jüngling unter Verheißung baldiger Beförderung zum Provinzial, zum Eintritt in seine Mitte zu bewegen suchte. Doch vergeblich: die engen Mauern eines Jesuiter-Kollegiums und das dortige Leben, welches seinem Wesen nach, der Zögling früh durchblickte, waren für ihn zurückschreckend. Er griff zu dem Degen und lebte in Paris unter Liebesabenteuern und Verschwendungen. In dem ersten Feldzuge des östreichischen Erbfolgekrieges focht Stainville tapfer, ward bei der Belagerung von Prag 1741 am Beine schwer verwundet, aber glücklich geheilt. Zur Belohnung erhielt er, im J. 1743, kaum 24 Jahr alt, ein Infanterieregiment. Zurückgekehrt in die Hauptstadt erkannte St., daß es am üppig entarteten Hofe Ludwig's XV. nur drei Wege gebe, außerordentliches Glück zu machen: durch Tadel der Statsverwaltung, denn die Höflinge machten Partei wider die Minister, durch Verspottung der Religion und durch Verführung der Frauen.

Der Graf von Stainville bemeisterte sich ihrer mit so vorlauter, schamloser Öffentlichkeit, daß manches Ärgerniß erfolgte. Er hatte Zutritt zu einem Zirkel von Damen, welche in vertrauter Übereinstimmung lebten; der Graf machte es sich zum Scherze, sie zu entzweien; Haß und Verfolgung trat an die Stelle der aufgelösten Freundschaft; der Störenfried rühmte sich seines gelungenen Werkes; da bemerkte man: wie es schwieriger und ruhmvoller sei, nun auch Versöhnung wieder zu stiften, und binnen Kurzem hatte er auch diese Aufgabe gelöst. — Mit dieser Anekdote trug man sich, zu der Zeit, da die Marquise von Pompadour, als Mätresse des Königes ihr schandvolles Regiment begann; sie gestand, daß sie Stainville fürchte; aber sie machte seine Bekanntschaft, welche damit endete, daß sie ihn bewunderte. Man behauptet, daß der Graf durch freche Kühnheit leicht den Sieg über die allmächtige Buhlerin davon getragen habe. — Durch unmäßigen Aufwand war damals des Grafen großväterliches und väterliches Erbtheil so weit vergeudet und mit Schulden belastet, daß er scherzend selbst bemerklich machte: wie er in dem vor seinem Wagen prangenden Läufer immer ein volles Jahreseinkommen vor sich habe. — Wider Geldverlegenheiten fand er Rath durch Verheirathung mit dem reichen Fräulein Crozat, der Tochter eines reichen Banquiers, mit welcher er, ob sie gleich der körperlichen Reize entbehrte, in langer, glücklicher, doch kinderloser, Ehe lebte; für seinen Ehrgeiz boten seine glänzenden Geistesfähigkeiten, bei der Verbindung mit der Pompadour die günstigsten Aussichten dar. Er ward 1748 zum Generaladjutant, zehn Jahre später zum erblichen Herzoge v. Choiseul und Pair von Frankreich, (Würden, welche mehre seiner Vorfahren persönlich besaßen), und 1759

2) S. *du Pin* Bibl. des Auteurs eccl. Tom. IV. pag. 243.

zum Lieutenant-General ernannt; seine politische Laufbahn begann er mit der Gesandtschaft am päpstlichen Hofe, von wo er [illegible] in gleicher Eigenschaft nach Wien ging. Hier löste er den bekannten Abbé Bernis, welcher im Ministerium geblieben war, ab, nachdem so eben Kaunitz's diplomatischstes, bei dem Frieden von Aachen 1748 vorbereitetes Meisterstück, die enge, politische Verbindung Östreichs und Frankreichs durch den Allianzvertrag von Versailles (vom 1. Mai 1756), gekrönt war. Viele Widersacher dieses neuen politischen Systemes, machten es natürlich, daß die Beschützer des Letztern, wozu die Pompadour gehörte, in den höchsten Statsämtern Männer verlangte, auf die man sich in Rath und That verlassen konnte. Bernis fing an, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Besorgniß der Zuverlässigkeit zu geben. Theils berücksichtigte er den römischen Hof, von welchem er den Kardinalshut zu gewinnen hoffte, auffallend, theils ward er hierdurch zu der Partei des Dauphins (Vaters der Könige Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X.) und seiner Anhänger, der Pompadour Widersacher, offenbar hingezogen, theils nahm der im Verfolg der Verbindung mit Östreich wider Preußen begonnene Krieg eine so schlechte Wendung, daß die Frankreich beherrschende Mätresse sich nach einem Mann umsehen mußte, welcher in vertrauter Verbindung mit ihr, durch kühne Maßregeln ihr zur Stütze diente. So fiel Bernis unbeklagt; die französische Nation haßte in ihm den Vollzieher der Verbindung mit Östreich [3]). An seine Stelle trat der von Wien herbeigerufene Stainville, Herzog von Choiseul, dessen Händen man, bei aller Verschiedenheit der politischen Ansichten, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gern übergeben sah. Daß Ministerposten von des Königes Mätresse vergeben wurden, daran war man gewöhnt, daß aus dem sogenannten östreichischen Systeme für Frankreich kein Vortheil erwachsen könne, war man überzeugt; man beschränkte seine Erwartungen auf die nächste Zukunft und hoffte von dem bis zur Verwogenheit kühnen Minister, daß er Frankreichs Ehrsucht befriedigen würde, durch Herstellung des Waffenglücks, wie durch Herstellung des diplomatischen Übergewichtes des Kabinettes von Versailles. Choiseul trat in ein Ministerium, wo durch Überlegenheit des Geistes er sich schnell Allgewalt zuzueignen wußte, ob ihm gleich des Königes Eitelkeit, um glauben zu machen, daß er selbst regire, den Titel eines Premier- oder Prinzipalministers versagte. Der Zeitpunkt war so ungünstig, daß ein Mann von minderer Fähigkeit wahrscheinlich bald, wie seine Vorgänger, vom Schauplatze verschwunden wäre. Widerwärtigkeiten reihten sich an Unglücksfälle, im Verfolg der Verbindung mit Östreich und des Krieges mit England und Preußen. Der erste Ministerialact Ch's, welcher öffentliches Aufsehn erregte, war ein keckes Hohnsprechen der Nationalstimmung, ein zweiter Allianztraktat mit Östreich, wodurch die Last des Landkrieges, der die traurigsten Resultate zeigte, mit Subsidienzahlungen und Truppenstellung bedeutend vermehrt wurde. Immer werden die Verhandlungen Östreichs mit seinen Bundesgenossen, im Laufe dieses Krieges, welche die Wiedereroberung Schlesiens zum Ziele hatten und die größten Anstrengungen der Kriegsführung den Verbündeten aufbürdeten, als ein Zeugniß der seltenen List des Ministers Kaunitz und der Verblendung der dabei betheiligten Höfe erachtet werden. Für Choiseul erwächst hieraus geringerer Vorwurf: denn er war ja nur mit und durch die Pompadour, deren Haß gegen den, für seine Geistesgröße zu viel spöttelnden König von Preußen, sie ganz dem östreichischen Interesse überantwortet hatte, ins Ministerium gelangt. Die nicht abzuändernde Fortsetzung des Krieges würde mit günstigem Erfolge unternommen seyn, wäre nicht Choiseuls rastlose Thätigkeit zur Belebung der Rüstungsmittel zu Lande und zu Wasser durch Mangel an Einheit u. Geschicklichkeit unter den aus den Günstlingen der Mätresse gewählten Heerführern stets vereitelt worden. An Tapferkeit hat es nie einem französischem Heere gemangelt, und unbezweifelt vereinigten die französischen Krieger, welche Teutschland während dieser Zeit zuzogen, mehr militärische Einsichten, als die Armeen der übrigen Mächte; aber es fehlte der Einsicht an Auctorität, der Auctorität an Einheit. Der Herzog von Broglio, Sieger bei Bergen, ein umsichtiger, fast zu vorsichtiger Befehlshaber suchte sie herzustellen; er ward ein Opfer dieses Versuches, dem Choiseul in Kriegsanordnungen, wie überall scharfsichtig, im Stillen Beifall schenkte. — Die Erwartungen, welche der Minister für den Feldzug 1759 geweckt hatte, gingen nicht in Erfüllung; noch nachtheiliger als der Landkrieg fiel der Seekrieg aus; auf allen Meeren erlagen die französischen Geschwader den britischen, in Ost- und Westindien, wie an den Küsten Afrika's wurden französische Kolonien erobert und dem Kolonialhandel unersetzlicher Verlust zugefügt; noch im Spätherbste des Jahres sollte ein kühner Landungsversuch auf England oder Irland alle vergangenen Fehler ausgleichen: der alte Marschall von Belle-Isle hatte als Kriegsminister den Plan entworfen, Choiseul mit großer Anstrengung die Herbeischaffung der Mittel an den Nordküsten betrieben, dem Marschall von Conflans, als Admiral, war die Ausführung übertragen, welche mit Schimpf und Schande endete, ohne einmal in einem entscheidenden Seetreffen, dem Feinde gegen über gestanden zu haben. Während die französische Nation die Entehrung ihrer Waffen tief empfand, spottete man am Hofe der Unglücksfälle und der ungeschickten Anführer; den Tag, an welchem Conflans ehrlos vermieden hatte, die Schlacht anzunehmen und in schmachvoller Flucht den größten Theil der Flotte einbüßte, nannte man: die Bataille Conflans. — Da überdieß bei den sinnlosen

3) Friedrich II., behauptet in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: B. sei verabschiedet, weil er zum Frieden mit England geneigt, Unterhandlungen angeknüpft, welche der herrschenden Partei zuwider waren; er fügt hinzu: „Unbesonnene Handlungen erhoben, vernünftige Plane stürzten ihn." — Bernis wußte auch bei seiner Entlassung die heitere Miene, welche ihn zum Günstling des Glückes machte, zu zeigen, er zog, wie des Königes Befehl vorschrieb (1758), in seine Abtei des heiligen Medardus zu Soissons, wo ihn der heilige Vater Rezzonico, Clemens XIII. noch mit dem Kardinalshute erfreute, während er ein Opfer des Undankes wurde: der Mätresse, für die er so Vieles gethan, des neuen Ministers, dessen diplomatische Laufbahn er geleitet und beschützt hatte.

Verhandlungen des Hofes die Finanzen sich in einer sehr mißlichen Lage befanden, konnte auch im J. 1760 nicht an neue bedeutende Rüstungen zur See gedacht werden; alle Kraftanstrengungen reichten kaum zu, den Krieg in Teutschland fortzusetzen, wo denn unter Broglio's Anführung, ohne entscheidenden Gewinn, im Vergleich mit den vorhergegangenen Feldzügen, nicht ehrlos gestritten wurde, wenn gleich am Schlusse des Feldzuges, die bei der Eröffnung desselben gehegte Hoffnung, der nahen, völligen Vernichtung des Preußen Königes, nach Besiegung zweier östreichischer Heere bei Liegnitz und Torgau, wieder verschwunden war. So spann sich der Krieg noch zwei Jahre fort, während welcher Choiseul, nach Belle-Isle's Tode, auch das Kriegsministerium übernahm. Eine neue Gunstbezeigung erhielt Choiseul vom Könige im März 1762 durch Verleihung der Generaloberstenstelle der Schweizer, eines einträglichen Postens, welcher die wichtige Auszeichnung genoß, daß der einmal damit Bekleidete, dem Herkommen gemäß, keine Verabschiedung zu fürchten hatte, sondern diese Stelle nur mit dem Tode oder durch freiwillige Niederlegung verlieren konnte; ein großer Vortheil für einen Minister an einem Hofe, wie der französische und für einen Mann, wie Choiseul, der die Bedeutsamkeit seiner Feinde kannte. Der König bestätigte diese Observanz bei der Verleihung durch die mündliche Versicherung: „In welche Lage Sie auch kommen mögen; diesen Posten kann Ihnen Niemand rauben.“ — Und doch verlor er diesen Posten nach dem Austritte aus dem Ministerium! Eine der schwierigsten Aufgaben für den Minister war, den Mißmuth des Königes über den Verfall seiner Regirung im Inneren und nach außenhin zu beschwichtigen; Ludwig XV. wollte im Schoße der Unthätigkeit und verworfensten Wollust, Regentenruhm ernten; er wurde bei den Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit schmeichelnd auf das Beispiel seines Großvaters verwiesen, der im spanischen Erbfolgekriege auch unter vielen Unglücksfällen seinem Enkel die Krone Spaniens und zuletzt Frankreich einen nicht nachtheiligen Frieden verschafft hatte. Wahrscheinlich um der Eitelkeit des Königes Befriedigung zu verschaffen, brachte Choiseul in dieser Zeit das bourbonsche Familienbündniß zu Stande, wodurch Spanien, beide Sicilien und Parma sich gegenseitig für ihre Besitzungen Gewähr leisteten, im Falle des Krieges sich gegenseitig Hilfe zusagten, nur gemeinschaftlich Friede zu unterhandeln versprachen und ihren gegenseitigen Unterthanen Vortheile in den Handels- und Rechtsverhältnissen verhießen. — Man wies Ludwig XV. darauf hin, wie er hier als Familienhaupt und Beschützer der Regenten seines Stammes ruhmvoll einen hohen Standpunkt einnehme; man machte ihm bemerklich, wie alle europäischen Mächte eifersüchtig darauf seyn würden, ihn, durch diese gegenseitigen Bündnisse, als den Gebieter einer furchtbaren Macht zu erblicken. In der That machte der bourbonsche Familienvertrag damals in der diplomatischen Welt großes Aufsehen [4]); im Erfolge bewirkte er nur, daß Spanien die letzten Überreste früheren Ruhmes durch Vernichtung seiner Seemacht, durch Einbuße bedeutender Kolonien, durch Verlust zahlloser Handelsfonds und Schiffe opferte; — daß Östreich mit dem seit Jahrhunderten genährten Argwohne Frankreichs Politik betrachtete. Schwerlich konnte ein Mann von Ch. Umsicht und Scharfsinne glauben, dadurch, daß er Spanien in den Krieg wider England verflocht, dessen Seemacht auf den Kampfplatz rief und dessen reiche Kolonien feindlichen Angriffen Preis gab, in die Wagschale der Angelegenheiten Frankreichs ein entscheidendes Gewicht zu legen, vielmehr wurde ja durch dieses Bündniß der französischen Krone eine neue Verpflichtung auferlegt, und neue Demüthigung bereitet, wenn sie beim nächst folgenden Friedensschlusse, bei eigenen Aufopferungen, auch die der noch zuletzt zum Kampfe aufgeregten Bundesgenossen und Familienglieder sich gefallen lassen mußte; jener Vertrag hat überhaupt seinen Theilnehmern wenig Vortheil, den Gegnern oft bedeutenden Gewinn gebracht. Nachdem noch ein Jahr hindurch (1762) mehr angestrengt, geopfert und vernichtet, als irgend wo gewonnen war, befreiete der zu Paris im Februar 1763 geschlossene Friede den Minister von einem Kriege, den er nicht angefangen, und unglücklich, aber mit unverkennbarer Kraft und Gewandtheit fortgeführt hatte; er unterhandelte den Frieden mit Geschicklichkeit und Schlauheit. So kam zum Schlusse diese Angelegenheit, welche Frankreichs Kolonial- und Handelsverhältnissen schmerzliche Opfer auferlegte, doch von der Nation mit geringerm Widerwillen aufgenommen wurde: denn man hoffte unter dem Segen des Friedens, die im Innern des Reiches blutenden Wunden zu heilen und Kräfte zu sammeln, um einst von England das jetzt Verlorne zurück fodern zu können [5]).

Ehe wir weiter gehen, müssen wir hier Choiseul's Stellung als Minister näher betrachten. Seit Ludwig XV. am 5. Januar 1757 von Damiens mörderisch angefallen war, seit die Marquise von Pompadour, während man befürchtete, daß der leicht verwundete König, von vergiftetem Dolche getroffen seyn könne, von der Partei des Dauphin's, unter Leitung der Jesuiten, aus der Nähe des Königes verwiesen, dann, bei seiner Wiederherstellung, zurück berufen war, konnte es ihr nicht zweifelhaft seyn, was sie vom Dauphin zu erwarten habe: ihr Haß gegen den Dauphin und seinen Anhang war entschieden. Sie mußte sich glücklich schätzen, an die Spitze der Statsgeschäfte einen Mann gebracht zu haben, der Kühnheit genug hatte, dem Thronfolger, der königlichen Familie und dem weitverzweigten Theile der Geistlichkeit, welche jener Partei zugehörte, Trotz zu bieten. Dieser Mann war Choiseul, der von seiner Beförderung an, mit der Mätresse stehn und fallen mußte.

4) Auch Voltaire, dessen Wort so viel galt, pries, dem Minister huldigend, den Hausvertrag als eine der größten Thaten der Politik, von welcher die Geschichte meldet. Der wirksamste Theil desselben, der den gegenseitigen Unterthanen, für den Betrieb der Gewerbe und des Handels Vortheil versprach, erstreckte sich nicht einmal auf die Kolonien; aber war für die regsamen Franzosen vortheilhaft und weckte die Schelsucht der Briten, welche für fernere Zugänglichkeit ihrer bisherigen Marktplätze in Spanien und Italien besorgt wurden.

5) Zu den Nachwehen dieses Kriegs gehörte der Prozeß gegen den Grafen Lally, durch dessen Hinrichtung sich Choiseul mit einer Blutschuld befleckte. (M.)

Seine heftigsten Widersacher war die Partei des Dauphins und der Geistlichkeit, welche, mit den Jansenisten in immer wieder auflebendem Streite, unter Vortritt der Jesuiten, zahllose Triebfedern, weltlicher und kirchlicher Art, in Bewegung setzte, und der Beschuldigung, an Damiens Mordversuch Theil zu haben, nicht entgehen konnte. Im Besitz der Fähigkeit, sich des Königes für die Statsgeschäfte, unter Mitwirkung der Mätresse, ganz zu bemächtigen, konnte Choiseul für seine Erhaltung nur Ein Institut gewinnen, welches im Stande war, den pfäffischen Umtrieben das Gegengewicht zu halten; welches bis dahin Königs- und Ministergewalt muthvoll bekämpfend, den Preis sich beimaß, des Rechts und der Nationalfreiheit Vertheidiger zu seyn. — Dieß waren die Parlemente, deren politische Einheit im ganzen Reiche große Wirksamkeit hatte, während sie erfolgreich darüber wachten, außer dem Berufe, als höchster Gerichtshöfe, auch den zu haben: die allgemeinen Reichsstände zu vertreten. In kirchlichen Streitigkeiten, wie in die königliche Gesetzgebung und Statsverwaltung mischten sie sich in verschiedenen Zeitpunkten, mit verschiednem Erfolge; jenes vorzüglich in den letzten Zeiten bei zuweilen unterbrochener, nie aus den Augen verlorener Verfolgung der Jesuiten, gegen welche der Zeitgeist aufgeregt war, und die durch Starrsinn, wie durch unrichtig berechnete Fügsamkeit, gänzliche Niederlage erlitten. Eines ihrer Mitglieder Lavalette, hatte ausgebreitete Handlung, mit Kolonialwaren, von Martinique aus mit Glück betrieben, als die vor dem Ausbruche des Krieges von den Engländern schon 1755 verübte Wegnahme französischer Schiffe und dadurch erlittener Verlust, ihn nöthigte, seine Zahlungen einzustellen, wodurch in Frankreich viele achtungswerthe Handlungshäuser, die nun den Jesuitenorden mit Entschädigungsfoderungen in Anspruch nahmen, ruinirt wurden. Bei den dieserhalb vor den Parlementen erhobenen Klagen, weigerte sich der Orden, die Handelsschulden seines Mitgliedes zu decken, mit dem Vergeben: Lavalette habe die Ordenskonstitution, welche den Betrieb weltlicher Geschäfte verbiete, überschritten. Dieß geschah, als schon der kraftvolle Pombal in Portugal das muthige Beispiel der Jesuitenvertreibung gegeben hatte (1759). Unter Choiseuls stiller Mitwirkung sahen sich die französischen höchsten Gerichtshöfe veranlaßt, die Verfassungsurkunden des Ordens einzufodern, und an die Prüfung derselben zu gehen; ohne sich auf die juridisch merkantilische Frage zu beschränken, brachten sie so die Zulässigkeit des Ordens, der als statsgefährlich und den Regentenmord begünstigend verschrien war, zur Entscheidung. Der König, im lasterhaften Leben ungern gestört, wollte die Aussicht behalten, an der von Sünden absolvirenden Kirche eine leicht versöhnliche Mutter zu finden und versuchte mehre Male des heftigen Streites Beilegung. Weder Mätresse noch Minister durften aber, auf halbem Wege, die schon von den einzelen Parlementen ausgesprochene Aufhebung des Jesuitenordens unterdrücken lassen. So überflügelte Choiseul die mönchische Schlauheit wie Ludwigs XV. Frömmelei, bewirkte, daß die vom Könige geheim zu Rom gemachten Vergleichsvorschläge, zur billigen Beschränkung des Jesuitenordens, halsstarrig verworfen wurden, und brachte im November 1764 das Edikt des Königes zu Stande, wodurch die Gesellschaft Jesu in Frankreich aufgehoben, und ihr Eigenthum dem State zuerkannt, fernere Tragung des Ordenskleides und Aufnahme von Novizen verboten, den Mitgliedern aber verstattet wurde, ohne fernere kirchliche Verbindung, als Privatpersonen, von einer verheißenen Pension, zu leben. Die päpstliche Bestätigung dieser wichtigen Maßregel erfolgte erst neun Jahre später, als Ganganelli die dreifache Krone trug, Choiseul aber die Zügel der Regirung seinen Feinden schon hatte übergeben müssen. Wie ruhmvoll der Name auch ist, welchen sich Ch. durch Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich machte, wie sehr man die Geschicklichkeit, mit der er die Verfolgung dieser so gefährlichen Väter bis zu diesem Punkte leitete, bewundern muß: so darf dem Minister doch hiebei kein auf großartige Beförderung des Menschenwohls berechneter Plan beigemessen werden, so wenig als den übrigen Statsmännern, vielleicht mit Ausnahme Josephs II., — welche dem Beispiele Portugals und Frankreichs in dieser kirchlichen Angelegenheit folgten. Er waren politische Kombinationen der Herrschlust und der Parteisucht, welche, unter Mitwirkung der übrigen Mönchsorden, damals die Jesuiten unterdrückten und dann später, nach gleichen Rücksichten, in manchen Ländern wieder ins Leben riefen. — Diese wichtige Statsangelegenheit verflocht den Minister während seiner öffentlichen Laufbahn in viele Unannehmlichkeiten, bewirkte seinen Fall und brachte in sein Privatleben manche Kränkung; die nächsten Folgen, welche für ihn daraus erwuchsen, waren: Vertraun, welches die Parlemente zu ihm faßten, allgemeine Anerkennung seiner Macht, und seines Muthes, Lobpreisungen der Schriftsteller und Philosophen (Voltaire, Helvetius, d'Alembert, die Encyklopädisten und ihr Nachwuchs), und Haß des Dauphins, von welchem man erzählte, daß er bei seinen täglichen Andachtsübungen Jesuitenkleidung anzöge, um so dem Himmel wohlgefälliger zu erscheinen. Schon 1760 hatte er, wie Choiseul in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, auf Anstiften des Marquis de la Vauguyon, dem Könige eine Denkschrift wider den Minister eingehändigt, worin dieser beschuldigt wurde: in vertrauten Mittheilungen die Parlementsglieder zum Verderben der Jesuiten aufgefodert zu haben. — Ch. wies damals die Beschuldigung von sich: denn der schwierige Plan war noch nicht reif; nun zur Ausführung gebracht, weckte er auf der einen Seite Rachsucht, auf der andern besorgliche Vorsicht [6]). Ludwig XV. mußte vor den Einflüsterungen seiner Familie, besonders des Thronfolgers, verwahrt werden, damit Mätresse und Minister ungefährdet ihrer Gewalt sicher wären. Aber der König wählte den Zeitvertreib in den Stunden, wo er sich den Zerstreuungen der Wollust nicht widmen konnte, nach Weise der Schwächlinge, mit Berichten sich zu beschäftigen, welche täglich von geheimen, nur von ihm selbst beauftragten Beobachtern eingingen. Zwar waren diese zunächst darauf hingewiesen: ihm Kurzweil zu machen,

6) Mit den Angelegenheiten der Jesuiten und der Parlemente steht der Prozeß gegen Chalotais in Verbindung, s. d. Art. Chalotais, in Th. XVI. S. 107. (*H.*)

durch Nachrichten von ärgerlichen Vorfällen und den großen französischen Familien bei auswärtigen Höfen und dortigen Gesandten; wie leicht aber konnten auf diesem Wege Einflüsterungen der Feinde des Ministers und der Pompadour zum Könige gelangen: darum mußte man Ludwig XV., die Glieder seiner Familie und die Gesandtschaften umstellen, woraus ein System der Spionerie sich bildete, welches große Aufmerksamkeit nöthig machte, vielen Aufwand erfoderte, und nichts Wichtigeres offenbarte, als das mächtige Vorschreiten der allgemeinen Sittenverderbtheit.

Kaum sollte man es übrigens für möglich halten, daß ein Mann, wie Choiseul, erst Liebdiener und Lebensgenosse einer Pompadour, dann nach ihrem unerwartet frühen Tode (den 15. April 1765) einer mächtigen Stütze beraubt, unter Umgebungen, die nur auf Zerstreuung, Vergeudung und Erschlaffung berechnet schienen, das in Einem Ministerium Frankreichs zu leisten im Stande sei, was er in mehren vollbrachte und in allen beabsichtigte. Um mit der Erwähnung der auswärtigen Angelegenheiten, die er, wie gesagt, zuerst erhielt, auf die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs zu blicken, so hatte er mit der Vertreibung der Jesuiten der römischen Kurie einen Sieg abgewonnen, in dessen weiterem Verfolg er den kühnen Plan hegte, die Kirche Frankreichs, in sich selbst abgeschlossen, ganz von dem römischen Stuhle zu trennen, dessen standhafte Vertheidigung der Jesuiten und Streitigkeiten mit dem Herzoge von Parma, der durch das bourbonische Familienbündniß zu Frankreich in naher politischen Beziehung stand, den Planen Choiseul's die Hand bot. Dazu kam noch die bekannte Fehde über die berüchtigte päpstliche Bulle Unigenitus, welche die Römlinge annahmen, die auf Freiheit der gallikanischen Kirche wachsamen Prälaten verwarfen, und die Parlemente als den Stat gefährdend zu registriren sich standhaft weigerten. Mit dem Anfange des J. 1768 ließ der Minister Avignon und Venaissin mit Kriegsvölkern besetzen, ohne sich durch Bitten und Drohungen Clemens XIII. irre machen zu lassen, und würde gewiß seinen Plan durchgesetzt haben, wenn nicht nach dem bald darauf erfolgten Tode dieses störrischen Statthalters Christi der umsichtigere Clemens XIV. durch Fügsamkeit das drohende Ungewitter beschworen und durch Einwirkung auf die Person Ludwigs XV. des Ministers Unternehmung unterbrochen hätte. Gleichzeitig sann dieser darauf, unter Benutzung der fortwährenden bürgerlichen Unruhen in Genf, am Genfer See eine französische Stadt zu errichten, in welcher Voltaire's Ideal von bürgerlicher und kirchlicher Freiheit ein Musterbild erhalten sollte. Doch die Auswanderungen der Genfer fanden nicht Statt, die Ruhe in dem kleinen Freistat wurde durch französische Truppen hergestellt, der aristokratischen Partei offene Unterstützung zugewendet, die Klage der Genfer über dieses Umsichgreifen Frankreichs bei den auswärtigen Höfen erhoben sich und Choiseul ließ einen Plan fallen, der ohnehin keinen rechten Halt hatte. Besser glückte es mit der Erwerbung Korsika's, welche Insel, während die genuesischen Damen jammerten, daß sie nach solchem Verluste aufhörten, Königinnen zu seyn, von Genua erkauft, und dann den eiteln Franzosen gesagt wurde, daß Korsika reichen, nahegelegenen Ersatz darbiete für den Verlust, welchen beim letzten Friedensschlusse der Kolonialbesitz erlitten hat.

Den Charakter seiner Nation sehr richtig auffassend, wußte Choiseul denselben durch immer neue, immer glänzende Aussichten zu beschäftigen. Während er durch Gesandtschaften und geheime Kundschafter an den Höfen Europa's alle politische Kombinationen zu erforschen, zu leiten sich befliß, und den König täglich mit Neuigkeiten aus dem Auslande unterhielt, verfolgte er mit Einsicht, Glück u. Erfolg den nach den Einbußen des letzten Krieges für Frankreich so lockenden Plan, dessen Macht zur See zu heben, dadurch Englands Übergewicht zu vernichten und mit dem Flore der Kolonien die merkantilischen Verhältnisse des States gedeihlich zu machen. — Wo in Europa's Kabinetten ein Funken anzuschüren war, zeigten Choiseul's Agenten sich geschäftig; die scharfsehende Kaiserin Rußlands, deren beständiger Feind er war, nannte ihn oft Le Cocher de l'Europe — so geschickt wußte er sich der Zügel des politischen Gespannes zu bemächtigen.— Seinem unerschöpflichem Geiste fehlte es nicht an Hilfsmitteln, Seemacht und Schifffahrt zu beleben. Durch innere Verbesserungen der Kolonien suchte er Frankreich, für die Abtretungen von Canada und Luisiana, Besitzungen, welche unter französischer Botmäßigkeit die Eitelkeit geschmeichelt, aber keinen Gewinn dargeboten hatten, zu entschädigen. — Die kostbare Unternehmung einer neuen Kolonialorganisation in Guiana verunglückte, weil sie übereilt angeordnet, den Einflüssen eines gefährlichen Klimas und der Hungersnoth Preis gegeben wurde; dagegen hoben auf Domingo, Martinique und Guadelupe einsichtsvolle Befehlshaber den Ertrag dieser bedeutenden Pflanzstätten; der ostindische Handel, dessen Centralpunkt Pondichery war, wurde neu belebt und auf der Insel Bourbon war Alles in Geschäftsthätigkeit, während auf allen Seeplätzen des Mutterlandes Rüstung der Schiffe, zum Handel, zu dessen Schutz, wie zum Kriege unermüdet betrieben wurde. Merkantilische Regsamkeit, für welche der Franzose so entschiedenes Talent besitzt, ging gleichen Schritt mit der geistigen, an deren Spitze Voltaire's Name glänzt. Von jener Beschützer, war Choiseul mit dieser befreundet und hatte, ungeachtet vieler Parteiränke, die öffentliche Stimme für sich. Nur die Reformen, welche er im Kriegesheere vornahm, wurden allgemein gemißbilliget: Friedrich II. war der bewunderte Held des Zeitalters, nach dem Vorbilde seiner Anordnungen sollte der alte Glanz der französischen Waffen hergestellt werden, durch Einführung des preußischen Soldatendienstes, vom kärglich zugeschnittenen Soldatenrocke, bis zur übermäßig reichlichen Stockprügelertheilung. Gerade die fehlerhaftesten Seiten der preußischen Kriegsverfassung wurden, weil sie am meisten in die Augen fielen, am eifrigsten nachgeahmt, die Individualität der Nation und des Reiches übersehen und der oft verkannte Reichthum eines Nationalheeres hintenan gesetzt; so erntete Choiseul auf diesem Wege als Reformator keinen Ruhm, und nur Vorwürfe, als er die vorgefundene Käuflichkeit der Offizierstellen beschränken und das Fahrgleis der Anciennetät zur Norm der Beförderungen beim Heere machen wollte. — Desto reichlichere Lobsprüche wurden der Verschwendung,

womit er Künstler und Gelehrte bedachte, und Colberts wohlgeordnete Freigebigkeit als sein Vorbild erachtet wissen wollte. —

Des Ministers Ruf, der ohnehin unter Verschwendung und drückenden Mitteln diese zu decken litt, ward besonders angegriffen, als eine Reihe von Todesfällen die rüstigsten Mitglieder der Familie des Königs dahin raffte. Vier Jahre nach dem Tode seines ältesten Sohnes, genannt der Herzog von Bourgogne, starb der Dauphin, 36 Jahre alt am 22. Dec. 1765, seine Gemahlin folgte ihm in die Gruft, 15 Monate darauf. Auch des Königs Schwiegervater, ein Freund der Jesuiten, Stanislaus Leczinski, mit welchem die Lothringer ihren wahren Vater verloren, verschied 1766. Bald erhob sich das Gerücht verübter Vergiftung, und als des Verbrechens Urheber wurde Choiseul genannt; eine Beschuldigung, welche durch die Feindschaft, worin er mit dem Verstorbenen lebte, entfernte Wahrscheinlichkeit, durch keine ausgemittelte Thatsache begründeten Verdacht oder Gewißheit erhält. Doch müssen Gräuelthaten der Art am französischen Hofe begangen seyn, da das Gerücht von denselben so oft erneuert wurde und oft Glauben erhielt, seit Ludwigs XIV. Regierung; selten ergab sich ein wichtiger Todesfall unter den Mitgliedern der königlichen Familie, unter den höchsten Statsbeamten, oder Mätressen, ohne daß man die Gegner der Verstorbenen der Giftmischerei beschuldigte. Besonders thätig waren bei Verbreitung des Gerüchtes, daß der Dauphin auf Choiseuls Anstiften Gift bekommen habe, die Jesuiten, indem sie an ihrem Feinde Rache übten und die auf ihrem Boden haftende Beschuldigung des Fürstenmords nun dem gehaßten Minister zurück gaben. Dieser dem Könige nicht verschwiegene Vergiftungsverdacht, Ludwigs nach dem Tode der Pompadour eingetretene Annäherung zu den übrigen Gliedern des königlichen Hauses, der Einfluß der Pfaffen und der Mätressen, waren nicht im Stande, dem mächtigen Statsmanne das Heft aus den Händen zu winden; dieses Beginnen gelang erst, nachdem sich die Dubarry des alten Wollüstlinges bemeistert und dem Minister Rache geschworen hatte, weil er sich ihrer öffentlichen Vorstellung am Hofe widersetzte. Mit ihr Partei machend erhoben sich der Herzog von Aiguillon und alle Feinde der Pompadour, Choiseuls und der Parlemente, welche letztere in fester Haltung sich durch keine Drohung schrecken ließen. Der Minister, nicht unbekannt mit der wachsenden Gefahr, gedachte dieselbe durch einen Nationaltriumph, der seine eifrig betriebenen Seerüstungen im Glanze des Sieges zeigen sollte, zu überwinden und suchte in geheimem Briefwechsel den König von Spanien für einen Krieg mit England zu gewinnen, wozu es bei Handels- und Gränz[illegible]eiten in der neuen Welt, nie an Veranlassung [illegible] schon ausgebrochenen Unruhen der nord[illegible]lonien günstigen Augenblick darboten. [illegible] Könige bisher im Frieden unent[illegible] [illegible]och mehr beim Kriege. Durch [illegible] Königes und der Höflinge, [illegible]heimniß gekommen [illegible] Gesichtspunkte zu [illegible]cht Verrath gegen König und Reich sinne, und den Stat muthwillig in einen neuen Krieg stürzen wolle. — Ludwig XV. in Schrecken gesetzt, aus dem Taumel erwachend, gerieth in Zorn und sandte dem Herzog von Choiseul mit der Verabschiedung den Verhaftsbefehl am 24. Dec. 1770, gleichzeitig wurde sein Vetter, der Herzog von Choiseul Praslin, welchem er das Ministerium des Seewesens anvertraut hatte, von seinem Posten entfernt. So halfen dem gestürzten Choiseul nichts die scharfsinnigen Berechnungen für die Zukunft, welche er offenbarte, indem er noch, dem Falle nahe, des Dauphin (des verstorbenen Sohn, später als König Ludwig XVI.) Vermählung mit Marien Antoinetten von Östreich unterhandelte und zur Ausführung brachte. Er wollte sich für die Thronveränderung die Dankbarkeit einer Königin sichern, welcher er die glänzendste Königskrone Europa's verschafft hatte. Wer kann berechnen, was Maria Antoinette, die Unglückliche verlor, als wenige Monate nach ihrer Vermählung mit der Ministerialveränderung, ihr umsichtiger Rathgeber von ihrer Seite gerissen, seine bedeutende Wirksamkeit verlor.

Der Fall eines mächtigen Ministers ist gewöhnlich mit Aufregung gehässiger Leidenschaften verbunden; sie wurden auch hier bei der obsiegenden Partei sichtbar; die Auflösung der Parlemente, welche mit Choiseul eine kräftige Stütze einbüßten, war ein entscheidendes Wahrzeichen des gänzlichen Verfalles der Statsregirung in zügellose Willkür. Choiseuls Nachfolger im Ministerium standen zu tief unter ihm, als daß das Andenken seines entschiedenen Talentes nicht hätte bleibende Verehrer ihm sichern sollen. Bald wurde ihm, während der ehrlose Herzog von Aiguillon, als sein Nachfolger sich des Departements der auswärtigen Angelegenheiten bemeisterte, um schandevoll unbeachteter Zuschauer bei der ersten Theilung Polens zu seyn, — vom Könige verstattet, sich nach seinem reizenden Landsitze Chanteloup am Ufer der Loire, in Touraine, unweit Tours zurück zu ziehen, wohin ihm, bei wachsender Unzufriedenheit mit der siegreichen Partei des Hofes, die sich unter der Dubarry demüthigte, Huldigungen mancher Art folgten. Nur Voltaire spottete über den gefallenen Minister; Ch. ließ das Bildniß des unweisen Philosophen von Fernay als Wetterfahne auf die Zinne des Schloßdaches stellen.

Die Partei des Ministers war mit seiner Verabschiedung nicht zerstört; sie schloß sich um so enger an einander; sie suchte durch großartige Haltung sich auszuzeichnen und verfolgte die Entartung des Hofes, wie die Fehler der neuen Minister mit offenem Tadel. Am Hofe, wie im Reiche erscholl Choiseuls Lob und setzte seine Feinde in desto gefahrvollere Verlegenheit, da der König seiner oft mit Achtung erwähnte und mehre ihm gelassene Ämter, besonders die Stelle eines Generalobersten der Schweizergarden, seine Rückkehr an den Hof leicht herbei führen konnten. Die Dubarry und Aiguillon mußten Alles daran setzen, ihn zu verdrängen. Des Königs gegebenes Wort, daß diese Stellenverleihung, wie es Observanz war, nicht zurück genommen werden könne, machte die Sache schwierig. Ludwig XV., von dem Ch. urtheilt, daß er nur in Ausführung des Bösen stand-

haft zu seyn, die Kraft gehabt habe, mußte bearbeitet und die Angelegenheit so geleitet werden, daß Ch. seine Entlassung selbst nachzusuchen genöthigt, mit dieser abgedrungenen Fügsamkeit aber das Versprechen reichlicher Entschädigung durch Pension verbunden würde. Diese Vermittelung glückte, doch zur Vermehrung des schlechten Rufes der Günstlinge, wozu vorzüglich ein Schreiben beitrug, welches die anspruchslose Gemahlin des Exministers, im Unwillen über die ihrem Gatten zugefügte Ungerechtigkeit, dem Könige zusandte. Indem die hochherzige Frau, welche willig ihr großes Vermögen dem Ruhme ihres Gemahles opferte, die ihr früher verliehene Pensionsversicherung zurück gab, sagte sie dreist heraus, daß ihr Gemahl und sie selbst sich über eine Reihefolge von Bedrückungen zu beklagen habe, mit einer Kühnheit, welche zur Geschichte des Verfalls der französischen Königsauctorität einen charakteristischen Zug liefert [7]). Wenn erzählt wird, daß Ch. die Absendung dieses strafenden Ergusses des Unwillens abgerathen habe, so geschah solches doch wol nur, weil er bei gleich muthiger Sprache nicht die Frau wollte für sich reden lassen. Mit zuversichtlichem Selbstvertrauen auf Lauterkeit seiner Dienstführung tritt er in eigenen Zuschriften dem Könige entgegen und rügt dessen Äußerung: „Choiseul kann sich glücklich schätzen, daß ich ihn nach Chanteloup geschickt habe und ihm nicht verstatte, sich von dort zu entfernen." — Als thätiger, unerschrockener Freund des Choiseul'schen Hauses bewährte sich bei diesen Unterhandlungen der Herzog von Châtelet; in Lug und Trug höfischer Ränke erhielt Choiseul, anstatt verheißener Deckung seiner, während des Ministeriums gemachten, bedeutenden Privatschulden und vollständiger Entschädigung für den Verlust des einträglichen Militärpostens, eine jährliche Pension von 50,000 Franken. Diese neue Zurücksetzung war für ihn, der auf seinem herrlichen Landsitze im fürstlichen Pompe, unter dem Herbeiströmen zahlloser Verehrer, lebte, eine neue Verherrlichung seines Namens. Nie hat in Frankreich, nie im ganzen Gebiete der neueren Geschichte, ein durch Regentenungnade verdrängter Minister, mehr Wahrzeichen fortwährender Huldigungen um sich gesehen, als Choiseul, wovon die Ursache mehr in der Nichtswürdigkeit seiner Verdränger und Nachfolger, als in den Früchten seiner Wirksamkeit zu suchen ist. Diese Auszeichnung dauerte fort, als bald nachher (1774) Ludwig XV. sein schmachvolles Leben beschloß und sein Enkel unter überspannten Erwartungen den Königsthron bestieg, wo dann unmittelbar nachher dem Herzoge von Choiseul erlaubt wurde in der Hauptstadt zu wohnen, und von dort aus wieder am Hofe zu erscheinen. Mit der bei dieser Regirungsveränderung nothwendigen völligen Reform des vorgefundenen Ministeriums, das verachtet und gehaßt war, hofften Viele, Choiseul würde wieder an die Spitze der Statsleitung gerufen werden; aber es unterblieb; Ludwigs XVI. Pietät verstattete nicht, daß er sich zunächst einen Mann stellte, welcher mit seinem Vater, dem Dauphin, in Todfeindschaft gelebt hatte, welcher beschuldigt wurde, ihn vergiftet zu haben, und anerkannt, der unversöhnliche Gegner der römischen Geistlichkeit war; die neue Königin hingegen war mit ihren Einwirkungen auf Statsangelegenheiten und Ministerernennungen noch nicht zu dem Übergewicht gelangt, daß sie ihre Wünsche für Choiseul hätte geltend machen können. So erhielt, ohne neue Anstellung, der Herzog von Ludwig XVI. manche Beweise der Achtung, ward auch öfter bei wichtigen Entscheidungen zu Rathe gezogen, blieb in gutem Vernehmen mit den wieder hergestellten Parlementen und lebte im Glanze und Ruhme, mit bedeutendem Einflusse auf König und Königin, bis ihn, der die Vorzeichen großer Statsveränderungen nicht verkannte, im Frühjahre 1785 ein bösartiges Nervenfieber aufs Krankenlager warf, wo er ein Opfer der Eifersucht mehrer herbeigerufener Ärzte und des Streites über die beste Kurmethode, wurde. Unter zahllosen Zeichen der Theilnahme, während sein Krankenzimmer Statsminister und Große anfüllten, starb er am 7. Mai, wenige Wochen vor erreichtem 66. Lebensjahre. Die Beisetzung seines Leichnames in der Kirche St. Eustache zeichnete sich durch zahlloses, glänzendes Trauergefolge aus und bekundete allgemeine Theilnahme an dem Verluste des Mannes, an dessen Sarge mit seltener Liebestreue seine Gattin trauerte. — Wie mit dem Eigenthume des States, wie mit seinem geistigen Talente, war Choiseul auch mit seinem Privatvermögen stets verschwenderisch gewesen, so schied er aus dem Ministerium und aus dem Leben mit vielen Schulden; aber seine Gattin, um auf dem Andenken des Dahingeschiedenen nicht den geringsten Vorwurf haften zu lassen, genügte allen rückständigen Geldverpflichtungen, nachdem sie während seiner Ministerialverwaltung ihm schon vier Millionen Franken vorgeschossen hatte. — Bei vieler Einsicht war sie bescheiden und entsagend, während ihres Gemahles Schwester, Beatrice, verehelichte Herzogin von Gramment, die er zärtlich liebte, auf seine Geschäftsführung sich so großen Einfluß verschaffte, daß man sagte: „Choiseul regiert Frankreich, seine Schwester ihn." — Sein Äußeres entsprach nicht der unwiderstehlichen Anmuth seines Geistes: von mitteler, untersetzter Statur, war sein Gesicht blaß, von Pocken entstellt, er hatte rothe Haare, aber feurige, mächtige Augen, mit festem, scharfem Blicke, Ehrfurcht gebietend, aber heitere Empfänglichkeit für Scherz und Witz offenbarend. — In allen geistigen Fähigkeiten mehr zum Glänzenden, als zum Gediegnen, Nützlichen und Wahren, hingeneigt, vereinigte er in sich die seltensten Talente eines großen Statsmannes; aber er scheiterte auf dieser Laufbahn ohne zur Verherrlichung Frankreichs wahre Größe erreicht zu haben, unter den Einflüssen eines entwürdigten Regenten und eines schanderfüllten Hofes, da ihm die sittliche Haltung abging, durch welche allein er jene beseitigen und sich zum Meister seines hohen Berufes hätte machen können. — So bezeichnet die Geschichte sein Andenken. — Die oben erwähnten Denkwürdigkeiten Choiseuls, deren Authenticität nie angefochten ist, enthalten einige von ihm verfaßte Denkschriften, die nach Versicherung des Vorredners, anfänglich in der Privatbuchdruckerei des Herzoges zu Chanteloup gedruckt waren; sie beschäftigen

7) Man findet diesen Brief vollständig in den Mémoires de M. le Duc de Choiseul, écrits par lui-même. Paris. 1790. pag. 230 (ein Druckfehler bezeichnet das Blatt 147) bis 238.

sich theils mit der vorhin bemerklich gemachten Anklage des Dauphins wider ihn, auf Betrieb des Marquis de la Vauguyon und mit seiner Rechtfertigung, theils mit sehr ausführlicher Erzählung der Art und Weise, wie ihm die Entsagung der Generaloberstenstelle der Schweizer abgedrungen wurde; angehängt sind einige unbedeutende Kleinigkeiten belletristischen Inhalts. Jene Mittheilungen, wenn gleich an sich von geringer Bedeutsamkeit, enthalten einige charakteristische Andeutung damaliger Verhältnisse und zeigen, wie würdevoll Ch. seine Angelegenheit zu vertheidigen, wie dreist er sich dem Könige gegen über zu halten wußte [8]). (*F. Cramer.*)

CHOISEUL GOUFFIER (Maria Gabr. August Lor., Graf von), geboren 1752, erfreute sich von früher Jugend an eines sorgfältigen Unterrichtes in Wissenschaften und Sprachen, von welchen letztern er der griechischen, wie der Alterthumskunde besondere Neigung zuwandte. Noch jung verheirathet an das Fräulein von Gouffier (mit der Übernahme des Heirathsgutes fügte er seinem Familiennamen den Geburtsnamen seiner Gattin bei); ließ er sich durch die ehelichen Verhältnisse nicht hindern, der regen Sehnsucht nach dem Vaterlande der gesammten modernen Kultur zu genügen. Kaum 24 Jahre alt, schiffte er sich im März 1776, auf dem Fahrzeuge des Schiffskapitäns Chabert nach Griechenland ein, für die Reise vorbereitet durch mehrjährige Studien und durch die Rathschläge des berühmten Verfassers der Reisen des Anacharsis, Barthélemy's, dessen treue Anhänglichkeit an das Haus Choiseul, wie die von dem berühmten Minister dieses Namens empfangenen Gunstbezeigungen auf gegenseitige Anerkennung des Werthes gegründet waren. — Nach mehrjährigem Aufenthalte in Griechenland, und in den asiatischen Küstenländern auf den Inseln des griechischen Archipelag kehrte Ch. nach Frankreich zurück und gab sogleich öffentliche Rechenschaft von dem Ertrage seiner Forschungen auf dem klassischen Boden des Alterthums ab, durch die Voyage pittoresque de la Grèce (1778 und 81. fol.), welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, und dem Verfasser schon im folgenden Jahre den Eintritt in die Akademie der Inschriften und 1784 die Mitgliedschaft der königlichen französischen Akademie der Wissenschaften erwarb. In letzterer Gelehrtenverbindung war Choiseul der Nachfolger d'Alemberts, dessen Andenken er mit einer gehaltvollen Gedächtnißschrift beging. Dieser Anerkennung seiner Verdienste in der Heimath ungeachtet, trieb ihn ein unwiderstehlicher Trieb nach Griechenland zurück; er schickte sich dazu an, in der Absicht, bloß als Privatmann seine wissenschaftlichen Untersuchungen zu verfolgen, als er zum Gesandten bei der ottomanischen Pforte ernannt wurde. Mit einem großen Gefolge und unter Begleitung mehrer Gelehrten, unter welche sich auch Delille befand, ging er nach Konstantinopel ab. Die Talente, welche Ch. bei seinen diplomatischen Geschäften geltend machte, erleichterten ihm den Erfolg seiner literarischen Zwecke. In anderer Beziehung war aber gerade die Stellung als Botschafter beim Sultan von der Art, daß sich daraus manche Schwierigkeit für seine Person ergab. Choiseul hatte, unbesorgt um diplomatische Berechnungen des französischen Hofes, in seiner malerischen Reise, mit menschenfreundlicher Theilnahme, seine Wünsche und Hoffnungen zur endlichen Befreiung der Griechen aus dem Drucke türkischer Knechtschaft ausgesprochen, hatte gezeigt, wie aus Mangel an folgerechter Einheit die im letzten Kriege Rußlands mit der Pforte gemachten Befreiungsversuche scheitern mußten, den Plan vorgezeichnet, wie ein neues Beginnen dieses großen Werkes durchzuführen sei und erwiesen, daß ein Bund griechischer Freistaten der christlich-europäischen Statsweisheit, wie dem Gleichgewichtssysteme angemessen sei. Diese Ansichten, seine auf der ersten Reise angeknüpften, fortdauernden freundschaftlichen Bekanntschaften unter den Griechen, standen im entschiedenen Widerspruche zu seiner gegenwärtigen Laufbahn, welche ihm zur Berufspflicht machte, das durch Frankreichs Verbindung mit dem östreichischen Kaiserhofe erkaltete Bündniß mit der Pforte neu zu beleben und den zwischen Joseph II. und Katharinen II. verabredeten Planen, zur Vertreibung der Türken aus Europa, thätig entgegen zu arbeiten. Choiseul mußte, nach Vergennes Vorschrift, das Vertrauen der Pforte zu gewinnen suchen, derselben zu einer vorsichtig friedfertigen Politik rathen, und dabei zu Rüstungen anmahnen, die, dem europäischen Kriegssysteme angemessen, von sachkundigen Franzosen geleitet wurden, während Frankreich selbst gegen die beiden verbundenen Kaiserhöfe demonstrirte und wider sie Preußens und Schwedens Waffen aufrief. Choiseul erfüllte seinen Beruf, ohne seiner Gesinnung untreu zu werden; als Botschafter erwarb er dem französischen Kabinette das entschiedene Vertrauen der hohen Pforte, ohne seine Verbindung mit dem bejammernswerthen Griechenvolke, in türkischer Sklaverei, aufzuopfern; ja selbst Rußlands entschiedene Achtung für ihn bewährte sich in der Folge. — Doch entging der Botschafter, auf der einen, wie auf der andern Seite manchen Anfechtungen nicht. Eifersüchtig auf seinen Einfluß im Divan überreichte diesem ein auswärtiger Minister, Choiseul's malerische Reise und machte auf die darin enthaltene Auffoderung an die Griechen, sich von der türkischen Zwingherrschaft zu befreien, aufmerksam. Choiseul half sich durch eine verwegene Klugheitsmaßregel. Er hatte in seinem gesandtschaftlichen Hotel eine Buchdrukkerei; in derselben ließ er sogleich die verdächtigen Stellen seines Werkes umdrucken, die gemachten Cartons zur Beseitigung der in Anklage gestellten Äußerungen, die Griechen betreffend, einschalten; ein so verändertes Exemplar der Reisen überreichte er dem Großherrn mit der Versicherung, daß nur dieser Abdruck seine Meinung ent-
, jedes andere Exemplar der Reisen aber von seinen
ben verfälscht sei. Dieser kecke Betrug zur Beruhi-
des Divans gelang vollkommen und ward auch
Kabinette zu Versailles, welches zu Choiseul's
chtiger Geschäftsführung wiederholt seine Zufrieden-
So hielt sich der Botschafter
litischen Verhältnisse bis zur

8) Außer diesen Memoiren sind viele Nachrichten Voltaire's, Duclos, Lacretelle's, Malleville's und der Campan geschichtlichen streut. —

Revolution, welche sein Vaterland zum Opfer der Anarchie machte. Choiseul nahm den ihm angetragenen Gesandtschaftsposten zu London (1791) nicht an, sondern blieb in Konstantinopel, in unverrückter Anhänglichkeit an die Bourbons. In diesem Sinne wirkte er fort, berichtete, so lange es möglich war, an Ludwig XVI., später an die ausgewanderten Prinzen in Teutschland. Als die Republikaner am Rheine vordrangen, wurden seine Depeschen aufgefangen, dieser Briefwechsel als Hochverrath am Vaterlande erachtet und vom Convente Choiseul's Verhaftung zu Konstantinopel eingeleitet. Er floh, um der blutigen Schreckensherrschaft nicht überantwortet zu werden, nach Rußland, wo er von Katharinen II. ehrenvoll aufgenommen, ein anständiges Jahrgehalt erhielt, später vom Kaiser Paul I., zum geheimen Statsrath, wie auch zum Direktor der Akademie und der kaiserlichen Bibliotheken ernannt wurde. Hier sollte er den Wechsel der Hofgunst erfahren; einst wurde er plötzlich vom Hofe verwiesen; als Ursache dieser Ungnade bezeichnete man den vertrauten Umgang, in welchem Choiseul mit dem östreichischen Gesandten, dem Grafen Ludwig von Cobenzl lebte; Kaiser Paul übertrug in stürmischer Aufwallung seinen Mißmuth über den teutschen Kaiserhof auf dessen Botschafter und auf alle, die zu demselben in näherer persönlicher Beziehung standen. Doch bald wurde Ch. wieder an den Hof berufen und gehörte zu den Männern, welchen Paul I. bis zu seinem Tode, große Vorliebe zeigte. Nach der Thronbesteigung Alexanders, nach Beendung der Revolutionsstürme, folgte Choiseul der Sehnsucht zum Vaterlande und kehrte (1802) nach Frankreich zurück, wo er als Privatmann ganz den Wissenschaften lebte. Er trat als Mitglied in die zweite Klasse des Nationalinstitutes, dessen Schriften, wie die der französischen Akademien mehre seiner werthvollen, die griechische Vorzeit betreffende Untersuchungen enthalten; so suchte er in einer Abhandlung über den Homer die Ansichten des großen teutschen Philologen F. A. Wolf zu widerlegen. Nach vieljähriger Unterbrechung gab er 1809 eine Fortsetzung seiner malerischen Reise durch Griechenland heraus. Bei der Wiederherstellung des Thrones der Bourbons wurde er zum Pair von Frankreich und zum Mitgliede des Kabinetsraths ernannt; im Herbste 1815 führte er den Vorsitz in der Wahlversammlung des Seine- und Oisedepartements; im folgenden Jahre wurde er durch eine königliche Ordonnanz vom 21. März wieder als Mitglied in die Académie française berufen. Die letzten Lebensjahre wendete er dazu an, den Ertrag seines vieljährigen Aufenthaltes in der europäischen Türkei zu Paris im Garten Marbeuf zu ordnen und aufzustellen. Späterhin ist diese schätzbare Sammlung von Könige gekauft und mit dem Museum im Louvre vereiniget. — Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete sich Choiseul zum zweiten Male mit der Prinzessin Helene von Beauffremont; er starb, im Schoße des häuslichen Friedens, im Sommer 1817, ohne Nachkommen, der Nachwelt ein ruhmvolles Andenken hinterlassend, über dessen literarischen Theil Dacier in einer biographischen Denkschrift, vorgelesen in öffentlicher Sitzung der Académie des Inscriptions, zweckmäßige Auskunft gibt. (*F. Cramer.*)

CHOISEUL, eine große Insel des Australozeans, zu dem Archipel der Salomonsinseln gehörig und zwischen Simbu und Bougainville belegen. Sie ist von Bougainville 1768 besucht, der hier in einer Bai auf der Nordwestküste, worein sich der Kriegerfluß ergießt, landen wollte, aber von den Eingebornen, die Paguns waren, krauses gefärbtes Haar haben und bis auf die Pagne völlig nackend gehen, feindlich empfangen wurde. Die Insel, der er den Namen gab, wird durch die Straße Bougainville von der nördlichen Bougainvilleinsel getrennt. (*Hassel.*)

CHOISIA Kunth., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rutaceen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünfblättriger Kelch, fünf Corollenblätter. Fünflappiges Stigma. Fünffächerige, mit fünf Schnäbeln versehene Kapsel. Die einzige bekannte Art: Ch. *ternata* Kunth. wächst in Mexiko. (*Sprengel.*)

CHOISY, 1) Marktfl. im Bez. Coulommiers des franz. Dep. Seine-Marne, mit 1069 Einw. — 2) Dorf im Bez. Sceaux, des franz. Dep. Seine an der Seine, worüber eine schöne massive Brücke führt; es enthält viele geschmackvolle Landhäuser und 1150 Einw., die 1 Kattundruckerei und 1 Marokinfabr. unterhalten, aber Ludwigs XV. prachtvolles Schloß ist verschwunden und der Park in Kartoffelfelder verwandelt. (*Hassel.*)

CHOISY (François Timoléon, Abbé von), Mitglied der französischen Akademie, und Großdechant der Kathedralkirche zu Baieux, geboren zu Paris den 16. August 1644. Sein Vater war Generallieutenant, Intendant in verschiedenen Provinzen und Statsrath gewesen, auch in Gesandtschaften gebraucht worden; die Mutter zeichnete sich durch ihren lebhaften Geist, ihre Üppigkeit und durch ihre blinde Liebe zu diesem Sohne aus, den sie verzog. Obgleich zum geistlichen Stande bestimmt, lebte er sehr ausschweifend, verkleidete sich als ein Frauenzimmer, erschien noch in seinem 22. Jahre in dieser Verkleidung in der Kirche und Oper, und mißbrauchte sie zur Verführung der Unschuld. Darüber zu Rede gesetzt, ging er, unter dem Namen einer verwitweten Gräfin von Barres, nach Bourges, und verübte hier jene Zügellosigkeiten, die in der Histoire de Madame la comtesse de Barres. Bruxelles (Paris) 1736. 12. erzählt sind, deren Verfasser er wahrscheinlich selbst ist. Allmälig kam er zur Besinnung, begleitete den Kardinal von Bouillon als Conclavist nach Rom, und trug zur Wahl Innocenz XI. bei. Von einer gefährlichen Krankheit genesen, schrieb er Quatre dialogues sur l'immortalité de l'âme, la providence, l'existence de Dieu et la religion. Par. 1684. 12., die vielen Beifall fanden. In eben diesem Jahre ward er in die französische Akademie aufgenommen, und das Jahr darauf begleitete er den Grafen von Chaumont nach Siam, wo er sich zum Priester weihen ließ. Nach seiner Rückkunft erhielt er das Priorat von St. Loe zu Rouen und St. Benoit Du Sault, wurde 1697 Großdechant von Baieux, und starb zu Paris d. 2. Okt. 1724. Er besaß Talente, aber wenige gründliche Kenntnisse, blieb auch nach seiner angeblichen Bekehrung im Stillen ein Wüstling, und beklagte mehr den Verlust der früher genossenen Freuden, als daß er sich darüber Vorwürfe ge-

macht hätte. Er schrieb viel und mit Leichtigkeit, angenehm und unterhaltend, aber ohne viel innern Gehalt. Sein umfassendstes Werk ist eine für allerlei Leser bestimmte, und nach eines Jed n Fassung eingerichtete, bis zum Jahr 1715 fortgesetzte: Histoire de l'église. Par. 1706 — 1723. Vol. XI. in 4. und 12. Das Meiste ist aus Tillemont und Natalis Alexander genommen, denen Choisy auch in den Grundsätzen gefolgt ist. Durch Leichtigkeit des Stils und den angenehmen Vortrag empfehlen sich, ohne auf historische Treue viel Anspruch zu machen, seine Biographien französischer Könige: Vie de St. Louis. Par. 1690; 1698. 4. Histoire de Philipp de Valois et du roy Jean. Ib. 1688. 4. Amst. 1688. 12. Hist. de Charles V. Par. 1689. 4. Hist. de Charles VI. Ib. 1695. 4. zusammengedruckt Ib. 1750. Vol. IV. 8. und sein Journal ou suite du voyage de Siam. Ib. 1687. 4. und 12., öfter, Trevoux 1741. 12. Aus seinem Nachlasse gab D. F. Camusat Mémoires pour servir à l'histoire de Louis XIV. Utrecht (Rouen) 1726; nouv. édit. plus correcte et plus ample. Amst. 1727. 12. heraus, die, ohne Plan und Ordnung, in vernachlässigtem Stil und nicht immer glaubwürdig, viel Neues und Interessantes enthalten, und im Ganzen ein treues Gemälde des französischen Hofes darstellen *). (*Baur.*)

Choit, s. Soongaren.

Choktaws, s. Chactaws Thl. XVI. S. 98.

CHOLERA. Eine Krankheit, bei welcher der Magen und die Gedärme zugleich befallen und in fest ununterbrochenen Ergüssen zuerst dessen, was sie enthielten, im weitern Verlaufe aber auch der in sie abgesonderten Flüssigkeiten begriffen sind. Woher der Name komme, war schon zu den Zeiten des Celsus und Galen unbestimmt, da der Eine denselben von ἡ χολάς (Eingeweide), der Andere von ἡ χολή (Galle) herleitet. Weil jedoch gerade in den schlimmsten Fällen die Galle weniger hervortritt, sondern ihre Absonderung eher durch Krampf unterdrückt scheint, so wäre der teutsche Name Brechruhr oder noch besser Brechdurchfall weit bezeichnender.

Die Krankheit selbst zeigt nach Verschiedenheit der Zeiten und Gegenden, und je nachdem sie sporadisch oder epidemisch vorkommt, mannichfache Verschiedenheit. Theils als Folge des häufigen Genusses von frischem Obst und Gartenfrüchten, der Überladung des Magens überhaupt, besonders aber bei dem Wechsel heißer Tage mit kühleren Nächten kommen auch in unsern Klimaten, so gewiß als die Schwalben im Frühjahr (Sydenham), alljährlich meist im August und Anfang Septembers einzele Fälle von Brechdurchfall vor. Meist bei Nacht werden am häufigsten jüngere Individuen, oft ohne Vorboten, von den heftigsten Magenschmerzen befallen, es erfolgt einiges Aufstoßen und auf dieses unaufhörliches Erbrechen und Abgang nach unten, zuerst der genossenen Speisen, dann auf saurer und scharfer, verschiedenartig oft grün gefärbter, doch meist heller wäßriger Flüssigkeiten, wobei die Befallenen die höchste Mattigkeit und meist auch Krämpfe, besonders in der linken Wade fühlen, ihr Gesicht leichenartig und eingefallen wird, und über den ganzen Körper eine Marmorkälte sich verbreitet, während sie doch über große innerliche Hitze und unauslöschlichen Durst klagen. Aber so stürmisch auch der Anfall ist, so schnell geht derselbe vorüber, nach einigen Stunden lassen diese Aussonderungen wieder nach, es stellt sich Schlaf ein, die Haut wird feucht, und gleich darauf können bei einem verstärkten Appetit die Wiedergenesenen ihre Geschäfte wieder besorgen, ohne daß die Kunst, welche ohnedieß diese Aussonderungen schnell zu unterdrücken sich hüten muß, Weiteres vorzunehmen hätte, als etwa nach dem schon von Celsus gegebenen Rath durch Senfteig auf die Herzgrube gelegt, der Empfindlichkeit des Magens zu begegnen, oder wenn hierauf die Zufälle nicht nachließen, alle Stunden 2 Eßlöffel voll von einer Mischung aus Aq. foenicul. unc. V. Tinct. rhei unc. j.; Kali carbon. drachm. j. welcher unmittelbar vor dem Einnehmen noch ein Eßlöffel Zitronensaft beigemischt wird, noch während des Aufbrausens der Kohlensäure nehmen zu lassen. Würden hierauf die Zufälle nicht nachlassen, und die Ermattung zunehmen: so müßten Opiate gereicht oder der Entzündung zu begegnen gesucht werden; wobei es sich von selbst versteht, daß vor Allem erforscht werden muß, ob der Kranke nicht einem eingeklemmten Bruch hat. In dem Falle aber, daß die Beschaffenheit der luftförmigen und flüssigen Ausleerungen auf noch im Magen vorhandene, Krankheit erregende Stoffe hinweisen, der Anfall als Folge von Überladung oder des Genusses schwer verdaulicher Speisen anzusehen ist, und das Ausgebrochene so scharf ist, daß es Mund und Rachen wund macht, müßte durch Nachtrinken von lauem Wasser und dünner Fleischbrühe dem Erbrechen noch nachgeholfen und die scharfe Flüssigkeit verdünnt werden. So verfuhr Sydenham, als er im J. 1669 eine epidemische Cholera zu behandeln hatte, bei welcher eine krankhafte Umstimmung der Gallenabsonderung angenommen werden mußte; doch ließ er es auch nicht lange anstehen, Opiate nachfolgen zu lassen; Quarin aber dringt darauf, sogleich Opiate zu reichen.

Außer den angegebenen Erscheinungen, die man als die unmittelbaren Zeichen einer sehr stürmischen Aufregung der Digestionsorgane ansehen muß, stellt sich in dieser Krankheitsform, wie es scheint, mehr als mittelbare Folge eines solchen Übermaßes der Secretion, eine Reaction der willkürlichen Muskeln, ein Krampf, ein, der selbst in den gutartigsten Fällen nicht ganz fehlt, ja oft unter allen Zufällen die Kranken am meisten belästigt, in einzelen Epidemien aber, selbst in unsern Klimaten, nach [illegible] Erfahrungen aller Zeiten von Hippokrates und Cel[illegible]an, die diesen Krampf Tetanus nennen, besonders [illegible] auch nach Sydenham im J. 1676 eine solche Hef[illegible]it erreicht, daß Kranke dieser Art oft kaum von sechs [illegible]nnern gehalten werden können. Fast nie fehlen diese [illegible]vulsionen auch bei Kindern im ersten Lebensjahr, [illegible] sie bei der Zahnentwickelung, oder wie dieß fast [illegible]d September vom Brech-

*) La vie de l'abbé de Choisy. Lausanne 1742 [illegible] Abbé Olivat). *d'Alembert* hist. des membres fr. T. I, 309. T. IV, 305. *Amelot* mem. T. II, 85. bibl. des aut. eccles. 17. siecle, 2. suite de la 5. p[illegible] sqq. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Biogr. univ. T. VIII. (von Auger).

durchfall leiden, in welchem Lebensalter übrigens Convulsionen überhaupt an der Stelle des Fiebers bei jeder bedeutenden Affection in die Reihe der Krankheitserscheinungen treten, hier aber mit besonderer Heftigkeit sich einstellen, und bis kurz vor dem Lebensende an Stärke zunehmen. Auch bei diesen Kranken wurden von Vogel einige Tropfen Opiumtinktur in einem aromatischen Wasser empfohlen. Doch möchten hier, da in diesem zarten Lebensalter an eine wirkliche Gehirnaffection eher zu denken ist, auch noch andere Indikationen zu erfüllen und besonders auch Bäder und Hautreize zu empfehlen seyn.

Ihren gutartigen Charakter behält die Krankheit auch in mehren Gegenden der heißen Zone; auf der Westküste Afrika's, sogar auf einzelen Punkten der Küste von Coromandel ist es häufig, daß Europäer und Eingeborne, während der trockenen Jahreszeit, zumal auf den Genuß von frischem Fleisch mit starkem Gewürz oder auch nur von Gallenanhäufung plötzlich ein paar Stunden lang unaufhörlich erbrechen, und an demselben Tage noch vollkommen sich erholen. Dagegen in Bengalen und jenen Gegenden Indiens, welche sich zum Reisbau vorzüglich eignen, und wo diese Frucht die Hauptnahrung bildet, äußerte sich die der östlichen Tropenwelt eigene Leberentzündung, besonders zur Regenzeit von jeher unter der Form einer eben so rasch verlaufenden als tödtlichen Cholera. Dabei hatte sie zuweilen den Typus eines remittirenden Fiebers, unter dem Gefühl der höchsten Schwäche stellt sich heftiger Schmerz in Kopf und Lenden ein, es entstehen Beschwerden im Athmen, Blässe des Gesichts, eingefallene Augen, trockene Haut, kleiner und geschwinder Puls und Schluchzen, endlich folgt Hitze und nach Oben und Unten wird Galle in großer Menge ausgeleert. Zwar lassen die Zufälle meist auf einen Schweiß nach, auf diese Remission folgt aber bald ein noch stärkerer Anfall; jetzt wird keine Galle mehr, sondern eine weißlichte Flüssigkeit, wie mit Wasser angemachter Kalk ausgeleert, dabei wird der Mund schwarz, die Zunge schwillt auf und wird lederartig; es zeigt sich fauler Geruch und die Kranken sterben in diesem oder dem nächsten Anfall mit allen Zeichen der Auflösung der Säftemasse. So beschrieben die Krankheit Sonnerat und Lind; von den Europäern wurde sie Mal de terre und Mort de chien genannt, weil sie nicht auf Schiffen vorkomme, der letztere Name ist aber eine Entstellung der einheimischen Namen Mordeckschin, Mordechie (Todesschlag), mit welchem die nicht remittirende Form der Cholera bezeichnet wurde, bei der die Gallensecretion eher unterdrückt ist, und die Befallenen in kürzester Zeit den Geist aufgeben. Dieses Übel ist auch, so lange Europäer auf jener Küste leben, als eine für Fremde und Eingeborne gefürchtete Plage bekannt, und wurde schon von Dellon beschrieben. Es kam besonders in den J. 1770 zu Arcot, 1781 in Gandscham, 1783 im Amborthal vor, es äußerte sich auch unter den englischen Truppen jedes Mal, wenn sie in gewissen Bezirken campirten, und soll besonders von jeher in Travancore einheimisch gewesen seyn, wo es den Namen Nirkomben hat. Aber außer den auf kleinere Distrikte beschränkten Epidemien scheint diese Krankheit in Pausen von mehren Jahrhunderten in ihrer höchsten Furchtbarkeit nicht nur über die Halbinsel, sondern bis an die östlichen und westlichen Gränzen dieses ganzen Welttheils sich zu verbreiten; wenigstens erwähnt Deguignes [1]) einer Seuche, die von Indien aus im J. 1031 (n. Chr.) über die Provinzen Ghazna, Khorasan, Dgiordgian, Dgebal bis Syrien sich verbreitete, und eine ähnliche soll, nach einer Sage in Arabien, die durch die neuesten Vorgänge besonders wieder Aufmerksamkeit erregt, vor etwa 500 Jahren (1347 — 49?) von Indien aus über Land und Meer gezogen und über Ägypten, Nubien und Abyssinien sich ausgedehnt haben. In den neuesten Zeiten nun vom J. 1817 an, erhob sich diese Krankheit wieder in Bengalen, und dehnte sich ostwärts bis zu den philippinischen Inseln, westwärts bis an das mittelländische Meer, gegen Süden bis zur Insel Bourbon und nördlich bis Astrachan aus, so daß sie Europa kürzlich noch von Syrien und vom südlichen Rußland her bedrohte.

Cholera des Orients der neuesten Zeit. Fast wie in den J. 1771 und 72, da eine höchst anomale Witterung, wie im westlichen Europa, so auch in Bengalen große Noth wegen der Lebensmittel und große Bedrängnisse veranlaßte, schien auch vom J. 1815 an die sonst in Ostindien so regelmäßige Auseinanderfolge der Jahreszeiten ganz verkehrt; während der eigentlichen Regenzeit wurden die sumpfigen Ebenen nicht vollständig vom Wasser bedeckt, und in der trockenen Zeit fiel besonders vom Januar bis März im J. 1817 viel Regen, im Jul. und Aug. des Jahrs 1818 (der eigentlichen Regenzeit) dagegen mehr, als seit Menschen Gedenken der Fall gewesen war. Die Reisernte hatte im vorletzten Jahre eine röthlich-schwarze, erdige, zur faulen Gährung geneigte Frucht geliefert. Zwar sollen in einigen Orten weiter aufwärts am Ganges schon im Mai und Julius die ersten Spuren der Krankheit bemerkt worden seyn, aber erst im August 1817, in welchem Monate die Witterung durchaus nichts Ausgezeichnetes hatte, beginnen die zuverlässigen Nachrichten. Robert Tytter, Bezirksarzt zu Zilla-Jessore, einem 100 englische Meilen nordöstlich von Calcutta in einem sumpfigen Terrain unmittelbar an einem träge fließenden Arme des Ganges gelegenen Orte, wurde am 19. dieses Monats zu dem ersten Kranken, einem Eingebornen, gerufen, und hielt den ersten Fall für eine Vergiftung durch Stechapfel; als aber in den nächsten 3 Tagen sich die Zahl der Kranken außerordentlich mehrte, für die Folge des Genusses von ungesundem frischen Reis, was um so natürlicher war, als auch selbst bei der weiteren Verbreitung der Krankheit ihre Zufälle immer noch am meisten denen einer Vergiftung glichen. Wenn die Befallenen nicht schon nach ein paar Stunden an Schwäche und dem peinvollsten Krampfgefühl verscheiden, so erfolgt ein plötzliches Erbrechen und Stuhlgang, als wenn der Darmkanal auf Einmal seines ganzen Inhalts sich entleerte und es entsteht ein urplötzliches Gefühl der höchsten Entkräftung. Das Erbrechen zeigt jedoch keine Spur von Galle, sondern die weggehende Flüssigkeit ist weißlich und der Stärke ähnlich (starchy), dabei ist es merkwürdig, daß, obgleich die Gallenabsonderung so sehr ge-

1) Histoire générale des Huns. Tom. II. p. 174.

stört ist, doch nie eine gelbe Färbung in den Augen sich zeigt. So kalt und blaß auch die Mundhöhle und die Lippen aussehen, so werden die Kranken doch von einem unauslöschbaren Durst gequält, dabei ist aber die Secretion des Harns in den Nieren lange Zeit gehemmt; man bemerkt schon, daß dieselbe 50 Stunden lang stockte und auf Anwendung des Katheters kein Tropfen Urin floß. Die Haut fühlt sich gar nicht mehr wie bei einem Lebenden, sondern ganz kalt, wie ein abgezogenes Fell an; die Aderschläge lassen sich kaum fühlen, das Blut, wenn es ja aus einer Aderöffnung fließt, ist immer dunkel von Farbe und dick von Consistenz, auch zeigt es weder Serum noch Speckhaut, steht aber gleich. Blut aus der Schlafarterie im Leben gelassen, ist so wie das nach dem Tode im linken Ventrikel gefundene, so dunkel als das in den Venen. Das Gesicht ist auf eine ganz eigene Weise angstvoll und entstellt, dasselbe sieht livid mit blauen Ringen um Mund und Augen und so eingefallen aus, als wenn Muskeln und Zellgewebe auf einmal geschwunden wären. Noch tritt aber eine weitere Erscheinung hinzu, welche die Krankheit für den Kranken selbst, so wie für die Umstehenden gleich fürchterlich macht. Es nehmen nach 2 — 3 Stunden die Organe der willkürlichen Bewegung Theil an der Krankheit, zuerst in den Gliedmaßen und von diesen aufsteigend bis zur Brust, entstehen Krämpfe, welche die Respiration hemmen, und den Leib zusammen ziehen. Dabei schwillt der Bauch des Muskels zu einem harten Knoten auf, der nach einer Minute eben so schnell wieder verschwindet, während der Krampf zur großen Pein der Kranken wieder einen andern Theil auf dieselbe Weise befällt. In einzelen Fällen sah man sogar, nachdem der Tod schon erfolgt zu seyn schien, und man die Leichen bereits in die Todtenkammer gebracht hatte, diese Leichen noch Viertelstunden lang in zuckende Bewegungen gerathen, den Kopf schütteln, die Füße auf die Tarsen stellen und die Hände aus und einwärts beugen. Diese Krämpfe, die je in minderem Grade ohnedieß dem Brechdurchfall eigenthümlich sind, sind in der angegebenen Art übrigens nicht bei dieser Epidemie erst bemerkt worden, sondern wurden von Curtis schon in einer 1807 erschienenen Abhandlung beschrieben; auch ist es einstimmiges Zeugniß der Beobachter, daß sie keine ungünstige Erscheinung seien, und immer bei solchen Kranken, das Blut weniger stockend sich zeige, mithin durch Aderlassen noch eher etwas ausgerichtet werden könne. Wenn die Leichen untersucht wurden, so drang aus der Unterleibshöhle ein eigenthümlicher, nicht faulichter Geruch; die Leber war zuweilen ausgedehnt, und die Gallenblase enthielt viele dunkelschwarze Galle. Gehirn und Lunge, so wie die Blutgefäße des Unterleibs waren sehr von Blut erfüllt und auf der innern Fläche der Gedärme zeigten sich entzündete Stellen. Außerordentlich ausgedehnt von schwarzem, geronnenem Blute, war die rechte Herzkammer, die linke dagegen leer und zusammengefallen.

Diese Krankheit nun breitete sich sehr schnell über ganz Bengalen nach allen Richtungen aus. Sie erreichte zuerst Behar und die meisten Orte am untern Ganges, drang aber auch eben so schnell nach den obern Provinzen, so daß binnen 4 Wochen im ganzen Gangesthal bis zum Einfluß des Dschumna nur einzele minder bevöl-kerte Distrikte noch frei seyn mochten. Zu Calcutta hat das Übel unter den Eingebornen wol schon längere Z[eit] geherrscht, als in den ersten Tagen des Septembers au[ch] Europäer erkrankten und die Zahl der Erkrankenden un[d] Sterbenden bis zum Januar 1818 immer noch stieg, daß vom Januar bis Ende Mais jede Woche 200 In-dividuen an der Cholera starben (Report of the Cal-cutta med. Board), eine Zahl, die bei einer Bevölke-rung von 500,000 Menschen, jedoch nicht bedeutend g[e-]wesen wäre. Weit größer waren die Verheerungen dur[ch] die Krankheit, als diese auf ihrem Zug westwärts da[s] Lager der Division des Centrums am 9ten Nov. no[ch] auf dem rechten Ufer des Betwah traf. Dieses Heer b[e-]stand zwar nur aus 10,000 Soldaten, aber auf jede[n] Fechtenden, waren nach der Weise in Indostan 8 — 1[0] Eingeborne zu rechnen. Das Übel machte hier so reiße[n-]de Fortschritte, daß eine große Zahl von Bedienten un[d] andern, zum Gefolge des Heeres gehörigen Personen, d[ie] auf dem Marsche von demselben befallen wurden, in w[e-]nigen Minuten den Geist aufgab. Besonders erlag[en] der Krankheit zuerst solche, die bloß von Vegetabili[en] lebten; doch schien sie Frauen und Kinder zu verschone[n]. So plötzlich das Erkranken allgemein wurde, eben so schne[ll] ließ es auch am 19ten November wieder nach, als da[s] Heer über den Fluß Betwah setzte; doch schätzte man de[n] Verlust durch Todte und Flüchtlinge innerhalb dieser 1[2] Tage auf 20 — 25,000 Menschen [2]).

Unaufhaltsam nach Art einer Influenza zog sich d[ie] Krankheit über die größte Breite der Halbinsel über Nag-poor, Aurungabad, Aumenadgur und Punah, in welche[r] Richtung damals Kriegsheere sich bewegten, jedoch nic[ht] gerade denselben oder den Verheerungen durch den Kri[eg] unmittelbar folgend, sondern indem sie die meisten d[er] zwischen liegenden Orte zwei, höchstens, sechs Wochen lan[g] heimsuchte. Am 6. August 1818 langte sie in dem Dor[f] Panwell und am 11. desselben Monats in Bombay an, richtete aber auch dort keine so außerordentlichen Verhe[e-]rungen an, da von den 200,000 Einwohnern Bombay's vom August 1818 bis Februar 1819 nur 14,651 erkran[k-]ten und 1133 starben. In demselben Jahr breitete si[ch] die Cholera auch am Ganges und Dschumna aufwärt[s] aus und erreichte Bareilly und Delhi. Wohin sie ih[re] Richtung nahm, da bemerkte man auch bei einzele[n] Thier-Species ein schnelles Dahinsterben, in dieser Rich-tung unter Kamelen und Ziegen, bei dem Heere unter de[m] Hornvieh, an andern Orten unter den Hunden. A[n] der Westküste, der Küste von Coromandel waren, b[ei] der dünneren Bevölkerung die Fortschritte der Krankhe[it] weniger genau progressiv, manche Gegenden wurden lan-ge umkreist, bis sie endlich befallen wurden, doch brac[h] sie im Oktober 1817 in Nellore aus, im folgenden Ja-nuar im Fort St. Georg, Madras, in den zwei erste[n] Monaten wurden jedoch nur Eingeborne befallen un[d] diese nicht weggerafft, erst im März erlagen einige Ein[-]

2) Fitzclarence's Reise aus dem britischen Lager durch In-dien und Ägypten nach England, in den Jahren 1817 und 18[18], teutsche Übersetzung, Jena 1820. S. 6.

gebornen und im Mai erst von 14 erkrankten Europäern, neun; in diesem Jahr starben überhaupt von 1087 ins Spital aufgenommenen Europäern 232, von 3314 Eingebornen 664. Im Junius bemerkte man das Übel zu Pondicheri; auch Carnat und Bellary empfanden die Krankheit, doch wurde sonst von der Küste Malabar nichts Weiteres gemeldet. Im Dec. (1818) gaben sich einzele Fälle der Krankheit zu Jafna auf Ceylon zu erkennen, aber bald darauf verbreitete sie sich rasch auf dieser Insel. Schon im Januar (1819) spürte man die Krankheit zu Manaar, ohne daß sich bestimmen ließe, daß sie sich auch in den dazwischen liegenden Orten geäußert habe. Am 26. od. 27. Januar kam zu Colombo und am 25. Februar zu Candy der erste Kranke vor, von jetzt bis zum 4. Mai erschien das Übel auf vierzehn verschiedenen andern Stationen. Man konnte keine eigentliche Ansteckung nachweisen. Meist brach die Krankheit auf den entferntesten Punkten einer Communicationslinie aus, und gelangte oft viel später auf die dazwischen liegenden, wenn in einer Garnison sich ein Krankheitsfall ereignet hatte, so konnte es wieder 8 — 14 Tage anstehen, bis ein zweiter erfolgte. Der Unterschied der Racen, der übrigen Verhältnisse des Individuums, so wie die physische Beschaffenheit des Orts schienen gar keinen Einfluß zu haben. Übrigens wäre nach den Angaben von Marshall die Zahl der Verstorbenen auf dieser Insel höchst unbedeutend gewesen. Mit dieser Beschaffenheit der Krankheit auf der Insel Ceylon steht aber die Art, wie sich dieselbe auf den mascarenischen Inseln äußerte, durchaus im Widerspruch; denn zu Port Louis auf Isle de France lief am 29. Okt. (1819) die Fregatte Topaze, nach Einigen von Calcutta, nach Andern aber von Ceylon ein, und am 20. Novemb. hörte man daselbst von dem ersten Kranken und bis zum 12. Febr. 1820 sollen 5 — 6000 Menschen durch dieselbe weggerafft worden seyn. Aller Vorsichtsmaßregeln unerachtet, konnte auch die Insel Bourbon vor dem Uebel nicht bewahrt werden.

Über Silhet, Dacca, Chittatong dehnte sich die Krankheit vom Ganges-Delta her nach Araccan, Rangoon und Malacca aus, auch die Insel Pinang litt auf diesem Zuge sehr, jenseits der Halbinsel trafen große Verheerungen am Meerbusen von Siam die Stadt Bankok am Ausfluß des Menam, im weitern Verlauf zog sich die Krankheit auch über die Küsten von Cochinchina und Tunkin immer vorwärts, bis im Okt. 1820 die ersten Krankheitsfälle in Canton sich äußerten. Doch konnte die Krankheit außer dem Landweg auch durch Schiffe von Java her in diese Gegenden verpflanzt worden seyn. Auf letzterer Insel brach sie nicht auf der westlichen Küste, sondern auf einem der östlicheren Punkte zuerst zu Samarang aus, und verbreitete sich erst wieder über Japara östl. westwärts. Hier schien überhaupt ihre Verbreitung in einem Wechselverhältniß mit den eben so starken vulkanischen Ausbrüchen zu stehen; eine Erscheinung, die sich in der Geschichte dieser Krankheit wiederholt, doch so, daß man sich hiebei nicht wohl die Vorstellung machen kann, als hätten die vulkanischen Vorgänge die Krankheit unmittelbar veranlaßt, sondern eher scheinen beide Erscheinungen gemeinschaftliche Folge derselben Ursache zu seyn; eben so oft ja äußerten die vulkanischen Explosionen auch den Einfluß auf den Gang der Krankheit, daß sie wie durch eine Umstimmung der ganzen Constitution jene vielmehr rasch beendigten. Auf Java wurde die Zahl der durch Krankheit und Erdbeben Umgekommenen, auf 105,000 angegeben. Nach einem unerhörten Sturm am 2. Okt. 1820 brach am 5. desselben Monats die Cholera auch zu Manilla aus, und raffte innerhalb 14 Tagen 15,000(?) Menschen weg, dort glaubte man allgemein, daß die Krankheit durch Ansteckung sich fortpflanze, besonders verbreitete sie sich auch auf den Schiffen. Auf diesen äußersten Punkten gegen Osten, Amboina etwa ausgenommen, worüber jedoch die Nachrichten wenigstens für Ref. noch weniger zuverlässig sind, scheint die Krankheit nirgends über das Frühjahr 1822 hinaus gedauert zu haben. Dagegen wiederholte sie sich als in ihrem Herd immer wieder auf einzelen Punkten der Halbinsel Indostan, zu Bombay, Calcutta und Madras, in welchen Küstenstädten sie besonders nach Ankunft von Fremden in größerer Zahl in den letzten Jahren immer wieder von Neuem ausbrach, wie zu Madras im Mai des J. 1824, als das 48ste Regiment von Neu-Südwales kurz vorher dort ausgeschifft worden war.

Etwas genauer als die Verbreitung der Krankheit gegen Osten, läßt sich die gegen Westen angeben. Von Bombay aus erreichte sie Surate, von da verbreitete sie sich über Guzerate nach beiden Ufern des Indus, bis sie im Sommer 1821 zum persischen Meerbusen gelangte, und hier fast gleichzeitig zu Mascate, Bassora und Bender Abbas erschien, auf welchen drei für den Handel gleich wichtigen Punkten sie sich, wenn jeder Verkehr der Menschen, Thiere und Waren einen Einfluß auf ihre Verpflanzung hatte, an eben so vielen Pferden befand, durch welche sie nach Arabien, Mesopotamien und Syrien und endlich auch eben so durch Persien und Rußland vordringen konnte, was nicht ohne Anschein von Gefahr für Europa selbst geschah und daher einer weitern Erwähnung werth ist.

Nach den Berichten von Fraser war auf der arabischen Küste die Krankheit plötzlich und wie von selbst zuerst im Dorfe Ruin, ungefähr eine Stunde von Muttra ausgebrochen, ohne daß man auszumitteln wußte, auf welche Weise die Ansteckung Statt gefunden haben möchte. Zu Kischmin, einer von britischen Truppen besetzten Station, ereignete sich der erste Fall bei einer Sklavin im Hause des Scheiks, ohne daß es möglich schien, daß sie außer dem Hause einen Verkehr gehabt. Ein paar Tage darauf, wurde eine andere Person krank und sofort, bis nach 3 Wochen plötzlich 7 bis 8 Personen auf Einmal krank wurden und starben. Jetzt verlor die Stadt täglich 8 bis 12 Personen, die meisten Einwohner flohen auf die persische Seite des Meerbusens. Die Befallenen starben nach 6 Stunden. Mehre auch erst nach 24 Stunden; man gab ihnen, wie man angab, mit einigem Erfolg, kaltes Wasser, nach welchem sie äußerst verlangten. Man bemerkte die Krämpfe seltener als in Indien. Zu Mascat fiel der Ausbruch der Krankheit gerade in die heißeste Jahrszeit. Ihr Verlauf bei Einzelen war oft unglaublich schnell und in wenigen Wochen sollen in der Stadt und Umgegend über 60,000 Menschen gestorben seyn, doch

wurde diese Zahl später auch wieder geringer angegeben. Auch in dem Hafen verloren manche europäische Schiffe fast ihre ganze Bemannung. An der westlichen Küste hinziehend vernichtete die Krankheit einzelne Wechabiten-Stämme fast ganz. Von Bassora aus, wo innerhalb 14 Tage in Stadt und Umgegend 18,000 Menschen gestorben seyn sollen, sah man noch in demselben Sommer die Krankheit am Euphrat über Helle aufwärts ziehen und schon gegen das Ende Augusts 1821 zu Bagdad eine Epidemie beginnen, durch welche 5000 Menschen weggerafft wurden. (In dieser Richtung nannte man sie El-Hauva, d. h. den Sturm). Im Gefolge von Karawanen, die vom persischen Meerbusen nach Aleppo ziehen, überschritt die Krankheit die syrische Wüste, oder verbreitete sich aufwärts am Tigris, denn im Sommer 1822 brach sie zu Mosul, bald darauf zu Mardin u. s. w. nördlich und westlich zu Diarbekr, Orfa, Biri, Aintab bis Aleppo aus. An den letzten 3 Orten erschien sie fast zu derselben Zeit gegen den November hin, während in jenem Landstrich, das im August zuerst ausgebrochene Erdbeben immer noch fast täglich sich wiederholte. Doch kam in diesem Jahre die Krankheit nicht zu ihrem vollkommenen Ausbruch, sondern wurde durch den Winter und Frühling unterbrochen, bis sie schon in der ersten Hälfte des Junius 1823 mit erneuerter Heftigkeit um sich griff und zuerst zu Laodicäa, 10 Tage später zu Antiochien alle jene Erscheinungen darbot, welche sie gleich Anfangs so furchtbar machten. Denn sie drohte nicht nur an der Meeresküste, nördlich und südlich sich auszudehnen, sondern zeigte auch in der Art ihrer Verbreitung und ihres Verlaufs bei Einzelen ein solch wunderbares Auflodern, daß so deutlich auch ihr vorwärts Wandern sich erkennen läßt, es doch vollends schwer ist, sich von den sie veranlassenden Ursachen eine Vorstellung zu machen, da man dabei an eine Ansteckung kaum denken kann, sondern wenn je über ihr äußeres Moment eine Vermuthung gewagt werden soll, man eher eine Ausströmung aus der Erde, ungefähr wie Sydenham es sich vorstellte, annehmen möchte. So erzählt Berggren, daß, als am 9. Julius 1823 20 Araber auf dem Felde bei Soedie arbeiteten, dieselben plötzlich von dem Übel befallen sich fühlten und nur noch Kalbi, Kalbi (meine Gedärme), ausrufen konnten, sofort 3 Stunden lang das heftigste Erbrechen und Durchfall hatten, und zum Theil bis Sonnenuntergang schon todt waren, Keiner aber den folgenden Tag erlebte. Gegen die kältere Jahreszeit hörte auch jetzt die Krankheit wieder auf, und kehrte, was man kaum hoffen durfte, mit dem nächsten Frühjahr nicht wieder, so daß wol auch auf diesem westlichsten Punkte, wie früher auf dem östlichsten, die Krankheit als erloschen angesehen werden darf.

Mit denselben Eigenthümlichkeiten zeigte sich die Cholera auch auf ihrem nordwestlichen Zuge. Gegen Ende Augusts 1821 hatte sie auch Schiras von Bender Abbas aus erreicht, während einiger heißen Tage des Septembers sollen dort 16,000 Menschen gestorben seyn, Schrecken verbreitete sich, und die Karavane erhielt den Befehl, nicht gegen Ispahan, sondern über Jezd, ihre Richtung zu nehmen. Wirklich sah man auch mit dem Ende Septembers die Krankheit in letzterer Stadt ausbrechen, und wenn die Angaben nicht übertrieben sind, große Verheerungen anrichten; doch ließ sie mit dem November wieder nach, und erschien nur in einzelen, weniger schweren Krankheitsfällen in den nahen Bergdörfern, in jenen Gegenden nannte man sie Webb. Mit dem Frühjahr 1822 erwachte sie wieder zu Jezd und in weiterer Zeitfolge zeigte sich dasselbe Erkranken auch in nordwestlicher Richtung in den größern Städten Nainkaschan, Kom, Sawa, während jetzt noch Teheran frei blieb, das aber später noch getroffen wurde. Auch Casbene, Ebher, Sultanie und Lengkan zeigten sich ergriffen, und gegen Ende des Sommers brach die Krankheit zu Tauris aus. Dort wurde sie von einem englischen Arzt Cormiek beobachtet, welcher des kühleren Klima's und der höhern Lage ungeachtet, ganz denselben Verlauf und dieselben Heilanzeigen, wie am Ganges fand und weitere merkwürdige Umstände über ihre Verbreitungsweise angibt. Niemand hielt zu Tauris das Übel für ansteckend; als aber während der in der Stadt herrschenden Seuche ein Truppencorps von 10,000 Mann, dem die Communication mit der Stadt aufs strengste untersagt war, vorüberzog und nur eine Nacht unter den Wällen der Stadt verweilte: so zeigte sich doch schon am andern Tag die Krankheit unter demselben; als dagegen die Equipagen des Prinzen Abbas Mirza vor nicht beendigter Seuche ins Lager zwischen Diadin und Torpa Kaleh abgingen: so erkrankten auf dem Zuge westwärts noch einige Tage lang täglich 5 — 6 Individuen, ohne irgendwo in den Nachtquartieren die Krankheit mitzutheilen, doch folgte das Princip der Krankheit dem Heere nichts desto weniger und langte noch vor der Einnahme von Erzerum unter den persischen Truppen an, so daß, aller erfochtenen Vortheile ungeachtet, diese Armee sich doch auf Bajazid zurück ziehen mußte, wo sie sich beinahe ganz auflöste. Nun erkrankten nach einander Ardebil, die Bewohner des Distrikts der Salinen von Thalkan und der vorzüglichsten Städte an der Südküste des kaspischen Meeres Räscht und Balfrusch, aber auch dieß Mal ließ, so viel man erfahren konnte, die Seuche mit dem November überall gleich nach. So verschieden auch hier der Winter von dem in Syrien gewesen seyn mag, so soll doch schon im folgenden März 1823 der Brechdurchfall in diesen Gegenden (der Provinz Ghilan) und einigen der russischen Gränze ganz nahen Distrikten wieder ausgebrochen seyn; noch bildete aber das Gebirge, welches Grusien von Persien scheidet, die Gränze der Krankheit, bis man im Mai, während ziemlicher Hitze und herrschenden Ostwindes, Spuren derselben längs des talischinskischen Kanals und im cravamskischen Distrikte zu bemerkte glaubte. In dem auf der äußersten südlichen Gränze Rußlands befindlichen Städtchen Lenkoran, welches an der kaspischen See liegt, und befestigt ist, erkrankten zuerst am 17. Junius vier Personen des verschiedensten Standes, 2 Soldaten, 1 Matrose und 1 Fischer, von diesen starben 2 in den ersten 24 Stunden, die zwei anderen nach 2 Tagen. Darauf hörte man wieder Nichts in jener Gegend, bis in dem 5 Werste entfernten Dorfe Kurgalan in Einem Hause, vom ersten Julius an innerhalb fünf Tagen sieben Personen beiderlei Geschlechts befallen wurden, aber schon in der Mitte des Julius war nichts weiter in den Umgebungen Lenkorans

von der Krankheit zu bemerken. Am 4. Julius war sie jedoch zu Ssallian am Ausfluß des Kur mit ziemlicher Heftigkeit erschienen; wer fliehen konnte, zog sich in die Gebirge, von den Zurückgebliebenen starben Mehre. Nicht am Seegestade nordwärts, sondern aufwärts am Flusse Kur ergeben sich immer progressiv dieselben Krankheitsfälle. Nachdem noch einige Tage lang der Himmel bedeckt gewesen, erkrankte am 13. August plötzlich von den auf der Ebne lagernden Landleuten eine große Zahl und es starben 40 Bauern und ein donischer Kosak. Weniger heftig war der Ausbruch zu Staraja Schamachi, das schon etwas höher gegen die Osseten hin liegt. Dort erkrankten beim ersten Anfalle nur 8 Personen, von welchen keine starb. Durch einen Gebirgsort von der südlicheren Gränze getrennt, liegt die Festung Baku 700 Werste von Astrachan mit 12,000 Einwohnern auch am westlichen Küstenlande des kaspischen Meers, ihrer geringen Entfernung von Ssallian ungeachtet, spürte man dort nichts von der Krankheit, bis am 26. August ein persischer Einwohner und ein russischer Fuhrmann schnell starben, letzterer hatte, eben angekommen, viele Melonen und Früchte gegessen, darauf in der See sich gebadet, aber kaum aus dem Bade gestiegen, den Geist aufgegeben. Nun zeigte sich die Krankheit schnell auch unter allen übrigen Einwohnern; es erkrankten täglich wol 20 bis 30 Menschen, starben aber nur 4 oder 5. Einzele Kranke starben außerordentlich schnell, in den etwas feuchtern Kasernen starben mehr als auf den Dörfern, nächtliche Gelage im Freien waren sehr verderblich, an einem solchen Volksfeste der Perser starben an dem Versammlungsorte noch 15 Personen, überhaupt fielen häufig die Menschen, während sie mit einander sprachen, unter Zuckungen zur Erde, doch hielt man auch hier Krämpfe für ein günstigeres Zeichen. Die Brandwache, welche vor Baku mit einer Abtheilung der 45. Flotten-Equipage liegt, hatte nach offiziellen Berichten, nicht Einen Kranken gehabt. Auch die russische Schüte St. Andreas fuhr mit 160 Mann Equipage auf dem Rückwege von Ssallian im Aug. an Baku vorbei und längs der 40 Werste weit gegen Osten ins Meer sich erstreckenden Landzunge Abscheron hin. Ehe die Spitze dieser unbewohnten Landzunge erreicht wurde, wo die Schiffer aus einer sparsam fließenden, aber sehr schönen Quelle ihre Wasservorräthe sammeln, starben zwei ganz gesunde Truchmenen plötzlich in einer Nacht an dem Brechdurchfall. Auf Abscheron hielt sich die Mannschaft 5 Tage auf, bald darauf starben wieder zwei Individuen, die Übrigen gelangten aber am 2. September vollkommen gesund an die Quarantänen vor Astrachan, aus welchen sie am 18. entlassen wurden und Fünf von ihnen nach Astrachan am 21. Sept. gelangten. Diese fünf Individuen waren übrigens ganz gesund und litten nachher auch nicht an der Cholera, aber wunderbarer Weise trifft diese Ankunft zu Astrachan gerade auf denselben Tag, an welchem dort in einem Privathause schnell einige Personen an der Cholera erkrankten und starben. Jedoch konnte auch zu Astrachan Niemand das Übel für ansteckend halten, da in dieser durch Flüsse und unbewohnbare Gründe so stark durchschnittenen Stadt, die einzelen Krankheitsfälle auf den entlegensten Punkten sich ergaben, und aus dem gedrängtesten Quartiere die Krankheit immer nur einzele Opfer holte. Zu Astrachan bemerkte man kurze Zeit vor Ausbruch der Krankheit einen Höherauch mehre Tage lang; überhaupt wollte man schon seit Jahren eine Störung im Laufe der Witterung beobachten. Unter Thieren war in diesem Jahre auch ein Sterben bemerkt worden, Krankheiten anderer Art unter Menschen schienen aber gerade während der herrschenden Seuche seltener, auf eine Bevölkerung von 36,000 Einwohnern, war die Zahl der Todten von 144—200 nicht bedeutend, eben so viele oder etwas mehre mochten von den Befallenen die Krankheit glücklich überstanden haben, die Dauer der Krankheit betrug gerade einen Mondscyklus von einem Vollmond zum andern; nach dem 19. Okt. hörte man von keinem Krankheitsfall mehr. In der von Astrachan 20 Werste gegen Osten entfernten Freistadt Krasnoijar, mit 2000 E. starben vom 4—19. Okt. einem halben Mondscyklus, nur 25 Individuen [3]).

Wie in Syrien, so zeigte auch zu Astrachan die Krankheit im Sommer des folgenden Jahrs 1824, was man doch nach den Vorgängen an andern, ihrem Herde näher liegenden Orten hätte vermuthen können, keine fernere Rückkehr, so wie sie überhaupt auf diesen äußersten Punkten, wenn auch nicht an Heftigkeit der einzelen Krankheitsfälle, doch der Summe der Befallenen nach bedeutend schwächer sich zeigte; und es ist wol mit Sicherheit anzunehmen, daß Europa von einer Krankheit, welche mit einem solchen Kräftenachlaß auf dessen Gränzen anlangte, nichts werde zu befürchten haben, wenn auch das Übel in Indien selbst noch nicht ganz erloschen seyn sollte. Ehe jedoch der Sommer 1824 ohne weiteren Ausbruch vorüber gegangen war, konnte man wol eine solche weitere Verbreitung befürchten, da die Beschaffenheit der Witterung in den J. 1815 — 17, unter deren Begünstigung die Krankheit sich vielleicht ausbildete, im westlichen Europa gleich ausgezeichnet, wie in Indien war. Auch zog gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts bei einer gleich allgemeinen tellurischen Aufregung jene verheerende Seuche von China her über den ganzen damals bekannten Theil der nördlichen Hemisphäre hin, und ähnlich verhielt sich auch schon die Influenza, die sich durch einen ganzen Parallelkreis hin bewegte. Wirklich schien auch besonders im J. 1821 ein ausgezeichneter Krankheitsgenius sich zu regen, da in diesem Jahre nicht nur die Cholera mit besonderer Raschheit und am verheerendsten sich verbreitete, sondern auch das gelbe Fieber ohne scheinbare begünstigende Umstände, denn der Sommer war ziemlich kühl, weiter westlich an Orte vorrückte, wo die Krankheit bis jetzt noch nicht sich gezeigt hatte. Schon durfte man immer darauf rechnen, daß klimatische Verschiedenheit der Krankheit Gränzen setzen werde, da das Klima, wohin jetzt die Krankheit gelangt war, bereits dem europäischen ähnlicher ist als dem indischen. Noch weniger hatte man einigen Grund zu hoffen, daß durch menschliche Vorkehrungen und Quarantäne-Anstalten das

---

3) Vgl. Seidlitz über die orientalische Brechruhr, welche in Astrachan vom 21. Sept. bis zum 19. Oktb. des Jahrs 1823 herrschte. In d. vermischten Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde von einer Gesellschaft praktischer Ärzte zu St. Petersburg, 3te Sammlung 1825.

[illegible] möchte; denn obgleich die Krankheit [illegible] Gegend in die andere zog, und [illegible] sich äußerte, wo der Han- [illegible] größten Menschenmassen zusam- [illegible] hieraus doch noch nicht der Schluß [illegible] durch Ansteckung gemacht werden, [illegible] Mittheilung relativ äußerer Einflüsse [illegible] der Krankheit immer dort am stärk- [illegible], wo sich die Menschen, ihr [illegible], in [illegible], wenn überhaupt nicht eher der [illegible] gegeben werden soll, daß der [illegible] der Krankheit längst unter dem Men- [illegible] war, und [illegible] an Kräften, wo die [illegible] und [illegible] durch die [illegible] Menschliche Ver- [illegible] als [illegible] der Krankheit zu be- [illegible] sich [illegible] wäre, [illegible] auf die Berge auch [illegible] wieder umän- [illegible] seine Heilme- [illegible] Wirkung, Hall, die [illegible] und der Gesundheits- [illegible] Heilmittel; ihnen setzte sich [illegible] entgegen und rühmte [illegible] Erfolg von ihrer Methode, die sie [illegible] verschiedenen Krankhei- [illegible] Hinlassen und unerhörten Do- [illegible] —1 Scrupel), doch erwies sich diese [illegible] gegründete Behandlungsweise, [illegible] russischen Ärzte zu Astrachan, die wol auch [illegible] angewandten sehr heißen Bäder noch als [illegible] hinzufügten, bei weitem weniger er- [illegible] ganz empirische Methode, welche zu [illegible] besonderer Consequenz und Ge- [illegible] wurde. Es wurde nämlich, so wie [illegible], derselbe sogleich ent- [illegible] übergossen und [illegible] und geknetet, [illegible] strenger Diät und [illegible] Bette die Haut- [illegible], worauf noch neun [illegible] und täglich an [illegible] mäßige Bewegung [illegible] Leistungen eines [illegible] Behandlungsweise auch [illegible], und auf öffentliche Veran- [illegible] mit kaltem Was- [illegible] wurde, Jeder- [illegible], wie bei einem Feuer- [illegible] auch bei den [illegible] Hand an- [illegible] wenigstens [illegible] zu reiben und zu kneten; wenn bei Nacht Jemand in seinem Hause erkrankte, so wurde ein eigenes Zeichen gegeben, worauf eben so Hilfe herbei eilte; Niemand wagte es, allein die Stadt zu verlassen, weil er im Freien hilflos von der Krankheit befallen worden wäre. Wundern muß man sich auch, daß bei der Furchtbarkeit des Übels die Erfahrungen von Dellon, welcher bei den von ihm in Indien gesehenen Fällen der Cholera das von den Eingebornen damals angewendete Mittel, den callosen Theil der Fußsohle mit einem glühenden Nagel zu brennen, so wunderbar wirksam fand, gar nicht der Beachtung werth gehalten wurden, wie überhaupt auch die Moxa für diese Krankheit in der Kreuzgegend wol noch mehr als in dem gelben Fieber zu versuchen seyn möchte.

Mag auch diese Asien so eigenthümliche Krankheit wirklich in dieser Ausdehnung wieder auf Jahrhunderte verschwunden seyn, so bleibt ihr ganzer Hergang, ihre Verbreitungsweise, ihre doppelte Symptomenreihe und das Verhältniß der Krankheitserscheinungen zum Sectionsbefund für die gesammte Krankheitslehre doch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, und verdient gewiß von den eifrigen Verfechtern der Lokalentzündung, so wie von denen der Homöopathie wohl beherzigt zu werden!

(*Schnurrer.*)

Choleriker, s. Temperament.

CHOLET, Stadt im Bez. Beaupreau des franz. Dep. Mayenne Loire an der Moine (Br. 47° 10′ L. 16° 48′), hat 2 Kirchen, 1 Hospital, 750 Häus., 4709 Einw., die Leinewand (toiles de Cholet) und Taschentücher weben, und 1 Handelsgericht. Alle Sonnabende wird ein Markt für die Taschentücher und Cholettes, im Frühjahre ein ansehnlicher Viehmarkt gehalten. Im Vendeekriege hat die Stadt außerordentlich gelitten.

(*Hassel.*)

CHOLIDES. Käfersippschaft nach Schönherr aus der Familie der Rüsselkäfer mit langem Schnabel und gebrochenen Fühlern, durch die an der Wurzel von einander abstehenden Vorderbeine ausgezeichnet. (*Germar.*)

CHOLKOWSKOI, ein Kloster in der russischen Statthalterschaft Kursk, am Flusse Oskol, 1½ Meile von der Kreisstadt Nowoi-Oskol. Es liegt auf einem Kreideberge, der mit Wald bewachsen und oben nur 2 Fuß hoch mit schwarzer Erde bedeckt ist. Vor ungefähr 80 Jahren ließ der damalige Abt (oder Prior, russisch Igumen) in dem Berge Zellen, Gänge und Höhlen zu Begräbnißstellen graben, 40 Klafter lang, und ein Gewölbe zu einer Kirche, 2 Klaftern hoch und 5 lang. Das Gewölbe und die Pfeiler sind von Kreide ausgehauen und noch recht gut erhalten. Der Gesang hallt darin ungemein schön wieder. Die Kreidewände sind ganz weich und feucht und lassen sich gut bearbeiten.

(*J. C. Petri.*)

CHOLM, eine kleine, seit mehren Jahren wieder aufgehobene, ehemalige Kreisstadt in der pleskowschen Statthalterschaft Rußlands, an dem in den Ilmensee fallenden Lowat, 50 M. von St. Petersburg. (*J. C. Petri.*)

Cholmodara, s. Charmodaon, Th. XVI. S. 178.

CHOLMOGORI, Kolmogori (Cholmograd), Kreisstadt im G. Archangel (64° 35′ n. Br. und 56° 2′ östl. L.), auf einer 5 Werste langen und 2½ W. breiten

Dwinainsel. Nach Einigen ist dieser, schon im 11ten Jahrhunderte bekannte Stadtname aus Cholmů (kleine Hügel), deren sich auf der Insel mehre befinden, und Gorů (Berge), die sie zum Theil umgeben, nach Andern aus Cholm (finnisch: Insel) und Grad (Stadt) entstanden. Ihre alte Eintheilung in 5 Possaden hat die Stadt beibehalten; sie zählt 315 hölzerne Häuser, 151 Buden, 6 Kirchen, 1 Nonnenkloster, hat ihr Armenhaus, eine Volksschule und 1689 Einw. b. G., worunter 29 ansässige Kaufleute *). — Der Kreis ist 1,559,587 Deßj. groß, in 33 Wolasten getheilt und zählt nach der letzten Revision 15,429 Selen männl. und 16,906 weibl. Geschlechts, welche Ackerbau treiben und durch den Vieh- (cholmogor. Kälber) und den Handel mit gesalzenen Fischen nicht unbeträchtlich gewinnen. In diesem Kreise befindet sich ein Privatschiffswerft, welches 1700 von Peter d. G. mit einem Privilegium versehen worden **).

(*v. Wichmann.*)

Chololithen, s. Concretionen, animale u. Gallensteine.

CHOLOSTEARIN, Gallensteinfettwachs, (Cholesterine), Cholostearinium, ward von Fourcroy mit dem Wallrath und der Salzsäure der Leichen als Fettwachs aufgeführt. Poulletier de la Salle fand es aber, als einen eigenen Stoff, zuerst in den Gallenconcretionen der Rinder, später Fourcroy rc. auch in Leber- und Gallenblasensteinen bei Menschen, Chevreul in der Galle mehrer gesunden Thiere, Angelini, Henry u. Chevalier in Blasensteinen, Brechet in einer unter der Zunge liegenden Geschwulst, Caventou in einem Wangenabscesse, Leop. Gmelin in mancher Hydrocelen-Flüssigkeit, im Hirnfett und im Thierharne, so wie auf sehr verschiedenen, theils physiolog., theils patholog. anatom. Präparaten. Überhaupt dürfte es wol viel weiter im Thierkörper verbreitet seyn, als man gewöhnlich annimmt.

Durch Auflösen der Gallensteine rc. in heißem Wasser, Filtriren und Abkühlen erhält man es in weißen, stark glänzenden, durchsichtigen, blättrigen oder strahligen Krystallen, die zart, und wenig fett anzufühlen sind, auf dem Wasser schwimmen, in der Kälte geschmack- und geruchlos sind, während des Schmelzens aber bei 137° wie Wachs riechen, und, erkaltend, zu einer blättrig-strahligen Masse krystallisiren. Dem Thierfett sieht es nur außen ähnlich, ohne dahin zu gehören. In kaltem Weingeist löst es sich kaum, wol aber, nach Chevreul, in 9 bei 0,840 spec. Gew., und in 5,5 bei 0,816 spec. Gew. kochenden Weingeistes auf. Die Auflösung reagirt nicht sauer, und läßt beim Erkalten und beim Wasserzusatz das Fettwachs fallen. Warmer Äther löst es reichlicher, als kalter, Terpentinöl aber nur beim Kochen ein wenig davon auf. Auch Fettöle lösen es auf. Bei der trocknen Destillation kocht es, färbt sich erst gelb, dann braun, und liefert unter Zurücklassung von einer Spur Kohle ein Anfangs farbloses, dann röthlichgelbes, bei gewöhnlicher Temperatur flüssiges, Lackmus nicht röthendes, und doch kein Ammonium enthaltendes, öliges Destillat, das Chevreul für eine Auflösung von Gallensteinfettwachs in brenzl. Öl hält. Salpetersäure löst das Fettwachs unter Salpetergasbildung, zumal in der Wärme, leicht auf; beim Erkalten scheidet sich der größte Theil desselben, zu Gallensteinsäure (s. Cholostearinsäure) geworden, in Öltropfen ab. Nach Chevreul rc. verbindet es sich nicht mit Pottasche, aber nach Fourcroy und Boston bildet es damit Seife? —

In 100 Gew. Thlen. fand Gerard 72,01 Kohlenstoff, 21,33 Wasserstoff und 6,66 Sauerstoff.

Nach Thenard wird das Cholostearin entweder in der Leber erzeugt, und gleich darauf abgesondert, oder das Harz der Galle wird zu Gallenfettwachs (vgl. *Fourcroy* Syst. d. conn. chim. 10,55 u. 298. — Bostock in Gehlen's N. A. Journ. d. Ch. rc. VI, 650 ff. — Chevreul in den Annal. de Ch. 95,5, u. i. Annal. d. ch. et phys. 7,155. Leop. Gmelin in F. Tiedemanns rc. Zeitschrift f. Physiologie. Heidelb. 1824. I. 1. Caventou in Schweigger's Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1826. 3. S. 370 rc. Merkwürdige Krankheitsgesch. eines Gallensteinkranken, nebst d. chem. Anal. u. Abbild. dieser Gallensteine und des krystallisirten Cholostearins, von Fr. Leo u. Ad. Pleischl. Prag 1826. 8. —

(*Th. Schreger.*)

CHOLOSTEARINSÄURE (Gallensteinsäure, Gallenfettwachssäure), Acidum cholestearicum, eine von Pelletier und Caventou aus dem mit gleichviel concentr. Salpetersäure erhitzten Gallensteinfettwachs (s. vorher Cholostearin), erzeugte stickstofffreie Säure, die theils beim Erkalten der Flüssigkeit, theils beim Vermischen derselben mit Wasser niederfällt. Durch wiederholtes Auswaschen mit Wasser gereinigt, krystallisirt sie aus der weingeistigen Auflösung in weißen Nadeln, während sie in Masse pomeranzengelb erscheint. Ihr spec. Gewicht ist zwischen 0,800 und 1,000. Sie riecht, wie Butter, schmeckt kaum merklich stiptisch, röthet Lackmus, löst sich nur in sehr geringer Menge im Wasser auf, ohne Zersetzung aber in Salpetersäure, und schmilzt bei 58°. Trocken destillirt, gibt sie kohlensaur., und Kohlenwasserstoffgas, Öl und ziemlich viel Wasser, aber kein Ammonium. Stärkere Säuren scheinen sie nicht zu zersetzen.

Ihre Salze sind gefärbt, meist gelb oder roth; sie werden durch die meisten Säuren, außer der Kohlensäure, zersetzt: a) Cholostearinsaur. Ammonium, sieht bräunlich gelb aus, und zerfließt. b) Chol. Kali, bräunlichgelb, nicht krystallisirbar, zerfließlich, weder in Weingeist, noch in Äther löslich. Es schlägt die Kupferoxydulsalze olivengrün, das salpeters. Quecksilberoxydul schwarz, und das salzs. Quecksilberoxyd roth nieder. c) Chol. Natron. d) Chol. Baryt, durch Doppelaffinität entstanden, beim Fällen lebhaft, nach dem Trocknen düsterroth, geschmack- und geruchlos. Es ist sehr wenig in Wasser löslich, und enthält 36 Baryt gegen 64 Säure. e) Chol. Strontian, durch Doppelaffinität gebildet, pomeranzengelb. Es ist fast unauflöslich)

*) Bekannter wurde Cholm. in neuern Zeiten, als die russ. Großfürstin Anna mit ihrem Gemahl und ihren Kindern von der Kaiserin Elisabeth 1741 an diesen Ort verwiesen wurde, wo sie auch 1746 starb (vgl. d. Art. Anna Carlowna IV, 167.). Auch wurde hier der als Dichter berühmte, verstorbne Statsrath Lomonossow geboren. (*J. C. Petri.*)

**) *Natschertanie* istorii goroda Cholmogori, — v. W. Krestinin. Petersb. 1790. 4.

in Wasser, und enthält 28,3 Strontian auf 71,7 Säure. f) Chol. Kalk, in Wasser ein wenig löslich. g) Chol. Bittererde. h) Chol. Alaunerde, gebildet durch Vermischen des chol. Kali's mit Alaun, Anfangs schönroth, nach dem Trocknen dunkler von Farbe. i) Chol. Bleioxyd, durch Doppelaffinität entstanden, Anfangs dunkelziegelroth, nach dem Trocknen schmuzigroth. Es soll 73,66 Bleioxyd auf 26,34 Säure enthalten (?). k) Chol. Zinkoxyd, durch Doppelaffinität; schönroth, wenig in Wasser löslich. (*Th. Schreger.*)

CHOLOWA, ein Fluß in der russischen Statthalterschaft Nowgorod, welcher in dem Bezirke der Stadt Kreßtschu aus dem See Kadom fließt und nach einem Laufe von 13 Meilen in die Msta fällt. (*J. C. Petri.*)

CHOLTITZ, Herrschaft und Marktflecken mit Schloß, im chrudimer Kr. Böhmens, 2¼ Stunden von Chrudim. (*André.*)

CHOLULA (279° 26′ 27″ L. 19° 2′ 6″ Br.), Stadt in Mexiko, mit 16,000 Einw., meistens Mexikanern, die große Agavepflanzungen unterhalten. Dabei eine noch jetzt 172 Fuß hohe Pyramide von Stein, in Form eines mit Gras bewachsenen Hügels, ein aztekisches Denkmal; sie hat eine Basis von 1355 Fuß und auf der Plattform eine Liebfrauenkirche. (*Stein.*)

CHOLUS. Käfergattung aus der Sippschaft Cholides, durch rhombischen Umriß des Körpers, an der Spitze plattgedrückten Rüssel und mit einem wagerechten Sporn versehene Schienen ausgezeichnet. Es gehören dahin Cholus albicinctus und geometricus *Germ.*, Rhynchaenus annulatus et Rana *Fabr.* (*Germar.*)

CHOLZEN, nebst Bila und Choczeneck, herrschaftl. Schloß und Markt mit Pfarre, am Adlerflüßchen, im chrudimer Kr. Böhmens, 1¼ Stunde von Hohenmauth. (*André.*)

CHOMEL, eine bekannte Schriftsteller-Familie in Frankreich. Der erste, Noël Chomel, Geistlicher zu Lyon (geb. 1632 † 1712) schrieb ein Dictionnaire économique. Lyon. 1709. vol. 1. 2. fol., eine Compilation, die aber für nützlich gehalten, mehrmals aufgelegt und übersetzt worden. Sein Neffe, Peter Joh. Baptiste, (geb. 1671 † 1740) hatte sich mit Erfolg auf die Pflanzenkunde gelegt, und besonders Auvergne mehrmals durchforscht, von dessen Flor er einige Beiträge in den Mémoires de l'acad. de Paris, A. 1705. 1706. bekannt machte. Späterhin ward er Arzt in Paris, und gab ein bekanntes Werk: Histoire des plantes usuelles, vol. 1—3. Paris. 1712—1725. heraus, welches noch 1810 wieder aufgelegt ist. Sein Sohn, Joh. Bapt. Ludw. war auch Arzt in Paris († 1765) und ist der Vf. des sehr interessanten und aus den Quellen geschöpften Essai historique sur la médecine en France. Paris. 1762. 12. (*Sprengel.*)

CHOMELIA *Jacq.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 4ten Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch. Röhrige Corolle, mit 4theiligem Saum. Gespaltenes Pistill. Zweisamige Steinfrucht. Zu den zwei bekannten Arten: Ch. spinosa Jacq. und *fasciculata* Sw., kommt noch Scolosanthus versicolor *Vahl* als dritte Art. Alle drei wachsen in Westindien. (*Sprengel.*)

CHOMERAC, Marktfl. im Bez. Privas des franz. Dep. Ardèche mit 1672 Einwohnern, die Seidenweberei unterhalten. (*Hassel.*)

CHOMPRÉ, (Pierre) Dieser Gelehrte, geb. zu Narcy bei Chalons an der Marne, gest. zu Paris, wo er eine blühende Lehranstalt unterhielt, am 18. Jul. 1760 im 62. J. s. A., hat sich durch mehre, insonderheit für die Jugend bestimmten, zum Theil oft aufgelegten und außer Frankreich nachgedruckten Schriften rühmlich bekannt gemacht. Von seinem oft aufgelegten Dictionnaire de la Fable (zuerst Paris 1727. 12.), besorgte noch Millin (1801) eine neue, fast gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Eben so erschien von seinem zuerst 1755 herausgegebenen Dictionnaire abrégé de la Bible noch 1806 eine neue sehr vermehrte Ausgabe von Petitot. Die Introduction à la langue latine (1753) wurde nachher von seinem Bruder Etienne Martin Ch. neu herausgegeben. Diesem Werkchen folgten eine Méthode d'enseigner à lire, und ein Vocabulaire universel latin.-françois.1754. Vorzüglich oft sind seine selecta sermonis latini exemplaria aufgelegt worden (auch von dem obgedachten Bruder); weniger Beifall fand die von ihm selbst davon gelieferte Übersetzung. Seine früher gelieferten Lebensbeschreibungen des Konsuls Brutus und des Philosophen Kallisthenes wurden sehr bald vergessen. — Außer den hier schon gedachten Arbeiten lieferte sein Bruder Etienne Martin Ch., geb. zu Paris 1701. und gest. 1784, der, gleich jenem eine Lehranstalt unterhielt, als eine Ergänzung des mythol. Lexikons seines Bruders Apologues, ou réflexions morales sur les attributs de la Fable (1764. 1766. 12.) ein Recueil de Fables (1779. 8.), eine Table des matières de l'histoire des Voyages des Abbé Prévost, ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, und eine französische, lat. und griech. Grammatik für *Batteux* Cours d'études pour l'école militaire *). (*H.*)

Chondi, s. Konda.

CHONDRACHNE R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cypereen und der ersten Linné'schen Klasse. Char. Knorpelige Schuppen bilden eine Ähre, unter jeder Schuppe kommt eine vielblüthige Ähre mit büschelförmig stehenden Spreublättchen hervor, von denen die im Umfang die Antheren, das mittlere aber das gespaltene Pistill enthält. Die einzige bekannte Art Ch. *articulata* R. Br., wächst in Neuholland. (*Sprengel.*)

CHONDRIA *Agardh*, eine Algen-Gattung von knorpeligem Gewebe, mit doppelten Früchten, die einen sind birnförmige Kapseln, die andern ins Laub eingebettete Körner. Fucus tenuissimus *Turn.*, dasyphyllus *Woodw.*, obtusus, ovalis und pinnatifidus *Huds.* gehören dahin. (*Sprengel.*)

CHONDRILLA *L.*, eine Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der 19ten Klasse, welche die Cichoreen genannt werden. Char. Einfacher, viertheiliger, an der Basis mit einem Paar Schuppen versehener Kelch. Nackter Fruchtboden. Die Samenkrone besteht in Spreu-

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (von Noël und Delaulnaye).

blättchen, in deren Mitte eine langgestielte Haarkrone steht. Im Syst. veg. III, 675. sind 5 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

Chondrodendron R. et P., s. Menispermum.

CHONDROPTERYGII. Eine Abtheilung von Fischen, welche zuerst von Artedi eingeführt wurde, der darunter die Fische mit knorpeligen Flossenstrahlen (was auch der Name sagt) begriff, nämlich die Gattungen: Petromyzon, Squalus Acipenser, Raja. In demselben Sinne gebraucht es Linné in den frühern und letzten Ausgaben seines Systems, wo nur noch die neuere Gattung Chimaera hinzugezogen ist: und eben in derselben Ausdehnung ganz neuerlich Cuvier, wo noch die Gattung Gastrobranchus sich hinzugesellt, so daß diese Abtheilung also die Dumerilschen Familien Cyclostomi und Plagiostomi ganz, und aus den Familien Schismopnei und Eleutheropomi die zwei andern Gattungen in sich faßt. Unter den genannten Namen, und unter Fisch findet man das Nähere. (*Lichtenstein.*)

CHONDROSIUM *Dav.*, eine Grasgattung, die mit Atheropogon *Mühl.* zusammen fällt. (*Sprengel.*)

CHONDRUS *Lyngb.*, eine Algen-Gattung mit flachem, ästigem, rothem Laube, und halbkugelichten Hökkern an der Spitze desselben. Fucus crispus, norvegicus, rubens *L.*, laceratus *Gmel.* gehören dazu. Agardh zieht diese Gattung mit seinem Sphaerococcus zusammen. (*Sprengel.*)

CHONE, eine Stadt in Großgriechenland, vielleicht dieselbe mit Krimissa (Crimisa) und so benannt von den Chones, als den ursprünglichen Einwohnern des Landes. Es hatte seine Lage zwischen Thurium und Kroton, bei dem Promont. Crimisa (Capo d'Alici); und, wenn es nicht bloß durch den Namen von Crimisa verschieden ist: so lag dieses in der Ebene, und jenes auf einer Anhöhe darüber, da wo jetzt das Städtchen Ciro steht. Die Chones oder Choni waren vermuthlich ein zu den Önotrern und Opikern gehöriges Volk, welches einen Theil Lukaniens, etwa das heutige Calabria citeriore, bewohnte. Dort fanden es die späteren griechischen Einwanderer und nannten die Gegend Chone und Chonia. Die Chones spielten eine Rolle in den Angelegenheiten der griechischen Städte Siris und Kroton und unterlagen späterhin den Samnitern *). (*W. Müller.*)

Chonio, s. Onias.

Chonos, Archipel, s. Chiloë, Th. XVI, 342.

Chonte Fu, s. Tschonte Fu.

CHOPER, ein beträchtlicher Nebenfluß des Don. Er hat seine Quelle in dem Gouvernement Pensa, nicht weit von der Gränze der saratowschen Statthalterschaft im europäischen Rußland, in einer morastigen Gegend, fließt durch den serdobschen, balaschewschen und choperskischen Kreis, hat zu beiden Seiten schöne und große Wiesen, Waldungen von Laubholz und vieles gutes Akkerland, und fällt bei der kosakschen Stawitze (Dorfe) Ust-Choperskaja in den Don. Er nimmt von beiden Seiten viele andere Flüsse auf, von welchen einige ziemlich groß sind, als die Serdoba, welche 12 Meilen weit durch Länder von ähnlicher Beschaffenheit fließt, den Kolütley, Mitkürey, Arkadak, die Sawalla u. a. m. Diese Flüsse sowol als der Choper sind größten Theils mit kleinen Kolonien besetzt. In dem choperskischen Kreise, besonders nach dem Eintritt der Worona in denselben, wird er bei dem Frühjahrswasser schiffbar, oberhalb der Worona aber machen ihn mehre Mühlen und darein gefallene große Bäume unschiffbar. Er ist überaus reich an Fischen, vornehmlich an Hechten und Kautbarsen. An seinen Ufern wachsen viele Linden, Espen, Sahlweiden, Zwergulmen, am meisten Eichen. (*J. C. Petri.*)

CHOPERSK, ehemalige Kreisstadt der russischen Statthalterschaft Saratow (51° 38′ n. Br.), vordem die Neu-Choperskische Festung genannt, am Choper, 51 Meilen von Saratow, mit 300 Häusern und etwa 1700 Bewohnern, welche meistens Landwirthschaft treiben. Es ist hier ein Schiffswerft für das schwarze Meer und nahe bei der Stadt eine Maulbeerpflanzung. Die Festung ist ein regelmäßiges Viereck, und hat einen Wall mit Bastionen und einen Graben ohne Brustwehr. Sie hat ein Kommandantenhaus, ein Pulver- u. Branntweinmagazin, ein Rentamt und ein Gerichtshaus. Vor der Festung stehen Kaufläden, die steinerne Kathedralkirche, das Rathhaus und ein Salzmagazin, umher die Bürgerhäuser. (*J. C. Petri.*)

CHOPIN (René), geb. zu Bailleul bei la Fleche, 1537, ein sehr gelehrter und scharfsinniger Jurist, verließ die mit Glück betretene Laufbahn eines Advokaten, um sich einzig mit der Schriftstellerei zu beschäftigen. Seine Werke über die Domänen und kirchliche Polizei bewogen den König Heinrich III. ihn zu adeln, doch blieb er Anhänger der Ligue. Der Einzug Heinrichs IV. zog seiner gleich gesinnten Frau den Verlust ihres Verstandes, ihm die Verweisung zu. Doch wurde er nachher zurückgerufen, und wußte sich so gut in die Umstände zu schicken, daß er eine Lobschrift auf Heinrich IV. drucken ließ und diesem Könige sein Werk über die Rechtsgewohnheiten der Stadt Paris widmete. Er starb zu Paris am 2. Febr. 1606 unter den Händen eines Wundarztes, der an ihm den Steinschnitt versuchte. Seine obgedachten Werke, wozu noch eines über die Rechtsgewohnheiten von Anjou gehört, alle in lateinischer Sprache abgefaßt, sind mit einer französischen Übersetzung von Tournet 1663 in 6 Foliobänden gesammelt. Sein während des Lebens des Verfassers dreimal aufgelegtes Werk de privilegiis rusticorum, zeichnet sich durch tiefe Untersuchungen und Entscheidungen aus *). (*H.*)

CHOR, vom griechischen Worte χορὸς [1]) abstammend, heißt zunächst I) jedes Musikstück, in welchem viele Personen eine und dieselbe Singstimme gemeinschaftlich absingen. Wenn z. B. bei einer vierstimmigen Vokalkomposition eine Person die erste Stimme, eine andere

*) S. *Arist.* de Rep. VII, 10. *Strabo* VI, 390. Vgl. Mannert Geogr. v. Ital. II. S. 98 u. 214.

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (von Bernardi).

1) Dessen eigentliche Bedeutung ist: ein Kreis; diese ist hauptsächlich angewendet auf den Tanz, daher: Rundtanz; dann Tanz überhaupt, der aber allezeit mit Gesang verbunden war. Davon wieder: Kreis von Tänzern und Sängern. (*M.*)

die zweite absingt u. s. w.: so wird sie auf diese Art als Singquartett aufgeführt; wird aber jede Stimme mit mehren Sängern besetzt: so erscheint das Tonstück als Chor, mit welchem Namen man denn auch die Gesammtheit der Chorsänger zu bezeichnen pflegt.

In Ansehung der Komposition, wird der Chor bald mehr-, bald wenigerstimmig gehalten, bald für diese, bald für jene Art von Singstimmen. So hat man z. B. nicht bloß Chöre für die gewöhnlichen vier Hauptarten von Singstimmen (Soprane, Alte, Tenore und Bässe), sondern auch für mehre, oder wenigere Stimmen, — auch bloß für Männerstimmen, ohne weibliche, oder allein für weibliche, — auch doppel- und dreifache Chöre, wo die Singstimmen, in zwei oder drei Chöre abgetheilt, sich bald chorweise ablösen und antworten, bald auch wieder in Eins zusammen greifen u. s. w. [2]).

Der Chor wird bald mit Instrumentalbegleitung, bald als bloßer reiner Vokalchor gesetzt, und vermag in jeder dieser Gestalten die größten Wirkungen zu erzeugen. Was den Chor in Verbindung mit Instrumentalbegleitung betrifft, so geht es wol aus der Natur der Sache hervor, daß dabei die Begleitung als dem Gesange untergeordnet, und letzterer als hervortretende Hauptsache behandelt werden sollte, sowol in Ansehung der Besetzung (s. Besetzung Th. IX. S. 284 fg.) als der Instrumentirung (s. Begleitung Th. VIII. S. 349 fgg.), so daß, wenn gleich der Instrumentalpartie ein größerer Reichthum an melodischen Figuren, welchen sie, vermöge ihrer leichteren Beweglichkeit, eher vertragen, verliehen wird, diese doch nur, als der Empfindung homogene und den Ausdruck unterstützende, immer aber untergeordnete Zierrathe, den Chorgesang, als Hauptsache, bloß umspielen, schmücken und heben sollen. — (Eine eigene bisher unerhört gewesene Verbindung des Chores mit der Symphonie hat neuerlich Beethoven in seiner Symphonie Op. 125, auszuführen gewagt).

Es ist einleuchtend, daß ein Chor, indem er mehr in Massen, im Gegensatze der im Sologesange mehr hervortretenden Individualität, wirkt, eben darum auch weniger fein detaillirte Züge, und, weil er von vielen Personen zugleich gesungen werden soll, auch nur möglichst wenig Schwierigkeiten in Ansehung der Ausführbarkeit der Stimmen, verträgt, weßhalb zärtere und feinere Züge, da wo sie in einen Chor eingewebt werden sollen, am füglichsten und wirkungsvollsten durch Zwischensätze von Solostimmen, entweder während der Pausen des Chores, oder auch während des Chorgesanges selbst und gleichsam über den untergeordneteren Tönen des Chores einherschwebend und hervorglänzend, ausgesprochen werden, wie dieß denn eben auch in Arien und Duetten, Terzetten u. s. w. mit eingeflochtenen Chören, oft mit der glücklichsten Wirkung, zu erscheinen pflegt.

Was die poetische Grundidee des Chorsingens an sich selber betrifft, so scheinen folgende Betrachtungen aus der Natur der Sache hervorzugehen. Sofern schon in jedem mehrstimmigen Gesangstücke, worin mehre Stimmen einen und denselben Text singen, vorzüglich aber beim Chore, mehre Personen, Eines und dasselbe, zu gleicher Zeit, und mit eben denselben Worten, gleichsam mit Einem Munde aussprechend, erscheinen, so ergibt sich hieraus von selbst, daß diese Worte, so viel möglich, nur solche seyn müssen, von welchen es füglich anzunehmen ist, daß die Personen, welche man sich unter dem singenden Personal vorstellt, sie unter den gegebenen Umständen so einmündig aussprechen würden. Wollte man dieses freilich ganz strenge nehmen, so würde sich nicht leicht ein völlig zum Chorgesange passender Text finden lassen, indem von mehren, wenn auch ganz von einer und derselben Empfindung beselten Personen, doch sicher nicht Alle diese Empfindung ganz auf gleiche Weise und mit denselben Worten u. s. w. auszusprechen pflegen, und dieser rigorosen Ansicht zu Folge würde dann für Chorgesänge fast kein anderer Text übrig bleiben, als welchen etwa ein Vorsänger dem Chore vorsagte und dieser ihm nachspräche oder nachsänge (etwa wie z. B. beim Rundgesange) — oder außerdem höchstens nur ganz einfache Ausrufungen, wie z. B. Ach! Weh! Heil dir! Willkommen! u. dgl. — Indessen darf man sich in die, durch diese gar zu strenge Ansicht angedeuteten Gränzen, wol schon darum nicht einengen lassen, weil die Natur eines Kunstwerkes, als eines in sich selbst der prosaischen Wirklichkeit entrückten und mehr idealen Gebildes, auch die Annahme größerer idealer Übereinstimmung der Empfindungsweise rechtfertigt, und eine mehr als alltägliche Übereinstimmung der Art, solche gemeinsame Empfindung auszusprechen, vorauszusetzen und zu fingiren erlaubt.

Ist dieses, aus den angeführten Gründen, selbst dem Opernchore erlaubt, welcher, vor den Augen des Zuschauers und Zuhörers auf der Bühne, als wirklich aus mehren Individuen bestehend, leibhaftig erscheint, so ist es vollends noch unbedenklicher da, wo man sich den Chor nicht nothwendig als eine Anzahl von verschiedenen Personen vorstellen muß, sondern ihn gewisser Maßen als Eine ideale Person bildend denken kann, wie in der Cantate, oder im Oratorium, oder überhaupt als eine Gesammtheit von höheren Wesen, von Engeln, Geistern, oder sonst durch höhern Einfluß inspirirten Wesen, bei welchen allen es noch leichter ist und noch näher liegt, sich eine völlige Übereinstimmung der Ideen und Worte zu denken.

Jedenfalls versteht sich doch von selbst, daß der Dichter dem Chore nur möglichst unverkünstelte Ausdrücke, ohne allzu lange oder gar allzu verwickelte Phrasen, in den Mund legen darf, und ihn überall, und zumal in der Oper, nur da eintreten lassen soll, wo sein Mitsprechen und Mithandeln nicht allein die Wirkung des Mo-

---

2) Ganz wunderlich wird in Kochs musikal. Lex. Artik. Chor, gelehrt, ein Chor sei allemal wenigstens drei — und höchstens vierstimmig, er sei „ein Singstück, in welchem eine Empfindung, in welche viele Menschen" (?) „zugleich versetzt sind, durch drei oder vier mehrfach besetzte Stimmen ausgedrückt wird," eine Behauptung, die natürlich weder einen vernünftigen Grund, noch die Erfahrung für sich hat. Man erinnere sich nur der zweistimmigen Chöre der Priesterinnen in Glucks Iphigenia, des zweistimmigen Männerchores: „das klinget so herrlich" in der Zauberflöte, und so vieler fünf-, sechs-, acht- und mehrstimmiger Chöre unserer Kirchen-Komponisten! — Auch der gewöhnliche Kirchengesang der Kirchengemeinen, wo die ganze Gemeine einklängig Eine und dieselbe Weise singt, ist eine bloß einstimmige Gattung von Chorgesang, von welcher im Art. Choral eigens gehandelt wird.

mentes zweckgemäß hebt, sondern überhaupt auch in den Fortgang des Ganzen wirksam und fördernd eingreift. Nichts tödtet und stumpft mehr die Theilnahme ab, als die dramatische Handlung still stehen, und auf den Bretern lange Reihen von Choristen, müßig stehend, beliebige Phrasen absingen zu hören! wogegen freilich, auf der andern Seite, auch die entgegengesetzte Klippe zu vermeiden ist, dem Chore doch auch nicht allzu viele Handlung zuzutheilen, zumal solche, welche mimisches Spiel fodert, weil dergleichen den, in der Regel nur sehr wenig artistisch gebildeten Chorsängern, gar zu leicht mißräth, und dann ungeschickt und lächerlich ausfällt. (Auf den griechischen und römischen Bühnen war der Chor sogar bloß betrachtend und in der Regel gar nicht handelnd: was aber wenigstens uns Modernen jetzt wol etwas langweilig vorkommen möchte)!

II) Mit dem Namen Chor bezeichnet man nicht selten auch das zum Chorsingen bestimmte Lokal, namentlich z. B. in der Kirche den Raum nächst um den Hochaltar, wo die sogenannten Chorherrn sitzen oder saßen, oder nächst der Orgel, wo die Kirchenmusik aufgeführt und im Chor gesungen wird, woher der Name Orgelchor.

III) Figürlich wird der Name Chor auch auf Instrumente angewendet, in welchem Sinne man denn von den Instrumentalchören spricht. So wird z. B. in der Orchestersprache die Gesammtheit der Blasinstrumente der Chor der Blasinstrumente genannt, und auch wol dieser etwa noch weiter abgetheilt in den Chor der Blechinstrumente, und den der übrigen. Eben so wird im Orchester das sogenannte Bogenquartett (s. d. Art. XI, 305.), im Gegensatze der Blasinstrumente, auch der Chor der Bogeninstrumente geheißen, und so wird überhaupt und überall da, wo eine Partie von Instrumenten als eigens zusammenwirkend und von einer anderen Partie gleichsam abgesondert und ihr gegenüberstehend, betrachtet oder behandelt wird, jede solche Partie figürlich ein Chor, und solche Behandlungsweise chörige oder chorweise Behandlung oder Benutzung der Instrumente genannt.

IV) Ferner wird der Name Chor auch in Ansehung der Besaitung der Saiteninstrumente gebraucht, indem man ein solches Instrument, je nachdem es einfach, doppelt oder dreifach u. s. w. bezogen oder besaitet ist, so daß z. B. auf dem Fortepiano jede Taste zwei-, oder drei-, einklängig (zuweilen, wiewol selten, auch in Oktaven) gestimmte Saiten anschlägt, ein-, zwei- oder dreichörig nennt (eine Bedeutung, welche sich dadurch rechtfertigt, daß das lateinische Wort Chorus auch überhaupt jede Anzahl mehrer gleichartiger Dinge bedeutet, und in diesem Sinne also auch die mehren zu Einem und demselben Tone gehörigen Saiten ein Chor geheißen werden können). Neuerlich fängt man an, die Flügelpianoforte sogar vierchörig zu beziehen. — Außer den Clavierinstrumenten sind aber andere mehrchörig besaitete Instrumente, Lauten, Mandoren, Zithern, Mandolinen u. a. m. nicht mehr gebräuchlich.

V) Analog dem eben erwähnten Sprachgebrauche, werden auch auf Orgeln die mehren auf einer und derselben Taste ansprechenden Pfeifen der gemischten Register oder Mixturen, füglich ein Pfeifenchor, und also eine dreifache, vierfache Mixtur, drei-, vierchörig genannt. — In einem weiteren Sinne könnte man auch sämmtliche Pfeifen aller Orgelregister, welche durch das Anschlagen Einer Taste zur Ansprache gebracht werden können, den Pfeifenchor dieser Taste, und überhaupt eine Orgel zehen-, zwanzig-, vierzigchörig nennen, je nachdem sie so viele Pfeifen oder Register hat, daß, beim Spiele mit vollem Werke, mit jeder Taste zehn, zwanzig oder vierzig Pfeifen ertönen.

VI) Chorus war, nach Prätorius [3]) auch der Name eines jetzt veralteten Blasinstrumentes, von welchem am angef. Orte eine Abbildung zu sehen. (*Gtfr. Weber.*)

Chor, in der Trag., s. am Ende des Buchst. C.

CHORAGUS. Kirby *) beschreibt einen kleinen, braunen, schwach behaarten, walzenförmigen Käfer, mit fadenförmigen, an der Spitze mit drei größern, dickern Gliedern versehenen Fühlern, und viergliedrigen Tarsen, unter dem Namen Choragus *Sheppardi*. Er wurde in England bei Offton in Suffolk gefunden und vermag zu hüpfen, scheint aber kaum hinreichend von Cis verschieden. (*Germar.*)

CHORAL. Unter dem Worte Choralgesang, franz. Plain-chant, versteht man zunächst denjenigen kirchlichen Chorgesang, wo eine höchst einfache Melodie von der gesammten Kirchengemeine (oder etwa auch von einem Chore von Priestern, Chorgeistlichen, Chorherrn, oder auch so genannten Chorknaben, Choralisten u. dgl.) einstimmig, nur gewöhnlich unter Begleitung der Orgel, abgesungen wird. Eine, zu solchem einklängigen Absingen, bestimmte Weise oder Melodie, heißt eine Choralmelodie, oder auch ein Choral. Eine solche kann, ihrer Bestimmung gemäß, freilich nur höchst einfach seyn, und daher meist nur aus lauter langen Noten, gleicher, oder doch nur wenig verschiedener Geltung oder Dauer, bestehen; und so wie diese große Einfalt, und Ein- und Gleichförmigkeit eine charakteristische Eigenschaft des Chorals ist: so wird oft auch eine andere, in solch einfachem Stile gehaltene, wenn auch nicht gerade zu solchem Kirchengesange bestimmte Melodie, ein Choral, oder wenigstens choralmäßig genannt. Auch werden die zum einstimmigen Kirchengesange bestimmten Choralmelodien zuweilen mehrstimmig ausgesetzt, und heißen dann zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmige Chorale. Man hat auch vorgeschlagen, und sogar wirkliche Versuche gemacht, solche vierstimmig ausgesetzte Chorale von einer ganzen Kirchengemeine vierstimmig absingen zu lassen; allein es ist wol kaum denkbar, daß eine zum unverhältnißmäßig größten Theile aus ganz unmusikalischen Individuen bestehende Volksmasse dazu dressirt werden könne, mehre Mittelstimmen ohne derbe Unrichtigkeiten, zu geschweigen gehörig und gut, einzulernen und festzuhalten. Schon darum also, anderer Übelstände solcher musikalischen Dressur in Masse nicht zu gedenken, ist die bisher gewöhnliche Art den Choral aufzuführen sicherlich die vernünftigste und zweckmäßigste, nämlich so, daß die sämmt-

3) Syntagm. mus. T. 2 Tab. 32.
*) Transact. of the Linn. Soc. Vol. XII. p. 448.

lichen Individuen der Gemeine, einstimmig, nur die Choralmelodie (je nach dem Umfange ihrer Stimme, in höherer, oder tieferer Oktave), absingen, indeß zu solchem festen Gesange (cantus firmus) die begleitende Orgel eine, je nach Umständen, Bedürfniß und Fähigkeit, drei-, vier-, oder mehrstimmige Begleitung ausführt. In der That kann auch gerade diese Art der Ausführung die größte, und wirklich oft gewaltige Wirkung erzeugen, welche nicht leicht irgend in einer anderen Musikgattung erreichbar ist, indem es schwerlich unter anderen Umständen zu Gebote steht, die gewaltige Masse und durchdringende Kraft so vieler, zu Einer Stimme vereinigter Personen zu benutzen.

Freilich liegt in solchem durchgängigen Zusammensingen einer ganzen Masse wenig Abwechselung und Schattirung, und die Einförmigkeit wird noch dadurch erhöht, daß gewöhnlich mehre, ja viele Strophen Eines Liedes über die, sich also vielmal wiederholende, nämliche Melodie abgesungen werden. Allein es kann diesem Übelstande der Organist schon dadurch zum Theil abhelfen, daß er seine Begleitung bei jeder Wiederholung des cantus firmus variirt, theils durch veränderte Figurirung seiner Begleitungsstimmen, theils auch durch abwechselndes Unterlegen anderer Harmonien und Harmonienfolgen, durch mannichfaltiges Registriren u. dgl. m. Die Kunst, auf solche Weise einen Choralgesang gut, zweckmäßig, schön, wirkungsvoll, und möglichst mannichfaltig abwechselnd, zu begleiten, ist nun allerdings eine der wichtigsten Aufgaben des Organisten, und die kunstreichsten Tonsetzer, zumal ältere, haben sich, mit dem größten Ernste und mit warmer Liebe, an solchen Aufgaben versucht.

Noch eine andere, bei weitem wirkungsvollere Abwechselung würde es aber gewähren, wenn man den strophenweisen Choralgesang in der Art gleichsam als Wechselgesang behandeln wollte, daß alle Mal abwechselnd Eine Strophe in der vorerwähnten Art von der gesammten Gemeine, in ganz kunstlos einstimmigem Gesange, und unter kräftiger und beliebige Energie und Reichthum der Harmonie entwickelnder, auch nach Bedürfniß und Schicklichkeit jedes Mal beliebig variirter, Begleitung der Orgel, abgesungen, die folgende aber von einem kleineren, musikalisch gebildeten, drei-, vier-, oder mehrstimmigen Chore, oder auch von Solostimmen, mit nur leiser Orgelbegleitung oder auch wol ganz ohne solche, vorgetragen würde. Es bedarf wol keiner Anpreisung, wie sehr auf diese Weise, die Wirkung einer jeden Strophe durch die der vorhergehenden und folgenden gehoben, — und wie wohlthätig, bei sinniger Anwendung und Anpassung solchen Wechselsingens auf die jedesmalige Bedeutung des kirchlichen Ritus, durch das Einflechten solchen kunstmäßigern Gesanges, auch auf den Sinn der Gemeine selbst gewirkt werden könnte [1]). Es möchte wol wenig Gemeinen geben, in welchen es unausführbar wäre, eine Anzahl von Personen zur Ausführung des erwähnten kleineren Chores einzuüben.

Es ha[illegible] die Tonsetzer für die harmonische Behandlung des Chorals mehre eigen[e] Regeln, als Gesetze des Choralstils aufgestell[t]. Es sollen nämlich außer den Gesetzen für den Kirchenstil überhaupt [2]), für den Choral insbesondere noch gewisse eigene, ganz besondere Regeln zu beobachten seyn. Es ist aber schwer, dieselben in einem zusammenhängenden Vortrage darzustellen, da sie durchgängig auf willkürlicher Annahme beruhen, und daher auch noch niemals in einem zusammenhängenden Systeme aufgestellt, sondern fast immer nur als stückweise Behauptungen, bald da, bald dort hingeworfen, in Lehrbüchern, Kritiken und Streitschriften, zum Vorscheine kommen. Auch Vogler, welcher eine eigene Schrift mit dem Titel: Choralsystem herausgegeben, stellt darin nirgend diese, bei der Behandlung des Chorals eigenthümlichen Regeln zu einem theoretisch geordneten Lehrgebäude zusammen, sondern wirft nur, bald da bald dort, ein Gebot oder Verbot gleichsam als Postulat hin, hauptsächlich um seinen beneideten Rivalen, Seb. Bach, der Übertretung desselben zu beschuldigen.

1) Sollen, bei der Behandlung der Chorale, deren mehre aus uralten Zeiten herrühren, und die Spuren und außerordentlichen Schönheiten der antiken griechischen und anderen so genannten Tonarten noch unverkennbar an sich tragen sollen, diese antiken Tonarten respektirt, und denselben gemäß modulirt werden. Was diese Vorschrift im Allgemeinen betrifft, so darf ich mich hier wol auf Dasjenige beziehen, was am betreffenden Orte über diese antiken, sogenannten Tonarten Eignes gesagt wird, und namentlich auch auf meine Theorie der Tonsetzkunst neueste Aufl. 4. Bd. §. 579. u. f. — Zum Theil als Folge der vorstehend erwähnten Regel, sollen, nach Vogler und Andern, für den Choral folgende weitere Vorschriften gelten. Es soll nämlich:

2) jede Choralbegleitung mit der Dreiklang-Harmonie des ersten Tones der Melodie angefangen werden, so daß derjenige Ton, mit welchem die ganze Weise oder auch nur eine neue Verszeile anfängt, immer als Grundton der ersten Harmonie erscheine; wenn also die Melodie, z. B. mit dem Tone e anfange, so dürfe dazu kein anderer Akkord gegriffen werden, als der E- oder e-dreiklang, — (ein Gesetz) dessen Giltigkeit Vogler [3]) selbst in den der genannten Schrift beigefügten Mustern, widerlegt.

3) Die Endnote eines Verses dürfe nie als Terz der Harmonie erscheinen (wenn also z. B. die letzte Note eines Verses z. B. e sei, so dürfe zu diesem e nicht die C-Dreiklang-Harmonie gegriffen werden, weil in dieser der Ton e die Terz wäre, sondern etwa der E-Dreiklang, in welchem der Ton e als Grundnote erscheine — oder der A-Dreiklang, zu welchem e als Quinte gehört; oder, mit Voglers eigenen Worten [4]): „so unterscheidet sich doch die echte Behandlung des Chorals himmelweit von der gewöhnlichen musikalischen Tonfolge:

---

1) [illegible] 1. Bd. Heft 8. S. 247 — 260.

2) Da dem Kirchenstil ein eigener Artikel gewidmet werden soll, wird hier vorläufig auf die Erörterung im 3ten Bande der Zeitschrift Cäcilia (Heft 11) S. 173 bis 204 verwiesen. 3) Tab II. in Nr. 2, Tab. III. in dem Musterchoral lydischer Tonart, dann in Nr. 152, 153, 312, 412, und vielen a. m. 4) Choralsystem S. 42.

1) Dadurch, daß der letzte Ton einer Choralmeinung oder Vers nie die achte oder fünfte, nie (durch Druckfehler: nur) die dritte zum Hauptklang werden darf[5])." — Daß Vogler selbst, in eben diesem Werke, mehre Male diese Regel nicht beachtet, z. B. auf der dort beigefügten Notentafel III. am Ende des zweiten Taktes, und in dem als weitere Notentafeln beigefügten Abdrucke des Voglerschen so genannten schwedischen Choralbuches, im Chorale Nr. 157 beim ersten Ruhepunkte, und in Nr. 167 beim zweiten, so wie auch gleich auf der ersten Blattseite seines Bußpsalmen aus a-moll, u. a. m. erwähne ich ebenfalls nur beiläufig.

4) Als weitere Regel findet man am angef. O. die Behauptung aufgestellt, es dürfe im Choral gar keine Hauptvierklangs-Harmonie, keine Hauptseptime (keine Unterhaltungssiebente, wie Vogler sie nennt), gebraucht werden (welche Regel aber ebenfalls von Vogler selbst, in eben demselben Werke, worin er sie aufstellt, mehrfältig durch die That widerlegt wird, z. B. in den Notenbeispielen Tab. IV. in der Verbesserung der äolischen Tonart Takt 11, und der Verbesserung des ionischen Chorals Takt 6, auch Tab. II. in der Verbesserung T. 11. u. a. m. Vgl. ebend. S. 97).

5) Es soll ferner im Choral verboten seyn, zwei Stimmen in Terzen mit einander fortschreiten zu lassen (eine Regel, deren Giltigkeit Vogler ebenfalls wieder vielfältig durch die That widerlegt, z. B. im Choral Nr. 38, Takt 1, 2, 3, — Nr. 53, T. 1, 2, 3, 4, Nr. 67, T. 7, — Nr. 152, T. 1, Nr. 153, T. 2, 3, 4, u. a. m.). Diese und noch mehre andere Gebote und Verbote ähnlichen Schlages findet man, bald in diesem bald in jenem Buche, einzeln hingeworfen und als Gesetz aufgestellt; allein einen bündigen, vernünftig befriedigenden Grund zu irgend einem derselben sucht man überall vergebens; denn soll man etwa das für einen solchen annehmen, wenn uns z. B. Vogler für die oben, unter 2 u. 3, erwähnten Vorschriften, als Grund anführt: das folge nothwendig aus der in den alten Tonarten vorwaltenden Herrschaft der Melodie? — (wie und warum folgt denn das aus dieser angeblichen Herrschaft? und wie und warum folgt es daraus gerade und nur gerade am Anfang und Ende jeder Textzeile??) — oder wenn er uns als guten Grund für Nr. 4. die Behauptung hinwirft, die sogenannte Unterhaltungssiebente habe einen hochfahrenden, aufbrausenden, wollüstigen und darum dem Choral, so wie überhaupt den antiken Tonarten unanständigen Charakter (—?—) Wer kann also, ohne auf alles Denken zu verzichten, an die Bündigkeit solcher und ähnlicher Gebote und Verbote glauben? — Wir wenigstens wollen hier nicht weitere Notiz davon nehmen.

Eine, zwar nicht wesentliche, aber doch fast ohne Ausnahme Statt findende Eigenthümlichkeit des gewöhnlichen Choralgesanges ist, daß derselbe nicht nur im Ganzen langsam einherschreitet, und also jede Sylbe des Textes sehr gedehnt erscheint, sondern daß die Dauer und rhythmischen Geltungen der Noten auch durchaus nicht genau gegen einander abgemessen und abgewogen werden, so daß ein solcher Gesang gar nicht wirklich rhythmisch, nicht taktmäßig, erscheint, — welches Alles beim Gesange einer so großen Masse nicht kunstgerechter Sänger, wo Schleppen und Dehnen nicht zu vermeiden ist, auch nicht wol anders seyn kann. —

Allein außerdem ist es auch förmlich zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen förmlichen Halt (fermate) zu machen, ohne Unterschied, ob der Sinn und die periodische Struktur des Textes einen solchen Ruhepunkt fodert oder verträgt, oder nicht. Es bedarf keiner Beleuchtung, wie sehr durch solche, oft sinnwidrige Zerstückelung, der Sinn des Textes oft entstellt, zerfetzt und verstümmelt werden muß; — der Einförmigkeit und schleppenden Wirkung so vieler, ewig auf gleich bedeutungslose Art wiederkehrender Fermaten gar nicht zu gedenken. Aber nicht genug! Die Orgelspieler haben es sogar förmlich eingeführt, bei jedem solchen Ruhepunkte auch noch ein eigenes Orgel-Zwischenspiel einzuschalten, und so jede Textzeile von der vorhergehenden und folgenden durch den Zwischentritt eines Orgelsätzchens noch entschiedener abzutrennen, als durch die bedeutungslosen Fermaten nur schon allzusehr geschieht!

Solche Zwischenspiele seien, so hört man zwar wol behaupten, nöthig, um der Gemeine in den Ton, mit welchem die folgende Textzeile anfängt, einzuhelfen,— die Ruhepunkte aber, um ihr Zeit zum Athemschöpfen zu lassen: allein wer wird glauben, daß die Gemeine, welche doch alle übrigen Töne der Melodie trifft, nur gerade den ersten Ton jeder Textzeile nie ohne solche Einhilfe treffen würde (auch selbst dann nicht, wenn sie die Melodie zum hundertsten oder noch öftern Male singt, — oder auch dann nicht, wenn der erste Ton der Verszeile etwa gar eben derselbe ist, wie der letzte der vorhergehenden? —) und wer wird glauben, daß die Gemeine gerade nach jeder Textzeile Raum zum Athmen bedürfe, wenn man sieht, wie ja, mitten in der Zeile, bald dieser bald jener Sänger, nach Bedürfniß und Bequemlichkeit, Athem holt, wie dieß ja auch selbst in der künstlicheren Vokalmusik mitten im Perioden häufig geschieht, ohne daß hier oder dort ein Übelstand daraus entspränge? — Allein es ist nun einmal so, der Zunftgebrauch besteht, ist förmlich zur Methode geworden, und man findet in Lehrbüchern förmliche Anweisungen und Vorschriften, wie solche Zwischenspiele zweck- und sinngemäß eingerichtet werden sollen, d. i. Anweisungen, zweck- und sinngemäß etwas Zweck- und Sinnwidriges zu thun!! — (*Gtfr. Weber.*)

Chorbavia, Corbavia, s. Korbau.

CHORDARIA *Agardh.*, eine Algen-Gattung von fadenförmigem, knorpeligen Bau. Concentrische, keulenförmige Faden füllen das Innere aus. Fucus flagelliformis Flor. dan. gehört dazu. (*Sprengel.*)

CHORDOSTYLUM *Tode*, ein zweifelhafter Pilz, den nur Tode auf abgestorbenen Pflanzen gefunden. Er besteht in einem zähen, faserigen, ästigen Stiel, welcher ein rundliches Köpfchen mit Körnern erfüllt, trägt. (*Sprengel.*)

CHOREA SANCTI VITI (von *χορεία*, saltatio), Chorea St. Modesti, Saltus Viti, Choreomania, Ballismus, Orchestromania, Scelotyrbe (Cruris perturbatio). **St. Veitstanz, St. Modesti-**

5) Vgl. ebendaselbst S. 59.

tanz, Tanzkrankheit. Ist eine oft sehr schlimme, hartnäckige und schwere Nervenkrankheit, welche nicht selten junge Leute in der Zeit der Entwickelung oder des mannbaren Alters (manche noch früher) befällt und schwer zu heilen ist. Der Name dieser Krankheit stammt aus den älteren Zeiten und dem in denselben herrschenden Glauben, daß der in Öl gesottene Martyrer St. Veit diese Krankheit auf eine wunderbare Weise zu heilen vermöge. Einige leiten diesen Namen von der Kapelle des heil. Veits im ulmer Gebiete ab, wohin alle Jahre im Maimonate diejenigen Menschen wandelten, die eine solche Unruhe in ihren Gliedern empfanden, daß sie in einer Art von Verrückung Tag und Nacht tanzten, bis sie ganz außer sich geriethen und umfielen [1]). Andere leiten den Namen von dem epidemischen Veitstanze her, welcher 1374 in ganz Teutschland herrschte, und wobei man zu dem heiligen Veit, dem Schutzheiligen des Klosters Korvey, seine Zuflucht nahm [2]). Viele Handwerker, Schuhmacher, Schneider ꝛc., Bauern waren damit befallen; sie warfen ihre Kleider und Pflüge weg, versammelten sich an gewissen Orten, und tanzten, ohne zu ruhen, so lange fort, bis sie den Geist aufgaben, wenn sie nicht mit Gewalt aufgehalten wurden. Einige rannten sich die Köpfe an den Felsen ein, Andere stürzten sich in Flüsse. Das Übel schien sich durch Beispiel fortzupflanzen. Nach dem Geiste der damaligen Zeit wurde es für ein Werk des Teufels gehalten und durch die Geistlichkeit mit dem Exorcismus behandelt [3]).

Diese fürchterliche Krankheit äußert sich durch folgende Erscheinungen: die damit befallenen Individuen machen die sonderbarsten Bewegungen convulsivischer Art, zittern, sind in beständiger Muscularunruhe, gestikuliren und arbeiten fast Tag und Nacht mit den oberen und unteren Gliedmaßen, man sollte glauben, sie wären zum perpetuum mobile verdammt. In höherem Grade der Krankheit ist nicht ein Glied des Körpers von den heftigsten krampfhaften Bewegungen des Körpers frei. Die Muskeln des Gesichtes werden nach allen Seiten und zwar auf die sonderbarste Weise hin verzogen. Die Augen sind starr und rollend, der Kopf wird nach allen Seiten hin gleichsam wie mit Stricken gezerrt, und nicht ohne großes Mitleid anzusehen sind die Grimassen, welche diese Unglücklichen mit allen Theilen des Gesichtes, Rumpfes und der Extremitäten machen. Alle Muskeln gehorchen ihrem Willen nicht mehr. So wie die Arme, sind auch die Füße in steter Bewegung, so daß sie nicht einen Augenblick auf derselben Stelle stehen können, und so werden dieselben oft so sonderbar hin und her bewegt, daß der Kranke zu tanzen scheint, woher auch der Name Tanzkrankheit rührt. Menschen, die am großen Veitstanze leiden, verrenken sich selbst die Gliedmaßen und machen solche ungewöhnliche Dinge, daß man es dem gemeinen Manne nicht übel nehmen mag, wenn er sie für übernatürlich hält. Die mehrsten der Kranken haben den Gebrauch der Vernunft während des Anfalles, Andere aber reden, als wenn sie begeistert wären; sie befinden sich in einem gewissen Zustande des Somnambulismus, und sagen wirklich zuweilen die Tage und Stunden, so wie die Art ihrer künftigen Anfälle voraus. Diese Krankheit dauert manchmal sehr lange und zwar Jahre lang.

Eine andere Art des Veitstanzes will man oft in Apulien als Wirkung des Bisses der Tarantel (aranea Tarantula) gesehen haben. S. Tarantel.

Das weibliche Geschlecht scheint eine größere Neigung zum Veitstanze zu haben als das männliche. Vom zehnten Jahre bis zum Alter der Mannbarkeit sind die Menschen am meisten zu dieser Krankheit geneigt.

Die Ursachen, welche dieses Übel hervorzubringen pflegen, sind nebst einer erblichen Anlage, schnellem Wachsen und Nervenschwäche überhaupt: Würmer und andere Unreinigkeiten im Darmkanale, vegetabilische Gifte, unterdrückte Hautausschläge, Ausdünstung, monatliche Reinigung und zu frühe geheilte, alte oder künstliche Geschwüre. Leidenschaften, besonders Schrecken, Wunden der Augen und des Gehirns, heftige Erschütterungen desselben, und die in der Körperentwickelung eintretende Veränderung in der ganzen thierischen Ökonomie.

Man hüte sich diese Krankheit nicht mit der Kriebelkrankheit (Convulsio Cerealis) zu verwechseln, mit welcher sie viele Ähnlichkeit hat. Die Kur des Veitstanzes wird bewirkt durch den Gebrauch der sämmtlichen krampfstillenden Mittel. (*Schneider.*)

Choregraphie, s. Tanz.

CHORETRUM R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Santaleen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Corollinischer, fünftheiliger Kelch, unten mit einer gezähnten Bractee versehen. Die Staubfäden unter den Fetzen des Kelches tragen 4fächerige Antheren. Sternförmiges Stigma. Die Frucht nicht bekannt. Zwei Arten wachsen auf der südlichen Küste von Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CHÖRILOS, Chörilus. Unter diesem Namen existiren 4 durch ihre Geisteswerke bekannte Schriftsteller des Alterthums, die, ungeachtet sie zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, dennoch früherhin oft mit einander verwechselt, und erst neuerlich durch die gelehrten Untersuchungen des Hrn. Prof. Näke in Bonn gehörig von einander gesondert worden sind. Wir geben hier die Resultate der Schrift desselben (*Choerili Samii* quae supersunt collegit et illustravit, de Choerili Samii aetate, vita et poesi aliisque Choerilis disseruit A. Ferd. Naekius etc. Lipsiae 1817) und verbinden damit, was etwa späterhin über denselben Gegenstand noch ausgemittelt worden ist. —

1) Der Älteste unter den 4 Dichtern, welche Chö-
[illegible]los heißen, ist ohne Zweifel der Athener Chörilos,
[illegible]ramatischer Dichter, Zeitgenosse des Pratinas und
[illegible]ichos und auch noch des Äschylos, doch um 23
[illegible] älter, als dieser Letztere. Chörilos, der Tragiker,
[illegible]r heißt, wurde geboren gegen Olymp. LVIII, 1.
[illegible]hr. 544) blühte nach Suidas um Olymp. LXIV.
[illegible]iden und lebte nach Eusebius noch als

1) S. Gregor. *Horstius* in epist. med. Sect. [illegible]
S. *Bzovius* Ann. 1374. p. 1501. *Raynauld* [illegible]
Ann. 1374. N. 13. p. 527. *Ludov.* [illegible]
L. XIV. Sprengel's Geschichte [illegible]
Bd. S. 560. 3) S. *Sauvager* [illegible]
Schenk Observ. med. rar. L. [illegible]
Beitr. z. Gesch. d. Medizin.

Greis um Olymp. LXXIV. zu Anfang des 2ten persischen Kriegs. Von seinen Lebensschicksalen wissen wir nichts. Was ihm die tragische Kunst, oder überhaupt das Drama bei den Athenern zu verdanken habe, darüber ist man nicht einig: wir wollen die Meinungen der wichtigsten unter den Neueren anführen. Wilhelm Schneider (de origg. tragoediae Graecae, pag. 92.) will den Arbeiten des Chörilos nur geringen Werth beilegen: videtur autem hic Choerilus non solum in tragicam Musam minxisse, sed etiam in epicam; hat aber dabei den Athener Chörilos, den Dramatiker, mit dem Samier Chörilos, dem Epiker, der 70 Jahre später lebte, verwechselt, so daß überhaupt auf dieses Urtheil wenig Gewicht zu legen ist. Näke in der oben angeführten vortrefflichen Schrift über den Samier Chörilos handelt auch in einem einleitenden Kapitel über den Tragiker Chörilos, und äußert folgende Meinung über diesen: Ch. war, wenn auch nicht der erste, so doch einer von den ersten Schülern und Nachahmern des Thespis. Unter seinen Stücken gab es einige, welche den Namen der Tragödien verdienten; weßhalb er auch der Tragiker genannt wird. Auch scheint eines oder das andere seiner Stücke aufgeschrieben und später noch vorhanden gewesen zu seyn; eines derselben, Alope genannt, erwähnt Pausanias (I. p. 34). Diese Stücke waren es auch, mit welchen Ch. im Wettstreit mit Phrynichos nach Suidas 13 Mal den Preis gewann. Doch sind theils diese Wettstreite nicht mit denen zu vergleichen, welche späterhin zur Zeit des Äschylos und Sophokles Statt fanden; theils waren auch die meisten von des Ch. übrigen Stücken, deren er nach Suidas 150 oder gar 160 verfaßt haben soll, nicht einmal aufgeschrieben, oder wirkliche Tragödien zu nennen, sondern nur satirische Spiele, und zwar nicht von den eigentlichen satirischen Dramen, welche Pratinas erfand, sondern von denen, durch welche Thespis die Tragödie verbreitete. Zwar mag Ch. späterhin auch wol noch die Satiren des Pratinas nachgeahmt haben, doch gewiß war der größte Theil derselben nur roh entworfne und flüchtig ausgearbeitete, vielleicht gar nur extemporirte Stücke. — Von dieser Ansicht Näke's weicht Fr. Gottl. Welcker in seiner neuesten Schrift: Nachtrag zur Schrift über die äschylische Trilogie S. 282 in einigen Punkten ab. Nämlich Welcker will unter den Dramen des Ch. keine rohen Tragödien verstanden wissen, sondern eigentlich Satyrspiele; denn wenn dieselben auch von den Alten Tragödien genannt werden, so sei dies auch der Ausdruck, mit dem des Thespis Stücke bezeichnet wurden. Vielmehr schließt Welcker aus den Versen des Alexis bei *Athenaeus* IV. p. 164, in welchen Orpheus, Hesiodos, die Tragödie, Chörilos, Homeros, Epicharmos, überhaupt *συγγράμματα παντοδαπὰ* aufgezählt werden, daß hier nicht Chörilos als Repräsentant der Tragödie aufgeführt werde, sondern vielmehr einer eigenen Gattung der dramatischen Poesie, die als Satyrspiel ganz angemessen zwischen Tragödie und Epos gerade in der Mitte steht. Auch hält Welcker den Ch. für früher als Phrynichos, und läßt ihn unmittelbar auf Thespis folgen. Denn Suidas dem Ch. ein um etwa 12 oder 16 res Alter als dem Phrynichos, theils legt er dem Ch. das Verdienst bei, daß er die Tragödie fortgebildet habe und zwar durch Masken (nämlich eine neue Art derselben nach den aus Leinwand zugerichteten) und durch Bekleidung (*τοῖς προσωπείοις καὶ τῇ σκευῇ τῶν στολῶν*), was etwas viel Einfacheres ist, als was Phrynichos hinzuthat, indem dieser zur Entwickelung und Vermannichfaltigung der Handlung selbst beitrug. — Im Übrigen ist über diesen Chörilos nichts bekannt. Ein vollständiges Verzeichniß aller Stellen der Alten und Neueren, die des Ch. erwähnt haben, s. bei *Fabricius* Biblioth. Graeca ed. Harles. II. p. 292. und bei Näke und Welcker. Der Name selbst wird verschieden geschrieben: *Χοίριλος*, *Χοιρίλος*, *Χοίριλλος*, *Χοιρίλλος*, *Χαίριλος*, *Χείριλος* u. s. w. Doch scheint die Schreibart *Χοιρίλος* die richtigere zu seyn. —

2) Ein anderer, weit berühmterer Chörilos stammte aus Samos, und war nach den Forschungen Näke's (p. 28) etwa um Olymp. LXXVII, 1. (v. Chr. 472) geboren, also zu einer Zeit, als der gleichnamige Dramatiker höchst wahrscheinlich schon gestorben war. — Daß dieser Chörilos aus Samos gebürtig war, sagen Suidas, Plutarch und Photios bestimmt. Er soll nach dem Ersteren der Sklave eines Samiers gewesen seyn, und von ausnehmend schöner Gestalt, diesem aber entlaufen und ein Schüler des Herodotos geworden seyn, dessen Gunst er sich sogar in hohem Grade zu erfreuen gehabt haben soll. Was auf diese Nachrichten zu geben sei, ist sehr zweifelhaft, da Suidas seine Quellen nicht nennt. Auch findet sich ein Widerspruch darin, daß er, der offenbar 10 Jahre älter war als Herodot (Herod. ward geboren Olymp. LXXIV, 1. v. Chr. 484, vgl. *Dahlmann* Herodot. p. 4.), zum *παιδικὰ* eines kaum erwachsenen Jünglings gemacht wird. Wahrscheinlich hat die Sage beide, da sie Zeitgenossen waren und denselben Stoff in ihren Werken behandelten, zusammengeführt, und schwer glaublich ist dieses Verhältniß, wenn man berücksichtigt, daß Herodot so viele Jahre auf Reisen abwesend war, und erst in hohem Alter seine Geschichte in Italien schrieb, so daß er seinen Ruhm erst später gründete, seinen Zeitgenossen also ziemlich unbekannt seyn mußte, wenigstens in seiner Jugend nicht schon Schüler durch seinen Ruf als Geschichtschreiber herbei locken konnte. — Doch mag sich Ch. späterhin von Samos nach Athen gewandt, und dort den Sieg der Athener über den Xerxes in einem Heldengedichte besungen haben, das ihm nach des Suidas etwas leichtfertiger Angabe einen goldenen Stater für den Vers einbrachte. Als Lysander um Olymp. XCIII, 4. die Oligarchie in Samos wieder herstellte, schloß sich Chörilos ihm an, und lebte eine Zeit lang bei ihm, indem er die Absicht hatte, auch seine Thaten zu besingen. Doch kann sein Verhältniß zu Lysander nicht lange gedauert haben, denn schon um Olymp. XCIV, 2. finden wir ihn in Makedonien, wohin ihn der König Archelaos, der freigebige Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, wahrscheinlich eingeladen hatte. Denn später kann Ch. nicht nach Makedonien gegangen seyn, indem er, wie Suidas und Athenäos berichten, eine Zeit lang an des Archelaos Hofe lebte, und dieser Archelaos nach *Diodor*. XIV, 37. schon Olymp. XCV, 1. vom Krate-

des ermordet wurde. Von Archelaos soll derselbe unser Ch. täglich 4 Minen (nach Athenaeus lib. VIII. p. 345) erhalten, und diese ganze nicht unbedeutende Summe auf seine Mahlzeiten verwandt haben. Wann Ch. gestorben sei, weiß man nicht. Wenn es aber wahr ist, daß er in einem so hohen Alter (von einigen 70 Jahren), noch ein so arger Prasser war, so hat er schwerlich seinen Beschützer und Gönner lange überlebt. — Das Hauptwerk dieses Chörilos war das schon erwähnte epische Gedicht, nach Suidas: Sieg der Athener über Xerxes, oder vielleicht Περσικά überschrieben, in mehren Büchern, in welchen er den Xerxes Kriegszug gegen Griechenland wahrscheinlich bis auf die Schlachten von Platää und Mykale und die Wiederbefreiung eines Theils der kleinasiatischen Küste herab besang. Daß er in diesem Epos den Athenern das Hauptverdienst der Besiegung des Xerxes zuschrieb, scheint aus der Überschrift bei Suidas (und dem Hesychius Milesius) geschlossen werden zu können, so auch aus der Belohnung, die er dafür von den Athenern empfangen haben soll; denn diese zahlten ihm nicht nur nach Suidas und Hesych. einen Stater für den Vers, sondern geboten auch, daß sein Epos mit den homerischen Gesängen zugleich öffentlich recitirt werden sollte, wahrscheinlich alle 5 Jahre an den Panathenäen. Mit dieser letztern Ehre scheint es seine Richtigkeit gehabt zu haben, obschon sie nicht lange bestanden haben mag, theils wegen des Widerwillens, den die Rhapsoden gegen eine solche neuere, ihnen aufgedrungene Dichtung haben mußten, theils auch wol deßhalb, weil Chörilos sich später an den Lysander, den Zerstörer der athen. Seemacht und den Eroberer Athens, anschloß und auch diese Thaten zu besingen bereit war. Auch ist es gewiß, daß später, zu den Zeiten des Redners Lykurgos die homerischen Rhapsodien allein nur noch an den Panathenäen recitirt wurden. Was die andere Belohnung aber betrifft, so scheint diese Nachricht auf einem Irrthum des Suidas zu beruhen, der den Samier Chörilos mit einem spätern Chörilos, der aus Iasos in Karien gebürtig und ein Zeitgenosse und Begleiter Alexander's des Großen war, und von dem unten die Rede sein wird, verwechselt. Schwerlich mögen die Athener zur Zeit, als Chörilos sein Gedicht schrieb, während des peloponnesischen Kriegs, das Geld zu einer so kostspieligen Belohnung übrig gehabt haben. Auch wird einer ähnlichen Belohnung des spätern Ch. durch Alexander, der die Zahlung zu leisten eher im Stande gewesen wäre, gedacht. — Außer den *Persica* soll Ch. nach Suidas noch ein ähnliches *Epos*, Lamiaca, oder über den lamischen Krieg, geschrieben haben; doch ist dieses wol mit größerem Rechte dem spätern Ch. zuzuschreiben, in dessen Lebenszeit der lamische Krieg fiel, wenn man nicht etwa bei Suidas statt *Λαμιακά*, *Σαμιακά* lesen will. — Auf ähnliche Weise werden dem Chörilos Samios von der *Eudokia* Komödien zugeschrieben, die aber vielmehr dem *Choerilus Ecphantides* zuzugehören scheinen. Ferner von derselben *Eudokia* noch Briefe und Epigramme, so wie von Suidas noch einige andere Gedichte, vielleicht philosophischen oder ethischen Inhalts. Doch von allen diesen Werken ist keine Spur auf uns gekommen. Allein von seinem Hauptwerke, der *Persica*,

haben sich 12 Fragmente erhalten, freilich immer n[illegible] einzelne Verse oder Worte, die Näke in seiner Sam[illegible] über den Samier Ch. gesammelt und dazu einen [illegible] schätzbaren Commentar erläutert hat. Über den We[illegible] des Ch. als Dichter ist es schwer, ein Urtheil zu fälle[illegible] Seinen Zeitgenossen gefiel er, und zwar zur Zeit d[illegible] reinsten und edelsten Geschmacks, er gefiel den Athene[illegible] zu Perikles Zeit. Daher kann sein Werth nicht so gering gewesen sein; und wenn Platon und Aristotele[illegible] auch Manches an ihm auszusetzen hatten und die spä[illegible] ren Alexandriner ihn nicht in ihren Kanon aufnahmen, so war davon zumeist wol das die Ursache, daß man [illegible] Ch. mit Gewalt neben dem Homer an die Seite stelle[illegible] wollen, dem er dann freilich, um eine Vergleichung au[illegible] halten zu können, nicht gewachsen war. Auch aus [illegible] Fragmenten, so gering sie nur sind, ergibt sich ein [illegible] unbedeutendes poetisches Talent. Doch daß Ch. an Wür[illegible] de und Tiefe des Gemüths, das Göttliche und Mensc[illegible] liche auf gleiche Weise in sich erzeugte und aufzufa[illegible] dem Homer nahe gekommen sei, wodurch wir gar [illegible] bezweifeln, so gern wir auch seinen Versen Gerechtigk[illegible] widerfahren lassen. Die Absichtlichkeit seiner Dichtun[illegible] und das Buhlen um zeitlichen Ruhm, das Hervorhebe[illegible] der Athener über die übrigen Griechen, dann sein Übe[illegible] tritt zu den siegreichen Lakedämoniern und endlich zu [illegible] Makedoniern, der Ruf lasterlicher Schwelgerei u. s. [illegible] sind nicht geeignet, ihn uns zu empfehlen, oder ihn a[illegible] zu einer Höhe hinauf zu heben, auf welcher der einzi[illegible] Homer ewig die Bewunderung der Welt erregen wird.—

3) Ein dritter Chörilos war der Iasier Ch[illegible] ein Zeitgenosse Alexander's des Großen. Auch dieser [illegible] mit den beiden andern oftmals fälschlich verwechselt wo[illegible] den. Wir kennen seine Existenz nur aus einigen Stelle[illegible] des Horaz und dessen Scholiasten, aus dem Curtius un[illegible] dem Ausonius, und diese Nachrichten sind so kurz un[illegible] unbestimmt, daß hinsichtlich seines Alters ungewiß ist [illegible] auf das Zeitalter, in dem er lebte, und die Schlechtig[illegible] keit seiner Gesinnung und seiner Verse. Auch daß er [illegible] Iasus oder Iassos in Karien geboren sei, ist nur Verm[illegible] thung. Er schloß sich an Alexander d. Gr. an und b[illegible] gleitete ihn auf seinem Zuge nach Persien, und soll i[illegible] einem fortlaufenden epischen Gedichte, dessen Thaten b[illegible] sungen haben. Doch hat er ihn noch überlebt, un[illegible] wahrscheinlich auch noch den lamischen Krieg besun[illegible] gen, falls es mit der Nachricht bei Suidas seine Rich[illegible] tigkeit hat. Interessant ist für uns dieser Ch. durch di[illegible] Erzählung des Scholiasten Acro (zu *Horatii* art. poet. v. 357.) daß Alexander zu ihm gesagt habe, er woll[illegible] lieber der Thersites des Homer, als der Achilles de[illegible] Chörilos sein; und daß er mit ihm den Vertrag gemach[illegible] ihm für jeden guten Vers seines Gedichtes ein Goldstück für jeden schlechten aber eine Ohrfeige zu geben. Diese[illegible] Vertrag aber sei zum großen Unglück des armen Chör[illegible] los ausgefallen, indem dieser wegen seiner vielen schlech[illegible] ten Verse den Tod gefunden; die Scholiasten Porphy[illegible] rio und Cruquius wollen ihm überhaupt nur 7 gut[illegible] Verse zugestehen. — Woher die Scholiasten diese Er[illegible] zählung haben, ist unbekannt; auch mag sie unwahr oder gewiß übertrieben sein; denn wenn Ch. wirklich ei[illegible] so auffallend komisch-tragisches Ende gefunden hätte: [illegible]

würden es die zahlreichen Schriftsteller Alexanders nicht zu erzählen vergessen haben. Doch liegt gewiß der Erzählung ein ähnliches Factum zum Grunde, und höchst wahrscheinlich hat ein Schriftsteller, der dem Ch. die empfangenen Goldstücke nicht gönnte, aus übelverstandener Gerechtigkeitsliebe die Ohrfeigen, die er ihm gönnte, zugewandt. Auch hat gewiß dieser Vorfall Veranlassung gegeben, daß der Samier Chörilos, der Dichter der Perserkriege, bei Suidas durch Verwechselung von den Athenern einen Stater zur Belohnung für jeden Vers erhält (vgl. *Näke* p. 85). — Wahrscheinlich ist von diesem Ch. die Grabschrift des Sardanapalus zu Ninus oder Ninive, die in der Anthologie von *Brunck* I. p. 185 unter dem Namen des Ch. sich findet, die aber nach Näke's Untersuchungen (p. 201.) vielmehr von einem anderen späteren Dichter nach der von Chörilos aus der chaldäischen Urschrift gemachten Übersetzung, von der sich auch bei *Athenaeus* VIII. p. 336 und 529 Spuren finden, verfertigt worden ist. —

4) Noch ein vierter Chörilos wird bei Hesychios genannt bei dem Worte Ἐκκεχοιριλωμένη. Dieser Ch. war nach der Erklärung desselben ein Diener des Komikers Ekphantidas, der ein Zeitgenosse des Teleklides, Kratinos und Aristophanes war, und also zur sog. alten Komödie gehörte. Dieser Ekphantidas diente seinen Zeitgenossen sehr zum Gespötte, und hatte daher auch den Beinamen *Καπνίας* erhalten, welchen Hesychios dadurch erklärt, daß er *μηδὲν λαμπρὸν* geschrieben habe. Diesen Ekph. nun soll sein Diener Chörilos in der Abfassung seiner Komödien unterstützt haben, und darauf mag das Wort ἐκκεχοιριλωμένη, welches irgend ein komischer Dichter, etwa Kratinos, vom Ekph. gebraucht hat, hindeuten in dem Sinne, daß an einer oder der anderen Komödie des Ekph. die bessernde Hand des Ch. sichtbar gewesen sei. — Vielleicht ist es dieser Chörilos, auf welchen die Notiz bei der Eudokia sich bezieht, daß Ch. (nämlich der Samier) auch noch viele Briefe, Epigramme und Komödien geschrieben habe; indem dieselbe eben so wie ihr Vorgänger Suidas, den sie excerpirt, beide Chörili mit einander verwechselt. Übrigens wäre es doch auch nicht ganz unmöglich, daß der Samier Ch. und dieser Diener des Ekph. nur eine und dieselbe Person ausmachten. Das Zeitalter, in welchem sie lebten, steht nicht im Wege; denn obschon es eben deßhalb nöthig ist, 3 Chörili zu unterscheiden: so war doch dieser 4te Ch. ein Zeitgenosse des Samiers Ch. und lebte mit jenem zugleich während der Zeit des peloponnesischen Krieges in Athen. Dann aber sagt Suidas vom Samier Ch., derselbe sei ein Sklave gewesen, sei aber seinem Herrn entlaufen, und habe sich später an den Herodotos angeschlossen. So wäre es leicht möglich, daß jener Samier Ch., nachdem er seinem Herrn entsprungen, nach Athen gekommen wäre, und hier dem Ekph. gedient und bei seinen Dichtungen geholfen hätte; daß er aber später, durch Herodotos für die epische Muse gewonnen, durch das Epos vom Perserkriege seine früheren komischen Versuche in Vergessenheit gebracht hätte*). — (*U. Becker.*)

*) Vgl. übrigens noch *Naeke* p. 58 seqq. und *Fabr.* bibl. Graec. *Harl.* II. p. 428.

CHORISIA *Kunth.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen und der 16ten Linné'schen Klasse. Char. Glockenförmiger, 3 — 5lappiger, mit 3 Bracteen versehener, stehen bleibender Kelch. Fünf lange Corollenblätter. Die Staubfäden bilden eine Säule, welche an der Spitze 10 Zwillings-Antheren trägt, und auswendig von einer 10lappigen Röhre umgeben ist. Fünflappige, vielsämige Kapsel, mit wolligen Samen. Ch. *insignis* Kunth., die einzige bekannte Art, wächst am Amazonenstrom. (*Sprengel.*)

CHORISPERMUM R. Br. oder CHORISPORA *Cand.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15ten Linné'schen Klasse. Sonst mit Raphanus vereinigt, unterscheidet sie sich bloß durch die Lage des Würzelchens an der Ritze der Kotyledonen, da bei Raphanus die Kotyledonen conduplicirt sind. Raphanus tenellus, sibiricus *L.*, und ibericus M. B. gehören dazu. (*Sprengel.*)

Choristea *Thunb.* ist Didelta *Herit.* (*Sp.*)

CHORIZANDRA R. Br., eine Cyperee aus der ersten Linné'schen Klasse. Char. Vielblüthige nackte Ähren tragen büschelförmig gestellte Schuppen, welche im Umfange Antheren, in der Mitte ein gespaltenes Pistill hervor bringen. Zwei Arten fand R. Brown in den Sümpfen von Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CHORIZEMA *Labill.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der 10ten Linné'schen Klasse. Char. Zweilippiger Kelch. Bauchiger Kiel der Corolle, kürzer als die Segel. Hakenförmiges Pistill mit schief abgestutztem Stigma. Bauchige, vielsamige Hülse. Drei Arten aus Neu-Holland sind im Syst. veg. II, 349 verzeichnet. (*Sprengel.*)

CHORLEY, Marktflecken in England und Lancasshire am Chor, der in ihrer Nähe entsteht, und an den Lancaster und Liverpool-Leeds Kanälen, die sie beide berühren, ist gut gebauet, hat 5182 Einw., die sich fast ganz mit der Baumwollweberei beschäftigen, und hält 2 Wochen- und 3 Jahrmärkte. In ihrer Umgebung sind Bleiminen, Steinkohlengruben und Mühlsteinbrüche. (*Hassel.*)

Chorographie, s. Erdbeschreibung.

CHOROL, eine Kreisstadt des russischen Gouvernements Pultawa, am gleichnamigen Flusse. Sie treibt Handel auf 4 jährlichen Jahrmärkten, sonst aber wenige städtische Gewerbe. (*J. C. Petri.*)

CHOROSCHOWA, ein kleiner Flecken in der russischen Statthalterschaft Moskau, mit einer Stuterei von 300 neapolitanischen Pferden und guter Obstbaumzucht. (*J. C. Petri.*)

CHOROSZC (Br. 53° 8') in der russ. Prov. Bialystock, mit 2 Kirchen und 1 Dominikanerkloster, mit 560 Einwohnern, unter welchen sich an 160 Juden befinden. (*H.*)

CHORTIZÜ, eine Slobode in der jekaterinoslawschen Statthalterschaft des südl. Rußlands, an der Chortiza, unweit einer vormals merkwürdigen, im Dnepr gelegenen Insel. Diese beinahe 2 Meilen lange und ½ M. breite Insel ist ehedem von mehren Nationen beherrscht worden. 1620 ward sie auf Befehl des Kosakenhetmanns Sagaidatschny zu einem verschanzten Fort der

saporoger Kosaken gemacht, und 1738 bauten daselbst die Russen im damaligen Türkenkriege Schiffe und legten Retranschements und Redouten an, die aber wieder verfallen sind. Jetzt wohnen teutsche Mennonisten aus Danzig daselbst, die sich angebauet haben, Ackerbau und Viehzucht treiben und in einem wohlhabenden Zustande leben. (*J. C. Petri.*)

CHORTON. In früheren Zeiten, und wol noch bis ins vorige Jahrhundert, war für die Kirchenmusik eine bedeutend höhere Stimmung angenommen als für jede andere: der Unterschied dieser zwei verschiedenen Stimmungen betrug wol einen vollen ganzen Ton, ja, früher sogar bis zu anderthalb Tönen, so daß z. B. das C der Kirchenstimmung dem D, wo nicht gar dem Dis außer der Kirche gleich war. Jene hohe Stimmung pflegte man Chorstimmig oder Chorton, oder, wenn sie gar um mehr als einen ganzen Ton höher war, auch wol Cornettstimmung oder Cornettton zu nennen, die tiefere aber Kammerstimmung oder Kammerton. Jene, von jeder andern abweichende, hohe Stimmung war ohne Zweifel durch die Gewinnsucht der Orgelbauer eingeführt worden, welche gegen große Bezahlung möglichst kleine Orgeln zu liefern suchten, und daher z. B. den Pfeifen für C und Cis nur die für D und Dis erfoderliche Länge gaben, solche D- und Dis-Pfeifen aber C und Cis tauften, auf diese Art gerade die zwei größten Pfeifen eines jeden Registers sparten, und dafür nur in der Höhe zwei der kleinsten zu machen brauchten. Einiger Maßen mag man die höhere Stimmung auch vielleicht für die Kirchenmusik darum zweckmäßiger gefunden haben, weil hochgestimmte Instrumente und hochgehaltene Singstimmen lauter, stärker, schreiender klingen, und deßhalb in den weiten Räumen der Kirchen stärker ausgeben. — Es bedarf aber wol keiner Erwähnung, wie vielfache Unannehmlichkeiten doch solche zwei- bis dreierlei Stimmung, für Sänger und Instrumentisten, so wie für Tonsetzer und Zuhörer, jedenfalls haben mußte, indem theils die im Chortone stehenden Instrumente zur Kammermusik nicht paßten und umgekehrt, und ein für die Kammerstimmung geschriebenes Tonstück, wenn es in der Kirche aufgeführt werden sollte, für die Sänger viel zu hoch, umgekehrt aber viel zu tief erschien, so daß denn, bald da, bald dort, durch Transponiren und dgl. nachgeholfen werden mußte. Nach gerade ist man von diesen Übelständen abgekommen. Man fing daher an, den Chorton als eigene Stimmung ganz aufzugeben, alle Instrumente, und also auch selbst die Orgeln, nach dem Kammertone zu stimmen, und keine Kompositionen mehr für den Chorton oder gar für Cornettstimmung zu schreiben, so daß eben der Ton, welcher außer der Kirche C hieß, nun auch in der Kirche gleichfalls C genannt wurde, das C in der Kirche also dem außer der Kirche gleich war. Wer dann auf einem, noch nach dem Chortone gestimmten Instrumente mitspielen wollte, mußte transponiren, welches Loos also freilich bis auf den heutigen Tag den Organisten in allen denen Kirchen trifft, welche noch aus jenen Zeiten herstammende, mithin auch im Chortone stehende Orgeln besitzen. Es ist übrigens die Kammerstimmung jener früheren Zeit selbst seitdem nach und nach um ein Beträchtliches, und wol um einen guten halben Ton, wieder höher geworden, so daß unsere jetzt allgemein gebräuchliche Stimmung ungefähr zwischen dem alten Kammer-, und dem Chorton in der Mitte steht.

Aus dem mit dem Wechsel der Jahrhunderte Statt gefundenen verschiedenen Wechsel der Stimmung, und namentlich auch dem vormaligen Nebeneinanderbestehen mehrer, bis um eine kleine Terz verschiedener Stimmungen, erklärt es sich leicht, warum wir jetzt so oft alte Musikalien finden, welche zur Ausführung in unserer heutigen Stimmung bald zu tief, noch öfter aber viel zu hoch liegen.

Obgleich, dem Gesagten zu Folge es sich heut' zu Tage von selbst versteht, daß, wenn man eine neue Orgel bauen läßt, dieselbe nach der gewöhnlichen Stimmung gebaut werden müsse: so ist es doch, Vorsichtshalber, rathsam, in dem mit dem Orgelbauer abzuschließenden Akkorde, dieses ausdrücklich auszubedingen, weil er sonst, ist er ein gewinnsüchtiger Chikaneur, das Werk, besonders wenn es etwa für eine dieß nicht verstehende Dorfgemeine bestimmt ist, um einen ganzen Ton zu klein baut, und, wenn es entdeckt und gerügt wird, sich auf den beim Orgelbau angeblich zunftgebräuchlichen Chorton beruft. (*Gtfr. Weber.*)

CHORUH, Stadt in der Rajaschaft Bicanere der Hindustanprov. Adschmir. Sie liegt im W. von Bicanere, hat $\frac{1}{10}$ Meilen im Umfange und mehre Vorstädte, ist mit Lehmmauern umgeben, mit Lehmhütten angefüllt. Es ist der Wohnsitz eines Lehnsträgers des Raja. (*Hassel.*)

CHORYCZYN, Städtchen in der russischen Prov. Bialystock, mit 1 Kirche und 260 Einw., unter welchen 100 Juden gezählt werden. (*H.*)

CHORZELLEN, Städtchen in der poln. Woiwodschaft Plock, mit ungefähr 800 Einw. (*H.*)

CHORZENE, eine gebirgige nördliche Gränzmark Hocharmeniens, welche nach Strabo noch zum System des Kaukasus und zu Iberien gehörte, und nebst einer oberen Landschaft des Paryadres und der jenseits des Kur, das heißt an der Linken desselben gelegenen Provinz Gogarene, von den Feldherren des Antiochos, Artaxias und Zariadres, den Stiftern Großarmeniens von Iberien abgerissen wurde. Diese Provinz und Kambysene jenseits des Kur's (jetzt Kisik) waren auf ihren Höhen oft so mit Schnee bedeckt, daß ganze Karawanen dort zu Grunde gingen, und daß die Reisenden sich langer Stäbe bedienten, um beim Untersinken athmen, und ein Zeichen von sich geben zu können; wie noch jetzt auf dem Kaukasus geschieht [1]). Auch bildeten sich dort Höhlen im Schnee, wie Rockfalten, worin Würmer, Appollonidae, nach Theophanes Cossae, sollen entstanden seyn. So Strabo (B. XI.). Man hat Chorzene wegen der Zusammenstellung mit Gogarene und Kambysene in Kacheti an der linken Seite des Kur gesucht [2]), ungeachtet Strabo sie nur zu den nördlichsten Gegenden Armeniens

1) Vgl. besonders über die Passage nach Armenien Freygang's und Ker Porter's Reisen durch Georgien u. s. w.
2) *St. Croix* mémoires sur le pays entre la mer noire etc.

rechnet, und die südiberische Provinz Somcheti wegen der armenischen Nazionalität, und weil hier noch (nach Gäldenstädt) eine Horde freier Kurden am araratschen Vorgebirge wohnt (deren Namen auf Chorzene hinweiset) mehr dazu geeignet scheint. Andere vergleichen die Provinz Kars am Araxes mit Chorzene, deren Hauptstadt Kars des Ptolemäos Chorsa ist, und die Plinius Karinitis nennt. (Ihren eigentlichen Namen kennt zuerst Constantinus Porphyr. im 10. Jahrh.) Diese ist wenigstens die bei Prokopius (de bello persico und de aedificiis) beschriebene Provinz Chorzane, nördlich vom Araxes, eine hohe weidenreiche Bergebene, geeignet für eine sichere Station von Reitern, bewohnt von einem Bergvolk, welches alle Äcker gemeinsam baute, sich durch Tauschhandel unter einander unterstützte, und so sicher lebte, daß man keine Gränzwachen dort kannte; angränzend ans persische Gebiet, aber durch keine Ströme oder Engpässe getrennt, eine Beschreibung, die ganz auf die alten Kurden oder Karduchen paßt. Südlicher davon setzt Moses von Chorene seine Provinz Corzäa, oder Khordsen, das eigentliche Kurd, zwischen dem Wan und Urmia See, bei den Syrern, Gurdzan, bei Justinian [3]), Corsene [4]). Man kann aus diesen Zusammenstellungen die Sitze der immer südlicher gezogenen Kurden oder Karduchen (bei Xenophon) schließen, welche die Alten so wie ihre Berge auch Gordyäi nannten [5]), und zugleich die Etymologie der Sylbe Kur, Kar, Chor, Gor erkennen, eine Stammwurzel, die sich in der Bedeutung von Berg noch im Slawischen erhalten hat, und woraus sich ergibt, daß die Kurden überhaupt Bergbewohner waren. Vgl. Kars. (*Rommel.*)

CHOSAA خزاعة, die Chosaiten. Ein uralter arabischer Stamm um Mekka herum, der vom 2ten bis zum 5ten Jahrh. n. Chr. die heilige Kaaba in Besitz hatte, bis die Koreischiten und namentlich ein Vorfahre Mohammeds ihnen dieß arabische Capitol entriß *). Nach einer Stammtafel der mekkanischen Fürsten vom Stamm Chosaa erscheinen sie als Abkömmlinge Amru's, der nach der Überschwemmung von Mareb oder Saba, (einer Epoche der arabischen Geschichte) sich hieher nach Mekka zog, nachdem er alle seine südarabischen Güter unter dem Vorwande einer erhaltenen Beleidigung an seine Nachbaren vortheilhaft verkauft hatte. Die Chosaiten haben die Götzen, die vor Zeiten die Kaaba zierten, eingeführt. Noch zu den Zeiten Mohammeds lebten sie mit dem herrschenden Stamm der Koreischiten, welche nun die Levitenkaste ward, in Streit **). Die meisten Nachkommen des ersten Chosaiten führen den Geschlechtsnamen Kaab. (*Rommel.*)

3) De apparitoribus cap. 12. 4) Vgl. *St. Martin* Mémoires sur l'Armenie T. I. p. 93 und Ritter's Erdkunde Th. II. S. 730, 735. 5) Mannert Th. V. der alten Ausgabe S. 223.

*) S. die Geschichte des Streits der Araber um den Besitz der Kaaba in des Scheich Kothbeddin Geschichte von Mekka, im Auszuge in den Notices et extraits des Manuscripts etc. Tom. IV. p. 538. **) Vgl. *Silvestre de Sacy* in den Mémoir. de l'Acad. des Inscript. T. XLVIII. und *Abulfed.* Annal. Musl. T. I. p. 141.

Choschoten, s. Sifan.

CHOTIEBORZ, Herrschaft und Stadt mit Schloß und Pfarre im czaslauer Kr. Böhmens, 4 St. von Deutschbrod. (*André.*)

CHOTIESCHAU (Groß-Ch.), Cameralherrschaft und Dorf mit Pfarre im pilsener Kr. Böhmens, ½ St. östlich von Staab. (*André.*)

CHOTIM (Chotzin), Festung am rechten Ufer des Dnestrs, im russischen Moldauantheile, unter 48° 31′ Br. u. 44° 50′ L. Wegen ihrer, strategisch unvortheilhaften Position ist sie mit vielen und weitläufigen steinernen Befestigungswerken versehen, welche zum Theil von östreichischen Ingenieuren im J. 1789 erbaut worden sind. In der Festung befindet sich außer den Kasernen, ein altes Schloß mit der Pulverkammer, das Arsenal und die Magazine. Der umliegende Theil der Stadt und Vorstadt ist jetzt verödet und wird, außer einer ansehnlichen Besatzung von etwa 3000 Moldauern und Russen bewohnt, welche einen — früher sehr bedeutenden — Viehhandel nach Östreich treiben (Ssin Otelschestw. 1816. nr. 36.). (*v. Wichmann.*)

CHOTISGHUR, Distrikt in der Prov. Gundwana des Nagpur Raja, ein wilder Landstrich, der in der Mitte der Provinz belegen ist, über 930 □Meilen umfaßt und das Hochplateau Omercantuc, die ödeste fürchterlichste Gegend von Hindustan, wo die Nerbudda, der Sone und Carun ihren Ursprung nehmen, enthält. Hierhin versetzt die Mythe der Hindus das Land der Giganten und Dämonen. An seinem südlichen Gehänge ist es indeß offen, und hat einen reichen Kornbau und Viehzucht. Die Hauptstadt ist Ruttunpur. (*Hassel.*)

CHOTMYNSK oder CHOTMÜSCHK (Br. 50° 35′), Kreisstadt des russis. Gouvernements Kursk, ehemals des Gouv. Charkow, 10¼ Meile von Charkow, an der Worskla, mit Wall und Graben umgeben. Sie ward unter dem Zar Michael Feodorowitsch um das Jahr 1630 erbauet und liegt auf einem ziemlich steilen Hügel. Es befinden sich in derselben 3 hölzerne Kirchen, 270 Wohnhäuser, 1 Gerichtshof und gegen 1800 Einwohner, die meistens Landwirthschaft und Gärtnerei treiben, auch sich mit der Bienenzucht beschäftigen. Aus ältern Nachrichten weiß man, daß die Stadt ehedem volkreicher gewesen ist und einen lebhaftern Handel als jetzt gehabt hat; allein seit der Errichtung mehrer Sloboden in ihrem Kreise zogen sich die Gewerbe und der Handel aus der Stadt dahin, und die Stadtbewohner begaben sich zum Theil nach verschiedenen Dörfern, um Ackerbau zu treiben, woher es kommt, daß der Ort jetzt ziemlich einsam und verlassen ist *). (*J. Ch. Petri.*)

CHOTSCH, eine Hochalpe im nord-westlichen karpathischen Gebirgszuge, zur Hälfte in der liptauer, zur andern hingegen in der arwaer Gespanschaft gelegen und nach Dr. Wahlenbergs Messungen 4913 par. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Am Fuße des kleinen Chocs, der im liptauer Kr. liegt, sind die warmen Mineralquellen Lucski. (*Zipser.*)

*) S. Opissanie Charkowskago Beschreibung der Statthalterschaft Charkow.

Chotschin, s. Chotim. S. 61. dies. Bds.

CHOTUSITZ (Chotusycze, Chotwiez), ein zur Herrschaft Sehuschitz gehöriger Markt mit Pfarre im czaslauer Kr. Böhmens, ¼ St. von Czaslau, mit 120 H., bekannt durch das Treffen vom 17. Mai 1742, in welchem Friedrich II. über die Östreicher siegte. (*André* und *H.*)

CHOTZEMITZ, Schloß im böhm. Kr. Kaurzim, s. Collin. (*André.*)

CHOUANKÖRNER (Carminkörner), Senfsamen ähnliche Samen einer levantischen Pflanze, wahrscheinlich trigonella foenum graecum, von grünlicher Farbe, zur Carminbereitung und für Federschmücker zum Aufputzen der Schmuckfedern. (*Th. Schreger.*)

Chouans, s. Vendée.

CHOUET (Johann Robert), einer der Hersteller gründlicherer Philosophie im 17. Jahrh., geb. zu Genf 30. Sept. 1642, wohin Johann Chouet, sein Altervater 1589 aus Burgund gekommen war, um den Krieg gegen Savoien mitzumachen, in welchem er auch das Leben einbüßte. Joh. Robert widmete sich von Jugend auf den Studien mit ausgezeichnetem Erfolge. Nach Vollendung seines Cursus zu Genf setzte er dieselben zu Nismes unter dem berühmten Dialektiker Derodon fort. Aus den Theses, die er daselbst vertheidigte, zeigt sich, daß er damals mit der cartesianischen Philosophie noch ganz unbekannt war. Bald aber studirte er dieselbe mit dem größten Eifer, denn sein heller Geist erkannte die Vorzüge ihrer Methode. Nach seiner Rückkehr nach Genf studirte er zwei Jahre Theologie, und bewarb sich 1664, aufgemuntert von seinen Freunden, um den Lehrstuhl der Philosophie zu Saumur. Der 22jährige Chouet mußte mit seinem Mitbewerber, einem Prediger aus Saintonge, zur Probe mehrmals disputiren, wobei ihm die bündige und lebhafte Methode über seinen Gegner, dem nur die alte Scholastik bekannt war, einen entscheidenden Sieg verschaffte. Dieser suchte sich zuletzt durch das scholastische Kunststück zu helfen, daß jeder Fragen vorlegen, der Andre auf der Stelle antworten sollte. Auch diese sonderbare Probe bestand Chouet glücklich, und er hätte sogar dem Gegner das Antworten erlassen, wenn die Kampfrichter es gestattet hätten. Er that nur wenige Fragen; und da sein Gegner den Grund, warum die Ordnung der Farben im Regenbogen immer die gleiche ist, nicht angeben konnte: so erklärte er diese Erscheinung selbst. Die einstimmige Wahl wurde endlich auch vom Hofe bestätigt, nachdem sich die Vorsteher wegen des Vorzugs, den sie einem Fremden gegeben, hatten rechtfertigen müssen. Fünf Jahre lehrte er unter großem Zulaufe die vorher zu Saumur unbekannte Cartesian. Philosophie. Sein Aufenthalt in dem Hause des Buchhändlers Leinier, Gemahls der nachherigen Madame Dacier, trug zu seiner weitern Ausbildung bei. Im Julius 1669 übernahm er den erledigten Lehrstuhl der Philosophie zu Genf, wohin ihm viele Studirende aus Frankreich folgten. Nicht nur auf die Bildung der Jugend seiner Vaterstadt, auch auf das Ausland wirkte seine klare, zum Denken und Prüfen leitende Methode. Unter seinen Zuhörern waren die beiden Basnage, Superville, Bernard, l'Enfant, le Clerc, Bayle: der Letzte spricht immer mit der größten Achtung von ihm. Seine Wahl zum Mitgliede des kleinen Rathes 1686 rief ihn von der Akademie ab; doch blieb er als Aufseher derselben immer sehr thätig und machte sich besonders um die Bibliothek theils durch Bereicherung, theils durch Erleichterung der Benutzung verdient. Mit großer Thätigkeit ordnete er nach seiner Erwählung zum Stadtschreiber 1690 die Archive der Republik, und seine politische Laufbahn gewährte ihm nicht geringern Ruhm als sein Lehramt. Von 1699 an, wurde er mehre Male zum Syndikus, einem der Häupter der Regirung, gewählt, und erwarb sich während der Streitigkeiten mit Savoien, 1699, durch seine Unterhandlungen am turiner Hofe, zu Solothurn beim franz. Gesandten und zu Zürich und Bern großen Ruhm. Zu Stillung der innern Unruhen 1707 wirkte er wohlthätig ein und blieb für das Wohl seines Vaterlandes thätig, so lange es seine Kräfte gestatteten. 1723 lehnte er endlich wegen seines hohen Alters die erste Syndikusstelle ab, wohnte aber noch einige Jahre allen wichtigern Rathsversammlungen bei, bis seine schwindenden Kräfte ihm auch dieses unmöglich machten. Obgleich von Natur schwächlich, hatte er sein Leben durch Sorgfalt und geregelte Thätigkeit auf 89 Jahre gebracht. Er starb d. 17. Sept. 1731, allgemein geachtet. Ausgebreitete philosophische und historische Kenntnisse ohne Pedanterie, Scharfsinn und Bestimmtheit in Zerlegung der Begriffe ohne Spitzfindigkeit, munterer Witz ohne Bitterkeit, Behutsamkeit ohne Ängstlichkeit und Höflichkeit ohne Kriecherei machten seinen Umgang zugleich angenehm und lehrreich. — Von seinen Werken ist das Wichtigste ungedruckt: Diverses recherches sur l'histoire de Genève, sur son gouvernement et sa constitution. 3 Tom. fol. Ms. Ein Auszug findet sich im Journal Helv. Janv. 1755. Er lieferte auch Spon die Dokumente zur Histoire de Genève.— Gedruckt sind: Theses ex universa Philosophia selectae. Nismes 1662 und Saumur 1667. Eine Logik in latein. Sprache. Genevae 1672. 8. De varia astrorum luce. 1674. 4. Lettre sur un phénomène céleste in den Nouvelles de la rép. des lettres. Mars 1685. Reponses à des questions de Milord Townshend sur Genève ancienne. Genèv. 1774 *). (*Escher.*)

CHOUT (Tschoht oder Tschaut). Ursprünglich der vierte Theil des Ländereiertrags; ein Mahrattentribut, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts aufkam und den nachher dieses Volk von allen indischen Fürstenthümern verlangte, wo es die Übermacht hatte. Im J. 1710 mußte der indische Kaiser ihm den Chout von ganz Dekan bewilligen, und noch 1743 wurde er ihm in Carnatik zugestanden; dagegen mußten sie sich dann alles Plünderns enthalten. Späterhin hat man auch die Abgabe, die zu Folge gerichtlicher Entscheidun-

*) S. Eloge historique de J. R. Chouet par *J. Vernet.* 1731. und in der Bibl. Ital. 12. 107. Leipz. Gel. Ztg. 1733. 347. Bibl. raisonnée VIII. 230. *Senebier* Hist. litt. de Genève II, 259. — Jöcher. — Leu Lex., u. Forts. v. Holzhalb. Iselin allg. hist. Lexicon. — Biogr. Univ. — Haller Bibl. d. Schw. Gesch. II, 644, 645. III, 149. IV, 909. 910. V, 614.

gen in den Distrikten eingefodert wurde, mit diesem Namen benannt. (*Wedekind.*)

CHOUZÉ SUR LOIRE, Marktflecken im Bezirk Chinon des franz. Dep. Indre-Loire nahe an der Loire, hat 3314 Einw. und handelt mit Getreide und Weinen. (*Hassel.*)

CHOWAL (Chowaul), ein Distrikt in der Hindustanprovinz Guzurate, worin die Briten die Zemindarie Bischapur (Beejapoor), den Rest aber der Guicowar besitzt. (*Hassel.*)

CHOWAN, Grafschaft im nordamerikan. State Nordcarolina, die ihren Namen von dem Flusse hat, der sich in ihrem Umfange in den Albemarlesund mündet; sie hatte 1820. 6464 Einw., worunter 3625 Sklaven, und Edenton zum Hauptorte. (*Hassel.*)

CHOWBENT, Dorf in der Shire Lancaster des Königr. Englands, hat mit dem Kirchspiele 6375 Einwohner, die Baumwollenzeuge und kleine Eisenwaren verfertigen. (*Hassel.*)

CHOWGHAT, ein Distrikt in der britischen Prov. Malabar auf Dekan, welcher vorzüglich von Moplays bewohnt wird, und unter verschiedne Nairenfürsten vertheilt ist. Die Hauptstadt ist Ponany. Die Stadt Chowghat steht an einem kleinen Landsee, der mit dem Meere sich verbindet. (*Hassel.*)

CHOWRI, ein Eiland, das im indischen Ozeane unter 8° 30′ Br. und 111° 13′ L. belegen, zu der Gruppe der Nikobaren gehört; es erhebt sich ziemlich hoch über das Meer, ist mit Waldungen bedeckt, hat gutes Wasser und ist bewohnt. (*Hassel.*)

Chraglievo, s. Crajova.

CHRAST, Herrschaft und Markt mit Pfarre, 2 St. von Chrudim, im Kreise gleiches Namens in Böhmen. Außerdem führen noch 11 Dörfer in Böhmen diesen Namen. (*André.*)

CHRAUSTOWITZ (Chraustowicze), Herrschaft und Markt, mit Schloß und Pfarre, 3 St. von Chrudim, im Kreise gleiches Namens in Böhmen. (*André.*)

CHRELES, Herr des kleinen serbischen Stats Strummitza *), in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Er hielt es Anfangs mit dem byzantinischen Kaiser, trat aber von diesem zu den serbischen König Stephan Duschan **) über. Der Kaiser verzieh ihm jedoch diese Untreue und überließ ihm einen Theil seines Heeres, welches nach der ungarischen Gränze zog und den König Karl Robert veranlaßte, seine Zurüstungen zu einem serbischen Kriege einzustellen. Vom Kaiser trat er später wieder zum Könige von Serbien über, und dieser nahm ihn an, weil der Vertrag mit dem byzantinischen Kaiser, der ihn daran zu hindern schien, noch nicht beschworen war. Als nun dieser Lehnsfürst des serbischen Königs starb, erbte der König sein Gebiet. (*Rumy.*)

CHRESTIENS DE TROYES, so genannt von seinem Geburtsort, gehört zu den fruchtbarsten und berühmtesten nordfranzösischen Dichtern des 12. Jahrh. und ist auch für die Geschichte der ältern teutschen Literatur besonders wichtig, weil mehre seiner großen Rittergedichte im 13. Jahrh. bei uns nachgebildet worden sind. Von des Dichters Leben ist nur so viel bekannt, daß er sich, nach der Sitte seiner Zeit, dem Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, als Schützling, angeschlossen hatte und 1191 starb, also in demselben Jahre, wo sein Herr vor S. Jean d'Acre blieb. Kein Dichter ist so viel und allgemein von seinen Zeitgenossen gepriesen worden, wie Chrestiens †); er verdiente aber auch diese Auszeichnung, sowol wegen des Reichthums seiner Erfindung und der kunstreichen Haltung seiner Erzählung, als wegen der Originalität und Kultur seines poetischen Stils. In der letzten Hinsicht bezeichnet er den Wendepunkt der höchsten Vollendung der alten nordfranzösischen Poesie der Romanciers. Seine Dichtungen gehören sämmtlich in den mit morgenländischen Mährchen und Bildern verschmolzenen Sagenkreis der Tafelrunde, dessen blühende und glänzende Romantik seinem eigenen Charakter zusagte. Von seinen zahlreichen Schöpfungen haben sich nur sechs erhalten, die ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden können. Sie befinden sich unter den Manuscripten der königl. Bibl. zu Paris, und nur in späteren Bearbeitungen sind einige derselben gedruckt: 1) Le Roman de Perceval le Gallois, dem Grafen von Flandern gewidmet, fortgesetzt von Gautiers de Denet und vollendet von Manessier, einem Dichter vom Hofe der Gräfin Johanna von Flandern. (Manuscr. Bibl. Roy. N. 6837; 27 und 73, fonds de Cangé.) 2) Le Roman du Chevalier au Lion. 3) Le Roman de Guillaume d'Angleterre (Mnscr. N. 6987. 4) Le Roman d'Erec et d'Enide (Mnscr. 6987 und 7518). 5) Le Roman de Cliget (Mnscr. 7518 und fonds de Cangé 27 und 73). 6) Le Roman de Lancelot du Lac, auch de la Charette genannt, vollendet von Godefroy de Ligny (Mnscr. fonds de Cangé N. 73). In der Einleitung des Gedichts nennt Chrestiens mehre seiner Werke, die uns verloren gegangen sind, namentlich einen Tristan. Einige Romane werden ihm fälschlich zugeschrieben, z. B. le Chevalier à l'espée, le roman du Graal, le Roman de Troye etc. (*W. Müller.*)

Chrisma, s. Salböl.

CHRISMEN, nicht mit Chrisma, dem in der römischen Kirche gebräuchlichen geweihten Öle zu verwechseln, nennt der Diplomatiker gewisse Figuren, oder Schriftzeichen, welche von den Zeiten der Merovinger bis zum 14. Jahrh. in Urkunden und Handschriften, meistens dem Anfang der Schrift, und in Urkunden auch wol, doch seltener, den Unterschriften oder dem Datum, vorgesetzt sind. — Die ursprünglich griechische Benennung des Zeichens ist chrismon, auch chrismos, lat. chrismum, chrismus, bei Papias crismon. Daß die Chrismen allmälig die Gestalt eines nur mit Nebenzügen versehenen C annahmen, gab, seitdem Diplomatik in eine wissenschaftliche Form gebracht ward, zu mehren Deu-

*) Dieser kleine Stat begriff in sich nur das sehr feste Schloß Strummitza und drei Städte, und stieß bei Emboli an den Meerbusen von Contesa. **) Duschan bedeutet so viel, als der reichliche Almosenspender.

†) Namentlich von Huon de Mery, Guillaume de Normandie, Raoul de Houdani, Thibaud, dem Könige von Navarra und dem Verfasser des Romans vom Chevalier à l'espée.

tungen dieses Zeichens Anlaß. Baring [1]) will das C für caput oder capitulum gelesen haben, indem die Schreiber damit den Anfang eines Diploms hätten andeuten wollen. Dieser fällt aber bei einer Urkunde von selbst in die Augen. Auch passet die Erklärung nicht auf die Chrismen, die sich, wie oben bemerkt worden, auch anderwärts, als am Anfang finden. Wegen der zuweilen beigefügten Buchstaben J, oder des griech. *H*, auch wol *α* und *ω* soll dann doch zugleich der Name Jesus Christus darin enthalten seyn. Von Eckhard [2]) hingegen, dem dann auch Schannat, die Benediktiner und mehre diplomatische Lehrbücher folgen, wollen in Chrismen mancherlei, die bekannten Ausrufungsformeln in Christi nomine, u. s. w. bezeichnende, Siglen und tironische Noten finden, wovon doch nur der häufig durch das C gezogene lange Strich sich am wahrscheinlichsten für ein J annehmen läßt. Indessen läßt sich dieser lange Strich, der später gebrochen an der oberen und unteren Spitze des C erscheint, auch gar wohl als bloße willkürliche Verzierung ansehen, dergleichen in unserer teutschen Hand- und Druckschrift bei dem C noch üblich ist. Diese Ansicht scheint auch Spieß [3]) gehabt zu haben. Ihm ist die Sigle C die Hauptsache, die bald einfach, bald mit allerhand Verzierungen, Nebenzügen, erscheine und als Anfangsbuchstabe des Wortes crux willkürlich, statt des Zeichens: † selbst, gebraucht worden sei, welches letztere freilich auch in Urkunden und Handschriften häufig sowol dem Anfang, als den Namensunterschriften vorgesetzt ward.

In der Hauptsache stimmen, wenn Baring's offenbar verwerfliches caput ausgenommen wird, alle diese Ausleger über Bedeutung und Zweck der Chrismen überein. Die Schreiber wollten damit, eben so, wie mit den Anrufungsformeln am Anfang oder dem Schluß einer Schrift, eine christlich fromme Gesinnung, einen Gedanken an das höhere Wesen, andeuten, ohne damit gerade jedes Mal eine eigentliche Anrufung der Gottheit, oder, wie Gatterer will, eine eidliche Bestärkung des Inhalts der Urkunde, im Sinne zu haben. Von dem letzten ist keine Spur vorhanden, aber auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Chrismen eine eigentliche Anrufung haben ausdrücken sollen, da sie in den meisten Fällen unmittelbar vor den wörtlich geschriebenen Anrufungsformeln: in nomine domini nostri J. Chr. — in n. s. et indiv. trinitatis etc. stehen. Es läßt sich kaum denken, daß ein Schreiber ein und das Nämliche zwei Mal, erst durch Zeichen, oder Sigle, dann durch völlig ausgeschriebene Worte, unmittelbar hinter einander seiner Schrift sollte vorgesetzt haben. Man müßte solchenfalls wenigstens annehmen, die durch das Chrismon, also durch eine Abkürzung, ausgedruckte Formel gehe den Schreiber, die wörtlich folgende aber den Aussteller der Urkunde an, mit andern Worten: durch die erste solle göttlicher Segen für die Ausfertigung, durch die andere für die zu beurkundende Handlung selbst, erbeten werden.

Welche Ansicht man aber auch von einem Chrismon haben, und wie viel oder wenig man darin finden mag, so ist wol so viel als zuverlässig anzunehmen, daß der schon in früheren Jahrhunderten aufgekommene Gebrauch, sich durch das Zeichen des Kreuzes als Bekenner des Christenthums darzustellen und durch dieses Zeichen an dessen Stifter zu erinneren, so wie der daraus erwachsene, zum Theil noch fortwährende Aberglauben, als ob durch Bezeichnung mit dem Kreuze Personen und Sachen vor dem Einflusse böser Geister, und der nachtheiligen Wirkung eines Naturereignisses, z. B. des Blitzes, sicher gestellt werden könnten, als ob sie dadurch eine gewisse Heiligkeit und Unverletzlichkeit erhielten, zu der Gewohnheit den Anlaß gegeben habe, auch in Urkunden und anderen Schriften sich häufig der Kreuze und ähnlicher Zeichen, welchen man die nämliche Bedeutung beilegte, zu bedienen. Um sich von der Mannichfaltigkeit dieser Zeichen eine Vorstellung zu machen, dürfen nur die Kupfertafeln des Mabillonschen Werks [4]), besonders auch die Synodalbriefe, und die vor den Unterschriften vorkommenden Zeichen angesehen werden. Hier wechseln einfache Kreuze mit sonstigen Zügen, darunter auch solche, die für ein C oder J genommen werden können. Häufig ist besonders das ☧, das so genannte Labarum, oder Monogramm Christi, welches auch der Lombarde Papias in seinem Glossar, so wie der Verf. des syntagm. dict. bei Mabillon S. 619, als Regel für das Chrismon anzunehmen scheinen, das aber unter der Hand der Schreiber, bei denen die Bedeutung nach und nach in Vergessenheit kam, in willkürliche Züge sich veränderte, und eine ganz andere Gestalt annahm, in der zuletzt auch das lange vorherrschende C nicht mehr sichtbar war, bis sich der Gebrauch des Chrismon, der in die Kanzleien des hohen Adels in Teutschland nie eingedrungen war, mit dem 14. Jahrh. ganz verlor. —

Das hier Gesagte wird zu der Überzeugung genügen, daß dieser Theil der Urkundenwissenschaft noch auf ungewissen, schwankenden Hypothesen großen Theils beruhet. Und obgleich versucht worden, gewisse Zeiträume zu bestimmen, in welchen die eine oder die andere Gestaltung der Chrismen herrschend gewesen, um auch davon Kennzeichen zur Beurtheilung des Alters, oder der Echtheit einer Urkunde herzunehmen, so möchte doch wegen der willkürlichen Bildung solcher Zeichen mit wenig Zuverlässigkeit sich ein Urtheil darauf gründen lassen [5]). —

Eine gleichmäßige Ungewißheit herrscht in Ansehung eines besondern, monogrammatisch gebildeten Zeichens ᶜR‡, welches der teutsche Kaiser Heinrich III. der Unterschrift seiner Urkunden beizufügen pflegte. Wäre die im Chron. Gottwic. p. 264. geäußerte Muthmaßung richtig, daß dieses Zeichen aus den Buchstaben C und R zusammengesetzt sei, worauf freilich der erste Anblick führt, daß also damit das Wort crux angedeutet werden solle: so würde solches zu den Chrismen zu rechnen seyn. Es haben aber die Urkunden Heinrichs schon ein, völlig wie

1) In Clav. dipl. Obs. de signif. lit. C. 2) Animadv. ad *Schannat* Dioeces. Fuld. 3) In s. Aufklär. in der Dipl. und Gesch. S. 110.

4) De Re diplomat. besonders Tab. LIV. und LV. 5) Eine nach der Zeitfolge geordnete Classification der Chrismen, s. in v. Schmidt-Phiseldeck Anleit. in d. Dipl. S. 52 ff.

ein großes C gebildetes, nur mit einer oberwärts und unterwärts laufenden Spitze, durchaus mit geschlängelten Zügen verziertes und ausgefülltes Chrismon, vor der ersten Zeile. Außerdem ist aber nicht abzusehen, warum Heinrich den an sich deutlichen Kreuzeszeichen doch noch eine Erklärung durch die vorgesetzten ersten Buchstaben des Worts crux sollte beigefügt haben. — Noch unwahrscheinlicher ist die Meinung Gerkens u. A., welche ein Recognitionszeichen darin finden wollen, z. B. Cognovit Rex, oder Cancellarius Recognovit. Das erste ist gegen allen Gebrauch; gegen das zweite streitet schon der Ort, wo sich das Zeichen Heinrichs in seinen Urkunden gesetzt findet. Es steht nämlich unmittelbar an der auf beiden Seiten des Monogramms befindl. Unterschrift: signum dni Heinrici —— Imperat. Augusti. — In der nächsten Zeile folgt dann erst: Winniherius Cancellarius — recognoui. Wozu hätte also wol früher schon hinter dem Titel des Kaisers die Recognition des Kanzlers monogrammatisch angezeigt werden sollen, da sie in der gewöhnlichen Art unmittelbar folgt? — Richtiger erscheint dagegen die Erklärung jenes Zeichens, wie sie Spieß a. a. O. gibt, durch Manupropria, aus der Unciale ω, wie sie oft statt M vorkommt, und den zusammengezogenen Kapitalbuchstaben: P und R zusammengesetzt. So erklärt steht das Zeichen mit der Schlußformel der Urkunden: hanc cartam — manu propria, ut infra videtur, corroborantes — und mit der oben schon angegebenen Unterschriftsformel in natürlicher Beziehung. Daß aber K. Heinrich dieses m. pr. auch wirklich mit eigener Hand beigesetzt habe, geht aus einem von Spieß eingesehenen bamberger Original vom J. 1054 hervor, in welchem noch deutlich zu bemerken ist, daß die Sigle mit seinen Zügen vorgezeichnet und dann vom Kaiser mit der nämlichen Tinte ausgeführt war, womit er auch den eigenhändigen Strich in seinem Namens- und Titelsmonogramm gemacht hatte.

(*v. Arnoldi.*)

CHRIST (eigentlich und richtiger: Christianer), heißt derjenige, welcher sich zum Glauben an Jesum Christum bekennt. Die Benennung entstand schon im ersten Jahrhundert, und zwar zunächst für die Gemeine der Gläubigen zu Antiochien, welche aus Juden und Heiden gemischt war. Ihre Abstammung von Christus springt in die Augen.

(*Märtens.*)

CHRIST (Johann Friedrich), geb. zu Koburg 1700 und gest. zu Leipzig 1756, hat sich nicht nur um klassische Literatur, sondern auch um das Studium der Kunst bedeutende Verdienste erworben. Er gehört zu den frühzeitigsten Schriftstellern, denn schon als Knabe von 13 Jahren gab er Verschiedenes in Druck. Erst als achtzehnjähriger Jüngling wendete er sich zur klassischen Literatur, betrieb sie nun aber mit dem größten Eifer. Zu Jena studirte er dann Philosophie und die Rechte. Nach vollendeten Universitätsjahren wählte ihn der koburgische Minister v. Wollzogen zum Führer seines Sohnes nach Jena, wo er selbst, ohne habilitirt zu seyn, sehr besuchte Vorlesungen hielt, und doch noch Zeit gewann, in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Schriften seine vielseitigen Kenntnisse zu beweisen. Diese Schriften hatten die Aufmerksamkeit des damaligen königl. polnischen und sächsischen Kanzlers Grafen v. Bünau auf ihn gerichtet, und ihn bestimmt, Christen die Führung seines Sohnes in Leipzig anzuvertrauen. Bevor er dahin im J. 1729 abging, ernannte ihn die Jenaer Universität zum Magister, in Leipzig aber ward er noch in demselben Jahre als außerordentlicher Professor der Geschichte angestellt. Nach Verlauf von 4 Jahren begleitete er den jungen Grafen auf einer Reise nach Holland, England, Frankreich und Italien, und wurde nachher (1739) zum Professor der Poesie an der Universität zu Leipzig ernannt, wo er bis ans Ende seines Lebens durch Lehre und Schrift ungemein nützlich wirkte. Seine Schriften (deren Verzeichniß s. b. Meusel im Lex. d. verst. t. Schriftsteller Bd. 2. S. 93—99) sind juridischen, historischen, philologischen, archäologischen und artistischen Inhalts. Unter seinen historischen Schriften zeichnet sich die über Machiavel besonders aus. Von seinen philologischen ist, außer seinen 4 Bden Noctes academicae und seinem Kommentar über die 10 ersten Bücher des Livius (in Drakenborchs Ausg. Amst. 1741) insbesondere deren über Phädrus zu gedenken, dessen Fabeln er für kein altes Werk, sondern von Nic. Perrot, dem Auffinder derselben, für untergeschoben hielt. Eine Probe, wie diese seiner Meinung nach untergeschobenen Fabeln verbessert werden könnten, gab er in dem Werke: Fabularum veterum Aesopiarum libri duo. Unter seinen archäologischen Schriften bemerken wir seine lateinische Erklärung der Lippertschen Daktyliothek und mehre über Gemmenkunde, die man sich damals sehr angelegen seyn ließ. Schon frühzeitig hatte er sein Augenmerk auf die Geschichte der neuern Malerei gerichtet, und als ein Hauptwerk erschien von ihm die: Anzeige und Auslegung der Monogrammatum, einzeln und verzogenen Anfangsbuchstaben der Namen, auch anderer Züge und Zeichen, unter welchen berühmte Maler, Kupferstecher und andere dergleichen Künstler, auf ihren Werken sich verborgen haben (Lpz. 1747). Wenn wir dieß ein Hauptwerk nennen, so sehen wir dabei nicht über die Mangelhaftigkeit desselben hinweg; es war aber das damals beste, und gab zu besseren Veranlassung, wie z. B. gleich zu den Nachträgen von dem jüngeren d'Argensville in der französischen Übersetzung dieses Werkes von Sellius (Par. 1751. Dictionnaire des monogrammes). Christ hatte zum Behuf dieses Werkes eine eigne Sammlung auserlesener Kupferstiche angelegt, wie er denn auch eine beträchtliche Sammlung alter Münzen und Gemmen zusammen gebracht hatte. Seine Kunstkenntniß war daher nicht allein aus Büchern geschöpft, sondern gründete sich auf eigne Beobachtungen, wozu er auch auf seinen Reisen jede Gelegenheit benutzt hatte; ja er unterließ auch nicht praktische Kunstübungen anzustellen, und war im Zeichnen und Radiren gar nicht ungeübt. Zu mehren seiner Werke (z. B. zu der Ausg. der Fabb. aes. vom J. 1748) sind die Kupfer von ihm selbst radirt. Bei Allem dem wendete er aber auch seine Gelehrsamkeit zur Förderung der Kunst an, in welcher er sich einen geübten Kennerblick erworben hatte, und es ist eines seiner nicht unbedeutendsten Verdienste, daß er im Studium der Archäologie auf teutschen Universitäten die

Bahn brach. Unter dem Titel: Collegium literarium trug er für nur wenige auserlesene Zuhörer Archäologie vor. Daß noch nicht der richtige Gesichtspunkt gefaßt und die Anlage zu weitgränzend war, sieht man aus seinen Abhandlungen über die Literatur u. Kunstwerke vornehmlich des Alterthums, welche, nachdem sie lange nur in Handschriften vorhanden gewesen, endlich J. K. Zeune (Lpz. 1776) heraus gab: allein auch so, wie sie waren, haben sie vielfach nützlich eingewirkt, und vielleicht selbst auf Winkelmann. Wolf in seiner Schilderung desselben sagt, er würde für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntnisse nur in Leipzig etwas haben gewinnen können, „wo damals Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Überbleibseln alter Kunst bekannt machte, und durch Vortrag besser als durch seine helldunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß Winkelmann, als er beim Grafen v. Bünau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christ'schen so genannten Collegium literarium, woraus er manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte. Gegen die später auftretenden Kunstschwätzer stand aber jener Mann wirklich sehr hoch; auch bezeigt ihm hie und da Winkelmann seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreises, z. B. einem Reiz, warme Liebe und Achtung nach dem Tode zu Theil wurde." (S. Goethe's Winkelmann und sein Jahrhundert S. 459). (*Gruber.*)

CHRIST (Joh. Ludwig), dieser fruchtbare Schriftsteller, geb. zu Öhringen 1735, zuerst Pfarrer zu Rodheim im Hanauischen, und dann zu Kromberg im Mainzischen, gest. am 18. Nov. 1813, hat fast alle Fächer der Ökonomie im weitesten Sinne, Ackerbau und Gärtnerei, vorzüglich Obst- und Weinbau, Viehzucht und insonderheit Bienenzucht, wie auch ökonomische Witterungskunde und mehre Theile der ökonomischen Technologie in zahlreichen, zum Theil mehrmals aufgelegten Werken bearbeitet, die man in Meusels gelehrtem Teutschlande und weitern allgemeinen und ökonomischen Bücherverzeichnissen angegeben findet. (*H.*)

CHRISTBURG, ein ehemaliges Schloß des teutschen Ordens in der altpreußischen Landschaft Pomesanien, an dem Flusse Sorge (Sirguna), war einst seiner Lage und Festigkeit wegen ausgezeichnet wichtig. Während des 53jährigen Bekehrungskrieges war es sehr oft ein Gegenstand blutiger Kämpfe und der Schauplatz bewundernswerther Heldenthaten; es knüpfen sich große Erinnerungen daran und an die Umgegend, die ein klassischer Boden für die ältere preußische Geschichte ist. Hier wohnten die kriegerischen Polexianer, ein preußischer Volksstamm, der sich den Polen durch häufige Verheerungen ihres Gebiets lästig machte und im J. 1167 den Polenfürsten Boleslaus Kraushaar in einer großen Schlacht besiegte, in welcher sein Bruder Heinrich erschlagen ward. Diese Niederlage zu rächen, überzog Kasimir der Gerechte die Polexianer mit Krieg, verheerte ihr Land auf die unmenschlichste Weise, und zwang sie dadurch (1192) zur Unterwerfung [1]). Wahrscheinlich sind die Polexianer in diesem Kriege so sehr geschwächt worden, daß sie aufhörten, einen eigenen Volksstamm zu bilden; denn die Geschichte gedenkt ihrer von da an nicht mehr; und als 40 Jahre später die teutschen Ritter in diese Landschaft kamen, fanden sie darin den Volksstamm der Pomesanier [2]). Im J. 1233 begannen die Ritter des teutschen Ordens Pomesaniens Eroberung, und noch in demselben Jahre, im November gewannen sie, von der Streitmacht des tapfern Pommern-Herzogs Swantopolk des Großen unterstützt, an den Ufern des Sirgunaflusses die erste große Schlacht gegen die Preußen, in welcher die letztern 5000 Mann eingebüßt haben sollen [3]). Den Tag nach dieser Schlacht erkämpften die Ritter einen zweiten Sieg und eroberten die pomesanische Burg Glemno. Die Lage der Gegend macht es beinahe gewiß, daß die erste Schlacht in der Nähe der Anhöhe vorfiel, auf welcher später Christburg erbauet worden und damals die Burg der Pomesanier, Crewose gestanden hat [4]). Diese Burg ist wahrscheinlich im J. 1236 bei dem großen Kriegeszuge des Markgrafen Heinrich von Meißen gegen die Pomesanier erobert und von den Ordensrittern hergestellt oder neu gebauet worden [5]); doch mangeln alle bestimmte Nachrichten darüber, so wie über die Zeit, in welcher Swantopolk zu ihrem Besitz gelangt ist, welches in dem Kriege, den er in den J. von 1242 — 1244 mit dem Orden führte, erfolgt seyn muß [6]). Sie war noch im J. 1247 von den Pommern und Pomesaniern gemeinschaftlich besetzt und hieß zu der Zeit Kirsburg oder Kersberg. Damals war der tapfere Heinrich von Wida, der später Landmeister wurde, mit vielen Rittern und Kreuzfahrern nach Preußen gekommen, um gegen die Ungläubigen zu streiten; und da gerade eben Swantopolk in Verbindung mit den abgefallenen Preußen die teutschen Ordensritter hart bedrängte: so brannte er vor Begierde, diesem gefährlichen Feinde des Ordens Abbruch zu thun. Zu dem Zwecke sammelte er eine kleine Schar bewährter Kampfgenossen, schlich sich zur Nachtzeit, mit Leitern versehen, an die Kirsburg, erstieg sie, erschlug die dort befindlichen Pommern und Pomesanier und legte eine Besatzung darein. Da der Überfall in der Nacht vor dem Christfeste geschehen war, so wurde zum Andenken daran die Feste von den Rittern Christburg genannt [7]). Swantopolk konnte den Verlust des Schlosses um so weniger verschmerzen, als ihm der Besitz desselben die Verbindung mit den empörten Pomesaniern er-

---

1) S. *Mart. Cromer* De Orig. et reb. gest. Polonorum Lib. VI. p. 154 sq. et p. 172 sq. 2) Joh. Voigt Geschichte Marienburgs S. 2. Vinc. Kadlubko und Mart. Cromer nennen die Polexianer Polessiani; sollten demnach die Polexianer und Pomesanier nicht Ein Volk seyn? 3) *Pet. de Dusburg* Chron. Pruss. P. III. Cap. XI. Luc. Dav. preuß. Chr. Bd. II. S. 74. 4) Voigt Geschichte Marienburgs S. 10. Der von ihm angezogene Luc. David Bd. III. S. 87. weiß aber nur von einem Berge Crewose. 5) A. v. Kotzebue preuß. ält. Gesch. Bd. I. S. 152. 6) Nach Luc. David B. III. S. 87. hat Swantopolk freilich diese Burg gebaut; dem widerspricht aber das, was Dusburg P. III. Cap. LVII. und Voigt S. 10. davon sagen; beides sicherere Quellen als jener. 7) *Pet. de Dusburg* P. III. Cap. LVII.

leichtert hatte; deßhalb traf er sogleich Anstalten zur Wiedereroberung desselben. Er rüstete gemeinschaftlich mit den Pomesaniern ein mächtiges Heer, theilte es in zwei Haufen und lagerte sich mit dem einen vor Christburg, den andern aber ließ er unfern davon in einem Hinterhalt versteckt. Mit dem ersten Heerhaufen griff er das Schloß von der Seite an, die ihm als die schwächste bekannt war, und während die Ritter hier alle ihre Kraft zur Vertheidigung aufboten, rückte der zweite Heerhaufen von der entgegengesetzten Seite heran, erstieg das Schloß, und machte die Besatzung bis auf den letzten Mann nieder. Diesen empfindlichen Verlust zu ersetzen, ließ der Landmeister Heinrich von Wida, dem abermals eine große Menge Kreuzfahrer aus Teutschland zugezogen war, unverweilt die nöthigen Baustoffe zusammen bringen unfern dem eroberten Schlosse ein anderes erbauen, welches Neu-Christburg genannt ward; Alt-Christburg wurde kurz darauf erobert und von Grund aus zerstört. Im Laufe der Zeit siedelten sich viele Kreuzfahrer um das Schloß an und gründeten eine Stadt, die bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. nicht unbedeutend war. Dem neuen Schlosse drohte bald das Schicksal des alten; denn im J. 1252 vereinigten sich die Pomesanier zu dessen Eroberung mit Swantopolk, der mit einem zahlreichen Heere zur Belagerung des Schlosses anrückte. Auch die Pomesanier zogen sich zusammen und sandten eine Menge mit Lebensmitteln und Waffen beladener Wagen den Pommern entgegen. Diesen Transport erbeuteten die Ritter von Christburg, dann überfielen sie die einzeln anrückenden Heerhaufen des Pommernherzogs aus klug gelegten Hinterhalten, und zersprengten sie alle; selbst Swantopolk rettete sich nur durch eilige Flucht vor der Gefangenschaft [8]). Nach dieser Zeit war die Christburg als die Hauptfeste der Landschaft noch oft den Angriffen der empörten Preußen und der Pommernherzoge ausgesetzt, und nicht selten hart bedrängt; doch stets wurde sie durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger, unter denen besonders der heldenmüthige Dietrich Rote glänzt, dem Orden erhalten. Bei einem solchen Angriffe bewies der edle Preuße Sirene, eine Tapferkeit, die seinen Namen dem eines Horatius Cocles gleich stellt. In einem Aufstande des Bartner Fürsten Divan und des Pomesanier Linko im J. 1274, der höchst gefährlich für den Orden wurde, war ein Ordensheer in der Nähe von Christburg von den Preußen überfallen und vernichtet worden, und wer von den christlichen Bewohnern im Lande entfliehen konnte, der rettete sich nach der Stadt Christburg. Bald aber war auch diese Stadt von den Preußen eingenommen und alle, die sich hinein geflüchtet hatten, wurden erschlagen, oder gefangen fortgeführt. Selbst die Vorburg des Ordenshauses konnte nicht vertheidigt werden; denn der wackere Dietr. Rote befand sich eben mit der ganzen Besatzung abwesend, um die belagerte Burg Trappeinen zu entsetzen und hatte in dem Schlosse Christburg nur drei Ritter und drei Knechte zurück gelassen. Diese nicht ahnend, welche Gefahr ihnen drohe, hatten weder die Zugbrücke der Hauptburg aufgezogen, noch das Thor geschlossen, und schon nahten die Preußen. Als dieses Sirene, ein edler Pomesane, der in einem Thurme des Schlosses eingekerkert war, bemerkte, schlug er seine Fesseln ab, ergriff Spieß und Schwert, eilte hinab und vertheidigte den Eingang des Schlosses gegen die andringenden Preußen, bis die Zugbrücke aufgezogen und das Thor geschlossen worden; dann sprang er in den Graben, und rettete sich durch eine Nebenpforte ins Schloß [9]).

Das Schloß Christburg wurde für eines der wichtigsten im Lande gehalten; es war eine der drei Münzstätten Preußen, worin schon zu des Hochmeister Dietrichs von Altenburg Zeiten (von 1335 bis 1341) die ersten Heller geschlagen wurden [10]) und seit 1360 der Sitz des Ober-Trappiers, eines der Ordens-Großen, der den vierten Rang nach dem Hochmeister einnahm und für die Bekleidung der Ordensritter zu sorgen hatte.

Auch in der Geisterwelt spielt das Schloß Christburg eine glänzende Rolle. Die preußischen Chronisten, als: Hennenberger, Schütz u. A. erzählen eine Menge der schauerlichsten Gespenstergeschichten davon, deren trübe Quelle zwar allerdings der fabelreiche Simon Grunau zu seyn scheint, die aber schon um deßhalb hier erwähnt zu werden verdienen, da sie durch ihre allgemeine Verbreitung gewisser Maßen national geworden sind, und die Trümmer von Christburg in Preußen keinen geringere Berühmtheit der Art haben, wie der Blocksberg in Sachsen. (*Rauschnick.*)

CHRISTBURG. Diese im vorhergehenden Artikel erwähnte Stadt, an der Sorge, im Reg. Bez. von Marienwerder, mit 1950 Einw., die zum Theil Kornhandel treiben, hat außer 2 Kirchen ein Reformaten Mönchskloster (nach Mützel). (*H.*)

CHISTCHURCH, ein Borough, der 2 Deputirte zum Parl. sendet, in der engl. Shire Hamt, liegt zwischen Stour und Avon, welcher letztre Fluß einen beträchtlichen Lachsfang gewährt, hat 1 alte Kirche, bei welcher Edward der Bekenner eine Priorei und Kloster gründete, 290 Häus. und 1553 Einw., die 2 große Brauereien unterhalten und sich von der Verfertigung von Uhrketten und Strümpfen, so wie von der Fischerei nähren, auch 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

CHRISTENBERG (der). Der Tradition nach, die älteste Kirche in Hessen; auf einem einsamen, waldumkränzten Berggipfel des so genannten Burgwaldes, zwischen den oberhessischen Dörfern Forsthausen und Mellnau, im Amte Wetter, gelegen. Der mittlere Haupttheil und die vordere schmale Seite dieser Kirche tragen das Gepräge des hohen Alterthums; und nur das an der entgegen stehenden schmalen Seite angebaute Chor stammt aus einer späteren Zeit. Über den Ursprung dieser Kirche ist eine alte, merkwürdige Überlieferung vorhanden. Sie soll nämlich aus einem heidnischen, dem Kastor geweihten Tempel entstanden, und schon in der Periode der Karolinger zu einer christlichen Kirche einge-

8) Luc. David Bd. III. S. 110.

9) Luc. David Bd. IV. S. 82. 10) Kasp. Hennenberger Erkl. d. größ. preuß. Landtafel S. 46.

richtet worden seyn [1]). Sage und Volksglauben geben die christenberger Kirche für die erste christliche in Teutschland aus, welche Karl Martell im J. 716 erbaut habe, als er gegen die Sachsen im Anzuge war, und bei der Stadt Frankenberg mit seinem Heere stille lag. Nachdem er ein auf dieser Anhöhe gelegenes Bergschloß, mit einem Götzentempel, der Kastorberg genannt, zerstört hatte, läßt ihn die Sage diese Kirche errichten, und Christo zueignen. Daher soll sie der Christus- oder Christenberg genannt, und von dem bekannten Bischofe Bonifacius, dem Apostel der Teutschen, eingeweiht worden seyn.

Daß Karl Martell, der Bisthümer, Abteien und Kirchengüter, nach Gefallen, an Laien, und sogar einige Mal an Weiber verschenkte, welche die öffentliche Achtung verloren hatten, der die Kirchengelder zu seinen Bedürfnissen verwendete, und alle Rechte der Geistlichkeit für Nichts achtete, den auch der eifrige Bonifacius nie ganz nach Wunsch für seine Plane gewinnen konnte, selbst eine Kirche auf dieser Anhöhe errichtet haben sollte, ist nicht wahrscheinlich, und die Errichtung dieser Kirche scheint erst später geschehen zu seyn. Eine andere, von Winkelmann [2]) angenommene Sage nennt Karl den Großen, der die alte Stadt Frankenberg ums J. 804 erweiterte und vergrößerte, und in diesen Gegenden, wo er mehre Plätze befestigte, öfter mit den Sachsen zusammen traf, als Erbauer der christenberger Kirche. Das Schloß und die Festung, die er auf diesem Berggipfel, zunächst der christlichen Kirche, erbaut haben soll, sind längst wieder zerstört; vergebens sieht man sich nach architektonischen Überresten um, nur hie und da nimmt man noch einige Merkmale von ehemaligen Wallgraben, einige größere Steine u. dgl. wahr, die von einer frühern Befestigung zeugen.

Noch ist eine alte, seit Jahrhunderten unter dem Volke erhaltene Sage von einem Könige Grünewald vorhanden, — wovon aber die bewährte Geschichte nichts weiß —, die nur darum merkwürdig ist, weil sie auf eine auffallende Art an Shakespear's Macbeth erinnert, und die Bemerkung bestätigt, daß jede Gegend ihre eigenen Mythen habe, und daß die Übereinstimmung derselben unter verschiedenen Völkern in dem Gemeinsamen der sie umgebenden Natur und in dem menschlichen Gemüthe gegründet sei. Die Angabe, daß der mittlere Theil der christenberger Kirche der Überrest eines heidnischen, dem Kastor geweiht gewesenen Tempels sei, beruht auf unhaltbaren Gründen. Dem Kenner der kirchlichen Baukunst erscheint vielmehr dieses Gebäude — der Grundgestalt nach, ein längliches Viereck, — sogleich als eine sehr alte christliche Kirche, im so genannten gothisch-sächsischen Stile, etwa im 11ten oder 12ten Jahrhunderte erbaut, die jedoch in spätern Zeiten manchen Zusatz erhalten hat. Sowol der Thurm, als auch die Säulen des Kreuzgewölbes und die regelmäßig gehauenen Pfeiler, die sich einiger Maßen der dorischen Säulenordnung nähern, sprechen deutlich für den christlichen Ursprung dieser Kirche. Das Chor rührt erst aus dem Anfange des 16. Jahrh. (1520) her, wie eine darin angebrachte Inschrift sagt. — Am 6. Sept. 1818 wurde die baufällig gewordene, und — bis auf das alte steinerne Dachgewölbe, das leider einem flachen, hölzernen Dachboden weichen mußte, — mit sonstiger Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeit, wieder hergestellte christenberger Kirche, bei einer großen Volksversammlung aus der ganzen Umgegend, feierlich eingeweiht.

Merkwürdig ist es, daß man den Namen Christenberg in keiner Urkunde vor dem 16. Jahrh. findet. Die Kirche, oder vielmehr der Berg, auf welchem dieselbe liegt, wird dagegen, so weit man hierin nur in der Geschichte zurück kommen kann, d. h. im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte, ohne Ausnahme Kesterburg oder Kesterberg genannt. Sollte daher aus Kesterburg nicht erst späterhin, vielleicht erst im 16. Jahrhunderte, des ähnlichen Lauts wegen, eine Kastorsburg gemacht, und die Tradition bloß auf die Benennung des Orts gebaut worden seyn? Der Name Christenberg könnte in diesem Falle gar wol einen spätern Ursprung, und seinen Grund in der Andacht irgend eines Bewohners oder Predigers der dasigen Gegend, der seine Kirche nicht gern nach einem Götzen benannt wissen wollte, etwa im Jahrh. der Reformation, gehabt haben. Oder hielt man wol gar den Namen Kesterberg für eine Verunstaltung des Namens Christenberg, und suchte nun die vermeintliche alte Benennung wieder herzustellen? Spätere Geschichtschreiber fanden hernach in dem Namen Christenberg eine Veranlassung, den Ursprung dieser allerdings sehr alten Kirche, bis in die Zeiten der Karolinger zurück zu führen. Nach und nach könnte denn diese Idee immer mehr ausgeschmückt worden seyn.

Von den spätern Schicksalen des Christenbergs ist wenig oder nichts bekannt. An der vordern langen Seite der Kirche, findet sich eine merkwürdige lateinische Inschrift, welche der ehemalige Pfarrer Mog hat einhauen lassen, und nach welcher im J. 1597, in dem einzigen christenberger Kirchspiele, 560 Menschen von der Pest hingerafft wurden. — Im J. 1775 erlaubte es der letztverstorbene Landgraf von Hessenkassel Friedrich II. einem Exjesuiten, Andreas Reeg und dessen Gehilfen, auf dem Christenberge nach unterirdischen Schätzen, u. dgl. zu graben. Diese Schatzgräber hielten ihre Wünschelruthe über mehre Stellen; endlich senkte sie sich. Nun fand man — zwar keine Alterthümer, Urnen, Waffen, Schmuck u. s. w., — einen eisernen Sporn ausgenommen, — auch keine vergrabene Schätze; allein 16 Fuß tief in der Erde, entdeckte man zwei große über einander liegende, längliche Vierecksteine, zwischen welchen man, nachdem der oberste Stein abgehoben worden war, ein menschliches Skelett erblickte, das in einer, in den untersten Stein eingehauenen Vertiefung lag, so, daß der obere Stein genau darauf paßte. Ein Strebepfeiler, — um die Kirchenmauer zu unterstützen, später angebaut, — verhinderte es, daß man nicht den großen Stein herausholen konnte. Die Schatzgräber hielten das aufgefundene

1) S. Wigand Gerstenberger, in seiner frankenbergischen Chronik, zwischen den Jahren 716 und 724. Dilich's hess. Chronik. Th. 6. S. 117. 4te Ausg. Wilh. Lauz, in seinen, auf der kassel. Biblioth. befindlichen handschriftl. Nachrichten von dem löblichen Herkommen u. s. w. 2) In seiner hess. Chronik, S. 225.

Skelett für das Skelett eines Heiligen oder Martyrers, und sollen eine Tradition gehabt haben, daß hier ein solcher begraben sei. Sie packten sogleich alle Knochen ein, und schickten sie fort, zogen auch bald hernach ab, nachdem sie dreiviertel Jahre auf dem Christenberge gehauset hatten.

Als ein gutes Zeichen der Zeit verdient es gerühmt zu werden, daß, als die alte christenberger Kirche, die bis auf die neuesten Zeiten für die nächstwohnenden Gemeinden an bestimmten Festtagen und zu Leichenpredigten in stetem Gebrauch geblieben war, baufällig geworden, nicht an Zerstörung oder schnöden Verkauf dieses ehrwürdigen Denkmals gedacht wurde, sondern so reiche milde Beiträge aus ganz Hessen eingingen, daß sie — das steinerne Dachgewölbe abgerechnet, — mit Erhaltung ihrer Alterthümlichkeit, wieder hergestellt, und ihre Dauer auf lange Zeiten hin gesichert werden konnte [3]). (*Justi.*)

CHRISTENHEIT, ist der Inbegriff aller derer, welche Christen sind. (*Märtens.*)

CHRISTENTHUM. Dieser Ausdruck wird oft mit christliche Religion gleichbedeutend gebraucht. Doch kann man Christenthum von christlicher Religion auch unterscheiden, und dann verhält es sich wol zu derselben, wie ein Wirkliches zu seinem Ideale. Es bedeutet dann, das unter den Bekennern der christlichen Religion sich findende innerliche und äußerliche Wesen; die eigenthümliche Richtung in ihrem Denken und Streben, nebst dem Sinne, dieses Eigenthümliche sich zu erhalten, unter sich immer mehr zu befördern, unter Andern immer geltender zu machen, sammt den aus diesem Sinne hervorgegangnen äußerlichen Einrichtungen. So zeigt es sich als Gemeingeist und Gemeinwesen. Wenn von dem Christenthum eines Einzelen die Rede ist, so versteht man darunter sein besonderes innerliches und äußerliches Wesen, wodurch er Christ ist, oder zu seyn glaubt. Sowol in der Gemeinschaft, als im Einzelen kann Alles dieß vom Ideale, d. h. von dem abweichen, was eigentlich im Geiste und in der Absicht des Stifters der christlichen Religion lag; daher kann das Christenthum sehr ausarten, und es kann ein wahres und ein falsches Christenthum geben. (*Märtens.*)

CHRISTIAN, erster Bischof und Apostel der Preußen, geboren zu Freienwalde in Pommern, wählte das Mönchsleben im Kloster Kolwitz, zeichnete sich schon da durch seine Kenntnisse, Frömmigkeit und Strenge des Lebenswandels vorzüglich aus und wurde nachher ins Bernhardinerkloster Oliva bei Danzig versetzt, wo er nach unverbürgten Nachrichten Abt gewesen seyn soll [1]). So wenig dieß Glauben verdient, so gewiß ist, daß unter den Mönchen in Oliva in Christians Sele, die voll Eifer für die Verbreitung des Christenthums war, zuerst der Gedanke erwachte, die Anpflanzung des christlichen Glaubens auch in dem nahen heidnischen Volk der Preußen zu versuchen. Er verband sich mit seinem Klosterbruder Philipp und einigen andern Mönchen aus Oliva; der Papst ertheilte die erbetene Erlaubniß und sie begannen das Werk zuerst vom culmischen Lande aus etwa in den J. 1209 und 1210 [2]). So groß indeß ihr Eifer und so wohl ausgerüstet Christian durch seine Kenntniß der preußischen Sprache war, so sehr endlich auch der das christliche Werk begünstigende Herzog Konrad von Masovien sie unterstützte: so gering blieb doch Anfangs bei dem festen Glauben der Preußen an ihre alten Götter, die Zahl der Bekehrten. Da begab sich Christian mit seinen Gefährten im J. 1211 nach Rom, stattete dem Papst Bericht ab, ward von ihm aufs Neue in seinem Eifer ermuntert und dem Erzbischof von Gnesen empfohlen, dem der Papst zugleich auch die geistliche Obhut über die Neubekehrten auftrug [3]). Nach Christians Zurückkunft war der Erfolg von seinen und seiner Gefährten fortgesetzten Bemühungen schon weit bedeutender, obgleich ihre eigenen Ordensbrüder, wie es scheint, aus Neid über die beim Papst erworbene Gunst, sie auf mancherlei Weise verhinderten und mißgünstig behandelten, weßhalb der Papst an diese eine scharfe Zurechtweisung erließ [4]). Zugleich empfahl er auch den Herzogen von Polen u. Pommern Schonung und Milde gegen die Neubekehrten, und verbot ausdrücklich, diese mit schweren Lasten und Leistungen zu belegen [5]). Im folgenden J. 1214 sah Christian seinen unermüdlichen Eifer für die Sache des Glaubens schon mit der Bekehrung von zwei preußischen Fürsten, Warpoda, dem Fürsten der Landschaft Lansanien und Swabuno, dem Fürsten des löbau'schen Landes, belohnt [6]). Dieses Ereigniß war für Christians Werk so äußerst wichtig, daß er sich noch in demselben Jahre nach Rom begab, beide Fürsten dem Papst vorstellte und zur Belohnung seiner Thätigkeit für die Kirche zum Bischof von Preußen ernannt wurde, auch bald darauf die von beiden Fürsten schon geschehene Schenkung ihrer Landschaften vom Papste bestätigt erhielt 1215 [7]). Die vom Papst dem neuen Bischof versprochene Kreuzfahrt nach Preußen kam, durch Innocenzens Tod verzögert, erst durch die Bemühung seines Nachfolgers Honorius III. in Bewegung. Christian war dafür auf seiner Reise durch Teutschland, Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Polen und Pommern ungemein thätig. Man versprach sich davon so glückliche Erfolge, daß der Papst dem Bischof Christian schon zum voraus in einer Bulle die Erlaubniß zum Aufbau neuer Kathedralkirchen und zur Errichtung von Bisthümern ertheilte [8]). Man hatte das Kreuzheer, welches im J. 1219 nach Preußen hinzog, im Culmerlande, wo kurz zuvor die einfallenden Preußen Alles ver-

3) Nachrichten von dem Christenberge finden sich in Justi's hessischen Denkwürdigkeiten, Th. II. S. 1 fg., Th. IV. 2. Abth. S. 295 fg. und dem Taschenbuche: die Vorzeit (Jahrg. 1820.) S. 241 fg., wo man auch eine Abbildung des Christenbergs in Steindruck findet.

1) Lucas David B. I. 9. II. 5. nennt ihn Abt. Die Annal. Oliviens. (Mscr.) sagen nur: „Monasterii nostri Professus." Auch der Papst nennt ihn in einem Schreiben vom J. 1211 (Acta Boruss. T. I. p. 249.) nicht Abt.

2) Acta Boruss. T. I. p. 250. 3) Das Schreiben des Papsts an den Erzbischof, s. Acta Boruss. T. I. p. 249. 4) S. Acta Boruss. T. I. p. 251. 5) Ibid. p. 253. 6) Lucas David B. II. S. 22—23. *Bayer* Opusc. p. 372. 7) Die beiden päpstl. Bullen, s. bei Lucas David B. II. S. 22—23 und in den Acta Boruss. T. I. p. 259—261. Chron. Mont. Sereni ap. *Hoffmanni* Script. rer. Lusat. T. IV. p. 71. 8) Lucas David B. II. S. 24. Acta Boruss. T. I. p. 264.

wüstet hatten, längst erwartet. Der Papst aber hatte in demselben Jahre das ganze Kreuzheer, damit es seinen frommen Zweck um so mehr erreiche und sich nicht irdische Gewinnsucht in die Unternehmung mische, dem Gehorsam des Bischofs Christian durch eine besondere Bulle untergeben [9]). Einige Jahre lag das Pilgerheer im Lande; das culmische Gebiet und die nächsten Gegenden wurden wieder angebaut und durch Burgen gegen den Feind geschützt. Zur Belohnung dafür beschenkten der Herzog Konrad von Masovien und der Bischof Geschko von Ploczk den Bischof Christian mit dem beträchtlichsten Theile des culmischen Gebiets zwischen der Ossa, Weichsel und Drewenz, und wiesen ihm auf der neuerbauten Burg Culm seinen bischöflichen Sitz an [10]). Theils in solcher Weise, theils noch durch andere Schenkungen, theils auch durch Ankäufe des Bischofs erweiterte sich der Umfang des ersten preußischen Bisthums immer mehr. Als nun das Kreuzheer Preußen wieder verließ und die alten Gefahren wegen der Einfälle der Preußen ins culmer Land und ins Gebiet des Herzogs von Masovien von neuem drohten, mußte man auf einen kräftigen Vertheidigungsschutz bedacht seyn, und der Bischof Christian stiftete deßhalb mit Beistimmung des masovischen Herzogs einen eigenen Ritterorden, bei welchem er den Schwertritterorden in Liefland zum Vorbild nahm und dessen Glieder „die Ritter Christi" „Brüder von Dobrin" hießen, die letztere Benennung von der Burg Dobrin hergenommen, die ihnen der masovische Herzog erbaute [11]). Christian selbst weihte im J. 1224 die ersten Ritterbrüder in den Orden ein. Allein in einer Schlacht gegen die von neuem einbrechenden Preußen blieben fast alle Ritter im Kampfe [12]). Daher rief Herzog Konrad von Masovien auf Christians Rath [13]) den Orden der teutschen Brüder zu Hilfe, Christian selbst stand an der Spitze der Gesandtschaft, die der Fürst nach Italien zum Hochmeister Hermann von Salza schickte, um mit diesem die nöthigen Verträge abzuschließen 1226. Er leitete die Unterhandlungen [14]), und opferte selbst manchen bedeutenden Vortheil auf, um sein Werk der Bekehrung der Preußen durch den teutschen Orden gefördert zu sehen. Er verzichtete nicht bloß auf allen Zehnten im culmer Lande zum Besten des Ordens schon im J. 1228 [15]), sondern als der Hochmeister im J. 1230 eine größere Anzahl seiner Ritter zum Streite für den Glauben wie für Eroberung nach Preußen sandte, trat ihnen der Bischof Christian auch das ganze, im culmer Lande ihm geschenkte und selbst erkaufte Gebiet ab, um die Ritter sich und seinen Nachfolgern zum Streit um so bereitwilliger zu machen [16]). Und als im J. 1231 der Kampf gegen die Preußen schon begonnen hatte, überließ der Bischof von allen, theils schon eroberten, theils noch zu erobernden Landen Preußens, die nach der päpstlichen Bestimmung ihm zu gehören schienen, dem Orden den dritten Theil [17]). Je weiter aber der Orden in seiner Eroberung vorwärts schritt, desto verwickelter wurden auch die täglich sich neu gestaltenden Verhältnisse zwischen ihm und dem Landesbischof, desto häufiger mußten sich die gegenseitigen Interessen einander berühren und begegnen. Stoff zum Streit lag an sich schon hinlänglich in der Natur der Verhältnisse. Dieselbigen Päpste, welche dem Bischof eine so ausgedehnte Vollmacht in der Anordnung des Kirchenwesens in dem christlich gewordenen Preußen gegeben, hatten auch dem Orden eine Menge von Vorrechten verliehen, die nothwendig ins Kirchenwesen eingriffen. Christian hatte in seiner Sele das Bild solcher Bischöfe, wie er sie in Teutschland unter und neben weltlichen Fürsten gesehen hatte; er aber sollte Bischof seyn unter und neben einem geistlichen Ritterorden. Er hatte freilich den Orden mit ins Land gerufen; allein der Orden hatte dieses Land zuerst gegen den Feind gesichert und das Neugewonnene mit seinem Blute bezahlt. Unter solchen Verhältnissen war Zwiespalt fast unvermeidlich. Die ersten Mißhelligkeiten begannen bald nach der Ankunft des Ordens, wurden jedoch noch durch Vermittelung der Äbte von Lugna und Linda beigelegt [18]). Es erhoben sich aber bald nachher wieder andere. Die Folge war, daß sich die Ordensbrüder, als der Bischof im J. 1233 bei einer Einladung durch einen vornehmen Preußen unter dem Vorgeben, sich mit den Seinigen taufen zu lassen, in Gefangenschaft gerieth, um seine Befreiung, die durch Auslösung gegen mehre in ihren Händen befindliche Preußen leicht hätte geschehen können, nicht im mindesten bemühten [19]). Der Bischof, sobald er wieder frei war, brachte eine Menge schwerer Klagen gegen den Orden bei dem Papst an, die, wenn sie alle begründet waren, allerdings ein schweres Zeugniß gegen die Ordensritter abgeben. Der Papst hielt sie wenigstens für begründet, und trug dem Bischof von Meißen auf, die Ordensbrüder ernstlich zu ermahnen, solche Beschwernisse gegen den Bischof und seine Kirche abzustellen [20]). Zwar scheint der eigentliche Streit hiedurch beigelegt worden zu seyn; allein die Spannung zwischen beiden Theilen dauerte fort. Für die Sache, in welcher Christian stets mit so lebendigem Eifer vom Anfange an gearbeitet und so manches große Opfer gebracht, für die Bekehrung der heidnischen Preußen, war die Jahre lange Uneinigkeit zwischen dem Orden und dem Landesbischof von dem höchsten Nachtheile. Wie konnten die Preußen viel Vertrauen fassen zu einem Glauben, unter dessen ersten Bekennern vor ihren Augen so viel Haß und Zwietracht obwaltete! Mehre Jahre gingen unter dieser Spannung hin. Der Papst hatte zwar durch seine Bulle an den Bischof von

9) S. Acta Boruss. T. I. p. 265—267. Lucas David B. II. S. 25. 10) *Dreger* Codex Pomeran. Nr. LVIII. Cod. Diplom. Polon. T. IV. Nr. 2. 11) S. Voigts Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft in Preußen, Beil. Nr. XII. p. 250. *Dusburg* Chron. Pruss. P. II. C. 4. 12) *Dusburg* l. c. Lucas David II. 12. 13) Lucas David II. 13. 31. 14) Ebend. S. 16. 15) *Dogiel* Cod. Polon. IV. Nr. 6. 16) *Dreger* Cod. Pomeran. Nr. LXXXI. Acta Boruss. T. I. p. 72: „ut ipsi mihi omnibusque meis successoribus sint parati contra Paganos pugnaturi."

17) Privilegienbuch des geh. Archivs zu Königsberg; vgl. Kotzebue preuß. ältere Gesch. Bd. I. S. 378. 18) Cod. Polon. Nr. 9. Acta Boruss. T. I p 406—409. 19) S. die Bulle des Papstes Gregor IX. bei Kotzebue Bd. I. S. 456, vgl. mit Acta Boruss. T. I. p. 430. 20) Die Bulle des Papsts an den Bischof von Meißen, aus der man die einzelnen Streitpunkte am besten kennen lernt, findet man in den Acta Boruss. T. I. p. 430. Lucas David Bd. II. S. 92.

Meißen bewiesen, daß er manche Schritte der Ordensbrüder gegen den Bischof sehr mißbilligte; aber er bewies dagegen auch durch eine Menge neuer Privilegien und Vorrechte für den Orden, daß seine „geliebten Söhne" deßhalb seiner Gunst noch keineswegs unwürdig geworden seien. Als der Hochmeister Hermann von Salza von den nachtheiligen Folgen dieses Zwiespalts in Preußen Nachricht erhielt, berief er den damaligen Landmeister Hermann Balk zu sich, um in Berathung mit ihm und durch Verhandlungen mit dem Papste vermittels einer gesetzlichen Bestimmung im Kirchenwesen den verderblichen Zwist beizulegen. Der Landmeister starb jedoch auf der Hinreise. Da bald darauf auch der Hochmeister selbst starb, so blieben in Preußen die Verhältnisse dieselbigen, bis endlich der Papst Innocenz IV. den Bischof Wilhelm von Modena im J. 1243 nach Preußen sandte, um da vier Bisthümer zu begründen und dem Kirchenwesen überhaupt Verfassung und Form zu geben [21]). Um eben diese Zeit aber (im J. 1243) starb der Bischof Christian [22]). Er war bis dahin Bischof über ganz Preußen gewesen und hatte den Titel: Primus Episcopus Prussiae generalis geführt. Wol ist daher möglich, daß er, von der bevorstehenden Veränderung schon unterrichtet, aus Gram gestorben sei [23]). Er soll zu Culmsee begraben liegen. Berühmt ist in der preußischen Landesgeschichte des Bischofs Christian Chronik betitelt: Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus Pruticae factionis, wobei er, nach einigen, wiewol nicht ganz verbürgten Nachrichten, ein altes Buch des Dompropsts Jaroslav von Plocz über den Ursprung des Volks der Preußen benutzt haben soll [24]). Bis ins 16. Jahrh. ist Christians wichtige Chronik noch vorhanden gewesen; denn sowol Simon Grunau als Lucas David haben sie benutzt und Schreiber dieses hat noch vor Kurzem ein Fragment davon im geheim. Archiv zu Königsberg gefunden, wodurch die frühern Zweifel über ihr einstiges Daseyn völlig beseitigt sind. Seit der Mitte des 16. Jahrh. aber hat sich jede Spur von ihr verloren; wir besitzen daher nur noch das aus ihr, was Lucas David und Simon Grunau ausgezogen haben. Für die älteste preußische Geschichte ist sie ein unersetzlicher Verlust. *(J. Voigt.)*

CHRISTIAN. Diesen Namen führten seit der Mitte des 15ten bis in den Anfang des 19ten Jahrhundertes Sieben Könige von Dänemark, welche, zwar nicht in ununterbrochener Folge, aber doch nur durch die Regirungszeit von Sechs andern Königen, die, bis auf Einen, alle Friedrich hießen und mit jenen aus demselben Hause stammten, unterbrochen, über Dänemark, Norwegen und zum Theil über Schweden regirten. Der Anfang ihrer Regirung macht in der dänischen Geschichte einen desto wichtigern Abschnitt, weil von nun an die dänische Thronfolge eine Festigkeit erhielt, welche sie vorher nie gehabt hatte. Denn außer dem, daß Dänemark bis in die Zeit Friedrichs III., dem Nachfolger Christians IV. und Vorgänger Christians V., ein bloßes Wahlreich war, so wurde auch in fast hundert Jahren vorher keinem dänischen Könige ein Prinz, auf welchen die Wahl hätte fallen können, geboren; und es wechselte also von dem im J. 1375 erfolgten Tode Woldemars III. bis auf Christoph von Baiern die Regirung zwischen mehren Dynastien ab, und kam endlich nach des, auch ohne Kinder verstorbenen, Christophs Tode im J. 1448 an das Haus Oldenburg, wo sie bis auf unsere Zeit unverändert geblieben ist. Auf den Vorschlag Adolphs, Herzogs zu Schleswig und Grafen von Holstein, welchem die dänischen Reichsstände Anfangs die Krone antrugen, der sie aber wegen Altersschwäche und in Ermangelung männlicher Nachkommen ausschlug, wurde nämlich dessen Schwestersohn Christian, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst, zum Könige erwählt. Mit ihm fängt also die Linie der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Hause und zugleich die Reihe von Sieben Königen an, von denen hier, weil sie denselben Namen hatten, unter Einem Artikel, die Nachricht über einige der merkwürdigsten Begebenheiten und Umstände aus ihrem Leben und ihrer Regirung folgt.

CHRISTIAN I., der Sohn Dieterich des Glücklichen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst, und dessen Gemahlin Hedwig, einer Enkelin der Schwester Woldemars III., war im J. 1426 geboren und befand sich also in einem Alter von kaum 22 Jahren, als ihm die dänische Krone angetragen wurde. Doch mußte er sich zu einer, aus 14 Artikeln bestehenden, harten Kapitulation verstehen, nach welcher z. B. Dänemark stets ein Wahlreich bleiben, kein Erbe des Königes ein Recht auf Güter im Reiche haben, ohne des Reichsrathes Einwilligung kein Krieg geführt, keine Landesschatzung auferlegt, überhaupt nichts Wichtiges vorgenommen werden sollte u. s. w. Diese Kapitulation beschwor er noch im Herbste 1448 zu Wiburg, worauf ihm als König gehuldigt wurde. So geneigt sich aber auch Norwegen zeigte, ihm, dem Blutsverwandten Woldemars, nach Ausstellung einer der dänischen ähnlichen Kapitulation, zu Folge welcher er sich überdieß anheischig machte, die Normänner bei ihren alten Gesetzen und Freiheiten zu erhalten, und alle 3 Jahre selbst nach Norwegen zu kommen, als ihrem Könige zu huldigen: so schwer wurde es ihm gemacht, auch die Krone von Schweden, gleich seinem Vorgänger in der Regirung, mit der von Dänemark und Norwegen zu vereinigen. In Schweden war nämlich bald nach des vorigen Königs Tode, und zwar schon den 1. Jun. 1448, Karl Knudsen zum Könige erwählt worden; und diesen wollte Christian I. um so viel weniger durch Gewalt von dem Throne verdrängen, je sicherer er darauf rechnete, daß ihn sein unruhiger Sinn und seine mächtigen Feinde ohnedieß nur zu bald um die Regirung bringen würden. Auch irrte er sich in dieser Voraussetzung nicht. Nach mehren unruhigen Regirungsjahren entzweite sich König Karl mit dem schwedischen Erzbischofe Johann Bengtson, der unter

21) Daß der Streit zwischen dem Bischof und dem Orden auch jetzt noch fortdauerte, beweist eine Urkunde des Bischofs Wilhelm von Modena. 22) Daß hier das Todesjahr 1243 angenommen ist, beruht auf einem urkundlichen Beweis, mit dem auch die Angabe des Lucas David Bd. III. S. 28 übereinstimmt. 23) Lucas David Bd. II. S. 94. 24) Lucas David Bd. I. S. 9.

dem Adel und dem Volke einen so mächtigen Anhang hatte, daß der König nach einer unglücklichen Niederlage, die seine Leute von denen des Erzbischofes erlitten hatten, sich genöthigt sah, im J. 1457 aus dem Reiche zu fliehen. Jetzt wurde Christian nach Schweden berufen, von dem Erzbischofe zu Stockholm eingeführt, durch den schwedischen Reichsrath zum König erwählt und in Upsala gekrönt. Daß er sich die Liebe der Schweden bald erworben hat, leidet keinen Zweifel; indem die Reichsstände schon 1458 seinen Sohn Johann, und wenn dieser früh sterben sollte, den seiner Söhne, der ihm im Alter am nächsten sei, zu seinem Nachfolger ernannten. — Auch Schleswig und Holstein unterwarfen sich, nachdem der bisherige Herzog Adolph 1459 ohne Leibeserben gestorben war, dem Könige und die Landesstände huldigten ihm unter Vorbehalt von bedeutenden Privilegien, die er ihnen einräumte, in ihrer Versammlung in Ripen 1460 als ihrem Herzoge. Sein Benehmen in dieser durch manche Umstände verwickelten Angelegenheit zeugte von großer Besonnenheit und kluger Nachgiebigkeit. Eine Folge seines Besitzes von Holstein war, daß ihm auch die Stadt Hamburg, als holsteinisches Lehn, nachdem er 1461 seinen Einzug in dieselbe gehalten hatte, ohne Widerspruch zwar, jedoch, wie es scheint, mit Ablehnung des geforderten Eides, huldigte.

Inzwischen traten in Schweden Umstände ein, welche dem Könige die Behauptung dieses Reiches Anfangs zweifelhaft, zuletzt unmöglich machten. Er war nämlich genöthigt gewesen, auf den Erwerb von Schleswig und Holstein große Geldsummen zu verwenden; und um diese aufzubringen, eignete er sich nicht nur bedeutende Schätze zu, welche König Karl vor seiner Flucht in den Klöstern zu Stockholm niedergelegt hatte, sondern er schrieb überdieß ungewöhnliche Schatzungen in Schweden aus. Dieses legte den ersten Grund zum Mißvergnügen mit seiner Regirung; welches sich bald durch seinen Argwohn gegen einige Große des Reiches, durch sein Mißverständniß mit dem Erzbischof Bengtson, durch die gewagte Verhaftung und Wegführung dieses mächtigen und einflußreichen Geistlichen nach Dänemark, durch Erhöhung der ohnehin schon drückenden Auflagen — so sehr vermehrte, daß im J. 1463 ein förmlicher Aufstand gegen ihn erfolgte, und daß der schwedische Bischof Kjättel, Namens der Unterthanen, den Eid der Treue ihm aufkündigte. Schweden wurde von dieser Zeit an der Schauplatz der unruhigsten Auftritte und blutiger Kriege. Der vorige König Karl ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, seine Ansprüche auf den Thron geltend zu machen; bald gewann seine Partie die Oberhand, bald siegten Christians Anhänger; bald unterwarf man sich Karls Zepter, bald wurde er wieder aus dem Reiche vertrieben. Selbst nachdem er 1470 auf dem Schlosse zu Stockholm gestorben war, zogen es Christians Gegner vor, sich Steen Sture den älteren, des Erzbischofes Schwestersohn, zum Reichsvorsteher zu erwählen, als dem Könige von Dänemark sich wieder zu unterwerfen. Christian ging also mit einer großen Flotte nach Schweden, und es kam, nachdem er den Weg gütlicher Vereinigung lange vergebens versucht hatte, beim Brunkberg unweit Stockholm 1471 zu einer hitzigen Schlacht, in welcher der König selbst verwundet, sein Volk nach der tapfersten Vertheidigung besiegt, und er genöthigt wurde, seinen Zweck aufzugeben, und Schweden gänzlich zu verlassen. Von dieser Zeit an that der König keinen Schritt mehr, sich der schwedischen Regirung gewaltsam zu bemächtigen.

Auf einer Reise, welche dieser König, damaliger Sitte gemäß, 1474 nach Rom unternahm, beredete er den Kaiser Fridrich III., die Grafschaft Holstein mit Stormarn und Ditmarsen zu vereinigen, diese Länder zu einem Herzogthum zu erheben und dasselbe seiner Regirung zu unterwerfen. — Das Vorhaben, eine Universität zu Kopenhagen zu stiften, womit schon König Erich, der Pommer, umgegangen war, ohne jedoch die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, beseitigen zu können, wurde von Christian, nachdem er sich dazu auf jener Reise die Bewilligung des Papstes Sixtus IV. ausgewirkt hatte, im J. 1478 wirklich ausgeführt. In dem darüber ausgefertigten königlichen Diplome wird dem M. Peter Alberti, dem ersten Vicekanzler der Universität, befohlen, eine gewisse Anzahl von Doktoren und Magistern anzunehmen, welche fähig wären, nebst ihm, in allen Fakultäten zu lehren; sie werden zugleich von der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Landes befreit und unter ihre eigenen, von dem Könige besonders dazu bestellten Richter gesetzt, welche der Bischof, Dekan und Propst zu Roeskilde, nebst dem Dekane zu Kopenhagen (lauter Geistliche) waren. Unter mancherlei Veränderungen und beträchtlichen Verbesserungen, welche besonders nach Einführung der Reformation vorgenommen wurden, hat dieser Musensitz bis auf den heutigen Tag bestanden und gehört nun zu den blühendsten und berühmtesten hohen Schulen in Europa.— Nach einer 33jährigen, im Ganzen genommen glücklichen, Regirung starb Christian I. am 22. Mai 1481, und hinterließ den Namen eines Regenten, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag; der Mäßigung mit Ernst, Liebe zum Frieden mit der Tapferkeit im Kriege, weise Berücksichtigung der Umstände und Fügung in das Unabänderliche, mit dem Gefühle seiner königlichen Würde und dem Gebrauche seiner Herrschermacht zu verbinden wußte. Daß der König übertrieben freigebig und daher selten bei guter Kasse war; daß er schwere Kosten auf ausländische Reisen, die übrigens zu keinem großen Zwecke führten, verwendete; daß er dem Könige Jakob III. von Schottland, als dieser sich mit Christians Tochter Margarethe vermählte, zum Ersatz für den ausbedungenen Brautschatz von 60,000 Gulden, dessen Bezahlung die Kräfte des Schwiegervaters überstieg, erst die orkadischen Inseln, mit aller Oberherrschaft und Gerechtigkeit, und zuletzt auch noch die bis dahin zu Norwegen gehörige Insel Hetland, verpfändete und also diese Länder, die nachher nie haben ausgelöst werden können, von dem Reiche trennte: — sind die Vorwürfe, die man ihm macht. Auch gewann der Adel unter seiner Regirung mehr Einfluß und Gewalt, als mit dem öffentlichen Wohle verträglich war; und besonders ging von dem holsteinischen Adel ein Geist aus, dem fast der ganze Rest von alter nordischer Volksfreiheit unterlag und der sämmtlichen dänischen Königen bis in das J. 1660 Vieles zu schaffen gemacht hat. In-

zwischen gibt doch die im J. 1480 vorgenommene völlige Auflösung der von dem holsteinischen Adel 1469 geschlossenen Verbindung, die auf nichts Geringeres, als auf eine gewaltsame Abwehrung jedes ihm insgesammt, oder in seinen einzelen Gliedern zugefügten Unrechtes, „von wem dieses auch geschähe" abzweckte, einen Beweis davon, daß der König seine Regentenwürde auch vor dem Adel geltend zu machen wußte, und daß er sich durch die bei seinem Regirungsantritte eingegangene harte Kapitulation in spätern Jahren bei Ausübung der königlichen Gewalt nicht allzu sehr einschränken ließ. — Von den Kindern, die er mit Dorothea, geborner Prinzessin von Brandenburg und Witwe des Königs Christoph III., durch deren Heirath er sich bald nach der Thronbesteigung des Volkes Liebe und Vertrauen erwarb, erzeugt hatte, wurde Johannes sein unmittelbarer und Friedrich I. sein späterer Nachfolger in der Regirung [1]).

CHRISTIAN II. Schwebt man bei Erzählung der Lebens- und Regirungsgeschichte Eines Königes der Dänen in Gefahr, ausführlicher zu werden, als der Zweck dieses Werkes gestattet, so ist dieß der Fall bei der Geschichte Christians II., der sich unter allen Regenten von der oldenburgischen Linie den ausgebreitetsten, leider jedoch den nachtheiligsten Ruf erworben hat. Nur eine skizzirte, aber keine vollständige Darstellung seines Lebens und Wirkens kann hier Platz finden.

Geboren am 2. Jul. 1481, wurde ihm schon 1487 in Dänemark, 1489 in Norwegen, 1499 in Schweden als künftigem König gehuldigt, welches er jedoch erst nach seines Vaters, Königs Johannes, Tode im J. 1513 wirklich wurde. Von der Natur war Christian nicht verwahrloset worden; schon als Kind verrieth er Anlagen und Neigungen, von denen man sich, hätten sie die gehörige Ausbildung und eine weise Richtung erhalten, ungemein viel Gutes versprechen durfte. Aber Johannes hatte dem Prinzen Erzieher und Lehrer gegeben, die sich schlecht darauf verstanden, den talentvollen Knaben seinem warmen Temperamente und seiner künftigen Bestimmung gemäß zu behandeln; und die Härte, welche der Vater zuweilen mit eigner Hand anwendete, die aus der verkehrten Erziehung desselben entstandenen Fehler wieder gut zu machen, waren wol dazu geeignet, dieselben zu vergrößern, aber nicht, sie zu tilgen. Auch hätte der König ihn, den aufbrausenden, leidenschaftlichen Jüngling, vielleicht zu jedem andern Geschäfte besser gebrauchen können, als zu dem, einen 1502 in Norwegen ausgebrochenen Aufruhr zu stillen. Zwar verfolgte, zerstreute und besiegte Christian die Aufwiegler mit so gutem Erfolge, daß ihn der Vater zur Belohnung zum Statthalter von Norwegen erklärte; aber die große Härte, womit er die wirklichen und die vermeinten Aufwiegler, unter den letzten einen Herluf Hyddefad, einen großen Theil des norwegischen Adels, selbst den rechtschaffenen Bischof Hammer, obgleich der König ihm diesen als weisen Rathgeber besonders anempfohlen hatte, aus grundlosem Verdachte behandelte, brachte ihn für immer um die Achtung und Liebe der Normänner, und erweckte die schlimmsten Erwartungen von ihm als künftigem Regenten. In diese Zeit seines 10jährigen Aufenthaltes in Norwegen fällt seine erste Bekanntschaft mit der Holländerin Sigbrit und deren vorzüglich schöner Tochter Dyveke: welche letztere des Prinzen Beischläferin, die erste aber seine Rathgeberin wurde, und als solche sich den stärksten Einfluß auf Christians nachheriges Verhalten und ganzes Schicksal verschaffte; sie hieß, und heißt bei manchem Geschichtschreiber noch jetzt: „der dänische Minister weiblichen Geschlechts."

Der König Johannes starb zu Aalborg, und Christian, der schon vorher viel thätigen Antheil an den Regirungsgeschäften, auch außerhalb Norwegen, gehabt hatte, bestieg den Thron. Der Unterschied zwischen den persönlichen Eigenschaften beider Regenten war aber so groß und so wesentlich, daß man nicht ohne Besorgniß in die Zukunft blickte. Johannes hatte sich durch Frömmigkeit, Sanftmuth, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit die Liebe des Volkes und die Achtung des Reichsrathes erworben; Christian zeigte sich gleich Anfangs als einen hitzigen, ehrgeizigen, von eben so übertriebenem Vertrauen zu sich selbst und zu der schlauen Sigbrit, als ungerechtem Mißtrauen gegen jeden andern, beherrschten Mann, und verdarb es dadurch bei Hohen und Niedern. Die schwere Kapitulation, die er, um seiner Thronbesteigung kein Hinderniß in den Weg gelegt zu sehn, unterzeichnet hatte, gab diesem Mißtrauen desto mehr Nahrung. In Schweden machte man, wie gewöhnlich, Schwierigkeiten, sich dem dänischen Könige zu unterwerfen; und Christian fühlte sich noch nicht stark genug, die Wahl Steen Sture's, des jüngern, nach dem Tode seines Vaters, Swante Nielsen Steen, zum Regenten von Schweden zu verhindern. Erst mußte er sich einen Anhang im Auslande verschaffen; und hierauf zweckte unstreitig die Heirath ab, welche er 1515 mit Elisabeth (Ysabeau), Tochter des Königes von Spanien, Philipp I. und Enkelin des römischen Kaisers Maximilian, schloß, so wie die Bündnisse, die er nachher noch mit den größesten Häusern von Europa einging. Bei aller Achtung aber, welche er seiner rechtmäßigen Gattin erwies, blieb er sich doch in seiner Liebe zu Dyveke so gleich, daß deren ganz unvermutheter Tod 1517 ihn zu großen Ungerechtigkeiten gegen diejenigen, welche er als Ursache desselben in Verdacht hatte, verleitete, und daß er sogar den kopenhagener Schloßhauptmann Torben Oxe aus Eifersucht hinrichten ließ, gereizt höchstwahrscheinlich von der Sigbrit, die diesen rechtschaffenen Mann, und den ganzen dänischen Adel haßte. Hierzu kamen noch andere harte Maßregeln des Königes, z. B. die Gefangennehmung und Verurtheilung des Bischofs Jens Beldenak; die Einziehung mehrer Kirchengüter; die Beschwerung der Unterthanen mit neuen Schatzungen ohne Einwilligung der Reichsrathes; die Errichtung von Galgen in Handelsstädten, wo man sich die

1) Vgl. außer dem ausführlichen Werke: Holbergs Danmarks Riges Historie 1. Deel und Gebhard's allgem. Weltgeschichte, Bd. 14. f. Suhms Udtog af Danm. Norg. og Holsteens Historie, adgivet af *Werlauff*, Kbhvn. 1813. *Munthes* Leerebog i Faedrelandets Historie, Kbhvn. 1813. S. 151. ꝛc. und Hösts Udsigt over Faedreland. Hist. 1814. S. 121. ꝛc.

Schatzungen nicht gefallen lassen wollte; die Hinrichtung des norwegischen Reichsrathes Knudsen u. s. w., welches Alles den Grund zu großer Unzufriedenheit mit dem Könige und zum bittersten Haß gegen Sigbrit legte. Die Folgen blieben nicht aus! — Inzwischen ereignete in Schweden sich Manches, das die Ansprüche des Königes auf die schwedische Krone nachdrücklich unterstützte. Die Uneinigkeit zwischen dem Reichsverweser Steen Sture und dem Erzbischof Gustav Trolle bewog jenen, Christian nach Schweden zu rufen, und diesen, ihm die Krone anzubieten. Um seinen Zweck desto gewisser zu erreichen, ging der König 1518 mit einer Flotte vor Stockholm und belagerte die Stadt. Umsonst! der gehoffte Zulauf der Schweden blieb aus; Sture veränderte seine Gesinnung, setzte sich ernstlich zur Gegenwehr, und Christian mußte, nach einem starken Verluste, wieder abziehen; wo er denn noch durch die treulose Entführung von 6 Geißeln, die man ihm auf sein Verlangen und in gutem Glauben an seine Redlichkeit an Bord gegeben hatte, die Schweden sehr gegen sich erbitterte. Daß er bald nachher an dem päpstlichen Legaten Arcembold, der in Dänemark und Schweden damals den schändlichen Ablaßkram trieb, sich vergriff, einen großen Theil seines Geldes ihm abnahm, seinen Bruder gefänglich einzog und ihn selbst nöthigte, durch die Flucht gleichem Schicksale zu entgehn: darüber kann man sich nicht verwundern, wenn man weiß, wie schlecht ihm dieser Arcembold Wort gehalten und, statt unter päpstlichem Ansehn seine Sache in Schweden zu befördern, vielmehr zu Christians Feinden sich geschlagen hatte. Übrigens diente ihm diese Art, sich an dem Legaten zu rächen, zugleich dazu, daß er eine bedeutende Summe Geldes in seine Gewalt bekam, womit er denn den Krieg gegen Schweden desto nachdrücklicher fortsetzen konnte. Dieses geschah im J. 1520 nach förmlicher Kriegserklärung; und ein für den König vortheilhafter Umstand war der, daß gleich in der ersten Schlacht bei Bogesund der schwedische Reichsverweser Steen Sture eine Schußwunde erhielt, die ihm bald darauf das Leben kostete. In der Verwirrung, welche daraus für Schweden entstand, hielten es die Stände für gerathen, in einer Versammlung zu Upsala dem Könige Christian, unter Vorbehalt der schwedischen Privilegien und Freiheiten, den Thron einzuräumen. Zwar widersetzten sich diesem Beschlusse des Königs Feinde, besonders Sture's Witwe, und es kam noch zu blutigen Händeln, die aber so sehr zum Vortheile der Dänen ausfielen, daß sich zuletzt auch die Stadt Stockholm, nach kurzer Belagerung, dem König ergab und dieser im Sept. 1520 einen glänzenden Einzug in dieselbe hielt; worauf denn auch ein Tag zu seiner Krönung angesetzt wurde. Die kurze Zwischenzeit wendete der König noch dazu an, um Luthers Lehre durch einen von dem Kurfürsten von Sachsen ihm zugeschickten Mag. Martin aus Wittenberg zuerst von den Kanzeln der Hauptstadt verkündigen zu lassen, wobei es ihm jedoch weniger um die gute Sache der Kirchenverbesserung, als um Beschönigung seines Verhaltens gegen den päpstlichen Legaten zu thun seyn mochte. Auch besaß jener Martin nicht die Gaben, um ein so großes Werk auszuführen. Bald nach des Königs Rückkehr ging die Krönung zu Stockholm wirklich vor sich; nachdem der Reichsrath zuvor noch Schweden für ein Erbreich und Christian für den Erbherrn erklärt hatte. Daß bei Gelegenheit der Krönung mehre Dänen und kein einziger Schwede von dem Könige zu Rittern geschlagen wurden, das zeugte schon von des Königs wahren Gesinnungen und mußte unter den Schweden nothwendig großes Mißvergnügen erregen; aber es war doch nur ein geringes Vorspiel von den Schauder erregenden Auftritten, die nur zu bald folgten. — Unter dem falschen Scheine, dem von dem vorigen Reichsverweser entsetzten Erzbischofe Gustav Trolle genug zu thun, und besonders den päpstlichen Bann und Urtheilsspruch gegen Steen Sture und dessen Anhänger in Ausübung zu bringen, eigentlich aber um an allen, welche sich dem Könige widersetzt hatten, eine grausame Rache zu nehmen und sich gegen sie für die Zukunft in Sicherheit zu setzen — nahm eben der Christian, der durch die Beförderung der lutherischen Kirchenreform zu Kopenhagen deutlich zeigte, wie wenig Achtung er gegen den Papst im Herzen fühlte, eine Handlung vor, die unter der Benennung des Stockholmer Blutbades nur zu bekannt ist, und die ihn, was man auch zu seiner Entschuldigung sagen mag, noch vor den Augen der spätesten Nachwelt als einen blutgierigen Tyrannen darstellen wird. Bei verschlossenen Thoren der Stadt, und nach gegebenem Befehle, daß niemand sein Haus verlassen solle, wurden auf offenem Markte der Bischof von Strengnäß, Matthias, obgleich selbst ein eifriger Anhänger des Königes, der Bischof von Skara, Vincent, mehre Edelleute, nebst vielen Bürgern, zusammen 94 Personen, enthauptet und die Bedienten derselben aufgeknüpft. Steen Sture's und sogar dessen halbjährigen Söhnchens Leichname wurden ausgegraben und verbrannt; der Witwe desselben ließ man die Wahl zwischen drei Todesarten, bis man sie, nach langer Ängstigung, mit ewigem Gefängniß begnadigte. Dem Feuer wurden erst mehre Tage nach der Hinrichtung die Leichname der Enthaupteten und Gehenkten, da sie, auf offenen Straßen liegend, schon anfingen, die Luft zu verpesten, übergeben. Nach diesem Hauptblutbade folgten mehre ähnliche, erst in Finland, dann in allen den Städten, auch Klöstern, welche der König auf seiner Rückreise berührte. Die Gesammtzahl der Hingerichteten wird von Einigen auf 600 Personen, von Andern noch weit höher, angegeben. —

Von diesem Zeitpunkte an schien aber auch den König alles Glück in seinen Unternehmungen zu verlassen. Christian ist nie wieder nach Schweden, Schweden nie wieder unter dänische Botmäßigkeit gekommen. Gustav Erichson Wasa, ein junger Mann, abstammend zwar in der zehnten Geschlechtsfolge von Erich dem Heiligen, der im 12ten Jahrhunderte als König über Schweden regirte, damals aber ein Privatmann, ohne Ansehn, ohne Macht, ohne alle äußeren Hilfsmittel, einzig auf seinen Muth und die gute Sache bauend, dabei von dem Gefühle der erlittenen Kränkung entflammt, indem er Einer der 6 Geißeln war, welche von Christian 1518 widerrechtlich aus Schweden entführt wurden, und der überdieß seinen Vater in dem stockholmer Blutbade verloren hatte — unternahm das Wagestück, sein Vaterland

aus den Händen eines Tyrannen zu retten, der von seiner furchtbaren Strenge gegen alle, die seiner Regierung gefährlich schienen, solche schreckliche Proben gegeben hatte. Und es gelang ihm, erst mit Hilfe der tapfern Dalekarlier (Bewohner des Thallandes), dann mit immer wachsendem Anhange, so daß er schon im Anfange des Jahrs 1521 dem Könige förmlich den Gehorsam aufkündigte und im August desselben Jahres von einer Versammlung der schwedischen Stände zu Wadstena den Eid der Treue erhielt. Zwar unterließ Christian nichts, um Schweden zu beruhigen und sich geneigt zu machen; aber weder die grausame Behandlung des Bischofs Dietrich Slaghek, den er, vorgeblich, weil er ihn zu dem stockholmer Blutbade verleitet habe, lebendig verbrennen ließ, noch andere Maßregeln, die er ergriff, führten ihn zum Ziele. Dagegen näherte sich mit starken Schritten der Zeitpunkt, wo er selbst des dänischen Thrones für verlustig erklärt werden und sein eignes Reich als Flüchtling verlassen sollte. Den Grund zu diesem unerwarteten Schicksale legte im J. 1523 der jütländische Adel, der, statt einem vom Könige ausgeschriebenen Reichstage zu Kallundborg, dessen Hauptabsicht die Erhebung neuer Auflagen war, beizuwohnen, vielmehr zu Wiborg sich versammelte, gegen den König sich verschwor und in einem Aufsagebrief Treue und Gehorsam ihm aufkündigte. Als Ursache wurde angegeben: die übertriebene Strenge und Gefährlichkeit der Regierung; die Überlassung der Schlösser und Lehne an Fremdlinge; die Mißhandlung mehrer Bischöfe; das Blutgericht in Stockholm, nebst der Besorgniß, unter dem Einflusse der Sigbrit, dieser abgesagten Feindin des Adels, etwas Ähnliches in Dänemark zu erleben; die Einberufung fremder Völker auf Antrieb eben dieses Weibes; die Plage des Landes mit Krieg und Auflagen, im Widerspruche mit der vom Könige ausgestellten Kapitulation u. s. w. Der zu diesem kühnen Schritte gewählte Zeitpunkt war durch mehre Umstände dem Unternehmen günstig, und an dem Herzog Friedrich von Schleswig, des Königs väterlichem Oheime, fanden sie einen Regenten, der sich nur allzu willfährig zeigte, die ihm angebotne Regierung über Dänemark anzunehmen. Alle Versuche Christians, sich auf dem Throne zu erhalten; seine Berufung auf eine richterliche Entscheidung; seine Vorstellungen vor dem ihm im Ganzen nicht abgeneigten Landvolke; die großen Versprechungen, die er der Geistlichkeit that — Alles blieb für ihn ohne gewünschten Erfolg. Am 20sten Apr. 1523 verließ er mit Gemahlin und Kindern Kopenhagen und ganz Dänemark; und ein allgemeiner Abfall von ihm und die Huldigung an Friedrich I. als König von Dänemark und Norwegen war die Folge seiner Flucht. So viele Mühe er sich auch späterhin gab, um mit Hilfe fremder Völker und Gelder, womit seiner Gemahlin Verwandte und Andere im Auslande ihn unterstützten, wieder auf den dänischen Thron zu gelangen: so wenig richtete er doch damit aus. Als es ihm bei dem letzten dieser Versuche glückte, mit einer nicht unbedeutenden Flotte Norwegen zu erreichen und die Normänner auf seine Seite zu bringen: so verstanden sich zwar Friedrichs I. Bevollmächtigte zu einem Vergleiche mit ihm, und er erhielt von ihnen einen Geleitsbrief, mit welchem er, um mit Friedrich zu unterhandeln, im Julius 1532 auf der kopenhagener Rhede ankam. Ob man ihm dieses sichere Geleite nach Recht und Billigkeit nicht hätte halten und an ihm redlicher hätte handeln müssen, als er selbst 1518 an den schwedischen Geißeln gehandelt hatte? — ist eine Frage, deren Untersuchung hier zu weit führen würde. König Friedrich erklärte: in dem Geleitsbriefe hätten die Bevollmächtigten die Gränzen ihrer Vollmacht überschritten, und Christian wurde auf dem Schlosse zu Sonderburg in die härteste Gefangenschaft gesetzt. War er fähig, alles Böse, wozu er seine Herrschergewalt gemißbraucht hatte, zu bereuen: — wieder gut machen konnte er dasselbe freilich nicht! — so hatte er in diesem einsamen Gefängnisse, wo sich ihm, außer einem Zwerge, kein Mensch nähern durfte, Zeit und Muße genug dazu. Erst unter Christian III. wurde sein Schicksal, nach 17jähriger Abgeschiedenheit von Welt und Menschen, erleichtert; indem man ihn, nachdem er eine Verzichtleistung auf die Regierung über Dänemark, Norwegen und Schweden, für sich und seine Kinder ausgestellt hatte, von Sonderburg nach Kallundborg brachte, wo sich der gutmüthige Christian III. theilnehmend mit ihm unterredete und wo ihm, außer einer guten Pflege, und angenehmer Gesellschaft, auch der ungehinderte Genuß der Jagdlust zugesichert wurde. Noch 10 Jahre brachte er hier zu, bis er 1559 sein Leben als 78jähriger Greis beschloß.

So groß übrigens Christians II. Fehler waren, so unläugbar hatte er auch seine besseren Eigenschaften; und um Dänemark und Norwegen hat er sich wesentliche Verdienste erworben. Als Gesetzgeber verdient er Ruhm. Um die schrecklichen Mißbräuche zu verhüten, wozu das alte sogenannte Strandrecht Anlaß gab, verordnete er im J. 1521, daß es bei Strandung eines Schiffes dem Schiffsvolke unverwehrt seyn solle, die Güter zu bergen, und daß ihm dabei von den königl. Lehnsmännern alle Hilfe geleistet werden sollte. Möchte diese Verordnung unter keinem seiner Nachfolger übertreten worden seyn! Damit das Land nicht mit „lateinischen Bettlern" angefüllt würde, befahl er 1523, daß sich niemand dem Studiren widmen solle, wenn es ihm an den Mitteln zur Bestreitung der Kosten dazu fehle. Den Flor der Handelsstädte beförderte er durch die Verfügung, daß der Landmann seine Waren dahin bringen und um billigen Preis absetzen solle. Durch mehre andere Verordnungen wurden der Handel und die Schifffahrt in Aufnahme gebracht, gegen die Beeinträchtigungen der handelnden Seestädte außerhalb Dänemark geschützt, und Kopenhagen zu einer Stapelstadt erhoben. Die Insel Amak verwandelte er schon 1515, seiner Gemahlin Elisabeth zu Gefallen, durch Einberufung von 24 holländischen Familien, welche daselbst den Land- und Gartenbau mit bestem Erfolge betrieben, in eine Art von Küchengarten für die Residenzstadt, welches sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Dem Übermuthe des Adels und der Geistlichkeit that er großen Eintrag, und machte sich dadurch um Bürger und Bauer verdient. In seinem Religionsglauben zeigte er sich schwankend, indem er sich bald auf die Seite der Katholischen, bald auf die der Evangelischen neigte: je, nachdem es ihm zur Erreichung

irdischer Zwecke am dienlichsten schien; doch versetzte er dem Papismus in Dänemark die erste tödtliche Wunde, bereitete auf die lutherische Kirchenverbesserung vor und lebte und starb auch zuletzt dem evangelischen Glaubensbekenntnisse getreu. — Hätte Christian II. eine mildere Behandlung in der Kindheit und Jugend genossen; hätte ihm die Übermacht der Geistlichkeit und des Adels nicht so Vieles zu thun gemacht; hätte er bessern Rathgebungen, als denen einer Sigbrit, eines Slaghek u. A. gefolgt; und wäre seine Regirung nicht in die Zeit der heftigsten Unruhen, Gährungen und Reibungen in Schweden gefallen: — vielleicht hätte dann seine Regirung der Nachwelt Anlaß gegeben, ihm, statt des Namens des Despoten und Tyrannen, den des Gerechten und des Guten zuzuerkennen [2]).

CHRISTIAN III., der Sohn Friedrich's I. und dessen erster Gemahlin Anne, geborner Prinzessin von Brandenburg, wurde im J. 1503 geboren. Nach des Königs im J. 1533 erfolgtem Tode verfloß ein volles Jahr, ehe man über die Wahl eines neuen Königes einig werden konnte. Es war dieses ein durch den (nach dem Grafen Christoph von Oldenburg so genannten), Grafenkrieg sehr unruhiges Jahr. Der jütländische Adel drang endlich durch, und erwählte den Herzog Christian von Holstein zum Könige, und dessen Beispiel folgte bald der Fyensche Adel und die Huldigung ging, nachdem Christian sich zur Beschützung der Privilegien und des Eigenthums des Adels und des Volkes anheischig gemacht hatte, vor sich. Doch glückte es ihm erst nach hartnäckigem Kampfe gegen die Mißvergnügten, die an der katholischen Geistlichkeit ihre Hauptstütze hatten, durch die Geschicklichkeit seines tapfern Generals Johann Rantzau und die Hilfe von Seiten des schwedischen Königs Gustav Wasa, seiner Feinde Meister zu werden, und sich 1536 in den ruhigen Besitz seines Reiches zu versetzen. Die großmüthige Art, wie er seine gefährlichsten Gegner, den Herzog Albrecht von Meklenburg und den Grafen Christoph von Oldenburg, welche die Stadt Kopenhagen den Schrecken und Gräueln einer jahrelangen Belagerung ausgesetzt hatten, bis der Hunger sie zur Übergabe zwang, behandelte, ließ auf einen milderen Regenten, als Christian II. im ähnlichen Falle sich gezeigt hatte, schließen: und die Folge der Zeit bestätigte diese Erwartung.

Das größeste Verdienst, welches Christian III., sobald er seine Regirung gesichert sahe, sich erwarb, bestand in der Gründung und allgemeinen Einführung der lutherischen Kirchenverbesserung; welche zwar schon seine beiden Vorgänger in der Regirung begünstigt hatten, womit es aber, wegen der unaufhörlichen Kriege und innern Unruhen zu ihrer Zeit, nie recht gelingen wollte. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, ließ er sich von dem Reichshofmeister, dem Reichsmarschall und mehren Reichsräthen die schriftliche Versicherung geben, daß alles weltliche und geistliche Regiment der Bischöfe in Dänemark aufhören sollte. Nun wurden schnell hinter einander sämmtliche Bischöfe gefangen genommen und dem Volke die Klagen über den Mißbrauch ihrer geistlichen Würde zu ihrer Bereicherung und zur Ausführung ihrer herrschsüchtigen Absichten öffentlich vorgelesen und demselben die Frage vorgelegt: ob es verlange, daß dieser Zustand fortdaure, oder daß die evangelische Lehre sich erhalten, die Bischofsgewalt aufhören und das große Vermögen der Bisthümer zur Verstärkung der Krongüter eingezogen werden solle? Allgemein wurde das Letzte gefordert, und die Einziehung der bischöflichen Güter geschah also ohne Widerrede. Den Bischöfen, welche sich ihrer bischöflichen Würde begaben, und sich ruhig zu verhalten versprachen, wurde die Freiheit wieder gegeben und ein hinlänglicher Unterhalt zugesichert. Mit Hilfe des berühmten Bugenhagens (S. Bd. XIII. 405 fgg.), den der König aus Wittenberg kommen ließ, wurde nun das Kirchen- und Schulwesen im ganzen Reiche nach der augsburgischen Confession eingerichtet und verbessert. Besonders gewann die Universität durch Vermehrung der Lehrstühle, durch Erhöhung der Professorbesoldungen u. s. w. so sehr, daß Christian III. mit Recht als zweiter Stifter derselben betrachtet wird. Mit der bischöflichen Gewalt hörte zugleich der Einfluß der Geistlichkeit auf den Reichsrath auf; und die Sieben Superintendenten, welche an die Stelle der Bischöfe traten, theilten mit Sieben Stiftsamtmännern die bisherigen bischöflichen Verrichtungen. Allenthalben, in Dänemark, wie in Norwegen, ging die Einführung der Lehre Luthers, und die damit verbundene, gänzliche Umgestaltung der Kirche und der Schulen, in Friede und Ruhe vor sich; nur für den Bischof John Arnessen auf Island, hatte seine Widersetzlichkeit einen gewaltsamen Tod zur Folge. Um dem Reformationswerke desto mehr Festigkeit zu geben, trat der König 1538 dem berühmten schmalkaldner Bunde bei; indem er sich mit Sachsen, Braunschweig, Lüneburg, Hessen, Mannsfeld und Hamburg auf 9 Jahre dahin vereinigte, daß sie mit Soldaten einander beistehn und den evangelischen Glauben gegen dessen Feinde vertheidigen wollten. Zu den heilsamen Folgen der Reformation gehörte auch, daß der König die ganze heilige Schrift nach der von Dokt. Luther verfertigten teutschen Übersetzung von den kopenhagener Professoren in das Dänische übertragen und auf seine Kosten drucken ließ. Da einige frühere Übersetzungen nur das Neue Testament und einige Theile des alten Testamentes betrafen, auch nicht so sprachrichtig waren, als die von Christian III. veranstaltete Ausgabe: so betrachtet man diese mit Recht als die erste dänische Bibel. Die Schullehrer- und Predigersöhne, welche auf adeligen Gütern geboren wurden, setzte der König den Einwohnern der Städte gleich, und befreite sie durch ein besonderes Manifest von der Leibeigenschaft, welcher die weltlichen Beamten und Lehnsmänner sie gern unterworfen gesehen hätten. — Norwegen blieb unter diesem Könige zwar noch ein besonderes Königreich mit eignen Gesetzen, Reichs- und Herrntagen; aber es verlor seinen besondern Reichsrath, behielt nur einen Statthalter und Kanzler, und der dänische Adel wurde mit vielen norwegischen Gütern belehnt: so, daß

---

2) S. außer den bei Christian I. angeführten Schriftstellern, noch besonders: *Behrmanns* Kong Christian II. Historie. Udarbeidet efter Dokumenter; 1 — 2 Deel, Kbhvn. 1815. 8. mit des Königs Bildniß, und: *Münters* den danske Reformationshistorie. 1 D. Kbhvn. 1802. 2. Bog. S. 231. x.

sich der Überrest des norwegischen Adels allmälig ganz verlor. Überhaupt stieg die Macht des dänischen Adels zu einer Höhe, die er vorher nie gehabt hatte; und was der König durch Zerstörung der bischöflichen Gewalt gewonnen zu haben schien, wußte sich der Adel größesten Theils bald zuzuwenden. Selbst von den eingezogenen Gütern, Ländereien, Zehnten ꝛc. der Geistlichkeit, deren Werth sich auf mehre Millionen belief, floß nur der kleinste Theil in die Kassen des States oder des Königes: bei weitem das Meiste kam in die Hände des Adels. Von dieser Seite betrachtet, wurde also einer der Hauptzwecke des Königs bei Einführung der Reformation, die Vergrößerung der Königsgewalt und die Vermehrung der Statseinkünfte, beinahe ganz verfehlt. — Einige Mißhelligkeiten, in welche sich Christian mit Kaiser Karl V. wegen des Pfalzgrafen Friedrichs, Schwiegersohns Christians II., verwickelt sah, wurden eben so bald beigelegt, als die Mißverständnisse mit dem Könige Gustav Wasa von Schweden: mit welchem Letzten Christian eine persönliche Zusammenkunft 1541 zu Brömsebroe hatte und auf 50 Jahre eine enge Verbindung schloß. Das hielt ihn indessen nicht ab, als Schweden zum Vortheile Gustavs und seiner Familie für ein erbliches Reich erklärt wurde, in dem dänischen Wapen die drei Kronen, welche sich vor langer Zeit schon darin befunden hatten, zu erneuern, um so die vormalige Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter Dänemarks Königen im Andenken zu erhalten, auch die fortdauernden Ansprüche derselben auf Schweden zu erkennen zu geben. — Daß Christian ein guter Gesetzgeber war, davon dienen sowol seine die kirchlichen, Universitäts- u. Schulanstalten betreffenden Anordnungen, als der norwegische Receß, der koldingsche Receß und die schleswigsche Deichordnung zum Beweise. Den inländischen Handel beförderte er hauptsächlich durch Einschränkung der Hansestädte, die in ihren Anmaßungen und Unternehmungen immer weiter gingen und von denen insbesondere Hamburg die Einwohner der Wilster- und Krempermarschländer zwingen wollte, ihre Früchte für einen ihnen gesetzten Preis auf dem hamburger Markte zu verkaufen. Mehre seiner Verfügungen zielten auf die Verbesserung der norwegischen Bergwerke, besonders auf die Benutzung der Silber- und Kupferminen zu Opsloe; weßhalb auch Bergleute aus Sachsen verschrieben wurden. — Wie vernünftig seine Religionsbegriffe waren, erhellt unter andern aus der Art, wie er einst bei der Beichte die Anrede: „Allerdurchlauchtigster" u. s. w. ablehnte und von seinem Beichtvater verlangte, „als ein Sünder vor Gott, der nicht Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, sondern schlechthin Christian heiße," angeredet zu werden. So wenig er die Priestergewalt duldete: so voll von erleuchteter Gottesfurcht war sein Herz. Auch von seiner Tapferkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Menschenfreundlichkeit gab er sprechende Beweise; doch zeichnete ihn vorzüglich Sanftmuth und Friedfertigkeit aus. Vergleicht man die Lage und Verfassung des Reiches während seiner Regirung mit der, worin sich dasselbe lange vor und bis zu seiner Thronbesteigung befand: so ist es keine Übertreibung, zu behaupten: er habe Dänemark, hinsichtlich des States, der Kirche und der Wissenschaften, aus der größesten Verwirrung in die schönste Ordnung gebracht. Fehler waren freilich auch hier mit Tugenden, obgleich das Übergewicht auf die Letzten fiel, vermischt. Seiner Gemahlin Dorothea, einer sachsenlauenburgischen Prinzessin, von ungemeiner Schönheit, räumte er mehr Einfluß ein, als dem Manne, besonders dem Regenten, ansteht. Den dänischen Adel ließ er mehr Theil an den aus der Reformation entspringenden irdischen Vortheilen nehmen, als ihm selbst und dem Volke zuträglich war. Norwegen kam dadurch um seine Selbständigkeit und Privilegien und wurde in eine Art von dänischer Provinz, die nur den Namen eines Königreiches behielt, übrigens fast ganz dem dänischen Reichsrathe untergeben war, verwandelt. — Christian III. starb am Neujahrstage 1559, nachdem er einen rührenden Abschied erst von einigen Großen des Reiches, dann von seiner geliebten Familie genommen hatte; und Christian II. vergoß bei der Nachricht von seines Wohlthäters Tode Thränen und folgte ihm bald in die Ewigkeit nach [3]).

CHRISTIAN IV., der Sohn K. Friedrichs II. und dessen Gemahlin Sophia, Prinzessin von Meklenburg, geb. d. 12. Apr. 1577, gestorben den 28. Febr. 1648, gehört, wenn gleich nicht zu den glücklichsten, doch zu den berühmtesten und ruhmwürdigsten Königen, welche über Dänemark geherrscht haben. Bereits im dritten Lebensjahre von den Ständen zum künftigen Könige gewählt, wurde ihm auch gleich nach seines Vaters 1588 erfolgtem Tode in Dänemark, und 1591 in Norwegen gehuldigt. Nach einigen Zwistigkeiten über die Vormundschaft wurde von dieser die Königin Mutter in Absicht auf Dänemark und Norwegen ausgeschlossen, die Zeit der Minderjährigkeit des jungen Königes bis in dessen 20stes Lebensjahr bestimmt und ihm 4 Glieder des Reichsrathes, welche alle Regirungsgeschäfte unter sich vertheilten, zugeordnet; über Holstein und Schleswig behielt die Königin Sophia bis 1594 die Regirung. Die von dem Reichsrathe jenen Regirungsräthen, nämlich dem Kanzler N. Kaas, Reichsadmiral P. Munk, Statthalter von Jütland G. Rosenkranz und Rentmeister Chr. Walkendorf, gegebene Vollmacht war vorsichtig so gestellt, daß sie dem Könige nach erlangter Mündigkeit keinen Anlaß zu größerer Gewalt geben konnte, als dem Reichsrathe zur Erhaltung seines Ansehns und Einflusses dienlich schien. Übrigens waren diese Vormünder als rechtschaffene, einsichtsvolle und entschlossene Männer bekannt; den Anmaßungen des Adels widersetzten sie sich bei mehren Gelegenheiten mit Nachdruck. — An der Erziehung des jungen Königes, für welche schon Friedrich II. recht väterlich besorgt gewesen war, arbeitete seine vortreffliche Mutter, in Verbindung mit einem Teutschen, H. Rammel, und dem Kanzler Kaas, mit bestem Erfolge. Schon im 8ten Lebensjahre führte er den Wahlspruch: regna firmat pietas, der nachher seine Krönungsmünze zierte, oft im Munde. In den Kriegs-

3) S. außer Suhms, Holbergs, Höst's, Gebhardi's angeführten Schriften, *Münters* den danske Ref. Hist. 2 Deel 5 Bog. S. 211. ꝛc. und *O. Mallings* store og gode Handlinger. Kbhvn. 1804. 4de Opl. S. 14 ꝛc.

ungen, den freien Künsten, der lateinischen Sprache
der Schiffsbaukunst machte er große Fortschritte, und
ichte es besonders in der Letzten so weit, daß er zu
größten und schönsten Schiffen die Abrisse selbst ver-
tigen lernte; als Folge davon erreichte unter seiner
ährigen Regirung die Seemacht der Dänen einen
ad der Stärke, den sie vor und nach ihm nicht gehabt
. Von seiner strengen Gerechtigkeitsliebe gab er be-
s im 15. Lebensjahre einen schönen Beweis; er ent-
ed nämlich auf einem Reichstage in Kopenhagen über
i junge Edelleute, welche sich gröblich vergangen hat-
, und die einige des Reichsrathes in Betracht ihres
els unter dem Vorwande: „nur das Schonensche,
r kein anderes, Provinzialgesetz, bestimme auf jene
t den Verlust der Ehre" gern von der Strafe befreit
ten, daß die Thäter ihrer Ehre verlustig seien: „weil
Verbrechen bestraft werden müsse, es möge begangen
, wo? und von wem? es wolle." Auch sein Auf-
alt bei dem berühmten Tycho Brahe (S. Bd. XII.
fgg.) im J. 1592, die von großer Achtung und Liebe
ihm zeugende Behandlung desselben und die Benutzung
Umganges mit ihm zur Befriedigung seiner großen
ßbegierde, dient zum Beweise, daß sein späteres kalt-
iges und hartes Betragen gegen diesen seltenen Ge-
ten weniger ihm selbst, als dem allzu großen Ein-
e zuzuschreiben war, den Walkendorf, nebst an-
Feinden des großen Sternkundigen, auch nach des
igs erlangter Mündigkeit noch auf ihn behielten. —
hdem Christian 1593 vom Kaiser Rudolph II.
Belehnung von Holstein, Stormarn und Ditmarsen,
Bestätigung der Anwartschaft auf Oldenburg und
menhorst und zugleich die Erlaubniß, die Regirung in
n Fürstenthümern selbst anzutreten, erhalten hatte:
olgte 1596 auch der Regirungsantritt über die Kö-
eiche, nachdem er eine aus 48 Artikeln bestehende Ka-
lation unterschrieben hatte; doch hörte erst mit seinem
etretenen 21sten Lebensjahre, in welchem er sich auch
der brandenburgischen Prinzessin Anne Katherine
eirathete, alle bisherige Vormundschaft und eigentli-
Abhängigkeit von den 4 Regirungsräthen auf.
Während seiner vieljährigen Regirung war Chri-
n, einige Mißhelligkeiten mit England und andern
ten, die ohne große Folgen blieben, nicht zu rech-
, in drei schwere Kriege verwickelt. Den Ersten
te er mit Schweden auf folgende Veranlassung. Auf
Landkarte bemerkte der König, daß das dänische
land und Lappland als schwedische Provinzen darge-
waren. Um sich durch den Augenschein von der
tigkeit oder Unrichtigkeit der Darstellung zu überzeu-
reisete er 1599 längs den norwegischen Küsten bis
em russischen Kola, untersuchte überall die Küsten,
Häfen und Ströme, und hinterließ 5 Schiffe, wel-
das Segeln der Engländer nach Archangel und deren
ereien unter den norwegischen und isländischen Kü-
verhindern sollten. Es wurden deßwegen erst zu
en, dann zu Bremen Versammlungen gehalten, die
fruchtlos blieben. Erst nach dem Tode der Königin
sabeth von England gelang es Christian, mit sei-
Schwager, dem Könige Jakob, das gute Verneh-
wieder herzustellen. Weniger glückte es ihm, die
Mißverständnisse mit Schweden gütlich beizulegen. Kö-
nig Karl IX. nahm nicht nur, sobald er sich auf dem
schwedischen Throne sicher glaubte, 1607 den Titel „Kö-
nig der Lappen" an, sondern suchte auch in Finmark
und den dänischen Nordlanden Schatzungen einzutreiben
und ließ selbst auf der Zollbude zu Helsingör ein Verbot
gegen den Handel nach Kurland und Liefland anschlagen.
Hiezu kam die Anlegung der Stadt Gothenburg zum
Nachtheile des dänischen Handels, nebst andern Beein-
trächtigungen; welche, nachdem alle Versuche, die Sache
in Güte abzuthun, fehlgeschlagen waren, den König be-
wogen, unter dem 4. Apr. 1611 Schweden förmlich den
Krieg zu erklären. Mit abwechselndem Glücke wurde die-
ser Krieg, der, nach der gleich Anfangs von den Dänen
eroberten Stadt Kalmar, gewöhnlich der Kalmarische
heißt, geführt. Außer dieser Stadt eroberten sie auch
Elfsburg, Gothenburg, welches in Asche gelegt wurde,
Oeland, Bornholm u. s. w. Der Tod des schwedi-
schen Königes machte aber dem Kriege bald ein Ende;
indem sich Karls Nachfolger, Gustav Adolph, ge-
neigt fand, 1613 unter folgenden Bedingungen Frieden
zu schließen: Schweden entsagt dem Titel: „König der
Lappen," nebst allen darauf gegründeten Ansprüchen;
die drei Kronen im Wapen zu führen, soll jedem der bei-
den Reiche anheim gestellt bleiben; und Dänemark gibt
gegen 1 Million Thlr. die gemachten Eroberungen zurück.
— Keinen so glücklichen Ausgang hatte Christians
zweiter Krieg, oder seine thätige Theilnahme an dem zwi-
schen dem römischen Kaiser und der katholischen Lige
auf der einen Seite und der evangelischen Vereini-
gung unter den protestantischen Fürsten in Teutschland
auf der andern Seite ausgebrochenen 30jährigen Kriege.
Der niedersächsische Kreis hatte nämlich 1625 den König
von Dänemark als Herzogen von Holstein zum
Kreisobersten gewählt; und er nahm die Wahl an,
theils, weil ihm die bedrängte Lage der Protestanten in
Teutschland und die überhand nehmende Macht des Kai-
sers Ferdinand II. nicht gleichgiltig, theils, weil ihm
an der Erhaltung von zwei einträglichen Stiftern in Nord-
teutschland für seinen Prinzen, welche der Kaiser den Ka-
tholiken wieder zuwenden wollte, gelegen war. Unter
veränderlichem Glück und Unglück wurde auch dieser
Krieg, wozu der König eine Armee von 32,000 Mann
geworben hatte, geführt; aber der Verlust der Schlacht
erst bei Lutter am Borenberge, dann bei Königslutter,
wo Christian seine besten Generale verlor; ferner der
Wankelmuth mehrer seiner Bundesgenossen, welche dem
schlimmen Beispiele des Herzogs von Lüneburg, der sich
öffentlich für die Kaiserlichen erklärte, folgten; das Aus-
bleiben der engländischen und französischen Subsidien, so
wie die Weigerung des dänischen Adels, den König ge-
hörig zu unterstützen; endlich der Einfall der kaiserlichen
Armee unter Tilly und Wallenstein in Holstein,
Schleswig, Jütland — dieß Alles vereinigte sich, um
den König dahin zu vermögen, daß er im J. 1629 zu
Lübeck Frieden schloß unter der Bedingung, sich nicht
weiter in die teutschen Angelegenheiten zu mischen: woge-
gen ihm der Kaiser den streitig gemachten Elbzoll bei
Glückstadt bewilligte. So wenig der noch standhaft ge-
bliebenen protestantischen Partei mit diesem Friedensschlusse

gedient seyn konnte: so wenig war es doch dem König zu verdenken, nachdem mehre seiner Verbündeten ihn zuerst im Stiche gelassen hatten, und die Gefahr für seine teutschen Provinzen so groß wurde, denselben einzugehn. Viele schlimmere Folgen für ihn und das Reich, als dieser, zog der dritte und letzte Krieg, in welchen der König verwickelt wurde, nach sich. Unvermuthet und ohne Kriegserklärung fielen nämlich die Schweden 1643 unter dem General Torstenson in Holstein ein und eroberten, da sie fast gar keinen Widerstand fanden, in kurzer Zeit, außer den Festungen, ganz Holstein, Schleswig und Jütland. In der hinterher erfolgten Kriegserklärung wurde eine Menge Ursachen des Überfalls angegeben; z. B. der Sundzoll; die Hilfe, welche die Dänen den Kaiserlichen in Pommern gegen die Schweden geleistet haben sollten; die Friedensunterhaltung mit dem Kaiser zum Nachtheile des Interesses für Schweden u. s. w.; der wahre Grund war aber wol kein anderer, als die mißliche Verfassung, worin sich Dänemark bald nach dem teutschem Kriege befand und die darauf gebaute Hoffnung in Schweden auf einen desto glücklicheren Fortgang einer Unternehmung gegen Dänemark. Zur See war das Kriegsglück unter Hannibal Sehestedt den Dänen desto günstiger, je ungünstiger sich ihnen dasselbe zu Land gezeigt hatte; besonders fochten sie dann allemal mit dem besten Erfolge, wenn ihr muthvoller und seeerfahrner König persönlich auf der Flotte war. Berühmt ist vorzüglich die Schlacht bei der Insel Femern am 1sten Jul. 1644, wo die schwedische, 46 Schiffe starke Flotte von der aus 39 Schiffen bestehenden dänischen besiegt und in die Flucht geschlagen wurde; doch verlor Christian IV. bei dieser Gelegenheit ein Auge. Indessen war und blieb die Lage der Dänen auch nach diesem Siege mißlich; wozu eines Theils die starke Unterstützung der Schweden von Seiten Hollands, andern Theils die schlechte Verfassung der dänischen Landtruppen, der Mangel an tüchtigen Generalen, nebst dem Mißtrauen des dänischen Adels gegen den König — Vieles beitrug. Genug, der König nahm die von Frankreich ihm angebotene Vermittelung an, schloß 1645 zu Brömsebroe Frieden und machte sich anheischig, Jämteland, Herjedal, Oesel, Gothland und Halland, das Letzte doch nur auf 30 Jahre, an die schwedische Königin Christine abzutreten, den Schweden die Zollfreiheit im Sunde einzuräumen, auch den hohen Zoll, welchen die Holländer im Sunde bezahlen mußten, für die nächsten 30 Jahre herabzusetzen. — Kürzer dauerten seine Mißhelligkeiten mit Hamburg und den übrigen Hansestädten, deren sogenanntem jus restringendi (nach welchem sie die Dänen nöthigen wollten, ihre Landesproducte ihnen zuzuführen und nach einem willkürlich bestimmten Preis zu überlassen), nebst andern Anmaßungen zum Nachtheile des dänischen Handels, er sich kräftig widersetzte. Mit einer Summe von 28,000 Thlr. erkaufte sich Hamburg zuletzt noch den Frieden und hat nachher keinem Regenten von Dänemark und Holstein mehr förmlich gehuldigt.

Schöner, als die kriegerische, ist die friedliche Seite, von welcher die Regirungsgeschichte Christians IV. erscheint. Wie wenig der König sich durch seine Unternehmungen im Auslande in seinen weisen Planen für das Wohl des Vaterlandes irre machen ließ, davon geben viele herrliche Früchte seiner Regirung einen unumstößlichen Beweis. Mit den schon erwähnten Vortheilen, die er dem Handel verschaffte, verband er auch noch die Erweiterung desselben bis nach Ostindien durch Stiftung der ostindischen Compagnie 1617, durch den Erwerb von Tranquebar und die Anlegung der Festung Dansborg in dessen Nähe. Dem Alleinhandel der Hansestädte nach Island machte er ein Ende. Nach Knud dem Großen war er der erste dänische König, welcher ein stehendes Kriegsheer, 5000 Mann stark, unterhielt. Durch ein neues nordisches Gesetzbuch sorgte er dafür, daß die bestehenden Gesetze den veränderten Zeiten und Umständen angepaßt und mit andern zeitgemäßen Gesetzen vermehrt wurden. Er gab dem Reiche seine erste Posteinrichtung; indem er den Schweden die Anlegung einer Post zwischen Hamburg und Schweden durch seine Staten erlaubte und selbst eine Post zwischen Kopenhagen und Christiania errichtete. Norwegen, welches er während seiner Regirung 50 Mal, und also öfter, als sämmtliche Könige vom oldenburgischen Stamme zusammen genommen, besuchte, verdankte ihm eine engere Verbindung mit Dänemark, die Einrichtung des unter ihm entdeckten Silberbergwerkes Kongsberg, die Kupferbergwerke Röraas und Quikne, nebst mehren Eisenbergwerken; diese Hilfsmittel setzten ihn in den Stand, ungeachtet der beträchtlichen Ausgaben, welche ihm die Kriege und eine Menge der kostspieligsten Anlagen und Anstalten verursachten, die Einkünfte des States, ohne das Volk durch neue Auflagen zu beschweren, bedeutend zu vermehren. Zu den Anlagen, wodurch er sich verdient machte, gehören Tuch- und Seidenmanufakturen, Salz- und Salpeterwerke, eine Zuckerraffinaderie, Seifensiederei, Tapetenfabrik u. s. w. Die Stadt Kopenhagen verschönerte und erweiterte er durch Erbauung des Zeughauses, der Börse, des astronomischen Thurms, des Schlosses Rosenburg, nebst mehren andern Gebäuden und selbst ganzen Straßen. Er erbauete außerdem Jägersburg, vollendete Friedrichsburg, versah Kopenhagen mit der Vorstadt Christianshaven, legte die Städte Christiania, statt des abgebrannten Opsloë und Christiansand an, befestigte die Städte Christianstadt in Schonen, Christianopel in Bleking, Krempe, Christianspreis (jetzt Friedrichsort) und Glückstadt in Holstein. Zu seinen großen Verdiensten um das Seewesen gehört noch die Stiftung einer Steuermannsschule und die Unterhaltung von 2000, in festem Dienste stehenden Matrosen, welche ihre Wohnung in den neuerbaueten Kasernen zu Kopenhagen erhielten. Von seiner Liebe zu den Wissenschaften zeugt die Anlegung mehrer Gymnasien zu Odensee, Christiania, Roeskilde, Lund und der Ritterakademie zu Soroë, nebst der thätigsten Fürsorge für die Universität, der Errichtung der Regenz für die Studirenden und der hohen Achtung, welche er den Professoren und andern Gelehrten bewies: von welcher letzten allein die Härte gegen Tycho Brahe (S. oben) eine Ausnahme macht, die man wol aus seiner Lebensgeschichte hinweg wünschen möchte. Für seine Wahrheitsliebe spricht die Anstellung des M. Ole Vind als Hofprediger und kön. Confessionarius unmittelbar nachher, als man diesen frei-

müthigen Mann wegen der Schärfe und Strenge, womit er die Laster der Großen auf der Kanzel rügte, bei ihm verklagt hatte. Einen schönen Beweis von Geistesgegenwart, Schutz der Verlassenen und strenger Gerechtigkeit gegen den Verbrecher gab er, als eine gewisser Chr. Rosenkranz an eine Witwe eine falsche Schuldfoderung von 5000 Thlr. mittels einer vorgezeigten Verschreibung mit ihrer eignen und ihres verstorbenen Mannes Unterschrift geltend machen wollte. Alles sprach für die Richtigkeit der Foderung, welche indessen die Witwe, eine bekannte sehr rechtschaffene Frau, abläugnete. Die Gerichte verurtheilten sie; sie nahm ihre Zuflucht zu dem Könige. Er ließ sich das Dokument vorzeigen; und—was kein Richter bemerkt hatte, bemerkte Christian: das Papier trug den Stämpel einer Papierfabrik, welche jünger war, als die Unterschrift der vorgeblichen Obligation. Die Witwe wurde gerettet, und der Verbrecher, trotz seines Geburtsadels, nach der Schärfe des Gesetzes bestraft.

Übrigens vereinigten sich auch in Christian IV. große Tugenden mit großen Fehlern. Jähzorn, dessen Ausbrüche er doch schnell wieder gut zu machen suchte; ein nicht immer gezügelter Witz, und eine Ergebenheit an das schöne Geschlecht, besonders seit dem frühen Verluste seiner Gemahlin, die selbst für den Stat nachtheilige Folgen hatte—waren seine Hauptfehler. In letzter Hinsicht würde die unzeitige Bemerkung der bekannten Sigbrit, als Christians II. Gemahlin von Zwillingssöhnen entbunden worden war: „ich befürchte, das Land ist nicht groß genug, so viele junge Herrchens zu ernähren," passender auf die vielen Kinder anzuwenden gewesen seyn, die Christian IV. außer der Ehe, besonders mit der ihm an die linke Hand getraueten Christine Munk, zeugte, und die er in die Familien der Größesten und Mächtigsten des Reiches zu verheirathen wußte. Unter andern war diesem Umstande der große und nachtheilige Einfluß auf die Flotte zuzuschreiben, welchen sich einer der Schwiegersöhne des Königes, der bekannte Korfitz Uhlefeld, späterhin zu verschaffen wußte. Aber bei allen seinen Fehlern gehört Christian IV. gleichwol zu den großen, ja zu den größesten Königen, welche den dänischen Thron geziert haben [*]).

CHRISTIAN V., geboren den 15. April 1646 und gestorben den 25. Aug. 1699, war der Sohn König Friedrichs III. und dessen Gemahlin Sophie Amalie, geborner Prinzessin von Lüneburg. Er war der erste König aus dem oldenburgischen Hause, dem die Krone von Dänemark ohne Wahl, vielmehr durch das 1660 festgesetzte Erbrecht, zufiel; doch hatte man ihm schon vor seinem 1670 erfolgten Regirungsantritte sowol in Dänemark 1655, als in Norwegen 1661 gehuldigt. Seine Bildung erhielt er theils durch eine weise Erziehung, theils durch Reisen nach den Niederlanden, nach England, Frankreich und Teutschland, an deren Schluß er 1667 die hessenkasselische Prinzessin Charlotte Amalie zur Gemahlin nahm. Der einzige Krieg, welchen er geführt hat, war der, nach der Provinz Schonen, auf deren Wiedererlangung für Dänemark es hauptsächlich abgesehen war, sogenannte schonensche Krieg gegen Schweden. Als Bundesgenosse des Kaisers, Brandenburgs u. s. w., hielt sich der König, gegen den Rath des berühmten Ministers Griffenfeld, der darüber in Ungnade fiel, verpflichtet, als 1674 der Krieg zwischen Brandenburg und Schweden ausbrach, statt der ihm von Schweden angebotenen Allianz, vielmehr auf brandenburgische Seite zu treten. Der Anfang dieses Krieges fiel für die Dänen sehr glücklich aus. Durch Gefangennehmung des mit Karl IX. enge verbundenen Herzogs Christian Albrecht von Holstein-Schleswig und den dadurch bewirkten rendsburger Vergleich, im Rükken gesichert, wurde es dem Könige leicht, eine Menge Städte und Landschaften zu erobern; bis sich das Kriegesglück änderte und die Dänen bei Halmstadt, dann bei Lund, zuletzt bei Landskrona, obgleich der König selbst tapfer mitfocht, große Niederlagen erlitten. Zur See wurde auch in diesem Kriege glücklicher gefochten, als zu Lande; der Admiral Niels Juul besiegte die an Schiffszahl ihm weit überlegenen Schweden 1676 bei Longeland und 1677 in der Kjöger Bucht. Durch Schwedens veränderte Verhältnisse zu den übrigen europäischen Staten sah sich Christian zuletzt genöthigt, unter französischer und kursächsischer Vermittelung, den Frieden zu Fontainebleau 1679 zu unterzeichnen, nach welchem Dänemark die gemachten Eroberungen zurück gab, Schweden aber den eigentlichen Zankapfel, Schonen, wieder in Besitz nahm. Doch verdankte der König diesem Kriege die Einwilligung des Kaisers zur Besitzergreifung desjenigen Theils von Oldenburg und Delmenhorst, der zwischen Holstein-Plön und Holstein-Gottorf streitig war, und welchen der König käuflich an sich gebracht hatte.— Die wiederholten Versuche, Hamburg zur Huldigung zu zwingen, hatten durch die Dazwischenkunft anderer Mächte allein den Erfolg, daß Hamburg mit 220,000 Thlr. sich loskaufte. — Die Mißhelligkeiten mit Lüneburg 1693 wegen Befestigung der Stadt Ratzeburg wurden gleichfalls durch fremde Einmischung so beigelegt, daß die Festungswerke niedergerissen werden mußten. — Auch mit Holstein entstanden, nachdem durch den Frieden von Fontainebleau jener rendsburger Vergleich vernichtet worden war, neue Streitigkeiten; welche aber erst durch den Tod des Herzogs Albrecht Christian 1694 unterbrochen, und dann, als dessen Nachfolger sie abermals erneuerte und ein offenbarer Krieg eben unvermeidlich schien, durch des Königs Tod 1699 für ihn gänzlich beseitigt wurden.

Christian V. verdankt das Reich ein Ansehn und der Hof einen Glanz, den beide vorher in dem Grade nie hatten; dem Letzten diente der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich gewisser Maßen zum Vorbilde. Der Danebrogorden wurde gestiftet, der Elephantenorden erneuert. Der alte dänische Adel erhielt in dem von Christian geschaffenen neuen Adel ein gewisses Gegengewicht; indem er nach dem Beispiele anderer europäischer Höfe die Grafen- und Freiherrnwürde einführte. Auch eine Rangordnung, als das Mittel, Ehrliebe zu erwecken,

*) S. außer Holberg, Suhm, Höst rc., besonders *Slangen* Kong Christian den Fierdes Historie, herausgegeben von J. H. Schlegel, Kovenh. 1757. 1 — 3. Th. gr. 4. und *Rasmus Nyerups* Karakteristik af Kong *Christian IV*. Kiobenhavn 1816. gr. 8. mit des Königs Bildniß von Mandern.

wurde auf Griffenfelds Rath festgesetzt; sie war, nach Knuds des Großen Rangordnung, die erste in Dänemark. Den Verlust jenes großen Ministers, gegen dessen Treue ihm ein grundloser Verdacht war eingeflößt worden, und dessen anfängliche Verurtheilung zum Tode er in ein lebenslängliches Gefängniß auf Munkholm verwandelte, hat nachher niemand lebhafter empfunden und schmerzlicher beklagt, als der irre geführte König selbst. — Ein neues dänisches Gesetzbuch, wozu die Vorbereitungen schon unter Friedrich III. 1661 und 1669 gemacht waren, wurde von Christian unter dem 15. Apr. 1683 bestätigt. Es begreift mehre ältere und neuere dänische Gesetze, Recesse, Verordnungen in sich und ist unter dem Namen: Christians V. neues Gesetz im ganzen Reiche eingeführt worden. Das höchste Gericht erhielt durch diesen König seine noch bestehende Einrichtung und Gestalt; er stiftete das Hof- und Stadtgericht in Kopenhagen und das Oberhofgericht in Norwegen. Eben so gehören die neuen Kriegs- und Seeartikel, ein neues Kirchenritual und Gesangbuch, die Verbesserung der Polizeianstalten in Kopenhagen, die Ausmessung von ganz Dänemark, die norwegischen Bergwerksordnungen, die Verbesserung der Landstraßen durch Meilenzeiger, der Löschanstalten, die Errichtung eines Assistenzhauses u. s. w. zu dem vielen Guten, welches unter Christian zu Stande kam. — Vieles geschah auch unter diesem Könige zur Verschönerung und Vergrößerung der Residenzstadt, z. B. durch Anlegung des großen Königsneumarktes, der Kallebuden, des Stadtwalles, der teutschen Kirche auf Christianshaven, der Schlösser Charlottenburg und Amalienburg, des neuen Holms, des Verpflegungshauses für verwundete Seeleute u. s. w. Der Vermittelung seiner frommen Gemahlin, Charlotte Amalie, glückte es, nach Überwindung mancher Schwierigkeit, den Evangelisch-Reformirten die königliche Bewilligung zur Erbauung einer Kirche, nebst mehren schätzbaren Privilegien, im J. 1689 zu verschaffen. Durch teutsche, französische und holländische wohlhabende Kaufleute, reformirter Confession, die sich seitdem in Kopenhagen anbauten, sowol, als durch Stiftung mehrer Handelsgesellschaften und den Erwerb der beiden westindischen Inseln St. Thomas und St. Jean, welches die Unternehmungen nach Westindien sehr beförderte, erhielt der Handel neues Leben und neuen Flor. — Christian V. zeichnete sich vorzüglich durch Herzensgüte und Leutseligkeit aus; ein schöner Zug von Dankbarkeit gegen die Verdienste des Erzbischofs Svane (dieses thätigen Werkzeuges bei Einführung der dänischen Souveränetät) war die Ernennung von dessen jungem Sohne zum königlichen Jägermeister gerade, als dieser wegen eines aus Unbesonnenheit begangenen Jagdverbrechens, worauf die Gesetze die schwerste Strafe bestimmen, angeklagt war; der Bestallungsbrief wurde nämlich so frühe datirt, daß dadurch jenes Verbrechen die Gestalt einer Handlung erhielt, wozu ein königlicher Jägermeister vollkommen berechtigt war. — Wessen man den König nicht ohne Grund beschuldigte, war: die Vernachlässigung der Erziehung seines Sohnes, des nachmaligen Königs Friedrichs IV.; geringe Achtung für Wissenschaft und Kunst und deren Beförderer; Sucht nach Vergnügungen, die nicht von der feinsten und edelsten Art waren; ein übertriebener Aufwand bei Hof in französischem Geschmacke und, als Folge hievon, ein schlechter Zustand der Finanzen und die Hinterlassung eines beträchtlich verschuldeten States [5]).

CHRISTIAN VI., der Sohn Friedrichs IV. und dessen Gemahlin Luise, geborner Prinzessin von Mecklenburg, wurde d. 30. Nov. 1699 geboren, und starb nach 16jähriger Regierung, d. 6. Aug. 1746. Die Landmiliz, durch deren Abschaffung dieser König den Anfang seiner Regierung so schön auszeichnete, wurde wenige Jahre später in noch größerer Zahl, als vorher, wieder eingeführt. Eben so fand man nöthig, an die Stelle der aufgehobenen Frohndienstbarkeit (Vornedskab), die weit drückendere Leibeigenschaft (Stavnsbaand), wegen der Auswanderung, wozu jene Aufhebung gemißbraucht wurde, anzuordnen; von dem ersten Übel waren doch die teutschen Herzogthümer frei geblieben; dem Letzten mußte sich das ganze Königreich unterwerfen. — Eigentliche Kriege wurden unter diesem friedliebenden Monarchen nicht geführt; einige kleine Mißhelligkeiten und größere Streitigkeiten, z. B. mit Hamburg, Holstein, Schweden und selbst mit England wurden theils in Güte beigelegt, theils durch Geldsummen, womit sich der König für seine Ansprüche begnügte, abgefunden. Die Flotte kam unter seiner Regirung durch Befolgung der weisen Rathschläge eines Grafen Daneskiold und Admirals Suhm in die beste Verfassung; wozu unter andern auch die mit großem Kostenaufwande geschehene Einrichtung der Dokke auf Christianshaven zur Erbauung der Schiffe nach einer von Bendstrup zuerst in Anwendung gebrachten zweckmäßigen Bauart kräftig mitwirkte. — Die kurz vor des Königs Regirungsantritte in Kopenhagen ausgebrochene große Feuersbrunst im J. 1728, wodurch fast ⅓ der Stadt in Asche gelegt wurde, gab Anlaß zur Errichtung der Brandversicherungsanstalten, welche sich bald über alle Städte des Reiches verbreiteten und in ihren Folgen sehr wohlthuend wurden. Auch außerdem sorgte der König dafür, daß Kopenhagen aus seinem Schutte schöner, als vorher, sich erhob und daß besonders die vielen abgebrannten Universitätsgebäude wieder hergestellt wurden. Zum Flore der Handwerke und Künste trug die Erbauung mehrer Paläste in der Residenz, besonders auch die Aufführung des großen und prachtvollen Schlosses Christiansburg, nebst mehren Sommerschlössern außerhalb der Stadt, z. B. Hirschholm, Vieles bei; Christiansburg, welches schon 1794 wieder ein Raub der Flammen wurde, verursachte allein einen Kostenaufwand von 21 Mill. Der Handel nach Ostindien und China erhielt durch die neue kön. ostindische Compagnie einen festeren Gang; auch nach Guinea, nach Finnland, Island und Grönland wurde der Handel befördert; um den grönländischen Handel erwarb sich besonders des berühmten Hans Egede's würdiger Sohn Paul Egede, großes Verdienst. Mit Rußland, Östreich, England und Schweden

5) Mit Holberg, Suhm, Malling ɛc. vergleiche man besonders Riegels Versuch einer Geschichte Christians V. aus dem Dänischen. Kopenhagen 1795. gr. 8.

schloß und unterhielt Christian freundschaftliche Verbindungen. Die Wissenschaften beförderte er durch eine zweckmäßige Schulverfassung, durch Stiftung eines akademischen Gymnasiums und einer vorbereitenden Schule zu Altona, und besonders durch Gründung der kön. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen. Mehr aber, als alles Andere, schien diesem Könige das Religionswesen am Herzen zu liegen. Daß er zu dem Ende viele Schulen auf den Gütern der Grundeigenthümer anordnete, die öffentliche Confirmation der Kinder vor deren erster Feier des h. Abendmahls einführte, mehre, die würdige Feier der Sonn- und Festtage betreffende Verfügungen traf und eine Menge Bibeln in dänischer Sprache drukken und verbreiten ließ: dieses konnte nicht anders, als von erwünschten Folgen seyn. Daß er aber unter dem Namen: General-Kirchen-Inspektionscollegium einen Verein von Männern, geist- und weltlichen Standes, anordnete, der nichts Geringeres bewirken sollte, als die Wiederherstellung der Einheit und Unschuld der ersten christlichen Gemeinden: das war ein zwar wohl gemeintes, aber übel berechnetes und in seinen Folgen zu ganz entgegen gesetztem Ziele führendes Unternehmen. Wie viel Gutes durch dieses Collegium verhindert, wie viel Böses befördert worden ist: das erhellt unter anderm aus dem freimüthigen (zuerst 1813 in *Möller's* theol. Bibliothek. Bd. 5. abgedruckten) Berichte, den ein Hauptglied desselben, der brave Bischof Hersleb, bald nach des Königs Tode, von der wahren Beschaffenheit und schädlichen Wirksamkeit des Collegiums an König Friedrich V. abstattete. Nie würde die Leitung der Religionsangelegenheiten in so schlechte Hände gerathen seyn: hätte der König nicht dem Hofprediger Bluhme, dem Älteren, einem scheinheiligen Manne, der es mit seiner Frömmelei auf das Höchste trieb, sein Ohr geliehen und die schädlichen Anschläge desselben in Ausführung gebracht. Eine blinde und verderbliche Religionsschwärmerei verbreitete sich durch ihn und seinen Anhang, wozu auch die Königin Sophie Magdalene (die sich übrigens durch Stiftung eines Fräuleinklosters zu Wemmetofte und eine andere Stiftung für Frauen zu Wallöe verdient machte) gehörte, über den Hof und das ganze Land. Begünstigung der Heuchler und Verfolgung der Vernünftigen und Rechtschaffenen; Kopfhängerei; Seufzen und Weinen über die so genannten Weltthorheiten; Verachtung des gegenwärtigen und übertriebenes Verlangen nach dem zukünftigen Leben; zuletzt sogar Selbstmord und Ermordung unschuldiger Kinder — wozu eine aus mystischen und pietistischen Religionsvorstellungen entspringende Schwermuth Reiz und Anlaß gab — dieß Alles waren die Folgen der Mißgriffe, wozu sich der König durch jenen Bluhme und Mehre seines Gleichen aus blindem Religionseifer verleiten ließ. Selbst Hinrichtungen, die unter schweren Martern vollzogen wurden, konnten dem Übel nicht Einhalt thun; bis zuletzt verordnet wurde, daß solche, die sich aus Lebensüberdruß des Kindermordes schuldig gemacht hätten, nicht am Leben gestraft, sonders lebenslänglich eingesperrt und jährlich am Tage ihres begangenen Verbrechens öffentlich gepeitscht werden sollten. So weit führte in Christians VI. Zeit, der — in unsern Tagen neuerdings — sich äußernde Hang zur Mystik und Frömmelei! — Außerdem macht man diesem Könige mit Recht den Vorwurf, daß er unter dem Einflusse seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Culmbach-Baireuth, die Fremdlinge zu sehr begünstigt, betrügerischen Spekulanten Gehör gegeben und die dänische Sprache vom Hofe gleichsam verbannt habe. — Durch die Betriebsamkeit Bernstorfs, des Älteren (S. Bd. IX. 217), der nachher unter Friedrichs V. Regirung als Minister noch die größesten Verdienste sich erwarb, glückte es dem Könige, als Herzog von Holstein-Glückstadt, auf dem Reichstage zu Regensburg 1640 unter die alternirenden altfürstlichen Häuser aufgenommen zu werden und also Sitz und Stimme in dem teutschen Fürstencollegium zu erhalten. — Obgleich während Christians Regirungszeit weder große Kriegskosten erfoderlich waren, noch irgend eine Landplage anderer Art Statt fand: so hinterließ er doch bei seinem Tode eine Statsschuld von mehr als 2 Millionen Thlr.; die kostspielige Aufführung mehrer Schlösser trug hiezu das Meiste bei [6]).

CHRISTIAN VII., der Sohn Friedrichs V. und dessen erster Gemahlin Luise, geborner Prinzessin von England, war geboren d. 29. Jan. 1749, kam zur Regirung d. 14. Jan. 1766, und starb d. 13. März 1808. Die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Bauern des kopenhagener Amtes, womit dieser König den Anfang seiner Regirung bezeichnete, erweckte das beste Vorurtheil für das künftige Schicksal des Landmannes in seinen Staten; und die Folge der Zeit hat, wenn gleich nur allmälig, doch auf eine Art, die manchen andern Staten zum Muster dienen kann, die guten Erwartungen von dieser Maßregel bestätigt. Eben so heilsam für den innern und äußern Frieden des Reiches waren zwei andere Schritte, die er, unter seines weisen Ministers J. H. E. Bernstorfs Leitung in den ersten Jahren seiner Regirung that. In Vereinigung mit Holstein-Gottorf ging er nämlich im J. 1768 mit Hamburg einen Vergleich ein, wodurch die häufigen Streitigkeiten mit dieser Stadt völlig beigelegt und die vollen Rechte derselben, gegen den Nachlaß von 4 Millionen, welche sie an Dänemark, und einiger geringerer Summen, welche sie an Holstein zu fodern hatte, als teutscher freier Reichsstadt anerkannt wurden. Mit der russischen Kaiserin Katharine aber, als Vormünderin des Großfürsten Paul Petrowitsch, Erbherzogs von Holstein-Gottorf, schloß der König 1767 einen Traktat, wodurch russischer Seits, unter Bedingungen, die für Dänemark sehr billig waren, allen Foderungen an das Herzogthum Schleswig entsagt und ein Tausch, nach welchem der herzogliche Theil von Holstein an Dänemark fiel, zugegeben wurde. Hiermit wurde allen fernern Erbstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Zweigen des holsteinischen Hauses, dergleichen seit Erich Eigegod so unzählige obgewaltet hatten, vorgebeugt. Die schonende Unterdrückung eines Aufstandes

6) S. außer Höst's und Gebhardi's angeführten Schriften, besonders *Munthe's* Faedrelandets-Historie. Khvn. 1813. S. 290. rc. und: *G. L. Baden* de danske Kongers af det Oldenborgske Huus Karakteristiker. 1809, auch: *J. Möller's* theologisk Bibliothek. Kbhvn. 1813. 5 Bind. S. 146 rc.

auf der Insel Bornholm, die kluge Verminderung einiger drückender Abgaben, und die zweckmäßigen Vorkehrungen, welche getroffen wurden, um den durch den Feldmarschall St. Germain begonnenen unzeitigen Reformen im Militär Einhalt zu thun: Alles dieses gereichte dem jungen Könige und seiner Empfänglichkeit für die Rathschläge eines Bernstorfs zu großer Ehre und verkündigte eine weise und glückliche Regirung. Vielleicht wäre sie dieses in jedem Betrachte geworden, wenn nicht eine Reise, welche der König in das Ausland vornahm, zufällig den Grund zu Veränderungen gelegt hätte, die für seine Regirung, wie für sein persönliches Schicksal, von vielen nachtheiligen Folgen begleitet waren. Zwar erwarb sich Christian VII. auf dieser Reise in Teutschland, England, Frankreich und Holland durch seine Leutseligkeit und seinen unschuldigen Witz allenthalben Achtung und Beifall; und durch die Annahme der juristischen Doktorwürde zu Oxford und den lebhaften Antheil, den er an Allem nahm, was die Wissenschaften und ihre Beförderer betraf, verschaffte er sich den Namen eines einsichtsvollen Gönners der Gelehrten und ihrer Werke; selbst von Voltaire erhielt er späterhin Briefe, die dessen innigste Verehrung gegen ihn sattsam bewiesen. Aber das unbegränzte Vertrauen, welches er während eben derselben Reise einem jungen Manne, Namens Struensee schenkte, der ihn als Leibarzt begleitete, eröffnete die Quelle zu vielen und großen Übeln für ihn und Andere. Diesen Arzt erhob der König bald nach seiner Rückkehr 1760 zu einer immer höher steigenden Stufe des Ranges und der Wirksamkeit; bis er zuletzt in den Grafenstand versetzt und als Geheimer Kabinetsminister mit einer so unumschränkten Vollmacht versehen wurde, dergleichen vor und nach ihm kein dänischer Minister theilhaftig gewesen ist und die ihn in den Stand setzte, durch Kabinetsordres, ohne mit irgend einem Landeskollegium über die betreffenden Gegenstände zu verhandeln, Alles auszurichten, was ihm beliebte. Und so, wie Struensee der Zügel der Regirung sich bemächtigte, wurden andere, und zwar die tüchtigsten Diener des States, alles Einflusses beraubt. Die beiden Bernstorfe, Oheim und Neffe, waren die Ersten, aber nicht die Einzigen, welche dieses Schicksal erfuhren; auch der hochverdiente Graf Danneskiold-Laurwig, der Graf Holk, die geheimen Räthe Moltke, Thott, Reventlaw, Rosenkranz wurden verabschiedet, das ganze geheime Statsconseil hörte auf, die untergeordneten Kollegien litten große Veränderungen, der kopenhagener Magistrat mußte einem neu ernannten Stadtrathe, der aber nur das Polizeiwesen zu besorgen hatte, weichen u. s. f. Manche der Struensee'schen Veränderungen, z. B. die Abschaffung der überflüssigen Feiertage, die Einführung der Preßfreiheit, die Einschränkung der Eheverbote unter Verwandten bloß auf solche Fälle, die in der h. Schrift ausdrücklich genannt sind, die Erlaubniß für die mährischen Brüder, die Stadt Christiansfeld erbauen, sich daselbst niederlassen und Fabriken anlegen zu dürfen u. s. w., haben sich als heilsam und zweckmäßig bis in unsere Zeit erhalten; ja, von seinen, den bisherigen so ganz widersprechenden Regirungsgrundsätzen überhaupt sagt man mit vollem Rechte: es läßt sich wegen der Kürze seines Ministeriums nicht bestimmt darüber urtheilen, ob sie des Reiches Wohl oder Wehe befördert haben würden. Inzwischen geschahen alle Veränderungen zu schnell, zu unvorbereitet, zu gewaltsam; die Verdrängung so mancher tüchtiger Statsbeamten und die Selbsterhebung Struensee's zu einer so beispiellos unumschränkten Gewalt erweckte zu viel Mißvergnügen, Neid und Feindschaft selbst unter den einflußreichsten und mächtigsten Personen des Reiches; zugleich war das gegenseitige Betragen zwischen ihm und der Königin Karoline Mathilde, geborner Prinzessin von England, welche Christian VII. in ihrem kaum 15jährigen Alter 1766 zur Gemahlin genommen hatte und die dem Günstlinge ihres Gemahls von 1769 an kein geringeres Vertrauen zu schenken schien, als er von diesem genoß, zu unvorsichtig und mit den Begriffen von Anstand zu wenig verträglich — als daß dieses Alles nicht einen Sturm gegen Struensee hätte vorbereiten sollen, der schnell genug wirklich losbrach und sein und seiner wenigen Anhänger augenblickliches Glück gänzlich zertrümmerte. Der Königin Juliane Marie, K. Friedrichs V. Witwe, konnte es nicht sehr schwer fallen, in Verbindung mit mehren Männern von Einsicht und Entschlossenheit, unter denen sich besonders ihres Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, Lehrer Ove Höngh Guldberg, befand, den sorglosen, auf sein Glück und seine Gewalt blind vertrauenden, Minister erst von seinem hohen Posten herabzustürzen und dann den überraschten und seines bisherigen Verhältnisses zu Struensee vergessenden König zur Einwilligung in das volle Verderben seines Günstlinges zu überreden. Die Schläge folgten schnell auf einander; Struensee starb 1772, nebst dem Grafen Enewold Brandt, dem treuesten seiner Gefährten, als verurtheilter Majestätsverbrecher auf dem Blutgerüste; die Ehe des Königs wurde getrennt, und die junge, unerfahrene Karoline Mathilde mußte, — obgleich manche Umstände für ihre Unschuld, hinsichtlich ihrer ehelichen Treue, laut sprachen — Dänemark verlassen und ihren Aufenthalt zu Celle nehmen: wo sie, ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, der Kabale und des tief gekränkten Ehrgefühls, 1775 ihr Leben in einem Alter von kaum 24 Jahren beschloß [7]). — Das nach

7) Für die Unschuld der jungen Königin hinsichtlich der Treue gegen ihren königlichen Gemahl, sprechen solche besondere Umstände und unverwerfliche Zeugnisse, daß diese von den Scheingründen für die entgegengesetzte Meinung nicht entkräftet werden können. — „Aber Struensee's ausdrückliches Bekenntniß?!" Man lese dasselbe so, wie es in seiner Verantwortung an die königl. Kommission v. 14. Apr. 1772 (s. Höst's *Struensee* og hans Ministerium, Kiöbenhavn, 1824. 3. Deel. S. 108 f.), mit den Worten steht: „wenn man Alles genau beurtheilt, so wird man in meiner Conduite mehr politische Fehler und moralische Vergehungen, als strafbare Verbrechen — wenn man das Eine ausnimmt, wovon ich hier keine Erwähnung gethan habe — finden:" — und man wird darüber erstaunen, daß ein Mann, der die Dreistigkeit hat, alle andere Beschuldigungen, selbst solche, welche sein Defensor, weil sie offenkundig waren, zugibt, theils zu läugnen, theils zu bemänteln, die Feigherzigkeit hat, gerade das Verbrechen, das, wenn es Statt gehabt, zugleich das strafbarste und das unerweislichste von allen gewesen seyn würde, so ganz unumwunden, ja, recht zuvorkommend, einräumt. Aber die Sache wird klar, wenn man erwägt, welche Bewandtniß es nach Höst, und besonders nach v. Falckenskjold (s. v. Falcken-

Struensee's Fall in Wirksamkeit tretende Ministerium, auf welches der Erbprinz Friedrich, unter der Leitung seiner Mutter und seines vorigen Lehrers Guldberg, den meisten Einfluß hatte, wurde nach dem Letzten das

[illegible] Denkwürdigkeiten u. Leipzig 1826. Th. 1. S. 84 f.), mit [illegible] hatte: daß nämlich nichts, als eine sklavische [illegible], die trübe Quelle war, woraus dasselbe floß. In [illegible] Denkschrift für die Königin heißt es: „Die Furcht, die [illegible] des Angeklagten, die Hoffnung, sich zu retten, wenn er die Königin mit in seinen Proceß verwickele, und [illegible], werden ihm seine Erklärung eingegeben haben." Diese unbekannten Gründe waren: man machte [illegible] glauben, „die Aufführung der Königin könne nicht Gegenstand einer [illegible] Verurtheilung, nicht einmal eines Criminalprozesses, werden." Auch hat man ihn mit der Tortur bedroht ([illegible] a. a. O. S. [illegible].). Wie unbedingt aber [illegible] war, zeigt seine Äußerung in einer, von [illegible] Th. 2. S. [illegible] f., angeführten, Unterredung mit [illegible]: „er hoffe und fürchte nichts von der Ewigkeit [illegible] Furcht, die er fühle, sei, daß er bald ganz aufhören werde, [illegible] er wünschte das Leben selbst mit [illegible] Glückseligkeit, als er jetzt, in seinem [illegible] mit Ketten und Banden schwer beladen!) „genießen." Man kann es [illegible] wundern, daß ihm die Arglist seiner Feinde ein Bekenntniß ablockte, das, einen so schwarzen Schatten es auch auf sein Herz warf, eine so empörende Undankbarkeit er auch dadurch gegen seine Wohlthäterin verrieth, doch, nach seinem Wahne, das einzige Mittel war, ein Leben zu verlängern, das ihm mehr galt, als Alles in der Welt! — „Und doch [illegible] das Bekenntniß ihrer eigenen Schwäche [illegible] unterschrieben!" Faktisch genommen, hat sie dieses [illegible]; aber moralisch betrachtet auf eine Weise, welche ihrem Herzen Ehre macht. Einstimmig haben [illegible] (s. a. a. O. Th. 1. S. [illegible]), Hoft (a. a. O. Th. 2. S. [illegible]), und ein von [illegible] benutzter Anonym (aus [illegible] Aufklärungen in [illegible] der Grafen Struensee und Brandt S. [illegible]), eine Beschreibung von dem Verfahren gegen die junge Königin, um ihre Unterschrift zu erschleichen, das nicht hinterlistiger [illegible] konnte. Der Erstgenannte, als Strs [illegible], verdient hier die größte Aufmerksamkeit. [illegible] Str., [illegible] der kleinsten Einleitung, das [illegible], wenn er bei der Königin stehe, werde, wenn es [illegible] kommen, sein Schutz seyn. Er gab sich [illegible] Weise, der Zofe, im Schauspiele, auf [illegible]. Aber die Einleitung [illegible]. Er, [illegible] Königin selbst, mußten alles [illegible]. — „[illegible] Schack" [illegible] Schack [illegible], „[illegible] die Kommission, welche sie auf dem Schlosse Kronenburg [illegible] Königin [illegible] sollte. Die Fürstin empfing ihn mit Stolz und bezeigte ihm ihren großen Unwillen, als er mit ihr von ihren Verbindungen mit Str. sprach. Nun las ihr Schack Strs Erklärung vor und bemerkte, daß der Angeklagte eine harte Strafe zu erleiden haben würde, wofern seine Erklärung falsch wäre. Die Königin prüfte solche einen Augenblick, und nachdem sie über diesen unerwarteten Fall nachgedacht," sagte sie zu Schack: „Glauben Sie, daß ich das Leben dieses unglücklichen Mannes retten könnte, wenn ich diese Erklärung bestätigte?" Sch. antwortete durch eine tiefe Verbeugung. Hierauf ergriff die Königin die Feder, schrieb die erste Sylbe ihres Namens, und — wurde ohnmächtig. Schack vollendete die Unterschrift. Das ist Alles, was ich über die Sache habe erfahren können. Nie hat mir Str. über diesen Gegenstand eine vertrauliche Eröffnung gemacht. Auch Reverdil, von dem man meint, er sei davon unterrichtet, und mit dem ich in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebte, wußte davon nicht mehr, als ich und das Publikum. Der Königin Geständniß wurde von ihren Feinden als ein großer Schlag betrachtet, den ihre Partei ausgeführt u. s. w. Kann ein so erschlichenes Geständniß auf der Wagschale der Geschichte und des Rechtes das geringste Gewicht haben? Man verbinde hiermit, was, nach Hoft (Th. 2. S. 375.), Uldall in s. Vertheidigungsschrift für sie anführt. „Ich müßte ja, sprach sie zu ihm, verzweifeln, wenn ich andere Absichten gehabt hätte, als das Wohl des Königes und des Landes. Habe ich vielleicht unvorsichtig gehandelt, so wird mein Geschlecht, mein Alter, mein Stand mich entschuldigen." „Niemals, sagt Uldall, glaubte sie, daß irgend ein Verdacht auf ihr ruhen könne; denn sie wußte sich unschuldig." Daher hoffte sie ihre Rechtfertigung durch den Mund ihrer Richter nach dem Gesetze. Und diese Worte sprach sie mit einer Freimüthigkeit aus, welche ihnen ein neues Gewicht gab." Alle diese Umstände, die gar nichts Unwahrscheinliches enthalten, vielmehr, obgleich von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten, folglich ganz unabhängig von einander, erzählt, in einem ganz natürlichen Zusammenhang stehen, erheben es fast bis zur historischen Gewißheit, daß sowol des Grafen, als der Königin, Geständniß nur das gelungene Werk der Bosheit und Hinterlist, angewendeter Drohungen auf der Einen Seite, und gegebener Versprechungen auf der Andern, war. — Hiezu kommen noch zwei Zeugnisse, die Niemand für verwerflich halten kann, der nicht allem Glauben an die Zuverlässigkeit der Aussage einer Sterbenden und ihrer unverdächtigsten Mittheilung von treuen Selsorgern entsagt hat. Ich muß hiebei mich selbst zur Sprache bringen, und thue dieß desto unbedenklicher, da mich nur das Interesse der Wahrheit leitet. Es war am 20. Okt. 1790, als ich auf meiner ersten Reise nach Dänemark einen Tag in Celle verweilte und bei dem damaligen Generalsuperintendenten Jakobi einige lehrreiche Abendstunden zubrachte. Die Unterredung fiel auf den geh. Justizrath Curtius zu Marburg, Jakobi's vieljährigen Freund. Daß dieser in seinen Vorlesungen über die Universalgeschichte der Struenseeischen Katastrophe erwähnt und geäußert hatte: Strs Selbstgeständniß sei verdächtig und wichtige Gründe sprächen für die Unschuld der jungen Königin — dessen erinnerte ich mich, und äußerte solches gegen Jakobi. Hierauf erwiederte der ehrwürdige Greis, der die Unglückliche Jahre lang gekannt und bis zu ihrer Todesstunde beobachtet hatte, ungefähr Folgendes: „Caroline Mathilde mag leichtsinnig gewesen seyn; lasterhaft war sie nie. Lebensart und Sitten, die sie in dem freiern England angenommen hatte, stimmten schwerlich ganz mit den dänischen überein; aber strafbar hat sie nicht gehandelt. Was die unverletzte Treue gegen ihre Gemahl betrifft: so gehört die Betheurung derselben mit zu den letzten Worten, die sie vor dem Eingang in die vergeltende Ewigkeit aussprach." Dieses Zeugnisses habe ich zu einer Zeit Erwähnung gethan, wo ich nicht wußte, daß noch ein Unglücksgefährte von Str. lebe, noch weniger ahnte, daß von diesem noch nach seinem Tode eine den Gegenstand betreffende Schrift erscheinen werde. Um so viel überraschender war mirs, in v. Falckenskjolds Denkwürdigkeiten (s. Th. 1. S. 89,) folgende Erzählung zu finden, die, wegen ihrer auffallenden Übereinstimmung mit Jakobi's Erklärung, hier ihren Platz finden möge: „Im J. 1780, sagt v. F., hatte ich in Hannover Gelegenheit, den Hrn. Roques, Pastor der franz. reformirten Kirche zu Celle, kennen zu lernen. Ich sprach einst mit ihm über die Königin K. Mathilde. Fast jeden Tag, sagte er, wurde ich zu dieser Fürstin berufen, um mit ihr zu lesen, oder mich mit ihr zu unterreden, meistens aber um ihr Aufschlüsse über die Armen meines Kirchspiels zu geben; am fleißigsten besuchte ich sie die letzten Tage ihres Lebens, und war um sie kurz vorher, als sie den letzten Seufzer ausstieß. Obgleich sehr schwach, hatte sie doch Geistesgegenwart behalten. Nachdem ich die Sterbegebete aufgesetzt hatte, sagte sie zu mir mit einer Stimme, die sich wieder zu beleben schien: „„Herr Roques, ich werde bald vor Gott erscheinen; ich betheure, daß ich der mir zur Last gelegten Verbrechen unschuldig bin und meinem Gemahle niemals untreu gewesen war."" Hr. Roques, setzte hinzu, daß die Königin außerdem niemals, auch nur auf eine mittelbare Weise, mit ihm über die gegen sie gerichteten Anklagen gesprochen habe. Was er mir mitgetheilt, schrieb ich noch denselben Tag (7. März 1780), als von einem Manne kommend, der we-

Guldbergsche genannt. Das Meiste von dem, was Struensee bewerkstelligt hatte, erhielt eine andere Gestalt, und die aus ihren Posten verdrängten Agenten, kamen wieder in Thätigkeit. Auch Bernstorf, den jüngeren (der ältere war inzwischen gestorben), foderte die öffentliche Stimme laut zurück; ob er sich gleich, weil er an dem Guldbergschen Ministerium keinen großen Gefallen zu haben schien, nur wenige Jahre darauf aus Dänemark wieder zurück zog. Doch war noch durch ihn der schon 1767 zwischen Rußland und Dänemark eingegangene Traktat wegen Holstein, der unter Struensee neuen Mißverständnissen ausgesetzt gewesen war, 1773 glücklich abgeschlossen worden, so, daß der holstein-gottorpsche Theil des Herzogthums an Dänemark fiel; wogegen von dänischer Seite allen Ansprüchen auf Oldenburg und Delmenhorst entsagt und diese Grafschaften dem Bischofe von Lübeck, Herzog Friedrich August von der jüngeren gottorpischen Linie, als ein Herzogthum überlassen wurden. Eine wichtige unter diesem Ministerium, nach Bernstorfs Austritt, 1776 gegebene Verordnung betraf das sogenannte Indfödsret (Recht die Eingebornen), nach welcher „nur Eingeborne und solche, die, wegen ihrer Kenntnisse und Verdienste, mit diesen gleicher Achtung werth sind, Zutritt zu Ämtern im Reiche haben sollen;" und die der König für ein Grundgesetz in der dänischen Statsverfassung erklärt hat. Verschiedene, die Verbesserung des Finanzwesens betreffende, Plane verfehlten ihren Zweck. Neben der ostindischen wurden mehre Handelsgesellschaften gestiftet; der Handel von und nach Ostindien wurde allen dänischen Unterthanen ohne Einschränkung erlaubt. Zum Flore des auswärtigen Handels trug Dänemarks Neutralität während des damaligen nordamerikanischen Krieges Vieles bei, und den inländischen Handel beförderte die Anlegung des schleswig-holsteinischen Kanales. Für den See-Etat wurden beträchtliche Summen bewilliget; auch der Land-Etat erhielt Verbesserungen. Am vortheilhaftesten zeichnete dieses Ministerium die Sorgfalt für den Flor der Wissenschaften aus. Guldberg, selbst ein klassischer dänischer Schriftsteller, unterließ nichts, um besonders die Achtung für die Landessprache, die unter Struensee tief gesunken war, wieder zu erheben; und die auf Kosten des Erbprinzen Friedrich geschehene neue Ausgabe von Snorro Sturleson in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache, war eine schöne Frucht seines Sinnes für die Wissenschaften: wie denn auch das gelehrte Schulwesen verbessert, das Studium bei der Universität zweckmäßiger eingerichtet und nicht leicht ein sich auszeichnender dänischer, norwegischer und holsteinischer Gelehrter ohne Ermunterung gelassen wurde. Die Königin Juliane Marie kannte und achtete die Fortschritte, welche die Pädagogik unter einem Basedow, Campe, Salzmann rc. eben damals in Teutschland machte und sprach mit Einsicht und Wärme über diesen Gegenstand. — Endlich, wurde auch den Anmaßungen der Engländer in Aufbringung neutraler Schiffe während des nordamerikanischen Krieges durch die unter dem Namen der bewaffneten Neutralität mit Rußland und Schweden eingegangene Verbindung Gränzen gesetzt; für die Sicherheit des Handels im Norden hatte dieses, so wie der bald nachher geschlossene Handelstraktat mit Rußland, die wichtigsten Folgen.

Zwölf Jahre war das Guldbergsche Ministerium in der Gestalt eines königlichen Kabinetsrathes in Thätigkeit gewesen, als ihm der damalige Kronprinz, und jetzige König Friedrich VI. kurz nachher, als er sein christliches Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, am 14. April 1784 durch seine unmittelbare Theilnahme an der Regierung ein Ende machte. Seine Bildung hatte Friedrich, nach Struensee's Fall, hauptsächlich durch den General Eichstädt und den Etatsrath Sporon erhalten, und die Art, wie er bei der Aufhebung des Kabinetsrathes und dessen Verwandlung in den kön. Statsrath zu Werke ging, zeugte von einer für sein junges Alter seltenen Kraft und Energie; auch war die ganze wichtige Veränderung, die er bewirkte, bei der österen Geistesabwesenheit und ungünstigen Gemüthsstimmung, worin sich Christian VII. seit den traurigen Begebenheiten des J. 1772 befand und die ihn bis an seinen Tod — einzele helle Stunden und Augenblicke abgerechnet — nicht verließ, eben so nothwendig, als für den Stat und das Volk heilsam. In dem nun eingeführten geheimen Statsrathe nahm der Kronprinz selbst den Vorsitz; Guldberg und mehre andre Minister traten außer Wirksamkeit; dagegen wurde der Graf Peter Andreas Bernstorf (S. Bd. IX, 218) zurück berufen und erhielt den vollen Einfluß, der seinen tiefen Einsichten, seiner großen Statsklugheit, seiner seltenen Uneigennützigkeit und unerschütterlichen Treue gegen Fürst und Vaterland angemessen war. Außer Bernstorf wurden der geheime Rath Rosenkranz, General Huth, und der geheime Rath Stampe zu Ministern ernannt; und durch einen königlichen, von dem Kronprinzen mit unterschriebenen Befehl wurde den untergeordneten Kollegien aufgegeben, alle öffentlichen Statsangelegenheiten dem Könige in dem Statsrathe vorzutragen, gemäß der aufs neue in volle Kraft gesetzten Verordnung vom 13. Februar 1772. Kein Ministerium hat sich durch mehr Handlungen, welche dem State zur Ehre und dem Volke zum Heil gereichten, ausgezeichnet, als das, nach dem berühmtesten und thätigsten seiner Glieder, sogenannte Bernstorfsche. In einer Biographie Christians VII., der, den Umständen und seiner persönlichen Lage und Verfassung nach, nicht viel mehr, als den Namen des Regenten übrig behielt, an der Regirung selbst aber wenig oder keinen eigentlichen Theil mehr nahm, kann nur noch auf das Merkwürdigste, was sich bis an seinen Tod mit dem State und seiner Person zutrug, kurz hingedeutet werden. — Dem Ackerbau und Bauernstande, für den schon seit Christians VII. Regirungsantritte ein günstiger Zeitpunkt eingetreten war, wurde unter des Kronprinzen menschenfreundlicher Leitung und nach Bernstorfs weisem Ra-

gen seines rechtlichen Charakters ausgezeichnet war, nieder." Wenn Zeugnisse, wie diese Beiden, von Jakobi und Roques, in der Geschichte nichts gelten sollten: womit wollte man dann in Fällen dieser Art die Wahrheit von dem Scheine unterscheiden und die Unschuld gegen die Verleumdung rechtfertigen?

(*v. Gehren.*)

the auf alle nur mögliche Art aufgeholfen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, deren sich bisher nur die Bauern eines einzelnen Amtes zu erfreuen hatten, wurde jetzt auf das ganze Land ausgedehnt, die Ganerbschaft abgeschafft, der Frohndienst eingeschränkt, genauer bestimmt und hiemit der Landmann der Willkür seiner Frohnherrschaft nicht nur entzogen, sondern in den Stand gesetzt, selbst Gutsbesitzer zu werden. Ein vor dem Westerthore der Residenzstadt 1792 aufgeführtes prächtiges Denkmahl, wozu der Kronprinz eigenhändig den Grundstein legte, wird es noch der spätesten Nachwelt sagen, daß unter Christian VII. die Fesseln des edeln Bauernstandes zerbrochen wurden. Von demselben Geist und Sinn war die in eben dem Jahre erschienene Verordnung eingegeben, nach welcher den dänischen Unterthanen aller Negerhandel auf den Küsten von Afrika, und wo er sonst nur Statt haben konnte, von dem J. 1803 an gänzlich verboten wurde. In Verbindung hiemit stand die Freigebung des Handels für jeden, der davon Gebrauch machen wollte, von und nach der Küste von Guinea; welche bald nachher auch auf den Handel nach und von Island und Finmark ausgedehnt wurde. Große Verbesserungen erhielten die Armenversorgungs-, Brandversicherungs- und Löschanstalten. Mittels der Abstellung aller fremden Werbung gewann die Landmacht, und in das Seewesen kam neues Leben dadurch, daß der Kronprinz in der Admiralität selbst seinen Sitz nahm. Von der Sorgfalt für den Flor der Wissenschaften gab die Niedersetzung einer Kommission 1794 zur Ausarbeitung eines neuen Planes für die studirende Jugend einen Beweis und die von ihr entworfenen Vorschläge wurden von 1797 an zur Ausführung gebracht. Die Errichtung mehrer Schullehrerseminarien versprach für die Zukunft tüchtige Lehrer in den Volks- und Gelehrtenschulen. Die Sanctionirung einer vortrefflichen, von dem General-Superintendenten Adler ausgearbeiteten, Kirchenagende für die Herzogthümer war eine der letzten köstlichen Früchte von Bernstorfs unermüdeter Wirksamkeit fürs Gute. Auch genoß Dänemark bis 1799, und also noch 2 Jahre nach dieses Ministers Tode, der von ihm stets beschützten Druckfreiheit. — Übrigens ereigneten sich während der Regirungszeit Christians VII., manche bedeutende Unglücksfälle innerhalb seiner Staten. Dahin gehörten zwei große Feuersbrünste, von denen die eine 1794 das große, noch fast neue, Residenzschloß Christiansburg verheerte, so, daß der König und die königliche Familie genöthigt wurden, erst in dem kleinen Schlosse Rosenburg, dann in den Palästen auf Amalienburg ihre Wohnung zu nehmen, mehre, die Struensee'sche Katastrophe betreffende Papiere sollen in den Zimmern der Königin Juliane, welche diese erst, als die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte, verließ, mit verbrannt seyn. Durch die andere Feuersbrunst wurde 1795 etwa ¼ der Residenzstadt, nebst vielen Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden ein Raub der Flammen. Auch kann man dahin fast alle Kriegsvorfälle zählen, welche unter Christian Statt hatten. Ohne besondere Folgen blieb der Einfall in Schweden, wozu 1788 der Allianztraktat mit Rußland Anlaß gab; Preußens und Englands Drohungen bewirkten einen schnellen Rückzug. Nachtheiliger waren die Folge des kurzen, mit einer einzigen, aber sehr blutigen Schlacht auf der kopenhagener Rhede am 2. April 1801 zwischen der engländischen Flotte unter Nelson und den dänischen Blockschiffen und Seebatterien abgethanen Krieges, den die Convention zwischen Dänemark, Schweden, Preußen und Rußland 1800 zur Aufrechthaltung der Rechte der neutralen Flagge gegen die Gewaltthätigkeiten der Engländer herbeiführte. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; Nelson schlug zuerst einen Waffenstillstand vor; und in Ermangelung aller thätigen Mitwirkung seiner Alliirten war Dänemark genöthigt, einen Vergleich einzugehen, wodurch in den Grundsätzen der Neutralität des Nordens wesentliche Veränderungen und Einschränkungen zugegeben wurden. — Den schlimmsten Ausgang hatte Dänemarks Vertheidigungskrieg gegen die Übermacht der Engländer im J. 1807. Trotz der Weisheit und Mäßigung, womit das dänische Ministerium die Neutralität und Selbständigkeit des States in den verwickeltesten Lagen und Verhältnissen und unter den furchtbarsten Kriegen, welche als Folge der 1789 in Frankreich ausgebrochenen Revolution über das ganze übrige Europa sich verbreiteten, aufrecht zu halten wußte, sah sich der Stat doch zuletzt durch den Überfall der Engländer, der in der neueren Geschichte, außer dem, was Napoleon gegen andere Staten (z. B. Kurhessen 1806) sich erlaubt hatte, ohne Beispiel ist, gezwungen, zu den Waffen zu greifen. In der wahren oder falschen Voraussetzung, Frankreich werde nach dem Frieden zu Tilsit die dänische Flotte zu seinen Seeoperationen gegen England mißbrauchen, schickte England eine stark bemannte Flotte in den Sund, landete auf Seeland, schloß Kopenhagen ein, foderte die Auslieferung der Flotte und erreichte durch ein dreitägiges Bombardement, welches einen großen Theil der Residenz verwüstete, seinen Zweck. Der König, der Kronprinz und die ganze königliche Familie waren theils kurz vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten, theils bald nach deren Anfang und mitten unter den Feinden, nicht ohne persönliche Gefahr, über die Belte nach Holstein geflüchtet; wo der König seinen Aufenthalt zu Rendsburg nahm. Die unter dem 7. Sept. 1807 abgeschlossene Kapitulation, nach welcher den Engländern die dänische Flotte mit dem ganzen dazu gehörigen Schiffsvorrathe ausgeliefert wurde, und diese dagegen nach Verlauf von 6 Wochen Seeland räumten, ist von der dänischen Regirung nie anerkannt worden. — Mit der den 29. Febr. 1808 gegebenen Kriegserklärung gegen Gustav Adolph IV., den Alliirten der Engländer, von dessen feindseligen Gesinnungen gegen Dänemark und kriegerischen Unternehmungen gegen Norwegen man sprechende Beweise hatte, und die zuletzt die Abtretung des ganzen Königreiches Norwegen an Schweden und dagegen den Erwerb des Herzogthums Lauenburg zur mittelbaren Folge hatte, endigte Christians 42jährige Regirungszeit. Kaum 13 Tage nach ihrer Unterzeichnung beschloß er sein Leben in Rendsburg und hinterließ das Andenken eines Regenten, der, im Ganzen genommen, weniger glücklich war, als es sein streng rechtschaffener Sinn und sein für das Wohl der Unterthanen warm schlagendes Herz verdient hätte. Nach Haarald Blaatand und Christian IV., hat kein

König länger auf dem dänischen Throne gesessen, als Christian VII. 8)). (*v. Gehren.*)

CHRISTIAN I. oder ältere, Fürst von Anhalt und Stifter der noch blühenden Linie Anhalt-Bernburg, verdient als ein ausgezeichneter Fürst und Feldherr seiner Zeit eine noch genauere Erwähnung, als ihm bereits in den Artikeln Anhalt und Bernburg zu Theil geworden ist. Er war der zweite von den acht Söhnen des Fürsten Joachim Ernst, welcher das früher getheilte Anhalt seit 1570 ganz beherrschte und der jüngste Sohn von dessen erster Gemahlin Agnes, Tochter des Grafen Wolfgang von Barby. Seine Geburt fällt auf den 11. Mai 1568. Er erhielt als Sohn eines Vaters, welcher die Wissenschaften liebte und begünstigte, eine sorgfältige Erziehung, und fing sehr früh zu reisen an. In einem Alter von 14 Jahren ging er über Wien mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel, wo er, nach einigen Nachrichten, in Gefahr gerieth, aus der ihn nur die sorgfältigste Verbergung seines Standes rettete. Einige Jahre später begab er sich an den dänischen Hof, reiste dann in Frankreich und Italien, und hielt sich zwei Jahre am Hofe des Kurfürsten von Sachsen auf. In einem Alter von 23 Jahren, 1591 trat er als französischer Generallieutenant und Oberbefehlshaber eines Heers von etwa 20,000 Mann, welches von mehren teutschen Fürsten zur Unterstützung Heinrichs IV. gegen die Ligue zusammengebracht war, einen Zug nach Frankreich an. Der König rückte ihm bis Sedan entgegen. Er wohnte der Belagerung von Rouen bei, und wurde von einer Kugel in den rechten Fuß getroffen, die er 9 Jahre lang mit sich herum trug. Geldmangel machte bald die Truppen schwierig und nöthigte ihn, im folgenden Jahr das Heer zurückzuführen. — Von diesem Zuge her haben Sachsen und Anhalt noch jetzt bedeutende Foderungen an Frankreich. — Auf dem Rückwege stand er mit einem Theil seiner Truppen dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg bei, der mit dem Kardinal Karl von Lothringen, seinem Mitbewerber um das Bisthum Straßburg in offener Fehde war. Er besiegte die Truppen seines Gegners im J. 1593 2 Mal, und gerieth dabei in eigne große Gefahr. Im folgenden Jahr berief ihn Kaiser Rudolph II. nach Regensburg, und wollte ihm ein Kommando gegen die Türken übertragen, allein man einigte sich nicht, und Christian trat im J. 1595 unter vortheilhaften Bedingungen als Statthalter der Oberpfalz in die Dienste des Kurfürsten Friedrich IV. In demselben Jahre heirathete er die Tochter des Grafen Arnold von Bentheim, Anna, die ihm 16 Kinder geboren hat. Bei der Theilung des Fürstenthums Anhalt im J. 1603 wählte er Bernburg zu seinem Antheil, blieb aber fortwährend Statthalter der Pfalz, wurde als solcher 1606 zu Heinrich IV. von Frankreich gesendet, nahm an der Stiftung der evangelischen Union (1608) großen Antheil, erhielt als General-Oberstlieutenant, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach, das Kommando der Bundestruppen auf 10 Jahr, und begab sich als Gesandter des Bundes zu Rudolph II., dem er die Beschwerden desselben sehr nachdrücklich, aber ohne Erfolg vorstellte. In dem Streit wegen der jülichschen Erbfolge (1610) kämpfte er für den Kurfürsten von Brandenburg und Pfalzgrafen von Neuburg, schlug die Gegner, und eroberte nach harter Belagerung in Verein mit dem Fürsten Moritz von Oranien, die Stadt Jülich. Den Befehl über die venetianische Kriegsmacht, der ihm ungefähr um diese Zeit angetragen wurde, lehnte er ab, so wie später einen ähnlichen Antrag Ludwigs XIII. von Frankreich und andere. Nach der Erwählung des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum Könige der Böhmen erhielt er den Oberbefehl über die Truppen desselben, und behauptete sich im J. 1619 in Böhmen glücklich gegen die kaiserlichen Feldherrn Dampier und Buquoy. Aber in der entscheidenden Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag, am 8. Nov. 1620, waren seine Anstrengungen vergebens; er mußte zuletzt in wilder Hast entfliehen und sein Sohn Christian, der mit großer Tapferkeit an der Spitze der Reiterei gefochten hatte, fiel verwundet in die Hände des kaiserlichen Obersten Verdugo, der ihn eine Zeit lang mit sich herum führte und zuletzt seinen Gefangenen gegen eine Verschreibung von 35,000 fl. dem Kaiser überließ. Es gelang ihm nach manchen Verwendungen teutscher und ausländischer Fürsten, die Verzeihung des Kaisers und im J. 1622 auch seine Freiheit wieder zu erlangen und seinem Vater selbst bei dem Kaiser sehr nützlich zu werden. Christian hatte nach dem Verlust der Schlacht die Sache Friedrichs verlassen, und sich zuerst nach Stade, dann zu Gustav Adolph nach Schweden und zuletzt mit seiner Familie nach Flensburg unter den Schutz des Königs von Dänemark begeben. Der Kaiser erklärte ihn mit andern, in die böhmische Sache verwickelten Fürsten am 22. Jan. 1621 in die Reichsacht und trug die Ausführung derselben dem Kurfürsten von Sachsen auf. In dieser Lage versuchte Christian Alles, um die Verzeihung des Kaisers zu erhalten, und wurde dabei von seinem Sohne, seiner Gemahlin, seinen Brüdern und Verwandten unterstützt. Die gegen ihn ergangene Acht wurde 1623 wieder aufgehoben und nachdem er auf erhaltenes, sicheres Geleit im Sommer 1624 persönlich die Gnade Ferdinands II. angefleht hatte, wurde er mit ihm völlig ausgesöhnt. Den auswärtigen Verbindungen, die ihm so nachtheilig geworden waren, entsagend, lebte er von nun an in seinem Lande und blieb ein Anhänger des Kaisers, was ihm ohne Zweifel durch das Übergewicht, welches die Kaiserlichen in jenen Gegenden lange Zeit behaupteten, erleichtert wurde. Er war bereits am 14. Mai 1618 durch den Tod seines Bruders Johann Georg I. von Dessau der Senior seines

8) S. *Verlauffs* Udtog af *Suhms* Historie etc. Khvn. 1803. *Munthe's* Faedrelaudets. Historie etc. *J. Kr. Höts* Udsigt over Faedrel. Historie etc. und besonders desselben Vfs. Maerkvaerdigheder i Dannerkongens *Christian* VII. Levnet og Regjering. Kbhvn. 1810, nebst dem größern Werke eben desselben Vfs. Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regirung Christians VII. 1 bis 3. Th. Kopenh. 1813 — 1816. 8., mit dem Bildnisse Christians VII., Karolinen Mathildens und Friedrichs VI., wie auch Geheimekabinetsminister Grev *Johann Friedrich Struensee* og hans Ministerium, samt de naermest foregaaende og esterfolgende Tildragelser i Danmark af *J. Kr. Höst* 1 — 3 Deel. Kiöbenhavn 1824, oder: *Clio*, 2. 3. und 4. Bd., mit dem Bildnisse des Grafen Struensee.

Hauses geworden und bemühte sich aus allen Kräften, die Übel des 30jährigen Krieges, der bald nach seiner Rückkehr auch Anhalt heimsuchte, von seinem Lande abzuwenden, was ihm aber, ungeachtet seiner Bekanntschaft mit den kaiserlichen Generalen, doch nur dem kleinern Theile nach gelang. Erpressungen und Seuchen drückten das Land, in welchem die Kaiserlichen unter Wallenstein mit ihren Gegnern kämpften. Ehe noch durch Gustav Adolph die Lage der Dinge verändert wurde, starb Christian am 17. April 1630 zu Bernburg und hinterließ seinem tapfern Sohne, Christian II., sein Fürstenthum. Seine Gemahlin war ihm am 9. Dec. 1624 vorangegangen. — Christian war sowol durch kriegerische Tapferkeit als durch wissenschaftliche Kenntnisse unter den Fürsten seiner Zeit ausgezeichnet und machte sich um sein Land wohl verdient, obwol er bis zum Jahr 1624 meistens außer demselben lebte. Seinen Eifer für Ordnung, Religiosität und Sittlichkeit bezeugt die auf seinen Befehl [illegible] bekannt gemachte Regirungsordnung, ein wichtiges Denkmahl zur Geschichte der Sitten seiner Zeit *). *(Rese.)*

CHRISTIAN, *Herzog* (*herzoglicher Prinz*), von Braunschweig und lutherischer Bischof [1]) von Halberstadt, einer der merkwürdigsten Helden des 30jährigen Krieges, war auf dem bischöflichen Residenzschloß zu Gröningen (Grüningen, im damaligen Stift Halberstadt [2]) 1599, am 10. Sept. alten Stils [3]) geboren (20. Sept. neuen Stils). Er war ein Enkel jenes Herzogs Julius, der sich um sein Land durch Einführung der Reformation und Stiftung der Universität Helmstedt verdient machte, und der dritte von fünf Söhnen, die Heinrich Julius, regierender Herzog von Braunschweig und Bischof von Halberstadt, ebenfalls ein ausgezeichneter Fürst, von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth, Tochter Friedrichs II., Königs von Dänemark, erhielt. Von seiner Jugendgeschichte ist wenig mehr bekannt, als daß er die Universität Helmstedt besuchte (ob mit Eifer und Erfolg, ist wegen seiner früh erwachten ausschließlichen Neigung für den Krieg zu bezweifeln), und darauf in fremden Ländern reiste. Noch nicht 14 Jahr alt, verlor er am 20. Julius 1613 seinen Vater. Dieser Fürst, dem die Regierung seines Erblandes wenig Freude gewährte, hatte in seinem Bisthum ein dankbares Andenken hinterlassen und das Domkapitel, dem an einem minderjährigen Regenten gelegen war, wählte daher nach einander seine beiden jüngsten Söhne zu seinen Nachfolgern, von dem jüngern anfangend. Beide aber starben in Jahresfrist (1615 u. 1616), und jetzt wendete man sich an den dritten Sohn Christian, der als älterer Prinz ohne Zweifel weniger willkommen war, aber durch seine fürstlichen Verwandten sehr empfohlen wurde. Man wählte ihn am 6. August 1616 zum Bischof von Halberstadt, und er nahm, nachdem man sich mit einiger Mühe über die Wahlkapitulation geeinigt hatte, am 1. Mai 1617 unter angemessenen Feierlichkeiten, Besitz von seinem Stift. In demselben Jahre erhielt er auch die Abtei Michaelstein [4]) auf dem Harz und eine Propstei zu Braunschweig. Aber der ruhige Genuß dieser Pfründen sagte seinem lebhaften, empor strebenden Geiste nicht zu, und er verließ bald sein Vaterland. Räthselhaft bleibt sein Aufenthalt zu Rom, der nach Einigen 2 Jahre gewährt haben soll, vielleicht aber zu seinen frühern Reisen gehört; Abel vermuthet, er sei unerkannt dort gewesen. Gewisser ist, daß er als wirklicher Bischof sich nach Holland begab und unter dem großen Statthalter Moritz von Oranien als Rittmeister diente [5]). Hier befand er sich bei den ersten Bewegungen des 30jährigen Krieges, an denen er keinen öffentlichen Antheil nahm. Erst im J. 1621, als die Unruhen in Böhmen bereits gedämpft und der neu erwählte König, Kurfürst Friedrich von der Pfalz flüchtig war, begann er gegen den Kaiser und dessen Anhänger unter den teutschen Fürsten einen Kampf, der nur mit seinem Leben endigte. Dem Namen nach führte er diesen Kampf Anfangs in Auftrag und Dienst des vertriebenen Königs von Böhmen, der That nach aber selbständig und auf eigene Hand. Hierin ging ihm der kühne Graf von Mansfeld mit seinem Beispiele voran, der überhaupt wol Christians Vorbild war, so weit sein sehr entschiedener Charakter eines solchen bedurfte [6]). Ernst von Mansfeld, unehelicher Sohn eines ganz der spanischen Partei ergebenen teutschen Fürsten, hatte im spanischen Kriegsdienste Kränkungen erfahren und trug seinen Haß auf den Bundesgenossen dieser Macht, den Kaiser über, der ihn bald ächtete und einen Preis auf seinen Kopf setzte. Dem Herzog Christian hatte der Kaiser die Bestätigung seiner bischöflichen Würde versagt; übrigens wurde er vom Kaiser, vielleicht seiner Verwandten (des regirenden Herzogs von Braunschweig, Königs von Dänemark, Kurfürsten von Brandenburg u. A.) wegen, weit milder behandelt, als Mansfeld. Sein entschiedenster, nur zu sehr durch die That [7]) bewährter Haß, war gegen

*) S. die (beim Art. Anhalt angeführten) Geschichtschreiber von Anhalt, besonders Beckmann und Bertram; das Theatrum europaeum Tom. I und andere allgemeine Geschichten der damaligen Zeiten, z. B. Lundorph's Schaubühne, Brachelius u. s. f., nicht minder die den ganzen 30jährigen Krieg umfassenden Werke.

1) Schiller nennt ihn nicht ganz richtig Administrator; diesen Titel gaben die Katholiken zwar allen protestantischen Bischöfen, die Protestanten aber selbst nur den verheiratheten und auch diesen nicht durchgängig, z. B. nicht dem Vater Christians. 2) Diesen Geburtsort gibt die auf seinen Tod geprägte Gedächtnißmünze an; Schirach's Angabe, daß er zu Wolfenbüttel geboren sei, ist daher gewiß falsch. 3) Der nöthigen Einheit wegen ist der alte Kalender, der zu jener Zeit hinter dem neuen nur 10 Tage zurück war, in diesem Artikel überall gebraucht worden.

4) Sein Bruder Friedrich Ulrich, als regirender Herzog von Braunschweig, ernannte ihn, und die Äbtissin von Quedlinburg bestätigte ihn etwas später, im J. 1619. 5) S. *Meterani* novi dritter Theil (Amsterdam, bei Janßon 1640.) S. 127. 6) Es ist zu bedauern, daß wir über das nähere, gegenseitige Verhältniß dieser lange vereinigten, doch an Jahren ungleichen Waffengefährten (denn Mansfeld war 14 Jahr älter als Christian) gar Nichts wissen. 7) Der Herzog seiner Seits versicherte wiederholt, er führe gar nicht wider den Kaiser Krieg (ein Gedanke, den man damals in Teutschland kaum wagen, sicher wenigstens nicht aussprechen durfte), sondern allein gegen diejenigen, welche die Protestanten in Teutschland beunruhigten und bedrückten. Wirklich kämpfte er auch zunächst gegen die Truppen der katholischen Liga.

die katholische Geistlichkeit, zumal gegen die Jesuiten und andere Mönche gerichtet; er scheint von der Überzeugung ausgegangen zu seyn, daß alles, damals in vielen Ländern über die Protestanten verhängte Unglück von den Jesuiten herrühre. Den stärksten Antrieb zum Kampfe aber erhielt er durch die Gemahlin des vertriebenen Königs der Böhmen, Elisabeth, Tochter Jakobs I., Königs von England. Die Nähe dieser reizenden, im Unglück doppelt anziehenden Fürstin entflammte ihn dergestalt, daß er sich förmlich zu ihrem Kämpfer weihte, ihren Handschuh auf seinem Helme befestigte und nicht eher zu rasten versprach, bis er ihr das verlorne Königreich wieder gegeben habe. Man weiß nicht gewiß, wann und wo dieser Auftritt sich ereignete; doch wol auf keinen Fall in Böhmen, wohin Christian nie gekommen zu seyn scheint, sondern wahrscheinlich in Holland, wo sich der vertriebene König meistens aufhielt, entweder vor oder nach dem ersten Feldzuge Christians [8]). Übrigens soll dieses romantische und ohne Zweifel reine Verhältniß bei dem Herzoge durchaus keine allgemeine Sittenstrenge bewirkt haben. Es war im Herbst 1621, als er noch von Holland aus ein kleines Heer anwerben ließ, dem die Wesergegend des Herzogthums Braunschweig zum Sammelplatz bestimmt wurde [9]). Die Errichtung einer freiwilligen Schar war in jenen Zeiten überhaupt nicht schwer, und wurde hier noch durch den Umstand erleichtert, daß der König von Dänemark eben damals mehre neu geworbene Truppen wieder entlassen hatte. Im Lager vor Rees nahm der Herzog von seinem bisherigen Oberfeldherrn Moritz von Oranien Abschied, und eilte im Geleit holländischer Reiter, die muthmaßlich den Stamm seiner neuen Kriegsmacht bildeten, dem Herzogthum Braunschweig zu [10]). Hier fand er die Dinge in schlechtem Zustande; sein Bruder, der regirende Herzog, hatte theils auch Furcht vor dem Zorn des Kaisers, theils um seinen gedrückten Unterthanen zu helfen, die versammelten Truppen mit Hilfe einiger benachbarten Fürsten [11]), aus dem Lande vertrieben (Ende Okt. 1621). Durch die öffentliche Bekanntmachung, daß Jedermann einen dreimonatlichen Sold empfangen solle, sammelte Christian die Zerstreuten wieder, musterte sie am 4. Nov. und trat dann mit 13 Reitergeschwadern (damals Cornette genannt), zusammen 1500 Mann, den Weg nach dem Rheine an, um sich in der Unterpfalz mit Ernst von Mansfeld zu vereinigen. Der Zug ging durch Corvey und Niederhessen in die abgetrennt liegenden kurmainzischen Ämter Amöneburg und Neustadt, wo Christian die feste Bergstadt Amöneburg, deren Bürger zur Vertheidigung bereit waren, durch List wegnahm, und sich alle dort gefundenen Lebensmittel und viele dahin geflüchtete Güter als gute Beute zueignete. Seine Truppen, denen der schreckende Ruf der Zügellosigkeit voranging, hausten übel im kurmainzischen und dem benachbarten darmstädtischen Gebiet. Der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt versagte ihm deßhalb den weitern Durchzug durch sein Land, und wurde von dem ligistischen General, Graf Jakob von Anholt, unterstützt, der sich mit einigen baierschen, mainzischen und andern Truppen dem Herzoge entgegen stellte. Dieser erwartete ihn im Busecker Thal, unweit Gießen, bei strenger Kälte in voller Schlachtordnung. Der feindliche General wußte ihn zu einem Gefecht zu verlocken, worin der Herzog in die größte Lebensgefahr gerieth und 100 von seinen besten Leuten verlor. Er entsagte darauf dem Verdringen, und wendete sich rückwärts zu den reichen und schlecht bewehrten Bisthümern Westphalens. Erschreckt flohen die Jesuiten bei der Annäherung ihres Todfeindes von dannen. Lippstadt und Soest gingen aus den Händen der Spanier in die seinigen über. Ein noch erwünschteres Ziel war ihm Paderborn, welches er gleich darauf, im Januar 1622, besetzte. Im genialen Übermuth hieß er hier den heiligen Liborius aus Silber, willkommen, und dankte ihm, daß er seine Ankunft habe erwarten wollen. Den 12 Aposteln [12]) aus dem nämlichen Metall kündigte er an, daß sie nunmehr, ihrer Bestimmung gemäß, in alle Welt wandern sollten. Auch an andern Orten, besonders zu Soest [13]) fand er überaus große Reichthümer. Die Juden wurden geplündert, die Geistlichkeit gebrandschatzt. Die Domherrn der festen Stadt Münster wußte er durch Abbrennung ihrer Landhäuser zur Zahlung zu zwingen. Das Unglück der katholischen Geistlichkeit veranlaßte eine Menge Spottlieder und Spottbilder. Von der Beute ließ er goldene und silberne Münzen prägen, auf der einen Seite mit den Worten: Tout avec Dieu, auf der andern mit seinem Namen und den Worten: Gottes Freund, der Pfaffen Feind [14]). Aus Holland bezog er über 16,000 Musketen und Rüstungen. Seine Soldaten empfingen, außer dem Antrittsgelde, keine gewisse Zahlung; da aber jeder für sich selber sorgen durfte, so hatte er durch reißenden Zulauf seine geringe Macht bald auf 8000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde (nach der geringsten Angabe bei Meteran Th. 3. S. 183) ge-

---

8) S. Abel's Chronik von Halberstadt. S. 518. der Biograph. Bd. 8. S. 259. Braunschweig. Magazin Bd. 39. S. 166. Die Vermuthung, daß Christian die Königin in Böhmen gesehen habe, hat Rehtmeyer (Braunschweig. Chronik. S. 1259 oben) aufgestellt, ohne Beifall zu finden. 9) Meteran. Th. 3. S. 127. 10) Eben daselbst. 11) Des Herzogs von Lüneburg und des Administrators Christian Wilhelm von Magdeburg. Die Vertreibung scheint ohne Blutvergießen, meist durch Drohungen bewirkt zu seyn. S. die später oft zu erwähnende Schrift: kurze gründliche Information und beständiger wahrer Bericht, was es um die Grafschaften Hohn- und Reinstein u. s. f. für eine eigentliche Bewandtniß habe (zuerst gedruckt Wolfenbüttel 1628, dann neu aufgelegt) Halberstadt 1703. 4. S. 99—105. Meteran. Th. 3. S. 127.

12) Die er aber, nach Einigen, nicht zu Paderborn, sondern im Dom zu Soest, oder nach andern, nicht wahrscheinlichen Angaben zu Münster antraf. Überhaupt weichen schon die gleichzeitigen Schriftsteller in der Erzählung dieser genialen Züge von einander ab. Nach Einigen fand er kein Standbild des heiligen Liborius, sondern einen kostbaren Reliquienkasten. Möglich aber, daß dieser Bild und Behälter zugleich war. Auf die Katastrophe dieses Heiligen erschien 1622 zu Amsterdam bei Vischer ein sehr charakteristisches Spottbild, welches Rehtmeier (Braunschweig. Chronik. S. 1262) beschreibt. 13) Meteran Th. 3. S. 182. 14) Die Abbildung von 4 verschiedenen Münzen dieser Art, findet man in Rehtmeiers Chronik. S. 1258. Andere bezweifeln die Existenz der Goldmünzen (s. Schirach's Biographien der Teutschen Th. 6. S. 247) und halten selbst die Silbermünzen nicht alle für echt.

bracht, wobei die Besatzungen der Städte vermuthlich nicht einmal gerechnet waren. Was die unglücklichen Bewohner des Landes von diesen Scharen erduldeten, mag man aus dem Umstande abnehmen, daß sie nach dem Abzuge des Herzogs die zurückgebliebenen Soldaten unter Martern hinrichteten und einen Hauptmann, Michael Lutter, bei Dülmen sogar lebendig verbrannten[15]). Im Februar zog ein kölnischer Heerhaufen von 3000 Mann zu Fuß und 600 M. zu Pferde vom Rhein heran, um sich mit dem Grafen Anholt zu vereinigen, aber Christian verhinderte dieß und schlug die Kölner zwischen Werl und Soest in die Flucht. Unterdessen hatten die Bürger der Stadt Geseke ihre schwache Besatzung umgebracht und obwol der Herzog in mehren Stürmen 600 Mann aufopferte, vermochte er den vom Obersten Erwitt hartnäckig vertheidigten Ort doch nicht wieder zu gewinnen. Der Frühling belebte seinen Vorsatz, nach der Pfalz am Rhein zu ziehen, aufs Neue, obwol ihm mehre seiner Obersten in dem ergiebigen Westphalen zu bleiben riethen. Nachdem er den Grafen Anholt bei Lippspringe zurück getrieben und sich dadurch einen freien Abzug gesichert hatte, ging er bei Hörter über die Weser, warf die Brücken hinter sich ab, und zog an den Gränzen von Hessen und Thüringen herunter, durch das Stift Fulda und die Wetterau dem Main zu. Überall ging der Schrecken vor ihm her. Der Kurfürst von Sachsen eilte selbst an die Gränze, um sein Land zu schützen, und lieferte ihm gern das Nöthige, damit er in Frieden weiter zöge. Die Stifter Hildesheim und Fulda[16]) mußten starke Summen (letzteres 40,000 Thaler) zahlen. Dem Bischof von Würzburg drohte er ohne Erfolg. Die Bewohner der Umgegend von Frankfurt suchten in dieser Reichsstadt Schutz. Der Vortrab, unter dem Obersten Kniphausen, berennte am 6. Junius die mainzische Stadt Höchst, deren Bürger sich mannhaft wehrten, und den Obersten selbst verwundeten. Als aber die Angreifenden Verstärkung erhielten, retteten sie sich über den Main nach Frankfurt und Mainz. Die Stadt wurde erobert, geplündert und alle zurückgebliebenen Einwohner wurden getödtet. Am folgenden Tage langte der Herzog daselbst an, und ließ eine Brücke über den Fluß schlagen, die aber unvollkommen ausfiel. Er schickte einen Theil des Gepäcks hinüber, und erwartete auf der andern Seite seinen Feind, den ligistischen General Tilly, der in Verbindung mit dem Grafen Anholt und dem spanischen General Cordova von Aschaffenburg heranzog. Die Schlacht wurde am Pfingstmontage, den 10. Junius 1622 geliefert. Christians Heer zählte etwa 21,000 Mann; das feindliche war um einige Tausende stärker und hatte 18, oder nach Andern gar 36 Kanonen, während des Herzogs Artillerie sich auf 3 Stücke beschränkte, von denen überdieß zwei bald unbrauchbar wurden[17]). Dieser Umstand trug sehr viel dazu bei, daß der Herzog nach einem mehrstündigen Gefecht eine harte Niederlage erlitt. Seine geschlagenen Truppen suchten sich theils über die Brücke, theils schwimmend durch den Fluß zu retten. Von beiden kamen Viele um; besonders stürzten von der schmalen überfüllten Brücke Roß und Wagen, Soldaten, Weiber und Kinder in den Strom, in den zuletzt die Brücke selber versank. Unter den Ertrunkenen war Graf Casimir von Löwenstein. Der Generallieutenant der Reiterei, Graf Hermann Otto von Styrum, führte noch glücklich genug den Nachzug, und der Sieger verfolgte die Geschlagenen nicht. Höchst wurde von den Verbündeten wieder genommen, und alle Truppen des Herzogs darin ohne Gnade niedergehauen, selbst die Besatzung des Schlosses, der man Anfangs das Leben zugesagt hatte. Auch die auf der Flucht Versprengten und jenseit des Flusses Versteckten, wurden von den Kroaten und den erbitterten Landleuten umgebracht. Der Herzog erlitt einen Verlust von mehren Tausenden; 8000 zu Fuß und 5000 zu Pferde vermochte er wieder zu sammeln. Zu Bensheim an der Bergstraße sah er, nach so harten Opfern, endlich seinen Wunsch erfüllt, indem Graf Ernst von Mansfeld sich mit ihm vereinigte. Beide zogen hierauf in das Elsaß (damals eine kaiserliche Besitzung), wo sie nach gewohnter Art hausten, verschiedene Örter einnahmen, und das feste Elsaßzabern belagerten. Der gewesene König von Böhmen, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, befand sich selbst im Lager, und hier war es, wo er am 13. Julius 1622 die beiden Fürsten, welche seine Sache vertheidigten, förmlich des Dienstes entließ, indem Vorspiegelungen von Seiten Östreichs und Spaniens ihn zu dem Entschluß gebracht hatten, die Waffen nieder zu legen. Ernst und Christian sahen sich jetzt den mächtigen Feinden allein gegenüber. Sie hatten zwar, der That nach, den Krieg schon auf ihre eigene Rechnung geführt, fühlten aber doch jetzt die Nothwendigkeit, sich irgend einer Macht anzuschließen. Daher erscheinen sie von jetzt an in Unterhandlungen mit mehren Mächten, wobei sich oft schwer entscheiden läßt, was ernstlich gemeint und was bloße, von den Umständen gebotene, Kriegslist war. Zuerst, am 15. Julius 1622, zwei Tage nach ihrer Entlassung, boten Beide, in einem vom Grafen von Mansfeld an Tilly gerichteten Schreiben, dem Kaiser ihre Dienste an. Hiemit war es wol schwerlich Ernst, am wenigsten auf Seiten Christians, der seine Abneigung gegen die katholische und kaiserliche Partei nie unterdrücken konnte, während sein Waffengenosse wenigstens in Ansehung der Religion selber gleichgiltig war. Die Antwort von kaiserlicher Seite konnte nur verneinend seyn. Hierauf fanden Unterhandlungen mit dem Herzoge von Bouillon Statt, welcher ein Protestant und Verwandter des gewesenen Königs von Böhmen war, dem er jetzt eben in seiner Residenz Sedan Schutz gewährte. Er wünschte die beiden Fürsten zur Unterstützung seiner Glaubensgenossen, der französischen Reformirten, zu vermögen, gegen welche damals König Ludwig XIII. in Languedoc zu Felde lag. In Frankreich war die Bestürzung hierüber sehr groß, da der König so weit von der Gränze entfernt, und diese den zügellosen allgemein gefürchteten Scharen offen stand, welchen es vielleicht nicht schwer geworden seyn würde, bis Paris selber vor-

15) Meteran. Th. 3. S. 183. 16) Vielleicht hatte der Herzog nur deßhalb einen Umweg gemacht, um dieses Stift heimsuchen zu können. 17) Er hatte diese Kanonen zu Neuhaus, dem Residenzschloß der Bischöfe von Paderborn gefunden, wie der ungenannte Commentator zu Wassenberg's teutschem Florus S. 66 bemerkt.

zudringen. Schon waren die beiden Fürsten aus dem Elsaß in Lothringen und die Bisthümer Metz und Verdun eingedrungen, wo ihre unbezahlten Völker sich jede Unordnung erlaubten. Sie standen jetzt an den Gränzen der Champagne und der französische Hof beauftragte in seiner Verlegenheit den Gouverneur dieser Provinz, Herzog von Nevers, mit dem Grafen von Mansfeld über dessen Eintritt in französische Dienste zu unterhandeln, während man in Eil Truppen zusammen zog, und die Gränzplätze in wehrbaren Stand setzte. Es gelang dem Herzoge durch seinen Unterhändler Montereau den Graf von Mansfeld einige Zeit hinzuhalten, und dessen Übergang über die Maaß zu verhindern [18]). Christian, bei dem der Gedanke, den Katholiken gegen seine Glaubensgenossen beizustehen, schwerlich Wurzel fassen konnte, brach zuerst auf, und zog weiter nach Sedan, und Ernst von Mansfeld, der sein Heer täglich mehr zusammen schwinden und die Franzosen gegenüber sich verstärken sah, folgte ihm dahin nach. Beide Fürsten entschieden sich nach vielen erfolglosen Unterhandlungen (unter andern auch mit der spanischen Statthalterin der Niederlande) nunmehr dahin, auf drei Monat in die Dienste der Staten von Holland zu treten, welche ihre Hilfe zum Entsatz der vom General Spinola belagerten Festung Bergen op Zoom bedurften. Ihr Zug ging von Sedan durch die Ardennen und die feindlichen spanischen Niederlande nach Breda, wo ihr Freund Moritz von Oranien gelagert war. Die Bauern in der Gegend von Maubege, die sich zu einem Heerhaufen vereinigt hatten, wurden in die Wälder getrieben, und eine Strecke weit alle Dörfer angezündet. Die Truppen hatten durch den langen Marsch ungemein gelitten. Seit Monaten waren sie unter kein Dach gekommen, und hatten an sehr vielen Orten weder Menschen noch Lebensmittel angetroffen. Das Obst, welches sie an den Bäumen, und die Früchte, die sie auf den Feldern fanden, machten nebst einigem hier und da erbeuteten Vieh ihre Nahrung aus. Das Pfund Brot wurde mit einem Thaler bezahlt [19]). Viele blieben ermattet zurück, und wurden von den Einwohnern umgebracht, Andere schleppten sich nur mühsam weiter. In dieser Lage fanden die Verbündeten den spanischen General Cordova, der ihnen von Elsaß her immer zur Seite geblieben und jetzt durch das Luxemburgische zuvor gekommen war, bei Fleurus in voller Schlachtordnung aufgestellt, und den Weg in die Niederlande versperrend. Ihre Foderung eines freien Durchzuges wurde, wie natürlich, abgeschlagen, und ein muthiger Entschluß von ihnen gefaßt. Sie griffen am folgenden Morgen, den 19. August 1622 den Feind an, und erzwangen nach einem hartnäckigen, mörderischen Gefecht den Durchzug. Beide Theile schrieben sich den Sieg in diesem Kampfe zu; beide hatten Siegeszeichen aufzuweisen, und ihr Verlust war ungefähr gleich; aber das glücklich errungene Ziel sprach für die Verbündeten. Unter ihren Todten war Herzog Friedrich von Weimar, der ein eigenes Regiment anführte. Ein Theil von Mansfeld's Reiterei hatte des rückständigen Soldes wegen, hartnäckig den Angriff verweigert; Herzog Christian aber, der mit einer blauen Feder geschmückt war, hatte an der Spitze der Seinigen mit dem größten Muth gefochten, und war von einer Drahtkugel in den linken Arm getroffen worden. Die Verbündeten ließen ihre Verwundeten auf dem Schlachtfelde, und setzten ihren Weg unaufhaltsam durch Brabant fort, zwar ohne weitern Kampf mit den Feinden, aber mit Verlust des Geschützes, Gepäcks und vieler ermatteter und zurückbleibender Soldaten [20]). Der sehr verminderte Überrest erreichte endlich im Anfang des Septemb. die befreundeten Gränzen und wurde von holländischer Reiterei im Empfang genommen. Graf Ernst von Mansfeld verabschiedete seine ungehorsamen Reiter; auch jedem Andern stand es frei, auszutreten, welche Erlaubniß einige Tausende benutzten. Die Übrigen, etwa 12,000 an der Zahl, schworen den Staten von Holland, und wurden von ihnen mit Lebensmitteln, Kleidern, Waffen und Geld versehen [21]). Der Herzog, der seine Wunde Anfangs gering geachtet hatte, sah sich noch auf dem Marsche genöthigt, den Arm abnehmen zu lassen. Er bewies dabei eine heroische Standhaftigkeit und ließ die Operation unter dem Schall der Trompeten und Pauken verrichten. Er bediente sich in der Folge eines in Holland gefertigten kunstreichen Armes von Silber, der noch zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird. Die Spanier mußten nach der Ankunft der Verbündeten die Belagerung von Bergen op Zoom, welche 78 Tage gewährt und mehr als 10,000 Menschen gekostet hatte, aufheben (2. Oktober). Hiemit war der Feldzug so ziemlich beendigt, und die Generalstaten entließen nach Ablauf der 3 Monate beide Fürsten wieder aus ihrem Dienst, da es nicht rathsam schien, ihre verwilderten Scharen den Winter hindurch zu unterhalten. Doch geschah die Trennung in Freundschaft; man versah sie noch auf der Gränze mit Lebensmitteln und den Graf von Mansfeld auch mit 6 Kanonen. Die beiden Fürsten schlugen verschiedene Wege ein; der Graf zog mit seinem abgerissenen und schlecht versehenen Haufen von 5000 Mann über Meppen in das reiche Ostfriesland, wo er sich auf lange Zeit festsetzte [22]). Der Herzog ging mit seinem etwas stärkern Heer von 1600 Mann zu Fuß und 5900 zu Pferde mitten im Winter durch Westphalen an die Weser, bemächtigte sich der Stadt Rinteln, eines bequemen Passes über dieselbe, und verlegte seine Truppen in die Umgegend und zum Theil in die Gränzländer des niedersächsischen Kreises. Sein angeblicher Zweck war, die protestantischen Stände des Reichs gegen die Angriffe der Kaiserlichen und der Spanier zu schützen. Tilly stand mit 20,000 Mann nicht weit entfernt in Hessen. In den Fürsten und Ständen des niedersächsischen Kreises erwachte die durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigte Besorgniß, daß der verheerende Krieg sich unter solchen Umständen über ihre bisher verschonten Länder wälzen möchte. Sie versammelten sich zu Braunschweig, und beschlossen zu ihrer Vertheidigung 10,000 Mann auszurüsten. Um sich des Herzogs zu versichern, nahmen sie ihn unter Vermittelung

18) S. Bougeant's Historie des 30jährigen Kriegs (teutsche Übers.) Th. I. S. 112 ffg. 19) Meteran Th. 3. S. 220 fgg.

20) Meteran Th. 3. S. 222. 21) Eben das. S. 223. 22) Eben das. S. 229.

seines Bruders und seiner Mutter, auf 3 Monate in ihre Dienste, und Christian stellte hierüber zu Wolfenbüttel am 24. Februar 1623 einen noch vorhandenen merkwürdigen Revers [23]) aus. Man sieht aus demselben, daß er keinesweges, wie man an vielen Orten findet, zum obersten Anführer der Kreistruppen bestellt war; vielmehr verpflichtete er sich, den Befehlen seines Bruders, des Herzogs Friedrich Ulrich, zu gehorchen, keinen Stand des Reichs, am wenigsten aber des niedersächsischen Kreises zu beleidigen oder anzugreifen, sich gegen den Kaiser unterthänig zu bezeigen und also völlig defensiv zu verhalten. Ungeachtet dieser friedlichen, vielleicht durch Geldmangel (denn er erhielt eine Summe zur Besoldung seiner Truppen) und andere Umstände abgenöthigten Sprache, rüstete sich der Herzog aufs allerstärkste, und nahm dazu die Kräfte seines Bisthums auf eine fast beispiellose Weise in Anspruch. Er ließ die Kirchen und Rathhäuser nach Silbergeschirr durchsuchen, und selbst die Kelche und heiligen Gefäße in die Münze bringen, zwang den Privatpersonen ihr edles Metall und ihre Kleinodien ab, nöthigte die Bürgerschaft, eine 11jährige Steuer auf ein Mal zu bezahlen und belastete den Landmann mit schweren Abgaben. Begüterte Personen ließ er nach seiner Residenz Gröningen abführen, und so lange gefangen halten, bis sie sich durch eine von ihm festgesetzte Summe, die bei Einigen über 10,000 Gulden stieg, lösten. Ein Gerücht gibt das zusammengebrachte, ungemünzte Silber auf 23 Zentner an [24]). Das Wehklagen im ganzen Bisthum war allgemein, und der Unwille so groß, daß er gegen einige kleinere Städte Gewalt brauchen mußte. Mit diesen Mitteln rüstete er sein Heer auf das sorgfältigste und prächtigste aus, gleich als ob es, wie die alten Chroniken sich ausdrücken, zur Hochzeit gehen sollte. In seinem Eifer half er selbst an den Kanonen Nägel einschlagen, damit, wie einer seiner gleichzeitigen Annalisten [25]) in seinem Ingrimm bemerkt, Tilly (dem sie bald darauf bei Stadt Loon in die Hände fielen) ja etwas Gutes erhalte. Die Herzoge Wilhelm von Weimar und Friedrich von Altenburg führten ihm aus Thüringen einen unbewehrten Haufen von einigen Tausenden zu, die zu Aschersleben ausgerüstet wurden und in dieser zum Bisthum Christians gehörenden Stadt 12 Wochen lang ärger als Feinde hausten. Endlich verließ der Herzog mit einem Heer von mehr als 20,000 Mann [26]) sein Bisthum in der Mitte des Junius 1623 und rückte dem Tilly entgegen. Sein Bruder, Herzog Friedrich Ulrich, ein friedliebender und ängstlicher Fürst, hatte den oben erwähnten friedlich lautenden Revers sogleich an den Kaiser gesendet, die Trennung seines Bruders von Ernst von Mansfeld, dem älteren, verhaßteren und längst geächteten Feinde des Kaisers, von der günstigsten Seite dargestellt, und um Verzeihung für Christian gebeten. Der Kaiser zeigte sich dieser Bitte nicht abgeneigt, verlangte aber, daß der Herzog sein Heer entlassen solle. Seine Verwandten, selbst sein Oheim, König Christian IV. von Dänemark, für den er besondere Achtung hegte, riethen ihm dazu aufs dringendste. Allein er vermochte den Gedanken an eine wehrlose Dahingebung nicht zu ertragen, und sein mit so vielem Eifer erst geschaffenes Heer nicht aufzugeben. Zwar erklärte er, die Verzeihung des Kaisers anzunehmen, machte aber erschwerende Bedingungen, und wollte einen jeden seiner Heersgenossen in dieselbe eingeschlossen haben. Unter diesen Verhandlungen zogen die Heere wider einander; Tilly verließ im Junius das ausgesogene Hessen, verweilte eine Zeit lang auf dem Eichsfelde, und drang sodann in das Fürstenthum Grubenhagen ein; der Herzog nahm sein Hauptquartier ihm gegenüber zu Nordheim. Er überfiel eine Abtheilung der Kaiserlichen unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg, schlug sie gänzlich und schickte die eroberten 7 Standarten an den Kurfürsten von der Pfalz nach Holland. Tilly eroberte dagegen am 6. Julius das braunschweigische Schloß Friedland und gewann dadurch ein sehr festes Lager [27]). Die Bedrückungen, welche sich seine Truppen, obwol gegen seinen Willen und Befehl, erlaubten, hatten auch die Landleute gegen ihn in die Waffen gebracht. Mord und Brand wütheten an der niedersächsischen Gränze. Unter diesen Umständen foderte Tilly, der auch seiner Seits dem Herzog zur Annahme der kaiserlichen Begnadigung gerathen hatte, die zu Lüneburg versammelten Stände des Kreises nachdrücklich auf, entweder den Herzog zur Aussöhnung mit dem Kaiser und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, oder ihre Truppen mit den seinigen gegen Christian zu vereinigen. Der kaiserliche Gesandte von der Reck versprach zu gleicher Zeit, daß die kaiserliche Armee, sobald der Herzog aus den Waffen gebracht sei, abziehen solle, daß der Kaiser den sämmtlichen Mitgliedern des Kreises in Gnaden gewogen sei und keines davon in seinen Rechten auf irgend eine Weise kränken werde. Diese Vorstellungen fanden Eingang; die Stände hofften den Krieg durch Nachgiebigkeit abzuwenden, und ließen dem Herzog durch einen Abgeordneten erklären, er möge sein Heer entlassen oder aus dem Kreise abführen, wenn er nicht feindlich behandelt seyn wolle [28]). Der Herzog, der diesen Antrag am 10. Jul. 1623 empfing und sich nun von zwei Seiten bedroht sah, gab nach und stellte am folgenden Tage die Zusage aus, daß er den Kreis und das teutsche Reich verlassen werde. Er war einige Zeit unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Der Kurfürst von Sachsen, den er um freien Durchzug ersuchte, verweigerte ihn schlechterdings, und hatte seine Gränzen in Vertheidigungsstand gesetzt [29]). So beschloß er denn nach Abend

23) Man findet ihn in der bereits erwähnten, kurzen gründlichen Information. S. 113. Die hier abgedruckte Correspondenz der Verwandten Christians mit ihm hat den Zweck darzuthun, daß die Erstern an seinen Unternehmungen gegen den Kaiser ohne Schuld seien. 24) Abel's halberstädt. Chronik. S. 523. Dessen Sammlung etlicher noch nicht gedruckten Chroniken S. 439. 25) Abel's Samml. S. 654. 26) Seine damaligen Unterbefehlshaber waren bei der Kavallerie: Graf Hermann Otto v. Styrum, Generallieutenant der Reiterei; Herzog Friedrich von Altenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, Wolf Ernst Graf von Isenburg, der jüngere Graf von Thurn, die Obersten Westphal, Helbron und Megan. Bei der Infanterie: zwei Herzoge von Weimar (worunter der später berühmte Bernhard), die Obersten Kniphausen, Goris, Späth, May u. A. — S. Meteran. Th. 3. S. 291.

27) Meteran. Th. 3. S. 294. 28) Eben das. S. 295. 29) Eben das.

zu ziehen, überschritt am 16. Julius bei Hameln die Weser, und gelangte den 18ten nach Osnabrück, wo er 3 Tage rastete, worauf er den Zug in das Stift Münster fortsetzte. Auf diesem Marsche resignirte er am 18. Julius zu Lemgo auf seine Stifter Halberstadt und Michaelstein, um dadurch die Kaiserlichen von ihrer Besatzung abzuhalten. Ob diese Resignation ein Act der Großmuth oder nur der Klugheit war, wobei er auf einen günstigen Wechsel der Umstände rechnete, ist schwer zu entscheiden, doch widerspricht die erstere Annahme seinem Charakter nicht. Tilly folgte dem Herzoge ungesäumt nach und entbot auch den Graf von Anholt, welcher den Grafen von Mansfeld beobachtete, aus dem Münsterschen zu sich. Der Herzog dagegen sah sich in der Hoffnung auf Mansfelds Hilfe betrogen, weil dieser seine sichere Stellung in Ostfriesland nicht verlassen wollte. In beschleunigter Hast setzte er seinen Zug durch Münsterland fort, um ohne Schlacht mit dem übermächtigen Tilly die holländische Gränze zu erreichen, aber vergebens. Tilly drang so unaufhaltsam nach, daß er am 26. Jul. seinen Nachtrab einholte. Der Herzog konnte durch schnellen Marsch schon am folgenden Tage in die Provinz Zütphen gelangen. Er brach früh auf, entzog sich durch Vertheidigung einiger Pässe dem Feinde bis Mittag, und hoffte, während der Oberst Kniphausen den Übergang über den Fluß Berkel bewachte, die nur noch eine Meile entfernte Gränze zu gewinnen. Doch die Kaiserlichen drangen unaufhaltsam über den Fluß und der Herzog mußte gezwungen unweit Stadt Loon ihnen Stand halten. Alle seine Anstrengungen waren hier fruchtlos; die neugeworbenen, vom Marsch ermüdeten Truppen widerstanden dem stürmischen Angriff des kampfgewohnten und von einer mächtigen Artillerie unterstützten Feindes nicht. Sie lösten sich in wilde Flucht auf und erlitten die schrecklichste Niederlage. Besonders wurde das fliehende Fußvolk von den Kroaten und andern leichten Reitern des Feindes furchtbar mitgenommen; die Reiterei entkam zum größern Theil, des Herzogs Geschütz, seine Fahnen, ausgezeichnet durch merkwürdige Sinnbilder und Denksprüche, z. B. Tout pour Dieu et pour elle — Gottes Freund, der Pfaffen Pfeind u. a., sein Gepäck und Kriegsvorrath gingen verloren. Über seinen Verlust an Menschen stimmen die Berichte nicht überein; nach der nicht unwahrscheinlichen Angabe eines Mitkämpfenden [30]), betrug er allein an Todten und Gefangenen 11,000 Mann, fast die Hälfte seines gesammten Heeres. Unter den Gefangenen waren: Herzog Wilhelm von Weimar, Herzog Friedrich von Altenburg, der Rheingraf Johann Philipp, die Grafen von Isenburg und von Witgenstein, die Obersten Späth und Frenk und gegen 300 Offiziere. Der Herzog rettete sich mit der Mehrzahl der Entkommenen, worunter der schwer verwundete Graf von Thurn war, nach Brevoort (Bredevort) in der Provinz Zütphen, von wo er sich über Doesburg nach Arnheim begab. Tief entrüstet über den schmählichen Untergang eines mit so großer Anstrengung errichteten Heeres ließ er hier den Obersten Kniphausen, seinen vertrauten Freund und Rathgeber, festnehmen und verurtheilte ihn zum Tode, gestattete ihm aber auf die Vorstellungen von dessen Freunden einen Aufschub von 3 Tagen, welche der Oberst benutzte, um seine Unschuld darzuthun, so daß er seinen Posten und die vorige Gunst wieder erhielt [31]). Von den aus der Schlacht Entkommenen, deren Zahl auf 12,000 angegeben wird, nahmen die Generalstaten 3000 Reiter, 500 Dragoner und 3000 Mann zu Fuß auf 3 Monate in ihren Dienst [32]), verabschiedeten sie aber, ihrer Zügellosigkeit wegen, noch vor Ablauf dieser Frist wieder. Der General Styrum, als nächster Befehlshaber unter dem Herzog, führte sie darauf am 22. Okt. zum Grafen von Mansfeld nach Ostfriesland [33]). Aber auch da war für sie wenig Glück zu hoffen, weil die Truppen des Grafen das vorher reiche Land durch ihren langen Aufenthalt erschöpft hatten, und sich durch den Mangel und die Widersetzlichkeit der gedrückten Einwohner in täglich wachsender Verlegenheit befanden. Die beiden Fürsten, welche keinen Ausweg übrig sahen, mußten sich endlich entschließen, den Rest ihrer Mannschaft gänzlich zu entlassen. Dieß geschah im Januar 1624 durch Vermittelung der Generalstaten und des Grafen Anton Günther von Oldenburg. Dieser, ein vorsichtiger Fürst, der die gefürchteten Scharen aus seiner Nähe zu entfernen wünschte, lieh dem Herzoge zur Bezahlung des Soldes 9000 Thaler [34]). Nicht viel über 600 Reiter und eben so viel Mann zu Fuß waren ihm zuletzt übrig geblieben [35]), mit deren Entlassung das mächtige Heer spurlos verschwand. Der Graf von Mansfeld hatte noch 4000 Reiter, aber nur 500 Mann zu Fuß. Viele der Entlassenen gingen nun in die Dienste ihrer Gegner, der Kaiserlichen und Spanier. Der Herzog begab sich nach Leuwarden, wo sein Schwager, Graf Ernst Casimir von Nassau, als Statthalter der Provinz Friesland residirte, und von da in den Haag. Sein Sinn war immer noch ungebeugt. Seine Mutter und sein Bruder versuchten fortwährend Alles, ihn zur Annahme der auch jetzt nicht verweigerten kaiserlichen Verzeihung zu bewegen. Der Letztere stellte ihm unter andern vor, wie allein von dem Kampfe ge-

30) Des ungenannten Commentators von Wassenberg's teutschem Florus. S. 74. der teutschen Ausgabe von 1647. Vgl. Meteran Th. 3. S. 296.

31) Er war aus einem edeln ostfriesischen Geschlecht und galt, wie man aus einem Briefe der Mutter Christian's (in der oben erwähnten kurzen gründlichen Information S. 138) sieht, für den Hauptrathgeber des Herzogs. Der Enthauptung, zu welcher man schon den Sand bereit hielt, entging er zunächst durch die Verwendung des holländischen Kommandanten der Schenkenschanze, wo sie Statt haben sollte, und dann durch die Vorstellungen des Prinzen Heinrich von Oranien, der eine genauere Untersuchung seines Verhaltens bewirkte. Er trat später in dänische, englische und schwedische Dienste und wurde als schwedischer Feldmarschall am 1. Januar 1636, 52 Jahr alt, in Westphalen erschossen. 32) Unter ihnen war vermuthlich auch der nachher so berühmte Held Bernhard von Weimar (jüngster Bruder des gefangenen Herzog Wilhelm), von dem seine Biographen erzählen, daß er im Herbst 1623 in holländische Dienste getreten sei, nachdem er im Frühling desselben Jahrs unter dem Heer Christians sich befunden hatte. Das Zusammentreffen der Zeit macht es wahrscheinlich, daß er unter den aus der Schlacht Entkommenen war, und die von uns im Artikel Bernhard aufgestellte Vermuthung, daß er dem Herzoge auf seinem Zuge nicht gefolgt sei, möchte daher wol zurück zu nehmen seyn. 33) Meteran. Th. 3. S. 297. 34) Kurze gründliche Information. S. 156. 35) Meteran. Th. 3. S. 306.

seines Bruders und seiner Mutter, auf 3 Monate in ihre Dienste, und Christian stellte hierüber zu Wolfenbüttel am 24. Februar 1623 einen noch vorhandenen merkwürdigen Revers [23]) aus. Man sieht aus demselben, daß er keineswegs, wie man an vielen Orten findet, zum obersten Anführer der Kreistruppen bestellt war; vielmehr verpflichtete er sich, den Befehlen seines Bruders, des Herzogs Friedrich Ulrich, zu gehorchen, keinen Stand des Reichs, am wenigsten aber des niedersächsischen Kreises zu beleidigen oder anzugreifen, sich gegen den Kaiser unterthänig zu bezeigen und also völlig defensiv zu verhalten. Ungeachtet dieser friedlichen, vielleicht durch Geldmangel (denn er erhielt eine Summe zur Besoldung seiner Truppen) und andere Umstände abgenöthigten Sprache, rüstete sich der Herzog aufs allerstärkste, und nahm dazu die Kräfte seines Bisthums auf eine fast beispiellose Weise in Anspruch. Er ließ die Kirchen und Rathhäuser nach Silbergeschirr durchsuchen, und selbst die Kelche und heiligen Gefäße in die Münze bringen, zwang den Privatpersonen ihr edles Metall und ihre Kleinodien ab, nöthigte die Bürgerschaft, eine 11jährige Steuer auf ein Mal zu bezahlen und belastete den Landmann mit schweren Abgaben. Begüterte Personen ließ er nach seiner Residenz Gröningen abführen, und so lange gefangen halten, bis sie sich durch eine von ihm festgesetzte Summe, die bei Einigen über 10,000 Gulden stieg, lösten. Ein Gerücht gibt das zusammengebrachte, ungemünzte Silber auf 23 Zentner an [24]). Das Wehklagen im ganzen Bisthum war allgemein, und der Unwille so groß, daß er gegen einige kleinere Städte Gewalt brauchen mußte. Mit diesen Mitteln rüstete er sein Heer auf das sorgfältigste und prächtigste aus, gleich als ob es, wie die alten Chroniken sich ausdrücken, zur Hochzeit gehen sollte. In seinem Eifer half er selbst an den Kanonen Nägel einschlagen, damit, wie einer seiner gleichzeitigen Annalisten [25]) in seinem Ingrimm bemerkt, Tilly (dem sie bald darauf bei Stadt Loon in die Hände fielen) ja etwas Gutes erhalte. Die Herzoge Wilhelm von Weimar und Friedrich von Altenburg führten ihm aus Thüringen einen unbewehrten Haufen von einigen Tausenden zu, die zu Aschersleben ausgerüstet wurden und in dieser zum Bisthum Christians gehörenden Stadt 12 Wochen lang ärger als Feinde hausten. Endlich verließ der Herzog mit einem Heer von mehr als 20,000 Mann [26]) sein Bisthum in der Mitte des Junius 1623 und rückte dem Tilly entgegen. Sein Bruder, Herzog Friedrich Ulrich, ein friedliebender und ängstlicher Fürst, hatte den oben erwähnten friedlich lautenden Revers sogleich an den Kaiser gesendet, die Trennung seines Bruders von Ernst von Mansfeld, dem älteren, verhaßteren und längst geächteten Feinde des Kaisers, von der günstigsten Seite dargestellt, und um Verzeihung für Christian gebeten. Der Kaiser zeigte sich dieser Bitte nicht abgeneigt, verlangte aber, daß der Herzog sein Heer entlassen solle. Seine Verwandten, selbst sein Oheim, König Christian IV. von Dänemark, für den er besondere Achtung hegte, riethen ihm dazu aufs dringendste. Allein er vermochte den Gedanken an eine wehrlose Dahingebung nicht zu ertragen, und sein mit so vielem Eifer erst geschaffenes Heer nicht aufzugeben. Zwar erklärte er, die Verzeihung des Kaisers anzunehmen, machte aber erschwerende Bedingungen, und wollte einen jeden seiner Heersgenossen in dieselbe eingeschlossen haben. Unter diesen Verhandlungen zogen die Heere wider einander; Tilly verließ im Junius das ausgesogene Hessen, verweilte eine Zeit lang auf dem Eichsfelde, und drang sodann in das Fürstenthum Grubenhagen ein; der Herzog nahm sein Hauptquartier ihm gegenüber zu Nordheim. Er überfiel eine Abtheilung der Kaiserlichen unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg, schlug sie gänzlich und schickte die eroberten 7 Standarten an den Kurfürsten von der Pfalz nach Holland. Tilly eroberte dagegen am 6. Julius das braunschweigische Schloß Friedland und gewann dadurch ein sehr festes Lager [27]). Die Bedrückungen, welche sich seine Truppen, obwol gegen seinen Willen und Befehl, erlaubten, hatten auch die Landleute gegen ihn in die Waffen gebracht. Mord und Brand wütheten an der niedersächsischen Gränze. Unter diesen Umständen foderte Tilly, der auch seiner Seits dem Herzog zur Annahme der kaiserlichen Begnadigung gerathen hatte, die zu Lüneburg versammelten Stände des Kreises nachdrücklich auf, entweder den Herzog zur Aussöhnung mit dem Kaiser und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, oder ihre Truppen mit den seinigen gegen Christian zu vereinigen. Der kaiserliche Gesandte von der Reck versprach zu gleicher Zeit, daß die kaiserliche Armee, sobald der Herzog aus den Waffen gebracht sei, abziehen solle, daß der Kaiser den sämmtlichen Mitgliedern des Kreises in Gnaden gewogen sei und keines davon in seinen Rechten auf irgend eine Weise kränken werde. Diese Vorstellungen fanden Eingang; die Stände hofften den Krieg durch Nachgiebigkeit abzuwenden, und ließen dem Herzog durch einen Abgeordneten erklären, er möge sein Heer entlassen oder aus dem Kreise abführen, wenn er nicht feindlich behandelt seyn wolle [28]). Der Herzog, der diesen Antrag am 10. Jul. 1623 empfing und sich nun von zwei Seiten bedroht sah, gab nach und stellte am folgenden Tage die Zusage aus, daß er den Kreis und das teutsche Reich verlassen werde. Er war einige Zeit unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Der Kurfürst von Sachsen, den er um freien Durchzug ersuchte, verweigerte ihn schlechterdings, und hatte seine Gränzen in Vertheidigungsstand gesetzt [29]). So beschloß er denn nach Abend

23) Man findet ihn in der bereits erwähnten, kurzen gründlichen Information. S. 113. Die hier abgedruckte Correspondenz der Verwandten Christians mit ihm hat den Zweck darzuthun, daß die Erstern an seinen Unternehmungen gegen den Kaiser ohne Schuld seien. 24) Abel's halberstädt. Chronik. S. 523. Dessen Sammlung etlicher noch nicht gedruckten Chroniken S. 439. 25) Abel's Samml. S. 654. 26) Seine damaligen Unterbefehlshaber waren bei der Kavallerie: Graf Hermann Otto v. Styrum, Generallieutenant der Reiterei; Herzog Friedrich von Altenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, Wolf Ernst Graf von Isenburg, der jüngere Graf von Thurn, die Obersten Westphal, Helbron und Megan. Bei der Infanterie: zwei Herzoge von Weimar (worunter der später berühmte Bernhard), die Obersten Kniphausen, Goris, Späth, May u. A. — S. Meteran. Th. 3. S. 291.

27) Meteran. Th. 3. S. 294. 28) Eben das. S. 295. 29) Eben das.

zu ziehen, überschritt am 16. Julius bei Hameln die Weser, und gelangte den 18ten nach Osnabrück, wo er 3 Tage rastete, worauf er den Zug in das Stift Münster fortsetzte. Auf diesem Marsche resignirte er am 18. Julius zu Lemgo auf seine Stifter Halberstadt und Michaelstein, um dadurch die Kaiserlichen von ihrer Besatzung abzuhalten. Ob diese Resignation ein Act der Großmuth oder nur der Klugheit war, wobei er auf einen günstigen Wechsel der Umstände rechnete, ist schwer zu entscheiden, doch widerspricht die erstere Annahme seinem Charakter nicht. Tilly folgte dem Herzoge ungesäumt nach und entbot auch den Graf von Anholt, welcher den Grafen von Mansfeld beobachtete, aus dem Münsterschen zu sich. Der Herzog dagegen sah sich in der Hoffnung auf Mansfelds Hilfe betrogen, weil dieser seine sichere Stellung in Ostfriesland nicht verlassen wollte. In beschleunigter Hast setzte er seinen Zug durch Münsterland fort, um ohne Schlacht mit dem übermächtigen Tilly die holländische Gränze zu erreichen, aber vergebens. Tilly drang so unaufhaltsam nach, daß er am 26. Jul. seinen Nachtrab einholte. Der Herzog konnte durch schnellen Marsch schon am folgenden Tage in die Provinz Zütphen gelangen. Er brach früh auf, entzog sich durch Vertheidigung einiger Pässe dem Feinde bis Mittag, und hoffte, während der Oberst Kniphausen den Übergang über den Fluß Berkel bewachte, die nur noch eine Meile entfernte Gränze zu gewinnen. Doch die Kaiserlichen drangen unaufhaltsam über den Fluß und der Herzog mußte gezwungen unweit Stadt Loon ihnen Stand halten. Alle seine Anstrengungen waren hier fruchtlos; die neugeworbenen, vom Marsch ermüdeten Truppen widerstanden dem stürmischen Angriff des kampfgewohnten und von einer mächtigen Artillerie unterstützten Feindes nicht. Sie lösten sich in wilde Flucht auf und erlitten die schrecklichste Niederlage. Besonders wurde das fliehende Fußvolk von den Kroaten und andern leichten Reitern des Feindes furchtbar mitgenommen; die Reiterei entkam zum größern Theil, des Herzogs Geschütz, seine Fahnen, ausgezeichnet durch merkwürdige Sinnbilder und Denksprüche, z. B. Tout pour Dieu et pour elle — Gottes Freund, der Pfaffen Pfeind u. a., sein Gepäck und Kriegsvorrath gingen verloren. Über seinen Verlust an Menschen stimmen die Berichte nicht überein; nach der nicht unwahrscheinlichen Angabe eines Mitkämpfenden [30]), betrug er allein an Todten und Gefangenen 11,000 Mann, fast die Hälfte seines gesammten Heeres. Unter den Gefangenen waren: Herzog Wilhelm von Weimar, Herzog Friedrich von Altenburg, der Rheingraf Johann Philipp, die Grafen von Isenburg und von Witgenstein, die Obersten Späth und Frenk und gegen 300 Offiziere. Der Herzog rettete sich mit der Mehrzahl der Entkommenen, worunter der schwer verwundete Graf von Thurn war, nach Brevoort (Bredevort) in der Provinz Zütphen, von wo er sich über Doesburg nach Arnheim begab. Tief entrüstet über den schmählichen Untergang eines mit so großer Anstrengung errichteten Heeres ließ er hier den Obersten Kniphausen, seinen vertrauten Freund und Rathgeber, festnehmen und verurtheilte ihn zum Tode, gestattete ihm aber auf die Vorstellungen von dessen Freunden einen Aufschub von 3 Tagen, welche der Oberst benutzte, um seine Unschuld darzuthun, so daß er seinen Posten und die vorige Gunst wieder erhielt [31]). Von den aus der Schlacht Entkommenen, deren Zahl auf 12,000 angegeben wird, nahmen die Generalstaten 3000 Reiter, 500 Dragoner und 3000 Mann zu Fuß auf 3 Monate in ihren Dienst [32]), verabschiedeten sie aber, ihrer Zügellosigkeit wegen, noch vor Ablauf dieser Frist wieder. Der General Styrum, als nächster Befehlshaber unter dem Herzog, führte sie darauf am 22. Okt. zum Grafen von Mansfeld nach Ostfriesland [33]). Aber auch da war für sie wenig Glück zu hoffen, weil die Truppen des Grafen das vorher reiche Land durch ihren langen Aufenthalt erschöpft hatten, und sich durch den Mangel und die Widersetzlichkeit der gedrückten Einwohner in täglich wachsender Verlegenheit befanden. Die beiden Fürsten, welche keinen Ausweg übrig sahen, mußten sich endlich entschließen, den Rest ihrer Mannschaft gänzlich zu entlassen. Dieß geschah im Januar 1624 durch Vermittelung der Generalstaten und des Grafen Anton Günther von Oldenburg. Dieser, ein vorsichtiger Fürst, der die gefürchteten Scharen aus seiner Nähe zu entfernen wünschte, lieh dem Herzoge zur Bezahlung des Soldes 9000 Thaler [34]). Nicht viel über 600 Reiter und eben so viel Mann zu Fuß waren ihm zuletzt übrig geblieben [35]), mit deren Entlassung das mächtige Heer spurlos verschwand. Der Graf von Mansfeld hatte noch 4000 Reiter, aber nur 500 Mann zu Fuß. Viele der Entlassenen gingen nun in die Dienste ihrer Gegner, der Kaiserlichen und Spanier. Der Herzog begab sich nach Leuwarden, wo sein Schwager, Graf Ernst Casimir von Nassau, als Statthalter der Provinz Friesland residirte, und von da in den Haag. Sein Sinn war immer noch ungebeugt. Seine Mutter und sein Bruder versuchten fortwährend Alles, ihn zur Annahme der auch jetzt nicht verweigerten kaiserlichen Verzeihung zu bewegen. Der Letztere stellte ihm unter andern vor, wie allein von dem Kampfe ge-

30) Des ungenannten Commentators von Wassenberg's teutschem Florus. S. 74. der teutschen Ausgabe von 1647. Vgl. Meteran Th. 3. S. 296.

31) Er war aus einem edeln ostfriesischen Geschlecht und galt, wie man aus einem Briefe der Mutter Christian's (in der oben erwähnten kurzen gründlichen Information S. 138) sieht, für den Hauptrathgeber des Herzogs. Der Enthauptung, zu welcher man schon den Sand bereit hielt, entging er zunächst durch die Verwendung des holländischen Kommandanten der Schenkenschanze, wo sie Statt haben sollte, und dann durch die Vorstellungen des Prinzen Heinrich von Oranien, der eine genauere Untersuchung seines Verhaltens bewirkte. Er trat später in dänische, englische und schwedische Dienste und wurde als schwedischer Feldmarschall am 1. Januar 1636, 52 Jahr alt, in Westphalen erschossen. 32) Unter ihnen war vermuthlich auch der nachher so berühmte Held Bernhard von Weimar (jüngster Bruder des gefangenen Herzog Wilhelm), von dem seine Biographen erzählen, daß er im Herbst 1623 in holländische Dienste getreten sei, nachdem er im Frühling desselben Jahrs unter dem Heer Christians sich befunden hatte. Das Zusammentreffen der Zeit macht es wahrscheinlich, daß er unter den aus der Schlacht Entkommenen war, und die von uns im Artikel Bernhard aufgestellte Vermuthung, daß er dem Herzoge auf seinem Zuge nicht gefolgt sei, möchte daher wol zurück zu nehmen seyn. 33) Meteran. Th. 3. S. 297. 34) Kurze gründliche Information. S. 156. 35) Meteran. Th. 3. S. 306.

Niederlanden und der Schweiz. 1608 trat er an seinem Geburtstage die Regirung an, nachdem er Tags vorher zu Wolmirstedt eine viel umfassende und für ihn drückende Kapitulation von 64 Punkten beschworen und unterschrieben hatte. Er empfing darauf die Huldigung zu Halle, die Stadt Magdeburg aber, welche damals auf den Rang einer freien Reichsstadt Anspruch machte, verweigerte ihm dieselbe durchaus. Im J. 1614 beschloß er zu heirathen, entsagte daher, einem der von ihm beschwornen Artikel gemäß, dem Erzstift und verließ das Land. Das Domkapitel übernahm am 28. November die Regirung, erwählte ihn zwar bald wiederum zum Administrator des Stifts, benutzte aber diese Gelegenheit und nöthigte ihm eine neue, noch härtere Wahlkapitulation von 71 Artikeln ab. Er mußte nicht nur für den Fall, daß er Kurfürst oder überhaupt regirender Landesherr würde, von Neuem auf das Stift verzichten und jedem Erbrecht auf dasselbe entsagen, sondern auch versprechen, daß seine Gemahlin und Kinder nach seinem Tode sogleich das Land verlassen sollten. Ähnliche Zusagen verlangte und erhielt das Domkapitel von seiner künftigen Gemahlin und selbst der Bruder derselben, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, mußte ausdrücklich darin einwilligen. Nach diesen lästigen Vorbereitungen ehelichte Christian Wilhelm am 1. Januar 1615 die Prinzessin Dorothea von Braunschweig, Tochter des 1613 gestorbenen Herzogs und Bischofs von Halberstadt, Heinrich Julius. Er erhielt von derselben nur eine Tochter, die 1638 an den Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen Altenburg vermählt wurde und 1650 starb. Im folgenden J. 1616 wurde der Administrator auch Coadjutor des Bisthums Halberstadt; der dortige, eben erst erwählte Bischof war der 17jährige Bruder seiner Gemahlin, Prinz Christian von Braunschweig, späterhin durch seine Theilnahme am 30jährigen Kriege berühmt. In eben diesem Jahre schloß die Stadt Magdeburg, allen Abmahnungen ihres Landesherrn zum Troß, zugleich mit den übrigen Hansestädten ein Bündniß mit Holland, was ihre Widersetzlichkeit nur vermehren konnte. Der 1618 in Böhmen ausbrechende Krieg sollte auch für den Administrator und sein Land verderblich werden. Bereits im J. 1619 fand er nöthig, wegen der drohenden Zeitumstände besondere wöchentliche Betstunden anzuordnen, welche 1623 und vornehmlich 1625 noch dringender eingeschärft wurden. Im J. 1621 empfand man die ersten Kriegswehen, indem die Truppen, welche der Bischof Christian von Halberstadt gegen den Kaiser geworben hatte, seinen Nachbarn durch Plünderung und andere Unordnungen sehr lästig wurden. Der regirende Herzog von Braunschweig Friedrich Ulrich und der Administrator, als Kreisdirecktoren, waren zuletzt genöthigt, diese Truppen ihres Bruders und Schwagers mit Gewalt aus dem niedersächsischen Kreise zu vertreiben (Ende Oktobers). Zu gleicher Zeit veranlaßten die Münzverfälschungen der Kipper und Wipper, auch eine Folge des Krieges, an vielen Orten tumultuarische Bewegungen unter dem Volke und der Administrator mußte am 12. Februar 1622 einen Aufstand in seiner Residenz Halle mit den Waffen in der Hand stillen, wobei es Todte und Verwundete gab. Mißwachs und Theuerung drückten überdieß noch das Land. Im folgenden J. 1623 entsagte der Bischof Christian seinem von den Kaiserlichen bedrohten Stifte Halberstadt (zu Lemgo auf dem Marsch, am 18. Julius). Doch resignirte er das Stift nicht auf den Administrator, sondern auf den Herzog Friedrich von Holstein, Sohn des Königs Christian IV. von Dänemark, den man ihm zum zweiten Coadjutor gesetzt hatte. Der Administrator aber, wahrscheinlich im Einverständniß mit dem Domkapitel, achtete hierauf nicht und nahm 1625 Besitz von der bischöflichen Residenz Gröningen, mußte sie aber noch im Herbst dieses Jahrs den andringenden kaiserlichen Truppen überlassen. Er war in demselben J. 1625 als Generallieutenant der niedersächsischen Kreisarmee, unter dem Oberbefehl seines Schwagers, des Königs von Dänemark, als offener Gegner des Kaisers erschienen, und hatte zur Kreisarmee sechs Kompagnien zu Fuß und drei zu Pferde gestellt. Diese mußte er jedoch ganz auf eigne Hand ausrüsten; denn die Stadt Magdeburg nahm an der Bewaffnung gegen den Kaiser keinen Theil, und das Domkapitel nebst den Landständen verweigerten ebenfalls die Stellung des ausgeschriebenen Contingents. Dennoch wurde das wehrlose Land von den in Oktober 1625 unter Wallenstein eindringenden Kaiserlichen so schrecklich mitgenommen, daß das Domkapitel, im Gefühl seiner Schutzlosigkeit, bei dem damals viel vermögenden Kurfürsten Johann Georg von Sachsen Hilfe suchte und um ihn zu gewinnen, dessen zweiten Sohn August am 8. Dec. 1625, gegen den Willen des Administrators, zum Coadjutor des Erzstifts wählte. Von den neugeworbenen Truppen Christian Wilhelms wurden 400 Mann bei Jüterbock am 6. Jan. 1626 von den Kaiserlichen niedergehauen. Mit einer andern Abtheilung stieß er zum Grafen Ernst von Mansfeld, kämpfte mit ihm am 15. April 1626 bei der dessauer Brücke sehr tapfer gegen Wallenstein, verlor ein Pferd unter dem Leibe und wurde zurückgeschlagen. Einige Zeit darauf versuchte er, im Verein mit dem Herzoge Johann Ernst von Weimar sich der Stadt Magdeburg mit List zu bemächtigen, was aber durch die Wachsamkeit der Stadt verhindert wurde. Nach dem Tode dieses Herzogs in Ungarn (4. Dec. 1626) erhielt er vom Könige von Dänemark den Befehl über dessen nachgelassene Truppen; ehe er aber zu denselben gelangen konnte, hatte sie Wallenstein bereits geschlagen und zerstreut (Anfangs 1627). Er blieb daher beim dänischen Heer und war bei der Vertheidigung des havelbergischen Domes zugegen (1627). Als aber die dänischen Waffen in Teutschland mehr und mehr erlagen, begab er sich Anfangs nach Kopenhagen und suchte dann, vom Unternehmungsgeist getrieben, der protestantischen Sache in fremden Ländern Beistand zu verschaffen. Er ging zuerst nach Holland, um die versprochene Bezahlung der dänischen Truppen zu betreiben, dann nach England, Frankreich, Venedig und von hier durch Dalmatien nach Siebenbürgen, wo er den Fürsten Bethlen Gabor, seinen Verwandten [1]) und einen alten Feind des Kaisers, von Neuem aufzureizen suchte, der aber dieß

1) Er hatte die Prinzessin Katharina, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, welcher der älteste Bruder des Administrators war, zur Ehe.

Versuch, die Reichsstadt Goslar wegzunehmen, mißlang durch die Wachsamkeit der Bürger. Er ging darauf mit 3500 Mann zu Pferde und 3000 M. zu Fuß bei Hameln über die Weser, suchte zu Anfang des Mai noch einmal das Stift Paderborn heim, befreite die belagerte Stadt Nordheim, versah Münden und Göttingen mit neuen Vorräthen und beobachtete in der Gegend der letztern Stadt, an den Gränzen Hessens, den tiefer in Hessen gelagerten Tilly [42]). Hier endigte seine kriegerische Laufbahn; eine zunehmende Schwachheit, mit einem zehrenden Fieber verbunden, zwang ihn nach Wolfenbüttel zurück zu kehren, wo er am 6. Junius 1626 starb [43]). Die Veranlassung seiner auszehrenden Krankheit ist im Dunkeln geblieben; nach Einiger Meinung haben Bandwürmer dazu beigetragen, andere Berichte deuten auf empfangenes Gift [44]). Er starb unvermählt und wurde in der Marienkirche zu Wolfenbüttel neben seiner Mutter, die ihm nach 13 Tagen bereits im Tode folgte, beigesetzt. Nach der damals im braunschweigischen Fürstenhause üblichen Sitte wurden auf sein Absterben eigne Gedächtnißthaler geprägt. — Seine Gestalt war groß und heldenmäßig. Er gehörte zu den außerordentlichen Charakteren, die in Allem das Maß überschreiten. Seine Zuneigung war eben so unerschütterlich als sein Haß, und die Güter des Lebens, wie das Leben selbst galten ihm Nichts, bei der Verfolgung des selbstgewählten Zieles. Die Natur hat, kaum ein Jahrhundert später, in Karl XII. König von Schweden einen nahe verwandten Charakter hervorgebracht, der sich nur durch Sittenstrenge und eine gewisse Kälte des Gemüths von Christian unterschied. Beide waren allein zu Kriegern, nicht zu Regenten geboren; beide wurden ihren Unterthanen nicht weniger nachtheilig als ihren Feinden. Die Mitwelt urtheilte nicht sonderlich günstig über Christian; man betrachtete ihn als die Hauptursache, daß sich der 30jährige Krieg auch über das nördliche Teutschland verbreitete, selbst seine nächsten Verwandten sprechen dieß unverholen in ihren Briefen aus. Die neuere Zeit hat seinem kühnen Heldensinn mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und selbst die Ansicht aufgestellt, daß seine Glaubensgenossen ihn aus allen Kräften unterstützen und sich seiner Führung hätten überlassen sollen. Wo hätte man aber bei der Jugend Christian's und dem meist unglücklichen Ausgange seiner Unternehmungen das dazu nöthige Vertrauen hernehmen sollen? Er, der das Leben und seine Güter verachtete, schonte auch die Güter und die Rechte Anderer wenig. Es sind von ihm einige Züge bekannt, welche beweisen, daß die Rohheit des damaligen Kriegerlebens nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben war. Die Briefe, welche wir von ihm besitzen, sind zwar in dem steifen, verworrenen und dabei sehr zurückhaltenden Curialstil seiner Zeit abgefaßt, verrathen aber doch nicht selten durch kräftige Ausdrücke (z. B. „der verfluchte Anhang des leidigen Satans, die Jesuiten;" „die verfluchte, tyrannische, abscheuliche, spanische Inquisition"), den Geist ihres Urhebers. Im Ganzen wissen wir von ihm und besonders von seinem Privatleben zu wenig; Manches ist in seiner Lebensgeschichte noch dunkel, und eine ausführliche Biographie von ihm, so weit sie mit Benutzung der Archive und Bibliotheken seines Stammlandes jetzt noch möglich ist, wäre ein willkommenes Geschenk. Die mündliche Tradition von ihm ist in seinem ehemaligen Bisthum bereits erloschen [45]). (*Rese.*)

CHRISTIAN WILHELM, Prinz von Brandenburg, Administrator des Erzstifts Magdeburg, wurde am 28. August 1587 zu Wolmirstedt im Magdeburgischen geboren. Er war der siebente Sohn Joachim Friedrichs, damaligen Administrators von Magdeburg, nachherigen Kurfürsten von Brandenburg, und Katharina's, einer Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg, welcher zu Küstrin residirte. Als sein Großvater, der Kurfürst Johann Georg im J. 1598 gestorben und sein Vater ihm in der Kurwürde gefolgt war, mußte Letzterer, seiner Wahlkapitulation gemäß, dem von ihm 31 Jahre lang sehr rühmlich verwalteten Erzstift Magdeburg entsagen und das Domkapitel wählte, zu Folge eines frühern Versprechens, den jüngsten seiner Söhne, den damaligen 11jährigen Christian Wilhelm zum künftigen Erzbischof. Bedingungen der Wahl waren, daß er erst nach vollendetem 21sten Jahre die Regirung antreten, dann eine ähnliche ihn beschränkende Wahlkapitulation, wie sein Vater, beschwören und bis dahin von den Einkünften jährlich 10,000 Thaler zur Fortsetzung seiner Studien erhalten solle. Der Kaiser bestätigte die Wahl, und das Domkapitel regirte das Land bis zum J. 1608 auf eine rühmliche Weise. Der erwählte Erzbischof besuchte unterdeß mehre Universitäten, besonders Frankfurt und Tübingen und machte Reisen in Frankreich, England, den

42) Meteran Th. 3. S. 423. 43) Viele Schriftsteller, selbst Meteranus (S. 473 in offenbarem Widerspruch mit S. 423) setzen seinen Tod fälschlich auf den 6. Mai, andere auf den 6. Julius. 44) Z. B. bei Meteran S. 473. Die Geschichte seines Todes und seiner Leichenöffnung von dem helmstedtischen Professor Adam Luchtenius in den Actis med. Hafniensibus Vol. II. konnte bei diesem Artikel nicht benutzt werden.

45) Außer den oberflächlichen biographischen Artikeln über ihn in Gauhen's Heldenlexikon und ähnlichen Wörterbüchern lieferten kurze biographische Abrisse: Schirach (Biographie der Teutschen, 6ter Theil (Halle 1774) S. 233 — 284) und besonders Christian Niemeyer zuerst im Biographen, 8. Bds, 3s St. (Halle 1809) S. 255—351; dann kürzer im braunschweigischen Magazin, 39ster Band (vom Jahr 1826) im 11ten, 13ten und 14ten Stück). Beide gehören zu seinen größten Lobrednern, wogegen der halberstädtische Geschichtschreiber Caspar Abel, den noch die mündliche Tradition von ihm erreicht hat (denn er war nur 50 Jahr nach des Herzogs Tode geboren), am nachtheiligsten über ihn urtheilt. Eine literarische Nachweisung mehrer Quellen seiner Lebensgeschichte findet man in Lucanus histor. Bibliothek vom Fürstenthum Halberstadt. Th. 1. S. 54—56. Es gehören dahin die bekannten Werke v. Londorp, Meteran, Khevenhüller, Caraffa, das Theatrum europaeum Tom. I., Ludolf's Schaubühne Th. 1., die braunschweig.-lüneburgische Chronik von Rehtmeier und die halberstädtische von Caspar Abel. Unter den Neuern verdient besonders Senkenberg in seiner Fortsetzung von Häberlin's teutscher Reichsgeschichte verglichen zu werden. — Das Bildniß des Herzogs findet man im Theat. europ. Tom. I., in *Leukfeld's* Antiquitat. Gröningens., in Wassenberg's Florus u. and. Orten; ein besonderes Blatt, von Müller gestochen, ist höchst selten. Über seine Münzen sind außer Rehtmeiers Chronik noch Köhler's bekannte Münzbelustigungen und die schätzbaren Nachweisungen in Lucanus Bibliothek S. 79 des 2ten Theils zu vergleichen.

Niederlanden und der Schweiz. 1608 trat er an seinem Geburtstage die Regirung an, nachdem er Tags vorher zu Wolmirstedt eine viel umfassende und für ihn drückende Kapitulation von 64 Punkten beschworen und unterschrieben hatte. Er empfing darauf die Huldigung zu Halle, die Stadt Magdeburg aber, welche damals auf den Rang einer freien Reichsstadt Anspruch machte, verweigerte ihm dieselbe durchaus. Im J. 1614 beschloß er zu heirathen, entsagte daher, einem der von ihm beschwornen Artikel gemäß, dem Erzstift und verließ das Land. Das Domkapitel übernahm am 28. November die Regirung, erwählte ihn zwar bald wiederum zum Administrator des Stifts, benutzte aber diese Gelegenheit und nöthigte ihm eine neue, noch härtere Wahlkapitulation von 71 Artikeln ab. Er mußte nicht nur für den Fall, daß er Kurfürst oder überhaupt regirender Landesherr würde, von Neuem auf das Stift verzichten und jedem Erbrecht auf dasselbe entsagen, sondern auch versprechen, daß seine Gemahlin und Kinder nach seinem Tode sogleich das Land verlassen sollten. Ähnliche Zusagen verlangte und erhielt das Domkapitel von seiner künftigen Gemahlin und selbst der Bruder derselben, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, mußte ausdrücklich darin einwilligen. Nach diesen lästigen Vorbereitungen ehelichte Christian Wilhelm am 1. Januar 1615 die Prinzessin Dorothea von Braunschweig, Tochter des 1613 gestorbenen Herzogs und Bischofs von Halberstadt, Heinrich Julius. Er erhielt von derselben nur eine Tochter, die 1638 an den Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen Altenburg vermählt wurde und 1650 starb. Im folgenden J. 1616 wurde der Administrator auch Coadjutor des Bisthums Halberstadt; der dortige, eben erst erwählte Bischof war der 17jährige Bruder seiner Gemahlin, Prinz Christian von Braunschweig, späterhin durch seine Theilnahme am 30jährigen Kriege berühmt. In eben diesem Jahre schloß die Stadt Magdeburg, allen Abmahnungen ihres Landesherrn zum Trotz, zugleich mit den übrigen Hansestädten ein Bündniß mit Holland, was ihre Widersetzlichkeit nur vermehren konnte. Der 1618 in Böhmen ausbrechende Krieg sollte auch für den Administrator und sein Land verderblich werden. Bereits im J. 1619 fand er nöthig, wegen der drohenden Zeitumstände besondere wöchentliche Betstunden anzuordnen, welche 1623 und vornehmlich 1625 noch dringender eingeschärft wurden. Im J. 1621 empfand man die ersten Kriegswehen, indem die Truppen, welche der Bischof Christian von Halberstadt gegen den Kaiser geworben hatte, seinen Nachbarn durch Plünderung und andere Unordnungen sehr lästig wurden. Der regirende Herzog von Braunschweig Friedrich Ulrich und der Administrator, als Kreisdirektoren, waren zuletzt genöthigt, diese Truppen ihres Bruders und Schwagers mit Gewalt aus dem niedersächsischen Kreise zu vertreiben (Ende Oktobers). Zu gleicher Zeit veranlaßten die Münzverfälschungen der Kipper und Wipper, auch eine Folge des Krieges, an vielen Orten tumultuarische Bewegungen unter dem Volke und der Administrator mußte am 12. Februar 1622 einen Aufstand in seiner Residenz Halle mit den Waffen in der Hand stillen, wobei es Todte und Verwundete gab. Mißwachs und Theuerung drückten überdieß noch das Land. Im folgenden J. 1623 entsagte der Bischof Christian seinem von den Kaiserlichen bedrohten Stifte Halberstadt (zu Lemgo auf dem Marsch, am 18. Julius). Doch resignirte er das Stift nicht auf den Administrator, sondern auf den Herzog Friedrich von Holstein, Sohn des Königs Christian IV. von Dänemark, den man ihm zum zweiten Coadjutor gesetzt hatte. Der Administrator aber, wahrscheinlich im Einverständniß mit dem Domkapitel, achtete hierauf nicht und nahm 1625 Besitz von der bischöflichen Residenz Gröningen, mußte sie aber noch im Herbst dieses Jahrs den andringenden kaiserlichen Truppen überlassen. Er war in demselben J. 1625 als Generallieutenant der niedersächsischen Kreisarmee, unter dem Oberbefehl seines Schwagers, des Königs von Dänemark, als offener Gegner des Kaisers erschienen, und hatte zur Kreisarmee sechs Kompagnien zu Fuß und drei zu Pferde gestellt. Diese mußte er jedoch ganz auf eigne Hand ausrüsten; denn die Stadt Magdeburg nahm an der Bewaffnung gegen den Kaiser keinen Theil, und das Domkapitel nebst den Landständen verweigerten ebenfalls die Stellung des ausgeschriebenen Contingents. Dennoch wurde das wehrlose Land von den in Oktober 1625 unter Wallenstein eindringenden Kaiserlichen so schrecklich mitgenommen, daß das Domkapitel, im Gefühl seiner Schutzlosigkeit, bei dem damals viel vermögenden Kurfürsten Johann Georg von Sachsen Hilfe suchte und um ihn zu gewinnen, dessen zweiten Sohn August am 8. Dec. 1625, gegen den Willen des Administrators, zum Coadjutor des Erzstifts wählte. Von den neugeworbenen Truppen Christian Wilhelms wurden 400 Mann bei Jüterbock am 6. Jan. 1626 von den Kaiserlichen niedergehauen. Mit einer andern Abtheilung stieß er zum Grafen Ernst von Mansfeld, kämpfte mit ihm am 15. April 1626 bei der dessauer Brücke sehr tapfer gegen Wallenstein, verlor ein Pferd unter dem Leibe und wurde zurückgeschlagen. Einige Zeit darauf versuchte er, im Verein mit dem Herzoge Johann Ernst von Weimar sich der Stadt Magdeburg mit List zu bemächtigen, was aber durch die Wachsamkeit der Stadt verhindert wurde. Nach dem Tode dieses Herzogs in Ungarn (4. Dec. 1626) erhielt er vom Könige von Dänemark den Befehl über dessen nachgelassene Truppen; ehe er aber zu denselben gelangen konnte, hatte sie Wallenstein bereits geschlagen und zerstreut (Anfangs 1627). Er blieb daher beim dänischen Heer und war bei der Vertheidigung des havelbergischen Domes zugegen (1627). Als aber die dänischen Waffen in Teutschland mehr und mehr erlagen, begab er sich Anfangs nach Kopenhagen und suchte dann, vom Unternehmungsgeist getrieben, der protestantischen Sache in fremden Ländern Beistand zu verschaffen. Er ging zuerst nach Holland, um die versprochene Bezahlung der dänischen Truppen zu betreiben, dann nach England, Frankreich, Venedig und von hier durch Dalmatien nach Siebenbürgen, wo er den Fürsten Bethlen Gabor, seinen Verwandten [1]) und einen alten Feind des Kaisers, von Neuem aufzureizen suchte, der aber dieß

1) Er hatte die Prinzessin Katharina, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, welcher der älteste Bruder des Administrators war, zur Ehe.

Mal zum Kriege keine Lust bezeigte und nicht lange darauf, am 15. Nov. 1629 starb. In diesem Jahr reiste Christian Wilhelm nach Schweden zum König Gustav Adolph, ebenfalls seinem Verwandten [2]), der zwar auf seinen Plan, mit einer schwedischen Flotte die Spanier in Portugal anzugreifen, nicht einging, aber ihm seine Hilfe in Teutschland, wohin abzugehen er sich damals rüstete, versprach, worauf sich der Administrator vorläufig nach Hamburg begab. Während dieser langen Abwesenheit versammelte sich das Domkapitel Anfangs 1628 zu Egeln, erklärte den Administrator, weil er ohne Einwilligung desselben, der Wahlkapitulation entgegen, mit dem Kaiser Krieg angefangen, auch in andern Dingen eigenmächtig und gegen seine Zusagen gehandelt, der Regierung verlustig und wählte in aller Eil den bisherigen Coadjutor August von Sachsen am 25. Januar (1628) zum Erzbischof. Man wollte durch diese Eil dem Kaiser zuvorkommen, welcher so eben seinen jüngern Sohn Leopold Wilhelm zum Bisthum Halberstadt empfohlen und ihm auch das Erzbisthum Magdeburg zugedacht hatte; allein der Kaiser achtete jenes Hinderniß nicht, und versagte der Wahl seine Zustimmung. Die Stadt Magdeburg war, ohne sich zur Aufnahme kaiserlicher Truppen zu verstehen, denselben dennoch sehr gefällig gewesen, und hatte sie sogar zum Kriege gegen die Dänen und den Administrator selbst mit Lebensmitteln, Kanonen und Schiffen unterstützt. Diese Hinneigung zur katholischen Seite mißfiel aber gleich Anfangs vielen eifrigen Protestanten und Freunden des Administrators; und als die Kaiserlichen sich mit jedem Jahr härtere Bedrückungen erlaubten, 1629 sogar die Stadt ein halbes Jahr lang blokirten und zur offenen Gegenwehr nöthigten: so erhielt jene eifrig protestantische Partei zuletzt ein entschiedenes Übergewicht. Sie bewirkte daher, daß im Febr. 1630 das Stadtregiment geändert, der bisherige Magistrat entlassen und ein ganz neuer Magistrat erwählt wurde, der dem Administrator ungleich günstiger war. Nicht lange darauf that der Kaiser, welcher durch den lübecker Frieden (1629) von allen bisherigen Feinden befreit war, ernstliche Schritte, seinen Sohn in den Besitz des Erzstifts zu setzen und zugleich auch das Restitutionsedikt in demselben zur Ausführung zu bringen. Dadurch wurde die Spannung und Besorgniß der Einwohner auf den höchsten Grad gebracht, und sie wurden zur Unterstützung ihres alten Fürsten, unter dem sie einst bessere Tage gesehn hatten, immer geneigter. Der Administrator, durch seine Freunde von Allem unterrichtet und gewiß auch des langen Umherirrens sehr müde, vermochte nun nicht länger zu zögern, obwol ihn Gustav Adolph, der eben damals in Teutschland wirklich gelandet war (im Junius 1630), vor übereilten Schritten dringend gewarnt hatte. Er kam von Hamburg am 27. Julius 1630 verkleidet und unerkannt nach Magdeburg, verstärkte einige Tage lang seine Partei im Stillen, und zeigte sich am 1. August öffentlich, vom lauten Jubel des Volkes begrüßt. Der schwedische Abgeordnete Stalmann, der in seinem Gefolge war, forderte den Magistrat aufs dringendste zum Bündniß mit Schweden auf, und dieser, außer Stande, dem Drange der Umstände und des Volkes zu widerstehen, willigte zum Theil nur durch Schweigen, in den bedenklichen Schritt. Sogleich begann der Administrator seine Werbungen und schon am nächsten Tage, den 2. August, zog er gegen die Kaiserlichen aus, deren Anzahl im Magdeburgischen nur klein war. Sie wurden daher fast überall ohne viele Mühe besiegt, der Administrator machte reiche Beute, und vermehrte seine Truppen bis auf einige tausend Mann. Bald aber verstärkten sich die Kaiserlichen und trieben ihre Gegner, mit großem Verluste derselben, bis unter die Wälle Magdeburgs zurück. Gustav Adolph, der mit den übereilten Schritten seines Verwandten sehr unzufrieden und ihm zu helfen noch zu weit entfernt war, schickte den Obersten Dietrich von Falkenberg, seinen Hofmarschall, nach Magdeburg, welcher das Kommando der Stadt übernahm und gute Anstalten zur Vertheidigung traf. Im December (1630) rückte Pappenheim aus dem Meklenburgischen, und gleich darauf auch Tilly mit einem starken Heer gegen die Stadt an, die sich nun umringt und auf ihre eigne Kraft beschränkt sah. Der Winter verging ohne ernstlichen Angriff, aber im Frühling 1631 belagerte Tilly die schlecht versehene Stadt mit aller Gewalt und gewann sie am 10. Mai Vormittags durch Sturm. Bei diesem schrecklichen weltkundigen Ereigniß, wurde der Administrator, welcher den eingedrungenen Feinden zu Pferde entgegen eilte, auf dem breiten Wege von ihnen umringt, verwundet, mit Musketen geschlagen, beraubt, ins Pappenheimische Lager, von da nach Wolmirstedt geführt und so hart behandelt, daß er auf seinem eignen Schlosse kein Bette und kaum ein Strohlager erlangen konnte. Man bewahrte ihn darauf in der Festung Wolfenbüttel; nach der Niederlage Tilly's bei Leipzig am 7. Sept. 1631 aber, wurde er nach Ingolstadt, von da nach Wien und dann nach Neustadt in Östreich gebracht. In Baiern bemühten sich die Jesuiten, ihn zu einer Religionsveränderung zu bewegen, in Wien war der kaiserliche Beichtvater Lamormain, ebenfalls Jesuit, für diesen Zweck sehr thätig und der Erfolg war, daß Christian Wilhelm am 20. März 1632 öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Vielleicht hatte der Wunsch, seine Freiheit wieder zu erhalten, an diesem Schritte den meisten Antheil; auch soll es nicht an Drohungen gefehlt haben. Frei wurde er durch diesen Übergang wirklich, blieb aber in den kaiserlichen Ländern, da er jetzt, wo das Erzstift Magdeburg in schwedischen Händen war, an Wiedererlangung desselben nicht denken durfte. Bald nach seinem Abfall erschien unter seinem Namen eine Vertheidigung desselben, mit dem Titel: Speculum veritatis, welche durch Caspar Brochmann widerlegt wurde, worauf von Seiten des Administrators eine Erwiederung, unter dem Titel einer Apologie, und von Andern noch einige, jetzt vergessene, Streitschriften folgten. Durch den prager Frieden (1635) wurden ihm von den Einkünften des Erzstiftes jährlich 12,000 Thaler zugetheilt; das Erzstift selbst behielt der Prinz August von Sachsen und das Bisthum Halberstadt der kaiserliche Prinz Leopold Wilhelm. Im westphälischen Frieden erhielt er statt der Jahrgelder zwei

2) Gustav Adolph hatte ebenfalls eine Tochter des Kurfürsten Johann Siegmund zur Ehe.

magdeburgische Ämter, Loburg und Zinna zur Benutzung auf Lebenszeit, obwol ohne Landeshoheit, dabei hatte er das brandenburgische Amt Ziegesar zur Apanage. Er besaß auch einige Güter in Böhmen und hielt sich theils auf dem böhmischen Amte Neuhaus, theils im Kloster Zinna auf, wo er am 1. Januar 1665 in hohem Alter starb. Sein öffentliches Leben zeigt von seiner thätigen, unternehmenden, aber wenig bedachtsamen Gemüthsart; sonst ist von seinem Charakter und Privatleben wenig bekannt [3]). (*Rese.*)

CHRISTIAN, eine Grafschaft im nordamer. State Kentucky, 1820 mit 10,459 Einw., worunter 3491 Sklaven; der Hauptort heißt Hopkinsonville. (*Hassel.*)

CHRISTIANA HUNDRED, ein Distrikt in der Delaware-Grafsch. Newcastle, mit 6698 Einw., worin der Borough Wilmington belegen ist. (*Hassel.*)

CHRISTIANI (Wilhelm Ernst), königl. dänischer Justizrath, Prof. der Geschichte, Beredsamkeit, Dichtkunst, des Naturrechts und der Politik, wie auch Bibliothekar zu Kiel, geboren daselbst 1731, Apr. 23, gest. 1793, Sept. 1. Ein fleißiger und der Akademie sehr nützlich gewordener Docent, und ein geachteter Geschichtschreiber. Zu seinen wichtigern Schriften, von denen ein großer Theil akademische Gelegenheitsschriften, Reden, Programme und Dissertationen sind, gehören: Geschichte der Herzogthümer Schleswig u. Holstein. 4 Theile. Flensb. u. Leipz. 1775 — 79. 8. und Geschichte dieser Herzogthümer unter dem oldenburgischen Hause. 2 Theile. Hamb. 1781. 84. Register dazu mit einer Nachricht von C's Leben u. Schriften von Val. Aug. Heinze. Kiel 1797. Wenn gleich diese Arbeit noch viel zu wünschen übrig läßt, so darf sie doch zu den bessern Specialgeschichten einzeler teutscher Länder gerechnet werden. Der Verf. konnte, durch den Tod verhindert, die Geschichte nur bis zum Jahre 1588 beschreiben, worauf sie von D. H. Hegewisch in 2 Theilen bis 1694 (Kiel 1801. 2.) fortgesetzt wurde. Unter C's Leitung und mit Hinzufügung von Zusätzen, Berichtigungen und eines Registers von ihm, wurde von J. B. Mielck übersetzt, Millot's Universalhistorie, 9 Theile. Leipz. 1777 — 87, welcher sich seine Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten von 1748, oder dem aachner Frieden an, in 3 Theilen 1788 — 91 anschloß, die sich durch Treue und Wahrheit der Erzählung und durch Vollständigkeit der Sammlung der Begebenheiten empfiehlt *).

3) Wir haben keine genügende Darstellung seines merkwürdigen vielbewegten Lebens. Nachrichten über ihn liefern die allgemeinen historischen Quellen über jene Zeitperiode z. B. das Theatrum europaeum, und die Geschichtschreiber des 30jährigen Krieges, des brandenburgischen Hauses, der Stifter Magdeburg und Halberstadt, von denen hier Rentsch'ens brandenburgischer Cedernhayn, Rathmann's Geschichte der Stadt Magdeburg (Bd. 4. S. 119 fgg.) und Abel's Chronik von Halberstadt (S. 529 — 536) genannt werden mögen. Ein Bildniß findet sich in Wassenberg's teutschem Florus, im Theatr. europ., in Rentsch'ens Cedernhayn und anderwärts.

*) Vgl. Kordes's schlesw.-holst. Schriftstellerlexikon S. 441. Bildniß von Lahde und vor dem 13ten B. der N. Allg. t. Bibl.

Sein Bruder Conrad Christiani, Apotheker in Kiel, geb. 1732, Aug. 9., gest. 1795, Dec. 22., machte sich durch ein kleines gehaltvolles Buch über das Londner und andere Apothekerbücher (Hamb. 1790. 8.) bekannt, und war ein für die Schul-, Kranken- und Armenanstalten seiner Vaterstadt sehr verdienter Mann **). (*Dörfer.*)

CHRISTIANIA, Hauptstadt des Königreichs Norwegen, am äußersten Norderende des Christianiafjords, eines langen Meerbusens im südlichen Norwegen, unter 59° 55′ nördl. Br., mit etwa 1600 Häusern, deren wenige massiv sind, und 9 bis 10,000 Einwohnern; die Norweger nennen ihre Hauptstadt im vorzüglicheren Sinne By, d. i. Stadt, ein Ausdruck, womit sonst jede Stadt bezeichnet wird. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und 5 ansehnlichen, zum Theil ungepflasterten Vorstädten: Vaterland, Pippervigen, Gränsen, Fierdingen und Opslo. Opslo oder gamb byen (Altstadt), an der Südseite, war einst Norwegens Hauptstadt: König Harald Haardraade gründete sie 1060; 1624 brannte sie ab, worauf König Christian IV. das heutige Christiania anlegte, und die alte Hauptstadt in eine Vorstadt verwandelt wurde. Unter mehren hübschen ländlichen Wohnungen erhebt sich in Opslo die alte Residenz der Bischöfe von Opslo, deren Bisthum seit der Reformation mit dem Bisthum Hammer vereinigt wurde; jetzt wird das Bisthum, nach einer alten Feste in Christiania, Aggershuus genannt. Opslo hat seine eigene Kirche und ein Armen-, Zucht- oder eigentlich Zwangsarbeits- und Irrenhaus; in der Nähe von Opslo liegt ein Alaunwerk.

Die eigentliche Stadt ist regelmäßig gebauet; die sehr breiten Straßen sind vortrefflich gepflastert. An der einen Seite ist Chr. rings von hohen Bergen umschlossen; an der andern Seite bildet der Christianiafjord einen trefflichen Hafen, der auch für große Schiffe tief genug ist. In diesen Meerbusen ergießt sich der die Stadt durchströmende Fluß Agger; hier liegt die alte Feste Aggershuus, die jetzt mehr als Arsenal dient, da sie von nahen Bergen bestrichen werden kann. Das alte Schloß, worin die dänischen Vicekönige über Norwegen bis zur Abschaffung dieser Würde 1739 ihren Sitz hatten, existirt nicht mehr, aber die Schloßkirche ist erhalten und hat ihre eigene, mit der benachbarten Landgemeinde Agger vereinigte Gemeinde.

Die eigentliche Stadt hat nur Eine Kirche, Vaar Frelsers Kirke (die Kirche unsers Erlösers); geräumig, mit vielen Chören, einer Orgel und einer stark vergoldeten Kanzel mit kolossaler Decke. Vom Thurme übersieht man die schöne Lage der Stadt, am Fuße der mit freundlichen Landhäusern bedeckten Berge und am Ufer des lieblichen Meerbusens.

Christiania ist der Sitz des Reichsstatthalters und der Regirung von Norwegen, im sogenannten Palais, einem vom Kammerherrn Berndt Anker dem Gouvernement geschenkten, großen steinernen Gebäude von Einem Stockwerke; der Bau eines königlichen Schlosses wird

**) Vgl. schlesw.-holst. Prov.-Ber. 1796. S. 323.

beabsichtigt. — In Christiania finden sich ferner Norwegens höchstes Gericht (Höiesteret), bestehend aus 1 Justitiar und mehren Assessoren, das Obergericht des Stiftes Aggershuus (Stiftsoverret) und der Stiftsamtmann. Auch versammelt sich dort constitutionsmäßig das Storthing, die Kathedralschule mit 1 Rektor, 3 Oberlehrern und 6 Adjunkten, hat etwa 80 Schüler; der Bibliotheksaal enthält die Schulbibliothek von 6000 Bänden und die öffentliche, seit 1785 bestehende Deichmannsche †) Stadtbibliothek von 16,000 Bänden, nebst zu letzterer gehörigen naturhistorischen und Kunstsammlungen. — Die Landkadettenanstalt hat ihr Unterrichtslocale in einem schönen, von Peder Anker geschenkten massiven Hause.

Im J. 1813 ward zu Christiania eine norwegische Universität eröffnet, die ganz auf den Fuß der kopenhagner Universität organisirt ist, im J. 1820 mit 15 Professoren, 3 Lektoren und 1 Docent, und im J. 1822 mit 211 Studirenden. Die Vorlesungen werden in norwegischer Sprache, in halbjährlichen Terminen, von der Mitte Januars bis Johannis, und vom Anfang des Augusts bis um die Mitte Decembers, ohne Honorar, gehalten; die akademischen Angelegenheiten verwaltet ein aus 6 Professoren bestehendes Collegium, unter Vorsitz des Prokanzlers, des Bischofs; einen Universitätsrektor gibt es nicht; Kanzler ist der Reichsstatthalter. Der Universitätsfonds wird jährlich vom Storthing bewilliget. Die Universitätsbibliothek konnte im J. 1817 auf 70,000 Bände geschätzt werden; auch besaß die Universität schon eine treffliche Instrumentensammlung, ein ansehnliches Mineralienkabinet, ein chemisches Laboratorium, ein Observatorium, ein anatomisches Kabinet, eine Münzsammlung; einen großen, trefflich eingerichteten botanischen Garten zu Toien, einem $\frac{1}{16}$ Meil. von der Stadt entfernten Landgute, welches der König von Dänemark der Universität schenkte. Hoch gelegen am südlichen Abhange der Gebirge, mit weiten reizenden Aussichten. Auf Kosten der Universität genießen in 2 besondern Lokalen 20 Studirende freie Wohnung. Eine reiche Mineraliensammlung besitzt der berühmte Mineralog, Physiker und Chemiker, Prof. Esmark. Unter dem 28. Jul. 1824 bestätigte der König die Statuten der Universität, welche nun im Druck erschienen. — Die zu Christiania 1809 gestiftete Gesellschaft für Norwegens Wohl (fur Norges väl) beschränkte ihren früher weitern Wirkungskreis 1819 auf die Landwirthschaft. — Das von Berndt Anker gestiftete Fideicommiß, im J. 1817 mit einem Kapital von etwa 2 Millionen Reichsbankthalern Silberwerth, wird für viele milde Zwecke, auch zur Unterhaltung eines der beiden Waisenhäuser Christiania's, benutzt; mit dem zweiten, dem Stadtwaisenhause ist eine Buchdruckerei verbunden. — Im J. 1816 ward zu Christiania die norwegische Bibelgesellschaft gestiftet; sie zerfällt in 5 Hauptabtheilungen nach den Stiften. — Es bestehen 2 Buchhandlungen, jede mit einer Buchdruckerei, aus welchen mehre Zeitungen und Zeitschriften, z. B. die Norwegische Reichszeitung, das Morgenblatt, Budstikken, ein Magazin für Naturwissenschaften, der nordische Zuschauer rc. hervorgehen.

Ansehnlicher Handel wird insbesondere mit Holzwaren getrieben. Der kleine Fluß Agger erleichtert die Zufuhr aus dem Innern. Seit 1819 besteht eine Börse. Die Fabriken sind wenig bedeutend. — Gastfreiheit und Liebe zur Musik herrschen in hohem Grade. — Die reine und klare Luft macht das Klima sehr gesund. — Zu den anmuthigsten Stellen um Christiania gehören Ladugaardsoen, das Amtsgut des Reichsstatthalters, und Ulevold, Eigenthum der Witwe Collett. (*v. Schubert.*)

CHRISTIANIA oder AGGERSHUS, eines der 5 Bisthümer (Stifte) Norwegens, das den südöstlichen Theil des Reiches in sich begreift, und 943 QM. enthält. Es gränzt im Norden an das Stift Drontheim (norweg. Trondhjem), im Westen an die Stifte Bergenhus und Christiansand, im Süden an das letztere Stift und ans Kattegatt, im Osten an die schwedischen Provinzen Bohurläs, Dalsland, Wermeland und Dalarne (Dalekarlier); und umfaßt 15 Propsteien, 5½ Ämter (Aggershus, Smälänen [ehemals Borresyssel], Hedemarken, Christiansamt, Buskerud und das halbe Amt Bradsberg) und 2 Grafschaften (Jarlsberg u. Laurwig); die Ämter sind in 16 Vogteien, diese in 24 Distrikte (Sorenskriverier) abgetheilt. Der Städte sind 11, unter ihnen die Hauptstadt des Reichs Christiania, und 17 Lastageplätze. Im J. 1801 waren in den Ämtern 94 Pastorate, 242 Kirchen, 14,279 Höfe, 304,576 Einwohner; in der Grafschaft Jarlsberg 12 Pastorate, 29 Kirchen, 1470 Höfe, 25,813 Einwohner und in der, jetzt der Krone zuständigen, Grafschaft Laurwig 4 Pastorate, 8 Kirchen, 379 Höfe, 11,692 Einwohner. Nach den offiziellen Listen belief sich die Volksmenge im ganzen Stift auf 334,866, worunter 158,998 männlichen und 175,868 weibl. Geschlechts, 3017 über 80, und 9 über 100 Jahre alt. (*v. Schubert.*)

CHRISTIANOPEL, ein Flecken an der Ostsee, in der schwedischen Provinz Bleckingen, wurde im J. 1600 durch König Christian IV. von Dänemark als Stadt gegründet; verlor aber seit der Zerstörung im J. 1677 die Stadtprivilegien und ist nur Marktflecken unter Carlscrone (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

CHRISTIANSAND, 1) im südwestlichen Norwegen (58° 7′ 50″), angelegt 1641 durch König Christian IV., auf dem Vorgebirge Sanden, an zwei Seiten vom Meer umgeben, mit mehren bequemen, tiefen und sicheren Häfen, an der Ostseite am Fluß Torredalselv oder Otteraaen, der den Warentransport aus dem Innern sehr erleichtert, wie denn auch mit Brettern, Balken rc. ein bedeutender Handel getrieben wird; zur Vertheidigung des Hafens sind mehre Batterien errichtet, insbesondere auf der ¼ Meile entfernten Insel Flekkeröen, deren Hafen, einer der vorzüglichsten Norwegens, die größten Kriegsflotten aufnehmen kann. Man findet auch bequeme Werfte, Reiferbahnen, Magazine rc.; daher viele fremde Schiffe, die in diesen Gewässern Seeschaden erleiden, hier einlaufen und der Stadt einen bedeutenden Nahrungszweig gewähren; auch werden viele Schiffe, besonders aus Eichenholz, gebauet. Hier befindet sich ein königliches Werft und die Station eines Theils der Flotte.

†) Stifter war der Kanzleirath Karl Deichmann, der im J. 1788 starb.

Als Quarantäneplatz dient eine Insel, die der 10 Fuß tiefe Kanal Graven von der Stadt trennt. In neuerer Zeit hat man sich viel auf Dorschfang gelegt. Die Fabriken (einige Gärbereien, Tabaksfabriken, eine Branntweinbrennerei, eine Ziegelei) sind unbedeutend. An den lieblichen Ufern des Torredalselv trifft man bedeutende Sägemühlen. Die Einwohnerzahl wird auf 5000 geschätzt.

In Christiansand besteht eine Gelehrtenschule (Kathedralschule). Auch haben dort der Stiftsamtmann mit dem Stiftsobergericht, in welchem derselbe präsidirt, und der Bischof seit 1682 (bis dahin in Stavanger) ihren Sitz. — Die einzige Kirche der Stadt ist der Dom, eine große Kreuzkirche. Die Stadt ist regelmäßig gebaut; aber die breiten Straßen sind zum Theil ungepflastert. (*v. Schubert.*)

CHRISTIANSANDS-STIFT, bildet das südwestliche Norwegen. Es wird im Norden und Osten von den Stiften Aggershuus und Bergen, im Westen und Süden von der Nordsee begränzt. Die Einwohnerzahl, auf 326 schwed. □Meilen betrug im J. 1815. 143,748. In kirchlicher Hinsicht zerfiel es im J. 1816 in 10 Propsteien mit 57 Pastoraten, 155 Kirchspielen und 67 Geistlichen; in politischer in 3½ Ämter, 7 Vogteien u. 10 Sorenschreibereien; der Städte sind 7: Christiansand (die Hauptstadt des Stifts), Arendal, Oster Risöer, Mandal, Farsund, Flekkefiord und Stavanger. Sie sind alle klein, treiben aber, da sie an der Küste liegen, zum Theil bedeutenden Handel. Außer den Häfen dieser Städte gibt es noch eine Menge anderer Häfen und Ladeplätze; auch werden viele Schiffe, selbst von Bauern, gebauet; einige Eisenwerke und noch zahlreichere Sägemühlen, sind vorhanden. — In den J. 1816, 1817 und 1818 betrug im gesammten Stifte der Überschuß der Gebornen 6043, also $\frac{1}{24}$ der Bevölkerung. (*v. Schubert.*)

CHRISTIANSBURG, ein Fort auf der Goldküste in dem Negerstate Accra (5° 24′ Br. 17° 31′ L.); neben dem Negerdorfe Ussue, die Hauptniederlassung der Dänen auf der ganzen Goldküste, wo ihr Gouverneur residirt; von derselben hängen einige Faktoreien ab. Das Gebiet ist gut angebaut. Die Dänen waren die ersten Europäer, die hier den Sklavenhandel abschafften. (*Hassel.*)

CHRISTIANSFELD, seit 1773 der Sitz einer Brüdergemeinde im Herzogthum Schleswig, im Amte Hadersleben, Thystrupharde, in der Nähe des kleinen Belts, am so genannten Königswege, 2 Meilen von den Städten Hadersleben und Colding. Der Ort hat über 800 Menschen. In Kirchen- und Schulsachen steht die Gemeinde unter der Aufsicht ihrer Bischöfe, außerdem unmittelbar unter dem Könige, in Civil- und Polizeisachen unter der Gerichtsbarkeit des Amts Hadersleben. Leinen- und Baumwollenmanufakturen, Leder-, Strumpf- und Lackfabriken, Seifensiedereien, Lichtgießereien. Pensionsanstalt für Knaben und Mädchen. Poststation. (*Dörfer.*)

CHRISTIANSHAAB, eine dänische Handelsloge in dem nördlichen Inspektorate der Insel Grönland. Sie ist seit 1752 angelegt, besteht außer den Magazingebäuden nur aus wenigen Hütten, und treibt einen bedeutenden Handel mit Speck, Robbenfellen und Fuchsbälgen. Auf der nämlichen Landzunge, worauf Christianshaab angelegt ist, liegt noch eine andre dänische Loge Claushavn. (*Hassel.*)

Christiansöe, s. Erdholmen.

CHRISTIANSTAD, eine wohlbefestigte Stapelstadt im östlichen Schonen, 3 Meil. von der Gränze Bleckingens, am Flusse Helges, über den an der Stadt eine über 700 Ellen lange, auf Pfählen ruhende Brücke führt. König Christian IV. von Dänemark gründete die Stadt 1614, gleich vom Anfange an als Festung, nachdem die benachbarten Städte Åhus und Wä im Kriege zerstört worden waren. Auch baute er die sehr geräumige Kirche, deren Gewölbe durch mächtige Sandsteinsäulen gebrochen wird; 2 derselben bestehen aus Einem bei Wä gebrochnen Stücke; der Altar und die ganz frei, mitten in der Kirche, stehende Kanzel, sind von schwarzem Marmor. Die Stadt hat eine Trivialschule, und ist Sitz des Landshöfdings über Christianstads-Län; man findet daselbst das Länshospital, für Irren, ein Länslazareth, eine Buchdruckerei, ein Armenhaus, eine Armenschule; eine Freimaurerloge; die Straßen der Stadt sind breit und gerade; die meisten Häuser von Holz; es sind 2 Marktplätze. Der Handel ist unbedeutend. Der Hafen der Stadt 2 Meilen entfernt, zu Åhus, wo der aus Småland herabkommende und sich zunächst bei Christianstad erweiternde Fluß Heljes in die Ostsee fällt. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1815. 2762, mit Ausschluß der Garnison. Für die Baugefangenen unter dem stockholmer Thor ist ein so genannter Schloßprediger angestellt. Im J. 1821 ward zu Christianstad ein neues Hofgericht für Schonen und Bleckingen eingerichtet. (*v. Schubert.*)

CHRISTIANSTADS-LÄN, heißt der nördl. und östliche Theil der schwedischen Provinz Schonen, weil die Verwaltungsbehörde des Län in der Stadt Christianstad ihren Sitz hat (vgl. den vorherg. Art. Christianstad u. Schonen). (*v. Schubert.*)

CHRISTIANSTADT, Stadt am Bober in dem brandenburg. Reg.-Bez. Frankfurt, mit 1 Schloß und ungefähr 800 Einw. (nach Mützell). (*H.*)

CHRISTIANSTADT, Hauptstadt der dänischen Insel S. Croix und des ganzen dänischen Westindiens, der Sitz des Gouvernörs und der Centralbehörden, auf der NO. Küste im Hintergrunde einer Bai (312° 50′ 6″ L. 17° 49′ 26″ nördl. Br.); regelmäßig gebaut, mit 17 breiten, langen und geraden Straßen, 4 Kirchen für Lutheraner, Reformirte, Episkopalen und Katholiken, 1 Presbyterianer Bethause, 1 Gouvernementspalaste, 1 Hospitale, 1 Waisenhause, 664 steinernen oder backsteinernen Häus. und 5000 Einw. Der Hafen, den jährlich 100 Schiffe besuchen, ist sicher, von einem Felsenriff eingeschlossen, in welchem sich 2 Eingänge öffnen, und vom Fort Christianswärn vertheidigt. Im Hafen liegt die kleine Protestantinsel mit einer Batterie und Schiffswerften. (*Hassel.*)

CHRISTIANSUND, eine ansehnliche Seestadt des norwegischen Stifts Trondhjem unter 63° mit 3500 Einwohnern; früher Nordmöer Toldsted oder Lille Fosens Ladested genannt und der Stadt Trondhjem untergeben,

ward am 29. Junius 1742 vom König Christian VI., mit Stadtprivilegien versehen und erhielt nach ihm ihren jetzigen Namen Christiansund. Sie liegt im Amte Romsdalen, an der Nordwestküste, auf den drei Inseln Indlandet, Kirklandet und Norrlandet, und hat einen guten und geräumigen Hafen, Seefahrt und Handel mit Fischwaren sind bedeutend; oft werden 10 bis 15,000 Schiffpfund Fische und 2000 Tonnen Thran, auch etwas föhrene Holzwaren und Theer ausgeführt. (*v. Schubert.*)

Christinastad, s. Kristina.

CHRISTINA, Königin von Schweden, war eine Frau der seltensten Art, man betrachte sie nun von Seiter ihrer Verstandesgaben, oder der Eigenschaften ihres Willens, oder der von diesen großen Theils herbeigeführten Veränderungen ihres Lebens. Sie war die zweite Tochter des heldenmüthigen Vertheidigers der Protestanten, des Königs Gustav Adolph von Schweden, und seiner durch Schönheit und Frömmigkeit sich auszeichnenden Gemahlin, Marie Eleonore, geb. Prinzessin v. Brandenburg; sie wurde am 8. Dec. 1626 geboren. Zum Unterschied von ihrer 2 Jahre vorher verstorbenen Schwester, die auch Christina hieß, erhielt sie die Namen Christina Augusta. Die Geschichte [1]) hat zwei, alle inneren Merkmale der Echtheit an sich tragende, Briefchen aufbewahrt, die sie in ihrem fünften oder sechsten Lebensjahre an ihren Vater nach Teutschland schrieb, und die wenigstens zum Beweise dienen, wie zweckmäßig man sie schon in ihrer zartesten Kindheit zu beschäftigen wußte. Nach ihres Vaters im J. 1632 bei Lützen erfolgtem Tode wurde Christina von den Reichsständen unter der Vormundschaft der 5 höchsten Kronbeamten, welche die Regierungsgeschäfte unter sich theilten, im Jan. 1633 einstimmig als Königin von Schweden und Erbfürstin anerkannt. Um dem nachtheiligen Einflusse vorzubeugen, welchen die Gemüthsstimmung der durch den Tod ihres Gemahls in die tiefste Schwermuth versunkenen Mutter auf die Erziehung der Tochter zu äußern anfing, hielten es die Vormünder für nöthig, sie der unmittelbaren Aufsicht und Leitung der Mutter zu entziehen, nach einem von den Reichsständen entworfenen besondern Plane ihre Erziehung fortzusetzen und ihren Unterricht dem einsichtsvollen Hofprediger, nachherigem Bischof von Strengnäs, Johann Matthiä anzuvertrauen. Was dadurch zur Bewahrung der Sinnesheiterkeit des Kindes gewonnen wurde, ging möglicher Weise in anderm Betrachte als Folge der Entbehrung mütterlicher Pflege, Bildung und Behandlung, die doch in der Regel, zumal bei Mädchen, nichts ersetzen kann, verloren. Indessen verdankte sie ihrem Lehrer einen Reichthum von Sprachkenntnissen, so wie überhaupt eine Bildung und Gewandtheit des Geistes, wodurch sie sich von den Frauen gewöhnlicher Art, selbst aus den höhern Ständen, auffallend unterschied. Desto mehr war zu bedauern, daß man, nach der Bemerkung eines schwedischen Geschichtschreibers [2]), an der Bildung, die sie erhielt, die Anleitung zu einer genaueren Kenntniß ihres eignen Vaterlandes, und, was mittels dieser ohne Zweifel am sichersten würde bewirkt worden seyn, Weckung ihrer Liebe und Achtung gegen das Land und die Nation, deren Regentin zu werden sie bestimmt war, vermißte; ein Mangel, der augenscheinlich auf ihr nachheriges Verhalten und Schicksal sehr nachtheiligen Einfluß hatte. Gleich ihrem Vater, wurde auch ihr nach der Vollendung des 18. Lebensjahres, nämlich am 7. Dec. 1644, nachdem sie dasselbe 2 Jahre früher bescheiden abgelehnt hatte, das Ruder der Regirung übergeben und sie hiermit aller ferneren Vormundschaft überhoben; wobei man ihr jedoch das Versprechen abnahm, den Reichsrath gebührend zu achten und auf seine Vorstellungen, sie möchten nun ihren Beifall haben, oder nicht, in Regirungsgeschäften die gehörige Rücksicht zu nehmen. Von ihrem gesunden Verstande und ihrer Gewandtheit, sich in die Umstände zu schicken und sie zu ihrem Vortheile zu benutzen, zeugte bald nach ihrer Thronbesteigung ihr kluges Verhalten bei der Spannung zwischen einigen Großen des Reiches, die sich in zwei starke Parteien, in die des Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, mit seinem Anhange, und in die des Reichskanzlers Axel Oxenstierna, mit dem seinigen, theilten. Der Erste, der die Gunst der Königin in hohem Grade besaß, wurde von ihr, ganz gegen die Absicht des Letzten, zum Gesandten nach Frankreich ernannt; und so viele Mühe sich der Reichskanzler auch gab, um in Verbindung mit andern Gliedern des Reichsrathes eine überwiegende Opposition gegen die Königin zu bilden; so wohl verstand sie sich darauf, diesen Versuch zu vereiteln, ihre volle Mündigkeit zu behaupten und ihr Regentenansehn in diesem und in manchem andern Falle geltend zu machen.

Drei verschiedene Friedensschlüsse verherrlichen die Zeit von Christinens Regirung. Der Erste, der zwar nur den Namen eines Waffenstillstandes hatte, aber in seinen Folgen von einem wirklichen Frieden nicht verschieden war, fiel noch in die Jahre, wo die Königin unter der Kronbeamten Vormundschaft stand. Um nämlich den immer wieder sich erneuernden Steitigkeiten mit Polen, die für beide Theile viel Unruhe und Blutvergießen verursachte, ein Ziel zu setzen, wurde, nach Ablauf des letzten, 1629 geschlossenen, Waffenstillstandes dieser am 2. Sept. 1635 auf 26 Jahre verlängert, und zwar unter Bedingungen, die, wenn sie auch in manchem Betrachte für Schweden vortheilhafter hätten seyn können, doch im Ganzen genommen, dem schwedischen State und Militär großen Ruhm verschafften. Daß der Vertrag nicht den Namen eines ewigen Friedens (mehr als Name pflegt dieser ohnehin nie zu seyn) erhielt, hatte seinen Grund in der beharrlichen Weigerung des Prinzen Wladislaw, des entsetzten Schwedenköniges Siegmund Sohn, seinen Ansprüchen auf die Krone von Schweden zu entsagen.

Weit vortheilhafter für Schweden fiel ein zweiter Friedensschluß aus, nämlich der mit Dänemark, welcher zu Brömsebroe am 13. August 1645 zu Stande kam, wodurch einem für beide Reiche sehr verderblich gewordenen Kriege ein Ende gemacht, Schweden die Zollfreiheit im Sunde, in den Belten u. s. w., deren Beeinträchtigung von Seiten Dänemarks die Hauptursache des ganzen Krieges war, zugesichert, dem schwedischen State das

1) Arkenholz Th. 1. S. 2. 2) Lagerbring a. anzuführenden O. S. 111.

Recht einer Post durch ganz Dänemark eingeräumt, und derselbe überdieß in den Besitz mehrer, von Dänemark in Anspruch genommener Provinzen, unter denen ihm besonders die Insel Gothland und mit ihr die Herrschaft über die Ostsee von großer Wichtigkeit war, versetzt wurde. Noch größere Vortheile würden, bei der bedenklichen Lage, worin Dänemark eben damals sich befand, leicht zu erzwingen gewesen seyn, wenn die Königin nicht, wie Einige wollen [3]), aus Mißtrauen gegen die Holländer, aus Liebe zur Ruhe, und um sich desto ungestörter mit den Wissenschaften und Künsten zu beschäftigen, auf den Abschluß des Friedens gedrungen, oder, wie Andere behaupten [4]), lieber einem Theil jener Vortheile entsagt, als zugegeben hätte, daß durch allzu glänzende Bedingungen das Ansehn des Kanzlers Oxenstjerna, der den Frieden abschloß, einen ihr gefährlich werdenden Zuwachs erhalten möchte. Ohne Zweifel fanden beide Gründe Statt; denn daß der Letzte nicht der Einzige, oder überwiegende, war, dafür spricht der Umstand, daß die Königin eben bei dieser Gelegenheit ihren Kanzler, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für die dem State geleisteten Dienste, nicht nur mit einem ansehnlichen Stücke Landes beschenkte, sondern ihn auch, mittels eines in den schmeichelhaftesten Ausdrücken verfaßten Briefes, in den Grafenstand erhob [5]).

Noch bezeichnete Christinens Regirungszeit die Beendigung eines dritten Krieges, des langwierigsten und gräuelvollsten von allen, des bekannten 30jährigen Krieges, an welchem Schweden, zwar unter abwechselndem Waffenglücke, jedoch zum unvergänglichen Ruhme für die schwedische Tapferkeit und nicht ohne der guten Sache der Protestanten im Kampfe gegen ihren höchstgefährlichen Feind die wichtigsten Dienste geleistet zu haben, einen so warmen und thätigen Theil genommen hatte. Aber auch dieser zu Münster und Osnabrück am 24. Okt. 1648 unterzeichnete Friedensschluß hätte nach der Lage der Sache anders ausfallen und nach den außerordentlichen Anstrengungen und Aufopferungen von Seiten Schwedens für diesen Stat weit größere Vortheile verschaffen müssen, wenn nicht die Königin, ganz gegen des Reichskanzlers Meinung und Wunsch, unabänderlich auf den Frieden bestanden, und wenn sich nicht auch hier ihre Abneigung gegen das Haus des braven Oxenstjerna ins Spiel gemischt und die Folge gehabt hätte, daß zwischen den beiden schwedischen Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Friedens, dem Sohne des Kanzlers, Johann Oxenstjerna und dem Reichsvorsteher Adler Salvius unangenehme Mißverständnisse entstanden und bis zum Ende des wichtigen Geschäftes fortgedauert hätten, welche dann die ihnen gegenüber stehenden Unterhändler zu ihrem Vortheile mit aller Klugheit zu benutzen wußten. Die Geschichte hat diesen Punkt betreffende Briefe der Königin an den Einen und den Andern ihrer Bevollmächtigten aufbewahrt, in welchen sich unverkennbar mehr Leidenschaft und weibliche Befangenheit, als kalte und ruhige Sorgfalt für den Ruhm des States und die Beförderung der guten Sache, für welche der große Gustav Adolph sein Leben hingegeben hatte, ausspricht. Rügen, Vorpommern, die Anwartschaft auf ganz Pommern im Falle des Aussterbens der brandenburgischen männlichen Linie, Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden, mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, einige unbestimmte Freiheiten an der pommerschen und meklenburgischen Küste, nebst einem Geldersatze von 5 Millionen — waren die Vortheile, welche Schweden für sich, die Befestigung der Freiheit für die teutschen Reichsstände, die Zusicherung von gesetzmäßigem Schutze und Freiheit sowol für die evangelisch-reformirte, als die evangelisch-lutherische Confession u. s. w., war der Gewinn, den die gute Sache der Protestanten jenem westphälischen Frieden zu verdanken hatte. Für die nicht zu berechnenden und mit unsäglichen Kosten, Anstrengungen und Opfern verbundenen Dienste, welche Schweden zur Erkämpfung der protestantischen Freiheit geleistet hatte, enthielten jene Vortheile allerdings nur eine unverhältnißmäßige Vergeltung. —

Bei einer so außerordentlichen Frau, als die Königin Christina war, kann es keine Verwunderung erregen, wenn sie auch in Absicht auf die Ehe anders dachte und handelte, als fast alle andere ihres Geschlechtes. Daß ihr, bei aller Abneigung, die sie gegen das Band der Ehe zeigte, gleichwol die Gefühle der Liebe nicht ganz fremd waren, geben mehre in ihren, unter der Aufschrift: Nebenstunden, gedruckten 1200 sogenannten Lehrsätzen und Denksprüchen vorkommende Äußerungen zu erkennen; z. B. „die wahre Liebe will nichts, als lieben;" „die wahre Liebe bleibt beständig, sie sei glücklich oder unglücklich;" „das Herz ist zum Lieben gemacht, es muß also lieben;" „so wie wir selbst beschaffen sind, so ist auch unsere Liebe beschaffen" u. s. w. [6]). Der Letzte dieser Sätze ist in Absicht auf dessen Verfasserin besonders bedeutungsvoll und wahr; er scheint aus der sorgfältigsten Selbstbeobachtung hervorgegangen zu seyn. Denn so, wie sie im Verfolge dieser Denksprüche unter andern auch die Sätze aufstellt: „die Nonnen und die Eheweiber sind auf eine verschiedene Art unglücklich;" „zur Heirath gehört mehr Herz, als zum Kriege;" „Man muß die Herzhaftigkeit derer bewundern, die zur Ehe schreiten;" „die Mannspersonen heirathen, weil sie nicht wissen, was sie thun, die Frauenzimmer, um unter eines Mannes Schutz in Freiheit zu kommen;" „die Töchter heirathen, um frei zu werden" u. s. w. [7]): so hielt sie, die sich als Königin ohnedieß völlig unabhängig fühlte, die Ehe in Betracht ihrer selbst nicht etwa nur für ein ganz überflüssiges Mittel zur Erlangung größerer Freiheit; sondern sie hatte gegen dieselbe sogar die entschiedenste Abneigung, weil sie ihr in jeder andern Hinsicht mit ihrem Sinne für unbegränzte Freiheit geradezu zu widersprechen schien. So zahlreich daher auch die Bewerbungen waren, welche um die Hand dieser 18- bis 24jährigen, gesunden, wohlgebildeten, geistreichen und allgemein verehrten Königin

3) Arkenholz, Th. 1. S. 66 ff. 4) Rüh's Schwedens Geschichte, Th. 4. S. 315 ff. 5) Arkenholz Th. 1. S. 66 — 68.

6) S. Christinens Nebenstunden, der Denksprüche erstes Hundert, Nr. 44 — 47. 7) Lehrsätze und Denksprüche, 7tes Hundert, Nr. 50, 51, 62 — 64.

geschahen — indem es nur wenig europäische Höfe gab, von woher ihr nicht der Eine oder der andere Prinz angetragen wurde, oder sich selbst antrug: — so beharrlich lehnte sie doch alle dergleichen Anträge ab. Selbst ihr Vetter, der Prinz Karl Gustaf, des Pfalzgrafen von Zweibrücken Johann Casimir Sohn, der Alles in sich vereinigte, was eine Verbindung mit der Königin annehmlich und wünschenswerth machte, für welchen ihre Mutter sie schon in ihrer Kindheit zu gewinnen gesucht hatte, und der es auch für seine Person nicht an der zärtlichsten Aufmerksamkeit und Mühe, sich in ihrem Herzen festzusetzen und ihre Wahl auf ihn zu lenken, fehlen ließ; selbst dieser konnte durch die treueste Anhänglichkeit und die unverdrossensten Bewerbungen nichts von ihr erlangen, als die Versicherung, daß sie ihn, wenn sie sich jemals zur Heirath entschließen würde, jedem Andern vorziehen werde. Ähnliche Erklärungen gab sie dem Reichsrathe auf dessen wiederholt geäußerten Wunsch, daß sie, um die Thronfolge zu sichern, sich zur Ehe entschließen möge; welchen sie noch auf dem Reichstage von 1649, den die Stände überraschenden Vorschlag hinzu fügte: sie möchten den Prinz Karl Gustaf auch auf den Fall, daß sie ihn nicht zum Gemahl nehme, zu ihrem Thronfolger ernennen. Man sieht hieraus ziemlich klar, daß Christina schon damals mit dem Gedanken umging, die Krone nicht bis an ihr Lebensende zu tragen, oder wenigstens die Regirungsgeschäfte nie mit einem Gatten zu theilen. So vielen Widerspruch sie durch jenen Vorschlag bei vielen Gliedern des Reichsrathes, besonders bei dem hohen Adel, dem ein Thronfolger aus seiner Mitte lieber gewesen wäre, als aus dem Hause Zweibrücken, erregte; so einstimmig wurde derselbe von der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstande gebilligt — welchem dann die übrigen Glieder des Reichstages, selbst mit Einschluß des Grafen Oxenstjerna, der den lautesten Widerspruch dagegen erhoben hatte, folgten. Der Prinz, welcher sich eben damals in Teutschland befand und nach Schweden nicht eher wieder zu kommen erklärt hatte, bis die Königin seinen Bewerbungen um ihre Hand Gehör gegeben hätte, ließ sich jetzt zur Rückkehr bewegen, und auf dem Reichstage von 1650 wurde seine Wahl zum Thronfolger der Königin unter manchen, ihn beschränkenden Bedingungen bestätigt. Kurz darauf ließ sich die Königin mit aller der Feierlichkeit und übertriebenen kostspieligen Pracht, worauf sie einen so hohen Werth legte, krönen; nach welcher Ceremonie Karl Gustaf seinen festen Aufenthalt auf der Insel Öland nahm, und von hieraus sowol, als bei seiner öftern Anwesenheit zu Stockholm, alle Bemühungen der Königin, ihn bald mit dieser, bald mit jener für ihn passenden Gattin zur Ehe zu überreden, mit derselben Beharrlichkeit ablehnte, womit sie seine Wünsche um ihren eignen Besitz unerfüllt ließ. — Daß übrigens diese ihre Beharrlichkeit nicht etwa in einer unüberwindlichen Abneigung oder Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Mann hieß, ihren Grund hatte: davon dient die Leichtigkeit zum Beweis, womit sie so manchen Männern Gehör gab, die sich, ohne deßwegen an eine Heirath zu denken, bei ihr einzuschmeicheln wußten, wie auch der öftere Wechsel ihrer Ergebenheit an ihre verschiedenen Günstlinge. Der Graf Magnus de la Gardie, nachheriger Schwager des Prinzen Karl Gustaf, der französische Arzt Bourdelot, der den verderblichsten Einfluß auf Christinens moralischen und religiösen Charakter hatte, der spanische Gesandte am schwedischen Hofe Pimentelli †), nebst Bourdelot, der, welcher der Königin die erste Vorliebe für die römisch-katholische Religion einflößte, und der junge Graf Claudius Thott, ein Nachkomme des Königs Erich XIV. — folgten sich einander in der Auszeichnung, deren sie die Königin würdigte; und so wie der Erste von diesen dem Interesse des Prinzen Karl Gustaf bei derselben am meisten geschadet zu haben scheint: so ging von dem Letzten die Rede, sie haben um seinetwillen dem Prinzen nach dem Leben gestrebt, ihn, den Grafen, aber zu ihrem unmittelbaren Thronfolger gewünscht. Dieß Gerücht ermangelt aber aller Glaubwürdigkeit, ob es gleich wahr ist, daß Christina sich, wiewol vergeblich, bemühte, den Grafen Thott zu Karl Gustafs Nachfolger in der Regirung zu bestimmen. Wenn dieser öftere Günstlingswechsel einen Schatten auf den Charakter dieser seltenen Frau wirft: so erscheint derselbe in einem desto schöneren Lichte, wenn man ihren Sinn für Wissenschaft und Kunst, ihren unwandelbaren Eifer für deren Beförderung, ihr rastloses Streben nach eigner Fortbildung, worüber ihr nichts in der Welt ging, betrachtet. Männer, wie Hugo Grotius, Cartesius, Johannes Freinsheim, Joh. Gerdes, Böcler, Meibom, Heinse, Bayle, Naudé, und viele andere Gelehrte, welche Europa angehörten und deren Ruhm jedem Zeitalter trotzt, wußte Christina um sich her zu versammeln, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit zu belohnen und in dem Umgange mit ihnen ihrem Geiste den höchsten Genuß, das lauterste Vergnügen zu verschaffen. Dabei verwendete sie unermeßliche Summen auf den Ankauf von Bibliotheken, von Kunstwerken, von Prachtausgaben, von seltenen Büchern und Handschriften, auch auf Pensionen für berühmte Gelehrte und auf die Einrichtung der hohen Schule zu Åbo. Durch Alles dieses erhielt Schweden von Seiten seiner literarischen Kultur im Auslande einen Ruf, wie es ihn vor und nach Christinen nie gehabt hat; zu bedauern war es nur, daß diese Kultur in Schweden selbst bei Weitem nicht den Grad erreichte, den man sich unter einer solchen Regentin hätte versprechen sollen: wovon, wie

†) Einst ging Christina mit Don Pimentelli incognito und unter dem Namen Amaranthe nach einer Schäferei, die sie eben hatte anlegen lassen. Weßhalb? verschweigt die Geschichte, aber kurz darauf stiftete sie 1653 den Amaranthenorden und ertheilte ihn zuerst dem Don Pimentelli. Zugleich gab sie ihm eine reich gestickte Schärpe, worauf ein doppeltes A viele Male und die Worte angebracht waren: Dolce nella memoria. Das Ordenszeichen war ein goldner emaillirter Ring, in welchem zwei umgekehrte, in einander gezogene A waren. An einem feuerfarbigen Bande hing er um den Hals und hatte die Umschrift: Semper idem. Der seltsamste Artikel in den Statuten, die beschworen werden mußten, war: daß ledige Mitglieder, ledig bleiben mußten, und verheirathete, nach der Frauen Tode, nicht wieder heirathen durften. — Da dieser Orden nur der Zuneigung Christinens zum spanischen Gesandten sein Daseyn verdankte, so erlosch er auch mit ihrem Tode. (*F. Gottschalck.*)

neuere Schriftsteller *) mit Recht bemerken, in dem eigenen Verhalten der Königin, der es nur um ihre Bildung und ihren Ruhm zu thun war, der Grund lag. Blieb doch selbst eines Des-Cartes Philosophie in Schweden ganz unbekannt; bis sie ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode von A. Nydelius aus der Dunkelheit hervor gezogen wurde! — So groß übrigens der Reiz war, welchen die schönen Künste und Wissenschaften für Christina hatten: so wenig blieb sie deßhalb gegen Vergnügungen von nicht so edler Art unempfindlich. Ihr öfterer Aufenthalt auf dem de la Gardieschen Landgute Jakobs- oder Ulrichsdal hatte keinen andern Zweck, als durch Entfernung von jedem ernsteren Geschäfte und in der Umgebung nur von ihren Lieblingen Feste über Feste zu veranstalten und eine Lustbarkeit der andern folgen zu lassen: wobei denn kein Aufwand gescheut und die kostbarsten Vergnügungen gewöhnlich allen andern vorgezogen wurden. Daß das Volk hieran keinen Wohlgefallen hatte, daß der inländische Adel sein Mißvergnügen über seine Zurücksetzung bei dergleichen Lustbarkeiten nicht verbergen konnte, und daß die von ihr begünstigten Ausländer öfteren Beleidigungen ausgesetzt waren: das erbitterte nur das Gemüth der Königin gegen ihre eigene Nation und machte ihr selbst die Regirung derselben allmälig unangenehm. Hiezu kamen, außer einer immer bedenklicher werdenden Verwirrung in dem Finanzwesen, gewisse Übereilungen und Mißgriffe, welche sie sich zu verschiedenen Zeiten gegen mehre auswärtige Staten, z. B. gegen Portugal, England, Holland, Dänemark, Rußland rc. hatte zu Schulden kommen lassen, und die hieraus für ihre Ruhe und die Sicherheit des States entspringenden Gefahren: welche ihr je mehr und mehr alle Lust an der Regirung verleideten, und zuletzt die Überzeugung in ihr befestigten: als Weib tauge sie nicht für den Thron. Die Grundsätze, welche sie erst später öffentlich aufstellte: „das salische Gesetz, welches die Weiber vom Throne ausschließt, ist gerecht;" „das schöne Geschlecht ist einer guten Regirung sehr hinderlich;" „wenn gleich vor diesem einige Königinnen gewesen sind, welche löblich regirt haben, wie Semiramis, Nitokris, Zenobia u. A.: so sind doch diese Beispiele so selten, daß man sich von diesen Wundern gar keine Rechnung auf andere machen darf *)," scheinen schon damals, wenigstens dunkel, in ihrer Sele gelegen und ihr die Verzichtleistung auf die Regirung erleichtert zu haben. Doch ist es kaum glaublich — und die Härte, womit sie noch in dem Jahre nach ihrer Krönung gegen die beiden Messenius, Vater und Sohn, verfuhr, indem sie Beide hinrichten ließ, weil der Letzte, wie sie glaubte, mit Vorwissen des Ersten, in einem schriftlichen Aufsatze ihre Regirung getadelt und den Prinzen Karl Gustav zur Besteigung des Thrones aufgefodert hatte, zeigt wenigstens, wie sehr ihr noch im J. 1651 das Selbstregiren am Herzen liegen mußte! — daß sie sich durch die angeführten Umstände allein genommen, zu dem Schritte würde haben bewegen lassen, der Krone, und allem, was diese für eine das Vergnügen, die Ehre, den Ruhm und die möglich größeste Unabhängigkeit liebende Frau Reizendes hatte, zu entsagen: wäre sie nicht bereits eine Zeit lang mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, ihr protestantisches Religionsbekenntniß gegen das römisch-katholische zu vertauschen. Der Entschluß hiezu, der freilich für eine Frau von so gesundem Verstande und reifer Urtheilskraft, wie Christina, viel Unerwartetes hat, scheint nur allmälig in ihr entstanden zu seyn. Daß sie das Gelübde dieser Glaubensänderung schon 1648 in einer Krankheit auf den Fall der Wiedergenesung abgelegt habe, ist zwar nicht ausgemacht, enthält aber, wenn man weiß, daß Bourdelot zugleich ihr Arzt, ihr Vertrauter und ein höchstverschmitzter Papist war, bei seiner kaum 22jährigen Patientin nichts Unwahrscheinliches. Gewiß ist, daß ihr Umgang mit den französischen Gesandten Chanut, mit Cartesius, und besonders mit ihrem Günstlinge, dem spanischen Gesandten Pimentelli ganz dazu geeignet war, ihr von der katholischen Religion die vortheilhaftesten Begriffe beizubringen und die Bedenklichkeiten, welche sie sich wegen des Übertrittes machte, zu besiegen. Eben so entschieden ist es, daß sie sich über diesen Gegenstand dem portugisischen Gesandtschaftsprediger Anton Macedo kaum eröffnet hatte, als dieses von Rom aus die Reise von 2 für italienische Edelleute sich ausgebenden Jesuiten nach Schweden veranlaßte, denen es mit Hilfe ihrer jesuitischen Gewandtheit nicht allzu schwer ward, durch Sophismen und blendende Trugbilder das Herz der jungen Königin gegen ihr bisheriges Glaubenssystem einzunehmen und den Übergang zur päpstlichen Kirche von der gefallendsten und schmeichelhaftesten Seite ihr vorzustellen. Für so ganz räthselhaft kann es ohnehin nicht angesehen werden, wenn eine Frau von so reizbarer und lebhafter Gemüthsart, wie die Königin, die zwar in fast allen Wissenschaften große Fortschritte gemacht hatte, aber dabei in der echtreligiösen Kultur, wegen Mangel an Gelegenheit dazu, zurück geblieben war; die zugleich für alles, was den Sinnen wohl thut, so viele Empfänglichkeit hatte; die überdieß in hohem Grade das Bedürfniß fühlen mochte, ein dem sinnlichen Vergnügen bis zum Überdruß gewidmetes Leben durch Bußübungen, gute Werke und andere von der katholischen Kirche angepriesene Mittel wieder gut zu machen — wenn eine solche Frau zuletzt dem Drange nicht widerstehn konnte, im Schoße der römisch-katholischen Kirche die Ruhe und Zufriedenheit zu suchen, welches ihr die evangelisch-lutherische Kirche, nach ihren Ansichten von derselben, nicht zu gewähren vermochte. Und sollte man dieser originellen Frau großes Unrecht thun, wenn man außer den bemerkten Beweggründen ihres Religionswechsels auch noch den hinzufügt, der in ihrer gränzenlosen Ruhmsucht liegen mochte? Auszeichnen wollte sie sich einmal; nicht in Einem, sondern in jedem Betrachte, wollte sie Einzig in ihrer Art seyn. Ihr großer Vater hatte sich den Ruhm erworben, für die gute Sache des Protestantismus sein Leben hingegeben zu haben; noch viel größern Ruhm versprach sie sich vielleicht von dem freiwilligen Entschlusse, für die gute Sache des Katholicismus Krone und Scepter

---

*) Wachler Gesch. d. liter. Kultur, 2. Hälfte, S. 511. Mollet, Br. üb. Schweden, Th. 3. S. 238 (dänische Ausgabe). *) Christinens Nebenstunden, der Denksprüche, 7s Hundert, Nr. 25, 26, 27.

niederzulegen; und — in sofern dieser Ruhm von ihren Bekehrern und andern eifrigkatholisch gesinnten Lobrednern abhing, so hat sie sich in ihrer Erwartung gar nicht getäuscht. Wie vergötterte man nicht in prosaischen und poetischen Tiraden bei ihrem Leben und unmittelbar nach ihrem Tode die größte That dieser gekrönten Glaubensheldin! — Sei dem, wie ihm wolle: so hat die Geschichte Beweise aufbewahrt, die es unumstößlich darthun, wie wenig Christina eigentlich im Stande war, die ganze Wichtigkeit des Schrittes einer Glaubensänderung einzusehen, oder nur darüber zu urtheilen, worin beide Confessionen von einander wesentlich verschieden waren und wodurch die römische vor der evangelischen einen Vorzug habe, oder auch überall die Sache aus einem reinreligiösen Gesichtspunkte zu betrachten! Merkwürdig bleibt in dieser Hinsicht ein Brief, den die Königin noch unterm 10. März 1652 an den Landgrafen Friedrich von Hessen gerade in der Absicht schrieb, um ihn von seinem Übertritt aus der evangelisch-reformirten in die römisch-katholische Kirche abzuhalten [10]). Das Einzige, was sie ihm in ihrem weitläufigen Schreiben über diesen wichtigen Gegenstand mit einigem Ernst und Nachdruck zu Gemüthe führt, ist nur von dem Punkte der Ehre entlehnt. „Kann es Ihnen, sagte sie unter andern, unbekannt seyn, wie sehr diejenigen, welche ihre Religion verändern, von denen gehaßt werden, deren Meinungen sie verlassen, und wissen Sie nicht aus so vielen berühmten Beispielen, daß sie selbst von denen verachtet werden, zu welchen sie sich begeben? Belieben Sie zu erwägen, wie viel der Ehre eines Fürsten daran gelegen sei, daß man ihn für standhaft hält, und seien Sie gewiß, daß Sie der Ihrigen viel schaden werden, wenn Sie einen solchen Fehler begehen.“ Alles Übrige dieses Briefes ist mehr in dem Tone des Scherzes, als in dem des Ernstes angestimmt, und besteht hauptsächlich in der Ablehnung des Vorwurfes, als wolle sie, indem sie dem Fürsten ihre Meinung über diesen Gegenstand eröffnet, sich in theologische Streitigkeiten mischen. Statt die Sache aus dem Gesichtspunkte der Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Gottesfurcht zu betrachten, betrachtet sie dieselbe fast einzig aus dem der Ehre und erinnert den Fürsten zwar flüchtig an die Gewissensunruhe, die er sich für die Zukunft seines Lebens bereiten könne, kommt aber sogleich wieder auf die Ehre und sagt: „geben Sie der Ehre und Ihren Freunden, was Sie diesen schuldig sind;“ und: „das Interesse Ihres Glückes darf mit dem Ihrer Ehre nicht gleich gestellt werden.“ Wer hätte ahnen sollen, daß eine Königin, der an ihrer eignen Regentenehre so vieles gelegen war, kaum 4 Jahre früher, als sie diesen Brief schrieb, zu eben dem Schritte durch ein Gelübde sich anheischig gemacht habe, wogegen sie jetzt den Landgrafen um seiner Fürstenehre willen warnt? Wer hätte glauben können, daß sie nicht volle 4 Jahre später, als sie ihn geschrieben hatte, dieselbe Handlung vornehmen werde, wogegen sie den Landgrafen aus dem Grunde abmahnet, „weil er dieselbe zu einer Zeit, wo es damit zu spät sei, gar sehr bereuen werde?“ Behauptete Christina doch, nach Wagenseils [11]) Zeugniß, noch zu Rom und nachdem ihr Übertritt längst geschehn war, „eine Religion, worin Einer geboren sei, könne er ohne sich zu beschimpfen, verändern; wer aber eine Religion, welche er freiwillig angenommen habe, verlasse, zeige sich als einen Unbesonnenen, Unbeständigen, Wankelmüthigen; — er verdiene den Haß aller Menschen!“ Wie so einzig und allein scheint die Königin, aus ihren eignen Äußerungen zu schließen, diesen Gegenstand nach von der Zeit und dem Erdenleben entlehnten Gründen beurtheilt und behandelt zu haben! Schönere Gedanken und ein weit tieferes und richtigeres, echtevangelisch-religiöses Gefühl legte sie wenig Jahre vor ihrem Tode, und nachdem ihr Gemüth durch mancherlei Erfahrungen mehr geläutert worden und größere Festigkeit erlangt hatte, in einem an den französischen Kanzler Terlon über die Verfolgung der Protestanten in Frankreich zu Rom am 2. Febr. 1686 geschriebenen Briefe an den Tag. Hier findet sie unter anderm „den Eifer und die Politik, Irre und Unglaubige durch gewaltsame Mittel zu bekehren, unbegreiflich;“ sie äußert ihre Freude darüber, daß sie dieselbe nicht begreifen könne und erklärt „jene Methode“ aus dem Grunde, „weil sich der Heiland ihrer nicht bedient habe,“ nicht für die Beste [12]). Aber freilich mußte Christina sich für diesen Brief auch von Bayle die Beschuldigung gefallen lassen, „daß sie darin einen Rest von Protestantismus zu erkennen gegeben habe.“ Und von solchen Überresten des evangelisch-lutherischen Glaubens, ja, selbst von schmerzlicher Reue über den in ihren jüngern Jahren geschehenen Schritt des Religionswechsels finden sich in ihren spätern Urtheilen und Handlungen manche sehr unzweideutige Merkmale.

Welche Bewandtniß es nun aber auch mit dem eigentlichen und letzten Beweggrunde ihres Entschlusses, die evangelische Kirche mit der römischen zu vertauschen, haben mochte; so war sie klug genug, einzusehn, daß diesem Schritte ihre förmliche und völlige Verzichtleistung auf den schwedischen Thron nothwendig vorhergehn müsse; und sie verdient in sofern alle Achtung, als sie es nicht scheute, ein Opfer zu bringen, das sie, so schwer es ihr auch in vielem Betrachte werden mochte, gleichwol den obwaltenden Umständen nach, für ganz unvermeidlich hielt. Nachdem sie schon im J. 1649 ihre Absicht, die Regirung einst niederzulegen, nicht undeutlich zu erkennen gegeben und zwei Jahre später den Reichsräthen und Ständen ihren Entschluß, den Thron an Karl Gustaf abzutreten, bestimmt erklärt, damals aber den dringenden Bitten und Vorstellungen aller Großen des Reiches, besonders auch der Kraft der Beredsamkeit des Grafen Oxenstjerna, der sie bei ihrer Ehre und des Reiches Wohlfahrt beschwor, den Thron in der Fülle ihrer Kraft und zu einer Zeit, wo sie ihm am unentbehrlichsten sei, nicht zu verlassen, unter der Bedingung nachgegeben hatte, daß man sie nie wieder zu einer Vermählung zu überreden suchen möge: so wiederholte sie doch im Jan. 1654

10) S. Stockhausens Samml. vermischter Briefe. Th. 2. S. 163 ff. oder auch: Rhétorique de l'honète homme, pag. 11 ff.

11) Arkenholz, Th. 2. S. 361. 362 in der Anmerkung.

12) S. Stockhausens ges. Briefe, Th. 2. S. 194 ff.

dem versammelten Reichsrathe ihren dießfalls gefaßten Entschluß, erklärte ihn jetzt für unabänderlich, achtete auf keine noch so gegründeten Gegenvorstellungen, brachte auf dem Reichstage zu Upsala, nicht ohne List, erst den Senat, dann auch den Adel dahin, zu den nicht geringen Foderungen, welche sie ihres künftigen Unterhalts wegen machte, die Zustimmung zu geben; und die Entsagungsschrift wurde, nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten, am 1. Jun. von allen Betheiligten unterzeichnet. Wenige den Zubereitungen gewidmete Tage später, erschien Christina zum letzten Male als regirende Königin in der Versammlung der Stände; sie trat im Purpurgewande und mit allen königlichen Zeichen geschmückt, auf, hielt mit edlem Anstande eine kraft- und würdevolle Rede, welche auf die ganze Versammlung den tiefsten Eindruck machte, und empfahl zuletzt, nachdem sie sich der Insignien allmälig entlediget und den Thron verlassen hatte, ihrem Thronfolger Karl Gustaf die Sorge für des States Ruhm und Heil, mit hinzugefügten Lehren und Ermahnungen für ihn und für die Stände, wodurch Viele bis zu Thränen gerührt wurden. Sie nahm hierauf mit dem neuen Könige ein Mahl in Gegenwart des Reichsrathes und der Kronbeamten ein, reisete noch spät in der Nacht, von jenem und diesen begleitet, ab, veränderte aber ihren Anfangs geäußerten Vorsatz, zu Wasser nach Teutschland zu gehn, und begab sich statt dessen durch Dänemark nach den Niederlanden. — Möge es im Übrigen dahin gestellt bleiben, ob sie ihrer vorhabenden Religionsveränderung die Krone, oder ob sie dem Entschlusse, die Regirung aufzugeben, den Glauben ihrer Väter zum Opfer brachte, oder ob die Eine wie die andere Handlung aus Einer und eben derselben Quelle, aus ihrem unwiderstehlichen Hange, sich durch Außerordentliches auszuzeichnen und einen desto unvergänglichern Namen zu machen, entsprang: immer erscheint die Festigkeit, womit sie, da es einmal dahin mit ihr gekommen war, Krone und Scepter niederlegte, in einem vortheilhaften Lichte; um so viel mehr, da es, unter dem Einflusse des spanischen Ministers, der Jesuiten und Anderer, welche das Werk ihres Glaubenswechsels betrieben, gar nicht an Ermunterungen fehlte, auf dem Throne zu bleiben, ihren Übertritt geheim zu halten und sich so um die Ausbreitung des katholischen Glaubens im Lande der Ungläubigen desto größere Verdienste zu erwerben. Der Sieg, welchen auf diese Art die Eiferer für das Papstthum in der Bekehrung der Königin von Schweden erfochten zu haben glaubten, verlor dadurch, daß sie zuvor dem Throne entsagte, und gleichsam in den Privatstand trat, Vieles von seinem Glanze; ob er gleich auf der andern Seite wieder in so weit desto ehrenvoller für die katholische Kirche zu werden schien, als Christina für ein Beispiel davon gelten konnte, wie selbst der Besitz der Krone und des Scepters nichts sei in den Augen einer Person, die einmal zur Erkenntniß von dem Werthe der allein seligmachenden Kirche gelangt wäre. Man versäumte nichts, die Sache, sobald sie öffentlich bekannt wurde, von dieser Seite vorzustellen.

Daß Christina, bei allen ihren Schwächen und Mängeln, gleichwol eine Regentin von sehr seltener Art war; daß sie der Regirung mit einer Würde, einer Kraft und, im Ganzen genommen, mit einem Erfolge für das Wohl und die Ehre des schwedischen States vorstand, den man von einer Person ihres Alters und Geschlechtes kaum hätte erwarten sollen: das kann von keinem vorurtheilsfreien Kenner ihrer Geschichte geläugnet werden. Wäre ihre Erziehung weniger der Kunst, als der Natur, angemessen gewesen; hätte man dabei eben so viele Rücksicht auf die Bestimmung des Weibes, als auf die Bestimmung des Regenten genommen; hätte sie Welt und Menschen, Staten und Regenten, nicht bloß aus den Werken der römischen und griechischen Schriftsteller, sondern zugleich aus der neueren Geschichte, vorzüglich aus der Geschichte ihres eignen Vaterlandes kennen gelernt und wäre ihr dadurch die Nation, zu deren Regentin sie bestimmt war, so achtungs- und liebenswerth geworden, als sie es ihr, um eine wahre und treue Landesmutter zu werden, seyn mußte; wäre insonderheit ihrem so frühe sich äußernden Hange zum Sonderbaren, zur Abweichung von dem Gewöhnlichen, zur Auszeichnung, sie koste, was sie wolle, mit Kraft und Weisheit entgegen gewirkt und ihre Neigung weniger auf den Ruhm selbst, als auf das wahrhaft Rühmliche gelenkt worden: höchst wahrscheinlich würde sie dann — bei den unverkennbar großen und herrlichen Naturgaben, die sie besaß, und ihrem unverdrossensten Fleiß und Eifer in deren Ausbildung, den ihr Niemand absprechen kann — eine der Vorzüglichsten ihres Geschlechts und eine Regentin geworden seyn, die ihres Gleichen in der Vor-, Mit- und Nachwelt gesucht hätte; sie würde weder die Freuden der Liebe ihrer übertriebenen Furcht vor der Abhängigkeit in der Ehe aufgeopfert, noch den Thron, auf welchem sie so viel Gutes und Großes leisten konnte, aufgegeben, noch dem ehrwürdigen Glauben, den ihr großer Vater bis zum Tode bekannte und vertheidigte, entsagt, am wenigsten ihr geachtetes Vaterland verlassen und ihr Heil auf gut Glück in der weiten Welt gesucht haben. Alles dieß hindert aber nicht, ihr die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß Schweden ihrer kurzen Regirung viel Gutes zu verdanken hatte. Ihren Verstand und ihren Freimuth setzte es in ein schönes Licht, daß sie, um den gerechten Beschwerden zu begegnen, welche der Vorzug des alten Adels in Besetzung der ersten Stellen vor jedem, der „wanbördig," d. h. von schlechter, niedriger Herkunft war, verursachte, die Erklärung gab: jenes Wort solle nur auf solche anwendbar seyn, die sich durch eine schlechte Aufführung dem Pöbel gleich gestellt und aller Bedienungen unwürdig gemacht hätten. Handel und Manufakturen machten unter Christinens Regirung merkliche Fortschritte und das erste Privilegium für eine Seidenfabrik in Schweden fällt in das J. 1649. Die Besitzungen des States in Amerika wurden durch Nya Swerige vermehrt, und hier sowol, als an der guineischen Küste entstanden Anlagen und Einrichtungen, die von großer Sorgfalt für die ausländische Handlung zeugten. Von der Geistlichkeit wurde 1647 unter Christinens Zustimmung die bekannte Formula concordiae für ein symbolisches Buch der schwedischen Kirche erklärt. Åbo erhielt unter ihr 1640 eine Akademie, Skara 1641 und Wexiö 1643 ein Gymnasium; wie sich denn die Königin überall als eine eifrige Beförderin der Wissenschaften und Künste

bewies. Daß der straßburgische Gelehrte Böcler von muthwilligen Studenten zu Upsala gemißhandelt werden durfte, fällt nicht ihr, sondern seiner eignen Unklugheit, womit er in einem schwedischen Hörsale verächtlich von den Schweden geredet hatte, zur Last [13]), und daß der durch sein Werk über die Tonkunst der Alten bekannte Gelehrte von Meibom, der wahrscheinliche Übersetzer der kleinen Schrift: Histoire de la vie de la Reine *Christine* etc. ins Lateinische, mit dem Aufseher über der Königin Bibliothek Naudäus oder Naudé einst den Hof in einer müßigen Stunde auf eine dieser Männer unwürdige Art durch Gesang und Tanz ergötzen mußten; daran war weniger die Königin, als deren ränkevoller Arzt, Bourdelot — den Meibom auch dafür nach Verdienst züchtigte — Schuld [14]); weder dieser, noch jener Vorfall kann zum Beweise dienen, daß Christina die Gelehrten, wenn sie ihrer müde geworden, geringschätzig behandelt habe. Wie wäre dieses auch von einer Fürstin zu erwarten gewesen, die in so vielem Betrachte selbst für eine Gelehrte gelten konnte, die, außer ihrer Landessprache, die teutsche, französische, holländische, spanische, lateinische und griechische verstand, die meisten dieser Sprachen richtig schrieb und fertig redete, mit einer gesunden Urtheilskraft eine angenehme Art, sich auszudrücken, verband, eine ausgebreitete Kenntniß der alten Geschichte und einen feinen Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschaften besaß? — Überaus einfach war ihre gewöhnliche Lebensweise; kurz dauerte ihr Schlaf; ihr Anzug kostete sie in der Regel keine volle Viertelstunde; sie erschien auf der Jagd, auf Reisen und bei andern Gelegenheiten gern in Mannskleidung und zog den Umgang mit gebildeten Mannspersonen dem mit Personen ihres Geschlechtes, unter welchen die schöne und unterhaltende Gräfin Ebba Sparre [15]) die Einzige war, welche ihre ganze Liebe zu besitzen schien, merklich vor. Schon um 4 Uhr früh pflegte sie sich von Cartesius unterrichten zu lassen, und die Zeit, welche nicht den Regirungsgeschäften gewidmet war, bestimmte sie insgemein zum Lesen und zu Unterredungen mit den Gelehrtesten ihrer Zeit. Wie groß gegen diese ihre Freigebigkeit war, erhellt schon aus dem Vorhergehenden; sie übertrieb es hierin, so wie überhaupt in dem Aufwande, in der Prachtliebe, in der Neigung zum Vergnügen, zum Großthun, zum Glanze, den die äußere Ehre gibt. Dieses, so wie die Hintansetzung der Inländer aus Vorliebe für Fremde, und die Geringschätzung, die sie nicht selten gegen Alles, was Schwedisch war, blicken ließ, schadete ihr in der Achtung der Großen und der Liebe der ganzen Nation; es wurde die Ursache, daß man, als sie den Thron verlassen hatte, sobald die Sache das Neue verloren hatte, über ihren Verlust sich leicht zu trösten wußte. Daß sich bei ihrem Weggange aus Schweden das Finanzwesen in großer Unordnung befand: daran hatte, zum Theil wenigstens, ihre bis zur Verschwendung gehende Freigebigkeit allerdings Schuld; denn selbst die ausgezeichnet einfache Lebensordnung, welche sie in der Regel führte und wovon sie nur zuweilen durch Veranstaltung kostspieliger Feste sich entfernte, war doch nicht im Stande, ihren Aufwand durch Geschenke und Pensionen, durch Anschaffung kostbarer Werke und Kunstsachen u. s. w. für die Finanzen völlig unschädlich zu machen. Doch darf auch nicht unerwogen bleiben, daß die Quellen jener Finanzverwirrung großen Theils älter waren, als Christinens Regirung, daß sie in den verderblichen Kriegen, unter denen sie den Thron bestieg, zu suchen waren und in dieser und anderer Hinsicht nicht ihr, sondern der vormundschaftlichen Regirung zur Last fielen; wogegen wiederum dieser auch Manches von dem Guten zuzuschreiben ist, welches die Regirung der Königin auszeichnet; denn die Anlegung eines Waisenhauses zu Stockholm, die vortheilhafte Einrichtung des Postwesens für das ganze Reich, eine weniger drückende Verfassung des Soldatenwesens selbst während des Krieges (1636 — 1638), nebst andern für den Stat nützlichen Veränderungen, fielen noch in die Zeit der Minderjährigkeit der Königin und gereichen der vormundschaftlichen Regirung zur Ehre. Der alte Graf Axel Oxenstierna war gewiß, seiner wiederholten Mißverständnisse mit der jungen Königin unerachtet, einer der einsichtsvollsten, treuesten und gemeinnützigsten Statsdiener, welche Schweden gehabt hat; und des Guten würde mehr, der Mißgriffe weniger geschehen seyn, wenn Christina für seinen Rath stets ein offenes Ohr gehabt hätte.

Alles Übrige in Christinens Leben, ob es gleich die längste Zeit desselben ausfüllt, bietet vergleichungsweise nur wenig der Aufmerksamkeit der Nachwelt Würdiges dar; es war dem Charakter dieser sonderbaren, mit sich selbst und der Welt nichts weniger, als einverstandenen, Frau vollkommen angemessen. — Schon am 23. Dec. 1654 kam die Exkönigin zu Brüssel an, und bereits am 24. wurde sie insgeheim ein Glied der päpstlichen Kirche, deren feierliches und öffentliches Bekenntniß sie jedoch erst im folgenden Jahre zu Insbruck ablegte. Der pomphafte und ceremonielle Einzug, welchen sie bald nachher in Amazonenkleidung, sitzend, nach Art der Mannspersonen, zu Pferde, und umgeben von 300 berittenen, prachtvoll gekleideten Personen, in Rom hielt, gibt zu erkennen, daß sie mit ihrem Glaubenswechsel weder der Sucht zu glänzen, noch dem Hange zum Sonderbaren entsagt hatte. Um dem Papste Alexander VII. von ihrer hohen Achtung und der römischen Kirche von ihrer völligen Ergebenheit einen Beweis zu geben, verschmähete sie es nicht, ihrem Taufnamen Christina noch den Namen Alexandra hinzu zu fügen. Auch erlaubte ihr der heilige Vater, mit ihm in Einem Zimmer, obwol nicht an Einer Tafel, zu speisen. Übrigens fehlte es, bei allem guten Vernehmen, worin sie sich mit Alexander und dessen Nachfolger Clemens IX. beständig zu erhalten wußte, doch nicht an manchen Mißverständnissen und Verdrießlichkeiten, worin sie auch zu Rom, besonders unter Clemens X. verwickelt wurde. Um der Ruhe willen, und um sich diesem Papste gefällig zu erweisen, begab sie sich unter andern der so genannten Quartierfreiheit, d. h. des Anspruches solcher Leute, die in ihrem Palaste und dessen Nähe wohnten, auf die Sicherheit gegen die Verfolgung der Stadtobrigkeit, selbst wenn sie Verbrechen begangen hatten; eines Vorzuges

13) Arkenholz, Th. 1. S. 306. 307. 14) Daselbst, Th. 1. S. 247. 15) Eb. das. S. 551. 571.

also, welchen sonst wol die Wohnungen ausländischer Gesandten in Rom hatten, der aber auch ihr für ihren Farnesischen Palast ausdrücklich war eingeräumt worden und worauf sie in einem äußerst bescheidenen, man könnte sagen, demuthvollen Briefe an den Papst vom 7. Febr. 1687, um des Mißbrauches willen, Verzicht leistete. „Ich bescheide mich zwar, sagte sie in diesem Briefe [14]), daß ich Eurer Heiligkeit nichts anbiete, als was Ihnen ohnehin schon angehört; allein wir können auch Gott nichts Anderes geben, als was ohnedieß schon sein ist; und dennoch nimmt derselbe ein solches Opfer nicht allein gnädig an, sondern belohnt es auch nach seiner unendlichen Güte mit unaussprechlichen und ewigen Gütern.“ Eine solche Sprache führte gegen den Papst zu Rom eben dieselbe Christina kurz vor ihrem Tode, welche in jüngern Jahren selbst die Bande der Ehe von sich wies, weil sie dieselben mit ihren übertriebenen Begriffen von Unabhängigkeit nicht zu vereinigen wußte! — Von zwei Reisen, welche sie von Italien aus nach Frankreich machte, brachte sie nicht viel mehr, als die bittere Erfahrung mit, daß man ihr, bei aller Feinheit, Artigkeit und äußerer Achtung, womit man sie von Seiten des Hofes und der Großen des Reiches behandelte, gleichwol bei Weitem nicht das Zutrauen bewies und den Einfluß in politische Angelegenheiten einräumte, worauf sie, sich stützend auf ihre ehemaligen Verhältnisse zu Frankreich, so lange sie noch Schweden regirte, sich Rechnung gemacht zu haben schien. Bei ihrem zweiten Aufenthalte in Frankreich erlaubte sich Christina eine That, die zu charakteristisch ist, als daß ihrer nicht in ihrer Lebensbeschreibung eine kurze Erwähnung geschehen müßte. Der Marquis Monaldeschi, ein geborner Italiener, der sie auf dieser Reise als ihr Oberstallmeister begleitete, ihr ganzes Vertrauen genoß, dieses aber, wie es scheint, in hohem Grade gemißbraucht hatte, wurde nämlich in der Hirschgalerie zu Fontainebleau, auf ihren Befehl, gleichsam vor ihren Augen und ohne daß sie sich durch die lautesten Klagen von seiner Seite und die dringendsten Gegenvorstellungen und Bitten von Seiten des zur Abnahme der Beichte ihm beigegebenen Paters von ihrem harten Entschlusse abbringen ließ, von einem Hauptmanne und zwei Soldaten ihrer Leibwache durch Degenstiche auf eine so grausame Weise getödtet, daß man an dessen Leichnam nachher nicht weniger, als 26 Wunden zählte! Sein eigentliches Verbrechen liegt noch im Dunkeln; mag es aber noch so groß gewesen seyn, eine solche Gewaltthat, zumal von einer Person des sanfteren Geschlechtes ausgeübt, empört doch das Gemüth eines jeden fühlenden und rechtlich gesinnten Menschen! Zwar hatte sich Christina bei ihrer Thronentsagung ausdrücklich das Recht über Leben und Tod ihrer Untergebenen vorbehalten; zwar erwies man ihr während ihres Aufenthaltes in Frankreich daselbst alle die Ehre und Auszeichnung, als sei sie noch regirende Königin von Schweden; zwar hatte sie ihren Oberstallmeister durch Vorzeigung seiner eigenhändigen verrätherischen Briefe auf eine gewisse Art von seinem Verbrechen überführt: — aber gleichwol war Monaldeschi kein Schwede, sondern ein Italiener von Geburt, auch handelte Christina weder in Schweden, noch in Italien, sondern mitten in Frankreich, wo man ihr die Hilfe des Gesetzes, wenn sie dieselbe verlangt hätte, gewiß nicht versagt haben würde; und überdieß, die Art der Ausführung, an einem wehrlosen Manne, durch drei bewaffnete Militärs, ohne alle gerichtliche Procedur, so, daß Eine und dieselbe Person als Anklägerin, Inquisitorin, Richterin und des Todesspruchs Vollzieherin erschien und dem kläglichsten Flehen des unglücklichen Opfers ihres wildesten Zornes um Zeit und Mittel zu seiner Rechtfertigung ihr Ohr und ihr Herz verschloß — eine solche Handlungsweise verdient mit nichts entschuldigt zu werden; selbst der berühmte Leibnitz bietet seinen Scharfsinn vergebens auf, um sie als gerecht und ohne Tadel darzustellen; und die Regirung von Schweden that der Königin nicht zu viel, wenn sie bei einer Gelegenheit, wo ihr an dem Vertrauen der Regirung Alles gelegen seyn mußte, erklärte: „es scheine zwar sehr hart zu seyn, einen bösen Verdacht gegen Christina zu hegen, da man während ihrer Regirung nichts als Gütigkeit an ihr wahrgenommen hätte, sowol gegen das ganze Königreich, als gegen jeden insbesondere“ (des alten Messenius Hinrichtung scheint hier nicht in Betracht gezogen worden zu seyn!): „allein man müsse auch erwägen, daß Ihre Majestät sich nach der Zeit sehr geändert, und an die Kunstgriffe der Italiener gewöhnt habe (artibus Italicis assuefacta), wie es unter andern bei des Monaldeschi Ermordung zu sehn gewesen“ u. s. w. [15]).

Die Veranlassung zu dieser bittern Bemerkung, welche ihr noch durch die Entfernung des damaligen jungen Kronprinzen von Stockholm und dessen Sendung nach Upsala, aus Besorgniß, er möchte in Christinens Nähe nicht sicher seyn, desto empfindlicher werden mußte, gab die Exkönigin selbst. Denn so, wie Christina schon im J. 1660 mittels einer Reise nach Schweden bald nach des Königs Karl Gustaf Tode den Versuch gemacht hatte, sich wieder auf den schwedischen Thron zu schwingen und den minderjährigen Sohn des Königs, Karl, von der Regirung auszuschließen, damals aber zuerst die Entdeckung machen mußte, daß man sie jetzt mit ganz andern Augen ansah, als früher, ehe sie den Thron verlassen und die Religion ihrer Väter abgeschworen hatte: so erlebte sie um 6 Jahre später, bei ihrer zweiten Reise nach Schweden, die Kränkung, daß man ihre persönliche Erscheinung zu Stockholm vorsichtig zu verhindern suchte, die öffentliche Ausübung der katholischen Religion in Schweden ihr geradezu untersagte, selbst die Entlassung des katholischen Geistlichen, der in ihrem Gefolge war, von ihr verlangte, gegen die fortgesetzte Beziehung der ihr vorhin bewilligten bedeutenden Geldsummen aus Schweden von Seiten der Geistlichkeit protestirte, ihre Bemühungen, sich, wenn auch nicht als Königin, so doch als Vormünderin des noch minderjährigen Prinzen, dem State als Regentin aufzudringen, gänzlich vereitelte, und überhaupt von Seiten der schwedischen Reichsstände, mittels einer im Mai 1667 erlassenen Verordnung, aus welcher oben nur eine kleine Stelle mitgetheilt worden,

14) Arkenholz, Th. 2. S. 298 ff.

15) Arkenholz, Th. 2. S. 123 ff.

Maßregeln gegen sie ergriff, wie man sie nicht gegen eine ehemalige, landesmütterlich gesinnte Königin hätte erwarten sollen, wie man sie nur gegen eine der Sicherheit des States und des jungen Königes höchst gefährliche Person ergreifen konnte. Man hat der vormundschaftlichen Regirung diese Verfügungen als zu hart vorgeworfen; wer aber die Machinationen der Jesuiten kennt, ihre Gewalt über Christina bedenkt, und dabei den versteckten Charakter und das schwankende Betragen dieser unruhigen Frau mit Unbefangenheit beurtheilt: der wird es weder der protestantischen Geistlichkeit, noch der de la Gardieschen Familie, noch den Großen des Reiches überhaupt verdenken, daß sie nicht bloß mit Vorsichtigkeit, sondern mit entschiedenem Mißtrauen und Arwohn gegen sie zu Werke gingen. — Christine hielt es nach diesen gemachten Erfahrungen für gerathen, weder der Einladung nach Stockholm zu folgen, noch in Jönköping und ganz Schweden sich länger aufzuhalten, als es die ungünstige Jahreszeit nöthig machte. Sie kehrte im Mai 1667 nach Teutschland zurück, lebte bis 1668 zu Hamburg in der Wohnung des, ihre Geldangelegenheiten besorgenden, Juden Texeira, gab mündlich und schriftlich nicht undeutlich zu erkennen, daß sie in Absicht auf Schweden und den Glauben ihrer Väter bessere Gesinnungen hege, als es scheine, veranlaßte aber gleichwol durch die Unvorsichtigkeit, womit sie die Wahl Clemens IX., ihres Freundes, zum Papste durch öffentliche Freudensbezeigungen feierte, einen gefährlichen Aufstand in Hamburg, und kehrte endlich, als sie sah, daß auf dem schwedischen Reichstage 1668, den sie abgewartet hatte, ihre Hauptwünsche unerfüllt blieben, nach Rom zurück. — Auch ihr nachheriger Plan, durch Mitwirkung des Papstes, nach des Königs von Polen, Joh. Casimir, Tode, den polnischen Thron zu besteigen, schlug fehl; und es konnte ihrer Scharfsichtigkeit nicht entgehen, daß, so vieles Gewicht ihre ehemaligen jesuitischen Umgebungen auf ihre Religionsveränderung legten, so lange sie noch Königin war, dieser Schritt doch, nachdem sie ihn einmal gethan, nicht zureichend war, sie das Ziel eines neuen Thrones erreichen zu lassen. — Zu Rom setzte sie übrigens ihre Beschäftigungen mit den Wissenschaften und Künsten, deren Flor sie noch durch eine selbst gestiftete Akademie zu befördern suchte, eifrig fort; sie genoß, als das Ausbleiben ihrer Gelder aus Schweden sie in Verlegenheit setzte, von dem Papste die ansehnliche Pension von 12,000 Scudi jährlich, bis sie sich mit Innocentius XI. über die Quartierfreiheit heftig entzweite und dieser ihr die Pension entzog; sie gewöhnte sich mit ihrem zunehmenden Alter je mehr und mehr an eine stille, obwol die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten nicht ausschließende, Lebensart und zog die Ruhe des Privatlebens dem Einmischen in die großen Weltangelegenheiten vor; sie folgte zuletzt, nach mancher überstandenen schweren Krankheit, am 19. April 1689 dem Rufe des Todes mit der Unerschrockenheit und Fassung, welche sie einer weisen Vorbereitung auf die Ewigkeit zu verdanken hatte. — Aus ihren schätzbaren Nebenstunden hat man in diesem kurzen Entwurfe ihres Lebens und Charakters mehre Stellen gelesen; auch in ihren Briefen und andern Aufsätzen spricht sich die Größe und Stärke ihres Geistes klar aus: besonders schön ist ihr Brief v. 23. Okt. 1683 an Johann III., König v. Polen (Sobieski), nach dessen heldenmüthiger Entsetzung von Wien. Christina wußte diese folgereiche That richtiger zu würdigen und dankbarer anzuerkennen, als so viele andere Große ihrer Zeit! — Verfehlte sie in vielem Betrachte ihre wahre Bestimmung, so dient ihr Beispiel nur zur neuen Bestätigung der alten Wahrheit: daß man die Gesetze der Natur nicht ungestraft übertreten, oder, daß man dem Weibe, auch wenn es zum Throne bestimmt ist und herrliche Anlagen hat, nicht ohne die nachtheiligsten Folgen, die Bildung des Mannes geben kann [16]. (*v. Gehren.*)

CHRISTINEHAMN, ein alter Marktplatz, seit 1642 Stadt in der schwedischen Provinz Wermeland, unweit des Sees Wenern, im J. 1815 mit 1338 Einwohnern. Der Fastnachtsmarkt ist vielleicht der bedeutendste Eisenmarkt im Reiche; auch sonst wird bedeutender Eisen- u. Kornhandel getrieben. (*v. Schubert.*)

CHRISTINESTAD, eine Stapelstadt, auf einer Halbinsel am bothnischen Meerbusen, in der nordfinnischen Provinz Osterbotten, Län Wasa, angelegt vom Generalgouverneur Grafen Peter Brahe 1649, mit vorzüglichem Hafen; sie treibt Schiffbau, bedeutenden Strömlingsfang und Handel mit Strömling, Brettern, Balkunen, Theer rc. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1805. 1152, im J. 1820. 1203. Zur Stadt gehört eine Landgemeinde; Stadt- und Landgemeinde gehören zur Mutterkirche Lappfierd, an welcher der Pastor wohnt; in der Stadt wohnt ein Kapellan; auch besteht dort ein Pädagogium mit 1 Lehrer, welcher ordinirt ist und die Geistlichkeit unterstützen muß. (*v. Schubert.*)

CHRISTLICHE KIRCHE, wird der Inbegriff aller Christen genannt, in sofern man sie sich in einer gewissen Verbindung unter einander zu ihrem Schutze und Gedeihen als Christen denkt. Leider sind die Christen aber schon in sehr frühen Zeiten in verschiedene Parteien zerfallen durch Verschiedenheit in Ansichten und durch Unduldsamkeit gegen Abweichungen von angenommener Lehre, wobei nicht immer nur Eifer für das heilig Gehaltene, sondern oft die niedrigsten Leidenschaften mitwirkten. Zunächst entstehen aus solchen Abweichungen in Lehren und Grundsätzen Sekten, d. h. Gemeinschaften, die von den übrigen nur als Abweichungen vom Rechten betrachtet, und entweder bestritten, ja verfolgt werden, oder nur durch Duldung, vielleicht auch durch Verborgenheit ihr Bestehen haben. Wenn aber eine solche Gemeinschaft zu einer unabhängigen Selbständigkeit gelangt, so daß sie nicht mehr auf Duldung innerhalb oder neben einer andern Anspruch macht, sondern sich allen andern gegenüber selbst behauptet, ist sie eine Kirche. Verschiedene Kirchen und Sekten bestehen bis auf den heuti-

16) S. außer Rühs Schwedens Geschichte, Th. 4. S. 290 ff. und Lagerbring Abriß der schwed. Reichshist. S. 109 ff.; besonders Arkenholz historische Merkwürdigkeiten d. Königin Christina v. Schweden (mit d. Königin, nicht sehr einnehmendem, Bildniß und andern Kupfern). Leipz. u. Amsterd. 1750 — 1752. 4. [Späterhin erschien noch folgendes Werk: Pensées de Christine, Reine de Suède avec une notice sur sa vie. Par. b. Renouard 1825. 8., das sich mehr durch ein schönes Äußeres als durch neue Aufklärungen auszeichnet. (*H.*)]

gen Zeit, wie oft auch Vereinigungen gewünscht und versucht sind. Sie unterscheiden sich nicht etwa bloß in religiösen Glaubens- und Sittenlehren, sondern auch in der Verfassung. Ein wesentlicher Unterschied findet hier zwischen der römisch-katholischen und protestantischen oder evangelischen Kirche Statt, zwischen welchen beiden die griechisch-katholische gleichsam das Mittel hält. Die römisch-katholische Kirche steht unter einem sichtbaren Oberhaupte, dem Papste, der als Stellvertreter von Christus betrachtet wird. Die evangelische Kirche erkennt nur ein unsichtbares Oberhaupt an, nämlich Christus, und unterwirft sich nur der heiligen Schrift, als dem einzigen Sichtbaren, was von seiner Erscheinung auf Erden fortdauert. In allem Weltlichen, der weltlichen Obrigkeit nach der heiligen Schrift (Röm. 13, 1) willig unterthan, verweigert doch der evangelische Christ die Herrschaft jedes Menschen in geistlichen Dingen. Die evangelische Kirche muß allerdings, zumal als eine sehr ausgedehnte Gesellschaft, Vertreter haben. Diese sind aber nicht Vertreter Christi, welche gebieten, sondern Vertreter der Gemeinschaft, und müssen im Sinne derselben reden und handeln. Damit dieß geschehe, bedarf es wieder besonderer Einrichtungen, welche bis jetzt noch nicht das sind, was sie seyn sollten. Dem Landesfürsten, als solchem, muß dabei immer das Recht bleiben, der Kirche Alles zu untersagen, wodurch die Erreichung des Statszweckes gehindert werden würde, und keine Kirche kann sich dieser Art der Unterwerfung entziehen; auch würde sie ohne dieselbe unmöglich machen, vom Landesherrn geschützt zu werden. Doch das Weitere müssen die Artikel Evangelische Kirche und Kirchenverfassung ausführen.

Sehr anziehend und zugleich höchst lehrreich ist die Geschichte der christlichen Kirche, von welcher wir hier nur einen ganz kurzen Überblick geben können. — Man pflegt die christliche Kirchengeschichte entweder nach den Jahrhunderten vorzutragen, oder (und zwar verschiedentlich) in Perioden einzutheilen. Wir folgen hier der Eintheilung in vier Perioden: 1) vom Anfange bis zu Constantin dem Großen; 2) von diesem bis zu Karl dem Großen; 3) von diesem bis zur Reformation; 4) von da bis auf unsre Zeit.

Erste Periode. Wenn gleich von Jesus Christus der Geist ausging, welcher in der christlichen Kirche walten sollte, so begann doch die Stiftung derselben eigentlich erst nach seinem Hinweggange von der Erde durch seine Apostel an dem wichtigen Tage der Pfingsten, an welchem sie, vom höhern göttlichen Geiste belebt, zu Jerusalem auftraten, öffentlich und ohne Furcht das Evangelium von Jesus zu verkündigen. Tausende bekannten sich sogleich zu demselben und es entstand die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem. Verfolgungen veranlaßten viele Glieder, aus der Stadt zu fliehen, und die neue Lehre in andre Gegenden zu bringen. Auch die Apostel dehnten sich bald weiter aus. Doch von höherer Wichtigkeit ward für weitere Ausbreitung der Übertritt des Paulus, eines jüdischen Gelehrten, der Anfangs einer der heftigsten Verfolger der Christen war. Jetzt der eifrigste und gewandteste Verkündiger des Evangeliums, gebührt vorzüglich ihm das Verdienst der Ausbreitung der christlichen Lehre über entfernte Länder. Daß noch andere begeisterte Männer mit Hand anlegten, werden wir uns denken können, wenn uns auch nicht die Geschichte einige namentlich aufführte; z. B. den Barnabas, Silas, Apollo, Markus, Lukas, Timotheus, Titus. Wir erwähnen hier nur der Stiftung einer der ersten Gemeinden zu Antiochien, weil hier zuerst die Bekenner des Evangeliums den Namen Christen (Christianer) erhielten. Außer dem innern Werthe des Evangeliums für Verstand und Herz, und der Achtung, welche sich seine Bekenner vielfach durch ihr Wesen erwarben, wurde sein Eingang auch noch durch äußerliche Umstände begünstigt: durch den damaligen Verfall aller Religionen, und das weit verbreitete, tief gefühlte, Bedürfniß eines Bessern, und insbesondere durch das Anschließen der neuen Lehre an die immer dringender gewordenen Hoffnungen des jüdischen Volks, von welchem wenigstens der bessere Theil hier seine Hoffnungen erfüllt sah. Günstig war überdieß die weite Ausdehnung der Völkerverbindung durch ein Statenband, die weite Verbreitung jüdischer Glaubensgenossen und einer, nämlich der griechischen Sprache. So wuchs die Zahl der Bekenner mit schnellen Schritten; und durch Fortsetzung des Werkes durch eifrige Nachfolger der ersten Verkündiger nach ihrem Tode, hatte die christliche Lehre am Ende dieser Periode bereits Anhänger in allen drei Welttheilen, von Afrika's Küste an über Arabien, Palästina, Kleinasien, Griechenland, Italien bis Spanien, Gallien, Germanien und Britannien.— Alle diese Fortschritte geschahen unter den mannichfaltigsten Bedrückungen und Verfolgungen. Aus dem Gegensatze des Christenthums gegen ein bisheriges Religionswesen mußten allerdings Reibungen entstehen; aber besonders Anfechtungen von Seiten derer, die mit dem Untergange des Bisherigen Bedeutung und Erwerbungsquellen verloren, der Priester und Sekten. Seine Gehässigkeit allgemeiner zu machen, mußte ihnen Verleumdung dienen, durch welche das Christenthum auch im Widerspruch mit dem erscheinen sollte, was allgemein für Heilig galt. Die ersten Verfolgungen kamen von Seiten der Juden, und schon früh fielen Opfer, wie Stephanus, Jakobus. Die Beherrscher des Reichs übersahen Anfangs die Sache; die Christen hatten, von ihnen nur als eine jüdische Sekte betrachtet, auch nur mit zu dulden, was die Juden traf. Die Verspätung der Aufmerksamkeit auf sie war ihnen von großem Gewinn; sie konnten schon Bedeutung erlangen, ehe sie von der Statsmacht ernstlich angegriffen wurden. Da führten denn diese Angriffe nicht mehr zum Untergange, wenn auch zu schweren Drangsalen. Glücklicher Weise waren die Kaiser nicht alle gleich hart gegen sie, einige sogar begünstigend; doch höchst grausam vor allen Nero, Domitian, Decius und Diocletian, wie sehr auch oft die Beschreibung übertreiben mag. Die Verfolgungen kosteten nicht allein Leben; Manchen drängten sie auch zum Abfall hin; aber auch Geistesgröße wurde bewährt, und Mancher dadurch für die große Sache gewonnen, z. B. Justin der Martyrer.

Die Einrichtung, welche in den frühesten Gemeinden Statt fand, war die einer Gesellschaft mit gleichen Rechten jedes Mitgliedes. Nur geistiges Übergewicht gab größeres Ansehn, und daher war dieß auf Seiten der

Lehrer. Diese waren daher in gewisser Art Aufseher (Ἐπίσκοποι, Episcopi, wovon Bischof), ließen sich aber bald andere Vorsteher, von der Gemeinde gewählt, beiordnen (Presbyteri) und zu wohlthätigen Diensten (außer dem Lehrgeschäft) ernannte man Diakonen und Diakonissinnen u. s. w. Alle Bestimmungen geschahen durch die Gemeinden. Ihre gemeinschaftliche Erbauung in ihren Versammlungen war Gesang, Gebet, Vorlesung aus der heiligen Schrift mit freiem Vortrage verbunden, die Feier des Abendmahls und der Liebesmahle oder Agapen; auch wurde für Arme gesammelt. So wie sich die Gemeinden vermehrten und nun in weitern Räumen von einander entfernt lagen, geschahen gemeinschaftliche Berathungen durch Abgeordnete von einzelen Gemeinden. Nicht bloß Lehrer oder Geistliche wurden hiezu abgesandt; doch, daß ihnen ihre Einsicht und Gewandtheit, so wie das erworbene Vertrauen eine vorzüglichere Geltung gaben, ist natürlich. Aber leider wurde diese Geltung bald von den Geistlichen gesucht, der reine Sinn und Eifer von Egoismus und Ehrgeiz verdrängt, und es kam bald auch weiter zur Eifersucht der Geistlichen unter einander. Schon im 2. Jahrh. wollten die Bischöfe größerer Gemeinden und in größern Städten mehr gelten, als andre; die Kirchen in Hauptstädten sollten auch Hauptkirchen seyn. Gegen Ende des 2. Jahrh. sprach schon ein römischer Bischof Viktor über den Bischof von Ephesus Polykrates, weil letzterer das Osterfest nicht mit den andern an Einem Tage feiern lassen wollte, den Exorcismus aus, doch nicht ohne Unzufriedenheit der übrigen mit dieser Anmaßung. So zeigte sich denn schon am Ende dieser Periode die Hierarchie in ihren Anfängen.

Nachdem die ersten Verkündiger des Evangeliums hingeschieden waren, blieb den Christen nichts von ihnen, als ihre Schriften, die sie mit großer Sorgfalt sammelten, besonders, damit nichts Unechtes darunter gemischt würde. Selbst einige, nachher für echt anerkannte Schriften waren eine Zeit lang ein Gegenstand des Zweifels und genauer Untersuchung. Sie waren nun der Grund, worauf man die Lehre vor Allem bauete; doch gewann auch bald ein früh entstandenes Glaubensbekenntniß (noch jetzt unter dem Namen des apostolischen bekannt und geltend, und mit der Zeit nur in Wenigem verändert) Ansehn; auch fing man schon in dieser Periode an, sich auf mündliche Überlieferungen von den Aposteln her (Traditionen) zu berufen, und als aus den spätern Verfolgungen Martyrer hervorgingen, erhielten die Aussprüche derselben ebenfalls großes Gewicht. Diese Martyrer waren natürlich Gegenstand hoher Achtung. Die in der Verfolgung Abgefallenen traf eine desto tiefere Verachtung. Man stritt sich oft heftig über ihre Wiederaufnahme und die Art derselben, und der Streit um die Würdigkeit eines Bischofs in Afrika, den ein abgefallener Bischof geweiht haben sollte, artete durch den Hinzutritt der niedrigsten Leidenschaften und Ränke in eine lange, weit verbreitete Spannung und einen mehre Jahrhunderte fortdauernden Kampf (den Donatistischen) aus; dessen Bedeutung wir in der folgenden Periode näher erkennen werden.

Außer den Schriften der Apostel liefert uns aber diese Periode noch manche, sehr schätzenswerthe Schriften späterer Kirchenlehrer. Zum Theil Erzeugnisse des fortgesetzten Eifers für Entwickelung der Lehre überhaupt, wurden sie auch durch die Nothwendigkeit der Vertheidigung des Christenthums, bald gegen die weltlichen Herrscher, bald gegen schriftliche Angriffe (Celsus im 2, Porphyrius im 3. Jahrh.), bald gegen Irrgläubige veranlaßt, so wie nicht minder durch den Wunsch, denkende Köpfe, die noch der neuen Lehre abhold waren, zu gewinnen. Schon dieses würde dahin geführt haben, früher geschätzte philosophische Systeme mit der christlichen Lehre in Verbindung zu bringen; doch war dieß ohnehin natürlich, wenn neue Bekenner Anhänglichkeit an solche frühere Systeme mitbrachten, und es ging so besonders die platonische Philosophie in das Christenthum über. Aber manche, zu weit gehende philosophische Spekulationen, und Entstellungen der einfachen Bibellehre waren die Folge davon. Von den merkwürdigen Kirchenschriftstellern dieser Periode müssen wir uns übrigens begnügen, nur Justin den Martyrer im 2ten, Clemens von Alexandrien, Origenes und Cyprian im 3. Jahrhundert zu nennen. Auch erwähnen wir hier der Katechetenschule zu Alexandrien, einer Stiftung des 2. Jahrh. zur Bildung künftiger Lehrer, da dieselben jetzt nun schon der Gelehrsamkeit bedurften.

Wenn wir diese Schriftsteller, oft schon über die Einfachheit der theoretischen Lehren der Bibel spekulirend, zu weit hinaus gehen sehen, so steigerten andre auch die praktischen Grundsätze zu einer unnatürlichen Höhe. Als solche sind uns vorzüglich die Montanisten, von der Mitte des 2. Jahrh. an, bekannt, die manchen Schwärmer und Sonderling erzeugten; doch finden wir unter ihnen auch einen Tertullian im 3. Jahrh., welcher der Kirche viel Dankenswerthes leistete. — Was die Irrlehrer betrifft, gegen welche in dieser Periode gestritten werden mußte, so treten hier vor manchen Andern, die bald zu viel jüdische Begriffe in das Christenthum einführen wollten, bald einige Schriften der Apostel herabsetzten, oder wie Sabellius, der Lehre vom Vater, Sohn und heiligen Geist eine anstößige Deutung gaben, vorzüglich die Gnostiker hervor, welche die abenteuerlichen Begriffe einer asiatischen Philosophie von den Mittelgeistern zwischen Gott und der Welt in das Christenthum einzuführen suchten, und so die Christuslehre in ein wundersames System umgestalteten. Als die merkwürdigsten derselben, sind Kerinthos im 1sten und Valentinus im 2. Jahrh. zu nennen. Nicht sehr unterschieden sich von ihnen die Manichäer im 3. Jahrh., die ihre Begriffe von den Magiern hernahmen und ein böses und gutes Prinzip der Welt lehrten; eine Ansicht, die in gewisser Modifikation noch heute ihre Vertheidiger findet, nur freilich nicht, daß, wie Manes lehrte, die Juden vom bösen Prinzip beherrscht wären, und von ihm das alte Testament herstamme, und erst Christus vom guten Prinzip gesendet sei.

Es konnte wol nicht fehlen, daß unter allen diesen Umständen, zumal bei der immer zunehmenden Erweiterung der christlichen Gemeinden ihre Sitten nicht in der frühern Lauterkeit und Einfachheit blieben. So gar rein waren sie vom ersten Anfange an nicht; wie sehr haben

[illegible] wenn sie gleich [illegible] der Kaiser auf das [illegible] wurden. Zwei Übel be- [illegible] hindurch gegenseitig.

[illegible] sich drei und [illegible] Jahrhunderte hindurch gegenseitig.

[illegible] hämerische) [illegible] wichtige [illegible] nach ihm; und [illegible] beschlossen war, [illegible]. Denn hiedurch [illegible] große Gewalt über die [illegible] heftiger das [illegible] selbst hervor. [illegible] seyn. Er [illegible] wird; [illegible] gleichen Rang [illegible] des 5. Jahrh. gelten [illegible] und Alexandrien unter [illegible] Hauptbischöfe. Mit Ab- [illegible] der Mönchsstand sei- [illegible] Stand, wurde eine neue [illegible] besonders zur Erweite- [illegible] Bischofs über viele andere [illegible] ihres Sprengels los- [illegible] Papst zu unterwer- [illegible] Freiheit, welche [illegible] und die politische [illegible], so wie die Er- [illegible] bischöfe. Nicht [illegible] der Apostel der [illegible] er bekehrte, auch er- [illegible] zunehmenden Reich- [illegible] und durch Erfin- [illegible] vom Fegefeuer und [illegible] des bischöflichen [illegible] sich die Bischöfe [illegible] und römische unter [illegible] zugleich einge- [illegible] mit Anfange [illegible] der ganzen christlichen [illegible] sehr ge- [illegible] zur hö- [illegible] und [illegible] Drucke der [illegible] Landesdik- [illegible] Bischof [illegible] blieb.

[illegible] Entwickelung des christ- [illegible] dieser Periode anlangt, so war An- [illegible] Verhältniß der Kirche zum [illegible] der Künste und Wissenschaf- [illegible] sehr erfreulichem Einfluß. Euse- [illegible] im Anfange dieser Periode lieferten [illegible] Werke. Wer kennt erstern nicht auch be- [illegible] Kirchengeschichtschreiber! Bald aber dringen [illegible] Lehre, durch mannichfache Streitigkeiten [illegible] die seltsamsten Begriffe. Doch erscheinen bis [illegible] Jahrh. immer noch wichtige Schriftsteller, als: Athanasius, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus, Theodoretus. Von da an tritt ein Mangel an ausgezeichneten Schriftstellern ein, bis endlich noch am Ende dieser Periode sich Joh. Damascenus durch das erste vollständige christliche [illegible] berühmt macht, während Beda der Ehrwürdige von England

aus Licht verbreitet. Der Grund, auf welchem man die Lehre bauete, war allerdings auch, wie in der ersten Periode, die heilige Schrift nebst der Tradition, aber es kam bald auch noch das Ansehn der Aussprüche früherer Kirchenschriftsteller hinzu. Jedoch dieß nicht immer ohne Einwendung gegen ihre Giltigkeit; im sechsten Jahrhundert wurde Origenes Gegenstand eines sehr heftigen Streites (Dreikapitelstreit). Der höchst leidenschaftlichen und für Lehre und Kirchenthum höchst verderblichen Streitigkeiten, bietet uns diese Periode genug dar. Die Hitze an denselben nahm immer zu, es ward mit großer Härte oft mit Todesstrafe gegen die Ketzer verfahren. Aus der frühern Periode gingen besonders die donatistischen Streitigkeiten in diese über, bis ihnen die Eroberungen der Saracenen in Spanien ein Ende machten: sie verwandelten sich bald in einen Streit über die echte und unechte Kirche, und leiteten endlich zu der Lehre von der allein selig machenden Kirche. Auch der Streit mit gnostischen Irrlehrern war nicht ganz erloschen, wir finden im 4. bis 6. Jahrh. besonders noch als solche die Priscillianisten. Neu hinzu kamen und vor allen merkwürdig wurden im 4. Jahrh. die arianischen Irrlehren, deren Gegenstand, wie überhaupt am meisten in dieser Periode, die Person Christi war. Christus, behauptete Arius, sei nicht mit Gott gleiches Wesens. Die Synode zu Nicäa im J. 325 drückte dieser Behauptung den Stämpel der Irrlehre auf, konnte sie aber nicht unterdrücken. Sie behielt sogar Bischöfe zu Freunden, hatte nicht einmal fortwährend die weltliche Macht gegen sich; die verschiedenen Ansichten vertheilten sich unter verschiedene Völkerschaften und es erzeugte sich noch eine dritte Partei, die Semiarianer. Einen andern Streit im 5. Jahrh. veranlaßte Nestorius, welcher sich weigerte, die Maria Gottesgebärerin zu nennen. Aus Neid und Ränken entstand der wüthendste Kampf. Keine Synode kann ihn stillen. Die Nestorianer werden endlich in das Gebiet des Königs von Persien hinaus gedrängt, und sondern sich in eine eigne fortdauernde Kirche ab. Eutiches veranlaßte die heftigen monophysitischen Streitigkeiten über die Vereinigung der beiden Naturen in Christus, und keine Synode vermag sie zu schlichten. Ein kaiserliches Dekret, das den Feststellungen zweier verträglicher Häupter beider Parteien Sanction geben soll (das Henotikon des Kaiser Zeno 482) löscht doch den Streit nicht aus. Es sondert sich abermals eine eigne Kirche ab, die sich in Afrika und Asien ausbreitet. Auf eine ähnliche Absonderung läuft auch der monotheletische Streit im 7. Jahrh., ob Christus einen oder zwei Willen gehabt habe, hinaus. Als Ketzer verdammt, nehmen die Monotheleten ihren Sitz am Gebirge Libanon. Während dieser und anderer minder bedeutenden Streitigkeiten in den orientalischen Kirchen, entspannen sich deren weit wenigere in den occidentalischen, wo der Völkereinbruch die Geistesbewegung lähmte. Vorzüglich merkwürdig macht sich hier nur im 5. Jahrh. der pelagische Streit. Pelagius legte, nach der Meinung der Rechtgläubigen, dem Menschen viel zu viel Kraft zur Besserung bei. Vorzüglich trat gegen ihn Augustin auf, und dessen Partei, die leider in einen entgegengesetzten Irrthum bis zur Prädestination ausschweifte, behielt die Oberhand, so wie Augustins Ansehn und Einfluß sich bis auf die jetzige Zeit erstreckt hat.

Daß unter allem dem, was sich hier der Betrachtung dieser Periode dargeboten hat, das christliche Wesen überhaupt wenig gewinnen, sondern nur verlieren konnte, ist leicht zu erachten. Die Zahl der Christen wuchs allerdings bedeutend, aber fast immer leidet durch äußerlichen Zuwachs einer Gesellschaft das Innere. Was mußte aus der christlichen Religion unter den rohen Völkern werden, die in das römische Reich einbrachen; wie viel Unreines mußten sie derselben zubringen! Durch die Hirten, deren einziger Zweck ihr äußerlicher Vortheil war, konnte die christliche Wahrheit nicht gewinnen. Wenn Streitigkeiten und Spaltungen schon an sich dem Geiste des Christenthums widersprechen, so führten sie zugleich von allem Praktischen in der Lehre ab, leiteten nur zu Grübeleien und zu immer neuen bloß spekulativen und spitzfindigen Bestimmungen; und unter Überladung mit diesen ging fast alle Fruchtbarkeit der Lehre, unter strenger Wichtighaltung dieser Bestimmungen fast aller einfache christliche Sinn verloren. Da sank denn auch die Sittlichkeit tief herab. Der Aberglaube gewann eine völlige Herrschaft. An die Stelle des Herzerhebenden in christlichen Versammlungen trat, was nur der Phantasie zusagte. Der äußerliche Glanz, die äußerlichen Gebräuche vermehrten sich ohne Ende. Gar manches Heidnische ging in dieselben über. Den Mangel des Geistes zu ersetzen und den Geist völlig zu tödten, entstanden bald bindende Vorschriften und Formulare für kirchliche Handlungen. Im 6. Jahrh. ward durch Gregor den Großen, sonst nicht ohne Verdienst um das kirchliche Wesen, ein förmlicher Meßkanon eingeführt. Die Festtage vermehrten sich, Heilige und Reliquien wurden angebetet. Mit Verehrung der heiligen Bilder war es gegen das Ende dieser Periode zu solcher Ausschweifung gekommen, daß Kaiser Leo der Isaurier sich zu dem Befehle bewogen fand, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen. Dieß fand jedoch eine weitverbreitete Widersetzlichkeit, und es entsprangen daraus viele Unruhen, in welchen der römische Bischof am heftigsten gegen das Bilderverbot auftrat (er kannte den ihm hieraus erwachsenden Vortheil), so daß die Bilder endlich durch ein Concilium wieder eingeführt wurden. Auch die spätern Bemühungen des Frankenkönigs Karl konnten dem Bilderstreite kein Ende machen.

Dritte Periode. Diese Periode beginnt mit Erscheinung Karls des Großen auf dem fränkischen Königsthrone. — Fast müssen wir hier bedauern, obgleich durch die Natur des Gegenstandes veranlaßt, jede Periode mit einem Blicke auf die Ausbreitung der christlichen Religion begonnen zu haben; denn leider erblicken wir hier Karl den Großen in einem Lichte, welches ihn nicht vortheilhaft beleuchtet. Wir sehen ihn zwar eifrig für die Ausbreitung der christlichen Religion wirken, aber mit den Waffen in der Hand; erblicken ihn so in Teutschland und besonders in beklagenswerther Härte gegen die sich unter Wittekind tapfer wehrenden, aber endlich erliegenden Sachsen. Durch seine Gewaltthätigkeiten wurden sie Christen. Nur der eine Gedanke kann uns hier erfreuen: das Christenthum verbreitet sich. —

Auf mildere Weise wurde diese Verbreitung unter seinen Nachfolgern in Nordteutschland bis Dänemark und Schweden fortgesetzt, und vorzügliche Verdienste erwarb sich hier der Apostel des Nordens Ansgarus. Er wurde Erzbischof zu Hamburg. Die Stiftung mehrer neuer Bisthümer muß das kirchliche Wesen befestigen. Über Norwegen dringt die neue Lehre bis Island und Grönland. Die, die südlichern Küsten oft beutesüchtig angreifenden, endlich in Frankreich aufgenommenen, Normänner bekehren sich gleichfalls zum Christenthume. — Auch von der morgenländischen Kirche aus verbreitete sich die christliche Religion gegen Norden, und gegen Westen bis Böhmen und Mähren, wo es manchen Streit zwischen den Bischöfen zu Rom und Konstantinopel gibt, wem von Beiden die bekehrten Länder untergeben seyn sollen.

Im 11. Jahrh. treten die Kreuzzüge ein, deren Absicht dahin ging, das von Koransbekennern beherrschte Palästina wieder in ein christliches Land zu verwandeln, und welche durch Peter des Einsiedlers klägliche Beschreibung von der Lage der dortigen Christen veranlaßt wurden. Zwei Jahrhunderte dauern sie fort, mit anfänglichem Glück aber traurigem Ende. Durch Theilnahme an denselben ist, wer weiß welcher, Gewinn an Reichthum oder Land zu ernten; den Verschuldeten schützt sie gegen den harten Gläubiger; und für jede Sünde wird überflüssiger Ablaß verdient. Überall regt sich der Eifer dafür und Fürsten gehen mit ihrem Beispiele voran. Aber mit welchen Schändlichkeiten bezeichnen die Scharen ihre ganze Bahn! Das Verdienst, welches sie sich jetzt zu erwerben auszogen, löscht ja, wie sie meinen, Alles aus. Und was ist die Frucht des zweihundertjährigen Wahns? Kein Fuß breit von dem Lande, das gewonnen werden sollte, und in den Ländern, von welchen die Scharen ausgingen, Entvölkerung, Verwirrung aller Verhältnisse und Sittenverderbniß. Selbst beförderte Länderkenntniß, erweiterter Verkehr und manche Geistesanregung scheinen für das Verlorne fast zu theuer erkauft. Es gehen drei Ritterorden aus dieser Begebenheit hervor, der Tempelherren-, Maltheser- und teutsche Ritterorden; und es gehört hieher, des Verdienstes des Letztern um die Verbreitung des Christenthums in Preußen zu erwähnen.

So unglücklich die Versuche gegen die Ungläubigen in Palästina abliefen, so günstig war den Christen doch noch gegen Ende dieser Periode das Glück gegen die Araber in Spanien, welches Land endlich von ihnen glücklich gereinigt wird, oder es werden doch die Zurückbleibenden zur Annahme des Christenthums gezwungen. Nur sehen wir fast zu derselben Zeit auch Konstantinopel in den Händen der Türken (1453) und so den Mittelpunkt eines andern Haupttheiles der christlichen Kirche unter schmählichem Joche.

Wenn endlich durch Amerika's Entdeckung dem Christenthum ein neuer Welttheil sich öffnet, so haben wir doch die Härte zu beklagen, mit welcher ihm dort Bekenner geworben werden.

In Ansehung der Fortschritte der Kirchenverfassung in dieser Periode bieten sich uns die merkwürdigsten Ereignisse dar. Die römischen Bischöfe erheben sich in derselben zum Gipfel ihres Ansehens und ihrer Macht. Sich über die ganze Christenheit als Oberhaupt erhoben zu dünken, waren die römischen Bischöfe schon aus frühern Zeiten gewohnt. Die Vortheile, welche sie am Ende voriger Periode durch Pipin erlangt hatten, erweiterten sich durch Karl den Großen, da er dem Longobardenreiche in Italien gänzlich ein Ende machte, die Schenkungen seines Vaters an den römischen Bischof vermehrte, und von demselben zum Kaiser gekrönt, (800) jetzt sein mächtiger Beschützer ward, unter welchem zugleich jeder Einfluß des orientalischen Kaisers auf Rom verschwand. Doch Karl behauptet auch immer noch das Verdienst, den Bischof in Schranken zu halten. Schwächer waren seine Nachkommen. Unter ihnen lernt bald der römische Bischof, einen jüngern Enkel Karls vor dem ältern auf den Kaiserthron hebend, das Kaiserthum in Abhängigkeit von sich setzen. Ein neuer Dienst geschah den Anmaßungen desselben (um 830) durch das Erscheinen erdichteter Schreiben römischer Bischöfe (Dekretalen), die aus dem 1. Jahrh. herrühren und von einem frühern spanischen Erzbischofe Isidor gesammelt seyn sollten, den römischen Bischof zum Herrn der ganzen Christenheit erhoben, und leicht durch Schlauheit auf der einen, wie durch Unvorsichtigkeit und Blindheit auf der andern Seite Geltung bekamen. Alle Erzbischöfe und Bischöfe wurden dadurch der römischen Aufsicht und Willkür unterworfen. — Um diese Zeit (860) begann die völlige Trennung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche mit einem heftigen Streite beiderseitiger Bischöfe, des Nikolaus in dieser, und des Photius in jener. Einige Male schien es späterhin zu einer Unterwerfung der griechischen Kirche unter Rom zu kommen, doch ohne Dauer, und beide Kirchen stehen nur sich oft befeindend einander gegenüber.

Die nächstfolgende Zeit zeigt uns die römischen Bischöfe abwechselnd bald im Übergewicht gegen die Fürsten, bald in Demüthigung durch sie. Eine Zeit lang wird auch der römische Stuhl nach Willkür einiger Frauenzimmer besetzt. Endlich aber im 11. Jahrh. besteigt Gregor VII. den bischöflichen Stuhl, mit unbegränzter Herrschbegierde, Allem trotzender Kühnheit und mit einer durch schon frühere Theilnahme an Statsgeschäften erworbenen Kenntniß und Klugheit. Sein Ziel war, alle geistlichen und weltlichen Herrn sich zu unterwerfen. Schon früher hatte er mittelbar durch Einen seiner Vorgänger die römische Bischofswahl allein von einem Kardinalskollegium abhängig gemacht, und behauptete nunmehr den Titel Papst, sonst ein Ehrenname aller Bischöfe, allein für sich. Er begann damit das Cölibatsgesetz, schon früher oft vertheidigt und behauptet, mit größter Strenge über alle Geistlichen ohne Ausnahme zu verbreiten, um sie allein an sich zu knüpfen. Er fuhr damit fort, das bisherige Recht der Fürsten, Bischöfe, deren Güter doch von ihnen herrührten, zu belehnen, aufzuheben, um sie jeder Ergebenheit gegen dieselben zu entziehen. Wie jenes Gesetz lauten Widerspruch, so fand dieses heftigen Widerstand. Aber dem Kaiser Heinrich IV. kostete dieser Widerstand die Demüthigung, zu Canossa schimpfliche Buße thun zu müssen. Der Papst will nun der Lehnsherr aller Fürsten seyn, kommt aber endlich selbst durch den früher gedemüthigten Heinrich ins

Gedränge. Seine Nachfolger setzen sein Werk fort unter Kampf zwischen Gegenpäpsten und mit abwechselndem Glücke. Paschalis II. muß mit dem Kaiser einen beschränkenden Vertrag wegen des Belehnungsrechts schließen. Alexander III. mißhandelt den König von England. Innozenz III. vollendet den Despotismus mit Hilfe des furchtbaren Interdikts.

Wenn um diese Zeit die Kreuzzüge dem Ansehn der Päpste sehr beförderlich wurden, besonders auch durch die Besitzungen, welche ihnen von denen vermacht waren, die aus den Kreuzzügen nicht zurück kehrten: so leisteten ihnen dazu auch die Mönchsorden wichtige Dienste. Diese vermehrten sich vorzüglich im 11. u. 12. Jahrh., und von großer Bedeutung wurden die beiden Bettelmönchsorden (Orden, welche allem Güterbesitz entsagten und nur von Almosen leben wollten), die Dominikaner und Franziskaner. Mit dem Rechte, überall zu predigen und Ablaß zu ertheilen, untergruben sie das Ansehn rechtmäßiger Selsorger. Sie drängten sich so überall hin. Auch zu den Lehrstühlen gelangten sie. Dabei ohne alle Gefahr durch weltliche Macht Etwas zu verlieren: Wie viel konnten sie nicht dem Papste nützen! Auch die Inquisition ist ihre Erfindung, nämlich der Dominikaner.

Auf welchem Gipfel äußerlicher Hoheit stehen also jetzt vor uns die Päpste! Doch wie bald sinken sie, nach kurzer Dauer von demselben herab! Besonders sinkt ihr Ansehn durch die Übermacht der fränkischen Könige im Anfange des 14. Jahrh. Sie müssen ihren Sitz in Avignon nehmen, zu ihrem großen Schaden in Rom, so wie auch zum Nachtheil der teutschen Kaiser, gegen welche sie, in der fränkischen Könige Gewalt, handeln müssen. Nur für ihre Einkünfte sorgen sie durch neue einträgliche Erfindungen, der Annaten, Exspektativen, Reservationen, Provisionen, Kanzleitaxen, Ablaßbriefe. Nach ihrer endlichen Rückkehr in die Stadt Rom müssen Päpste mit Gegenpäpsten kämpfen, bis die costnitzer Synode wieder auf Einen Papst zurückführte. Nun wird aber der Unwille über das Kirchenwesen immer lauter; worauf wir noch einmal zurück kommen werden.

Wir sehen uns jetzt erst nach dem Fortschreiten der theologischen Gelehrsamkeit in dieser Periode um. Hier, wo unser Blick zum dritten Male auf Karl den Großen trifft, erscheint er in einem hohen Glanze; denn mit wahrem Eifer ließ er es sich angelegen seyn, die Wissenschaft zu befördern. Er, ein warmer Freund derselben, zog dazu viele Gelehrte an seinen Hof und wirkte besonders durch den Engländer Alkuin; der von ihm geweckte Geist wirkte auch nach ihm fort. Es entstanden außer den Klosterschulen die Schulen der Stifter, d. h. der Geistlichen an einer Kirche, die unter eine gewisse gemeinschaftliche Regel gestellt, Canonici hießen. Es entstehen im 12. Jahrh. auch die ersten Universitäten zu Paris und Bologna. Wir wollen aus den ersten zwei Jahrhunderten nur des Rhabanus Maurus, des Hoymo von Halberstadt und des Johann Scotus Erigena gedenken, und dabei zugleich des Photius aus der orientalischen Kirche, die von jetzt an wenig leistet, aber doch nicht ganz ohne Verdienst besonders für Schrifterklärung bleibt, wobei vorzüglich Euthymius Zigabenus im 12. Jahrh. Erwähnung verdient.

Bald begann nun aber das Zeitalter der Scholastiker, die unter Anwendung des Aristoteles auf die Religionswissenschaft, sich immer mehr in das spitzfindigste Grübeln vertieften. Am meisten zeichneten sich zum Theil vortheilhaft aus: Anselm von Canterbury, Peter Abälard, Peter der Lombard, als Haupt der folgenden Scholastiker besonders durch seine libri sententiarum; und nachdem die Bettelmönchsorden in die scholastische Theologie eingetreten waren, Alexander von Holes, Albert der Große, Bonaventura, Thomas von Aquino, Johannes Duns Scotus, durch welche beiden letztern der Unterschied zwischen Thomisten und Skotisten entstand. — Die Ergebnisse der scholastischen Philosophie sind manche neue Lehren und Einrichtungen in der christlichen Kirche z. B. die Lehre von den sieben Sacramenten und die Ausschließung der Laien von dem Kelche, indem der ganze Christus auch schon im Brote vorhanden sei. Vorangegangen war diesem die Lehre von der Transsubstantiation, welche dem Paschasius Radbertus im 9. Jahrh., zwar nicht ihr Entstehen aber doch ihre Vollendung verdankte, und eine Streitigkeit veranlaßte, die wol die lebhafteste dogmatische in dieser Periode war.

Wie ist es zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen, der Zustand der christlichen Kirche zur untersten Tiefe hinabsank! Unter Unwissenheit und Aberglauben verbreitete sich Rohheit über Geistliche und Laien, ja Erstere übertrafen wol noch die Letztern darin. Geistliche hatten außer ihrer Unwissenheit auch ganz andre Angelegenheiten, als das Volk zu weiden. Dieses ohne Mittel des Unterrichts, selbst der Bibel beraubt, kannte statt der Religion nur Cärimonien, Feste, Ablaßertheilungen; denn es galt nun die Lehre von dem kirchlichen Vorrath überflüssiger Verdienste, die für Geld und Eifer gegen Ketzer zu haben waren. Der Aberglaube und Leichtsinn ließen außer der Inquisition auch Hexenprozesse, und die verächtlichsten religiösen Volksbelustigungen entstehen. Es war Mitternacht; doch bald drangen auch in dieselbe die Strahlen des dämmernden bessern Morgens.

Die Scholastik war zu dürre, als daß es nicht noch hätte Herzen geben sollen, die im Gefühl eines edlern Bedürfnisses, Befriedigung auf anderm Wege hätten suchen sollen. Dieser Weg war die Mystik, welche ihren lautern Ursprung in der Stimme eines unverdorbenen Herzens hat, dem alles, für seine Bedürfnisse unfruchtbare Spekuliren zuwider ist, und unter strenger Herrschaft eines hellen Verstandes geht die edlere Mystik dem bessern Ziele auf geradem Wege zu. Aber in jener Zeit war der Verstand durch das eitle Grübeln verächtlich und man möchte sagen zur Herrschaft unbrauchbar geworden. Die Phantasie trat an seine Stelle, und so führte die Mystik zur Schwärmerei. Wurde früher Platon dazu gemißbraucht, so mußte nun noch ein dem Dionysius Areopagita zugeschriebenes Werk dazu dienen. Doch große Verdienste um das Bessere erwarben sich manche Mystiker, z. B. Tauler, Thomas a Kempis u. A.

Höher wurde auch im Gebiete der Wissenschaften, besonders in der der Erörterung der Sentenzlehre: geschickte Gelehrte aus Italien [illegible] sich scholastischen und endlich zur Disputirkunst. [illegible] die Wirksamkeit der Gedanken erkennen. Es traten ein Laurentius Valla, Marsilius Ficinus, und später ein Reuchlin und Erasmus auf.

Unter den Eiferern fehlte es auch nicht an Männern, die das Papstthum freimüthig bestritten. [illegible] von Halberstadt, [illegible], Petrus de Alliaco, Nicolaus von Clemangis, [illegible], Hieronymus Savonarola. Auch zwischen den Franziskanern und dem Papste trat eine Spannung ein, und Wilhelm Occam schrieb gegen denselben. — Hier und dort trennten sich auch Parteien von der römischen Kirche. Schon im XII. Jahrh. die Waldenser, die sich anfangs über viele Länder verbreiteten, heftig verfolgt, aber nicht ganz ausgerottet wurden; sie bestehen bis auf den heutigen Tag in den Thälern von Piemont. Eben so wenig wurden die Wiclefiten ganz unterdrückt. Wiclef's Schriften wirkten in Böhmen und Mähren. Sie entzündeten den Eifer des Johann Huß in Prag, und ob dieser gleich, und bald nach ihm sein Freund Hieronymus, verbrannt ward, so mußte doch gegen die Hussiten ein langer Kampf geführt werden. Sie sind nicht ganz zu unterdrücken; es gehen aus ihnen die mährischen Brüder hervor, und später die jetzt bestehenden Brüdergemeinden. — Selbst in der Kirche erhob sich auch gegen die Päpste ein noch mächtiger Widerstand mit einer der Synode, welche den Johann Huß verdammte (1414). Die Reformation an Haupt und Gliedern kommt auf derselben deutlich zur Sprache und der Papst wird den Synoden unterworfen, welches auch die bald folgende baseler Synode (1431) bestätigt, und auf welcher Synode auch schon der Anfang mit Abstellung einiger päpstlicher Mißbräuche, z. B. der Annaten gemacht wird. Wären die Beschlüsse nur erfolgreicher gewesen. Die Franzosen zwar benutzten sie zum Gewinn bedeutender Freiheiten. Durch die pragmatische Sanction, schufen sie ein für die Päpste [illegible] ungemein[illegible], und auch ihre bestätigt auch die Propositiones Cleri Gallicani 1681 bestehen noch jetzt die Freiheiten der gallicanischen Kirche. Aber die Deutschen verloren durch den zu schwachen und dem Papste zu unterthänigen Friedrich III., wieder die Früchte jener Synoden. Vorzüglich war es Aeneas Sylvius, erst Vertheidiger der Rechte der Synoden, nachmals Papst unter dem Namen Pius II., der das Papstthum wieder auf den frühern Fuß setzte und seitdem herrschten und schalteten die Päpste wieder mit der ehemaligen Willkür und zum Theil unter den verabscheuungswürdigsten Ausschweifungen bis zu Leo X., mit dem wir zur folgenden Periode übergehen.

Vierte Periode. Bei dem Umriß dieser Periode müssen wir nothwendig die Ordnung in der Darstellung, die wir in den drei frühern beobachteten, und zu welcher uns der natürliche Zusammenhang der Dinge beim Entstehen der christlichen Kirche führte, verlassen; wir können hier nicht anders, als unsern Blick zuerst auf diejenige große Begebenheit wenden, welche nicht allein den Anfang dieser letzten Periode bezeichnet, sondern der Hauptwendung aller Ereignisse in derselben wird, auf die Reformation. Diese begann zwar damit einzig: Männer, denen mancherlei ihr günstige politische Verhältnisse jener Zeit, siegreich gegen die anmaßenden [illegible] ihr Werk möglich machten; vor Allem aber gründen sich die Möglichkeit dieser großen Veränderung darauf: das Zeitalter war reif dazu. Das gefühlte Bedürfniß einer Kirchenverbesserung, schon früher hier und dort ausgesprochen, hatte sich in einem weiten Kreis unter alle Stände verbreitet, und durch die wieder auflebenden Wissenschaften war es immer klarer geworden, so war zugleich die Ausführung des Werks erleichtert. Die Reformatoren waren also nichts Anderes, als Werkzeuge und Sprecher ihres Zeitalters, denn lag die vorzüglichste Gewalt, und ihre Macht in dem Glauben dessen, der mir spricht: es werde Licht.

Der Übermuth des Papstes hatte im Ablaßkrame den höchsten Gipfel erreicht. Ein Augustinermönch und Lehrer auf der Universität Wittenberg, Doctor Martin Luther, erhob die erste laute Stimme dagegen durch 95 angeschlagene Thesen, und an [illegible] gewann sich die Theilnahme an diesem bald auch [illegible] Schriften. Luther ward dem Papste verantwortlich. Eine gefährliche Reise desselben zur Verantwortung nach Rom wurde unter dem Schutze seines Fürsten Friedrich des Weisen von Sachsen abgewendet. Die drohenden und schmeichelnden Versuche päpstlicher Abgeordneten konnten ihn nicht zurückführen. Es wurde der Bannstrahl geschleudert, aber umsonst: Luther verbrannte die Bulle, und brach mit dem Papst auf immer (1521). Ein Reichstag zu Worms (1521 sollte ihn überwältigen; aber er stand wie ein Held und blieb auf seiner Bahn. Ein längeres Zurückziehen von denselben durch die Sorgfalt des schützenden Fürsten, wie es schien, in Unthätigkeit auf der Wartburg, war das Beginnen seines wichtigen Werks der Übersetzung der heiligen Schrift. Bald erschien er wieder auf dem Kampfplatze (1522), und wirkte nun kräftig durch Rede und Schrift und mit ihm wahre Freunde. Neue Reichstage wurden gehalten, ihm und seinen Anhängern ungünstig oder doch zweideutig. Auf einem derselben zu Speier (1529) gab ihnen ihre Protestation den Namen Protestanten, auf einem andern zu Augsburg (1530) übergaben sie das Bekenntniß, dessen Geist nimmer von der evangelischen Kirche weichen möge. Ihm folgt bald die von Melanthon verfaßte Apologie dieses Bekenntnisses. Weit hatte sich nun schon die Theilnahme an der Kirchenverbesserung verbreitet, gen Norden bis Schweden und Dänemark; schon waren Fürsten eifrige Beförderer derselben. Die zunehmenden Bedrängnisse veranlaßten die protestantischen Fürsten zu einem Bunde (schmalkaldischer Bund 1531). Noch verzögert sich der Ausbruch des Krieges. Luther verfaßt die schmalkaldischen Artikel (1537). Er stirbt (1546) und alsbald beginnt der schmalkaldische Krieg, der durch die Schlacht bei Mühlberg (1547) für die Protestanten höchst ungünstig ausfällt. Das augsburger Interim (1548) ist für die Protestanten sehr beschränkend. Doch die Sache ändert sich wieder und durch den augsbur-

ger Religionsfrieden 1555 erhält die protestantische Kirche Freiheit und wird eine gesetzliche Kirche.

Hätte nur nicht auch Zwistigkeit gewaltet unter den Freunden des Lichts! Schon früh trat sie hervor. Fast zu gleicher Zeit mit Luther hatte Ulrich Zwingli in der Schweiz dieselbe Bahn betreten. In Allem mit ihm einig, trennten sie sich nur in der Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahle. Es wurde Einigung versucht, aber durch Luthers Unbiegsamkeit vereitelt (Gespräch zu Marburg 1529). Die Trennung wird bleibend. Aber es streiten nicht Zwinglianer oder Reformirte und Lutheraner gegen einander; der Zwiespalt dringt auch in das Innere jeder Partei. Zwingli bleibt in der Schlacht bei Cappel 1531 im Kriege zwischen den katholischen und reformirten Kantonen. Calvin führt nach ihm eine veränderte Abendmahlslehre und die Prädestinationslehre ein, durch den Consensus tigurinus 1549 und den Consensus pastorum genevensium 1551. Gegen die Prädestination erhebt sich Widerspruch besonders von Arminius und seinen Anhängern in den Niederlanden. Eine Synode zu Dortrecht 1618 verdammt den Arminius und seine Lehre. Aber die Arminianer dauern fort, und es gehen aus ihnen Männer hervor, welche die Freunde der theologischen Wissenschaften und Aufklärung mit Hochachtung nennen; wir führen nur den Hugo Grotius an.

In der lutherischen Kirche war bald nach Luthers Tode durch Melanthons Nachgiebigkeit gegen das Interim heftiger Streit entstanden. Es kommen über Hinneigung zur reformirten Lehre Streitigkeiten dazu. Manche Festsetzungen zur Schlichtung des Streits werden versucht; zu Torgau 1574, durch die schwäbisch-sächsische Concordie 1575, auf dem Schloß Lichtenburg 1576 durch das torgauer Concordienbuch. Endlich kommt es zu der bergischen Concordienformel 1577; welche jetzt (obgleich nicht überall angenommen), nebst der augsburgischen Confession und ihrer Apologie, den schmalkaldischen Artikeln, dem großen und kleinen Katechismus Luthers und den ältern Hauptsymbolen der christlichen Kirche das symbolische Buch der lutherischen Kirche ausmachen.

Die Ausbreitung des Protestantismus betreffend, nahm die lutherische Lehre von Teutschland aus besonders ihren Gang nach Norden hin; die reformirte nach Frankreich, den Niederlanden, nach England und Schottland. In den Niederlanden kostete es erst einen blutigen Kampf gegen die spanische Oberherrschaft, ehe sie eine freie Stätte gewann, und oft ward ihre Ruhe durch innern Zwist zerstört. In England kam sie aber in Reibung mit einem andern gleichfalls neu gestalteten Kirchenwesen, welches weder römisch-katholisch noch protestantisch war. Hier hatte König Heinrich VIII. gleichfalls um die Zeit der in Teutschland beginnenden Reformation, jedoch aus unlautern Bewegungsgründen, sich vom Papste losgerissen, aber dafür sich selbst zum Papste gemacht. Von unsauberm Geiste ausgegangen, hatte diese Umgestaltung auch des päpstlichen Unsaubern zu viel gelassen. Damit konnten sich die Reformirten nicht vereinigen, und sie blieben unter manchem Kampfe den engländischen Episkopalen als Presbyterianer feindlich gegen über stehen; auch später, wenn gleich die Episkopalkirche von vielem Päpstlichen gereinigt und dem Calvinismus näher gebracht war, blieb die Vereinigung unmöglich. So weit der Einfluß der katholischen Kirche auf England reichte und in den übrigen Ländern, war dieselbe, obgleich die protestantische Kirche durch den augsburger Religionsfrieden Gesetzmäßigkeit erlangt hatte, darum doch nicht unthätig geworden, sie wieder zu vernichten.

Die laute Stimme des Zeitalters hören, dem aufgegangenen Lichte sich anschließen, und das alte Gebäude verlassen, oder doch seine Gemächer den Lichtstrahlen öffnen: jenes wollten die nicht, denen nur das alte Gebäude gab, was sie gelüstete; dieses durften sie nicht, wenn nicht ihr Gebäude zusammen stürzen sollte. Nur einzele Mitglieder suchten dem Lichte Eingang zu verschaffen und es ist wirklich theilweise eingedrungen und hat dem Kirchenhaupte zu Rom viel Sorge und Beschwerde gemacht bis auf den heutigen Tag. Hätte die katholische Kirche wenigstens sogleich, nachdem der Schlag geschehen war, dadurch ihr Gewicht zu vermehren gesucht, daß von nun an nur immer die achtungswürdigsten Männer auf den päpstlichen Stuhl gesetzt worden wären; aber es blieb hier, wie es zuvor gewesen war. Was helfen sollte, waren Bücherverbote, Verfolgungen, Ketzergerichte und vermehrte Mönchsorden. So wäre denn doch wol bald das morsche Gebäude zusammen gestürzt, hätte es nicht eine neue, höchst wichtige Stütze erhalten an dem von Ignatius Lojola um die Zeit des Anfangs der Reformation gestifteten, aber spät erst ausgebildeten Orden der Jesuiten. Ein Orden, der in feinster Klugheit sich von je her als Meister gezeigt hat, aber auch in einer Klugheit, die von Allem verlassen, was sonst menschliche Handlungen zu bestimmen würdig ist; die den Zweck aufnimmt, wie er ihr durch die unreine Begierde gegeben wird, und der Alles recht ist, was nur die Eigenschaft hat, als Mittel zum Zwecke dienen zu können; Allem aber die Gestalt des Achtungswerthen zu geben sucht. Waren unter den Jesuiten einige eines bessern Urtheils werth, so ändert dieß doch das Ganze nicht; ging aus dem Treiben des Ordens einiges Gute hervor, so ist dieß dem Zufalle zuzuschreiben, daß auch zuweilen Gutes zum unlauterm Zwecke dienlich war. Die Klugheit führte nun die Jesuiten zum Einflusse in alle Verhältnisse der Gesellschaft und in alle wichtige Begebenheiten. Hiezu gehörte vorzüglich zunächst die tridentinische Kirchenversammlung, von der die Bessern sich viel versprachen, welche von den Päpsten ungemein gefürchtet und daher möglichst verschoben und in die Länge gezogen wurde, bis endlich nach 18jährigen Verhandlungen (1545 — 1563) durch Jesuiteneinfluß eine Reihe Beschlüsse hervorgingen, die das päpstliche Gebäude von Neuem befestigten und das Eindringen des Lichts verhinderten. Später aber hatten die Jesuiten doch manche Kämpfe zu bestehen, in welchen sie nicht immer gerade glänzende Sieger blieben. Venedig konnte nicht überwunden werden, als es sich mit Hilfe seines gelehrten Werkzeuges, des Paul Sarpi, der die merkwürdige Geschichte des tridentinischen Concils schrieb, in ein freieres Verhältniß mit dem Papste setzte. Vorzüglich feindlich wurde ihnen aber ein von dem Bischof zu Ypern, Cornelis Jansen nachgelassenes Werk, das, die Frucht einer 40jährigen Arbeit, die wahre Lehre des Au-

gustinus an's Licht brachte. Heftig erbittert stritten Papst und Jesuiten, mehr zum Pelagianismus hin geneigt, gegen die Jansenisten, unter welchen sich Pascal auszeichnete. Sie konnten es indeß nicht hindern, daß die Jansenisten zuletzt nach den Niederlanden sich hinzogen, und da sich in einer eignen Kirche behaupteten. Die nachmaligen Angriffe der Jesuiten gegen Quesnels anfänglich von Rom aus empfohlnen praktischen Kommentar über das neue Testament gelangen zwar so gut, daß daraus gar die für Frankreich so drückende Konstitution Unigenitus hervorging, aber eben diese Konstitution wurde auch in Frankreich die Veranlassung zu den härtesten Kämpfen, die dem Ansehn der Jesuiten nicht eben beförderlich wurden. Endlich, nachdem sie den Statsregierungen immermehr verdächtig, ja aus Portugal, Spanien und Frankreich schon vertrieben waren, mußte dieser Orden im J. 1773 durch Papst Clemens XIV., seine Aufhebung erfahren, ob sie gleich darum noch nicht aus allen Ländern (Rußland, Schlesien,) vertrieben wurden.

Doch wir kehren zu den innern Ereignissen der protestantischen Kirchen zurück.

So wie die dortrechter Synode die Partei der Arminianer nicht hatte unterdrücken können, so dauerten auch überhaupt in der ganzen reformirten Kirche Streitigkeiten, besonders über die Prädestination fort. In Frankreich vorzüglich faßte man eine mildere Ansicht. Berühmt wurde hier Amyraut, aber vor Allem wurde das freiere Forschen durch Cartesius angeregt. Den Nachbarn wurde dieß bedenklich, und die Schweizer verwahrten sich gegen das Eindringen neuer Lehre durch die formula consensus helvetici. In England kam es zu harten Reibungen zwischen den Episkopalen und Presbyterianern, und letztere selbst zerfielen in mehre Parteien. Endlich verloren in Frankreich die Reformirten oder Hugenotten ihre Religionsfreiheit gänzlich, es ward furchtbar gegen sie gewüthet: wir erinnern nur an die Bartholomäusnacht 1572. Sie flohen nach Deutschland und den Niederlanden, und verbreiteten hier einen freien Forschungsgeist. Besonders zeichnete sich in den Niederlanden Peter Bayle aus. Immer friedlicher ward es nun in der reformirten Kirche, immer mehr näherten sie sich den Lutheranern. Auch in Frankreich gewannen sie nachmals wieder einige Freiheit, abwechselnd mit Druck, bis sie seit der Revolution und neuerlich durch die Karte mit andern Parteien gesetzlich gleiche Rechte erhielten, in der That aber noch manchen Druck empfinden müssen.

In der lutherischen Kirche war durch die Concordienformel keine Eintracht gestiftet, ja es erwachte immer noch mehr der unglückliche Geist des Streitens über dogmatische Bestimmungen; es kehrte eine früher unfruchtbare Spekulations- und Streitperiode zurück. Fühlbarer ward in dieser Dürre, zu welcher auch noch der Druck eines dreißigjährigen Krieges (1618 — 1648) kam, bei den Bessern das Bedürfniß des Herzens. Man nahm seine Zuflucht wieder zum Mysticismus. Manche schweiften in mannige Verirrungen aus, Arndt war einer der edelsten mit segensreichem Wirken. Der westphälische Friede gab endlich der protestantischen Kirche mit der katholischen Kirche gleiche Rechte. Fürsten arbeiten jetzt zum innern Frieden unter den Protestanten, aber das unfruchtbare Streiten dauert fort, und arm für Erbauung ist der Unterricht. Endlich tritt Ph. Jak. Spener auf und öffnet unter mannichfachem Kampf dem Religionslehrer die richtigere Bahn. Auch sein Wirken aber wird Veranlassung zu vielen Verirrungen, jedoch sein Geist einheimisch in der Kirche. Halle wird der erste Hauptsitz des von Ausartung nicht ganz frei gehaltnen Spenerschen Geistes; aber gegen diese Ausartung wirken auch Männer, wie Chr. Thomasius und Wolf. — Die Verirrungen der Spenerschen Nachfolger haben sich nur noch in den Pietisten erhalten. Diese vereinigten sich bald mit den Herrnhutern, deren Gemeinde Graf Zinzendorf aus den Gliedern der zu ihm sich wendenden verfolgten mährischen Brüder stiftete. Wir erwähnen hier bei den Herrnhutern noch zweier anderer Sekten, die in demselben Jahrhundert gestiftet wurden, der Methodisten in England, ähnlich den Herrnhutern und der Schwedenbergianer in Schweden. Früher entstandene und weit verbreitete Sekten sind die Taufgesinnten, später von einem besonnenern Reformator Menno auch Mennoniten genannt; und die Quäker.

Wenn wir bis hieher nur von Verbreitung der protestantischen Kirchen in den bereits christlichen Ländern redeten, so dürfen wir nicht übergehen, mit welchem Eifer von Katholiken sowol, als Protestanten versucht wurde, überhaupt das Christenthum in die noch heidnischen Länder und Welttheile zu verbreiten. Von der katholischen Kirche geschah dieß mit einer Art von Eroberungssucht, und daher besonders im Anfange mit einem hitzigern Eifer, als bei den Protestanten. Dem Papste wurden die Missionen auch erleichtert durch die Mönchsorden und vorzüglich nahmen sich die Jesuiten der Sache an; oft mit Selbstsucht und Eigenmacht und zu großer Unzufriedenheit des Papstes, wie in China und Paraguay. Aber auch unter den Protestanten wurde nach und nach das Missionswesen immer lebhafter. Dänemark begann in Ostindien. Es bot sich mit England die Hand. Auch Schweden kam dazu, Holland und Deutschland. Am meisten ist indeß von Großbritannien aus geschehen. Die Thätigkeit der Herrnhuter und Methodisten verdient hiebei bemerkt zu werden; so wie endlich auch die Bemühungen der Bibelgesellschaft zur Verbreitung der heiligen Schrift in alle Länder. Jetzt wirken die Missionen in allen Welttheilen von Süden und Norden. Auch auf die unter den Christen wohnenden Juden ward schon früher besonders durch das Callenbergsche Institut 1728 und wird jetzt eine erneuerte Thätigkeit gerichtet.

Wollten wir, wie bei den frühern Perioden, auch hier besonders von Irrlehren und Ketzern reden, so haben wir eigentlich nach dem Sinne der katholischen Kirche schon bisher fast von weiter nichts geredet: denn die ganze Reformation ist in ihren Augen nichts Anderes, als eine Ketzerei, und daher diese ganze Periode ihnen durchaus nichts Anderes, als eine Ketzerperiode: daher sie auch jeden Übergang von der protestantischen zur katholischen Kirche als eine Rückkehr zu bezeichnen pflegen. In diesem Sinne reden wir nun von Irrgläubigen nicht, daß wir die von der katholischen Kirche Abweichenden so nennen. Überhaupt geben wir diesen Namen nicht denen, welche über Lehren verschieden denken, über welche ein-

mal Verschiedenheit der Ansichten zu einer gewissen Allgemeinheit geworden ist. Aber es gibt noch Lehren, über welche eine gewisse Übereinstimmung in den förmlich ausgesprochenen Lehrbegriffen aller christlichen Parteien Statt findet; und wenn wir nun diejenigen, welche davon abweichen, Irrgläubige nennen wollen: so zeigen sich uns dieselben zuerst von Italien ausgehend, und die ersten berühmtesten unter ihnen waren Lälius und Faustus Socinus im 16. Jahrh., welche besonders gegen die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit stritten. Beide mußten Italien verlassen und nach der Schweiz fliehen. Faustus durchreiste Teutschland, wo er viele Anhänger fand, die sich Unitarier nannten, die sich aber bald nach Polen hinzogen, wo sie sich mit den dortigen Arianern vereinigten und einen festen Sitz gewannen, doch nicht ohne Verfolgung blieben; jetzt aber noch in Siebenbürgen bestehen. Hienächst rechnet man auch die Naturalisten oder Deisten in England vom 17. Jahrh. zu den Irrlehrern, welche, was bis dahin unerhört war, die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift abläugneten, jede positive Religion verwarfen, und allein die natürliche Religion einführen wollten. Daß allein unwillige Beobachtung von so Manchem, was jedem gesunden Verstande und Herzen in dem Bestehenden ärgerlich war, zu dieser Abweichung führte, dafür bürgt schon der edle Charakter dessen, der diese Bahn öffnete, des Eduard Herbert von Cherbury. Es war daher auch Anfangs diese Partei wenigstens der Sittlichkeit nicht nachtheilig, bis auch die Moral des Christenthums manchen Angriff erfuhr, wie z. B. von Hobbes und dem Grafen von Rochester. Wenn in Frankreich auch Voltaire dazu gehört, so hielt diesem Rousseau, obgleich auch Naturalist, doch einiger Maßen das Gegengewicht. In Teutschland würde der Verf. der wolfenbüttelschen Fragmente zu nennen seyn, wie jetzt ausgemacht ist, Reimarus.

War nun aber auch in der protestantischen Kirche Nichts zu verbessern? Wir kommen hier zu einer merkwürdigen Umgestaltung in dieser Kirche, welche um die Mitte des 18. Jahrh. begann, und nach welcher wir nun von beiden, unter einander friedlich gewordenen, protestantischen Kirchen zusammen reden können.

Der Grund der protestantischen Kirche ist die heilige Schrift: aber als Lehre der heiligen Schrift, folglich als unverbesserliche Auslegung derselben galten lange die symbolischen Bücher. Niemand kann der protestantischen Kirche, die, wie durch den Geist ihrer symbolischen Bücher, so auch durch ihren zweiten Namen evangelische Kirche sich ausdrücklich allein zu der heiligen Schrift bekennt, die Frage verargen, ja sie ist ihre heilige Pflicht, ob auch die symbolischen Bücher ganz die Lehre der heiligen Schrift bis auf die allerkleinsten Theile getroffen haben. Diese Frage aber zu beantworten, dazu gehört Forschungsfreiheit und das Licht der Wissenschaft. Beides nun trat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Leben. Philosophen wie Wolf, theologische Gelehrte wie Semler zündeten ein neues Licht an. In allen Wissenschaften wurde es heller. Denkfreiheit schützte ein Friedrich der Große. Beispiel derselben gab die allgemeine teutsche Bibliothek, und freie Geistesbewegung weckten die engländischen und französischen Schriften, so wie die Schriften der Arminianer und Socinianer. Wenn schon überhaupt bei jedem Übergange aus Gebundenheit in Freiheit Ausschweifungen kaum fehlen werden, so sind sie hier noch weniger zu verwundern, wenn wir die Theilnahme der engländischen und französischen Literatur an dieser Umwandelung in Erwägung ziehen. Aber immer sehen wir in solchen Ausschweifungen nur Einige. Viele behaupten die Besonnenheit, und durch vielfache Kämpfe nähern wir uns jetzt immer mehr dem wahren Punkte, der heiligen Schrift. Sie ist auch im Kampfe des Supranaturalismus und Rationalismus nicht verloren gegangen; denn nicht bloß jene Partei hält sich an dieselbe, auch diese findet in derselben immer mehr das Eine, das Noth ist, und beide vereinigen sich immermehr zum Preise dessen, der uns mit diesem Himmelsgeschenk begnadigt hat. Dieß weiter auszuführen, so wie die um die protestantische Kirche und Wissenschaft verdienten Männer zu nennen, müssen wir uns wegen beschränkten Raumes gänzlich versagen.

So wie in der protestantischen Kirche, so ward es auch in eben der Zeit in der katholischen Kirche heller. Viel trug dazu bei Kaiser Joseph II., den auch der Papst durch einen Besuch in Wien nicht aufzuhalten vermochte. Manchen aufgeklärten Theologen hat in neuerer Zeit auch die katholische Kirche gehabt. Einen harten Streich erlitt der Papst durch Napoleon, der ihn seiner Länder beraubte. Durch die Verbündeten hat er sie wieder erhalten, und wir fürchteten davon keine neue Gefahr. Aber — die neueste Zeit bietet manche traurige Erscheinung dar. Der Papst Pius VII. stellte 1814 die Jesuiten wieder her und diese Maschine setzte sich wieder in Thätigkeit. Auch in der protestantischen Kirche wachen in größerer Zahl und mit neuer Keckheit Feinde des errungenen Lichts auf. Sie haben nicht Ursache, sich der Wahrheit anzunehmen, denn schon länger war die Aufklärung in Annäherung zu ihr, wie wir vorhin bemerken. Welche Triebfedern liegen also dem neuern Unwesen des Mysticismus, Pietismus und Obskurantismus zum Grunde? Wer kann das ganze Gewebe durchschauen! Hier und dort ist's auf Zurückrufung der Evangelischen zum Katholicismus durch äußerlich mildere Veranstaltungen abgesehen, und Mancher schon ist gewonnen. Solche Vereinigungsversuche geschahen schon früher auf offnem Wege. Auch Leibnitz nahm Theil daran. Fast immer war es indeß nicht Läuterung des Katholicismus, sondern nur äußerliche Abglättung desselben zu seiner Empfehlung, und nur Zurückrufen der Protestanten, einige Mal für's erste nur zur engländischen Episkopalkirche, und dann weiter. Werden die Protestanten solchem Rufe folgen? In der Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, deren Trennung nur noch äußerlich ist, sind in neuern Zeiten einige Schritte geglückt. Man befürchtet das Entstehen einer neuen, der bisherigen lutherischen und reformirten feindlich gegenüber tretenden Kirche. Aber da müßten erst noch neue Verirrungen hinzu kommen, denn noch umschließt sie, wie vor den Unionsversuchen, die Einigkeit im Geist, die Mannichfaltigkeit im Unwesentlichen ertragen kann.

Wenn wir, um dieß zuletzt noch zu bemerken, bis

jetzt gar nicht der griechischen Kirche in dieser Periode erwähnt haben, so liegt der Grund darin, daß von ihr nichts Bedeutendes zu sagen ist. Einiges ist zu ihrer Verbesserung unter den russischen Kaisern seit Peter dem Großen geschehen. Versuche ihrer Wiedervereinigung mit der römischen Kirche waren meist vergeblich. Vielleicht wird es heller in derselben, wenn Griechenlands Regeneration gelingt! (*Märtens.*)

CHRISTLICHE RELIGION, ist diejenige Religion, deren Einführung der Zweck der Erscheinung Jesu Christi war; oder: diejenige Überzeugung von Gott und der höhern Bestimmung des Menschen, welche Jesus durch sein Wort und Vorbild aussprach. Sie ist also, wie alle Religion, zunächst etwas Inneres. Übrigens wird auch der Abdruck dieses Innern in Worten oder in einer Lehre christliche Religion, besser: Religionslehre genannt. Jenes nennt man auch die subjektive, dieses die objektive Religion. Die Überzeugung eines Menschen oder die Lehre können zuweilen nur vermeintlich mit dem Worte und Vorbilde Jesu übereinstimmen; dann sollte man sie nicht etwa eine falsche christliche, sondern eine nur vermeintlich christliche oder unchristliche Religion nennen, oder überhaupt irrige Religion, in sofern wir die christliche für die einzig wahre anerkennen. Unchristliche Lehren sind viele selbst innerhalb der christlichen Gemeinschaft hervorgetreten. Die Irrungen sind nicht bloß aus Mangel genauer Erkenntniß Jesu entstanden, sondern auch aus leidenschaftlichen Bestrebungen und vorsätzlichen Entstellungen. Die Urkunde der wahren christlichen Religion ist die heilige Schrift, in welcher Jesus uns gewisser Maßen unmittelbar und daneben auch in denen dargestellt ist, die in nächster Verbindung mit ihm standen und zuerst seinen Geist in sich aufnahmen. Da es vielfache Schwierigkeiten hat, das reine Ergebniß der heil. Schrift auszumitteln, so muß der den Menschen inwohnende prüfende Wahrheitssinn ihr entgegenkommen, indem wir davon ausgehen, ihr Ergebniß könne nur Wahrheit seyn. Ganz verschieden hievon ist die oft sehr irrige Vorstellung eines Einzelnen, die heilige Schrift müsse sein besondres System enthalten. Allgemeiner Wahrheitssinn und individuelles System ist nicht einerlei. (*Märtens.*)

CHRISTOLOGIE, ist Lehre von Jesu als Christus. Man versteht aber oft darunter insbesondre die Lehre von Christus, in sofern sie allein auf die heilige Schrift gegründet, also eigentlich historisch darstellend ist. (*Märtens.*)

CHRISTOPH, ein geborner Römer, bemächtigte sich des päpstlichen Stuhls gegen Ende des Nov. 903 dadurch mit Gewalt, daß er als Cardinal seinen Vorgänger Leo V. gefangen nahm *). Er behauptete die Würde aber nur einige Monate, indem Sergius ihn vom päpstlichen Stuhle verdrängte, zuerst in ein Kloster bringen und dann in ein Gefängniß setzen ließ, wo er in Ketten starb **). (*Voigt.*)

Christoph, griechischer Kaiser, s. **Constantin** und **Romanus**.

*) *Herm. Contract.* Chron. **) Chron. Engelhusii ap. *Leibn.* T. II. p. 1070. *Almaricus Augerius* de Christoph. ap. *Murator.* scr. rer. Ital. T. III. P. II. p. 320.

CHRISTOPH. Unter den drei dänischen Königen dieses Namens hat sich Christoph I., Sohn König Woldemars II. und dessen dritter Gemahlin Beengjerd, einer Prinzessin von Flandern, während seiner kurzen Regierungszeit von 1252 bis 1259 durch die Beharrlichkeit und Unerschrockenheit einen Namen gemacht, mit welchem er den Übermuth der Geistlichkeit, besonders des Erzbischofs von Lund, Jakob Erlandsöe, bekämpfte. Dieser unruhige und herrschsüchtige Prälat hatte es, auf die Gunst und den Schutz der beiden Päpste Innocentius IV. und Alexanders IV. sich stützend, durch seine eigenmächtigen Veränderungen in dem Schonenschen Kirchenrechte, durch seine trotzige Behauptung: „er habe in geistlichen Sachen nicht den König, sondern allein den römischen Papst für seinen Richter zu erkennen" und durch übermüthige Anmaßungen anderer Art, nach und nach dahin gebracht, daß der König öffentlich ihn und alle, unter ihm stehende Geistlichen der Freiheiten, die sie ihm zu verdanken hatten, für verlustig erklärte; und daß er ihn hierauf, als er sich seines großen Ansehens unter dem Volke dazu bediente, Unruhen im Lande zu stiften, welche oft nur durch militärische Gewalt und Blutvergießen gestillt werden konnten, bei Nacht aufheben und in ein hartes Gefängniß nach Hagenskow in Fyne werfen ließ. Dasselbe Schicksal ließ er mehren widerspenstigen Geistlichen widerfahren. Dieß hatte aber die Folge, daß von den übrigen Geistlichen, gemäß der früher auf einer Landesversammlung zu Vedela gemachten geistlichen Verordnung, welche Papst Alexander IV. bekräftigt hatte, das ganze Land in den Bann gethan, aller Gottesdienst eingestellt und die Spendung der Sakramente geweigert wurde. In Schonen, Seeland und Fyne befolgte man diesen Bannbrief wirklich; nur in Jütland nahm man keine Kenntniß davon. Es entstanden daraus die größten Bewegungen unter dem Volke; noch ehe diesen aber völlig Einhalt gethan werden konnte, fand der König bei dem Bischofe zu Ripen, mit welchem er Ausgleichungsmittel verabreden wollte, seinen Tod im Gifte, welches ihm, wie es heißt, von dem nachmaligen Bischofe von Aarhuus, Arnfastus, man weiß nicht genau, ob im heil. Abendmahle, oder bei einem Gastmahle, zubereitet worden war. — An Regententugenden fehlte es Christoph I. nicht; aber diese gereichten in jenen Zeiten der Hierarchie einem Könige fast alle Mal zum Verderben. Während seiner Regierung erhielt die Stadt Kopenhagen von ihrem damaligen Besitzer, dem Bischofe von Roeskilde, ihre ersten städtischen Gerechtsame.

Christoph II., der Sohn König Erich Glippings und dessen Gemahlin Agnete, einer Prinzessin von Brandenburg, regirte vom J. 1320 bis 1333, während welcher Zeit er jedoch zwei Mal sich genöthigt sah, Thron und Reich zu verlassen. Seine Regirung war überhaupt die unruhigste, die ein König führen kann und glich, nach der Capitulation, die man ihm aufgedrungen hatte, einer bloßen Schattenregirung. Die Geistlichkeit und der höhere Adel besaßen und übten fast ausschließlich alle Gewalt; er selbst war nicht viel mehr als ein schwaches Werkzeug und wurde zuletzt das Opfer ihrer Willkür. Die Schatzungen, welche er, zwar im Widerspruche

mit seiner Capitulation, aber nothgedrungen durch den verschuldeten Zustand des Reichs, und um dadurch, wo möglich, seiner königlichen Würde Kraft und Giltigkeit zu verschaffen, ausschrieb, gaben den Edelleuten und Geistlichen Anlaß, bald Empörungen gegen ihn zu erregen, bald ihn des Thrones für verlustig zu erklären, bald einen andern König zu erwählen und ihn in Gefangenschaft zu setzen. Besonders machte ihm Herzog Waldemar von Schleswig, der nach des Königs Flucht, 1326, zum Könige ernannt worden, und der streitsüchtige und im Kriege glückliche Graf Gerhard von Holstein, Vieles zu schaffen. Zwar bot er alle Mittel auf, seiner Feinde Meister zu werden; und es glückte ihm auch, im Jahre 1330 mit Hilfe seines Halbbruders, des holsteinschen Grafen Johannes, wieder zum Throne zu gelangen; aber neue Streitigkeiten mit dem Grafen Gerhard beunruhigten sein Leben und eine Mißhandlung, die er sich von zwei Edelleuten gefallen lassen mußte, zog er sich so sehr zu Gemüthe, daß er wenig Wochen nachher als ein Opfer des Kummers starb. Er hinterließ das Reich in einem Zustande von Schwäche, Verwirrung und Zerstückelung, der vor und nach ihm seines Gleichen nicht gehabt. Rügen war unter seiner Regirung für immer verloren gegangen; Schonen, Halland und Blacking befanden sich bei seinem Tode in den Händen der Schweden; Nordjütland und Fyen besaß Graf Gerhard von Holstein; Seeland und fast ganz Lolland gehörte dessen Bruder, dem Grafen Johann. Dem Könige selbst war nur noch ein Theil von Lolland nebst Esthland übrig geblieben. Ein Hang zur Grausamkeit und Rachgier, welcher in den öftern Empörungen gegen ihn Nahrung fand, und dabei Wankelmuth und Unentschlossenheit in seinen Unternehmungen werden ihm mit Recht vorgeworfen; doch würde seine Regirung, da es ihm nicht an Einsicht und gutem Willen fehlte, glücklicher gewesen seyn und mehr Festigkeit und Stärke gehabt haben, wären ihm nicht durch eine Capitulation die Hände gebunden gewesen, deren Haltung in dem schlechten Zustande, worin er das Reich fand, für ihn eine Unmöglichkeit war.

Christoph III., Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Baiern, ein Schwestersohn des Königs von Dänemark und Schweden, Erichs des Pommern, folgte diesem, da man ihn sowol in Schweden, als in Dänemark, des Thrones verlustig erklärte, anfänglich als Reichsvorsteher, nachher als König, in der Regirung, die er von 1440 bis 1448 im Ganzen genommen ruhig und glücklich führte. Seine Wahl war die Erste, welche der dänische Reichsrath, ohne sich mit den andern Reichsständen darüber berathschlagt zu haben, bloß für sich vollzog; auch ging seine Huldigung und Krönung ohne große Schwierigkeiten erst in Schweden, dann in Norwegen, zuletzt in Dänemark vor sich. Selbst der Bauernaufstand in Jütland, der, von dem verjagten Könige Erich, von Gothland aus, wo er sich aufhielt, unterstützt, Anfangs sehr ernstlich und gefährlich werden zu wollen schien, wurde, nachdem er vieles Blutvergießen verursacht und zu den größten Grausamkeiten Gelegenheit gegeben hatte, nach einem im J. 1441 über die Bauern erfochtenen Siege, bald gestillt. Zu dem Bemerkenswerthen in Christophs III. Regirung gehört, daß er der erste dänische König war, der die Stadt Kopenhagen als königliche Residenzstadt bewohnte. Seit den Zeiten Absaloms, der auf der Stelle, wo jetzt Christiansburg steht, die Feste Axelhuus zum Schutze gegen die Seeräuber erbaut hatte, war diese Stadt das Eigenthum des jedesmaligen Bischofes von Roeskilde. Nach und nach hatte sie sich durch ihre den Handel ungemein begünstigende Lage zu einer der größten und reichsten Städte des Reiches erhoben; und da es dem Könige gelang, sie mit ihren Umgebungen gegen andere Ländereien von dem Bischofe einzutauschen: so verlegte er seine Residenz von Rothschild (Roeskilde) nach Kopenhagen (Kiöbenhavn), welches sie seitdem beständig geblieben ist. Auch verdankte sie ihm ihr Stadtgericht; so wie er nachher auch allen andern dänischen Städten ihre Gerichtsbarkeit ertheilte. — Wodurch der König Anlaß zum Mißvergnügen gab, das waren die vielen teutschen, besonders baiernschen Familien, die er in das Land zog, denen er die einträglichsten Ämter anvertraute und aus denen großen Theils der noch jetzt blühende dänische Adel entsprossen ist. Sonst tadelte man noch an ihm seine zu große Nachsicht gegen den entthronten König Erich, seiner Mutter Bruder, als dieser von Gothland aus durch seine Räubereien den Handel, vorzüglich nach Schweden, sehr erschwerte. — Christoph III. starb 1448, im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, aber ohne von seiner Gemahlin Dorothea, einer brandenburgschen Prinzessin, Leibeserben zu haben; und so kam nach seinem Tode das noch jetzt regierende Haus Oldenburg zum Besitze des dänischen Thrones *). (*v. Gehren.*)

Christoph, Herzog von Baiern, s. d. Art. Baiern, B. VII. S. 147.

CHRISTOPH, vierter Herzog von Wirtemberg, der einzige dieses Namens, Sohn von Herzog Ulrich von Wirtemberg und Sabina von Baiern, geboren den 12. Mai 1515, in die Regirung getreten den 6. Nov. 1550, gestorben den 28. Decber 1568, einer der trefflichsten teutschen Fürsten, ein wahrer Vater seines Landes, eine Hauptstütze der Reformation im echt evangelischen Sinn, mit eben so weiser Mäßigung als unerschütterlicher Standhaftigkeit, daher sein Name als eines „Friedensfürsten" in und außer Teutschland immer mit hoher Achtung genannt worden. Selten sieht man einen Fürsten von solcher Reife und Gediegenheit den väterlichen Thron einnehmen, als es bei ihm der Fall war. Christoph besaß alle Eigenschaften, welche erfodert wurden, um die Unfälle Wirtembergs unter seinem Vater wieder zu verbessern, und das Gute, das dieser nur sehr unvollkommen gegründet hatte, zur festen Gestalt zu bringen. In seinem ganzen Wesen herrschte eine Ruhe, die seine Thätigkeit nie hemmte, und ein Eifer für die gute Sache, der sich doch nie übereilte, so sehr das Zeitalter selbst zu raschen Umänderungen geneigt war. In Allem wußte er das rechte Zeitbedürfniß zu treffen und zugleich in die Zukunft so voraus zu sehen, daß die Verfassung, welche Wirtemberg unter ihm erhielt, über zweihundert Jahre mit Ehren bestanden hat.

*) S. die unter den Königen Christian angeführten Schriften von Holberg, Suhm, Gebhardi, Höst ꝛc.

Jene Eigenschaften waren die Frucht einer harten und mühevollen Jugend, deren Geschichte manche merkwürdige Züge darbietet. Herzog Ulrich konnte sich seiner Erziehung nicht widmen; vier Tage vor Christophs Geburt erschlug der heftige Mann seinen vormaligen Liebling, Hans von Hutten, auf der Jagd, und zog sich dadurch eine Reihe von Widrigkeiten zu, welche ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Christoph war kaum ein halbes Jahr alt, so wurde er von der Mutter verlassen, weil diese mit dem Vater sich nicht mehr vertragen konnte. Zwar wollte ihre Partei mehrmals zu Gunsten des Sohnes den Herzog von der Regirung verdrängen, aber die Maßregeln schlugen immer zum Nachtheil des jungen Fürsten aus. Die Herzogin Sabina vertraute auf den Beistand ihres Oheims, des Kaisers Maximilian I. Aber die Gesinnungen des Hauses änderten sich mit seinem Tode. Als Ulrich durch die Einnahme der Reichsstadt Reutlingen den ganzen schwäbischen Bund gegen sich aufbrachte: so unterhandelte die bisher vom Kaiser begünstigte wirtembergsche Landschaft mit dem Bundesobersten, Herzog Wilhelm von Baiern, Ulrichs Schwager, daß er das Land mit einem Kriegszug verschonen und dasselbe seinem unmündigen Neffen, Christoph, nicht entziehen möchte. Auch die Schweizer, treue Bundesgenossen von Wirtemberg, wollten dieß. Aber das Land wurde von den erbitterten Bundesständen besetzt, und dem jungen Herzog Christoph mit seiner Schwester Anna sollten bloß ein paar Städte und Ämter zu ihrem Unterhalte gelassen werden. Herzog Ulrich hatte bei seinem Abzug die zwei Kinder von ihrem bisherigen Aufenthalt zu Urach auf das neubefestigte Schloß Tübingen gebracht, die feige Besatzung ergab sich aber unter der eben berührten Bedingung, und auch diese wurde nicht gehalten. Man machte noch ein Einschiebsel in den Vertrag, laut dessen die Städte und Ämter, Tübingen und Neuffen, den fürstlichen Kindern nur so lange bleiben sollten, bis ihnen ein anderer Sitz von gleichen Einkünften in teutschen Landen angewiesen werden würde. Christophs Mutter, welche jetzt zurückkam, arbeitete zwar bei der Landschaft und bei dem schwäbischen Bunde, daß das Land, gegen Ersatz der Kriegskosten, ihrem Sohne unter einem Vormundschaftsrath übergeben werden sollte; aber während die Landschaft noch mit der Berechnung zögerte, kam H. Ulrich wieder mit gewaffneter Hand zurück. Dieß veranlaßte ein zweites Bundesaufgebot, wodurch Ulrich noch einmal, und wie es schien, für immer vertrieben wurde. Die Bundesstände aber, wegen der erneuerten Kriegskosten in Verlegenheit, ließen sich überreden, das Land gegen Ersatz jener Kosten an den neuen Kaiser Karl V. abzutreten, damit es nicht zertrennt würde. Unter eben diesem Vorwande gab man auch dem obigen Vertrage noch eine weitere Abänderung. Karl V. zog Tübingen und Neuffen sogleich mit dem übrigen Land in seinen Besitz und übernahm dagegen die Unterhaltung der beiden Kinder auf so lange, bis ein anderer Sitz ihnen angewiesen werden könnte. Anna durfte bei ihrer Mutter in Baiern bleiben, Christoph aber wurde an den kaiserlichen Hof zu Insbruck gebracht. Noch nicht 5 Jahre alt, war er nun der Mutter, des Vaters und des väterlichen Herzogthums beraubt. Er wurde zu Insbruck erzogen, nicht wie ein künftiger Fürst; und das wurde sein Glück. Im 14ten Jahre kam er mit der Hofhaltung nach Wienerisch-Neustadt, wo er einen Lehrer aus Wien, Michael Tiffernus, zum Hofmeister erhielt. Dieser schloß sich mit einer besondern Ergebenheit an den jungen Fürsten an; er rettete ihn bei einem Überfalle der Türken, welche damals Wien belagerten; später wußte er ihn auch aus der Hand des Kaisers zu befreien. Karl V. hatte zwar den lebhaften Jüngling lieb gewonnen, er zog ihn in seine Nähe, nahm ihn auf seinen Reisen mit sich, und ließ ihn auch bei den Geschäften zuhören. Als er ihn aber auf den großen Reichstag 1530 nach Augsburg brachte, änderten sich die Sachen. Hier erhielt der 15jährige Jüngling die nähern Aufschlüsse über seine Lage durch die Herzoge von Baiern, seine mütterlichen Oheime, und durch den Landgrafen Philipp von Hessen, seines Vaters Freund und Bundesgenossen. Er mußte mit seinen Augen sehen, wie sein väterliches Herzogthum des Kaisers Bruder, Ferdinand, feierlich zu Lehen aufgetragen wurde, während sein vertriebener Vater noch immer in Acht und Bann war. Der Kaiser dachte nicht einmal daran, den obigen Vertrag noch zu erfüllen. Statt für die vorbehaltenen Landestheile ihm irgend einen Sitz in teutschen Landen zu geben, wollte er ihn nun nach Spanien mitnehmen. Tiffernus schöpfte Verdacht, Christoph werde dort in einem Kloster sein Leben beschließen müssen, er entführte ihn mit Lebensgefahr in die tirolischen Gebirge, und Christoph kam glücklich nach Baiern, wo er eine Zeit lang in Verborgenheit blieb. War schon die Flucht gewagt: so muß man sich noch mehr wundern, wie dieser Jüngling es wagte, schon aus seiner Verborgenheit durch ausgegebene Protestationen, und dann, nach erhaltenem Geleit vom schwäbischen Bunde, persönlich zu Augsburg gegen das mächtige Kaiserhaus aufzutreten. Die kaiserlichen Räthe wünschten vor Allem den schwäbischen Bund zu verlängern, um den Besitz des Herzogthums Wirtemberg zu sichern und überhaupt die Bundesmacht noch ferner für die Absichten des Kaisers zu benutzen. Es wurde nichts unversucht gelassen, um Christoph zu einer gütlichen Vergleichung in Absicht seiner Ansprüche auf das Herzogthum zu bewegen. Allein er bestand mit Festigkeit auf sein Erbrecht und foderte vor allen Dingen die Restitution. Die Theilnahme der meisten Fürsten und Reichsstände, und selbst der auswärtigen Gesandten, war auf seiner Seite. Hier war der Punkt, wo nach der allgemeinen Stimme der schnell angewachsenen Macht des habsburgischen Hauses ein Damm entgegen gesetzt werden mußte. Der Bundestag ging aus einander, ohne dem Verlangen des Kaisers entsprochen zu haben. Indessen nahm Herzog Ulrich das Land mit gewaffneter Hand wieder ein, und berief seinen Sohn zu sich. Ungeachtet Christoph die Verhandlungen zu Augsburg ganz mit Zustimmung seines Vaters geführt hatte: so konnte ihn doch dieser nicht mehr leiden; immer scheint es ihm bei seinem Anblick eingefallen zu seyn, daß seine Gemahlin und seine Schwäger zu Gunsten dieses Sohnes ihn hatten von der Regirung verdrängen wollen. Noch immer war er voll Mißtrauen, und machte dem Sohn Zumuthungen, bei welchen dieser, der jetzt 19 Jahre erreicht hatte, keinen blinden Gehorsam zu beweisen sich schuldig hielt. Nun schickte ihn Ulrich

an den französischen Hof, und überließ ihn dort, ohne Unterstützung, seinem Schicksale. Christoph, ein rüstiger, teutscher Jüngling, erwarb bald durch sich selbst die Gunst des Königs und der Großen des Reichs, fand aber auch eben so viele Neider, vor deren Nachstellungen nur seine Tapferkeit ihn rettete. Auf einem großen Turnier trug er den Ehrendank davon. Für den savoienschen Krieg brachte er auf seinen Namen 10,000 teutsche Landsknechte zusammen, fand aber in dem Feldzuge selbst so wenig Unterstützung, daß seine Gesundheit beinahe erlag. Immer in Geldnoth, da auch der König die versprochenen Zahlungen nicht leistete, wandte er sich zu wiederholten Malen, endlich durch die Vermittelung des Landgrafen Philipp, an seinen Vater. Dieser hatte ihm den zugesicherten Gehalt hauptsächlich deßwegen zurück behalten, weil er neuen Verdacht gegen die Herzoge von Baiern geschöpft hatte, daß sie Christoph in die Regirung einsetzen wollten, um das indessen reformirte Land wieder zum Katholicismus zurück zu bringen. In seinem Unwillen wollte Ulrich sogar die Hälfte des Herzogthums seinem Bruder, Grafen Georg, zuwenden. Ob Christoph, in Frankreich, von jenen Anschlägen etwas gewußt, ist nicht bekannt. Eben so wenig läßt sich sagen, ob ihn sein Vater wirklich zum Austritt aus der kathol. Kirche aufgefodert habe. So viel ist aber gewiß, daß Ulrich erst durch Landgraf Philipp auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurde, die seinem ganzen Reformationswerk bevorstehen würde, wenn er seinen Sohn und Nachfolger länger unter den Papisten lassen würde. Der Landgraf war es auch, der einen protestantischen Edelmann in Christophs Dienste brachte, um ihn für die Sache zu gewinnen, und zugleich die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn dadurch zu befördern. Christoph war jedoch für sich selbst schon kein blinder Anhänger des Papstthums. Zu Nizza, wo er im Gefolge des Königs von Frankreich Paul III. sah, verweigerte er demselben den Pantoffelkuß. — In eben diesem Gefolge sah Christoph damals Karl V. wieder (1538). Dieser nahm ihn so gnädig auf, daß er ihm nicht nur seine Flucht verzieh und dem Tiffernus einen Adelsbrief gab, sondern auch Christoph wieder in seine Dienste nehmen wollte, und zugleich das Versprechen gab, den Cadauischen Vertrag, welchen sein Vater nach der Einnahme des Landes mit K. Ferdinand geschlossen hatte, wegen der beschwerlichen Afterlehenschaft nicht zu genehmigen. Allein Ulrich hatte nun einmal ein Mißtrauen gefaßt gegen Alles, was er von seinem Sohn vernahm. Erst nach einigen Jahren, da er mit Graf Georg zerfiel, und endlich mit den Herzogen von Baiern sich aussöhnte, ließ er Christoph einen Vertrag vorlegen, in welchem ihm unter der Bedingung des Gehorsams gegen seinen Vater und der Erhaltung der evangelischen Religion die Nachfolge in der Regirung zugesagt wurde. Als Christoph sich hiezu willig bezeigte, erhielt er Erlaubniß, nach Hause zu kommen.

Da er bereits das 27ste Jahr erreicht hatte: so war es nun selbst des Vaters Wunsch, daß er sich verheirathen möchte. Er schlug ihm des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach älteste Tochter vor; seinen Sitz aber sollte er in der Grafschaft Mömpelgard nehmen, denn auch jetzt wollte ihn Ulrich nicht im Lande haben. Christoph sah die Prinzessin, aber die Partei seiner Mutter, die Lebens lang mit Ulrich unversöhnt blieb, streute Hindernisse ein; auch sollte erst wegen Mömpelgard mit Graf Georg eine Übereinkunft getroffen werden. Das Letztere geschah auf Christophs Kosten, der jenem den größten Theil der Einkünfte abtreten mußte. Die Vermählung kam auch zu Stande, nachdem sich Christoph persönlich von dem Ungrund der vorgegebenen Hindernisse überzeugt hatte; aber der Vater hatte ihn zu der Freierreise so schlecht mit Winterkleidern versehen, daß er sich eine Erkältung zuzog, deren Folgen sich nie ganz verloren. In Mömpelgard hatte Christoph Muße, sich zur Regirung vorzubereiten; er unterrichtete sich auch genau über die damaligen Religionsstreitigkeiten. Aber bald erfolgten wieder Störungen. Der Kaiser wollte ihn aufs Neue in seinen Diensten haben; der schwäbische Kreis trug ihm die Hauptmannschaft im Türkenkriege an; zu beidem wollte jedoch der mißtrauische Vater seine Einwilligung nicht geben. Wenn Christoph einen Geldzuschuß für seine anwachsende Familie verlangte: so verwies er ihn an seine Rückstände in Frankreich, und wenn auch dort seine Mahnungen mißlangen: so erhielt er neue Vorwürfe von dem Vater. Da der vierte Krieg zwischen Karl V. und Franz I. ausbrach (1541), sollte sich Christoph in Mömpelgard behaupten, ohne es mit dem Einen oder Andern zu verderben, während Jeder seine Dienste begehrte. Nach dem Frieden von Crespy suchte Christoph durch geheime Unterhandlungen in Frankreich den Protestanten eine Stütze zu erhalten, wobei er aber neue Beweise von Hinterlist und Wortbrüchigkeit erfuhr; und er hatte von Glück zu sagen, daß die Sache dem Kaiser verborgen blieb; denn da der unglückliche Ausgang des schmalkaldischen Kriegs seinen Vater und seinen Oheim in neues Unglück stürzte: so konnte Christoph allein noch retten, da er die Neutralität behauptet hatte. Doch ließ es Ulrich erst aufs Äußerste kommen, bis er endlich nach zwei Jahren in der tiefsten Bedrängniß sich entschloß, seinen Sohn zu einer mündlichen Unterredung zu berufen, und auch diese verzögerte der alte, vom Podagra gequälte Fürst so lange, daß er starb, ohne seinen Sohn noch einmal gesehen zu haben.

Christoph übernahm die **Regirung** in dem allermißlichsten Zeitpunkte, da das, durch den Krieg zerrüttete Land als verwirktes Afterlehen dem Hause Östreich zugesprochen werden sollte. Er sollte also noch einmal einen ähnlichen Prozeß durchmachen, wie auf dem schwäbischen Bundestage, nur daß jetzt die Verhältnisse noch weit schwieriger waren, als damals, indem er als angehender Regent Rücksichten zu nehmen hatte, welche dort nicht Statt fanden. Aber seine männliche Festigkeit und Klugheit wußte auch diese Schwierigkeiten zu überwinden; besonders kam ihm seine genaue Kenntniß von dem Innern des kaiserlichen Hauses trefflich dabei zu Statten. Je hartnäckiger Ferdinand auf seinen Ansprüchen bestand, desto mehr schloß sich Christoph an Karl V. an; die Räthe des Letzteren waren noch von frühern Zeiten her seine Vertraute; selbst Ferdinands Sohn, Maximilian II., schloß mit ihm ein Freundschaftsbündniß, das mitten in diesen feindseligen Verhältnissen aufs Herrlichste hervorleuchtet. Aber eine neue Verlegenheit entstand, als

Moritz von Sachsen die Maske gegen Karl V. abwarf, und Christophs Beitritt begehrte. Die verbündeten Fürsten versprachen, ihn von Ferdinands Ansprüchen zu befreien; der Kaiser versprach dasselbe, wenn er auf seiner Seite bleiben würde. Unter so mißlichen und ungewissen Verhältnissen wählte Christoph die bewaffnete Neutralität, und behauptete sich darin mit solchem Nachdruck, daß sie von beiden Theilen geachtet wurde. Christophs Räthe wurden zu den passauer Verhandlungen gezogen, obgleich seine eigene Sache noch nicht entschieden war. Die beiden Brüder, Karl und Ferdinand, wurden von den verbündeten Fürsten und von Christoph so lange im Schach gegen einander gehalten, bis ihre beiderseitigen Ansprüche befriedigt waren. Ferdinand bewog seinen Bruder zum passauer Vertrag, und Karl V. bewog vier Tage darauf Ferdinand zu einem Vertrag mit Christoph, wodurch dieser, unter Milderung des Cadanischen Vertrags, in dem ungestörten Besitz seines Herzogthums gelassen wurde. Während über der Vertragssumme noch Schwierigkeiten obwalteten, that sich eine neue Spannung zwischen Karl, Ferdinand und den Fürsten hervor. Nun schloß Christoph mit Einigen der Letztern ein Schutzbündniß zu Heidelberg, 1553. Karl V. gab wieder gute Worte, um die Fürsten gegen Frankreich auf der Seite zu behalten; er bewog Ferdinand zu einem Nachlaß an Christophs Vertragsgeldern, und bald war Ferdinand selbst froh, in das Heidelberger Bündniß einzutreten.

So ehrenvoll wand sich Christoph durch alle diese Verwickelungen hindurch, und bereits hatte er auch das Innere seines Landes geordnet, ehe er es noch recht das seinige nennen durfte. Die Stände des Herzogthums, welche sein Vater eingehen lassen wollte, rief er wieder ins Leben; nur mit ihrem Beistand konnte er den schweren Prozeß gegen Ferdinand führen. Er erneuerte mit der Landschaft den Tübinger Vertrag, und brachte die noch rückständigen Aufgaben, namentlich, ein allgemeines Landrecht, zur Ausführung; auch die stillgestandene Schuldenzahlung wurde mit neuer Gewährschaft, durch einen ständischen Ausschuß, wieder in Gang gebracht. Um dem Kaiser nicht entgegen zu seyn, beschickte er das Trienter Concilium, ließ aber eine eigene Schrift, die wirtembergische Confession, zu diesem Zweck aufsetzen. Noch vor dem passauer Vertrag schaffte er das Interim ab, und machte Anstalt, die von seinem Vater begonnene Kirchenreformation von Grund aus durchzuführen. Alle obige Verlegenheiten würde Christoph auf einmal abgeschnitten haben, wenn er nach dem Wunsche von Baiern und Östreich unter das Papstthum zurückgekehrt wäre. Aber so wenig er geeilt hatte, aus der katholischen Kirche öffentlich auszutreten, so wenig konnten ihn jetzt diese Zumuthungen auf einen andern Sinn bringen. Es war seine eigene, freie Überzeugung, und in dieser wurde er nun auch der thätigste Beförderer des augsburgischen Religionsfriedens. Mit Nachdruck bestand er darauf, daß, da alle bisherigen Vergleichsversuche durch Concilien und Colloquien vergeblich gewesen, schlechthin, auf jeden Fall, Friede geschlossen werden müsse. So oft die Verhandlungen ins Stocken geriethen, so ließ er doch nicht ab, in Vereinigung mit Maximilian und seinen übrigen Freunden den römischen König zurückzuhalten, daß das Geschäft nicht mehr abgebrochen werden durfte, bis es zu einem wirklichen Abschluß kam.

So viel sah Herzog Christoph schon in den ersten Jahren seiner Regirung erreicht, sowol für sein Land, als in den allgemeinen Reichs- und Kirchensachen. Diese Grundlage hatte nicht wenig Mühe gekostet, aber weit mehr Schwierigkeiten fanden sich in der übrigen Zeit, indem er die Sachen näher zum Ziele zu führen suchte.

Freistellung der Religion für jeden Reichsstand, hielt Christoph, als Grundsatz, fest im Auge. Da König Ferdinand bei der Abschließung des Religionsfriedens in seiner Abwesenheit den so genannten geistlichen Vorbehalt in einer besondern Clausel zu Gunsten der Katholischen dem Reichsabschied beigefügt hatte: so ließ er sich nicht irre machen, auch da andere Protestanten die Hoffnung schon aufgegeben hatten, bei jedem Anlaß die Sache wieder in Bewegung zu bringen. Auf dem nächsten Reichstage verwahrte er sich ausdrücklich, daß die Protestanten nie in jene Clausel eingewilligt hätten, und daß eine bestimmtere Entscheidung gegeben werden müßte, weil es sonst ein ewiger Zankapfel bleiben werde. Zu Folge des passauer Vertrags wollte er sich jedoch gern den Versuch gefallen lassen, um mit der katholischen Partei, wo möglich, eine Vergleichung zu finden.

Da der Reichstag nach seinem Wunsch, anstatt eines Conciliums, über ein Religionsgespräch überein gekommen war: so sorgte er vor allen Dingen auf dem frankfurter Fürstentage (1558) dafür, daß die inneren Streitigkeiten unter den protestantischen Theologen keine Blöße dabei geben möchten, daß vielmehr den Katholischen gezeigt würde, wie die Evangelischen in der Hauptsache alle einig seien. Als dessen ungeachtet die Partei des streitsüchtigen Flacius eben diese Gelegenheit ergriff, um ihren Zwist mit Melanchthon und Brenz (dem wirtembergischen Reformator) auszufechten, die Katholischen aber diesen Vorfall sogleich ergriffen, um das ohnehin sehr unerwünschte Gespräch mit Triumph abzubrechen: so berichtete Christoph den ganzen Hergang auf dem Reichstag und deckte die Anmaßungen auf, welche sich die Katholischen dabei erlaubt hatten, z. B. „die h. Schrift gelte so wenig, als des Äsopus Fabeln, wenn nicht das Ansehen der Kirche dazu käme u. s. w.,“ worauf ihm selbst der kaiserliche Rath Zasius gestand: „es müßte auch bei den Geistlichen der alten Religion ein scharfer Essig einer tapfern und ernstlichen Reformation aufgegossen werden.“

Wenn gleich jetzt eine größere Entfernung der Gemüther zwischen Protestanten und Katholischen, und sogar unter den Protestanten selbst, sich hervorgethan hatte: so wollte Christoph doch die Hoffnung einer friedlichen Vereinigung auf beiden Seiten noch nicht aufgeben. Auch sein Freund Maximilian munterte ihn auf: „auf diesem Wege werde man dem Papst den Hals gar abstechen.“ Christoph hielt vorerst mehre Zusammenkünfte mit andern protestantischen Fürsten; und weil er besonders dem schwachen Johann Friedrich, Herzog von Sachsen, nicht zutraute, daß er die jena'schen Theologen würde in der Ordnung halten können: so hätte er gern eine allgemeine Synode aller augsburgischen Confessionsverwandten sehen mögen, wiewol Brenz und

Melanchthon abriethen, überzeugt, daß es nicht viel mehr, als eine platonische Idee seie, eine völlig gleiche Form der Lehre überall einzuführen und zu erhalten. Man kam einsweilen überein, eine neue Unterschrift der augsburg. Confession zu veranstalten (weil von den Fürsten, welche sie übergeben hatten, nur noch zwei am Leben waren), auch Johann Friedrich gab die Hand darauf; und wiewol er bei dem Entwurf der Vorrede wieder zurücktrat: so vereinigten sich doch die übrigen Alle zur Unterschrift; auch hielt die Gegenpartei diese Zusammenkunft nicht für unwichtig; es erschien ein kaiserlicher und ein päpstlicher Gesandte dabei; aber die Fürsten, durch ihre Vereinigung bereits wieder ermuthigt, fertigten Beide kurz ab, den Letztern sogar mit Spott: „sie könnten seine Briefe mit der Aufschrift: dilecto filio nostro nicht annehmen; sie wären des Papstes Söhne nicht, sie hofften, ihre Mütter wären fromm gewesen."

Die Art, wie Christoph in den teutschen Kirchenangelegenheiten sich hervorthat, ließ auch auswärtige Staten seine Theilnahme wünschen. Fast in ganz Europa war damals das Verlangen der Völker nach einer gründlichen Kirchenverbesserung laut geworden, in mehren südlichen Staten entstand keine geringe Gährung. Wo Christophs Rath begehrt wurde, um die aufgeregten Gemüther durch richtige Leitung zu beruhigen, da glaubte er auch, seine Dienste nicht entziehen zu dürfen. Wäre er von Eitelkeit und Ehrgeiz beherrscht gewesen: so würde er in Frankreich das weiteste Feld gefunden haben. Noch stand er mit den angesehensten Häusern in Freundschaft; mit dem Rheingrafen Johann Philipp, der mit andern Teutschen in französischem Sold war, unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel, durch den er alle Intriguen der Päpstlichen erfuhr. Auf eben diesem Wege suchte er auch ein näheres Verständniß zwischen Frankreich und Östreich, zu Gunsten seines Freundes Maximilian, einzuleiten, wozu aber Ferdinand seine Einwilligung nicht gab. Als bald darauf zwei französische Gesandte auf den Reichstag kamen, die aber von der Zurückgabe der dem Reich entrissenen Städte und Gebiete nichts wissen wollten: so erhielt Christoph nebst dem Bischof Otto von Augsburg den Auftrag einer Gesandtschaft deßhalb an den König. Aber die Religionstrennung ließ die Sache nicht zu Stande kommen. Christoph erhielt Briefe von dem Kardinal Bellay, Bischof zu Paris, daß man sichere Nachricht habe, der Bischof Otto werde ihn, auf Anstiften des Papstes, unterwegs mit Gift bedienen. Christoph war freimüthig genug, den Brief in offener Reichsversammlung vorzulesen. Der Bischof aber höchlich entrüstet, erbot sich zum feierlichsten Eid, ja zum Zweikampf, „er wolle seinen kleinen Leib an des Herzogs großen Bauch setzen." Der Kaiser vermittelte, und ließ durch den Reichspostmeister in Rom anfragen, wo, wie leicht zu erachten, die ganze Sache in Abrede gezogen wurde. Nachher wurde eine andere Gesandtschaft vorgeschlagen, die aber über der Frage von den Reisekosten ebenfalls unterblieb.

Indessen richteten die Parteien in Frankreich, eine um die andere, ihre Augen auf H. Christoph. Zuerst die unglücklichen Waldenser, für die er in Gemeinschaft mit andern Fürsten durch Gesandtschaften und Schreiben sich bei dem König verwendete; dann der König von Navarra, Vater Heinrichs IV., von welchem man dieselben Erwartungen hatte, wie von Maximilian II. Endlich die Guisesche Partei. Die beiden Letzteren erneuerten die frühere Freundschaft mit Christoph; die vier Guiseschen Brüder bewogen ihn zu einer Zusammenkunft in Zabern; sie machten ihm sogar Hoffnung zu einer Vereinigung mit den A. C. Verwandten. Der Kardinal von Lothringen gestand ihm: „die römische Kirche sei voll Aberglaubens und Superstition." Dieß war's, womit sie gewiß hoffen durften, sein Vertrauen zu gewinnen. Aber bald entdeckte Christoph mit Unwillen, daß Alles bloß Maske gewesen sei, um ihn von der Partei der Reformirten abzuziehen. Den nämlichen Versuch machte die Königin Mutter; sie bot Christoph die Stelle eines Generallieutenants von Frankreich an, auf welche der Prinz Condé die nächsten Ansprüche hatte, um die teutschen Fürsten, welche diesem bereits Hilfe zugestanden hatten, mit demselben zu entzweien. Christoph hatte aber genug Erfahrungen gemacht, um die schmeichelhaftesten Anträge abzulehnen. Nicht einmal seiner rückständigen Forderungen aus dem savoienschen Feldzug wollte sich der alte Connétable Montmorency mehr erinnern. Doch kamen immer wieder neue Gesandte auch an Christophs Hof, um die teutschen Fürsten von der Unterstützung der Reformirten abzuhalten. Christoph, der vielen Ränke endlich müde, ließ dem französischen Hof gut teutsch erklären: „Wenn die Königin Mutter und der König die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkennen, und das Religionsedikt nicht halten würden, so hätten sie nichts Anderes zu erwarten, als den völligen Ruin eines so schönen Königreichs, — denn wie die Unterthanen die Verträge mit ihrem natürlichen Herrn nicht brechen dürften, so auch die Herren nicht!"

Während H. Christoph mehren teutschen Fürsten und Ständen in der Ausführung der Kirchenreformation mit Rath und That beistand, begehrten daßselbe auch die Dissidenten in Polen und der Fürst Radzivil, Palatin zu Vilna. Letzterer erklärte sich aufrichtig für die A. C. und sandte seinen Sohn auf die Universität zu Tübingen. Eben so warben die Vertriebenen in Graubündten und Friaul und die Evangelischen in den östreichischen Erblanden um seine Fürsprache. Er unterstützte eine slavische Bibelanstalt, welche der Statthalter in Kärnthen, Krain und Steiermark, Hans Ungnad, Freiherr zu Sonegg, zu Urach im Wirtembergischen errichtete, und nahm diesen selbst dort auf, als er wegen seines Eifers in dieser Sache von K. Ferdinand vertrieben wurde. Bereits hatte er den bekannten Vergerius, der vom römischen Hofe verfolgt wurde, in seinen Schutz genommen, und bediente sich seiner bei den Gesandtschaften in Religionssachen. Maximilian selbst ließ seinen Hofprediger, Pfauser, den sein Vater nicht mehr dulden wollte, eine Zuflucht bei Christoph suchen.

Mit Sehnsucht erwartete Christoph den Zeitpunkt, da Maximilian II. die Reichsregirung antreten würde. Er hatte schon bei der römischen Königswahl das Seinige redlich gethan, und dadurch endlich auch Ferdinands Gunst und Vertrauen gewonnen. Nach den bisherigen vertrauten Äußerungen Maximilians hoffte Christoph mit Recht, er würde als Kaiser mehr für die A. C. thun, als er

unter seinem Vater hatte thun können. In den pfälzischen Angelegenheiten that Maximilian wirklich fast zu viel auf seinem ersten Reichstag. Er verlangte, der Kurfürst Friedrich, welcher sich mit dem heidelb. Katechismus öffentlich zur calvinischen Lehre bekannt hatte, wovon ihn Herzog Christoph vergeblich durch ein Religionsgespräch zu Maulbronn zurück zu bringen gesucht, sollte, im Fall er nicht widerrufe, von dem Religionsfrieden ausgeschlossen werden, weil dieser nur auf die A. C. Verwandten gestellt sei. Die Sache wurde so auf die Spitze gestellt, daß Christoph selbst mit den andern protestantischen Fürsten, so unzufrieden sie mit dem Kurfürsten waren, doch wieder zu einer Vergleichung die Hand boten. Hingegen in den Streitigkeiten mit den Katholischen, namentlich über den geistlichen Vorbehalt, sah Christoph seine Erwartungen von Maximilian nicht erfüllt. Dennoch blieb ihre Freundschaft dieselbe, und der vertraute Briefwechsel dauerte bis zu Christophs Tod. Es war einer seiner letzten Briefe, worin er den Kaiser aufmunterte, in der Begünstigung der evangelischen Einwohner der Erblande sich nicht irren zu lassen; und hier bestätigte der Erfolg seine Hoffnungen. Maximilian seinerseits theilte ihm die geheimsten Verhandlungen mit den Königen von Frankreich und Spanien mit: „Wenn Beide, schrieb Maximilian, seine Erinnerungen befolgt hätten, es wäre zu diesem extremus rigor nit kommen; das seie nicht der Weg zum Ziele."

Auf gleiche Weise bestanden Christophs Verhältnisse mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Ungeachtet der Calvinismus den A. C. Verwandten eben so verhaßt war, als das Papstthum, so änderte das doch nichts in der persönlichen Achtung beider Fürsten gegen einander. Sie schlossen sich mit den aufrichtigsten Gesinnungen aufs Neue an einander, um unter den protestantischen Fürsten eine beständige Correspondenz zu erhalten, da man besorgen mußte, „was der Alba in den Niederlanden angefangen, werde man auch in Frankreich ins Werk richten wollen, von wo aus es auch an Andere gerathen, und die Stände teutscher Nation, welche den Gräueln des Papstthums widersprachen, nicht die Letzten seyn würden."

Bei so vielen, zum Theil vergeblichen, Bemühungen für den innern und äußern Frieden, wirft es ein besonders schönes Licht auf Christophs Charakter, daß zuletzt auch seine erklärten Gegner, wie K. Ferdinand I., seine Freunde wurden. Selbst der Bischof Otto von Augsburg, einer der thätigsten Agenten des päpstlichen Stuhls, warb um seine Gunst. Gegen das Papstthum allein war Christoph unversöhnlich; aber eine friedliche Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten durch ein allgemeines Concilium war sein höchster Wunsch. Wenn er in der Vorstellung seiner Zeit befangen erscheint, durch Symbole allein eine Vereinigung der Parteien zu Stande bringen zu wollen: so erhebt ihn jene Ansicht wieder über die meisten seiner Zeitgenossen. Seine thätige Theilnahme an der Gründung des Religionsfriedens, an der Wiederaufrichtung und Visitation des Kammergerichts, die Bewerkstelligung einer Reichsexecutions-Ordnung und der Kreisverfassung sind seine bleibenden Verdienste. Um so schmerzlicher war es ihm, das Ziel, das er bei dem Religionsfrieden vor Augen hatte, nicht ganz erreichen zu können; denn er sah bereits mit Bestimmtheit voraus, daß es mit einem allgemeinen Blutbade endigen würde. So erscheint Christoph im Reichsrath; seine vielen und schweren Arbeiten gingen nicht etwa auf einseitige oder persönliche Wünsche, sondern auf das, was dem Teutschen, dem Christen, was allen Menschen in jeder Verfassung das Theuerste und Herrlichste ist, auf gesetzliche Freiheit und Frieden.

Bei einer solchen ausgebreiteten Theilnahme an den großen Angelegenheiten von Europa dürfte man sich nicht wundern, wenn Christoph darüber die innern Angelegenheiten seines Landes zurückgesetzt hätte. Allein bei ihm war Beides in beständiger Wechselwirkung. Was er in den teutschen Kirchensachen bezweckte, dazu hatte er bereits in seinem Lande den Grund gelegt, und durch jene Verhandlungen sollte dasselbe hinwiederum festgestellt werden. Vier Jahre nach dem Religionsfrieden gab er eine verbesserte Kirchenordnung, welche noch besteht. Noch ehe mit den Ständen etwas darüber verhandelt war, stellte er von selbst das ganze Kirchengut zu seiner Bestimmung zurück, und konnte also den Päpstlern offen widersprechen, daß die prot. Fürsten nicht aus Geiz oder Habsucht reformirten, wie sie vorgaben. Christoph verbesserte die Universität und die Seminarien, welche seit dieser Zeit unter die Vorzüge Wirtembergs gehören. Eben so sorgte er für die Volkserziehung. In wenigen Friedensjahren sah man die Bevölkerung, die Landeskultur, den Wohlstand sichtbar zunehmen. Aber der Finanzzustand bedurfte noch einer Grundverbesserung. Es scheint sogar, Christoph habe den Statshaushalt über den andern Geschäften wirklich etwas vernachlässigt. Die Reichs- und Fürstentage, die vielen andern Reisen in Vermittelungssachen, die ihm häufig aufgetragen wurden, die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen und andere Gegenstände seiner Freigebigkeit, wiederholte Kriegsrüstungen, der Aufwand bei Hof, der starke Zuwachs seiner Familie, die Erbauung mehrer Schlösser im Lande, wozu Christoph eine besondere Neigung hatte, — Alles dieses mußte seine Kammereinkünfte erschöpfen. Doch das Hauptübel lag in den alten Schulden. Jene außerordentlichen Ausgaben, namentlich das Bauwesen, wurden nicht durch außerordentliche Steuern, sondern durch das Residuum oder den Überschuß des zweckmäßiger verwalteten Kirchenguts gedeckt. Die Schuldenzahlung hatten die Stände selbst wieder ins Stocken gerathen lassen. Dazu kam in der zweiten Hälfte seiner Regirung eine schreckliche Theurung. Christoph betrieb nun selbst einen Landtag. Er hatte schon wegen seiner Rüstungen im Moritzischen Krieg ein Privilegium vom Kaiser erhalten, außerordentliche Steuern, als Landesherr, erheben zu dürfen, wovon er aber bisher keinen Gebrauch machen wollte; um so mehr bestand er darauf, daß die Landschaft einen Theil der Landesschulden sammt den Zinsen übernahm, weil dieß das einzige Mittel war, die Zahlungen nicht mehr ins Stocken gerathen zu lassen. Auf eben diesem Landtag wurde ein feierlicher Vertrag zur Erhaltung der Kirchenreformation geschlossen. In den übrigen drei Jahren seiner Regirung besorgte Christoph die Verbesserung des Landrechts und der übrigen Landesgesetze, und verordnete eine Landesvisitation, die Alles in beständiger Aufsicht erhalten sollte.

Diese sämmtlichen Einrichtungen geschahen nicht bloß unter seinem Namen, sondern unter seiner persönlichen Mitwirkung, selbst bei geringeren Gegenständen. Auf diese Weise brachte Christoph sein zerrüttetes Land in dem kurzen Zeitraum von 18 Jahren empor, und erhob es zu einem des blühendsten Staten des protestantischen Teutschlands.

In unserer Zeit hat man Christophs Talent und Verdienste bald zu hoch, bald zu niedrig gestellt. Diese ganze Reihe von Thatsachen zeigt, daß beide Theile zu weit gegangen sind. Christoph wollte sich selbst nicht zu den außerordentlichen Menschen zählen, die durch große und kühne Entwürfe glänzen; aber noch weniger gehört er in die Klasse jener Gutmüthigen, welche der Selbstständigkeit entbehren. Er ist ein fester, edler Charakter, der eben so viel Tüchtigkeit als Ausdauer besaß, um das Bessere, das er wollte, zur wirklichen Ausführung zu bringen. Alle seine Handlungen tragen das Gepräge der Würde, die in ihm selbst lag; sie bezeichnen einen weisen und gerechten Fürsten, und bestätigen also das Urtheil, das wir oben schon gegeben haben. Mild und väterlich gegen seine Unterthanen, erwarb er sich die Liebe aller Stände und den Dank der Nachwelt. Sein frühes Ableben wurde als ein tiefer Verlust empfunden, ob er gleich seine meisten Entwürfe zur Vollendung gebracht hatte. Man sah, daß er die Sele seiner Verfassung war. — Christoph hatte von Natur einen großen, starken Körper; in den mittlern Jahren wurde er jedoch ungewöhnlich dick, und frühzeitig zeigten sich die Folgen seiner durch Kriegsstrapazen, verschiedene Unfälle und fortwährende Arbeiten angegriffenen Gesundheit. Er war sich selbst sehr hart, und nur bei der pünktlichsten Zeiteintheilung war es möglich, so Vieles auszuführen, wie er gethan hat. In seinem 50sten Jahre, kurz vor dem angeführten großen Landtag, überstand er eine schwere Krankheit; jeden Winter wiederholten sich die Beschwerden von Katarrh und Rothlauf; doch blieb er bis in seine letzten Tage in den Regirungsgeschäften thätig. Mit der Geistesruhe, welche aus echt religiösem Sinn fließt, sah er seinem Tode entgegen. Er entschlief am 28. Dec. 1568, nachdem er erst 53¼ Jahre zurückgelegt hatte.

In seinem Hause war Christoph weniger glücklich, als in seiner Regirung. Seine Gemahlin erfreute ihn zwar mit 12 Kindern, wovon zwei Söhne im zarten Alter starben; die übrigen, 2 Söhne und 8 Töchter, wuchsen unter seinen Augen heran, und er brachte gewöhnlich die Abendstunden in ihrer Umgebung zu. Aber die Söhne entsprachen seiner Erwartung nicht. Der Erstgeborene, Eberhard, hatte eine trotzige Gemüthsart, die Hofmeister waren ihm nicht gewachsen, und es scheint, der häufig in den öffentlichen Geschäften abwesende Vater habe den Verirrungen zu spät auf den Grund gesehen. Die rührendsten Vorstellungen, die strengsten Maßregeln blieben fruchtlos. Eberhard starb in seinem 24sten Jahre an den Folgen der Trunkliebe, welche damals noch an den meisten Höfen im Schwang ging. Diesen traurigen Fall überlebte Christoph nur um ein halbes Jahr. Der zweite Sohn, Ludwig, der ihm in der Regirung folgte, war noch in der Minderjährigkeit und seine Geistes- und Körperkräfte berechtigten zu keinen großen Hoffnungen.

Die Töchter hingegen rechtfertigten die älterliche Erziehung; sie erhielten eine für jene Zeit vorzügliche Bildung, und es fehlte auch nicht an fürstlichen Bewerbern. 1) Hedwig, geb. 15. Jan. 1547, wurde dem Landgrafen Ludwig von Hessen, Philipps zweitem Sohne, vermählt. 2) Elisabeth, geb. 3. März 1548, ward Gemahlin a) des gefürsteten Grafen Georg Ernst von Henneberg, b) des Pfalzgrafen Georg Gustav. 3) Sabina, geb. 12. Februar 1549, heirathete den Landgrafen Wilhelm, Philipps ältesten Sohn, Stifter der hessenkasselschen Linie. Diese drei sah Christoph noch zu seinen Lebzeiten vermählt. 4) Ämilia, geb. 19. Aug. 1550, heirathete den Pfalzgrafen Richard zu Simmern. 5) Eleonore, geb. 25. März 1552, war Gemahlin a) Joachim Ernst's, Fürsten zu Anhalt, b) Georgs, Landgrafen von Hessen-Darmstadt, jüngsten Sohnes von Philipp. 6) Dorothea Maria, geb. 3. Dec. 1559, vermählt mit Otto Heinrich, Pfalzgraf zu Sulzbach, von der Zweibrücker Linie. 7) Anna, geb. 12. Jun. 1561, vermählt mit a) Johann Georg, Herzog zu Brieg und Liegnitz-Wolgar, an Christophs Hof erzogen, b) Friedrich IV., Vetter des Erstern, auch Herzog zu Liegnitz. 8) Sophie, geb. 20. Nov. 1563, vermählt mit Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Altenburg, Administrator von Kursachsen. — Von diesen ausgebreiteten Verbindungen hat sich jedoch allein die Linie von Hessenkassel erhalten.

Christophs Gemahlin, Anna Maria, war eine stille, tugendsame und mildthätige Fürstin. Durch die Bekümmerniß über den frühen Tod ihres Gemahls, durch die vielfältigen Sorgen und Geschäfte bei der Vormundschaft ihres jüngern Sohnes, wurde ihre Gesundheit angegriffen. Als sie ihre Tochter Eleonore im J. 1571 nach Dessau begleitete, und die älteren Töchter zu Kassel und Marburg besuchte, lernte sie den Landgrafen Georg kennen, der nachher der zweite Gemahl der Eleonore wurde. Sie wurde überredet, oder überredete sich selbst, der junge Landgraf habe eine Neigung zu ihr. Eine Partei ihres Hofes schien ihre Entfernung von der Vormundschaft zu wünschen; die gute 45jährige Frau, nach einigem Widerstreben, machte sich mit dem Gedanken vertraut, und da die ältern Kinder ihr die Sache ausreden wollten, fiel sie in eine Geistesverwirrung, in der sie, mit Abwechslungen, bis zu ihrem Tode, 20. Mai 1589, blieb.

Noch ein besonderes Verdienst hat Christoph um die Erhaltung des Fürstenhauses. Ungeachtet er nach dem Tode seines Oheims, des Grafen Georg, den Rückfall von Mömpelgard zu hoffen hatte, so bewog er doch diesen, noch in späten Jahren sich zu vermählen, nachdem er ihm auch im passauer Vertrag das Successionsrecht auf Wirtemberg erhalten hatte. Er warb selbst für ihn um des Landgrafen Philipps Tochter Barbara, mit welcher Georg nur noch wenige Jahre in der Ehe lebte und 3 Kinder erzeugte. Von diesen blieb Friedrich, der Stifter der jetzigen Linie, allein am Leben. Ohne diese Vorsicht würde das Haus Wirtemberg in kurzer Zeit ausgestorben seyn; denn Ludwig, Christophs jüngerer Sohn, bekam von zwei Gemahlinnen keine Kinder. Christoph ließ Friedrich mit Ludwig erziehen, und traf bereits in seinem Testament die nähern Anordnungen auf den Fall, daß jener diesem succediren sollte. Das Testa-

ment selbst, welches die ernstlichsten Lehren für die Nachfolger enthält, bleibt ein besonderes Denkmal von Christophs Regentenweisheit *). (*Pfister.*)

Christoph, auch Henri, Regent auf Hayti, s. Hayti.

CHRISTOPHERSON, (John), aus Lancastershire gebürtig, unter König Heinrich VIII., Principal am Trinitätscollegium zu Cambridge, und seit 1554 Decan von Norwich, doch noch unter Eduard verwiesen, unter der Königin Maria aber als Bischof von Chichester angestellt, und kurz vor dieser Königin 1558 gestorben, lieferte in barbarischem Latein Übersetzungen von Philo und von den Kirchengeschichten des Eusebius, Sokrates, Sozomenes, Evagrius und Theodoret. (*H.*)

CHRISTOPHSORDEN, (St.). Um die Rohheit der Sitten unter dem Adel zu mildern, besonders aber das übermäßige Saufen und Fluchen bei seinen Gelagen abzuschaffen, vereinigte sich, im Jahre 1517, eine Zahl östreichischer Ritter und Edle, und stiftete einen Orden, den sie St. Christophsorden nannten, weil sie sich diesen Heiligen zum Patron erwählt hatte, dessen Bild das Ordenszeichen war. An der Spitze dieses Vereins stand der Ritter Siegmund von Dietrichstein, von dem auch die Ordensstatuten sind. In der Einleitung derselben heißt es: „Völlerei ziemt sich nicht für den Adel, der ein Vorgang (Vorbild) des gemeinen Mannes seyn solle." Die Mitglieder verbanden sich, nicht zu fluchen, noch zu schwören. Für jede Übertretung dieses Gebots wurde ein Gulden Strafe erlegt. Geschah dieß mehr als sechs Mal: so erfolgte Ausstoßung aus dem Verein. Sie verbanden sich ferner gegen das übermäßige Zutrinken und Saufen, und mit zwei Gulden wurde ein Übertretungsfall bestraft. Auch Frauen und Mädchen waren fähig zur Aufnahme. — Jährlich gegen Michaelis fand eine Vereinigung der Mitglieder in Grätz, als dem Sitze des Ordens, Statt, wo für das nächste Jahr ein neues Oberhaupt gewählt ward. Die Zahl der Ordensglieder belief sich bei Stiftung desselben auf 18. Die Statuten sind aus Grätz vom 22. Junius 1517 datirt und in Megisers Chronik des löblichen Erzherzogthums Khärndten, Leipzig 1612, im 2ten Theile S. 1294 zu finden. Sie sind in einem sehr naiven Ton abgefaßt und geben ein lebendiges Bild der damaligen Rohheit und Verdorbenheit : Sitten. Wie lange dieser, für jene Zeit höchst löb- e Orden bestanden, weiß man nicht; daß aber da- diese Art Sittenverderbniß, der er abhelfen sollte, gestiegen seyn müsse, beurkundet die Entstehung Vereinigung ähnlichen Zweckes in demselben en Rittern Steiermarks, Kärnthens und nannte sich: der Ritterorden der heilige Christoph war auch ihr Pa- Auch in diesen wurden Frauen nommen. — Das Ordenszeichen war Christophs, daher der Name des Ordens. Jedes Glied trug es an einer Kette oder Schnur, um den Hals oder am Hut, oder sonst wo, nur immer so, daß es sichtbar war. Geschah dieß nicht, so wurden dafür drei Kreuzer Strafe bezahlt. (*Gottschalck.*)

Christoval de Laguna, St., s. Laguna.

CHRISTUS, eine Hauptbenennung Jesu, um seine Bedeutung für das Menschengeschlecht zu bezeichnen, ist griechische Übersetzung des hebräischen משיח; in griechischer und teutscher Form: Messias; in teutscher Sprache: Gesalbter. Wegen Einweihung der Könige durch Salbung ist sie auch gleichbedeutend mit König. Bei Jesus hat die Benennung ihren Grund darin, daß unter den Israeliten schon von frühen Zeiten her ein solcher Gesalbter oder Messias erwartet wurde, und daß nun durch Jesus, nach seiner eigenen Behauptung, diese Erwartung erfüllt seyn sollte. Man muß daher in der Bestimmung dessen, was Jesus als Christus war, von den Messiasideen der Israeliten ausgehen, wovon hier indeß nur Andeutungen gegeben werden können, die genauere Darlegung des Ursprungs und der allmäligen Ausbildung der Messiashoffnung sind dem Artikel Messias vorbehalten. Ohne Zweifel haben diese Ideen ihren Ursprung in der überhaupt das menschliche Leben begleitenden Hoffnung, die aber eine eigene Gestalt annehmen mußte bei einem Volke, das sich für das auserwählte Volk Jehova's erkannte, und sich dadurch zu den glänzendsten Erwartungen berechtigt fand. Sehr nahe dachte es sich der Erfüllung dieser Erwartungen in der glücklichen Zeit unter der Regirung des Königs David; allein nur kurz dauerte dieses Glück. Schon nach der Regirung seines Nachfolgers begann es wieder zu sinken, und die drückendsten Zeiten traten bald ein. Einer lebendigen Hoffnung auf Gott ist es aber nicht eigen, unter Druck zu verschwinden; am allerwenigsten aus dem Herzen von Gott höher begeisterter Menschen. Das Elend der Israeliten, fast nichts mehr übrig lassend, als die Hoffnung, gab dieser vielmehr eine neue höhere Spannkraft und eine immer kühnere Sprache; und da sie, wie es schien, einst unter König David ihrer Erfüllung so nahe gewesen, so trennte sie sich auch nicht wieder von dem Bilde jenes Königs; und daher mußte es nun ein König, und zwar aus dem Stamme des unvergeßlichen David seyn, durch welchen Jehova das erwartete Heil stiften würde. Durch ihn mußte das israelitische Volk zum höchsten Glanze auf Erden erhoben werden; alle übrigen Völker mußten ihm unterliegen, oder edler gedacht: mußten mit ihm zu einem Volke Gottes vereinigt werden. Daß in diesem allgemeinen Reiche Recht und Gerechtigkeit herrschen werde, war von der Idee eines Reiches unter Jehova unzertrennlich. Damit hing aber auch die von frühen Zeiten herrschende Vorstellung zusammen, daß eben die bisherigen Abweichungen des Volks von Recht und Gerechtigkeit, wozu auch öfter sogar gänzliche Abwendung von Jehova zu fremden Götzen gekommen war, der Grund seien, woher alles Elend, das sonst unter Jehova's Schutz nicht denkbar sei, entsprungen, und der Eintritt des glücklichen Zeitalters noch aufgehalten wäre. Daher mußte mit dem Eintritte desselben eine allgemeine Entsündigung vorgehen. Wie diese geschehen werde, darüber war d- Vorstellung unbestimmt; ob etwa durch noch härte-

Herzog Christoph zu Wir- ungedruckten Quellen, von J. C. phs Bild und einem Fac simile Laupp, 1819—1820. Im zwei- druckten und ungedruckten Quel-

Drangsale, die das Volk selbst erst noch erdulden müsse, oder wie sonst. Der Behauptung, daß sich die Israeliten den Messias für ihre Sünde leidend, überhaupt leidend, gedacht hätten, ist von Vielen nicht ohne bedeutende Gründe widersprochen.

So fanden sich nun in der Messiasidee zur Zeit der Erscheinung Jesus folgende Hauptelemente: 1) es werde erscheinen ein Gesalbter aus Davids Stamme; 2) es werde vor oder bei dieser Erscheinung eine allgemeine Entsündigung des Volks Statt finden; 3) es werde auf Erden ein allgemeines Reich unter Gott gestiftet werden, in welchem Recht und Gerechtigkeit herrschen, und das in hohem Glanze und Glücke stets fortdauern werde. Dieß Alles mit Stellen aus dem alten Testamente zu belegen, müssen wir dem Artikel Messias vorbehalten. Kurz zusammengedrängt finden wir es in der begeisterten Rede des Zacharias, Luk. 1, 68—78, welche natürlich die damaligen Erwartungen vom Messias enthalten mußte. Es war aber noch ein Viertes hinzu gekommen, was gewöhnlich aus einem Ausdrucke des zweiten Psalms, welcher den Gesalbten auch Gottes Sohn nennt, erklärt wird, daß nämlich der Messias Gottes Sohn sei; daher Gottes Sohn gewisser Maßen ein mit Messias gleichbedeutender Ausdruck wurde, welches klar z. B. daraus hervorgeht, daß Andreas, der (Joh. 1, 35) von Johannes dem Täufer das Zeugniß gehört hatte, Jesus sei der Sohn Gottes, dieses Zeugniß bald darauf seinem Bruder (V. 41) mit den Worten wieder gibt, wir haben den Messias gefunden. Mit diesen Ideen ist nun zu vergleichen, was Jesus wirklich war, und in wiefern durch ihn die frühern Messiashoffnungen erfüllt wurden, oder wie weit er dieselben etwa noch übertraf. Es kann jedoch hier nicht Alles, was uns in den Urkunden des N. T. vom Leben Jesus gesagt wird, erörtert werden (darüber s. Jesus); hieher gehört nur, was ihn am nächsten als Messias oder Christus betrifft.

Das oben angeführte, erste Hauptelement der israelitischen Messiasidee war, daß der Messias von David abstammen werde. Diese Abstammung ist uns im neuen Testamente bei Jesus klar genug vor Augen gelegt. Nicht nur wird er öfter Sohn Davids genannt, sondern diese Abstammung wird auch (Matth. 1. und Luk. 3.) besonders nachgewiesen. Es bedürfte also wenigstens darüber keiner Worte mehr, daß das neue Testament die Abstammung Jesus von David ausspricht. Gedenkt man nun aber hiebei des oben angegebenen vierten Hauptelements der Messiasidee, wonach der Messias Sohn Gottes ist: so kann zwar keine Frage seyn, ob Jesus im neuen Testamente Sohn Gottes genannt werde; nicht so schnell entschieden ist es aber, in welchem Sinne es ihn so nenne. Da nirgends im neuen Testamente da, wo Jesus Sohn Gottes genannt wird, unmittelbar eine vollständige Sinnerläuterung hinzu gefügt ist, so bleibt uns nichts übrig, als auf diejenigen neutestamentlichen Vorstellungen von ihm zu merken, welche wol in den Begriff Sohn Gottes gefaßt werden können, und nun anzunehmen, daß das neue Testament auch diesen Sinn mit jenem Ausdrucke verbinde. Da finden wir, daß Jesus als rein von allen sittlichen Mängeln (1. Petr. 2, 22. 23.) und in innigster sittlicher Ähnlichkeit und Gemeinschaft mit Gott dargestellt wird. Die Stellen bei Joh. 14, 9. und Joh. 10, 30. bedeuten wenigstens dieß. Schon darum können wir ihn Sohn Gottes nennen, und der Bibel ist diese Bedeutung von Sohn Gottes nicht fremd, z. B. Luk. 6, 35., Joh. 8, 38—44. Jesus wird ferner als derjenige dargestellt, der, von Gott berufen, im Namen desselben ein hohes Werk vollführe. Auch hier ist die Benennung Sohn Gottes nicht unschicklich, und auch auf diesen, wenn man so sagen soll, amtlichen Sinn jener Benennung Jesus führt uns das neue Testament (Joh. 10, 30—36). Manche haben nun den Gebrauch des Ausdrucks Sohn Gottes im neuen Testamente allein auf diese Bedeutungen einschränken, oder ihn, wo er etwas Anderes, als sittliche Gemeinschaft mit Gott anzeigen sollte, für ganz synonym mit Messias erklären wollen; also dann als eine nur dem üblichen Sprachgebrauche zu Gefallen aufgenommene, nichts Neues sagende Benennung des Messias; zumal, da der zweite Psalm, von welchem diese Benennung herstammt, uns zu nichts Weiterm veranlaßt. Allein es läßt sich nicht umgehen, daß das neue Testament noch etwas von Jesus aussagt, was nicht eigentlich in dem Messiasbegriffe an sich liegt, noch auf eine bloß sittliche oder amtliche Verbindung mit Gott sich zurückführen läßt, und das dem Begriffe Sohn Gottes, indem es sich sehr wohl als Merkmal dazu eignet, eine noch viel höhere Bedeutung gibt. Wir könnten hier zuerst anführen, was von der übernatürlichen Zeugung Jesus gesagt wird; aber wir wollen davon abstehen, um für die herrschendern Vorstellungen des N. T. Raum zu gewinnen. Wir wollen hier vielmehr vor Allem auf den Anfang des Evangeliums Johannes hinweisen, wenn auch nur, so weit sein Sinn ganz klar vor Augen liegt. Die Rede ist hier offenbar von Jesus. Nach dem 14ten Verse war er der Mensch gewordene Logos (was Luther Wort übersetzt). Was nun der Logos an sich sei, erklärt man nicht mit Unrecht aus dem damaligen philosophischen Sprachgebrauche, der uns bei Philo vorliegt. Aber auch hievon abgesehen, weil es Manchen anstößig ist, wollen wir uns nur an das halten, was in der Rede des Johannes selbst von ihm ausgesagt wird. Er war, heißt es V. 1, im Anfange; ferner: er war bei Gott; war Gott; und weiter in den folgenden Versen: es sei durch ihn alles Erschaffene erschaffen. Möge man den Sinn dieser Worte durch Auslegungskunst noch so sehr herabstimmen, immer bleibt in diesen Worten unläugbar die Idee eines über alles Erschaffene erhabenen Wesens, durch welches Gott Alles erschaffen hat. Wir dürfen wol ohne Bedenken annehmen, daß es diese hohe Idee ist, welche das neue Testament mit dem Ausdrucke Sohn Gottes verbindet, und es veranlaßt uns selbst zu dieser Annahme, indem es fast dasselbe, was es hier dem Logos beilegt, an andern Stellen, z. B. Kol. 1, 13—17, geradezu vom Sohne Gottes aussagt. Es möge sich nun diese höhere Bedeutung von Sohn Gottes aus vielen Stellen des neuen Testaments wegstreiten lassen, es möge auch gelingen, Alles, was Jesus über seine Verbindung mit Gott, Joh. 10, 30., sein früheres Daseyn vor seinem Erdenleben, sein Gekommenseyn vom Himmel, Joh. 6, 38. 62., 8, 58., 17, 5, selbst sagt, so zu deuten, daß nur sittliche

Verbindung mit Gott, sittliche Größe oder uneigentlicher Ausdruck übrig bleibt; es mögen auch die Berichte von den Wundern mit ihm und durch ihn auf nichts Höheres hindeuten, da sie allerdings auch ohne dieß durch einen bloßen Beistand Gottes möglich waren: — die Idee eines Sohnes Gottes, eines Logos in Jesus, wie wir sie bei Johannes gefunden haben, war unläugbar da; und wer wird überall, wo der Zusammenhang nur auf eine sittliche oder amtliche Bedeutung des Ausdrucks Sohn Gottes führt, beweisen können, daß dem, der das Wort niederschrieb, nicht auch zugleich die höhere Bedeutung mit vorschwebte? Und wie sehr spricht sich jene höhere Idee in so Manchem aus, was von Jesus ausgesagt wird, z. B. daß er Sünden vergebe (Matth. 9, 6), Gebete erhöre (Joh. 14, 13), daß er wie der Vater zu ehren sei (Joh. 5, 23)! Da hingegen können wir nicht annehmen, daß die neutestamentlichen Schriftsteller da, wo sie Jesus selbst Gott zu nennen oder ihn als Gott selbst darzustellen scheinen, je die Gränzen aus den Augen verloren haben sollten, die Jesus selbst so bestimmt zwischen sich und dem Vater setzte, und die ihnen gewiß nicht aus der Acht gekommen sind, da sie die hierauf hinzielenden Aussprüche Jesus uns so bestimmt wiedergeben z. B. (Joh. 14, 28): der Vater ist größer als ich; (Joh. 5, 19) der Sohn kann nichts von ihm selber thun; (Mark. 13, 32) der Sohn wisse etwas nicht, was der Vater wisse. Auch heißt er (Kol. 1, 15) nur der Erstgeborene aller Kreaturen.

Daß Jesus bei allen diesen Vorstellungen von seiner innern Natur doch zugleich als ein wahrer Mensch, nur ohne Sünde, betrachtet wurde, erhellet aus unzähligen Stellen des N. T., welches uns Jesus Menschheit nicht allein aus unverholenen Darstellungen des rein Menschlichen in seinem Leben erblicken läßt, sondern auch Menschliches von ihm behauptet, z. B. Hebr. 4, 15.

In den Messiaserwartungen der Israeliten war auch als das oben angeführte zweite Hauptelement, die Hoffnung einer allgemeinen Entsündigung des Volks begriffen, und wir fragen nun, wie dieses auch bei der Erscheinung Jesus zutraf; ob jene Entsündigung geschah; wodurch sie geschah. — Ein großer Theil der Ausdrücke, die mit Entsündigung vertauscht werden können, und im neuen Testamente vorkommen, z. B. Erlösung, von Sünden frei oder rein machen ꝛc. lassen einen doppelten Sinn zu: den der Aufhebung der Sündenstrafen, und den der Befreiung von der Gewalt, welche Sünde und Laster früher über uns hatten, so daß wir aus dem sklavischen Sündendienste zu einem freien sittlichen Wandel übergehen. Beides lag im Grunde schon in den frühern Messiaserwartungen. Hier aber ist zunächst von Entsündigung in der erstern Bedeutung die Rede, von Aufhebung der Strafe für begangene Sünden. Daß von solcher Entsündigung überhaupt im neuen Testamente die Rede sei, bedarf keines Beweises, und Vielen hat die Lehre von der Entsündigung sogar die Hauptlehre des neuen Testaments geschienen, und überdieß eine Lehre, die einzig auf biblischer Verkündigung beruhe, der Vernunft aber durchaus unzugänglich sei. Wir müssen sie etwas näher beleuchten. Durch die ganze heilige Schrift herrscht die Lehre, daß wir Vergebung der Sünden von Gott erlangen, wenn wir uns bessern. Aus dem alten Testamente führen wir z. B. Jes. 55, 7., Jer. 3, 12., Hesek. 18, 21. 22., Hos. 6, 1—4. an, und in Hos. 11, 8. 9. wird der Grund davon in der Vollkommenheit Gottes gezeigt, indem Gott nicht ein Mensch, sondern Gott und heilig sei. Aus dem neuen Testamente möge die Rede Jesus vom verlornen Sohne (Luk. 15), für alle übrigen Anführungen gelten, wo die Verzeihung aus der väterlichen Gesinnung Gottes abgeleitet wird. Dieß ist eine Vorstellung, die auch in den Zeiten des ungebundensten Zweifelns neuerer Zeit Niemand angetastet hat. Von den frühesten Zeiten an aber erhielt sich daneben die Idee, daß es noch irgend eines besondern Mittels bedürfe, zu bewirken, daß uns Gott vergebe. Je weiter wir in der Zeit zurück gehen, desto mehr tritt uns die Idee einer Besänftigung des göttlichen Zorns entgegen; und das Mittel der Israeliten hiezu waren Opfer. Daß aber eben diese Art der Versöhnung, wenn auch nicht sowol Zornes, als überhaupt Gottes, bei der Erscheinung Jesus im neuen Testamente als geschehen behauptet werde, wer könnte dieß aus demselben wegstreiten? Auch hier ist von einem Söhnopfer die Rede, und dieses Opfer war nach den klarsten Aussprüchen kein anderes, als der am Kreuze sterbende Versöhner. Sind auch die Worte Jesus, Matth. 20, 28., 26, 28., nur noch verschiedener Auslegung unterworfene Hindeutungen darauf, so ist es in andern Stellen der Bibel desto klarer ausgesprochen; wobei eine Hinweisung auf den Brief an die Römer und den an die Hebräer genügen mag.

Was noch mehr ist; es scheint sich sogar oft die Vorstellung zu entfernen, daß, um an der Versöhnung durch Jesus Opfer Theil zu nehmen, von unserer Seite Besserung erfoderlich sei, und vorherrschend scheint dazu Glaube an Jesus als Bedingung gefodert zu werden. Nun begreift zwar dieser Glaube, als völlige Hingebung unseres Geistes und Herzens an Jesus, auch die Besserung in sich; aber manche Stelle des neuen Testaments, vor allem das 3. und 4. Kapitel des Römerbriefs, möchten fast zu der Vorstellung führen, daß es bei der Begnadigung vor Gott gar nicht auf unsern Wandel ankomme, sondern einzig auf Glauben, und zwar nur auf den einfachen Glauben, daß unsere Begnadigung allein durch den Tod Jesus geschehe. Aber sehr haben wir uns zu hüten, daß wir hier nicht zu weit gehen. Wie sehr auch selbst der Verfasser dieses Briefes die Heiligung des Wandels zu der durch Jesus zu erlangenden Begnadigung für unumgänglich nothwendig erklärt, sehen wir unter andern ganz deutlich aus der Stelle Gal. 2, 17., wo er ganz bestimmt sagt, durch Jesus Begnadigung suchen und doch in Sünden zu beharren, heiße Jesus zum Sündendiener herabwürdigen. Wollen wir alle Aussprüche des Verfassers und überhaupt alle Aussprüche des neuen Testaments vereinigen: so müssen wir den Sinn annehmen, unsere Besserung sei zwar unerlaßliche Bedingung der Begnadigung, aber überhaupt möglich geworden sei diese Begnadigung nur durch den Opfertod Jesus und durch die Anerkennung dieser Bedeutsamkeit seines Todes.

Wollten wir, hiemit noch nicht einstimmig, etwa auf die Seite derer treten, welche die neutestamentlichen Vorstellungen von der Wirkung des Opfertodes Jesus

dadurch beschränken, daß sie annehmen, die Entsündigung durch diesen Tod solle nur Entsündigung von der adamitischen Erbsünde seyn (etwa nach Röm. 5); oder auch, sie sei nur als eine allgemeine Volksentsündigung zu denken; nur dieser Zweck werde dem Tode Jesus zugeschrieben; was aber dann die Vergehungen außer der Erbsünde, oder die neuen Vergehungen Einzeler nach der geschehenen allgemeinen Entsündigung betreffe, so gelte da ganz allein, daß die Vergebung durch Besserung erlangt werde; — wollte man dieß annehmen: so führten wir die Wirkung des Todes Jesus nicht allein auf Etwas zurück, was uns keineswegs über alle Schwierigkeiten hinaushebt, sondern es treten uns hier auch wieder andere Aussprüche des neuen Testaments entgegen, wo die Vergebung durch den Opfertod Jesus ganz klar auch auf die neuen Vergehungen der bereits in der allgemeinen Entsündigung mitbegriffenen bezogen wird; wobei wir nur 1 Joh. 2, 1. 2. anführen wollen. Wir werden also die oben angegebene Vorstellung als wirklich im neuen Testamente ausgesprochen anerkennen müssen.

Es führt uns aber die zuletzt angeführte Stelle noch auf eine andere Idee des neuen Testaments, daß wir nämlich die Begnadigung bei Gott auch der Fürsprache Jesus im Himmel zu verdanken haben; und dieß ist öfter auch an andern Stellen ausgedrückt, z. B. Röm. 8, 34., Hebr. 7, 24. 25. Indeß ist doch die Lehre von der Versöhnung durch den Opfertod Jesus vorherrschend. — So sehen wir denn also, daß nach dem neuen Testamente auch die in den Messiaserwartungen enthaltene Idee einer Entsündigung durch Jesus erfüllt wurde.

Es bleibt uns nun noch die Frage, in wiefern Jesus auch die Hoffnung erfüllte, daß durch den Messias ein allgemeines Reich auf Erden unter Gott werde gestiftet werden, in welchem Recht und Gerechtigkeit wohnen, und das im höhern Glanze und Glücke stets fortdauere. — Wir brauchen hier in der That nur den einen Ausdruck auf Erden nach Joh. 18, 36. wegzulassen, d. h. das Reich zwar auf Erden beginnend, aber sich über dieß Erdenleben hinaus erstreckend und dort erst im vollen Lichte hervortretend uns zu denken: so liegt die vollkommenste Erfüllung jener Erwartung, uns wenigstens, vor Augen. Aber so kurz ausgeführt diese Abänderung in einem Ausdrucke ist, so viel umfassend und schwer ist sie als Veränderung in der Idee eines Volkes, bei welchem die irdischen Erwartungen um so tiefer Wurzel gefaßt hatten, da denselben nicht einmal eine klare Aussicht auf ein höheres Leben nach dem irdischen zur Seite stand; so, daß man es auch möglich finden mußte, daß die vorhandenen höhern Begriffe, z. B. von vollkommener Herrschaft der Gerechtigkeit, schon auf der Erde in Wirklichkeit träten.

Hier vornehmlich war denn nun auch der Punkt, wo die Zweifel der Messiaswürde Jesus unter seinem Volke entstanden. In seinem Sinne und Zwecke lag ein Reich Gottes, aber ein Himmelreich; und erwartet wurde von seinen Zeitgenossen ein Erdenreich. Vieles, was man hörte und sah, deutete auf Täuschung dieser letztern Erwartung, und bereitete ihm Geringschätzung. Nur hie und da schien die Verheißung des Irdischen aus dem, was durch Jesus geschah, durchzuleuchten. Aber was war die Folge davon? — Bei Vielen, welche die Umgestaltung fürchteten, bereitete es ihm Verfolgung. Bei Andern, die durch diese Umgestaltung zu gewinnen hoffen konnten, zwar Anhänglichkeit; aber ist's nicht beklagenswerth genug, wenn wir sehen müssen: Anhänglichkeit wenigstens auch auf diese irdischen Aussichten gegründet! Wem treten nicht bei dieser letztern Bemerkung die Jünger Jesus vor Augen! Wenn sie auch der irdischen Idee nicht so unterlagen, daß sie der höhern, wie viele ihrer Zeitgenossen, unfähig gewesen wären; wenn wir vielmehr sehen, wie sie sich Schritt für Schritt immer höher erhoben, so finden wir doch auch noch zuletzt die Spuren davon. Fassen wir nun aber die Idee in höherer Vergeistigung auf, so sehen wir zwar nicht für das Gemüth aller Zeitgenossen Jesus, aber doch für die bessern und also doch überhaupt die Erwartungen der Stiftung eines neuen Reichs durch Jesus erfüllt, und also auch hierin ihn als Messias oder Christus. *Ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ* oder *τῶν οὐρανῶν*, ein Gottesreich, ein Himmelreich, dieß war das große Ziel seines Wirkens, der Zweck seiner göttlichen Sendung. Dahin wirkte er durch Ausdehnung der Aussicht des menschlichen Geistes über die Erde hinaus; durch Erleuchtung über Gott in allen den Eigenschaften, die dem Menschen an ihm als oberstem Herrn des Reichs wichtig seyn mußten, und durch Richtung des menschlichen Strebens auf das, was dem Bürger eines solchen Reichs geziemt, und zum Bestehen darin nothwendig ist. Hiezu fehlt es dem Menschen nicht bloß an Einsicht, sondern auch an Kraft. Beides gewährte er durch Wort und Vorbild; und wer seinen Geist auf ihn hin richtet, wird gestehen müssen, daß sein Gemüth hier von einer Gewalt ergriffen wird, die gar nicht größer seyn darf, wenn nicht die sittliche Freiheit des Menschen aufgehoben werden soll. Jene Hinwendung des Geistes und Herzens zu Jesus ist denn auch der Glaube an Jesus, den er fodert, und welcher der Anfangspunkt und die nimmer versiegende Kraftquelle für unsere wahre Veredlung und Heranreifung zu dem höhern Reiche ist, das dann auch schon hier beginnt mit seinem höhern Frieden, und über dieß Erdenleben hinaus reicht in eine Ewigkeit. Diese große Idee finden wir tausendfach in der neutestamentlichen Urkunde von Jesus und seiner Stiftung ausgesprochen. Man lese z. B. nur Tit. 2, 11—14. Nur wird die Vollendung dieses höhern Reiches noch in einer besondern Gestalt gezeigt. Von allem Bildlichen im Ausdrucke entkleidet, bleibt unläugbar übrig: Christus ist fortwährend das Oberhaupt seines Reiches (Hebr. 8, 12., Eph. 1, 22.), wirkt immerfort dessen Beförderung, (Matth. 28, 20.) wird einst als Richter über Alles, was auf Erden lebte, das Urtheil sprechen (Ap. Gesch. 10, 42., 17, 31. Matth. 25, 31—46), und endlich, wenn das gestiftete Reich zu seiner Vollendung gekommen ist, wird er mit ihm, wird Alles wieder unter einem Oberhaupte, unter Gott allein stehen (1. Kor. 15, 28).

Dieses nun ist in wenigen Grundzügen das Bild von Jesus als Christus, welches uns die Urkunden seiner Erscheinung geben. (*Märtens.*)

CHRISTUSORDEN, der päpstliche und der portugiesische. Die Geschichte dieses, ursprünglich

geistlichen Ordens ist die Fortsetzung der Geschichte der Tempelritter; denn als diese untergingen, traten jene an ihrer Stelle hervor. Von ihrer Entstehung an waren die Tempelherren in Portugal sehr geachtet, da sie die Pflichten ihrer Verbrüderung streng befolgten und diesem Lande, durch Vertheidigung seiner Gränzen gegen die Mauren, große Dienste leisteten. In andern Staten war das nicht so. Hier vergaß der Orden seinen Urzweck, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Sein Ansehen, sein Reichthum machten ihn übermüthig. Im Königreiche Kastilien lehnte er sich sogar gegen den Regenten auf. Dem Papst Clemens V. war das hoffärtige Leben der Tempelherren ein Gräuel. Er beschloß daher, den ausgearteten Orden aufzuheben und dem Johanniterorden seine Güter zu geben. Im J. 1306 befahl er deßhalb den Bischöfen, sich in Salamanca zu einem Concilium zu vereinigen, zur Untersuchung des Betragens der Tempelritter. Eine ähnliche Versammlung ordnete er das Jahr darauf zu Vienne in der Dauphiné an und benachrichtigte hievon den König Dionysius von Portugal. Dieser kluge Fürst, der dem Papste nicht entgegen seyn und die Tempelritter, über die er nicht klagen konnte, gern erhalten wollte, nahm den Ausweg, daß er die Güter, welche der Orden in seinem Reiche besaß, in Beschlag und Verwaltung nahm, und sich mit den Königen von Castilien und Aragonien dahin vereinigte: dem Papste keine Verfügung über die Güter des Ordens in ihren Reichen, ohne ihre Zustimmung, zu gestatten. Diese Maßregel war vom besten Erfolge. Denn als der Papst 1312 den Tempelherrenorden wirklich aufhob und seine Güter dem Johanniterorden gab, nahm er hievon die Güter in den Königreichen Castilien, Aragonien und Portugal aus. Hier traten nun die, bis dahin zum Schein unterdrückten Tempelherren wieder auf, zwar mit beschränkter Gewalt, aber wie bisher geehrt, und führten ihren alten Namen fort. Dionysius wünschte indessen, das alte Ansehen ihnen ganz wieder zurück zu geben, und als daher Clemens starb, so knüpfte er mit dessen Nachfolger, Papst Johann XXII., der billigere Gesinnungen gegen den Orden hatte, Unterhandlungen deßhalb an. Diese fielen auch nach seinen Wünschen aus. Johann willigte in die Wiederherstellung des Tempelherrenordens in Portugal, mit Zurückgabe aller seiner Güter, machte aber zur Bedingung, daß er seinen bisherigen Namen ablege und den: Ritter Christi annähme. Dionysius gab hierin nach, da der Name ihm unwesentlich schien, und so hießen nun in Portugal die Tempelritter: Ritter des militärischen Ordens Christi. Dieß geschah 1317, und 1319 bestätigte Johann den neuen Orden durch eine eigene Bulle, behielt sich aber zugleich das Recht vor, ebenfalls Ritter dieses Ordens zu ernennen, woraus eine Art Nebenlinie des Ordens entstand, die noch blüht. Vermöge jener Bulle wurde der neue Orden der Regel des heiligen Benedict und den Satzungen der Cistercienser unterworfen. — Anfänglich war Castro Marino der Sitz des Ordens, 1366 wurde es die Stadt Thomar am Tajo.

Welchen wesentlichen Nutzen Dionysius seinem Reiche durch Erhaltung des Ordens gestiftet hatte, zeigte sich hundert Jahre später, als unter König Johann I. Portugal sich durch Entdeckungen in Indien und Afrika Kolonien gründete. Die Unternehmungen dazu geschahen lediglich auf Kosten des Christusorden, wofür die Könige ihm das Eigenthum alles dessen, was er entdeckte, zusicherten und sich nur die Hoheit darüber vorbehielten. Die Fortschritte hierin wurden aber so bedeutend, des Ordens Erwerbungen so beträchtlich, daß späterhin die Könige alle Eroberungen des Ordens für Krongut erklärten, und ihm nur die Civilverwaltung, einen Theil der militärischen Oberherrschaft und die geistliche Gerichtsbarkeit derselben ließen. Dieser Einschränkungen ungeachtet, stieg die Macht des Ordens zu einer solchen Höhe, daß die Regenten von Portugal endlich es doch gerathener fanden, das Großmeisterthum desselben mit ihrer Krone für immer zu vereinigen. Dieß geschah 1550.

Noch jetzt ist der Christusorden einer der reichsten, denn er besitzt über 400 Commenthureien. Unerläßliche Bedingung zum Eintritt in den Orden ist alter Adel und Reinheit der Ahnen. Seit 1789 sind die Mitglieder abgetheilt in Großkreuze, deren 6, in Commandeurs, deren 454 sind, und in Ritter, von unbestimmter Zahl. Für Nichtportugisen ist er ein bloßes Ehrenzeichen ohne Einkünfte. Die Dekoration des Christusordens ist ein längliches rothes Kreuz, das, von der ersten Klasse, an einem rothen Bande von der Rechten zur Linken, und von den beiden andern Klassen etwas kleiner, um den Hals und im linken Knopfloche getragen wird. Die zwei ersten Klassen haben dabei auf der linken Seite einen silbernen Stern, in dessen Mitte das Ordenskreuz und darüber ein rothes Herz mit herausströmender Flamme befindlich ist.

Der päpstliche Christusorden, der, wie oben erzählt ist, seit 1319 besteht, wird als Verdienstorden an In- und Ausländer katholischer Religion, und jedes Standes, vergeben. Das Ordenszeichen ist ganz wie das des portugisischen Christusordens. Die Ritter bestehen aber nur aus einer Klasse, und tragen das Zeichen alle an dem rothen Bande um den Hals. (*Gottschalck.*)

CHROM, Chromium, (chem.), ein Erzmetall, das von Vauquelin und Klaproth (1797) gleichzeitig entdeckt, und vom Ersten Chromium genannt wurde (von *χρῶμα*, Farbe), weil das Oxyd nicht nur selbst farbig ist, sondern auch die Kalien u. a. Metalloxyde verschiedentlich färbt. Später haben die Arbeiten von Godon, Richter, Mussinpuschkin, Trommsdorff, John, Berzelius, Brandenburg, Döbereiner, Lassaigne, W. Meißner, H. Moser rc. zur Erkennung der Eigenschaften des Metalls und seiner Säure nicht wenig beigetragen.

Das Chrom kommt in der Natur oxydirt vor mit und ohne Brom im sibirischen und brasilianischen Bleispathe: im rothen als **Plumbicum chromicum**, im grünen als **Plumbicum chromosum**; ferner im chromsauren Eisenoxyd des Var-Departements in Frankreich, im schlesischen, nordamerikanischen und steiermärkischen Chromeisen; im peruanischen Smaragd, Dialleg, Strahlstein, Olivin, im Rubin, Spinell, im sächs. Serpentin, nach Laugier in Meteorsteinen, nach Sementini in einer calabrischen rothen Erde, die mit Regen herabfiel rc.

Das Metallkorn, welches Vauquelin erhielt, als er das Oxyd mit Kohle glühte, war weißgrau, etwas ins Gelbe schielend, sehr spröde und zerbrechlich, von

nadelförmigem oder verworren faserigem Bruche, höchst strengflüssig und feuerbeständig. Nach Richter, der das Oxyd mit ¼ Zuckerkohle gemengt, in einer verklebten Probirtute einem starken Feuer aussetzte, und daraus das Metall schwierig reducirte, hält dessen Farbe zwischen Zinnweiß und Stahlgrau das Mittel, sein Bruch ist kleinkörnig, sein specif. Gewicht 5,900. Es schmilzt schwerer als Mangan, läßt sich nicht verflüchtigen, oxydirt sich in gemeiner Temperatur nicht an der Luft, selbst nicht in feuchter. Beim Erhitzen überzieht es sich, nach Vauquelin, mit einer pfirsichblühtrothen Rinde, die in der Kälte grün wird. Wasser und die meisten Säuren wirken nicht darauf, ausgenommen die Salpetersäure, und Salpetersalzsäure. Erste verwandelt es durch lange Behandlung erst in grünes Oxyd, dann in (unreine) Chromsäure. — Das erhitzte wasserfreie Oxyd zeigt sich, nach einer merkwürdigen Feuererscheinung, schön grasgrün, ohne eine Gewichtsveränderung erfahren zu haben. — Die Wiederherstellung des reinen Chrommetalls, welche W. Nasse [1]) nicht bewirken konnte, gelang Mosern dadurch, daß er 100 Gr. Oxydul mit 22,5 Zuckerkohle und etwas Leinöl einteigte, den Brei in eine Porzellanprobirtute brachte, deren leeren Raum mit Kohlenpulver und Leinöl anfüllte, und darin der Hitze eines Porzellanofens aussetzte. Das erhaltene Metall sah stahlgrau aus und zeigte unter starker Vergrößerung deutliche, vierseitige, verschiedenartig in einander geflochtene Säulen.

Mit Quecksilber gibt das Chromoxyd ein schön zinnoberrothes, mit Blei ein orangegelbes und mit Silber ein karmoisinrothes Pigment zu Öl- und Wasserfarben.

Die Wirksamkeit des Chrommetalls auf den Thierkörper steht (nach Gmelin's Versuchen ꝛc. Tüb. 1824, 8. S. 94 ꝛc.) mit chromsaurem Kali und salzsaurem Chromoxydul [2]), wie jene des Quecksilbers, in einem gewissen Verhältniß zu dem Oxydationsgrad desselben.

1) Grünes Chromoxyd (Chromoxydul) findet sich in der Natur auf der Insel Unst. Es bildet sich beim Erhitzen des Metalls an der Luft, und beim Erhitzen der höhern Chromoxyde. Um es darzustellen, werden 2 Chromeisenstein mit 1 reinen Salpeters fein gemengt, in einem Tiegel durchgeglüht. Die Masse wird ausgewaschen und die Flüssigkeit filtrirt, der unaufgelöste Rückstand aber mit Salzsäure behandelt, ausgewaschen, von Neuem mit ¼ Salpeter geschmolzen, ausgesüßt, wieder mit Salzsäure ausgezogen ꝛc., bis alles Erz zersetzt ist. Die kalischen Flüssigkeiten zusammen neutralisirt man nun genau mit reiner Salpetersäure, filtrirt und verdampft sie, worauf das chromsaure Kali heraus krystalisirt. Die Krystalle werden in Wasser aufgelöst, und durch salpetersaures Quecksilberoxydul zersetzt. Das gefällte chroms. Quecksilberoxydul wird nach dem Auswaschen und Trocknen in einer Glasretorte geglüht, wo Quecksilber und Sauerstoffgas übergehen, und grünes Chromoxyd zurückbleibt. Zur wohlfeilen Darstellung desselben im Großen soll man, nach Berthier, das chroms. Kali mit Kohlenstaub zum Weißglühen erhitzen, worauf die erhaltene Masse im Wasser aufgelöst, ein reines Oxyd fallen läßt. Das aus der Auflösung durch Abdampfen wieder gewonnene Kali kann man mit Vortheil wieder zur Bereitung des chroms. Kali aus Chromerzen benutzen [3]). — Es ist ein dunkel smaragdgrünes, unschmelzbares, nicht zu verflüchtigendes und, einmal geglüht, in Wasser und in Säuren unauflösliches Pulver, das bei jedesmaligem Erhitzen bräunlich wird, und, nach Berzelius, aus 70,24 Chrom und 29,76 Sauerstoff besteht. — Durch Kohle wird es in der Weißglühhitze, durch Kalin und Natrin aber bei niederer Temperatur zersetzt.

Dieses schöne chromatische Grün läßt sich mit Bleiweiß, noch vortheilhafter des dann höhern Schimmers und einer größern Solidität wegen mit einer Erde zu Öl- und Wasserfarben, mit Fluß unmittelbar auf Metall, Porzellan, oder zur Glas- und Schmelzmalerei, auch auf jede Art von Thonwaren anwenden. — Man gewinnt es, so wie dessen Krystalle zu den schönsten Kunstsmaragden, in dem leichten Bodensatze eines in einer Retorte stark erhitzten Merkurialchromats, oder kalischen Chromats, worüber eine Quecksilberauflösung in möglichst geringer Menge gegossen wird, wovon sich ein schön rother Niederschlag bildet.

2) Chromoxydulhydrat wird so dargestellt, daß man wässeriges chromsaures Kali mit Schwefelsäure übersetzt, und mittels Hindurchleitens von Schwefelwasserstoffgas in Chromoxydulsalz verwandelt, aus dem man das Hydrat durch Kalilauge fället, als ein dunkelgrünes Pulver, das in Säuren leicht löslich ist, in dunkeler Glühhitze sein Wasser verliert und schwärzlichgrün wird, aber nun noch mehr erhitzt, zu glimmen anfängt, und, ohne weitere Gewichtsverminderung, hellgrün geworden ist (Berzelius). — Übrigens fand Moser das von Lassaigne zur Bereitung des Chromoxyduls angewandte Verhältniß von gleich viel Schwefel und kalischem chromsaur. Kali nicht so gut, als das von 1 Theile des ersten und 2 des letzten.

3) Die Chromoxydulsalze sind schön grün; in der Hitze entsäuern sie sich; Kali macht in ihnen einen grünen Niederschlag, den es, in Überschuß zugesetzt, wieder mit grüner Farbe auflöst; kohlensaure Kalien fällen die Chromoxydulsalze grün; blausaur. Eisenkali ebenfalls, Galläpfeltinktur braun; der durch hydrothionsaures Kali damit gebildete grüne Niederschlag wird durch wenige Salpetersäure gelb. — Übrigens verbindet sich das Chromoxydul auch mit wässerigem Kali, mit Borax, Eisenoxydul ꝛc. — Nach C. G. Gmelin's Versuchen ꝛc. [4]) wirken die Chromoxydulsalze von dem Magen aus nicht sehr giftig auf den thierischen Körper.

4) Braunes Chromoxyd (eigentliches Chromoxyd) wird a) aus dem salpeters. Chromoxydul so dargestellt, daß man dieses bis zur gänzlichen Zersetzung der Salpetersäure erhitzt, und von Neuem mit dieser bis zur Trockne behandelt; b) wird das Hydrat erhitzt, und das Oxyd erscheint als ein dunkelbraunes, etwas glänzendes Pulver, das durch Glühen unter Entwickelung von Sauer-

1) S. Dessen Aufsatz über das Chrom i. Schweigger's Journ. ꝛc. 1825. XIII. 4. S.3990. 2) Vgl. Schweigger's Journ. f. d. Ch. u. Ph. 1825. XIII. 1. S. 110 ꝛc.

3) Vgl. W. Nasse's Verfahren a. a. O. U. m. a. Darstellungsarten s. Berthier Abhandl. a. u. a. O. 4) S. a. a. O. S. 22 ꝛc.

offgas zu grünem Oxyd wird, mit Salzsäure aber be- ndelt, Chloringas liefert.

5) Chromoxydhydrat, ein rothbrauner, beim rocknen sich schwärzender Körper, zu dessen Darstellung an a) salpeters. Chromoxydul bis zur theilweisen Zer- ung der Salpetersäure erhitzt, die Masse in Wasser flöst, und aus der bräunlichrothen Auflösung das Hy- at durch Ammonium fället; oder man läßt b) durch n Chromoxydulsalz, während man es durch Kali nie- rschlägt, Chloringas streichen; oder bringt c) die wäs- rige Chromsäure mit schwefeliger Säure zusammen, und llet aus der gebildeten braunen Flüssigkeit das braune ydrat durch Ammonium. Auch bildet sich dasselbe d) im Kochen einer Auflösung des chromsaur. Ammonium.

6) Die Chromoxydsalze sind schmuzigroth, und erden von desoxydirenden Stoffen in Oxydulsalze um- wandelt. Das geglühte Oxyd ist in Säuren unauflös- ch, das Hydrat dagegen löst sich in ihnen röthlich- raun auf.

7) Chromsäure (Brande's rothes Per- ryd, W. Nasse's u. A. gelbes Chromoxyd). hre Wirklichkeit haben Döbereiner und Meißner Halle gegen Brandenburg (a. unten a. O.) und ndere vollständig bewiesen. Brandenburg gab sie nd gibt sie noch für ein gelbes Chromoxyd mit einer on den bekannten Mineralsäuren aus[5]); sie bildet sich, ach Vauquelin: a) beim lebhaften Glühen des grü- en Chromoxyds oder Chromeisens mit Kali an der Luft, der mit Salpeter; b) bei fortgesetzter Behandlung des Metalls, oder seines grünen oder braunen Oxyds mit Salpetersäure. Um sie darzustellen, soll man 1) nach Vauquelin, chroms. Baryt in gehöriger Wärme durch verdünnte Salpetersäure auflösen, und genau mit Schwe- felsäure zersetzen, so, daß sich die Flüssigkeit nicht mehr durch Schwefelsäure trübe, und daß der Niederschlag, den ie mit Barytwasser macht, sich wieder ganz in Salpe- ersäure auflöse. Die Flüssigkeit wird nun filtrirt, und behutsam abgedampft. Allein die so erhaltene Chromsäure muß erst von der anhängenden Salpetersäure durch ziem- ich starke Erhitzung gereinigt werden. Eben so mühsam und kostspielig ist die Richtersche Bereitungsart. Reiner und isolirt läßt sich die Säure, 2) nach Döbereiner, darstellen durch Behandlung reinen chroms. Baryts mit Schwefelsäure. Ganz rein erhielt sie 3) Meißner auch, indem er in die Auflösung des sauren chroms. Baryts so lange nach und nach verdünnte Schwefelsäure tröpfelte, als noch Trübung entstand, hierauf sie durch schwefels. Natron auf Baryt, so wie durch salpeter- und essigsaur. Baryt auf Schwefelsäure prüfte, und sie zur Trockne ver- dampfte. 4) Hermbstädt bereitete sie sich leicht, wohl- feil und rein, indem er 250 natürliches oder auch künst- liches chroms. Blei, fein gepulvert, in einem Platintiegel mit 10 durch ihr 8faches Gewicht Wasser verdünnte höchst reine concentr. Schwefelsäure (von 1870 spec. Schwere), unter öfterem Umrühren mit einem Platinspatel, so lange kochte, bis zuletzt Alles trocken war. Die trockne Masse ... er nun mit Wasser ganz aus, und verdunstete die dadurch erhaltene weingelbe Flüssigkeit so weit, bis sie dunkel rubinroth ward, und nun die reine liquide Chrom- säure darstellte. Das gelbliche, noch unzersetzte chroms. Blei enthält noch etwas Säure, und kann mit einem neuen Zusatze von verdünnter Schwefelsäure bis zur völ- ligen Entfärbung gekocht, und dann ausgesüßt werden. Die erhaltene Flüssigkeit (Chromsäure mit Schwefelsäure) läßt sich bei einer neuen Zerlegung von Chromerz statt der reinen Schwefelsäure benutzen, wodurch nichts von der Chromsäure verloren geht. 5) Nach Moser wird eine reine stickstofffreie Chromsäure nur gebildet durchs Glühen des Chromeisensteins oder Chromoxyduls mit Ätz- kali; die durchs Glühen mit Salpeter sich bildende ent- hält wenigstens die Elemente der Salpetersäure, wenn nicht diese selbst. — Unverdorben und Berzelius Methode, sie ganz rein zu gewinnen, s. b. Schweig- ger[6]).

Die ganz reine Chromsäure hat eine dunkelrothbraune oder rubinrothe Farbe mit einem Stich ins Gelbe, etwas befeuchtet einen schwachsauren Geruch und einen stechend sauren, hinterdrein herbmetallischen Geschmack, schießt beim langsamen Verdunsten in säulenförmigen, oder in zusammen gruppirten vierseitigen Tafelkrystallen an, wel- che durch Abstumpfung der Ecken oft als 6, auch 8eckig erscheinen, an der Luft leicht feucht und flüssig werden, und in Wasser leicht löslich sind. Mit dem Alkohol scheint die Chromsäure einen eigenen Äther bilden zu kön- nen. Absoluter Schwefeläther damit geschüttelt, erscheint bräunlich von Farbe, nach einiger Ruhe jedoch wieder farblos. Vitriolöl löst die trockne Säure langsam auf, und färbt sie braungelb, ohne daß sich an einem darüber gehaltenen, mit Ätzammonium befeuchteten Glasstabe weiße Nebel zeigen. Auch mit der verdünnten Schwefel- säure verbindet sich, nach Gay-Lussac[7]), die Chrom- säure, und bildet kleine viereckige dunkelrothe Prismen aus 1 Atom Schwefelsäure und 1 Atom Chromsäure, die sehr auflöslich in Wasser sind, und selbst zerfließen. Ätz- kali, Ätznatron und Ätzammonium bilden schon in gerin- ger Menge damit krystallisirbare chromsaure Neutralsalze (s. unten).

Nach Vauquelin zersetzen sich die Chromsäurekry- stalle: a) durch Erhitzen für sich zu grünem Chromoxyd unter Entwickelung von Sauerstoffgas; b) in Berüh- rung mit organischen Stoffen, z. B. in Alkohol aufgelöst, oder in wässeriger Gestalt von Papier eingesogen, bei Licht zu grünem Oxyd; c) durch Hydrothionsäure, unter Fällung von Schwefel, durch erhitzte Salzsäure unter Entwickelung von Chlorin, durch erhitzte Schwefelsäure und durch schwefelige Säure in gemeiner Temperatur zu grünem Chromoxyd, welches sich in den genannten Säu- ren, mit Ausnahme der Hydrothionsäure, auflöst; d) durch wenig schwefelige Säure, durch Erhitzen mit Am- monium zu braunem Chromoxyd; e) durch erhitztes Ka- lin oder Natrin unter Lichtentwickelung wahrscheinlich zu Metall.

Übrigens wird Baryt von der Chromsäure stärker an- gezogen, als die übrigen kalischen Basen, weßhalb man

5) ... Scherer's allg. nord. Ann. d. Ch. III. 1. ...

6) In Dessen Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1826. 2. H. S. 254.

7) S. Tromsdorff's n. Journ. d. Pharm. 1822, VI. 1. S. 172.

mittels desselben die Menge dieser Säuren in einer kalischen Flüssigkeit bestimmen kann, welche durch Behandlung eines Chromerzes mit Salpeter oder Kalihydrat sich bildet. Aber das Daseyn der Schwefelsäure in den auflöslichen chromsauren Basen läßt sich durch Baryasalz nicht erforschen, weil in diesem Falle unauflösliche chromsaure Barya gebildet wird.

Die Chromsäure löst sich sehr leicht im Wasser nach dem Grade der Verdünnung zu einer gelbbraunen oder bräunlich gelben Flüssigkeit auf, welche das Lackmuspapier bleibend röthet, und die Silber-, Quecksilber- und Bleisalze fället; salpeters. Baryt zeigt darin nicht die geringste Trübung, welche aber sogleich entsteht, als nur ein Minimum Schwefelsäure zugesetzt wird. Ferner ist die Chromsäure mit wässerigen Säuren mischbar, so wie in Weingeist auflöslich. Mit Schwefelsäure bildet sie, nach Gay-Lussac, eine Doppelsäure, die, abgedampft, in kleinen dunkelrothen, 4seitigen Prismen anschießt. Die Säuren enthalten in derselben gleichviel Sauerstoff. Wird diese Doppelsäure in Alkohol gelöst, so bildet sich unter einer sehr heftigen Erhitzung ein Äther von eigen stechendem Geruch. Ganz derselbe Äther entsteht, wenn Manganhyperoxyd bei der gewöhnlichen Ätherbildung zugesetzt wird. Er ist eine Mischung aus Alkohol mit Äther und Weinöl. Döbereiner [8]) nennt ihn Sauerstoffäther.

Die Bestandtheile der Chromsäure sind, nach Berzelius, 54,13 Chrom und 45,87 Sauerstoff, nach Brande, 28,5 Chr. + 15 Sauerstoff.

8) Die chromsauren Salze, nämlich Kalien und Erden, sind, mit Ausnahme der chroms. Kieselerde, gelb; die chroms. Erzmetalloxyde zeichnen sich oft durch andere, zum Theil sehr schöne Farben aus. Alle diese Salze werden durch Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure zersetzt. Die mit den Kalien und einigen andern Salzbasen verbundene Chromsäure widersteht hohen Feuersgraden, ohne Sauerstoff zu verlieren. Zu den chromsauren Salzen gehören folgende:

a) Chromsaures Kali: aa) neutrales (basisches), durch Calcination des chroms. Eisens mit Salpeter erhalten, citrongelbe, regelmäßig rhomboidalische Prismen von schwachem, nicht bitterm Metallgeschmack und in Wasser leicht auflöslich, bestehend aus 52 Säure und 48 Kali. Um damit schöngelb in allen Nüanzen (Aladin-Gelb) zu färben, taucht man die Zeuge vorher in eine Auflösung von basisch essigsaurem Blei, und dann in eine Auflösung dieses Chromsalzes so, daß die wechselseitige Zersetzung auf dem Stoffe selbst geschieht, um darauf chroms. Blei, als Pigment, zu bilden. Mit ihm bildet Cyanquecksilber eine eigene neue Verbindung in gelben, blättrig nadelförmigen, luftbeständigen, in Wasser löslichen Krystallen. Das unter seinem Namen verkäufliche Fabriksalz ist oft ein Gemenge aus schwefels. und chroms. Kali in 4—6seitigen Prismen, mit 4—6flächigen aufgesetzten Pyramiden, und viel weniger lebhaft gelb mit weißlichen Schattirungen. Es schmeckt sehr bitter, löst sich in kaltem und siedendem Wasser auf und verknistert auf Glühkohlen. — Mit Brechweinstein bildet das reine Salz eine smaragdgrüne Farbe ohne sichtbaren Niederschlag, schlägt die meisten Quecksilbersalze (außer dem Sublimat), so wie das salpeters. Silber dunkelroth, das essigsaure Kupfer schön gelb, den Bleizucker hellgelb, das schwefels. Zink und salpeters. Wismuth orangegelb nieder, läßt aber, nach Witting, das Arsenik unverändert. Nach Gmelin's Versuchen [9]) wirkt es, in das Hautzellgewebe gebracht, auf das Bronchialsystem, vermehrt die Secretion des Schleims, der sich faserstoffartig verdickt, und entzündet die Conjunctiva bis zur Schleimsecretion ꝛc. bb) Das saure Salz, nach Gronvelle, durch Behandlung von aa), und nachherige Auskrystallisirung gewonnen, erscheint in orangegelben Blättchen oder in glänzend rothen Schuppen, wol auch in morgenrothen durchsichtigen Säulen und 4seitigen Tafeln, ist weit schwerer löslich, als aa), und aus 68,846 Säure und 31,154 Kali zusammengesetzt. Durch heftiges Glühen wird es zu aa), indem es unter Schmelzen die Hälfte seiner Säure abgibt, die sich zersetzt und ein schöngrünes, in Blättchen krystallisirtes Oxyd zurückläßt.

b) Chromsaures Natron, ein Neutralsalz in dünnen, durchsichtigen, in Wasser leicht und in sehr vielem Weingeiste löslichen 6seitigen Tafeln mit 2 langen und 4 kürzern Flächen.

c) Chromsaur. Ammonium, nach Richter, gelbe nadelförmige, an der Luft zerfließliche, in Wasser leicht lösliche Krystalle; nach Vauquelin aber schießt das Salz dendritisch an, indem sich das Chromoxyd, als braunes Pulver, absondert. Dieses bildet sich auf Kosten der durch das Ammonium bewirkten Zersetzung der Chromsäure, und entsteht so oft, als man das erhaltene Salz wieder auflöst und anschießen läßt. Durch Glühen wird das Salz vollständig zersetzt.

d) Chromsaur. Borax, eine dunkelgrüne Glasperle aus mit Borax zusammen geschmolzenem Chromoxydul.

e) Chroms. Glycina in einer gelben, nicht krystallisirbaren Auflösung der durch Mildkali gefälleten Glycinerde in concentr. Chromsäure.

f) Chrom-schwefelsaur. Glycina, ein dendritisches Doppelsalz, das aus einer verdünstenden Auflösung von schwefels. Glycinoxyd in Chromsäure efflorescirt.

g) Chromsaur. Ittererde in Form von Dendriten, die aus sehr feinen, festen, in Wasser leicht löslichen, orangefarbigen, prismatischen und kubischen Krystallchen zusammen gesetzt, und einem mit Früchten behangenen Baum sehr ähnlich sind. Sie schießen aus der kalten Auflösung von Ittererde in Chromsäure an.

h) Chroms. Strontian, ein in Wasser unauflösliches gelbliches Salz, das sich am leichtesten durch Doppelaffinität gewinnen läßt.

i) Chroms. Kalk, meist leicht in Wasser auflösliche, seidenglänzende gelblich braune Blättchen.

k) Chroms. Baryum, eine in Salpetersäure auflösliche, geruch- und geschmacklose, hellgelbe Verbindung des salzs. Baryts mit der Chromsäure, nach Berzelius, bestehend aus 59,85 Baryt und 40,15 Chromsäure. Der

8) In Schweigger's n. Journ. f. Ch. und Ph. II. S. 269.

9) A. a. O. S. 28.

kohlens. Baryt wird von der Chromsäure nicht aufgelöst, sondern es bleibt, indem sich die Säure mit der Basis verbindet, ein hellgelbes unauflösliches Pulver liegen, das, nach Meißner, über der Weingeistflamme in einem Platinlöffel geglüht, nach dem Erkalten etwas dunkelergelb erscheint, eines Theils in der Chromsäure sich auflöst, und damit ein auflösliches Salz darstellt. Der chromsaure Baryt löst sich [10]) sogleich im Wasser auf, wenn man ihm allen beigemengten essigsauren Baryt entzieht. aa) Der saure chroms. Baryt ist, nach Meißner, eine Auflösung des von der Schwefelsäure noch nicht zersetzten chromsauren Baryts in der durch sie ausgeschiedenen Chromsäure, von dunkelroth gelber Farbe. Sie röthet das Lackmus augenblicklich und stark. Ätzammonium fället darin, während die überstehende Flüssigkeit gelb erscheint, bb) den basisch=chroms. Baryt als einen hellgelben Niederschlag, von dem auch in Überschuß zugesetztes Ätzammonium und Ätzkali nichts auflöst, der aber in verdünnter Salpetersäure ganz löslich ist. Schwefelsäure erzeugt darin ein weißes unauflösliches Präcipitat, die überstehende Flüssigkeit fället das essigsaure Blei gelb, das salpeters. Quecksilberoxydul roth, und das salpeters. Silber bräunlich roth. In einem Platintiegel über der Weingeistflamme geglüht, verwandelt sich die hellgelbe Farbe in eine grüne.

l) Chroms. Bittererde, durchsichtige wein= oder pomeranzengelbe 6seitige Säulen, die sich leicht in Wasser lösen.

m) Chroms. Kieselerde bildet sich beim Zusammenbringen der Säure mit Kieselerdehydrat, als ein rosenrothes, in Wasser unauflösliches Pulver.

n) Chroms. Cererium, ein gelbliches Pulver.

o) Chroms. Uran, eine dendritische Masse, worin kleine, der kubischen Form sich nähernde morgenrothe Krystalle liegen. In schwachem Glühfeuer schmilzt das Salz und erscheint, nach dem Erkalten, dunkelbraun. Es scheint weniger leicht zersetzbar zu seyn, als das chroms. Nickel, denn die braune Masse löst sich in Wasser bis auf einen kleinen Rückstand, der aus Chrom= und Uranoxyd besteht, mit gelber Farbe wieder auf, und Kali fället daraus gelbes Uranoxyd.

p) Chromsaur. Chromoxyd (chromige Säure) ist, nach Döbereiner, das, was Brandenburg für das höchst oxydirte Chromium und als Grundlage der Vauquelinschen Chromsäure ansieht.

q) Chromsaures Bleioxyd (Bleichromat) [11]): α) natürliches (sonst rothes Blei), aus Sibirien, in der Nähe von Katharinenburg, und in den Goldminen [illegible] ein seltenes Fossil von hellrother Farbe [illegible]alkgehalt, in vierseit. Prismen, durchschei[illegible] [illegible]m Strich gelb; es bildet eine sehr schöne [illegible]indisches Gelb, das auch aus Manila [illegible] Künstliches, durch Zersetzung des chroms. [illegible] Bleizucker dargestellt, röthlich, von 1 — 1,5 [illegible] Durch Kochen mit einem Kali läßt es sich [illegible]er färben. Durch Brennen desselben mit phosphors. Natron, das als Flußmittel dient, wird sein Gelb beständiger. Auch geben 2 Theile Chromeisen und 1 roher Fluß zusammengeschmolzen, und mit salpeters. Bleioxydul oder Bleizucker gefället, ¼ Theil des schönsten Chromgelbs, das durch Zusatz von ¾ Mineralgelb an Schönheit und Dauer wenig verliert. Es dient zu einer trefflichen Malerfarbe, und in den Kattun= und Zitzdruckereien (s. weiter unten). Das jetzt verkäufliche blasse Chromgelb ist mit Thon= oder irgend einer andern Erde vermengt [12]). Das Chromgelb besteht, nach Badams, aus 34,7 Chromsäure und 68,3 Bleioxyd. Durch Kochen mit Kali wird es zu einem basischen Salze, zu rothem chromsaur. Bleioxyd, das 18,84 Chromsäure und 81,16 Bleioxyd enthält. Dieß Letzte wird durch Digeriren mit verdünnter Essigsäure wieder zu Chromgelb. Eben so läßt sich das basische rothe Salz durch Zusammenreiben des gelben mit ¾ seines Gewichts Bleioxyd, und je zuweiliges Zusetzen von etwas heißem Wasser darstellen.

r) Chroms. Kupferoxyd=Ammonium, von schön dunkelgrüner, luft= und lichtbeständiger Farbe, welches man, nach Vauklart [13]), in flüssiger Form durch Auflösen entweder des chroms. Kupfers in Ammoniumlauge, oder des chroms. Kali und schwefelsaur. Kupferoxydammonium in Wasser mittels Vermischung beider Salze erhält.

s) Chrom= oder chromsaur. Eisen: α) natürliches oder fossiles, welches bisher aus Amerika eingeführt wurde, fand Hibbert [14]) im Chromeisenstein auf Unst am Baltasund, welcher mächtige Lager im Serpentin bildet, die aus kleinen eckigen und mit der Bergart durchwachsenen Körnern zusammengesetzt sind, Mac Culloch [15]) aber darin zwei Varietäten von natürlichem Chromoxyd, die eine schön grün, die andere gelblich und vermuthlich mit einem andern Stoffe verbunden. Vieles Chromeisen findet sich auch in Sibirien unweit Katharinenburg am Miasflusse, in Norwegen, zu Baltimore in Maryland &c. Berthier [16]) untersuchte einen Chromeisenstein aus Nordamerika (bei New=York gefunden), welcher 50,6 Chromoxyd, 37,2 Eisenoxyd, 9,7 Alaunerde und 2,9 Kieselerde enthielt; (das Chromoxyd lieferte hier also so viel Sauerstoff, als die Alaunerde und das Eisenoxyd zusammen). Die andere Chromeisensteinart aus St. Domingo, von demselben untersucht, bildete einen Sand, dessen Körner octaedrische schwarze Krystalle waren, und bestand aus 36 Chromoxyd, 37 Eisenoxyd, 21,8 Alaunerde und 5 Kieselerde. Dieses ist eine basische Verbindung, worin das Chromoxyd bloß die Hälfte des Sauerstoffs der andern enthält. — Neuerlich hat man dieß Fossil auch in Frankreich, in Steiermark u. s. w., aber hier als Schlich, entdeckt. β) Künst-

---

10) Nach [illegible]assaert d. Jüng. a. a. O. 11) Ann. d. Ch. [illegible] XVI. p. 7[illegible] XVII. p. 441 etc. Teutsch bei Schweig= [illegible] 1821. I. S. [illegible]

12) Vgl. Dingler's polyt. Journ. III. S. 554. V. S. 217. XI. 1. S. 119 &c. über ein scharlachrothes basisch=chroms. Blei und dessen Anwend. i. d. Malerei und Calico=Druckerei s. Badams i. d. Ann. of Philos. April 1825. S. 303. Teutsch i. Baierschen Kunst= und Gewerbeblatt. 1825. Nr. 39. S. 268 &c. u. i. Kastner's Arch. f. d. ges. Naturlehre. V. S. 201 u. s. w. 13) S. bei Schweigger a. a. O. 1825. XIII. 4. S. 427 &c. 14) S. Tilloch's philos. Magaz. Vol. 37. p. 165. 15) S. Ebendas. p. 456. 16) i. Ann. d. Ch. et d. Phys. XVIII. p. 59 etc.

liches Chromeisen, nach Berthier [17]) und bei Schweigger [18]) aus gleich viel Eisen- und Chromoxyd; dieser Regulus ist um so härter, je mehr er Chrom enthält, weißer als Platin, und wird nicht einmal von Salpetersalzsäure aufgelöst, sondern bedarf einer Schmelzung mit Salpeter zu seiner Zersetzung. — Der Chromstahl daraus [19]) ist, geschmolzen, schmiedbarer, als der chromfreie Gußstahl, und zugleich härter; auch bringt er, gleich dem Wooz (s. unter Eisen), durch Behandlung mit Schwefelsäure eine sehr schöne Damascirung von silberweißen Rändern hervor, die mit dunklern abwechseln. Übrigens erhält man aus dem ziemlich häufig vorkommenden natürlichen Chromeisen die Chromsäure zu allen übrigen chromsauren Verbindungen.

8) Proto-chromsaures Quecksilber, dessen man sich zur Bereitung des grünen Chromoxyds bedient, welches jetzt häufig in der Porzellan- und Emailmalerei und zur Färbung des Straffes gebraucht wird, ist in seinem reinen Zustande schön zinnoberroth, und vielleicht ließe sich von dieser Farbe auch in der Kattundruckerei Vortheil ziehen, wenn man eben so, wie bei dem Chromgelb, verführe. In der Wärme zersetzt es sich so, daß nur reines Chromoxyd, als Rückstand, bleibt. Der Sauerstoff entwickelt sich, und das Quecksilber verfliegt. Nach Godon enthält unser Salz 17 Chromsäure und 83 Quecksilberoxyd. Dulong dünkt dasselbe in seiner vollkommenen Reinheit nicht das geeignetste zur Bereitung des Chromoxyds für die Porzellanmalerei zu seyn, sondern er hält für nöthig, daß es noch etwas chromſ. Kali und Braunstein-Peroxyd enthalte, um eine grüne Farbe von schönem Ton zu liefern, vorzüglich auf solchen Stükken, die in starkes Feuer kommen müssen, und außerdem bloß grünlich braun sich färben würden? Eine sehr einfache Bereitungsart des Chromgrüns, nach Lassaigne, s. in dem Baierschen Kunst- und Gewerbeblatte. 1820. Nr. 79.

9) Kohlensaures Chromoxydul wird durch Doppelaffinität dargestellt, als ein lockeres, dunkelbläulich grünes Pulver, das sich nicht in Wasser, wol aber, frisch gefället, in wässerigem kohlensaur. Kali auflöst. — Brandenburg's neu aufgestelltes perlfarbenes Chromoxyd ist nichts Anderes, als ein wahres kohlenstoffsaures Chromoxydul, worin das Grüne sich als Hydrat befindet, und das, nach Meißner, aus 71,1 — $\frac{1}{100}$ Oxydul, 15,453 — $\frac{1}{100}$ Kohlensäure und 7,47 — $\frac{1}{100}$ Wasser besteht.

10) Phosphorsaur. Chromoxydul, a) ein schön smaragdgrünes Salz aus der Auflösung des Chromoxydulhydrats in wässeriger Phosphorsäure; b) ein perlgrauer Niederschlag, den man durch Vermischen des salzsaur. Chromoxyduls mit phosphorſ. Kali erhält.

11) Schwefelichtsaures Chromoxydul, aus der Auflösung des Hydrats in wässeriger schwefelichter Säure.

12) Schwefelsaur. Chromoxydul, rein, nach Vauquelin, ein violettfarbiges Salz aus der blaßbläulich grünen Auflösung des Hydrats in wässeriger Schwefelsäure, das durch Eintrocknen und Calciniren in Wasser unauflöslich wird. — Nach M. Puschkin scheint sich das Chromoxydul mit Alaun zu einem amethystfarbigen oktaëdrischen Salze zu vereinigen.

13) Schwefelchrom erhielt Rose, wenn er Schwefelkohlenstoff in Dampfform über Chromoxyd leitete, Lassaigne [20]), indem er das Chlorinchrom mit 5 Schwefel stark roth glühte. Die Verbindung ist dunkel, graulichschwarz, und fettig anzufühlen, gibt einen schwarz glänzenden, aber nicht metallischen Strich. Zum Rothglühen erhitzt, brennt es wie Pyrophor, und läßt ein dunkelrothes Oxyd zurück. Von Salpetersäure wird es nur mit Hilfe der Hitze angegriffen, von Ätzkalien nicht aufgelöst, von Salpetersäure leicht in grünes Chromchlorid verwandelt. Es enthält 5 Atome Schwefel.

14) Chlorinchrom, ein rothes Pulver, durch Verdampfen des salzſ. Chromoxyduls entstanden, welches an der Luft zerfließt, und, stärker erhitzt, Chloringas entwickelt, an Umfang zunimmt, und sich in gelbe, glänzende glimmerartige Blättchen umwandelt, in Chlorchrom im Minimum. Bei stärkerem Erhitzen an der Luft bleibt Chromoxydul zurück.

15) Salzsaur. Chromoxydul, aus der dunkelgrünen Auflösung des Hydrats in wässeriger Salzsäure. Nach Gmelin [21]) wirkt dieses Salz weit schwächer auf den Organismus ein, als das chromsaure Kali.

16) Salzsaures Chromoxyd bildet in hoher Temperatur kein Chlorin, sondern zerfällt in Chlorin und Oxyd.

17) Salpetersaur. Chromoxydul, ein aus der grünen Auflösung des Chromoxydulhydrats in Salpetersäure erhaltenes Chromat.

18) Salpetersaur. Chromoxyd: a) basisches Chromat, ein röthliches Salz, das aus der Auflösung des bis zur Trockne abgedampften und gelind calcinirten salpeterſ. Chromoxyduls in Wasser, fällt, und, in noch mehrer Salpetersäure aufgelöst, zu b) sauerm Chromat wird, von gelbbrauner Farbe, das sich, nach Meißner, mit gleicher Färbung in Wasser löst. Die Auflösung ist geruchlos, schmeckt herb, schwach säuerlich, röthet Lackmus, und erzeugt in den Auflösungen des essigſ. Bleies und salpeterſ. Quecksilberoxyduls keine Niederschläge; aber Ätzkali und Ammonium fällen daraus braunes Chromoxyd, und die davon getrennte Lauge erscheint ganz farblos.

19) Schwefelsaur. Chromoxyd, ein basisches Salz, welches man, nach Gay-Lussac [22]), aus der Verbindung der Chrom- und Schwefelsäure gewinnt, wenn sie erhitzt wird, (vergl. oben Chromsäure).

20) Schwefelsaur. Ammonium-Chromoxyd, nach Haidinger, oktaëdrische Krystalle von muschেligem Bruche, Glasglanz, und violetter, stark ins Rothe ziehender Farbe, von süßlich-salzigem, aber sehr schwachem Geschmack.

21) Chromoxydulkali, in grünen Flocken aus

17) A. a. O. p. 63. 18) A. a. O. 1825. XIII. 4. S. 419 ꝛc. 19) S. Gilbert's Annal. d. Phys. 1821. Novbr. S. 258 ꝛc.

20) S. Annal. d. Ch. et Ph. T. XIV. p. 199 etc. 21) A. a. O. S. 30 ꝛc. 22) In d. Ann. d. Ch. et d. Ph. XVI. p. 102. vergl. Trommsdorff a. a. O.

der schön grünen Auflösung des Chromoxydulhydrats in Kalilauge erhalten, wenn sie, bis zum Sieden erhitzt, sich entfärbt hat [23]). (*Th. Schreger.*)

CHROMATIUS, Bischof von Aquileja im 4. Jahrhundert, noch vor 412 gestorben, Freund von Hieronymus und Ambrosius, vertheidigte Rufinus und Chrysostomus mit vielem Eifer. Bisher kannte man nur einige Schriften von ihm in der Bibliotheca Patrum; die erste vollständige Sammlung seiner Werke lieferte Msgr. Pietro Braida erst in neuern Jahren unter folgendem Titel: Sancti Chromatii episcopi aquilejensis scripta, sive opuscula, quae supersunt, additis binis epistolis eidem olim, ac sancto Heliodoro altinati adscriptis. Accedunt praeter praefationem et alia quaedam, duorum illustrium virorum, *Justi Fontanini* archiepiscopi ancyrani, et *Bernardi Mariae de Rubeis* ordinis praedicat. de eodem Sancto aquilejensi praesule lucubrationes ex eorum operibus depromptae. Utini a. MDCCCXVI. 4. (*H.*)

CHROMIA, (*Χρόμια*), des Itonos Tochter, Amphiktyons Enkelin, mit der Endymion den Päon, Epeus und Ätolos erzeugt haben soll (Paus. IV, 1; Con. 15). (*Ricklefs.*)

Chromis, in der Ichthyol., s. Labrus.

CHROMSAURE VERBINDUNGEN. Technischer Gebrauch. Die merkwürdigste dieser künstlich dargestellten Verbindung, aus welcher in den chemischen Werkstätten alle übrigen farbigen chromsauren Verbindungen für den Handel dargestellt werden, ist das chromsaure Kali, welches nach Vauquelin in 2 verschiedenen Zuständen: a) als neutrales, und b) als saures chromsaures Kali vorkommt. Das neutrale chromsaure Kali wird erhalten, wenn man 2 Theile seiner Gangart möglichst befreites fein gepulvertes chromsaures Eisen (Eisenchromerz) mit einem Theile trocknen fein gestoßenen Salpeters in einem bedeckten hessischen Schmelztiegel unter beständigem Rothglühen 2 bis 3 Stunden lang, je nachdem die Masse geringer oder größer ist, kalzinirt, nachher erkalten läßt, die ganz durchglühte Masse zum feinsten Pulver stößt und 4 bis 5 Mal, oder so lange mit kochendem Wasser auslaugt, bis die ablaufende Flüssigkeit keine gelbe Farbe mehr zeigt. Die gesammelte Flüssigkeit enthält das neutrale chromsaure Kali in Wasser gelöst. Um dieses Salz in konkreter Form zu erhalten, wird die Lauge so lange verdunstet, bis das chromsaure Kali ausgeschieden wird. Bei einer regelmäßigen langsamen Abdunstung schießt es in rhomboidalen prismatischen Krystallen an; bei schnellem Eintrocknen bildet es hingegen eine gelbe Salzmasse. Bei Bereitung dieser Salzverbindung hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß das chromsaure Eisen wohl sortirt und von jeder Gangart sorgfältig befreit werde, weil letztere durch das Kali angegriffen, und dadurch die alkalische chromsaure Verbindung verunreinigt wird. Eine solche fremde Beimischung ist sehr schwer und kostspielig wieder davon zu trennen.

Das Verhältniß des Salpeters und der Pottasche zum chromsauren Eisen, um das chromsaure Kali zu erhalten, wird von den meisten Fabrikanten verschieden angegeben. Einige bedienen sich bloß des Salpeters, Andere desselben in Verbindung mit Pottasche; z. B. gleiche Theile Salpeter und Pottasche auf einen Theil chromsaures Eisen. Ein richtiges Verhältniß, das chromsaure Kali auf ökonomischem Wege fabrikmäßig darzustellen, beruht auf folgendem Zusammensatz: 6 Pfd fein gestoßenes chromsaures Eisen, ½ Pfd trockener Salpeter und 1½ Pfd gute Pottasche. Um stets ein reichliches und gutes Produkt zu erhalten, darf der Salpeter oder das alkalische Salz (Pottasche) nie ⅔ übersteigen, weil sich sonst zu viel Thon- und Kieselerde auflöst, welches um so häufiger geschieht, wenn die Gangarten des chromsauren Eisens nicht sorgfältig entfernt sind. Eine überwiegende Anwendung des Salpeters oder der Pottasche, besitzt noch den Nachtheil, daß die Auslaugung vorwaltendes Kali enthält, welches entweder durch Salpetersäure oder Essig gebunden werden muß. 100 Theile wasserfreie Chromsäure sollen, nach Richter, 1163 Theile Kali neutralisiren.

Bei Mangel an chromsaurem Eisen kann man den Rückstand nach der Auslaugung sammeln, welcher aus Eisentritoxyd, Thonerde, Kieselerde, Braunstein und etwas wenigem, noch unangegriffenem, chromsaurem Eisen besteht, um letzteres noch Einmal zu benutzen. In dieser Beziehung verdünnt man den Rückstand mit siedendem Wasser und setzt bis zum Überschuß Hydrochlorsäure (Salzsäure) zu. Man rührt die Mischung lebhaft mit einem gläsernen Stäbchen um, und gießt die Flüssigkeit schnell ab, daß sie nicht zur Gallerte stockt, wäscht den Rückstand noch 2 bis 3 Mal gut aus, wodurch das Eisenoxyd, die Thonerde und selbst die Kieselerde ausgeschieden, und der Rückstand chromsaures Eisen bleibt, welches man neuerdings mit Salpeter und Pottasche zum chromsauren Kali verwenden kann. Schwefelsäure statt Hydrochlorsäure bei dieser Auslaugung angewendet, mit Hinzubringung von schwefelsaurem Kali, stellt Alaunkrystalle von schöner Rubin- oder Amethystfarbe dar, je nachdem man sie dem Auge in verschiedenen Richtungen darbietet.

Das neutrale chromsaure Kali zeichnet sich durch fol…e Eigenschaften aus: 1) Es besitzt eine schöne citro…gelbe Farbe, und eine so stark färbende Kraft, daß … nach Thomson's Versuchen, 40,000 Mal seines …ichts Wasser merklich gelb macht; mit 20 Mal so … Salpeter gemischt, in Wasser aufgelöst, und bis zur … tion des Salpeters eingedampft, färbt es den

23) Literatur: Vauquelin in Crell's Ann. d. Ch. 1798. I. S. 183. Derselbe in den Ann. d. Ch. XXL. p. 70 rc. — Klaproth i. Dessen Beitr. z. ch. Kenntn. d. Min. Körper. IV. S. 132 rc. — Richter i. s. Schrift: … neuern Gegenst. der Ch. X. 30. XI. 37. — Godon … Menin i. d. Ann. d. Ch. XXLV. 222. — Mussin … kin bei Crell a. a. O. 1798. I. 353. u. II. 444. — … bei Schweigger a. a. O. III. S. 378. — … Ebendas. XIII. S. 274 rc. — Döbereiner … 4. 1818. S. 476 rc. — W. … Ph. 1818. 12. S. 366 rc. — … XVII. — H. Moser … bei Schweigger … Masse Ebendas. … Ebendas. S. … F. Tassa… dorff's … Kunst- und …

Salpeter eben so gelb, wie das chromsaure Salz selbst; 2) sein Geschmack ist bitter, unangenehm, und verweilt ganzer 24 Stunden im Munde; 3) 100 Theile Wasser von 15° Temperatur lösen 48½ davon auf; 4) in Weingeist ist es unauflöslich; 5) bei einer höhern Temperatur schmilzt es langsam, und leuchtet mit grüner Farbe, so lange es geschmolzen ist.

Es ist nicht selten, daß gewinnsüchtige Fabrikanten dieses Kunstprodukt, mit schwefelsaurem Kali verfälscht, in den Handel bringen, wie dieses kürzlich in Frankreich der Fall war. Boutron Charlard fand in 100 Theilen eines solchen falschen Produkts 57,7 schwefelsaures, 43,3 chromsaures Kali, also über die Hälfte betrügerische Beimischung. In den chemischen Fabriken der Herren Dr. Dingler zu Augsburg, Dr. Geitner in Schneeberg und Sattler in Schweinfurt wird das chromsaure Kali in vorzüglicher Qualität in Großem verfertigt, und den Abnehmern zu billigen Preisen erlassen.

Das saure chromsaure Kali, von tiefer feuerrother Farbe, schmeckt metallisch und bitter. Das Kali ist, nach Thomson's Versuchen, darin mit doppelt so viel Chromsäure gesättigt, als in dem neutralen Salze. Wasser von + 15° löst $\frac{1}{10}$ seines Gewichts davon auf, wogegen es in Weingeist unverändert bleibt. Im Glühen schmilzt es zu einer durchsichtigen Masse, die beim Erkalten orangegelb und halb durchsichtig wird.

Das chromsaure Natrum, der chromsaure Kalk, der chromsaure Strontian, Talk, Baryt ꝛc., so wie das chromsaure Ammonium, haben bis jetzt in den Werkstätten und Künsten keine praktische Anwendung erhalten. Sie werden überall durch das chromsaure Kali vortheilhafter vertreten.

Chromsaure Körperfarben. Auf die Eigenschaft der Chromsäure, mit den meisten Metalloxydul- u. Metalloxydsalzen färbige Niederschläge zu bilden, gründet sich die Darstellung der chromsauren Körperfarben. Die Silberoxydsalze werden durch die Chromsäure purpurroth; Quecksilberoxydulsalze orangefarben; Quecksilberoxydsalze mennigroth; Zuckeroxydsalze hoch schwefelgelb; Eisenoxydsalze rostbraun; Eisenoxydulsalze haarbraun; Wismuthoxydsalze hoch citronengelb, und Bleioxydsalze citronengelb niedergeschlagen. Die ausgezeichnetsten Verbindungen dieser Art sind:

A. Das chromsaure Blei (chromſ. Bleioxyd), im Handel unter dem Namen Chromgelb bekannt, welches, nach Berzelius, aus 31,761 — 100,000 Chromsäure 68,239 213,841 Bleioxyd besteht. Es wird erhalten, wenn eine mit vielem Wasser verdünnte chromſ. Kaliauflösung in eine ebenfalls mit reichlichem Wasser verschwächte salpeter- oder essigſ. Bleiauflösung so lange zugetröpfelt wird, als sich noch ein gelber Niederschlag fällt. Je mehr beide Auflösungen, durch Wasser verdünnt, angewendet werden, um so feiner wird der Niederschlag, und reißt um so weniger Salztheile mit sich fort. Das gebildete chromsaure Blei wird jetzt so lange ausgesüßt, bis es vollkommen rein von allen Salztheilen erscheint, auf Filtrirsäcke gebracht und getrocknet. In diesem Zustande stellt es reines chromsaures Blei dar. Zu verschiedenem Behuf wird es jedoch öfters mit Thonerde, Schwerspath, fein gemahlenem Kiesel und andern weißen Materien legirt, in den Handel gebracht.

Das chromsaure Bleioxyd kann in allen Farben von den hellsten gelben bis in hoch Aurora-Abstufungen dargestellt werden, je nachdem Säure oder Kali bei dessen Bereitung vorwaltet, und Kälte oder Wärme dabei in Anwendung gebracht wird. Der Niederschlag erscheint citronengelb, wenn in der Flüssigkeit Säure vorwaltet, und die Operation kalt vorgenommen wird; pomeranzengelb, wenn die Säure ganz gesättigt ist, rothgelb und Aurora, wenn Kali vorwaltet und die Flüssigkeit erhitzt wird.

In der Natur kommt das chromsaure Bleioxyd unter dem Namen des rothen Bleies, auch rother Bleispath genannt, in Sibirien vor. Es wird in der Nähe von Katharinenburg und in den Goldminen von Beresow, jedoch selten, angetroffen. Das natürliche chromsaure Bleioxyd besteht in hellrothen 4seitigen Säulen, und dient als eine sehr schöne Malerfarbe. In den Künsten, Fabriken und Manufakturen findet das künstlich bereitete chromsaure Bleioxyd als Malerfarbe viele Anwendung; es übertrifft in dieser Hinsicht alle andere gelbe Mineralfarben. Mit phosphorsaurem Natrum als Flußmittel reines chromsaures Bleioxyd vermischt, und weiß gebrannte Knochen (phosphorsaurer Kalk) zugegeben, stellt die ausgeglühte Mischung eine Farbe dar, die Boulaye Marillac als unveränderliche Ölfarbe empfohlen hat.

Das chromsaure Bleioxyd ist in Säuren wenig auflöslich, wird sehr leicht zersetzt, wenn es gepulvert mit einer Mischung von Salzsäure und Alkohol übergossen wird, wobei Salzäther sich entwickelt, salzsaures Chromoxyd in der Flüssigkeit aufgelöst wird, und salzsaures Bleioxyd unaufgelöst zurück bleibt. Das kaustische Kali löst es mit Verlust seiner Farbe gänzlich auf.

B. Das basische chromsaure Blei von scharlachrother Farbe wurde von Dulony im Jahre 1812 in den Ann. de Chimie bekannt gemacht. Es wird erhalten, wenn man kohlensaures Blei und chromsaures Kali im Überschusse mit einander kocht. 10 Jahre später machte Grouvelle seine Methode, rothes chromsaures Bleioxyd zu bereiten, bekannt. Die Methode ist in praktischer Hinsicht vortheilhafter, als die von Dulony angegebene, und besteht darin, daß man das chromsaure Bleioxyd mit Pottasche kocht, wodurch eine sehr schöne rothe Farbe erhalten wird. Das scharlachrothe basische chromsaure Blei wurde von Johann Bedams analysirt; es ergab sich folgendes Resultat:

Chromsäure	18,84
Bleioxyd	81,16
	100, 0

Bedams empfiehlt es in der Malerei, weil es mit Öl abgerieben eine sehr schöne markige Farbe gibt, welche nicht, wie der Vermillon-Zinnober, durch zugesetztes Bleiweiß verliert, und sich gut mit andern Farben mischt, so wie an der Luft nicht verändert wird. Kartenpapier und dünnes Papier mit dieser Farbe bestrichen und an den Wänden bewohnter Zimmer aufgehangen, wo Bleisalze durch Ausdünstung leiden müssen, änderten sich, nach Bedams Beobachtung, nicht. Die von demselben vor-

geschlagene Anwendung in der Kattundruckerei werden wir weiter unten kennen lernen.

C. Das chromsaure Quecksilberoxydul, unter dem Namen Chromroth bekannt, ist ein orangegelbes, in Wasser unauflösliches Pulver, dessen Farbe höher ausfällt, je nachdem es aus einer verdünnten Flüssigkeit niedergeschlagen wird. Es enthält, nach Godon, 73 Quecksilberoxydul und 17 Chromsäure. In Salpetersäure wird es aufgelöst, wobei es auf Kosten der Chromsäure zum Oxydsalze zersetzt wird. Alkalien schlagen aus dieser Auflösung zuerst chromsaures Quecksilberoxyd und dann grünes Oxyd nieder. Beim Glühen zersetzt es sich und gibt grünes Chromoxyd.

Um das chromsaure Quecksilberoxydul zu bereiten, löst man Krystalle von Quecksilberoxydul in mit Salpetersäure ganz schwach gesäuertem heißem Wasser auf und gießt in die Auflösung, unter Umrühren mit einem Glasstäbchen, eine 6 à 8 grädige Auflösung von chromsaurem Kali. Man darf nicht so viel von Letzterem zusetzen, daß alles Quecksilber gefällt wird, da sonst das chromsaure Quecksilber etwas chromsaures Kali mit sich fort reißt, welches der Schönheit der Farbe und des daraus zu bereitenden Chromgrün nachtheilig ist. Wenn das richtige Verhältniß getroffen ist, so wird die oben stehende Flüssigkeit ganz klar seyn, im entgegengesetzten Falle enthält sie chromsaures Quecksilberoxyd und ist amethystfarbig. Es geschieht dieß vornehmlich, wenn das salpetersaure Quecksilber zu sauer ist und Quecksilberoxyd enthält, da sich dann chromsaures Quecksilberoxyd bildet, das sehr auflöslich ist. Der Bodensatz wird einige Male mit Wasser ausgesüßt, getrocknet, und stellt das chromsaure Quecksilberoxydul dar.

D. Das Chromoxydul, auch unter dem Namen Chromgrün bekannt, wurde im Jahre 1797 zuerst durch Vauquelin bekannt. Es ist ein dunkelgrünes, bei jedesmaligem Erhitzen bräunlich werdendes Pulver. Mit Wasser verbunden (als Hydrat) ist es bläulich grün, wird aber durch Glühen wieder dunkel grün. In der Natur kommt es im Smaragd, Serpentin und vielen andern grünen Steinen vor. 100 Theile bestehen aus 70 Chrom und 30 Sauerstoff.

Dieses grüne Oxydul kann nach verschiedenen Methoden mehr oder minder vortheilhaft dargestellt werden. 1) Wenn man chromsaures Kali mit Kohlenstaub zusammen stößt und das Gemeng bis zum Weißglühen erhitzt, wodurch es sich in grünes Chromoxydul und Kali zersetzt. Letzteres entfernt man durch Auslaugen, und kann die alkalische Lauge durch Abdampfen auf Kali benutzen, um von Neuem zur Bereitung des chromsauren Kali aus dem chromsauren Eisen verwendet zu werden. 2) Nach Lassaigne's Methode, wenn gleiche Theile chromsaures Kali und Schwefel, fein gepulvert und gut vermischt, in einem verschlossenen Tiegel geglüht werden, das Gemisch mit Wasser ausgewaschen, wobei Schwefelleber und schwefelsaures Kali sich auflöst und grünes Chromoxydul zurückbleibt. 3) Nach einer zweiten Methode des Lassaigne, wenn chromsaures Eisen mit Salpeter behandelt wird, und aus dessen Auflösung die Erden mit schwacher Schwefelsäure niedergeschlagen und das chromsaure Kali mit Schwefel geglüht wird. Vogel wiederholte diesen Versuch, indem er 4 Loth Schwefel mit 4 Loth chromsaurem Kali, welches nicht krystallisirt und noch Salpeter enthielt, zum feinsten Pulver zerrieb, und das Gemeng in einem, mit Deckel versehenen Tiegel eine halbe Stunde vor der Esse stark glühte, und die im Tiegel zurück gebliebene Masse mit kochendem Wasser auslaugte. Es blieb ein schönes grünes Pulver zurück, welches, nach völligem Austrocknen, in einem glühenden Tiegel 3 Quentchen wog. 4) Durch Glühen des chromsauren Quecksilberoxyduls, wobei die Säure einen Theil ihres Sauerstoffs verliert, das Quecksilber entweicht und das Oxydul zurück bleibt. Dieser Weg ist jedoch kostspielig. 5) Aus chromsaurem Bleioxyd, wenn dieses mit einem Gemenge von Salzsäure und Alkohol digerirt wird, wobei sich auf Kosten des Sauerstoffs der Chromsäure Äther bildet, und salzsaures Chromoxydul sich in der spirituösen Flüssigkeit auflöst, während salzsaures Bleioxyd unaufgelöst zurück bleibt. 6) Aus chromsaurem Kali, wenn man dieses mit Salzsäure übersättigt und Schwefelwasserstoff in die Auflösung leitet, wodurch die Chromsäure zum Oxyd reducirt wird; dieses wird von der Salzsäure in der Auflösung zurück gehalten, und kann nachher durch kohlensaures Kali daraus niedergeschlagen werden; der Niederschlag ist jedoch kohlensaures Chromoxydul. Schlägt man die Auflösung von salzsaurem Chromoxydul mit einem ätzenden Alkali nieder, so bekommt man einen graugrünen Niederschlag, der das Hydrat des Oxyduls ist. Dieses löst sich wieder auf, wenn ein Überschuß des kaustischen Alkali zugesetzt wird, aber es schlägt sich wiederum nieder, wenn man die Auflösung eine Zeit lang kocht. Vom Ammonium wird es sehr unbedeutend aufgelöst, weßwegen man sich auch, um es niederzuschlagen, am liebsten desselben bedient. Das Hydrat des Chromoxyduls nimmt nach dem Trocknen eine grüne Farbe an. Bis zu einem geringern Grad von Hitze erwärmt, gibt es sein Wasser ab, und wird dunkelgrün oder beinahe schwarz. So lange es sein Wasser behält, ist es in Säuren leicht auflöslich, aber nachdem dieses entwichen ist, löst es sich sehr langsam auf. Erhitzt man das wasserfreie Oxyd in einem Tiegel bis zum Glühen, so geräth es bei einer gewissen Temperatur auf einen Augenblick in vollen Brand, und nachdem dieser vorbei ist, sinkt die Temperatur zu der des umgebenden Tiegels wieder herunter. Dabei gewinnt es weder, noch verliert es an Gewicht. Nach der Abkühlung hat es seine Farbe verändert, es hat jetzt eine schöne grüne Farbe, und wird nicht mehr von Säuren aufgelöst, sondern muß, um von diesen wieder aufgelöst werden zu können, mit Salpeter oder mit Kali geschmolzen und dadurch in Chromsäure verwandelt werden. Das grüne Chromoxydul dient als Schmelzfarbe in der Porzellanmalerei, zum Färben des Glases, des Strasses oder der künstlichen Edelsteine etc. Es liefert ein dunkleres und festeres Grün als das Kupferoxyd.

In der Wasser- und Ölmalerei angewendet, wird es aus chromsaurem Quecksilberoxydul bereitet, dem man vor dem Destilliren die Hälfte des Gewichts chemisch reine Thonerde zusetzt. Nach Dulong's Beobachtung soll das chromsaure Quecksilberoxydul hiezu nicht ganz rein seyn, weil für obigen Zweck eine schönere Farbe erhalten wird, wenn es noch etwas chromsaures Kali und Manganoxyd

enthält, besonders soll dieß der Fall seyn, wenn das Chromgrün auf Porzellan und bei großer Hitze eingebrannt werden soll.

Ich habe mich in wissenschaftlicher Beziehung bei allen diesen Angaben und Analysen genau daran gehalten, was bis jetzt von den vorzüglichsten Chemikern unserer Zeit angenommen worden ist — wohl ahnend, daß dieser interessante Gegenstand seiner Zeit noch keineswegs so aufgeklärt vor uns liegt, daß nicht durch ferneres Fortschreiten in dem wissenschaftlichen Gebiete der Chemie noch weit umfassendere Beleuchtung zu erwarten stehe.

Wir gehen nun zu der Anwendung der chromsauren Verbindungen in der Schafwollen-, Seiden-, Leinen- und Baumwollen-Druckerei und Färberei über.

Versuch in der Schafwollenfärberei. Die erste Anregung der Erfindung, die chromsauren Verbindungen auf thierischen und vegetabilischen Geweben zu fixiren, verdanken wir in Teutschland dem Dr. Geitner, in Frankreich hingegen Lassaigne. Geitner bediente sich im Jahre 1819 des durch ihn selbst bereiteten neutralen chromsauren Kali, um in Verbindung mit dem essigsauren Blei, gelbe Farbenabstufungen darzustellen. Seine ersten Versuche bestanden darin:

a) Daß er baumwollene und leinene Gewebe in einer mit 8 Theilen Wasser gemachten chromsauren Kaliauflösung imprägnirte, hernach abtrocknete, und in einer mit 8 Theilen Wasser bereiteten essigsauren Bleiauflösung (Bleizuckerauflösung) durchnahm, die Ware abtrocknen und auswaschen ließ.

b) Die in derselben Stärke bereitete chromsaure Kaliauflösung mit fein gepulverter Salepwurzel in druckförmigen Zustand versetzte, und mittels eines Models auftrug; nach dem Trocknen die Stellen, welche gelb werden sollten, mittels eines andern Models, mit einer gleichfalls druckförmig gemachten essigsauren Bleiauflösung überdruckte, und die Ware nach dem Abtrocknen so lange waschen und walken ließ, bis alles Verdickungsmittel weggeschafft, und die gelbe Farbe rein zurück blieb. Diejenigen Stellen, welche nach dieser Methode nicht durch die essigsaure Bleiauflösung berührt wurden, erschienen nach dem Auswaschen vollkommen weiß. Von diesen Erstlingen im Gebiete dieser Branche besitze ich Muster, welche mir mein Freund Geitner am Schlusse des Jahres 1819 überschickte; sie lassen, hinsichtlich ihrer Gelungenheit, Nichts zu wünschen übrig, und stehen Jedermann zur Einsicht bei mir offen.

Lassaigne trat in den Annales de Chemie et Physique, Tom. XV. Septbr. 1820, zuerst in Frankreich auf, ohne von den frühern Arbeiten des Dr. Geitner unterrichtet zu seyn. Die Priorität der Erfindung gebührt daher in Teutschland Dr. Geitner, und einige Monate später Herrn Lassaigne in Frankreich. Lassaigne's erste, der Öffentlichkeit übergebene Versuche in den Annalen, bestehen in der umgekehrten Anwendung der zur farbigen Erscheinung benöthigten Agentien. Er ließ bei gewöhnlicher Temperatur einige Strähnen ausgesottener Seide, eine Viertelstunde lang, in einer schwachen Auflösung von neutralem chromsauren Kali einlegen, nach Verlauf von 10 Minuten heraus nehmen, waschen und trocknen, wodurch die Seide eine schöne gelbe Farbe angenommen hatte.

Nach demselben Verfahren, mit Abänderung das essigsaure Blei bei einer Temperatur von 55° bis 60° zum Imprägniren zu verwenden, färbte er Schafwolle, leinene und baumwollene Gewebe schön gelb. Hellere oder tiefere Abstufungen boten sich ihm durch Anwendung verschwächter oder concentrirter Auflösungen des essigsauren Bleies und des neutralen chromsauren Kali dar.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man Schafwolle, vermittels dieser Agentien, sehr schön gelb färben kann; allein, da die Farbe das Unangenehme besitzt, selbst durch Seifenwasser schon etwas zersetzt zu werden: so steht wol nicht zu erwarten, daß das Chromgelb für den praktischen Gebrauch in der Schafwollen-Färberei Eingang finden dürfte, weil man durch wohlfeilere Mittel und leichtere Verfahrungsarten nicht allein ein eben so schönes, sondern noch weit dauerhafteres Gelb darstellen kann.

Anwendung in der Seidenfärberei. Seide und seidene Stoffe jeder Gattung nehmen in weiß gebleichtem Zustande alle Abstufungen von Chromgelb an, wenn sie entweder mit essigsaurer oder salpetersaurer Bleiauflösung imprägnirt, und hernach in einem gesäuerten chromsauren Kalibade durchgenommen werden. Die Beizen mit dem essigsauren oder salpetersauren Blei werden heiß gegeben, die Ware abgetrocknet, ausgewaschen, und in einem mit Essig- oder Salpetersäure gesäuerten chromsauren Kalibade bei einer Temperatur von 50° gelb gefärbt.

Je nachdem die Vorbereitungsbeizen schwächer oder stärker in Anwendung gebracht werden, lassen sich alle Schattirungen von heiter bis tief Gelb darstellen. Intensiver erscheinen die chromgelben Abstufungen auf Seide, wenn die Ware abwechselnd einige Male in den Beiz- und Färbebädern durchgenommen wird. Nachdem die Seide die zu wünschende gelbe Farbe besitzt, wäscht man sie am Flusse so lange, bis keine gelbe Flüssigkeit mehr abläuft, und trocknet sie im Schatten ab. — Nach eben dieser Methode lassen sich der Seide auch sehr schöne Farbentöne mittheilen, wenn man statt der obigen Beizen sich des basisch-essigsauren oder basisch-salpetersauren Bleies bedient.

In der Seiden- und Seidensammetdruckerei sind die Chromfarben bis jetzt noch nicht angewendet worden; allein sie gewähren in deren Gebiete zu verschiedenen farbigen Ausarbeitungen ein Mittel, um recht artige Fabrikate darzustellen. Das vortheilhafteste Verfahren, die Farben für diesen Industriezweig zu fixiren, besteht in zwei Methoden: 1) die Ware mit der metallischen Beize zu bedrucken, und nach dem Abtrocknen mit gesäuertem chromsauren Kali zu überdrucken; 2) mit concentrirter chromsaurer Kaliauflösung zu drucken, und nachgehends mit der metallischen Beize überzudrucken.

Farbige Erscheinungen kommen nur da zum Vorschein, wo das chromsaure Kali mit der metallischen Beize in Berührung tritt. Sowol die metallischen Beizen, als das chromsaure Kali werden bei dieser Art Druckerei mit fein gepulverter Salepwurzel in druckförmigen Zustand gebracht, und zwar beide nicht stärker verdickt, als gerade für den Druck nothwendig erfoderlich ist. Die auf solche Art gedruckte Ware wird, nach sorgfältigem Abtrocknen,

zuerst durch ein heißes Wasserbad genommen, dann im Fluß so lange gewaschen, bis das Verdickungsmittel weggeschafft und die Farbe rein zurück bleibt. Nach diesem Verfahren können nachstehende Farben auf seidenen Geweben fixirt werden: a) Chromgelb, vermittels essig- oder salpetersaurer Bleiauflösung und chromsauren Kali's. b) Orangefarbe und Mennigroth, durch Quecksilberoxydul und Quecksilberoxydsalze mit chromsaurem Kali. c) Purpurroth, mit salpetersaurem Silber und chromsaurem Kali. d) Rostbraun, durch Eisenoxydsalz und chromsaures Kali. Bei Darstellung der letztern Farbe wird das Eisenoxydsalz zuerst aufgedruckt, weil dessen Auflösung schon für sich die Seide nanking- oder rostfarben färbt, und nach dem Trocknen die chromsaure Kaliauflösung darüber gedruckt.

Anwendung in der Leinen- und Baumwollen-Druckerei und Färberei. In keinem Gebiete der Industrie finden die chromsauren Verbindungen eine so ausgedehnte Anwendung, als in der Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken und zu färben. Ein paar Jahre waren hinreichend, durch die Fackel der Chemie beleuchtet, den chromsauren Verbindungen, in den Werkstätten der Druckerei und Färberei, allgemeine Anwendung zu verschaffen. Da die Fasern des Leinen, und insbesondere der Baumwolle, sich vorzüglich eignen, die gefärbten Chromniederschläge in einen ausgezeichnet schönen Farbeton aufzunehmen: so war es leicht voraus zu sehen, daß diese Art Fabrikation in der Kattundruckerei eine höchst wichtige Rolle einnehmen würde. Die schönen Fabrikate im neuesten Geschmack liefern den deutlichsten Beweis, welchen Grad der Ausdehnung die chromsauren Verbindungen in der Kattundruckerei zur Erzielung mannichfaltiger Ausarbeitungen erreicht haben. Die ausgezeichnetsten Farben, welche vermittels der Chromverbindungen dargestellt werden, bestehen: a) in den verschiedenen Abstufungen von Gelb; b) in den grünen, und c) in orangegelben Schattirungen. Alle jene Farben lassen sich entweder unmittelbar auf weiß gebleichte vegetabilische Stoffe oder auch auf gefärbte Waaren durch den Weg der Chlorkalkpassage solid darstellen. Die verschiedenen Methoden, deren man sich zur Darstellung jener schönen Fabrikate bedient, werden wir näher beleuchtet finden, nachdem zuvor die Beizen, welche in der Chromfärberei praktische Anwendung erhalten, voraus gegangen sind. Diese bestehen:

A. In dem salpetersauren Bleioxyd. Es wird erhalten, wenn granulirtes Blei in Salpetersäure von [illegible], nach Beck's Areometer, aufgelöst wird. Das Metall wird in kleinen Portionen nach und nach, und zwar so lange zugegeben, bis die Säure kein Metall mehr auflöst. Die Flüssigkeit, langsam verdunstet, liefert das salpetersaure Bleioxyd in weißen, stark glänzenden Krystallen von süßlichem und zusammenziehendem Geschmack, welches 7½ Theile kaltes Wasser zur Auflösung erfodert. Dieses Salz ist in Weingeist unauflöslich, und zerknistert, wenn es in Krystallen auf's Feuer geworfen wird. Es enthält kein chemisch gebundenes Wasser, schmelzt geglüht, und wird dabei zersetzt, gibt Sauerstoff und salpetrigsaures Gas, wogegen der Rückstand gelbes Oxyd ist. Das salpetersaure Bleioxyd enthält, nach Berzelius, 32,7 Salpetersäure und 67,3 Bleioxydul.

Wenn man sich das salpetersaure Bleioxyd in den Kattundruckereien und Färbereien selbst bereitet, ist es nicht nöthig, die Auflösung krystallisiren zu lassen. Einige Kattundruckereien bereiten sich zu diesem Zwecke ihre salpetersaure Bleiauflösung auf nachstehende Weise: sie bringen 7 Pfund granulirtes Blei in einen Glaskolben, mit einer Mischung von 9 Pfund Salpetersäure zu 36° Baumé, welche zuvor mit 13½ Pfund Wasser geschwenkt worden; den Kolben setzen sie in ein Sandbad, und erwärmen denselben nach und nach bis zur Siedhitze, unterhalten die Mischung eine bis anderthalb Stunden in beständigem Kochen. Nach dem Erkalten wird die klare Flüssigkeit abgegossen und für den Gebrauch verwendet.

B. Basisch salpetersaures Bleioxyd wird für unsern Zweck erhalten, wenn das flüssige salpetersaure Bleioxyd mit fein gepulvertem Bleioxyd (Bleiglätte) gekocht wird. Die Flüssigkeit wird gelb, und das basisch salpetersaure Bleioxyd krystallisirt durch langsames Abdunsten in kleinen durchsichtigen Körnern, die, wenn sie erhitzt werden, mit außerordentlicher Heftigkeit zerknistern. Diese Krystallen enthalten kein chemisch gebundenes Wasser. In kaltem Wasser lösen sie sich schwer auf, in kochendem Wasser erfolgt die Auflösung leichter. Die Säure sättigt in dem basisch salpetersauren Bleioxyd doppelt so viel Basis, als in dem salpetersauren Bleioxyd. 100 Theile enthalten, nach Croust, 81,5 Bleioxyd und 18,5 Säure und Wasser.

C. Essigsaures Bleioxyd, gewöhnlich Bleizucker genannt, welches im Handel vorkommt.

D. Basisches essigsaures Bleioxyd wird erhalten, wenn 16 Theile essigsaures Bleioxyd und 7 Theile fein geriebene Bleiglätte mit 25 Theilen Wasser unter beständigem Umrühren so lange gekocht werden, bis kein Bleioxyd mehr aufgelöst wird. Der Auflösung wird so viel destillirtes Wasser zugesetzt, daß die gesammte Flüssigkeit 50 Theile wiegt. Das basisch essigsaure Bleioxyd kann nicht zum Krystallisiren gebracht werden, sondern es trocknet, wenn es in einem Destillationsgefäße oder in luftleerem Raum abgedunstet wird, zu einer weißen Salzmasse ein. Nach dem Trocknen enthält es kein chemisch gebundenes Wasser. Die Essigsäure ist darin mit drei Mal so viel Base, als im essigsauren Bleioxyd verbunden. Bei der Anwendung muß dieses Salz in gut ausgekochtem Wasser aufgelöst werden, weil es in gewöhnlichem Quellwasser von der Kohlensäure und den salzsauren und kohlensauren Salzen zerlegt wird, während daß ein proportionaler Theil desselben essigsaures Bleioxyd bleibt.

E. Salpetersaures Quecksilberoxydul wird erhalten, wenn Quecksilber in kalter, mit destillirtem Wasser verdünnter Salpetersäure aufgelöst wird. Die Auflösung enthält sowol einen Überschuß von Säure, als eine Einmischung von Oxydsalz und besitzt für unsern Zweck die Eigenschaft, daß sie sich mit Wasser mischen läßt, ohne davon getrübt zu werden.

F. Salpetersaures Quecksilberoxyd erhält man in aufgelöstem Zustande, wenn Quecksilber in kochender Salpetersäure aufgelöst, und die erhaltene Auf-

lösung noch Einmal mit mehr Salpetersäure gekocht wird, bis ein Tropfen davon in salzsäurehaltigem Wasser nichts niederschlägt, oder auch, wenn Quecksilberoxyd durch Kochen in Salpetersäure aufgelöst wird.

G. Salpetersaures Silberoxyd erhält man, wenn reines Silber in Salpetersäure aufgelöst wird. Es schießt bei der Abkühlung in undurchsichtigen, tafelförmigen oder schuppigen, in der Luft unveränderlichen Krystallen an. Zu seiner Auflösung bedarf es ein gleiches Gewicht kaltes Wasser. Kochender Weingeist löst ¼ seines Gewichts davon auf, welches jedoch beim Erkalten größten Theils wieder niedergeschlagen wird.

H. Zinkoxydsalze: a) das schwefelsaure Zinkoxyd, im Handel unter dem Namen Zinkvitriol, weißer Vitriol und Gallizenstein bekannt; b) das salpetersaure Zinkoxyd, welches erhalten wird, wenn man in einem Glaskolben Salpetersäure von 26°, nach Beck, bringt, und nach und nach in kleinen Portionen so lange granulirtes Zink hinzusetzt, bis die Säure nichts mehr davon aufzulösen vermag. Der gesättigten Auflösung gibt man noch einige Lothe gekörntes Zink zu, setzt den Kolben in ein Sandbad, und dampft bei mäßiger Wärme die Flüssigkeit ab, wobei sich noch etwas Zink auflöst. Die Auflösung wird jetzt gewogen, und so viel Wasser zugesetzt, daß sie drei Mal so viel beträgt, als sich metallisches Zink in der Auflösung befindet.

I. Salpetersaures Wismuthoxyd wird erhalten, wenn man 16 Loth zerkleinertes Wismuthmetall in einen gläsernen Kolben bringt, in welchem 1 Pfund und 16 Loth reine Salpetersäure enthalten sind. Die Kolben stellt man in ein Gefäß mit kaltem Wasser, wo die Auflösung des Wismuths bald ihren Anfang nimmt, und einige Tage hindurch fortdauert. Wenn diese Operation beendigt ist, so daß beim Rütteln der Flüssigkeit kein salpeterigsaures Gas mehr entweicht, und noch unaufgelöstes Wismuth vorhanden ist, tröpfelt man in ganz kleinen Portionen nach und nach so viel Salpetersäure hinzu, bis alles Metall aufgelöst, und die Flüssigkeit eine gelbliche, durchsichtige Farbe zeigt. Der Auflösung setzt man so viel destillirtes Wasser zu, bis das ganze Gewicht zwei und ein halbes Pfund beträgt. Durch das Hinzubringen von Wasser wird die Flüssigkeit milchartig, durch Schütteln aber wieder klar.

Das salpetersaure Wismuth ohne Herbeibringung von Wasser krystallisirt beim Erkalten in vierseitige Prismen. Mit Wasser in Berührung gebracht, zersetzt sich das salpetersaure Wismuthoxyd. Es bleibt ein saures Salz in der Auflösung zurück, und ein basisches Salz schlägt sich in Form eines weißen Pulvers zu Boden.

K. Schwefelsaures Eisenoxydul, im Handel Eisenvitriol genannt, wird rein erhalten, wenn Eisenfeilspäne in verdünnter Schwefelsäure aufgelöst, und die kochend heiß filtrirte Auflösung zur Krystallisation hingesetzt wird.

L. Salpetersaures Eisenoxyd von röthlich brauner Farbe erhält man, wenn Eisenfeilspäne in einer mit gleichem Gewicht Wasser verdünnter Salpetersäure nach und nach aufgelöst werden. Diese Salzverbindung ist in den Druckereien und Färbereien zu sehr bekannt, als daß es nöthig ist, hier etwas Mehres darüber zu sagen.

Außer diesen eilf verschiedenen Metalloxydul- und Metalloxyd-Auflösungen, welche mit der Chromsäure farbige Niederschläge bilden, hat man bis jetzt noch keine andere Metalloxydul- und Metalloxyd-Auflösungen als günstige Präcipitationsmittel kennen gelernt.

Verfahren, chromgefärbte Niederschläge auf weiß gebleichten vegetabilischen Gespinnsten und Geweben zu fixiren. Einfarbig gelb, lassen sich in weiß gebleichtem Zustande alle vegetabilische Pflanzenfasern leicht färben, wenn sie mittels essig- oder salpetersaurer Bleiauflösung imprägnirt, und hernach in einem mit Essig- oder Salpetersäure schwach gesäuerten chromsauren Kalibade ausgefärbt werden. Diese Art, um gelb zu färben, findet jedoch in den Färbereiwerkstätten wenig Anwendung, weil leichtere Mittel zu Gebote stehen, auf andern Wegen eben so lebhafte und noch dauerhaftere Schattirungen von Gelb vortheilhafter darzustellen. Anders verhält es sich dagegen in der Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, wo die Chromfarben theils für sich, größern Theils aber in Gesellschaft mit andern Farben, zur Bildung schöner vielfarbiger Muster angewendet werden. In der Kunst zu drucken, kennen wir bis jetzt nachstehende Chromfarben, die als so genannte Eindruckfarben praktische Anwendung finden: a) Chromgelb. Es kann in allen Abstufungen dargestellt werden, wenn mit Wasser verdünnte essig- oder salpetersaure Bleiauflösung, mit Gummi oder Salep verdickt, aufgetragen, und die damit bedruckte Ware, durch Auswaschen und Wegschaffen des Verdickungsmittels, in einem schwach gesäuerten chromsauren Kalibade ausgefärbt wird. Je mehr Wasser zur Auflösung der Bleisalze angewendet wird, um so heller erscheint die gelbe Farbe. b) Chromgrün, welches erhalten wird, wenn der Druckfarbe für gelb blausaures Eisen (Berlinerblau) in Salpetersäure abgerieben, so viel hinzu gesetzt wird, als man die Farbe heller oder dunkler zu besitzen wünscht. Diese beiden Farben lassen sich auch ohne Schwierigkeit auf zarte gefärbte Grunde anbringen, wenn ein verhältnißmäßiger Zusatz von Weinsteinsäure oder Salpetersäure hinzu gefügt wird, welcher der Zerstörung des zarten Grundes entspricht.

Die Bleisalze sind die einzigen, welche nach diesem fast allgemein angenommenen Verfahren, schöne farbige Erscheinungen darbieten. Andere Metalloxydul- und Metalloxydsalze, die mit der Chromsäure gefärbte Niederschläge bilden, setzen in ihrer Anwendung ein umgekehrtes Verfahren voraus. Eben aus dieser Ursache gelang es auch nur den wenigsten Fabrikanten, einzele jener Niederschläge auf dem Zeuge zu befestigen, und es hat bis jetzt noch kein Schriftsteller diesen Gegenstand erörtert, daher ich hier meine eigenen, darüber angestellten Versuche der Öffentlichkeit übergebe.

Das Verfahren, jene Chromniederschläge auf baumwollenen und leinenen Geweben zu befestigen, besteht darin: daß zuerst die mit gepulverter Salepwurzel druckförmig gemachte, neutrale chromsaure Kaliauflösung aufgetragen, und erst, nach völligem Abtrocknen, die in nicht zu consistente Stärke-Paste eingerührte metallische Auflösung darüber gedruckt wird. Für die metallische Auflösung eignet sich kein Verdickungsmittel, um schöne und

dauerhafte Chromfarben durch diesen Weg hervor zu rufen, besser, als die Stärke. Die übrigen, wie Gummi, Gummitragant, Salep ꝛc., boten mir stets ein minder günstiges Resultat dar. Die nach dieser Methode gedruckte und gut abgetrocknete Ware wird am Flusse oder Bache gewaschen, durch ein heißes Wasserbad genommen, von da wieder an den Fluß gebracht, und so lange gewaschen, bis alles Verdickungsmittel weggespült und die Farbe rein auf dem Zeuge steht.

Alle diese Farbenniederschläge lassen sich in beliebigen Abstufungen darstellen, je nachdem die chromsaure Kaliauflösung, so wie die metallische Auflösung, in einem mit mehr oder weniger Wasser verschwächten Zustande angewendet worden. Nach diesem neuen Verfahren liefern: a) das salpetersaure Silberoxyd purpurroth; b) das kupferhaltige salpetersaure Silberoxyd eine braune, zum Fleischfarbenen sich neigende Farbe; c) das salpetersaure Quecksilberoxydul eine schöne mennigrothe Farbe; d) das salpetersaure Quecksilberoxyd eine orangengelbe Farbe; e) das salpetersaure Zinkoxyd ein hohes Schwefelgelb; f) das schwefelsaure Zinkoxyd ein blasses Schwefelgelb; g) das salpetersaure Wismuthoxyd ein hohes Goldgelb; h) das salzsaure Wismuthoxyd ein helles Goldgelb; i) das schwefelsaure Eisenoxydul haarbraun; k) das salpetersaure Eisenoxyd hohes Rostbraun; l) das essigsaure Manganoxyd gräuliches Oliven. Bei i und k müssen die Eisenfarben zuerst und dann das chromsaure Kali darüber gedruckt werden, weil Erstere für sich schon substantive Eisenfarben bilden.

Verfahren, chromgefärbte Niederschläge auf verschiedenen gefärbten, nachher ölgebeizten baumwollenen und leinenen Geweben zu befestigen. Eine ausgebreitete Anwendung in dem Gebiete dieser Branche, die Kunst, Zeuge zu drucken, finden die chromgelben und chromgrünen Farben, zu Erzielung sehr schöner und mannichfaltiger Ausarbeitungen. Erst seit einigen Jahren hat man sich in diesem schönen Industriezweige der Vollkommenheit genähert. Die gefärbten uni sowol, als die gemusterten und irisirten Grunde, die sich für diese Art Fabrikation ausschließlich eignen, sind: a) die so genannten weißboden Merinos, mit vielfarbiger Ausarbeit; b) alle Abstufungen vom zartesten bis zum höchsten Krapproth; c) alle Abstufungen der Lilas und krappvioletten Böden; d) blaue Schattirungen von Hell bis Mittelblau aus der kalten Indigoküpe gefärbt. Dergleichen gefärbte Zeuge werden durch die Luft- und Buntbleiche eben so, wie fertige Waren behandelt. Im abgebleichten und geschönten Zustande 4, 5 bis 6 Ölbeizen von derselben Stärke, wie bei Adrianopelroth gegeben, und nach dem Degrässiren und Reinigen für den Aufdruck der Bleisalze vorgerichtet. Die damit bedruckte Ware wird nun in dem Chlorkalkbade eben so, wie Merinofabrikat behandelt, sorgfältig ausgewaschen, und in einem schwach gesäuerten chromsauren Kalibade gefärbt.

Die Ölbeizen sind zur Befestigung der Grundfarben, die durch Chlorkalk gewonnen werden, wesentlich erforderlich, weil gewöhnliche Krapp- oder Indigofarben der Einwirkung der Chlorine nicht zu widerstehen vermögen; bei letztern auch noch der unangenehme Fall eintritt, daß die für Chromfarben aufgedruckten Bleisalze mit Säuren in dem Chlorkalkbade keinen scharfen Umriß behalten, sondern nach allen Seiten hin, mehr oder weniger den nebenstehenden farbigen Grund theilweise zerstören. Bei ölgebeizter Ware findet gerade der entgegengesetzte Fall hinsichtlich der Farben Statt, indem letztere durch das Chlorkalkbad erst ihren höchsten Lüstre gewinnen und die aufgedruckten Objekte, scharf abgeschnitten, in ihrem Contour erscheinen.

Unter den Bleisalzen eignet sich zur Darstellung der chromgelben und chromgrünen Farben für diese Art Fabrikation das salpetersaure Blei am besten. Es wird in Gesellschaft mit Weinsteinsäure und Pfeifenthon, mittels Gummi oder Gummitragant, zur druckförmigen Masse bereitet. Um alle Abstufungen von Grün zu erhalten, setze man dieser Masse mehr oder weniger in Salpetersäure abgeriebenes blausaures Eisen zu.

Chromfarben auf ölgebeizte, nachher gefärbte baumwollene u. leinene Gewebe zu befestigen. Diese für die Kunst interessante und für das Auge eben so schöne als solide Fabrikation, setzt wie die vorige, in ihrer Ausübung chem. Kenntnisse voraus. Man bedient sich zur Darstellung derselben, theils des Handdruckes, theils der Walzendruckmaschine. Sie bezeichnet den Culminationspunkt höchst vollendeter Fabrikation in dem Gebiete der Kunst, Zeuge zu drucken. Ungern vermissen wir noch in den allermeisten Kattundruckereien Teutschlands diese ausgezeichnete Fabrikation, welche nur in einigen Werkstätten den hohen Grad ihrer Vollendung erreicht hat.

Um jene vollkommene Fabrikate zu erhalten, werden nachstehende Farbengrunde voraus gesetzt: a) Adrianopelroth gefärbte Waare (Merinoroth); b) doppelrothe Merino, sowol für sich, als mit lilasvioletten und braunen Objekten; c) Lilas, Palicats, pfirsichblüht und kirschbraun gefärbte Grunde; d) Merino-, Iris- und irisirte Grunde. Letztere drei, b, c und d, setzen stets ölgebeizte Waren voraus. Durch die Ausarbeitung lassen sich in diesen verschieden gefärbten Grunden außerordentliche mannichfaltige Muster im Geschmack der neuesten Mode darstellen. Die salpetersaure Bleiauflösung bewährt sich auch hier, zur Darstellung der chromgelben und chromgrünen Ausarbeitungen, unter allen Bleisalzen am besten. Sie wird in Gesellschaft der Weinsteinsäure und der Pfeifenerde mit Gummi zur Druckfarbe für die Handdruckerei, mit Hinweglassung der Pfeifenerde hingegen für die Walzendruckerei verwendet. Die damit bedruckte Ware passirt, gleich der Merinoware, die Chlorkalkküpe, wird alsdann rein ausgewaschen und in einem gesäuerten chromsauren Kalibade gelb gefärbt. Grüne Abstufungen werden durch Zusatz von mehr oder weniger mit Salpetersäure abgeriebenem blausauren Eisen erzweckt. Als Zeichnung für die Druckbeize der gelben Farbe eignet sich das kleesaure Blei vorzugsweise, welches den Druck auf der Grundfarbe der Ware, nach dem Trocknen, dem Auge weiß darbietet.

Literatur über Chromverbindungen. Lassaigne, in Dinglers polytechnischem Journal B. 3. S. 354—357. Vogel, eben daselbst B. 3. S. 357—359. Berthier, eben daselbst B. 5. S. 217—219. Boutron-Charlard, eben das. B. 11. S. 119. 120. Berzelius, Lehrbuch der Chemie 2ter Band und 2ten Bandes 1ste Abtheilung. Vitalis, Grundriß der Färbe-

kunst, mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhange von Dingler und Kurrer, S. 350—354. Leuchs vollständige Farben- und Warenkunde 1ster Band. S. 112. 2ter Band S. 63, 143, 358, 361. Moser, über Chromverbindungen, Kunst- und Gewerbeblatt für Baiern, 11ter Jahrgang Nr. 39. S. 267 ꝛc. (*Kurrer.*)

CHROMURGIE, ist ein Theil der chemischen Kunst, welcher die Farben der Körper zum Gegenstande hat. Sie ist von zweierlei Art: 1) die Kunst, farbige Stoffe (Pigmente) zu bereiten, insbesondere solche, die in der Malerei und zum Tünchen gebraucht werden; 2) die Färbekunst, welche den Stoffen Farben gibt, sammt der ihr entgegengesetzten Bleichkunst, welche die Farben der Körper tilgt und diese weiß macht. (*Th. Schreger.*)

Chroniken, s. Annalen. IV, 174 fg.

CHRONISCHE, langwierige, KRANKHEITEN, sind streng nach dem Sinne des Wortes genommen, diejenigen Krankheiten, welche längere Zeit anhalten, als die acuten oder hitzigen Krankheiten, die sich gewöhnlich vor dem 28sten bis 40sten Tage entscheiden und zu denen die meisten Entzündungen und Fieber gehören. Allein es gibt keine natürlichen Gränzen zwischen diesen beiden Hauptklassen der Krankheiten, für welche man die Dauer derselben zum Eintheilungsgrunde gewählt hat, und diese Scheidung beruht daher mehr auf einer durch Jahrhunderte zur Gewohnheit gewordenen Übereinkunft der Ärzte und Annahme einer künstlichen Gränze, als auf einer, in der Natur des Krankheitsprozesses selbst begründeten und für alle Krankheiten nachzuweisenden Trennung, so viel man sich auch Mühe gegeben hat, diese besser zu begründen.

Schon von den ältesten Zeiten her hat man wol auch bei oberflächlicher Betrachtung der Krankheiten leicht bemerkt, daß einige einen kurzen, andere einen längern Verlauf nehmen. Hippokrates spricht bereits von acuten Krankheiten; er nennt als solche beispielsweise die Pleuresie, die Lungenentzündung, die Phrenesie, die hitzige Schlafsucht und das Brennfieber (de victu acutorum), und gibt dadurch zu erkennen, daß ihm der Unterschied zwischen acuten und langwierigen Krankheiten bekannt war. Doch hat, wie Cälius Aurelianus versichert [1]), Asklepiades aus Bithynien (ungefähr 100 Jahre v. Chr.) die Eintheilung in hitzige und chronische Krankheiten zuerst in die medizinischen Schulen eingeführt, und Aretäus aus Kappadocien war einer der Ersten, welcher die Krankheiten, nach dieser Eintheilung geordnet, vollständig abgehandelt hat [2]).

Die älteste und in dem Worte chronisch (von χρόνος, die Zeit, auch die Langwierigkeit) selbst gegründete Bestimmung einer chronischen Krankheit, bezieht sich auf die Dauer derselben oder ihren Verlauf, wie wir oben schon bemerkten. Allein, wie bei vielen Naturerscheinungen, nur in den entwickeltsten Formen die deutlichsten Unterscheidungsmerkmale sich darstellen, und überall Übergangsformen uns entgegen treten: so ist es auch hier. Man wird keinen Widerspruch finden, wenn man die Masern, eine hitzige, die von Leberverhärtung herrührende Gelbsucht, eine chronische Krankheit nennt. Es gibt aber auch eine Gelbsucht, die von nicht so tief eingreifenden Störungen herrührt, und ohne mit einem Fieber verbunden zu seyn, in 14 Tagen, bis drei Wochen sich endigt. Es gibt Formen der Syphilis, krampfhafte Krankheiten, Blutflüsse und mehre andere Krankheiten, die man zu den chronischen Krankheiten rechnet, und die doch, unter guter Behandlung, in wenigen Wochen beseitigt werden. — Man hat daher schon längst gefühlt, daß die Dauer der Krankheiten allein zur Bestimmung der Gränzen jener beiden Hauptklassen der Krankheiten nicht hinreicht, wenn man gleich bis in die neuesten Zeiten der Meinung war, daß man dieselben nicht ganz unbeachtet lassen dürfe, wie Sprengel, Burdach, Jahn, Harleß, Haase und Andere sich erklärten, die diesen Gegenstand genauer erörterten, oder doch in diesem Sinn die chronischen Krankheiten bearbeiteten, wie Hecker, Richter, Consbruch, von Hoven und Scheu. Doch haben auch mehre Schriftsteller jene Klasseneintheilung der Krankheiten, bei ihren Bearbeitungen der speciellen Therapie, wegen des Mangels natürlicher Gränzen und der Unzulänglichkeit des Eintheilungsgrundes gar nicht berücksichtigt, wie Peter und Joseph Frank, Pinel, Reil u. Raimann ꝛc. Andere haben versucht, den Begriff der acuten und chronischen Krankheiten besser zu begründen, unter welchen die Bemühungen von Dumas [3]), Jahn [4]), Harleß [5]) und Haase [6]) vorzüglich zu rühmen sind. Man hat in dieser Hinsicht besonders auf folgende Merkmale Rücksicht genommen:

1) Die Abwesenheit des Fiebers. Man nahm auf diese Weise acute Krankheit und Fieber für gleich bedeutend und stellte derselben die chronischen, fieberlosen oder nur von einem symptomatischen Fieber begleiteten Krankheiten gegenüber. Bei dieser Anordnung muß man aber mehre Krankheiten zu den Fiebern rechnen, die man gewöhnlich zu den chronischen Krankheiten zählt, z. B. die Rose, die Blutflüsse, mehre Nervenkrankheiten, und auch dann werden noch mehre Krankheiten übrig bleiben, bei denen es zweifelhaft ist, in welche Klasse man sie bringen soll, weil sie mit und ohne Fieber vorkommen, z. B. die Apoplexie, Blutflüsse, Krämpfe, die man daher in beide Klassen ordnen müßte. Um diesen Zwiespalt zu schlichten, will eben Jahn nur diejenigen fieberhaften Krankheiten zu den chronischen Krankheiten zählen, bei welchen das Fieber symptomatisch ist. Doch scheint auch dieser Ausweg, ohne gänzliche Umänderung des Begriffs, welchen man bisher, dem Herkommen zu Folge, mit der Benennung chronische Krankheit verbunden hat, nicht zu genügen.

2) Noch viel weniger passend ist die schon von Celsus angegebene nähere Bestimmung der chronischen Krankheit, durch die gewöhnlich mit derselben verbundene geringere und nicht so schnelle Gefährlichkeit, da man doch die nicht selten sehr gefährlichen und schnell tödtlichen

1) De chronicis passionibus. L. III. Cap. 5. 2) De caussis et signis acutorum et diuturnorum morborum L. IV. et de curatione acutorum et diuturnorum morborum. L. IV.

3) Doctrine générale des maladies chroniques. Par. 1812. 4) Klinik der chronischen Krankheiten. Erfurt 1815. 5) Handbuch der ärztlichen Klinik. 1. B. Leipzig 1817. 6) Über die Erkenntniß u. Kur der chronischen Krankheiten. Leipz. 1817—19.

Blutflüsse und die Apoplexie zu den chronischen Krankheiten rechnet.

3) Auf eine nicht ganz klare Ansicht von dem Krankheitsprozesse gründete von Hoven [7]) ein Unterscheidungszeichen der chronischen von den acuten Krankheiten, welches er darin gefunden zu haben glaubte, daß sich bei jenen Krankheiten die Abnormitäten der Lebensthätigkeit nur in gewissen einzelen Organen oder Systemen äußern, bei den acuten Krankheiten hingegen immer der ganze Organismus afficirt sei. Gewiß ist ein so erfahrener und gründlich forschender Arzt, wie von Hoven, selbst schon von dieser Meinung zurück gekommen, da nicht zu zweifeln ist, daß auch alle Fieber mit einer örtlichen krankhaften Affection beginnen und von da aus sich entwickeln; so wie hingegen bei vielen chronischen Krankheiten mehre Organe in dem Krankheitsprozesse hinein gezogen sind, so daß aus diesem mehrfachen Leiden erst die ganze Form der chronischen Krankheit hervorgeht.

4) Vorzüglich genau suchten Dumas, Haase und Harleß die Kriterien, durch welche sich die acuten von den chronischen Krankheiten unterscheiden, zu bestimmen. Nach kritischer Prüfung der Meinungen früherer Schriftsteller über diesen Gegenstand, aus welcher die Unzulänglichkeit derselben erhellet, stellt Haase folgenden Begriff der chronischen Krankheiten auf: es sind diejenigen Krankheiten, welche bei einer in den meisten Fällen längerer Andauer, als wir bei andern Krankheiten (acuten Krankheiten, den reinen Fiebergattungen, Entzündungen und acuten Exanthemen) wahrnehmen, sich besonders durch Unregelmäßigkeit in dem Austritte der Krankheitserscheinungen, durch unbestimmte Succession und Veränderlichkeit derselben, durch Unbestimmtheit in ihren Ausgängen und dem Zeitpunkte, in welchem diese letzteren eintreten, charakterisiren. — Dem Wesentlichen nach, stimmt Harleß Meinung mit diesen Ansichten überein. Er läßt die längere Form der chronischen Krankheit über 40 Tage nicht unbeachtet, bemerkt aber sehr richtig, daß für die Natur und den Begriff der chronischen Krankheit viel wesentlicher und bestimmter das Verhältniß sei, in welchem die Reaction des individuellen Organismus zu dem äußeren Krankheitszunder oder der innern Krankheitsursache sich befindet, oder der innere Zustand und Grad der Erregung und des Gegensatzes der organischen Systeme, sowol in Bezug zu dem Krankheitsreize, als unter sich selbst steht. — Es findet sich demnach ein gewisser Lentor dieses innern Antagonismus, eine Trägheit und Ungleichheit in der Entwickelung und Succession der reactiven Prozesse, ein höherer Grad und ein deutlicheres Hervortreten von Abweichungen und Anomalien des Bio-Chemismus mit einer stärkern Tendenz zur Säfteausartung, der Mangel eines wirklichen Fiebers und wahrer, schneller und vollkommen entscheidender Krisen, statt dieser im Genesungsfalle, eine allmälige Herstellung des Gleichgewichtes und der verletzten Functionen durch langsame Übergänge. Dumas nimmt auch diese eben angeführten Zeichen zusammen, um den Begriff einer chronischen Krankheit zu bestimmen, fügt aber noch folgende Eigenthümlichkeiten derselben zu einer genauern Charakteristik bei: 1) Die wesentlichen und beständigen Charaktere, welche die natürlichen Familien der Krankheiten begründen, sind bei den chronischen Krankheiten viel zahlreicher, beständiger und deutlicher ausgedrückt. Man kann die Zahl und die Gränzen der natürlichen Familien leichter bestimmen. 2) Die hitzigen Krankheiten kommen viel häufiger vor; sie sind weder an Orte, noch an Jahreszeiten oder individuelle Constitution gebunden. Es wird wenige Menschen geben, die im Laufe ihres Lebens nicht von mehren hitzigen Krankheiten sollten befallen worden seyn. 3) Die chronischen Krankheiten sind nicht so häufig Folgen von dem Wechsel der Jahreszeiten und der Temperatur der Luft, oder der epidemischen Constitutionen; die meisten derselben entstehen von gewissen innern Dispositionen. Das Alter, das Geschlecht und die Temperamente, die Diät, Gewohnheiten und Leidenschaften verändern die primitive Organisation und führen die Entwickelung solcher Krankheiten allmälig herbei, wie schon Sydenham bemerkte.

Aber die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand stimmen darin überein, daß auch diese Unterscheidungsmerkmale zusammen genommen nicht hinreichen, um die natürlichen Gränzen zwischen acuten und chronischen Krankheiten genau zu bestimmen. Wenn man sie bei der Anordnung der Krankheiten in diese beiden Klassen auch alle sorgfältig beachtet, so bleiben immer noch Krankheiten übrig, die bald in acuter, bald in chronischer Form erscheinen oder aus jener in diese übergehen; und es wird daher wol immer bei einer künstlichen Bestimmung der Gränzen zwischen jenen beiden Hauptklassen der Krankheiten bleiben, wie sie die Berücksichtigung der oben angeführten Haupteintheilungsgründe und das Herkommen gezogen haben. Dieser künstlichen Gränze zu Folge rechnet man zu den chronischen Krankheiten: 1) Die Kachexien, a) mit vorwaltender allgemeiner Abmagerung, alle Arten von Abzehrungen und Schwindsuchten; die nervöse Schwindsucht, die Rückendarre, die Hüttenkrätze, die Darrsucht der Kinder und Greise; die Lungenschwindsucht, die Kehlkopf- und Luftröhrenschwindsucht, die Schwindsucht von innern Geschwüren an andern Theilen, Leber-, Milz-, Gekrösdrüsen-, Nieren-, Blasen-, Gebärmutterschwindsucht. b) Die Kachexien mit hervor stechenden Fehlern der Säfte: der Scorbut, die Bleichsucht, die Blausucht. c) Die Kachexien mit hervorstechenden krankhaften Absonderungen: die Schleimsuchten, Wurmkrankheiten, die Wassersuchten, die Windsuchten. d) Kachexien mit hervorstechendem Krankseyn einzeler Organe und Systeme: die Lustseuche, Scrophelkrankheit, die Rhachitis. — 2) Ab- und Aussonderungskrankheiten. a. Ausflüsse, Blutflüsse, nämlich Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen, Blutharnen, Blutfluß aus den Harnröhren, Hämorrhoiden, Gebärmutterblutfluß; Schleimflüsse der Nase und Luftröhren, der Lungen, der Augenlieder, des Magens und Darmkanals, der Harnwege, der Genitalien, Samenfluß, Speichelfluß, Durchfall, Ruhr, Magenruhr, Brechdurchfall, Gallsucht und gallichte Ausleerungen, Harnruhr, unwillkürlicher Harnabgang, der übermäßige Schweiß, vermehrte Secretion der Nieren, übermäßige Milchsecretion. b. Zurückhaltungen. Zurückhaltungen von Blut, Störungen und Mangel der monatlichen Reinigung, Unterdrükkung der Kindbettreinigung, krankhafte Unterdrückung des

7) Handbuch der prakt. Heilkunde. 2ter B. Heilbr. 1801.

Nasenblutens. Zurückhaltungen von Ausleerungsstoffen: Unterdrückung des Schleimflusses, die Stuhlverhaltung, die Gelbsucht, die mangelhafte Harnabsonderung, die Harnverhaltung. 3) Die chronischen Hautausschläge: die chronischen Petechien und die werlhof'sche Blutfleckenkrankheit, die Leberflecken, die Sommerflecken, die fleckigen Muttermähler, die Krätze, der Kopfgrind, die Milchborke, der Weichselzopf, die Schwämmchen, die Flechte, der Blasenausschlag, die Hautkleie, der Fischschuppen-Ausschlag, der Aussatz, die Yaws, die Pians, die Hitzblätterchen, die Schwindflecken, die Sackblätterchen, die Finnen und das kupferige Gesicht. 4) Nervenkrankheiten. a. Krankheiten mit vorwaltenden Abweichungen des Gemeingefühls vom gesunden Zustande: Kopfschmerz, Zahnschmerz, Gesichtsschmerz, Rheumatismus, Gicht, Magenschmerz, Sodbrennen, Darmschmerz. 2) Krankheiten mit hervorstechender Abweichung der natürlichen Triebe: übermäßiger Hunger, das Gelüste, übermäßiger Durst, übermäßiger Geschlechtstrieb, männliches Unvermögen zur Zeugung und weibliches Unvermögen zur Empfängniß. 3) K. mit Abweichungen der äußern Sinne: Ohrensausen, Ohrenklingen, Schwerhörigkeit; erhöhte Empfindlichkeit des Geruchs- oder Geschmacksorgans, verminderte Empfindlichkeit des Geruchs- und Geschmacksorgans; Lichtscheue, Nachtsehen, Schwäche des Gesichtes, der schwarze Star, erhöhte oder verminderte Empfindlichkeit des Hautorgans. 4) K. mit Abweichungen der innern Sinne oder Selenkrankheiten. 5) K. mit Abweichungen der Muskelbewegung; a. Krämpfe: der Starrkrampf, der Kinnbackenkrampf, Hundskrampf, Zungenkrampf, Augenstarre, Priapismus, Brustkrampf, Magenkrampf, Alpdrücken, Keuchhusten, das Schluchzen, Herzklopfen, Erbrechen, die Kriebelkrankheit, der Veitstanz, Zuckungen, Zittern der Glieder, sardonisches Lachen. b. Die Lähmungen. 6) Nervenkrankheiten mit gemischten Abweichungen der Verrichtungen des Nervensystems. Die Hypochondrie und Hysterie, die Fallsucht oder Epilepsie, der Schwindel, die Schlafsucht, der Schlagfluß, die Ohnmacht und der Scheintod, die Hundswuth.

Diese große Anzahl von chronischen Krankheiten wird wie die Krankheiten überhaupt, von den Nosologen nach verschiedenen Eintheilungsgründen in Klassen, Ordnungen und Gattungen abgetheilt. Wir wollen hier zuerst die Eintheilungen von Stark und Consbruch anführen. Jener nimmt folgende Klassen an: 1) Krankheiten, welche vorzüglich das Gehirn und Nervensystem befallen; 2) K., wo die thierischen Vermögen und Kräfte vermindert, geschwächt oder beinahe ausgelöscht sind; 3) K. des Geistes und Gemüths; 4) widernatürliche Beschaffenheit der Ab- und Aussonderungen; 5) fehlerhafte Beschaffenheit der übrigen Organe, besonders mit Schwäche und fehlerhafter Mischung der Säfte [8]). Consbruch [9]) ordnet die chronischen Krankheiten in 11 Klassen: 1) K. Fehlerhafte Verrichtungen des Nervensystemes; 2) f. V. des Blutsystemes; 3) f. V. des Lymphsystemes; 4) f. V. der Schleim absondernden Organe; 5) f. V. der Hautorgane; 6) f. V. der Respirationsorgane; 7) f. V. der Verdauungs- und Ernährungsorgane; 8) f. V. der Gallenorgane; 9. f. V. der Harnorgane; 10) f. V. der Geschlechtsorgane; Kinderkrankheiten; 11) plötzliche Lebensgefahren von äußern Ursachen. — Hecker ordnet die chronischen Krankheiten auf folgende Weise nach den ergriffenen Organen: 1) Nervenkrankheiten; 2) Kr. der Organe des Athemholens; 3) Blutflüsse und ihre Unterdrückung; 4) Krankheiten des Lymphsystems, Kacherien; 5) Kr. des Verdauungssystems; 6) Kr. des Gallensystems; 7) Kr. des Harnsystems; 8) Kr. der Zeugungstheile; 9) Kr. der Haut. — Von Hoven berücksichtigt bei seiner Eintheilung die Haupterscheinungen der Krankheiten, und bringt sie diesen zu Folge in fünf Ordnungen: 1) Nervenkrankheiten; 2) kachektische Krankheiten; 3) Profluvien; 4) Exantheme; 5) venerische Krankheiten. Mehre Schriftsteller, Sauvages, Cullen, Sagar, Sprengel, P. und J. Frank, Val. v. Hildenbrand, R. A. Vogel, v. Raimann u. A. ordnen die Krankheiten nach den Formen, d. i. dem Inbegriffe der hervorstechenden Symptome der Krankheiten. Als Beispiele mögen nur einige dieser Klassificationen dienen. P. Frank stellt folgende Klassen auf: 1. Febres, 2. Inflammationes, 3. Exanthemata, 4. Impetigines, 5. Profluvia, 6. Retentiones, 7. Neuroses. — Sprengel nimmt auch sieben Klassen an: 1. Febriles, 2. Inflammatorii, 3. Cutanei, 4. Excretorii, 5. Dolorosi, 6. Neuroses, 7. Cachectici. Eben so viel Hauptabtheilungen finden wir in v. Raimann's Handbuche der Pathologie und Therapie, nämlich: 1. Febres, 2 Inflammationes, 3. Efflorescentiae cutaneae, 4. Cachexiae, 5. Morbi se- et excretorii, 6. Neuroses, 7. Vitia organisationis.— Troxler [10]), Jahn, Haase nehmen das in einer chronischen Krankheit vorzugsweise ergriffene System des menschlichen Körpers zum Eintheilungsgrund, und stellen daher drei Hauptklassen auf, nämlich: chronische Krankheiten des irritabeln Systems, des sensibeln und reproductiven Systems. Jahn fügt noch eine besondere Abtheilung für die örtlichen Krankheiten bei, in welcher die Krankheiten nach den einzelen, am meisten afficirten Organen des Kopfes, Rumpfes und der Extremitäten geordnet sind. Haase, welcher jene Eintheilung am consequentesten und vollständigsten durchgeführt hat, classificirt die Krankheiten unter jene drei Hauptklassen in Ordnungen und Gattungen. Wir wollen jene hier zur kurzen Übersicht beifügen und dieser nur da gedenken, wo es die Deutlichkeit erfodert. I. Kl. chr. K. des irritabeln Systems. 1. Ordn. Congestionen des Blutes. 2. O. Blutungen. 3. O. Unterdrückte Blutungen. II. Kl. chr. K. des sensibeln Systems. 1. O. spasmodische und convulsivische Krankheiten. a. Gattung: Krämpfe; b. G. Convulsionen; c. spasmodische und convulsivische Krankheiten mit Abnormitäten des Empfindungs- und Vorstellungsvermögens, z. B. Epilepsie, Hypochondrie. 2. O. chr. K. des sensibeln Systems mit vorwaltender Abnor-

8) Stark's Handb. zur Kenntn. u. Heilung innerer Krankh. d. menschl. Körpers. 2ter Th. Jena 1799. 9) Taschenbuch für angehende prakt. Ärzte. 2ter Theil.

10) Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie. Jena 1803. Auch früher haben schon J. W. Schelling in dem Entwurf einer Naturphilosophie, Jena 1799, und C. J. Kilian in dem Entwurfe eines Systems der gesammten Medizin, Jena 1802, für alle Krankheiten diesen Eintheilungsgrund aufgestellt.

mität in den Functionen der äußern Sinne. 3. O. chr. K. des sensibeln Systems mit vorwaltender Abnormität des Gemeingefühles. a. G. Rheumatismus; b. G. Gicht; c. G. Gesichtsschmerz. 4. O. chr. K. d. sens. Syst. mit temporär aufgehobener oder sehr geschwächter Function des Gehirnes. a. G. Schlagfluß; b. G. Lähmung; c. G. Ohnmacht; d. G. Schlafsucht; e. G. Starrsucht. 5. O. Geisteszerrüttungen. III. Kl. chr. K. des reproductiven Systems. 1. O. mit vorwaltender Abnormität in den Aus- und Absonderungsorganen. a. G. Schleimflüsse; b. G. Abnormitäten in den Functionen der Secretionsorgane, vermehrte und verminderte Secretionen; c. G. Abnormitäten in den Functionen der Excretionsorgane; vermehrte und beschleunigte, so wie verminderte Excretionen; d. G. Abnormitäten in den Functionen der Se- und Excretionsorgane zugleich, wie bei Harnruhr, Magenruhr, Fluxus coeliacus und Leberfluß. 2. O. mit vorwaltendem Leiden der Lymphgefäße und Lymphdrüsen. a. G. Scrophelkrankheit; b. englische Krankheit; c. Wassersucht. 3. O. mit gleichzeitig vorwaltendem Leiden des Gefäßsystems. a. G. Scorbut. 4. O. mit vorwaltender Ab- und Auszehrung des Körpers. a. Hektische Krankheiten; b. G. phthisische Krankheiten. 5. O. chr. K. des reproductiven Systems, mit vorwaltendem Leiden des Hautorgans. Chronische Hautausschläge. 6. O. Die venerische Krankheit. 7. O. Wurmkrankheiten. — Es sind diese Klassificationen der chronischen Krankheiten auf die zur Zeit ihrer Bekanntmachung von mehren Physiologen als richtig anerkannte Eintheilung der Hauptäußerungen der Lebensthätigkeit gegründet; seit jener Periode haben sich aber die physiologischen Lehren in mehrer Hinsicht geändert und es dürfte leicht kommen, daß ein neuerer Bearbeiter der chronischen Krankheiten dieselben in zwei Hauptklassen, Krankheiten 1) der vegetativen und 2) der animalischen Sphäre des Organismus ordnet, wozu schon in den Schriften von Gallini[11]), Kreyßig[12]) u. A. der Grund gelegt worden ist. Allein so lange uns die Natur, das Wesen oder die wahre nächste Ursache der meisten Krankheiten noch nicht ganz klar geworden ist und wir uns hierüber noch mit den Vermuthungen begnügen müssen, welche nach den physiologischen, physikalischen, chemischen und theoretisch pathologischen Lehren so oft wechseln, werden wir auch nicht zu einem festen, in jeder Hinsicht logisch richtig begründeten und consequent durchzuführenden Eintheilungsprincip gelangen. Und es wird daher für den jungen Arzt zur Erleichterung des Gedächtnisses und zur Erlangung eines vollständigen Überblickes über die große Anzahl von Krankheiten, die Klassification nach der Form oder den Gruppen von Symptomen, unter welchen die Krankheiten erscheinen, gegenwärtig noch den Vorzug verdienen, bis fortgesetzte tiefere Forschungen vielleicht in der Folge noch Besseres auffinden lassen. Nur muß mit jener Eintheilung die für jede Periode unseres Wissens, als die vorzüglichste und der Wahrheit wahrscheinlich am nächsten liegende Erklärung über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten beigefügt werden. Die chronischen Krankheiten sind in den meisten Handbüchern der Pathologie und Therapie gemeinschaftlich mit den acuten abgehandelt. Über die chronischen Krankheiten insbesondere, zeichnen sich die oben genannten Schriften von Jahn und Haase vorzüglich aus. Die Pathologie und Therapie der einzelen chronischen Krankheiten, ist in eigenen Artikeln, unter dem besondern Namen jeder Krankheit in dieser Encyklopädie aufzusuchen. (*Seiler.*)

11) Betrachtungen über die Fortschritte in der Kenntniß des menschlichen Körpers. A. d. Ital. Berl. 1794. Elementi di Fisiologia del Corpo umano. Padova 1817. Summa observationum anatomicarum et physiologicarum. Patavii 1824.
12) Handb. der prakt. Krankheitslehre. 2 Th. Leipz. 1818 u. 1819.

Chronodistichon, s. d. folg. Art.

CHRONOGRAMM, oder Zahlinschrift, nennt man die Bezeichnung des Jahres einer Begebenheit durch die Zahlbuchstaben der ihr Andenken aufbewahrenden Worte, z. B. die Bezeichnung der pariser Bluthochzeit im Jahre 1572 durch die Worte: „LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt." Verwandelt man die Zahlinschrift in einen Vers, z. B. „LVtetIa Mater Ipsa sVos, Vaeh! DeVorat;" so wird sie Chronostichon oder Eteostichon (Jahrvers) genannt, so wie Chronodistichon, wenn die Jahrzahl in einem Doppelverse enthalten ist, wie das Jahr des hubertsburger Frieden 1763, im Distichon:

„Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs.
O! sI parta foret seMper In orbe qVIes!"

Zur Vollkommenheit einer Zahlinschrift wird erfodert, daß sie möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen sei. In Hinsicht der Kürze sind die Chronostiche den Chronodistichen vorzuziehen, damit man nicht zu viel überflüssige Wörter oder zu viel kleine Werthe von Zahlbuchstaben zu summiren habe. Auch ist ein Chonogramm je länger, desto leichter zu verdrehen, sei es in der Orthographie oder im Ausdrucke, z. B. in der Bezeichnung des verhängnißvollen Jahres 1740 durch Luthers Übersetzung der Klagelieder Jeremiä V, 16: „DIe Crone Vnsers haVptes Ist abgefaLLen: o VVehe! Dass VVIr so gesVInDIget haben!" oder durch die Verse Virgils Aen. III, 138 sq.:

„MIseranDaqVe VenIt
arborIbVsqVe satisqVe LVes aC LetIfer annVs."

Schreibt man im ersten Beispiele Krone mit K, oder lieset im letzten mit den Ausgaben Virgils et für ac: so erhält man statt des verhängnißvollen Todesjahres Karls VI. den dreißigjährigen Krieg, so wie das Distichon auf den hubertsburger Frieden den ersten pariser Frieden im J. 1814 andeutet, wenn man statt des überflüssigen Anfangswortes LIs et beLLa u. s. w. schreibt. In der Grabschrift auf Karl V., der im J. 1558 den 21. September starb:

„CaroLVs est IntVs, reCVbans hIC noMIne QVIntVs:
eX rebVs gestIs reLIqVa haVt nesCIre potestIs."

hat man durch den Reim die leichte Behaltbarkeit der Verse zu fördern gesucht; allein die Schreibart haVD für haVt würde die Jahrzahl um 500 vergrößern, wie die Präposition e statt eX sie um 10 verkleinern. Hat man gleich in einem längern Chronogramme Gelegenheit, die Begebenheit genauer zu bezeichnen, so gefällt doch eine scharfe Bezeichnung in gedrängter Kürze am meisten, zumal auf Münzen und Medaillen, für welche sich die Chronogramme vorzüglich eignen. Will man ein Chronogramm als Denkvers benutzen, so kann man wol zu-

weilen eine gewisse Begebenheit an bekannte Ausdrücke knüpfen, wie an die Inschrift auf Jesu Kreuze: „IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM“ den Religionsfrieden zu Nürnberg 1532; allein immer ist es vorzuziehen, wenn das Chronogramm so bezeichnend ist, wie der Vers aus Ovids Metamorphosen I, 148. „FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos“ auf Don Carlos angeschuldigte Verbrechen und Hinrichtung 1568.

Fragt man, wie man auf ein solches Spiel mit den Zahlbuchstaben verfallen sei, so leidet es keinen Zweifel, daß der vielfach gedeutete Vers der Apokalypse XIII, 18. von dem gefürchteten Wunderthiere: „Hier ist Weisheit — Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666“ den ersten Anlaß dazu gab, in Namen und Worten eine gewisse Zahl zu suchen. Wer z. B. die Zahl 666 in dem Namen LVDoVICVs fand, kam leicht darauf, die Jahrzahl gewisser Begebenheiten in gewisse Worte zu legen, und solche Versus memoriales zu bilden, deren Zahlbuchstaben das Jahr der bezeichneten Begebenheit andeuteten. Das lateinische Ziffersystem, in welchem nur gewisse Buchstaben Zahlen bezeichnen, erleichterte den Mönchen des Mittelalters, als man auf allerlei künstliche Denkverse sann, diese Spielerei gar sehr. Denn die Menge nicht zählender Buchstaben machte es möglich, ganze Gedichte zu verfertigen, in welchen jeder Vers oder jedes Distichon eine gewisse Jahrzahl enthielt. Hätte man dieselben Buchstaben einer Jahrzahl beizubehalten gestrebt, wie in dem Chronostichon der auf des britischen Königs Karls II. Rückkehr in sein väterliches Reich geschlagenen Münze vom Jahr 1660: „CeDant arMa oLeae, paX regna serenat et agros“: so würde es freilich oft schwer geworden seyn, auch nur ein einziges Chronogramm heraus zu bringen. Allein die Gnostiker hatten in ihren Abraxas, welchen analog man auch im persischen *Μεῖθρας* und gallischen *Βελῆνος*, wie im ägyptischen *Νεῖλος* *), die Zahl 365 fand, eine größere in viele kleinere Theile zerlegen gelehrt, und vermuthlich waren die Ägyptier, welche wie Horapollo's Hieroglyphica bezeugen, ein solches Zahlenspiel schon seit langer Zeit betrieben hatten, Allen hierin vorangegangen. (*Grotefend.*)

CHRONOLOGIE, oder Zeitenkunde, ist nicht sowol eine Wissenschaft der Zeit an sich, deren Erforschung dem Metaphysiker überlassen bleibt, als eine Wissenschaft von den Theilen der Zeit und deren gegenseitigen Verhältnissen in Hinsicht auf ihre Dauer und Folge, wie sie theils die Natur oder die Bewegung der Weltkörper im Himmelsraume, theils die Willkür der Völker bestimmt. Zeit und Raum sind bekanntlich die beiden Bedingungen der Möglichkeit aller sinnlichen Anschauungen, weil Alles, was ist oder geschiehet, irgendwo und irgendwann seyn oder geschehen muß. Darum ist die Eintheilung der Zeit eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper veranlaßt einen so regelmäßigen Wechsel der Zeiten mit eben so regelmäßigen Veränderungen in der Natur, welche auf die irdische Thier- und Pflanzenwelt einen so auffallenden Einfluß äußern, daß sie auch dem rohesten Menschen bemerkbar werden. Weil aber der Mensch nur erst die Folgen wahrnimmt, ohne deren Ursachen zu kennen: so folgt er zwar in den ersten Eintheilungen der Zeit dem Wechsel der Natur, wie ihn die Bewegung der Himmelskörper bestimmt, verfährt aber in der Bestimmung der Dauer und Folge der angenommenen Zeittheile mit solcher Willkür, daß wir durchaus zweierlei Zeitbestimmungen unterscheiden müssen. Die Größe oder Dauer der natürlichen Zeittheile mathematisch zu bestimmen, ist das Geschäft des Astronomen; die willkürlichen Bestimmungen der Völker aber sind bloß Gegenstand der historischen Kenntniß. Es gibt demnach eine astronomische oder mathematische, und eine historische oder technische Chronologie, wovon jene als astronomische Hilfswissenschaft der Kosmographie, diese als historische Propädeutik der Geographie zur Seite steht. Der Raum weniger Blätter gestattet es aber weder in die eine, noch in die andere besonders einzugehen; wir müssen uns vielmehr mit einer geschichtlichen Entwickelung ihrer Kenntnisse im Allgemeinen begnügen †).

Der regelmäßige Wechsel des Tages und der Nacht, der Wechsel des Mondlichtes und der Wechsel der Jahreszeiten fesseln allmälig eines jeden Menschen Aufmerksamkeit, und jedes Volk gelangt bald zu dem Begriffe eines Tages, Monates und Jahres, als natürlicher Zeittheile, ohne zu wissen, was den Wechsel derselben eigentlich veranlaßt, und ohne deren Dauer anders bestimmen zu können, als nach dem Eintritte derselben Erscheinungen in der Natur. So oft dasselbe Tageslicht, dasselbe Mondlicht, dieselbe Verjüngung der Natur wiederkehrt, so oft zählt man einen neuen Tag, einen neuen Monat, ein neues Jahr, ohne genau erforscht zu haben, der wie vielste Theil eines Jahres ein Monat, oder der wie vielste Theil eines Monates der Tag sei. Man behilft sich, bis daß die Fortschritte in astronomischen Kenntnissen eine richtigere Einsicht gewähren, Jahrhunderte, selbst Jahrtausende lang mit ungefähren Bestimmungen, und so entsteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den astronomischen Bestimmungen eines natürlichen Tages, Monates und Jahres, und den willkürlichen Anordnungen eines bürgerlichen Tages, Monates und Jahres. Der natürliche Tag ist der Theil der Zeit, der durch den Aufenthalt der Sonne über unserm Horizonte bestimmt wird, welchem der Aufenthalt der Sonne unter unserm Horizonte als natürliche Nacht entgegen steht. Die Dauer eines natürlichen Tages und einer natürlichen Nacht ist zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschieden; ihr gegenseitiges Verhältniß ist aber von der Art, daß beide vereinigt immer einen gleichen Theil der Zeit ausfüllen. Darum schien es den Anordnern des bürgerlichen Lebens gerathen, beide zu einem Ganzen von unveränderlicher Größe zu verbinden, welches man einen bürgerlichen Tag nennt. So wie nun ein bürgerlicher Tag durch die Natur in Tag und Nacht sich theilt,

*) *Heliodori* Aethiop. I. IX. p. 436. ed. Lugd.

†) Wer sich weiter belehren will, den verweisen wir auf das Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler, von welchem bis jetzt der erste Band bei Rücker in Berlin 1825 erschienen ist. — Von dem seit dieser Note des Vf. erschienenen 2. Theile konnte bei diesem Art. kein Gebrauch gemacht werden. (*H.*)

so lehrte die Natur auch die Eintheilung eines Monates in die Zeit des zu- und abnehmenden Mondlichtes, und die Eintheilung eines Jahres in Winter und Sommer. Aber dabei blieben die Völker nicht stehen, sondern je weiter sie in ihrer Ausbildung fortschritten, in desto kleinere Theile zerlegte man die natürlichen Zeittheile, wobei meist eine gewisse Analogie leitete.

Der erste Fortschritt zu einer genauern Eintheilung der Zeiten war die Bestimmung ihrer Mitte, welche verschieden ausfallen mußte, je nachdem man den Anfangs- und Endpunkt eines Zeittheiles bestimmte. Bei der Frage, ob die Nacht dem Tage, der Neumond dem Vollmonde, der Winter dem Sommer vorangehe oder folge, haben die meisten Völker für diejenige Anordnung der Zeitenfolge entschieden, welche auch dem Schöpfungsgesange im ersten Kapitel der Genesis zum Grunde liegt. So wie nämlich nach dem allgemeinen Glauben der Völker das Licht der Welt aus der Urnacht hervorging, so ließ man auch in der Zeiteintheilung die Nacht dem Tage, eben so den Neumond dem Vollmonde, den Winter dem Sommer vorgehen, und mit dem Anbruche der Nacht den bürgerlichen Tag, wie mit dem Neumonde den bürgerlichen Monat, und mit dem Winter das bürgerliche Jahr beginnen. Weil sich aber die Mitte eines bürgerlichen Tages durch keine Naturerscheinung wegen der verschiedenen Dauer eines natürlichen Tages und einer natürlichen Nacht genau bestimmen ließ, so blieb die Nacht als Schlafeszeit für die thierische Welt, und dem gemäß auch der Winter als Ruhezeit für die Pflanzenwelt bei den meisten Völkern, ehe sie zu einigen astronomischen Kenntnissen gelangten, unbeachtet. So ward der höchste Standpunkt der Sonne als die Mitte eines natürlichen Tages gegeben, wie die Vollmondszeit als die Mitte eines Monates, und die größte Tageslänge als die Mitte eines Jahres. So wie man nun den natürlichen Tag, mit Ausschluß der Nacht, in Morgen, Mittag und Abend theilte, so den Monat in den zunehmenden, vollen und abnehmenden Mond, und das Jahr, mit Ausschluß des Winters, in Frühjahr, Sommer und Spätjahr. Man war aber auch schon früh zu dem Begriffe eines Menschenalters als eines größern Zeitraumes gelangt, welchen man Anfangs, wie die kleinern Zeittheile, in Jugend und Alter theilte, bis man anfing, Jünglinge, Männer und Greise von einander zu unterscheiden. Zuletzt fügte man dazu noch das Kind, und zählte vier Menschenalter, wie vier Mondviertel, vier Tages- und vier Jahreszeiten, weil man auch den Horizont in vier Weltgegenden theilte, die man nach den Standpunkten der Sonne an den verschiedenen Tageszeiten bestimmte.

Bei fortschreitender wissenschaftlicher Kultur reichte man zu genauer Bestimmung der Richtung von einem Orte zum andern mit vier Weltgegenden nicht aus, und man fing an die Mittelpunkte zwischen ihnen als besondere Punkte der Windrose auszuzeichnen. Durch neue Theilung der acht Weltgegenden in sechszehn, der sechszehn in zweiunddreißig u. s. w., ist man endlich zu der genauern Windrose unsers Seecompasses gelangt. Zur höchsten Vollendung des Ganzen konnte jedoch nur die Astronomie führen, durch welche geleitet man nach den verschiedenen Jahreszeiten dreierlei Ost- und Westpunkte unterscheiden lernte. Indem man eben so drei verschiedene Süd- und Nordpunkte annahm, erhielt man eine Windrose von zwölf Weltgegenden, und so fiel man nach langem Schwanken über das Verhältniß der Monate zum Jahre darauf, auch das Jahr in zwölf Monate zu theilen, und das, was der Erfahrung gemäß an einem vollen Jahre noch fehlen möchte, von Zeit zu Zeit besonders einzuschalten. So verfiel man auf den Begriff eines Schaltmonates, ohne noch berechnen zu können, wie viel die Einschaltung für jedes Jahr betrage. Wie wir aus der Bibel lernen, besichtigten die Israeliten gegen Ende des zwölften Monates in den wärmern Gegenden des Landes die Satfelder, um zu beurtheilen, ob die Gerste so weit gediehen sei, daß man mit Sicherheit hoffen dürfe, um die Mitte des folgenden Monates reife Ähren opfern zu können. In diesem Falle begann man mit dem nächsten Neumonde den Ährenmonat (s. Abib, Th. I. S. 123.), welchen Moses bei dem Ausgange der Kinder Israel aus Ägypten zum ersten Monate des Kirchenjahres eingesetzt hatte; widrigen Falls verlängerte man das alte Jahr um einen dreizehnten Monat, indem man den letztverflossenen doppelt zählte. Dieses Beispiel lehrt nicht nur, welchen Einfluß Politik und Religion auf die Berechnung der Zeiten und die Anordnung des Kalenders hatte, sondern auch, daß die Ägyptier zu jener Zeit, als Moses von ihnen ausging, gleich den Israeliten, Ps. CIV, 19., nur ein Mondjahr kannten, ob sie gleich schon zum Begriffe einer Woche gelangt waren, der bei ihnen nicht aus den wöchentlichen Veränderungen des Mondlichtes, sondern aus dem Glauben an Planetenherrschaft hervorging, aber selbst wieder die Eintheilung eines Tages in 24 Stunden voraussetzt.

Die Babylonier waren es, nach Herodot II, 109., von welchen die Griechen die zwölf Tagesstunden kennen lernten, wie sie der Stundenweiser der Sonnenuhr zeigte; und daß man diese zwölf Tagesstunden vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange, wie noch später bei den Römern, zählte, geht aus dem Propheten Jesaias XXXVIII, 8. hervor. Aber die Babylonier hatten diese Kenntniß selbst erst von den Ägyptiern empfangen, welche die astronomische Zeitrechnung zuerst ausbildeten, und darin die Lehrer fast aller gebildeten Völker wurden. Herodot. II, 4. Alle Kalender trugen mehr oder weniger die Spuren ihrer Zeitrechnung, welche deßhalb eine nähere Ausführung verdient. Gatterer, dessen Abriß der Chronologie zu Göttingen 1777 in 8. erschien, hat das Verdienst, in seiner Comment. de Theogon. Aegypt. in Comm. Soc. Gott. cl. Phil. T. VII. auf die scharfsinnigste, natürlichste und einfachste Weise gezeigt zu haben, daß der Thierkreis nicht allein, wie schon früher behauptet wurde, ägyptischen Ursprungs, sondern auch eine Art Kalender für dieses Land gewesen sei, der unter der Obhut und dem Einflusse gewisser Gottheiten gestanden habe. Durch ihn ist es auch klar geworden, wie sich aus den zwölf Zeichen des Thierkreises die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden neben einer gleichen Anzahl von Stunden der Nacht, und aus der Wechselherrschaft der sieben Planeten die Woche von sieben Tagen entwickelte. Wie aus Moses Beschreibung der

Sündflut, Genes. VII, 11 f. und VIII, 3 f. hervorgeht, rechnete man zu seiner Zeit 30 Tage auf jeden Monat, so daß das ganze Jahr aus 360 Tagen bestand. In eben so viele Grade theilten die Erfinder der Geometrie, Herodot. II, 109., denjenigen Kreis sowol, welchen die Sonne mit ihrem scheinbaren Umlaufe um die Erde beschreibt, wie jeden andern Kreis, so daß die Sonne jeden Tag einen Grad dieses Kreises zurück legte, wie in jedem Monate von 30 Tagen ein Zeichen des Thierkreises. Weil nun die Sonne auch täglich die zwölf Zeichen des Thierkreises zu durchlaufen scheint, wodurch sich die Sage von den zwölf Arbeiten des Herkules bildete: so ward dieß eine Veranlassung, auch den Tag in zwölf Stunden, wie das Jahr in zwölf Monate, zu theilen, und diese Tagesstunden nach dem auf einer Kreislinie fortrückenden Schatten eines Sonnenweisers zu bestimmen. Da hiebei nicht an die Vollkommenheit unserer Sonnenuhren zu denken ist, so war die Dauer der Stunden sich nicht immer gleich, sondern bald länger, bald kürzer, wie die Dauer des natürlichen Tages selbst. Genug, daß man jeden Tag, und dem gemäß auch jede Nacht in zwölf Stunden theilte, so daß 24 Stunden einen bürgerlichen Tag ausmachten.

Nun hat es Gatterer mit der höchsten Klarheit erwiesen, daß die Ägyptier nicht nur, wie Herodot II, 82. sagt, einem jeden Monate und Tage eine besondere Gottheit vorsetzten, sondern auch die den einzelen Tagen abwechselnd vorstehenden Gottheiten, welche nach Dio Cassius XXXVII, 18. die sieben Planeten waren, jede Stunde eines bürgerlichen Tages in der Herrschaft wechselten. Die Folge der Herrschaft dieser sieben Planeten ward nach ihrer Entfernung von der Erde bestimmt, so daß man annahm, der entfernteste Planet, welchen deßhalb die Griechen und Römer einem Sohne des Himmels, dem Saturnus, zuschrieben, dessen Sohn die Gottheit des folgenden Planeten war, von dem wieder die Gottheiten der folgenden Planeten abstammten, habe in der ersten Stunde des ersten Tages des ersten Jahres der Welt regirt, und dem ersten Tage den Namen gegeben. Ihm folgten von Stunde zu Stunde die übrigen Planeten, von den Römern Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna genannt; und derjenige, welchem nach je 24 Stunden die Herrschaft der ersten Stunde des folgenden Tages zufiel, gab diesem Tage seinen Namen. So bildete sich ein Kreislauf von sieben Tagen, welchen wir eine Woche nennen, dessen ersten Tag Moses als Ruhetag des Schöpfers, mit welchem die erschaffene Welt ihren Anfang nahm, als Feiertag heiligte. Die Christen behielten dieselbe Tagefolge bei, nur mit dem Unterschiede, daß sie um der Auferstehung Christi willen den zweiten Tag der Woche zum ersten machten; und so wie die Römer, da sie die Namen der Wochentage von den Ägyptiern, sei es mit dem Isisdienste oder mit dem Christenthume, annahmen, die ägyptischen Planetennamen mit den Namen des römischen Heidenthumes vertauschten: so thaten dieses auch die Teutschen, deren ursprüngliche Benennungen sich in der engländischen Sprache am reinsten erhalten haben, in welcher man noch deutlich den Sonntag, Mondtag, Thuistotag, Wodanstag, Donnerstag, Freitag, Sotertag, bei den Deutschen auch Samstag oder Sabbathstag, wie bei den Juden, genannt, erkennt. Daß man im Kreislaufe der Zeit den Anfangspunkt verschiedentlich verändern kann, wie denn auch die Mohammedaner um ihrer Religion willen den Freitag zum ersten Tage der Woche gemacht haben, ist unter dem Artikel Anfang (Th. IV. S. 60 fg.) bemerkt. Daher gibt es auch keine der vier Tages- und Jahreszeiten, welche nicht von irgend einem Volke oder in irgend einer Rücksicht als Anfangspunkt des Tages oder Jahres betrachtet wäre.

Moses führte bei den Israeliten nicht nur den Sabbathstag als Feiertag der lebenden Geschöpfe ein, sondern auch ein Sabbathsjahr als Feierjahr für liegende Gründe, Exod. XXIII, 11 f. Ja! nicht nur einer solchen Jahrwoche Ende setzte er zu einem Erlaßjahr für Geliehenes ein, Deut. XV, sondern auch nach sieben Jahrwochen ein Jubeljahr als Erlaßjahr für verkauftes Gut, Levit. XXV. Und so wie er das funfzigste Jahr zu einem Halljahr machte, so ward der funfzigste Tag nach dem ersten Feste des Jahres zu einem Feste der Wochen angeordnet, Deut. XVI, 9 f., welches die Christen noch unter dem Namen der Pfingsten (πεντηκοστή) feiern. Auch die Ägyptier hatten eine Jahrwoche eingeführt, die sie jedoch in astrologischer Hinsicht zur Abfassung eines immer währenden Kalenders benutzten. So wie sie jedem der sieben Planeten, welchem die Herrschaft der ersten Stunde eines Tages zufiel, die Herrschaft des ganzen Tages zuschrieben: so legten sie auch demjenigen Planeten, welcher die Herrschaft des ersten Tages im Jahre hatte, den größten Einfluß während des ganzen Jahres bei, wonach sie die Witterung des Jahres und das Wachsthum bestimmten, wenn gleich dabei, wie die Geschichte Josephs lehrt, Genes. XLI, sieben Jahre nach einander vorzüglich gut, und sieben andere vorzüglich schlecht seyn konnten. Damit aber die einmal angenommene Folge der Planeten nicht gestöret würde, so hatten sie zur Ausgleichung ihres Jahres mit der wahren Umlaufszeit, die ihnen bei ihrer astronomischen Kenntniß nicht lange unbekannt bleiben konnte, eine ganz eigenthümliche Schaltmethode eingeführt. Sie gaben zwar jedem der zwölf Monate dreißig Tage, fügten aber am Ende des letzten Monates, wie es auch in der französisch-republikanischen Zeitrechnung vom 21. Sept. 1792 bis zum 31. Dec. 1805 geschah, zu den verflossenen 360 Tagen noch fünf Ergänzungstage, Herodot. II, 4., welche sie als Geburtsfeste des Osiris, Aruëris, Typhon, der Isis und Nephthys feierten. Plut. Is. 8. Osir. 355. D. Sie wußten zwar auch, daß so noch ¼ Tag am vollen Jahre fehle, weßhalb sie eine Hundsternsperiode von 1461 Jahren annahmen, nach deren Verlaufe der Sirius oder Thoth (Sothis, Seth), mit dessen heliakischem Aufgange ihr Jahr um die Zeit der Nilschwelle oder Sommer-Sonnenwende begann, wieder am ersten Thoth oder dem ersten Tage des Jahres heliakisch aufging; allein sie schalteten darum nicht, wie Julius Cäsar that, dem auch wir noch in dem neuverbesserten Kalender folgen, alle vier Jahre einen Schalttag ein, sondern um die Folge der Planetenherrschaft nicht zu stören, warteten sie, bis das Maß einer Schaltwoche voll war. Vgl. Diod. Sic. I, 50. Strab. XVII, c. 1. §. 46.

Zu Folge der Analogie, nach welcher im Thierkreise jedes Zeichen dreißig Grade einnahm oder jeder Monat dreißig Tage zählte, setzten die Ägyptier einen Zeitraum von dreißig Jahren fest, nach dessen Verlaufe eine ganze Woche eingeschaltet wurde; und weil eine solche Einschaltung nicht ganz der wahren Umlaufszeit entsprach: so ließen sie, wie auch bei uns in je drei Jahrhunderten der Schalttag ausgelassen wird, den König als obersten Priester, welcher daher in der Inschrift von Rosette der Bevollmächtigte über die Triakontaeteriden genannt wird, nach dem Verlaufe von dreißig Jahren bestimmen, ob die gewöhnliche Schaltwoche Statt finde oder nicht. Ein solcher Zeitraum von dreißig Jahren, welcher meist mit einem Schaltjahre schloß, statt daß bei uns seit Cäsars Bestimmung jedes vierte Jahr ein Schaltjahr zu seyn pflegt, wurde Generation genannt, weil ungefähr in eben dieser Zeit ein neues Menschengeschlecht auftritt, wiewol Herodot II, 142. drei solcher Generationen, wonach die Ägyptier die Geschichte der Vorzeit ordneten, zu hundert Jahren berechnet. Die Römer belegten eine solche Generation ursprünglich mit dem Namen Saeculum, weßhalb Nestor, welcher nach Homer die dritte Generation erlebte, von Pacuvius trisaecli senex genannt wurde. Eben diese Römer nannten auch so ein Menschenalter oder die ganze Lebenszeit eines einzelnen Menschen, welche zwar Moses sowol, Ps. XC, 10., als Herodot I, 32. nur zu siebenzig Jahren rechnete, aber von den Römern um der Säcularfeier willen, welche Niemand zweimal erleben sollte, bis auf ein Jahrhundert ausgedehnt wurde. Fünf solcher Jahrhunderte sollen die Ägyptier, wiewol Plinius H. N. X, 2. die bestimmte Zahl von 509 oder 540 Jahren angibt, nach Herodot II, 73. auf eine Phönixperiode gerechnet haben, nach welcher dieselbe Ordnung der Dinge wiederkehre. Horap. Hierogl. II, 57. Viele haben diese, wie Tacitus A. VI, 28. berichtet, mit der oben angeführten Hundsternperiode verwechselt; allein da Tacitus sagt, daß die alten Ägyptier den Zeitraum von Sesostris bis Amasis meinten, welcher, nach Herodots Angaben, 14 Generationen umfaßt: so sieht man deutlich, daß die Phönixperiode diejenige Zeit bezeichnete, in welcher der König die Auslassung der Schaltwoche ansetzte, weil, wenn man nach je 30 Jahren eine Woche einschaltete, nach 14 Generationen ungefähr eine Woche zu viel eingeschaltet seyn würde, da etwa zwölf Minuten oder ein Fünftheil einer Stunde an dem von den Ägyptiern angenommenen Vierteltage eines Jahres fehlen, welches in 120 Jahren oder 4 Generationen einen Tag ausmacht, mithin in 28 Generationen, oder vielmehr, weil die Ägyptier in je 2 Generationen einen Tag zu wenig einschalteten, in 14 Generationen eine Woche. Wenn man späterhin den Phönix in kürzern Zeiträumen kommen ließ, so war das vermuthlich eine Folge der Kalenderverwirrung, welche auch, wie Plinius und Tacitus behaupten, falsche Phönixe zum Vorschein kommen ließ. Eben der geringe Umfang der Zeiträume, welchen man späterhin für eine Phönixperiode annahm, ist ein Beweis, daß man sie nicht mit dem großen Jahre der griechischen Astronomen vergleichen darf, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

Wenn wir die räthselhafte Phönixperiode der Ägyptier richtig erläutert haben, so wurden diese dadurch auf eine Theilung der Stunden in kleinere Zeittheile geführt. Die heutigen Astronomen nehmen sechzig solcher Theile in einer Stunde an, welche man mit einem lateinischen Ausdrucke Minuten nennt, oder sofern der Astronom auch wol den ganzen bürgerlichen Tag in 60 Tagesminuten theilt, zum Unterschiede derselben Stundenminuten. Ein jede solche Minute wird wieder in sechzig Secunden (scrupula secunda), wie jede Secunde nochmals in 60 Tertien (scrupula tertia). Die Alten konnten beim Mangel astronomischer Uhren auf eine so genaue Eintheilung der Zeit nicht verfallen; es ist aber der Gebrauch sechzigtheiliger Brüche von der Eintheilung eines Grades im Kreise entlehnt, welche auch die Alten kannten: denn bei Ptolemäus findet man schon das Zeichen der Null bei dem Gebrauche 60theiliger Brüche, deren Benennung τζίφρα, bei Planudes, zwar einen arabischen Ursprung verräth (s. Geschichte der Arithmetik, Th. V. S. 310.), deren Anwendung aber doch auch den Ägyptiern bekannt gewesen zu seyn scheint. Die Bezeichnung der Minuten, Secunden und Tertien durch kleine Striche gehört der neuern Zeit an, da die Astronomie schon bis zu einem hohen Grade ausgebildet seyn mußte, bis man die wahre Größe des Sonnenjahrs bis auf einzele Secunden und Tertien zu berechnen verstand. Man unterscheidet daher auch ein natürliches oder astronomisches Jahr von einem bürgerlichen, dessen Größe durch bloße Observanz oder durch Gesetzgeber bestimmt ist. Das natürliche Sonnenjahr wird von den Astronomen auch das tropische genannt, weil es durch die scheinbare Bewegung der Sonne zwischen den beiden tropischen oder Wendekreisen beschrieben wird, und denselben das siderische entgegen gesetzt, in welchem die Sonne nicht nur ihren tropischen Umlauf vollendet, rücken auch die Firsterne weiter, so daß die Sonne nach Vollendung ihres tropischen Umlaufes noch 20′ 25″ 30‴ weiter fortrücken muß, um denjenigen Firstern zu erreichen, bei dem sie ihren Umlauf begann. Um eben so viel ist also das siderische Sonnenjahr länger, als das tropische, das gewöhnlich zu 365 Tagen, 5° 48′ 45″ 30‴ angenommen, aber nach den Zach'schen Sonnentafeln zu 365 Tagen, 5° 48′ 48″ berechnet wird, welche leichtere Rechnung Schaubach in seiner Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes (Gött. 1802) zum Grunde legt.

Ehe die Völker zu der Einsicht gelangten, daß die Dauer eines Jahres am richtigsten durch die Bewegung der Sonne von einem Wendekreise zum andern und wieder zurück bestimmt wird, nahmen sie zwölf Mondumläufe durch den Thierkreis als ein Jahr an, welches zum Unterschiede des Sonnenjahres ein Mondjahr heißt, und auf eine Unterscheidung zwischen Mondmonaten und Sonnenmonaten geführt hat. Während man unter einem Sonnenmonate den zwölften Theil eines tropischen Sonnenjahres versteht, begreift man unter dem Namen eines Mondmonates den Umlauf des Mondes durch den Thierkreis von einem Neumonde zum andern, der einer Seits auch natürlicher Monat heißt, im Gegensatze des von den Völkern willkürlich angenommenen bürgerlichen, anderer Seits synodischer, sofern der Neu-

mond durch das Zusammentreffen oder gleichzeitige Eintreten des Mondes und der Sonne in dasselbe Zeichen des Thierkreises verursacht wird, im Gegensatze des periodischen oder derjenigen Zeit, welche der Mond gebraucht, um in demselben Punkte des Thierkreises, von welchem er seinen Lauf anfing, wieder einzutreffen. Der periodische Monat besteht aus 27 Tagen, 7° 43′ 5″, der synodische aus 29 Tagen, 12° 44′ 3″ 12‴; mithin ein synodisches Mondjahr aus 354 Tagen, 8° 48′ 38″ 12‴, so daß ein tropisches Sonnenjahr nach der gewöhnlichen Annahme 10 Tage, 21° 0′ 7″ 18‴ mehr enthält als das Mondjahr. Das verschiedene Streben der Völker, beiderlei Jahre mit einander zweckmäßig auszugleichen, hat die besondern Zeitrechnungen derselben veranlaßt, nach welchen ihr Kalender eingerichtet ist. Alle diese verschiedenen Zeitrechnungen besonders durchzugehen, würde uns zu weit führen; sie lassen sich aber alle auf drei Formen zurück bringen, welche man das freie Mondjahr, das freie Sonnenjahr, und das gebundene Mondjahr nennt. Das freie, vom Sonnenlaufe ganz unabhängige Mondjahr ist bei allen zum Islam sich bekennenden Völkern im Gebrauche, den Alten aber unbekannt geblieben. Es besteht aus zwölf Mondmonaten, die in der Regel abwechselnd 30 und 29 Tage, zusammen also 354 Tage haben, zu welchem man zuletzt noch einen Tag hinzufügt, wenn sich der Überschuß des astronomischen Mondjahres über 354 Tage, zu einem ganzen Tage angehäuft hat. Da der Überschuß von 8° 48′ in 30 Jahren 11 Tage beträgt: so hat man einen Schaltcyklus von 30 Jahren erfunden, in welchem das 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29ste, Schaltjahre sind. Das gebundene Mondjahr berücksichtigt zugleich Sonnen- und Mondlauf, und bringt beide durch Einschaltungen, wovon nachher noch die Rede seyn wird, in Übereinstimmung. Das freie Sonnenjahr ist wieder von zweierlei Art, beweglich oder fest.

Die Ägyptier hatten ein bewegliches Sonnenjahr von 365 Tagen, wobei der Überschuß über diese Zeit des Umlaufs im astrologischen Kalender gar nicht berücksichtigt wurde, wenn sie gleich, wie oben gezeigt worden, außer der Hundssterns-Periode von 1461 Jahren, nach deren Verlaufe ihr Jahr wieder mit dem Frühaufgange des Sirius begann, auch eine 30jährige Schaltperiode und eine ursprünglich 14 solcher Generationen umfassende Phönix-Periode zur Ausgleichung des Ganzen hatten. Die Verschiedenheiten der Phönix-Periode in der spätern Zeit deuten auf allerlei Verwirrungen der Zeitrechnung hin, wie sie auch bei den Römern vor Julius Cäsar Statt fand. Wie dieser den Vierteltag über 365 Tage zur Eintheilung der bürgerlichen Zeit benutzte, um das bewegliche Sonnenjahr in ein festes umzuwandeln, und deßhalb in jedem vierten Jahre einen Tag einschaltete, welches seit dem Kaiser Augustus auch in Ägypten eingeführt wurde, *Horap.* I, 25. werden wir weiter unten sehen. Die Beschaffenheit der babylonischen und chaldäischen Jahre und Monate, deren Benennungen jedoch sich im jüdischen Kalender erhalten haben, in welchen man leicht die Namen Ab, Elal, Tisri als Zahlbenennungen für den ersten, zweiten, dritten Monat erkennt, ist uns unbekannt, mag jedoch, da der jüdische Monat Ab dem ägyptischen Thoth entspricht, der ägyptischen Zeitrechnung ziemlich ähnlich gewesen seyn. Wir wissen nur, daß die Babylonier, gleich den Ägyptiern, zwölf 30tägige Monate mit 5 Ergänzungstagen hatten, und ihren 12stündigen Tag mit Sonnenaufgang begannen. Die Juden hatten ein Mondjahr von 354 Tagen mit abwechselnd 29- u. 30tägigen Monaten, welchem sie, wie schon bemerkt worden, unter dem Namen Veadar oder zweiten Adar noch einen Schaltmonat von 30 Tagen hinzufügten, wenn sie voraussahen, daß sie ohne eine solche Einschaltung nicht im Stande seyn würden, im ersten Monate ihres Jahres die reifen Gerstenähren zu opfern, welche die Religionspflicht foderte. Da so die Einschaltung nach der Vegetation in Palästina bestimmt wurde, wo die Gerste schon um die Zeit der Frühlingsgleiche zur Reife gelangt: so mußte die Zeitrechnung der Juden nach ihrer Zerstreuung in andere Gegend eine Abänderung erfahren; und so hat sich seit der Zerstörung Jerusalems die neuere Zeitrechnung der Juden ausgebildet. Sie haben seit dem 3. Jahrhunderte nach Christi Geburt (s. Calender Th. XIV., 2te Abth. S. 121 fgg.), eine Theilung der Stunde in 1080 Theile eingeführt, deren 18 auf unsere Minuten gehen, und beginnen ihren Tag, gleich den Türken, mit Sonnenuntergang, und die Woche mit des Sabbaths Ende, Sonnabends Nachmittags um 6 Uhr. Da ihr Jahr noch immer aus 12 Mondmonaten besteht, welches von Zeit zu Zeit durch einen dreizehenten mit der Sonne ausgeglichen wird: so fällt ihr Neujahr verschieden zwischen dem 5. September und 5. Oktober.

In Syrien war seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, und ist bis auf den heutigen Tag bei den Christen daselbst ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate, von den Griechen mit makedonischen, von den Syrern mit einheimischen Namen bezeichnet, den römischen Monaten ganz parallel liefen; später haben die Syrer das gebundene Mondjahr mit dem julianischen vertauscht, welches auch die Russen mit den Neugriechen noch immer beibehalten, jedoch unter mancherlei Abweichungen, welche hier anzuführen, zu weitläufig seyn würde. Die alten Griechen haben wol die meisten Änderungen in der Jahrrechnung vorgenommen, ohne je sie zur Vollkommenheit zu bringen. Homer theilte den natürlichen Tag sowol als die Nacht in drei Theile, Il. X, 251. XXI, 111. Od. XIV, 483. XII, 312, so wie seiner Meinung nach auch nur drei Theile der Erdscheibe, nach Osten, Süden und Westen, täglich von der Sonne erleuchtet wurden, und bei den Kimmeriern im Norden ewige Nacht herrschte. Auf gleiche Weise scheint er auch den Monat in drei Theile getheilt zu haben; wenigstens kommen bei ihm schon die Ausdrücke *μηνὸς ταμένοιο* und *φθίνοντος* vor, Od. XIV, 162. XIX, 307, womit später die Griechen die erste und letzte Dekade ihres 30tägigen Monates bezeichneten, wie deren Mittel durch *μηνὸς μεσοῦντος*. So wurde auch das Jahr mit Ausschluß des Winters, während dessen nach Hesiods Bestimmung die Schifffahrt ruhte, in drei kürzere Jahreszeiten, Frühling, Sommer und Herbst oder Reisezeit getheilt, Od. XIV, 384, welche letztere Jahreszeit schon mit dem Aufgange des Sirius begann. Il. XXII, 25

telalters mit den Martyrologien oder Heiligen-Kalendern sich vertraut machen mußten. Da die Christen besondere Feste statt der heidnischen erhielten, und darunter auch bewegliche Feste aus dem jüdischen Kalender, die nach den jedesmaligen Ostern bestimmt werden: so machte die römische Zählung der Monatstage der Zählung nach Wochen und Wochentagen Platz, und statt der Kalenden, Iden und Nonen führte man neben den wichtigern Festen gewisse Heiligentage ein, welche die Päpste nach und nach so vermehrt haben, daß nicht nur jeder Tag im Jahre seinen besondern Heiligennamen hat, sondern sogar auf manche Tage mehre Heiligennamen fallen. Diese Heiligennamen fallen immer auf einen bestimmten Monatstag, und gehören in sofern zu den unbeweglichen Festen, unter welchen der Christtag am 25. Dec. der wichtigste ist. Man feiert an diesem Tage Christi Geburt, nicht weil Christus an diesem Tage geboren ist, sondern damit auf den ersten Januar, mit welchem der julianische Kalender das Jahr beginnt, das Fest der Beschneidung und 6 Tage später das Fest der Erscheinung falle, wodurch nicht nur die römischen Heidenchristen einen Ersatz für ihre Saturnalien erhielten, welche mit dem 24. December schlossen, sondern auch zugleich die gewesenen Mithras-Verehrer und die heidnischen Germanen befriedigt wurden, welche schon vor dem Christenthum dieselben Tage feierten. Die Mithras-Verehrer, welche sich fast gleichzeitig mit den Christen im ganzen römischen Reiche verbreitet hatten, brauchten nur Christus an die Stelle ihres Mithras zu setzen, um ihre vorigen Feste beizubehalten. Die Germanen hatten aber die zwölf Nächte zwischen den Weihnachten und dem Erscheinungsfeste schon im Heidenthume als Jahresanfang gefeiert, daher man im Mittelalter auch noch die Weihnachten als den Anfang des neuen Jahres betrachtete, und die bürgerlichen Geschäfte in den Städten oder die Bürgermeister-Wahlen u. dgl. mit dem Tage der heiligen drei Könige anfing.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle Bestimmungen der christlichen Kirche in Hinsicht der Feste und Heiligentage durchgehen wollte; indessen mag doch noch eine Bemerkung Raum finden, worauf eine Stelle des *Plinius* H. N. XVI, fin. führt. Indem dieser von dem heiligen Gebrauche der gallischen Druiden, die Mistel zu schneiden spricht, der bekanntlich am Tage des Heils zu Anfange eines neuen Jahres üblich war, bemerkt er zugleich, daß bei den Druiden der sechste Tag des Neumondes, an welchem man die Mondsichel in der Abenddämmerung zuerst deutlich wahrnahm, den Anfang der Monate und Jahre bestimmt habe. Es gehet demnach nicht nur hieraus hervor, daß die Gallier eben so, wie die alten Griechen, das Mondlicht beobachteten, sondern es erklärt sich auch daraus die Bestimmung mancher Feste in unserm Kalender, unter der Voraussetzung, daß die Religion der Germanen mit der Religion der Gallier, mithin auch die Einrichtung ihres heidnischen Kalenders, die zum Theil in den christlichen überging, mehr Ähnlichkeit hatte, als man durch Cäsars Unterscheidung beider Völker verleitet, gemeiniglich glaubt. Aus Allem, was wir von den heidnischen Festen der Germanen wissen, scheint sich zu ergeben, daß sie nicht nur zu Anfange ihres Jahres um das Winter-Solstitium das Juel- oder Radfest zur Bezeichnung des abgelaufenen Jahresrades feierten, sondern auch zu Anfange des Frühlinges das Oster- oder Sonnenaufgangsfest, welches die Christen auf das Auferstehungsfest verlegten; ferner zu Anfange des Sommers das auf dem Harze, wie in Franken, noch mit Hänseln durch Bänder gefeierte Hansen- oder Bundesfest zur Bezeichnung der Jahresmitte, woraus sehr bequem sich ein Johannesfest schaffen ließ, wenn man das Juelfest zum Christfeste erhob; endlich zu Anfange des Herbstes das Michelsfest oder das Fest der groß (michel) gewordenen Sonne, wobei man froh seyn mochte, den teutschen Michel mit dem Erzengel Michaël vertauschen zu können. Wenn man nun hiemit die Bemerkung des Plinius vergleicht, daß die Gallier ihre Monate erst mit dem sechsten Tage des Neumonds begannen: so erklärt es sich, warum auch das Michaëlisfest auf den 29. Sept. verlegt ist; es ist dieser Tag nämlich der sechste nach dem Herbstanfange am 23. Sept. Daß dieses nicht ein bloßer Zufall ist, erhellet daraus, weil auch in den Calendaria perpetua des Mittelalters, und selbst noch in der neuesten Auflage eines solchen zu Köln, worin man das bewegliche Osterfest der Christen nur nach dem Osterfeste der alten Teutschen anzugeben vermochte, das Osterfest am 27. März als dem sechsten Tage nach Frühlings Anfange am 21. März angesetzt erscheint. Daß man das Johannes- oder Christfest um einige Tage früher angesetzt hat, erläutert sich leicht aus der oben angegebenen Bestimmung der Weihnachten. Aber auch der 6. December mit dem Knecht Ruprecht scheint sich als ursprünglich altteutscher Nickelstag zu ergeben.

Die Heiligentage wurden übrigens im christlichen Kalender von Anfange so vertheilt, daß jeder Monat eine fast gleiche Zahl derselben erhielt. So wie daher Johannes- und Christtag auf den 24. Junius und 25. December fallen, wonach sich Maria's Verkündigung auf den 25. März bestimmt, wie Maria's Reinigung am 2. Februar: so verlegte man auf den 25. Januar Pauli Bekehrung, auf den 25. Februar (eines Schaltjahres) den Apostel Matthias, auf den 25. April den Evangelisten Markus, auf den 25. Mai den heiligen Urbanus, auf den 25. Julius den Apostel Jakobus, auf den 24. August Bartholomäus, auf den 24. September, dem Johannestage zu Folge, Johannes Empfängniß. Zu andern Bestimmungen hatte man andere Gründe, die hier nicht weiter berührt werden können: ich kehre wieder zu dem julianischen Kalender zurück, mit der Bemerkung, daß er mit den angeführten Abänderungen in Hinsicht der Festbestimmungen in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag noch im Gebrauche ist. In der lateinischen Kirche hat man aber den Fehler desselben, da die Dauer eines Jahrs darin um 11′ 14″ 30‴ größer angenommen ist, als sie wirklich beträgt, früher oder später verbessert. Dieser Fehler beläuft sich gegenwärtig schon auf 12 Tage, um welche sich der Kalender alten Stils, wie man zu sagen pflegt, von dem verbesserten Kalender neuen Stils unterscheidet. Man bemerkte daher im 16. Jahrhunderte an der Feier des Osterfestes, welches nach einem Beschlusse des Nicänischen Concilium

che, das Jahr der Böotier um die Wintersonnenwende. Den wahren Herbst finden wir erst bei Hippokrates und den ältern medizinischen Schriftstellern.

Das makedonische Jahr, welches durch die Eroberungen Alexanders und seiner Nachfolger in allen von diesen beherrschten Ländern Eingang fand, scheint sich außer dem verschiedenen Jahresanfange von dem attischen bloß durch verschiedene Monatsnamen unterschieden zu haben. Statt dessen aber wurde seit der Herrschaft der Römer der julianische Kalender mit Beibehaltung der makedonischen Monatsnamen eingeführt, wie schon oben von den Syrern angemerkt ist, und das Jahr mit dem 24. September angefangen. Neben diesem neu makedonischen Kalender behielten jedoch einzele Länder und Städte in Asien und Afrika ihre alten einheimischen Kalender bei, welche man besonders zur Erklärung der Münzen kennen muß. Der julianische Kalender ging aber aus dem numa'schen hervor, mit welchem wir uns also zuerst bekannt machen müssen. Obgleich der Stifter Roms zuerst ein Jahr von zehen Monaten eingeführt hatte, deren erster, dritter, fünfter und achter 31, die übrigen 30, alle zusammen mithin 304 Tage zählten: so sah er sich doch bald genöthigt, noch zwei namenlose Schaltmonate hinzu zu fügen, deren einen Numa unter dem Namen Januarius zu Anfange, den andern als Februarius als Reinigungsmonat an das Ende des Jahres setzte. Statt daß aber die Ägyptier als geschickte Mathematiker ihren Monaten eine Zahl von 30 Tagen gaben, welche eine vielfache Theilung zuließ, fand der abergläubische Numa nur in untheilbaren Zahlen eine glückliche Vorbedeutung; er ließ daher zwar den Monaten Martius, Majus, Quintilis und Oktober ihre 31 Tage, welche sie bis auf den heutigen Tag noch haben, gab aber allen übrigen, auch dem Januar, nur 29 Tage, wobei er sich jedoch genöthigt sah, dem Februar als einem Unglücksmonate 28 Tage zu geben, damit das ganze Jahr 355 Tage zählte. Weil nun dieses für ein Mondjahr nahe an 15¼ Stunden zu viel, für ein Sonnenjahr nahe an 10¼ Tagen zu wenig enthielt: so war alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien am 23. Februar ein Schaltmonat von 22 und 23 Tagen abwechselnd unter dem Namen Merkedonius eingeschaltet, der jedoch, weil so in vier Jahren 4 Tage zu viel eingeschaltet wurden, alle 22 oder 24 Jahre ausgelassen werden sollte.

Diese der attischen Tetraëteris oder vierjährigen Periode ähnliche Einrichtung blieb bis auf Julius Cäsar, außer daß man unter den Decemvirn den Februar zum zweiten Monat machte, ohne die Zahlnamen der letzten Monate zu ändern. Doch hatten in den letzten Zeiten der römischen Republik die Oberpriester, denen das Kalenderwesen oblag, die Einschaltung so oft unterlassen, daß im Jahre Roms 708 oder 46 v. Chr. G. schon das römische Jahr um 90 Tage oder 4 Schaltmonate zurück war, welche Verwirrung Julius Cäsar dadurch hob, daß er einen Schaltmonat, wie gewöhnlich, zwischen dem 23. und 24. Februar einschaltete, die drei übrigen in zwei namenlose Monate von 34 und 33 Tagen zwischen dem November und December vertheilte, so daß nach dem 29. December dieses so genannten Verwirrungsjahres von 445 Tagen das 45ste Jahr vor Chr. G. nach der neuen julianischen Einrichtung beginnen konnte. Julius Cäsar führte nämlich mit Hilfe des ägyptischen Astronomen Sosigenes ein Sonnenjahr von 365 Tagen ein, und verordnete, daß die noch übrigen 6 Stunden in jedem 4ten Jahre durch einen Schalttag nach dem 23. Februar ersetzt werden sollten. Durch ein Mißverständniß schaltete man zwar in den ersten 36 Jahren nach Cäsars Tode in jedem dritten Jahre einen Tag ein; Augustus verbesserte jedoch diesen Fehler dadurch, daß er in den nächsten 12 Jahren kein Schaltjahr, wie man es nannte, Statt finden ließ: und so ist dieser julianische Kalender von den Römern auf die ganze Christenheit übergegangen, die jedoch um ihrer Feste willen die jüdischen Wochen in den Kalender aufnahm, deren Tage die lateinische Kirche mit den ägyptischen Namen benennt, welche die Teutschen nur auf die Weise übersetzt haben, wie es auch die Römer thaten, indem man verwandte Götternamen gegen einander austauschte, wiewol auch einige Namen, wie Mittwoch und Sonnabend ganz verändert wurden. Um den alten Festkalender der Römer so wenig als möglich zu stören, hatte Cäsar nicht nur die alten Monatsnamen beibehalten, die daher mit Ausnahme des Julius und Augustus auch bis auf unsere Zeiten üblich geblieben sind, so mannichfaltige Änderungen auch die Schmeichelei der Römer versuchte, und so lange auch die Teutschen noch andere Benennungen gelten ließen, die Karl der Große zum Theil eingeführt, zum Theil aus dem alten heidnischen Kalender entlehnt hatte; sondern auch die alte Zählungsweise blieb, nach welcher man drei Tage jedes Monates durch die Benennungen Calendae, Nonae, Idus auszeichnete, und von diesen die Tage rückwärts zählte. Der erste Namen sollte die Zeit des Neumondes bezeichnen (s. Calendae Th. XIV. 2te Abth. S. 120), der letzte die Zeit des Vollmonds (*Εἰδώ*, Pl. *εἰδούς*), obwol Numa zwischen den Iden und Kalenden um der Untheilbarkeit der Zahl willen immer 17 Tage zählte. Daß man den neunten Tag vor den Iden durch die besondere Benennung Nonae auszeichnete, geschah vielleicht darum, weil die Römer auf dem Lande jeden neunten Tag als Nundinae feierten.

Zwischen den Nonen und Iden zählte man jedes Mal 8 Tage; zwischen den Kalenden und Nonen hatte Numa aber 4 Tage angenommen, und nur den vier 31tägigen Monaten 6 Tage gegeben. Davon wich Cäsar in sofern ab, daß er die überzähligen Tage seiner 30- und 31tägigen Monate nicht zwischen den Kalenden und Nonen, sondern zwischen den Iden und Kalenden einschob. Die Zählung der Tage im Februar, in welchem schon Numa zwischen den Iden und Kalenden nur 16 Tage zählte, blieb auch in einem Schaltjahre unverändert, weil man den Schalttag bissextus, und daher auch ein Schaltjahr annus bissextus nannte. Diese Art der Zählung hörte jedoch mit Einführung der Wochen auf, seit welcher die Tage jedes Monats mit fortlaufender Zahl gezählt wurden, obwol man sich weit über ein Jahrtausend damit beholfen hat, die Zeit nach den Festen der Heiligen zu bestimmen, weßhalb die Geistlichen des Mit-

ben; auch Plato nicht, obgleich jenes Jahr auch den Namen des platonischen führt, in sofern seine spätern Schüler eine Periode von 12,600, oder vielmehr, wie im Dial. de oratt. c. 16. wahrscheinlich gelesen werden muß, von 12,960 Jahren festsetzten. Diese Zahl ist nämlich das Zwölffache der demokritischen, und verhält sich zur indischen Periode, wie ein Jahr zu einer Generation von 33$\frac{1}{3}$ Jahren: ferner ist das Zweifache jener Zahl der von andern Astronomen angenommenen Zahl von 25,920 Jahren gleich, welche entsteht, wenn man eine gewisse indische Periode von 144 Jahren mit einer tatarischen von 180 Jahren vervielfacht. Aristarchos setzte das große Jahr, welches Andere für unendlich hielten, nur auf 2484 Jahre, welche Angabe nach Bailly auf eine Conjunction der Sonne und des Mondes mit einem und demselben Sterne deuten und sich auf das Sternjahr der Chaldäer von 365 Tagen 6° 11′ gründen soll.

Periode heißt ein Zeitabschnitt zwischen zweien Zeitmomenten, welche man Epochen nennt, sofern diese in der Geschichte zu Ruhepunkten dienen, wobei man in der Erzählung der Begebenheiten verweilt. Diejenige Epoche, mit welcher eine neue Jahreszählung beginnt, wird Äre genannt, wobei wir hier nicht zu verweilen brauchen, weil darüber schon in einem besondern Artikel Th. IV. S. 67 fgg. gesprochen worden. Da es aber zur genauen Zeitbestimmung eines Datums der Geschichte im Vergleich mit der unserigen eben so nothwendig ist, daß man genau den Anfangspunkt einer Äre kenne, als daß man wisse, in welcher Art von Zeitrechnung nach jener Äre gezählet worden: so entsteht die Frage, wie man den Anfangspunkt einer Äre bestimmt erforschen könne. Dieses vermag der Astronom zunächst durch Rückberechnung himmlischer Begebenheiten, wie der Sonnen- und Mondfinsternisse, welche uns die Geschichte nach bestimmtem Datum irgend einer Äre und Zeitrechnung meldet. So hat z. B. Ptolemäos drei Mondfinsternisse angeführt, die von den Astronomen zu Babylon beobachtet worden, deren eine im ersten Regirungsjahre des Königs Mardokempad am 29sten Tage des ägyptischen Monates Thoth Statt gefunden haben soll. Da nun nach der Berechnung der neuern Astronomen im Jahre 721 vor Christus Geburt am 19. März des julianischen Kalenders eine zu Babylon sichtbare Mondfinsterniß war, welche mit der beobachteten nach Allem, was wir davon urtheilen können, zusammenstimmt: so ist dadurch das Jahr 721 v. Chr. Geb. als das erste Regirungsjahr des Königs Mardokempad gegeben, wodurch sich wieder mit Hilfe anderer Bestimmungen der Regirungsantritt des ersten babylonischen Königs in der von Ptolemäos gelieferten Regententafel, Nabonassar genannt, nach welchem der Kanon des Ptolemäos die Nabonassarische Äre heißt, auf den 26. Februar des julianischen Kalenders im Jahr 747 vor Chr. Geb. berechnen läßt, so daß man also genau den Anfangspunkt jener Äre weiß. Die Auffindung des Anfangspunktes einer Äre dient nun aber wieder zu einem sichern Leitfaden für andere Ären, sofern einerlei Factum nach zwei verschiedenen Ären angegeben, oder auch von einerlei Person bei zwei verschiedenen Völkern die Rede ist. Darf man z. B. annehmen, daß der König Nabopolassar im Kanon des Ptolemäos eine und dieselbe Person mit demjenigen sei, welcher, von den Ägyptiern bedroht, seinen Sohn Nebukadnezar zum Mitregenten annahm: so läßt sich dadurch die Chronologie der Bibel ordnen, welche wieder zu einer Vergleichung der ägyptischen Geschichte bei Herodot führt, so daß man in Verbindung dieses Verfahrens mit den Berechnungen bekannter Sonnen- und Mondfinsternisse immer mehr gewisse Zeitpunkte findet, wonach die Chronologie aller Völker einiger Maßen geordnet werden kann.

Um nur noch ein Beispiel anzuführen, wie zuweilen ganz verschiedene Zeitrechnungen in den Jahren zusammentreffen, will ich die biblische Geschichte mit der ägyptischen Geschichte bei Herodot vergleichen. Wir lesen im zweiten Buche der Könige XVIII, 14 ff., daß im vierzehnten Regirungsjahre des jüdischen Königs Hiskias der assyrische König Sanherib gegen ihn zog, welcher bald nach einer großen Niederlage seines mächtigen Heeres den Tod fand. Derselbe Sanherib oder Sanacharibos zog nach Herodot II, 141. auch gegen den ägyptischen König Sethos, als er das eben erwähnte Schicksal erfuhr. Dadurch ist nun die Gleichzeitigkeit jener Könige gegeben, wonach sich die Chronologie der drei genannten Völker ordnen läßt: die Vergleichung der jüdischen und ägyptischen Geschichte kann uns am besten darüber belehren. Hiskias regirte nach 2. B. d. K. XVIII, 2. 29 Jahre, nach dem Anfalle von Seiten Sanheribs also 15 Jahre; nach diesem dessen Sohn Manasses 55 Jahre, 2. B. d. K. XXI, 1., dann dessen Sohn Ammon 2 Jahre, V. 19., dann dessen Sohn Josias 31 Jahre, XXII, 1., welcher zu Megiddo starb, als der ägyptische König Pharao Necho wider ihn und die Assyrier zog, XXIII, 29. Demnach verflossen nach Sanheribs Fall bis auf Josias Tod etwas über 100 Jahre. Nun aber folgten auf den ägyptischen König Sethos, von welchem Herodot rückwärts nur nach Menschenaltern zu rechnen weiß, worauf man sich nicht sehr verlassen kann, so wie sie sich von demselben frei gemacht hatten, Dodekarchen, Herod. II, 147 ff., von welchen sich Psammetichos zum Alleinherrscher aufwarf, und 54 Jahr regirte, c. 157. Ihm folgte dessen Sohn Nekos, welcher 16 Jahr regirte, und kurz vor seinem Tode den Sieg vor der syrischen Stadt Kadytis gewann, c. 159. Fügen wir nun zu diesen 70 Jahren noch eine Generation, welche von Sanheribs Niederlage bis auf des Psammetichos Alleinherrschaft verfloß: so kommen wieder etwas über 100 Jahre heraus. Hat man einmal diese Punkte gewonnen, so bieten sich wieder solche Vergleichungen in der von Herodot gelieferten Geschichte dar, daß sich die Geschichte aller Völker, welche er erzählt, wenn auch oft nur nach Schätzung der Generationen chronologisch ordnen läßt; und wenn man dann seine assyrisch-medisch-persische Geschichte im Einklange mit demjenigen findet, was in der Bibel vorkommt: so wird seine Erzählung eben so sehr dadurch bewährt, als die Geschichte der neuern Perser von der Vorzeit fabelhaft erscheint.

Wie aber auch später eingeführte Ären, wie die Äre von der Erbauung Roms, falsch berechnet seyn können, davon gibt unsere christliche Äre den besten Be-

weis. In dieser ist nämlich angenommen worden, daß Jesus im Jahre 753 nach Rom's Erbauung geboren sei; gleichwol ergibt sich aus Allem bei genauerer Prüfung, daß Jesus noch einige Jahre früher geboren war, als wir zählen. Denn wenn die Astronomen richtig berechnet haben, daß das Passahfest in einer langen Reihe von Jahren vor und nach dem Tode Jesu auf keinen Donnerstag habe fallen können, als in dem Jahre 784 nach Roms Erbauung: so muß Christus, welcher damals, als er das Abendmahl einsetzte, im 34sten Lebensjahre stand, 750 n. R. Erb. geboren seyn. Indessen, wenn auch Christus um einige Jahre früher geboren worden, als die christliche Äre besagt; so hebt das ihre Brauchbarkeit nicht auf; vielmehr hat man diese Äre, weil Christus Geburt so ziemlich in die Mitte der gewissen Geschichte fällt, als die brauchbarste befunden, um durch Zurückführung aller andern Jahrrechnungen auf diese Einheit in die ganze Chronologie zu bringen. Freilich muß man in der Zeit vor Christus Geburt rückwärts zählen; aber eben dieses kommt dem Gedächtnisse dadurch sehr zur Hilfe, daß die Jahreszahlen in den Zeiten der gewissen Geschichte nur klein sind, und erst dann größer werden, wenn eine Angabe nach runden Zahlen wegen der Ungewißheit genügt. Seitdem daher Schlözer die Vorzüge der christlichen Äre geltend gemacht, hat man nicht nur die Äre nach Erschaffung der Welt, welche Niemand zu berechnen weiß, wieder aufgegeben, sondern selbst die julianische Periode von 7980 julianischen Jahren, welche Joseph Scaliger erfand, der, da er 1558 starb, die Verbesserung des julianischen Kalenders durch den Papst Gregorius nicht erlebte. So nützlich die Erfindung des julianischen Jahres war, als man noch nach Jahren der Welt zählte, ohne darüber einig zu seyn, welches als der wahre Anfangspunkt dieser Äre anzunehmen sei, weil sie dadurch, daß sie Christus Geburt in das Jahr 4714 der julianischen Periode setzte, und den Anfangspunkt der Periode noch in die Zeit vor der Erschaffung der Welt fallen ließ, alle noch so verschiedenen Zeitrechnungen auszugleichen vermochte: so hat sie doch dadurch, daß man Christus Geburt selbst als allgemeine Äre angenommen hat, wenn gleich die Juden noch nach Erschaffung der Welt, wie die Mohammedaner nach der Flucht Mohammeds von Mekka, zählen, alle Brauchbarkeit verloren, noch ehe sie so wenig ihren Endpunkt erreicht hat, als sie je einen wirklichen Anfang nahm. Die Sitte der Philologen aber, in der griechischen Geschichte nach Olympiaden zu zählen, ist der mühsamen Reduction wegen noch unzweckmäßiger, als wenn man in der römischen Geschichte, selbst nach Chr. Geb., die Jahre Roms angibt. (*Grotefend.*)

Chronometer, s. Seeuhren und Tactmesser.

CHROOLEPUS Agardh., eine den Lichenen sich nähernde Alge, deren dunkle steife Fäden sich in Pulver auflösen. Byssus dolithus *L.* und Lepra odorata *Wiggers* gehören dazu. (*Sprengel*)

CHROPIN, ein zur Herrschaft Kremsir gehöriger Markt, im prerauner Kreise in Mähren, in der Hanna-Ebne, an der Beczera, 1 St. von Kremsir. (*André.*)

CHROSCIEN'SKI, Chroscinski, Chruscinski (Albert Stanislaus), Sekretär zuerst bei dem König Johann III. Sobieski, sodann auch bei seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Jakob Sobieski, gehört unter die besten Dichter Polens. Er dichtete meistens nach Art des Peter Kochanowski in ottave rime und es scheint auch, daß er bei seinen Übersetzungen sich ihn zum Muster gewählt habe. Der Jesuit Niesiecki, der so gern in seinem Wapenbuche Korona Polska 1728. fol. Nachrichten von Gelehrten und Dichtern gibt, begnügt sich (T. I. p. 297), nur den Namen zu nennen und sagt, daß sein Vorfahr (vermuthlich sein Vater) 1685 auf dem Reichstage geadelt worden, worüber eine besondere Constitution da ist, d. i. eine Erwähnung in dem Reichstagsschlusse [1]). Gewiß war der Vater Stanislaus Chroscienski bei der Armee des Königs Johann III. vor Wien und vielleicht auch der Sohn, Alb. Stanislaus. Das Gedicht desselben: Trąba wiekopomney sławy Jana III. Warschau 1684. Posaune des ewig währenden Ruhmes Johanns III. oder poetische Beschreibung der Schlacht und des Sieges über die Türken bei Wien und Parkan 1683. Warschau 1684. 4. 4 Bogen (Bentk. I. 375) scheint nicht ohne Zusammenhang zu seyn mit dem Feldzuge Joh. III. und der Nobilitirung des Vaters. Nach Krasicki lebte der Dichter in spätem Alter in Ruhe auf dem Lande und starb zu Anfange der Regirung Friedrich Augusts III., also vermuthlich nach dem Tode des Prinzen Jakob Sobieski 1737. Daß er bei dem Könige Johann III. in großen Ehren und auch selbst bei der Königin in Gnaden gestanden habe, beweiset sein Auszug aus Lucani Pharsalia, den er nicht nur ergänzte, sondern auch fortsetzte, so daß er die ganze Geschichte des bürgerlichen Krieges vom Tode Cäsars bis zur Schlacht von Actium gab. 2. Bände in fol. Oliva 1693; denn diese poetische Übersetzung in ottave rime hat der König auf seine Kosten drucken lassen. (Der erste Theil 350. S. in 10 Büchern, der 2te der Supplemente 95 S. und die Fortsetzung ebenfalls 10 Bücher 517 S.). In der Zueignungsschrift an Johann III. sagt der Verf., daß seine Muse von Neuem sich an ihn wende und in der Vorrede an den Leser, daß er alle Abschweifungen ausgelassen, aus Lucan und Andern seinen Stoff genommen und ihn bis zu der Schlacht von Actium fortgesetzt habe. Es ist dieß Gedicht also keinesweges eine bloße Übersetzung des Lucans, sondern das erste polnische Heldengedicht, welches aber freilich nicht ganz dem Vf. gerathen. Deßwegen pflegt man auch die Übersetzung der Pharsalia von dem gelehrten Dominikaner Alan Bardzinski 1691. Fol. diesem Halboriginal des Chroscinski vorzuziehen [2]). —

1) Diese einzelen Konstitutionen sind in den Volumina Legum größten Theils ausgelassen, und daher suchte man sie vergebens Tom. V. der konarskischen oder zaluskischen Sammlung. Mit dem Adel hat es aber seine volle Richtigkeit; denn in der Schedelschen Ausgabe der einzelen Reichstagsbeschlüsse steht (S. 21) unter dem Artikel Nobilitacye auf Verwendung der Feldherrn der Krone und des Großherzogthums Lithauen ausdrücklich: Stanislaus Chroscinski und zwar auf Ansuchen des tapfern und weltbekannten Wojewoden von Rothrußland, damaligen Kron-Großfeldherrn Stanislaus Jablonowski 1685. 2) Den vollständigen polnischen Titel vermisse ich sowol bei *Bentk.* I. 498, als auch Juszynski im Dichter-Lexikon T. I. 49 und setze ihn zur Berichtigung mancher Irrthümer her: Pharsaliey albo raczey Woyny do mowey Rzymskiey od rabicia w Senacie Juliusza Ce-

Weit besser als dieß Heldengedicht ist dem Dichter die Übersetzung der Briefe der Heldinnen von Ovid gelungen. Sie ist ebenfals in ottave rime und zwar so, daß eine Stanze von 8 Versen immer zwei Distichen des Ovids ausdrückt. Juszynski lobt dieses Gedicht mit Recht als sein Hauptwerk (T. I. 48) [3]). Die übrigen Werke des Dichters sind: 1) eine poetische Übersetzung des Hiobs und der Klagelieder Jeremiä, Warschau 1705. 4. 204 S. Der Dichter sagt in der Vorrede, daß ihn ein Unglück, was ihm vor 5 Jahren begegnet, zu dieser Übersetzung bewogen. S. 172, ist ein treffliches Gedicht, an das durch den Krieg leidende Vaterland abgedruckt. Dieß läßt vermuthen, daß er in dem großen nordischen Kriege ebenfalls gelitten. Die zweite Ausgabe des ganzen Werkes ist 1759 Wilna bei den Franziskanern 4. 146 S. 8. gedruckt. (*Bentk.* I. 375. *Juszynski* T. I. 49). 2) Haman und Ahasverus 1745 ein Gedicht in ottave rime in 9 Gesängen aus dem Buche Esther 12 Bog. 8. (*Juszynski ib. Bentk.* I. 376.). 3) Jozef od Braci przedany, poema w XIII pieśniach, der von seinen Brüdern verkaufte Joseph, ein Gedicht in 13 Gesängen 12. 22 Bog. 745. [4]). 4) Eine kurze Sammlung geistlicher Unterhaltungen. Czenstochau 1711. 4. (*Bentk.* I. 375. auch T. I. 239. u. T. I. 298. mit der Jahrzahl 1712). Sie enthält das Vater Unser, Psalmen und andere geistliche Arbeiten, nach S. 298. 4. 28 Bogen, nach S. 375 sind auch die 5 Buß-Psalmen des Fürsten Wisniowietzky noch dabei [5]). 5) Laur poetyczny na pochwałę Nayśw. Panny, ein Lorberkranz zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau [6]). 6) Threny żałobne po śmierci niegdy godney pamięci napisane Jeymci Pani Agnieszce Chroscinskiey Sekretarzowey J. K. M. od osierociałego jey Małżonka JMci P. Woyc. Stan. Chroscinskiego J. K. M. Sekr. w R. P. 1709. w Druk. Jasney Gory Częstochowskiey. 4. 68 S., d. i. Klagelieder auf den Tod der Frau Agnes Chroscinska rc. von Ihrem verwaiseten Gatten, dem Herrn Alb. Stan. Chroscinski rc. Dieser Klage-Lieder sind XV an der Zahl, theils in ottave rime, theils in sapphischen und andern Versarten; viele sind rührend und schön, manche tragen Spuren von dem verdorbenen Geschmacke des Zeitalters. Man erfährt aber darin Vieles von dem Leben des Verfassers, und insonderheit von seinen häuslichen Umständen, von seiner Liebe zu der verstorbenen Gattin rc., mit der er, wiewol sie ihm wegen Fehlgeburten keine Kinder hinterließ, 19 Jahre glücklich lebte. S. 60 kommt ein artiges Gedicht über die so genannte Todtenuhr vor, welche 3 Tage hindurch ihren Tod verkündigt haben soll. Den Beschluß machen zwei kleine Gedichte, das eine die Grabschrift, das andere eine Zuschrift an die Verewigte, welche er in den letztern Gedichten, ich weiß nicht warum, Venodosia z Wogienca nennt. Er klagt auch über den Verlust seines Vaters, der Mutter, des Bruders und der Schwester, woran schon der neue Verlust der Gattin ihn mahnte, und bemerkt mehrmals: daß ihn manches harte Schicksal betroffen. So viel habe ich von seinen Lebensumständen aus diesem einzigen Werke, wenig aus den übrigen erfahren können. — Auch lateinische Verse machte er. S. 68. singt er:

Heu! lacrymae tibi sint extremum munus amantis
Post tua fata. Viri consors mea causa doloris.

In lateinischer Sprache ist von ihm nur ein Werk bekannt: Clypeus Serenissimi Joannis III., Regis Poloniarum etc. Brigae typis Godofredi Trampii 1717. fol. — 30 Bogen. Die Vorrede unterschreibt der Verf. Stanislaus Adalbertus Chruscinski, wie man jetzt auch meistens ausspricht [7]). Es ist die Genealogie des Hauses Sobieski dem ältesten Prinzen desselben, Jakob gewidmet. Den vollständigen Titel gibt Janozki von raren polnischen Büchern I. 43. In der Vorrede sagt der Verf. dem Prinzen Jakob, daß, so wie das Sobieskische Haus das Schrecken der Türken gewesen, Prinz Jakob selbst gegen sie glücklich und oft gefochten, so wolle er hiemit ihm diese Genealogie seines Hauses zueignen, da jetzt der neue Türkenkrieg beginne. Bekanntlich nahm der Prinz Jakob an diesem Kriege keinen Antheil, welchen Prinz Eugen von Savoyen durch den passarowitzer Frieden glücklich beendigte. (*Bandtke.*)

Chronostichon, s. Chronogramm.

CHRUDIM (Chrudin, Chrudimo, Chrudimium), Leibgedinge und Kreisstadt im Kreise gleiches Namens, in der Ebne an der Chrudimka, mit Pfarrkirche und Poststation. (*André.*)

CHRYSANTHEMUM, eine Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der Radiaten in der 19. Klasse. Char. Geschuppter gemeinschaftlicher Kelch, dessen Schuppen am Rande trocken häutig sind. Flacher nackter Fruchtboden. Keine Samenkrone. Pyrethrum *W.* unterscheidet sich durch ein kleines häutiges Krönchen und Metricaria durch kegelförmigen Fruchtboden. Im Syst. veg. III, 582 — 584. sind 24 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

---

zara między dwie ma stronami jedney o wolność, drugiey pod pretextem zemsty jego zaboiu o nabycie Państwa czyniącemi aż do ostatniey Antoniusza pod Actium z Augustem rozprawy Kontynuacya z różnych Łac. Historykow Rzymskie dzieie opisujących w dziesięć ziąg zebrana przez Woyc. Stan. Chroscinskiego J. K. Mci Sekretarza w R. P. 1693 *sumptibus S. R. M. Poloniarum.* Drukowano w Klasztorze Oliwskim. Vor jedem Gesange sind Auszüge aus dem Florus und Andern oder freie Übersichten des Inhalts aufgesetzt. 3) Die erste Ausgabe soll 1695 herausgekommen seyn (*Bentk.* I. 331); aber das ist ungewiß. Zaluski kannte nur die einzige Ausgabe von 1733. 4. ohne Druckort 406 S. Biblioth. Poet. p. 9. Er hat auch die eigene Handschrift des Verf. — Bentkowskis Angabe 1735 ist ein Druckfehler I. 331. 4) Nach Adelung hat der Fürst Michael Wisniowietzky zuerst dieses Gedicht drucken lassen, und zwar in Krakau, wo überhaupt die meisten Schriften des Verf. herausgekommen sind. Nach *Zaluski* p. 33. *Bentk.* I, 375 wird dieses Gedicht dem C. von Manchen abgesprochen, und den Szczawinski oder Godlewski oder Starodubowski beigelegt. 5) Auch dieß Buch hat nach Adelung gedachter Fürst auf seine Kosten drucken lassen. 6) *Juszynski* I, 49 beruft sich auf *Bentk.* T. I. Doch ist dieses Gedicht nirgends erwähnt, außer beim Krasicki in seinen handschriftlichen Anmerkungen zum Niesiecki und in seinem Lexikon.

7) Ungeachtet Wieladki in seinem neuesten Wapenbuche Chroscinski von Chrusinski als zwei ganz verschiedene Familien unterscheidet, so ist doch der Verfasser der Sobieskischen Genealogie und der Dichter eine und die nämliche Person. Man nahm es manchmal mit der Orthographie nicht so genau und eben so auch mit der Stellung der Taufnamen, wie man das hier bei der Unterschrift des Namens sieht.

CHRYSAOR (*Χρυσαώρ*), nach der Deutung der Griechen Goldschwert (vielleicht richtiger abgeleitet von חרע־אור, das zugespitzte Licht, der Blitzstrahl) war dem griechischen Mythus zu Folge von Poseidon, dem Vater aller Ungeheuer mit der Medusa (von מע־עזה, dem gewaltigen Wolkenkampf) erzeugt. Er sprang mit Pegasos, dem Donnerroß oder Donner aus dem Blute derselben hervor, als Perseus (die elektrische Kraft), ihr mit dem sichelförmigen Schwerte — Harpu (von חרב, der austrocknenden Sonnengluth) das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand †). Er erzeugt mit der Okeanide Kallirrhoe (von קלה sengen und רוה, dem sengenden und zündenden elektrischen Feuerstrahl), den dreiköpfigen Riesen Geryones (von גרי־וֹנ־אש, das emporlodernde Feuer) und die Echidna (von אכתנה, den Schrecken der Vulkane in den Klüften der Erde). So kosmogonisch mit Sickler††), den Mythus gefaßt, braucht man nicht mit Heyne zu Wolfs Theogonie des Hesiod S. 92 zu sagen: de interpretatione ulla probabili prorsus desperandum! (*Ricklefs.*)

CHRYSAOREUS (*Χρυσαορεύς*), ein Beiname des Zeus von der karischen Stadt Chrysaoris, nachmals Adrias, wie *Steph. Byz.* h. v. will oder von dem Tempel bei der karischen Stadt Laginon, wo die Karer ihren Bundestag Chrysaoreon genannt — gleichsam unter Obhut des goldenen Schwertes hielten [1]). Ailianos [2]) legt einem Zeus der Karer ausdrücklich ein Schwert bei, und erwähnt zugleich: Zeus sei dort der Regenergießer *Λαβρανδεύς* genannt. Durch eine scharfsinnige Kombination erklärt ihn Creuzer [3]) für den phönikischen Eröffner der Erde, Chusoros oder Chrysor, und das goldene Schwert in seiner Hand für ein kosmogonisches, womit der Schoß der Erde aufgeschlossen wird. Es deutet nach der Ansicht des Mythus von Chrysaor auf den fruchtbaren Gewitterregen. Auch die leuchtende Artemis führt diesen Beinamen [4]) und die Erdlichtgöttin Demeter [5]).
(*Ricklefs.*)

CHRYSEIS (*Χρυσηίς*), 1) die Tochter des Apollonpriesters Chryses, Astynome genannt, von Achilleus auf einem Streifzuge in Mysien zur Gefangenen gemacht, und dem Achilleus überlassen, der sie zur Beischläferin machte. Das Heer der Griechen ward mit Pest bestraft, als er sich weigerte, sie dem Vater zurück zu geben*). — 2) Eine der Thespiaden, die von Herakles den Onesippos gebar**). (*Ricklefs.*)

CHRYSES (*Χρύσης*), 1) des Poseidon und der Chrysogoneia Sohn, des Minyas Vater [1]). — 2) Des Minos und der Nymphe Pareia Sohn, von Herakles getödtet, weil er mit seinen Brüdern zwei von des Herakles Gefährten gemordet hatte [2]). — 3) S. Chryseis. — 4) Des Agamemnon und der Chryseide Astynome Sohn, von ihr zwar für einen Sohn des Apollon ausgegeben; aber von Orestes als Bruder anerkannt [3]).
(*Ricklefs.*)

CHRYSIDES. Goldwespen. Familie oder Zunft der Hymenopteren mit vorragendem Legestachel. Sie zeichnen sich durch ihren gold- oder stahlfarbigen Körper, ihr Vermögen sich in eine Kugel zusammen zu rollen und durch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen aus. Die Unterflügel besitzen keine Zellen, sondern nur wenige einfache Adern, auf den Vorderflügeln sind aber sowol an der Wurzel, als von da nach dem Innenrande zu geschlossene Zellen, und eine Radialzelle und eine Cubitalzelle treffen den Hinterrand. Die Fühler sind fadenförmig, sehr beweglich, und bestehen in beiden Geschlechtern aus dreizehn Gliedern. Der Legestachel wird durch die letzten Leibringe gebildet, ist vorstreckbar und endigt in einen Stachel. Der Hinterleib schließt dicht an den Mittelleib an, ist oben gewölbt, unten platt oder concav. Man findet sie an Mauern und altem Holze, besonders bei Sonnenschein in lebhafter Bewegung. Das Weibchen legt seine Eier in die Nester der Bienen und Schlupfwespen.

Latreille bringt die Goldwespen in folgende Abtheilungen:

I. Die Mundtheile sehr verlängert, einen Rüssel bildend. Parnopes.

II. Die Mundtheile kurz, Taster deutlich.

1) Das Halsschild nach vorn nicht verschmälert. Hinterleib lang, an der Spitze gerundet, aus drei Gliedern bestehend.

A. Taster kurz, ziemlich gleich lang unter einander. Ein Wulst oder eine Leiste begränzt den letzten Leibring. Stilbum. Euchraeus.

B. Die Kinnladentaster weit länger als die Lippentaster. Chrysis. Elampus. Hedychrum.

2) Das Halsschild nach vorn verschmälert. Hinterleib fast eirund, aus vier oder fünf Ringen zusammengesetzt. Cleptes *). (*Germar.*)

CHRYSIPPOS (*Χρύσιππος*), 1) einer der Söhne des Ägyptos [1]); 2) des Pelops und der Nymphe Astyoche Sohn, von Lagos wegen seiner Schönheit bei den nemeischen Spielen geraubt; aber von Pelops durch einen Krieg wieder gewonnen [2]), nachher auf Anstiften der Hippodameia von Atreus und Thyestes hingerichtet, und in einen Brunnen gestürzt [3]). (*Ricklefs.*)

Chrysippos (Geschichte d. Philos.), s. am Ende d. Buchst. C.

CHRYSIS. Eine von Linné zuerst errichtete Gattung der Hymenopteren, der Familie Chrysides (s. d.

†) *Hes.* Theog. 280 fl. — Dann 295 fgg. *Hyg.* F. 151 und Praef. ††) Kadmos S. XLIX. und LI.

1) *Strab.* XIV. 2, 5. 2) Hist. An. XII, 30. 3) Symbolik Th. IV. S. 74 fl. 4) *Herod.* VIII, 77. 5) *Hom.* hymn. in Cer. 4.

*) Il. I, 11 fl. **) *Apollod.* II, 7, 8.

1) *Paus.* IX, 36.

2) *Apollod.* III, 22 und II, 5, 9. 3) *Hyg.* Fab. 121.

*) Besondere Verdienste um die Bearbeitung dieser Familie haben Latreille (Genera Crustac. et Insect. IV. pag. 41.), Coquebert (Illustr. iconogr. Decas II.), Lepeletier (Annales du Mus. d'hist. nat. de Paris 1806. p. 115) und Spinola (Ins. Ligur. fasc. I.).

1) *Apollod.* II, 1, 5. 2) Schol. in *Eurip.* Phoen. 66; Schol. in Il. II, 105., vgl. *Valckenaer* Diatr. 3. p. 23. 3) *Hyg.* F. 85; *Paus.* VI, 20.

Artikel) der neuern Schriftsteller entsprechend. Der Gattungsname Chrysis ist für diejenigen Arten beibehalten worden, deren Kinnladentaster länger als die Lippentaster sind, deren Kinnbacken auf der Innenseite nur einen Zahn oder eine Kerbe besitzen und deren halb walzenförmiger Hinterleib nur drei von oben sichtbare Glieder besitzt, deren letztes gewöhnlich am Rande gezähnelt ist. Die gewöhnlichste Art ist: C. *ignita*, blaugrün, Hinterleib kupferroth, am Ende vierzähnig. Vier Linien lang. Abgebildet bei Panzer (Faun. Germ. 5. 22.). Die aus ihr bereitete Tinctura chryseos spirituosa ist als Heilmittel in der Paralysis empfohlen worden. (*Germar.*)

CHRYSITHRIX, ein merkwürdiges Gewächs vom Kap, welches den Übergang von den Aroideen zu den Cypereen bildet und zur 13ten Linné'schen Klasse gehört. Aus einem zweischneidigen Schaft kommen zur Seite eine Menge Staubfäden mit pfriemenförmigen Antheren und dazwischen stehende Schuppen hervor. Mitten innen ist ein fadenförmiges Pistill. Chr. *capensis* L. ist die einzige bekannte Art. (*Sprengel.*)

Chrysius, Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, s. Körös.

CHRYSOBALANUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Pomaceen und der 12. Linné'schen Klasse. Char. Glockenförmiger, 5theiliger Kelch. Fünf Corollenblätter. Seitliches Pistill. Einsamige Steinfrucht, deren Nuß in 5 Klappen aufspringt. Von den beiden bekannten Arten ist Chr. *Icaco* L. wegen der schmackhaften, pflaumenartigen Früchte auf den westindischen Inseln beliebt. (Cocco-plantree der Engländer.) (*Sprengel.*)

CHRYSOBERYLL (Krisoberil Werner, Cymophane *Hauy*; prismatischer Corund Mohs). Ein Edelstein minderen Werthes, von spargelgrüner Farbe, der sich in Brasilien und Ceylon mit andern Edelsteinen im Sande der Flüsse und Bäche, bei Haddam in Connekticut in Granit findet. Gewöhnlich findet man ihn in kleinen Körnern, doch auch in Krystallen. Seine Krystalle sind breite, rechtwinkelige, vierseitige Prismen, deren Höhe zu den Endkanten wie 1: $\sqrt{2{,}9731}$: $\sqrt{0{,}6567}$ sich verhält, zuweilen an den Seitenkanten abgestumpft, an den Enden zugeschärft, die Zuschärfungsflächen auf den breiten Flächen des Prisma's ruhend; öfters treten zu diesen Flächen nach vier Flächen hinzu, welche auf den Abstumpfungsflächen der Prismenkanten ruhen, so daß eine sechsflächige Zuspitzung entsteht. Ein Durchgang parallel der breiten Seitenfläche ist ziemlich erkennbar, die übrigen sind durch muscheligen, glänzenden Bruch verdrängt. Die Durchsichtigkeit wechselt vom Durchsichtigen bis zum Durchscheinenden ab, und in gewissen Richtungen reflektirt er einen blaulichen Schein. Ritzt den Topas, wird von Corund geritzt. Specif. Gewicht 3,754.

Vor dem Löthrohr ist der Chrysoberyll unschmelzbar. Nach Klaproth sollte er aus 71,5 Thonerde, 18 Kieselerde, 6,0 Kalkerde und 1,5 Eisenoxyd bestehen, aber Seybert *) fand im nordamerikanischen 73,60 Thonerde, 15,80 Glycinerde, 4,00 Kieselerde, 3,38 Eisenprotoxyd, 1,00 Titanoxyd. Im brasilianischen 68,666 Thonerde, 16,000 Glycinerde, 6,000 Kieselerde, 4,733 Eisenprotoxyd, 2,666 Titanoxyd, 0,666 Wasser. Nimmt man Titan und Eisen als zufällig an, so dürfte seine chemische Formel $A^4 S + 2 GA^4$ seyn.

Brewster entdeckte in diesem Mineral eine sehr große Menge äußerst kleiner Blasenräume, welche zweierlei Flüssigkeiten enthalten, von denen die eine, schon bei Erwärmung durch die Hand, sich in ein Gas verwandelt, während die andere tropfbar-flüssig bleibt. (*Germar.*)

Chrysocolla factitia, s. Borax Th. XII. S. 9; — nativa, s. Grünfarben u. Kupfer.

CHRYSOCOMA, eine Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der Eupatorinen, in der 19. Klasse. Char. Geschuppter Kelch. Behaarter Fruchtboden. Das Pistill mäßig lang. (Eupatorium zeichnet sich durch sehr langes Pistill und nackten Fruchtboden aus.) Im Syst. veg. III. 423—425 sind 32 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHRYSOGASTER. Fliegengattung aus der Familie Syrphici, von Meigen errichtet, deren Arten von Fabricius und Fallén mit unter Eristalis gezählt werden. Die Fühler sind vorstehend, nickend, dreigliederig, das dritte Glied flach gedrückt, kreisrund oder länglich, an der Wurzel mit nackter Rückenborste; die Stirn des Weibchens ist beiderseits gekerbt; die Flügel liegen parallel und der Hinterleib ist entweder ganz metallisch oder metallisch gerandet. Es gehören dahin Eristalis metallicus, coemeteriorum *Fabr.*, Musca viduata *Linn.* u. a. (*Germar.*)

CHRYSOGONUM, eine Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der Radiaten in der 19ten Klasse. Char. Einfacher, 5blättriger Kelch. Fruchtboden mit Spreublättern besetzt. Fünf Blümchen im Strahl sind allein fruchtbar. Die Samen sind mit gezähnten Schuppen gekrönt. Die einzige bekannte Art: Chr. *virginianum*, wächst in Virginien und Karolina. (*Sprengel.*)

Chrysokeros, s. Byzantium, Th. XIV. 1. Abth. S. 176.

CHRYSOKOKKES (Georg), ein Arzt und Mathematiker, der um die Mitte des 14. Jahrh. in Konstantinopel lebte und ein persisches Lehrbuch der Astronomie in Griechische übersetzte und commentirte unter dem Titel: *σύνταξις τῶν Περσῶν*. Dieß Werk ist bis jetzt noch nicht gedruckt, ist aber handschriftlich auf mehren Bibliotheken z. B. in Wien, Rom und Paris vorhanden. Auszüge daraus findet man in Ism. Bullialdi Astronomia philolaica (p. 211 — 232) und im dritten Bande der Hudsonschen Ausgabe der Geographi minores. Auf der madrider Bibliothek befindet sich eine Handschrift, die noch ein anderes Werk von C. enthält, betreffend die Construction des Horoskops und Astrolabiums. Auch hat die Vaticanbibliothek ein Manuscript, welches die Odyssee von C's Hand geschrieben enthält, und vom J. 1336 datirt ist. — Ein anderer Chrysokokkes war ein Lehrer des Bessarion und Philelphus *). (*Gartz.*)

*) In Silliman's American Journ. of Science. Vol. VIII. p. 111.

*) *Heilbronner* Historia matheseos universae p. 484. §.

CHRYSOLAMPUS. Spinola †) beschreibt als Diplolepis splendidula eine kleine ligurische Schenkelwespe, mit zwölfgliederigen Fühlern und gestieltem Hinterleibe, dessen erstes Glied so groß ist, daß es die übrigen fast ganz verdeckt, und betrachtet diese als Vorbild seiner Gattung Chrysolampus. (*Germar.*)

CHRYSOLITH (Peridot *Hauy*). Die Kennzeichen dieses Fossils sind: gelblichgrüne Farben, prismatische Krystallisation oder Körner, muscheliger Bruch mit lebhaftem Glanze, Durchsichtigkeit, Quarzhärte und ein specif. Gewicht von 3,44. Am gewöhnlichsten findet man den Chrysolith derb und in Körnern oder eckigen Geschieben, weit seltener in Krystallen. Diese sind breite rechtwinkelige, vierseitige Prismen, deren Höhe zu den Endkanten $= 1 : \sqrt{0{,}7263} : \sqrt{0{,}6306}$ sich verhält, gewöhnlich an den Seitenkanten abgestumpft oder zugeschärft, wodurch sie acht- und zwölfseitig werden. Durch Abstumpfung der Endkanten entsteht eine vierflächige, oder bei dem achtflächigen Prisma eine achtflächige Zuspitzung. Ein Durchgang, der parallel mit der breiten Seitenfläche des vierseitigen Prisma's geht, ist oft ziemlich deutlich. Der muschelige Bruch hat Glasglanz. Man unterscheidet zwei Arten: 1) edler Chrysolith. Pistaciengrün. In eckigen Stücken und krystallisirt. Durchsichtig, nach gewissen Richtungen oft mit kirschrother Farbenwandlung. Kommt aus Ägypten und wird als Edelstein von minderm Werthe benutzt. 2) Körniger Chrysolith (Olivin). Von verschiedenen gelblichgrünen Farben. Fast nur derb mit körniger Absonderung, oder in Körnern. Halbdurchsichtig bis durchscheinend. — Im Basalte eingewachsen, oft in Massen von mehren Pfunden Schwere, wie in den rheinländischen und böhmischen Basalten, ferner in den Auswürflingen des Vesuvs, und in dem gediegenen Eisen von Krasnojark in Sibirien. Verwittert zu einer ockergelben Erde.

Der Chrysolith wird vor dem Löthrohre dunkler, schmilzt aber nicht. Er enthält nach Klaproth's Analysen Kiesel und Talkerde in ziemlich gleichen Quantitäten und 12 bis 19,00 Eisenoxyd. Auch scheint, wenigstens in dem des Meteoreisens etwas Nickeloxyd vorhanden zu seyn *).

Vom Chrysolith kaum wesentlich verschieden, dürfte der Chondrodit (Condrodit Hauy; Brucit Cleaveland) seyn, der von gelblichbrauner oder braungelber Farbe, in kleinen Krystallen oder Körnern in körnigem Kalkstein und Kalkspath eingewachsen bei Newton in der Grafschaft Sussex in New Jersey, bei Pargas in Finnland und bei Akre in Südermannland vorkommt. (*Germar.*)

CHRYSOLITH, künstlicher, aus Mennige (16 Loth) mit zart abgeriebenem Bergkrystall (4 Lth.) und Eisen, das durch Essig zerfressen ist (20 Gr.) zusammen geschmolzen. (*Th. Schreger.*)

CHRYSOLOPUS. Käfergattung aus der Familie der kurzschnabeligen Rüsselkäfer (Curculionides) mit gebrochenen Fühlern, durch lang gestreckten, fast walzigen Körper, kurze, dicke Fühler mit siebengliederiger Schnur, unten tief ausgerandetes Halsschild mit vorspringenden Lappen und eine Falte vor den Augen ausgezeichnet, wohin als einzige Art C. spectabilis *Fabr. Oliv.* aus Neuholland gehört. (*Germar.*)

Chrysoloras, s. am Ende des Buchst. C.

CHRYSOMALLOS (*Χρυσόμαλλος*), der goldfellige Widder, der den Phrixos nach Kolchis trug. Der Mythus macht ihn zum Sohne des Poseidon und der Theophane [1]). Phrixos erhielt ihn von der Nephele, die ihn von Hermes erhalten hatte [2]). Der spätere Mythus legte ihm die Gabe zu reden bei, und ließ ihn selbst dem Phrixos, als er ihn nach Kolchis gebracht hatte, befehlen, ihn zu schlachten [3]). Sein Fell — das berühmte goldene Vließ — wurde im Hain des Ares aufgehängt. Die Alten hielten ihn schon für einen Pflegevater des Phrixos, Krios genannt, der ihn vor den Nachstellungen der Stiefmutter gerettet habe [4]); vgl. Argonauten Th. V. S. 219 u. Medea. (*Ricklefs.*)

CHRYSOMELA (Goldhahnkäfer, Blattkäfer). Käfergattung aus der Abtheilung mit vier Gliedern an allen Tarsen. Linné begriff alle diejenigen Käfer darunter, die der jetzigen Familie Chrysomelinae entsprechen (s. d. Art.), Fabricius nur die Arten mit perlschnurförmigen Fühlern. Latreille und Olivier beschränken den Umfang der Gattung auf diejenigen Arten, deren perlschnurförmige Fühler nach außen gar nicht, oder unmerklich verdickt sind, deren vorstehende Kinnladentaster ein verdicktes abgestutztes Endglied besitzen, und wo das Halsschild mehr breit als lang ist. Der Kopf liegt bei ihnen mehr horizontal als vertikal, der Bruststachel ist nicht vorspringend, und der ganze Körper eiförmig oder halbkugelig. — Diese Thiere leben, wie die der ganzen Familie Chrysomelinae, auf Blättern, werden aber oft auch unter Steinen getroffen. Bei der Berührung quillt den meisten ein rother, oder gelber Saft aus dem Munde. Sie kommen in allen Welttheilen vor. Man kennt gegen 200 Arten, die im Bau des Halsschildes und der Deckschilde manche kleine Abweichung darbieten, aber es fehlt noch eine gute Abtheilung in einzele Gruppen. Dejean und Megerle trennen die Ar-

---

516. Boissonade und Delambre in der Biogr. univ. T. VIII.

†) Spec. nov. Insect. Ligur. fasc. IV. p. 223.

*) Nach Stromeyer besteht er in 100 Theilen aus:

Kieselerde	39,73
Talkerde	50,13
Eisenoxydul	9,19
Nickeloxyd	0,32
Manganoxyd	0,09
Alaunerde	0,22
	99,68
Verlust	0,32

Hiemit stimmt der Hauptsache nach Vauquelin's Analyse überein, weit weniger aber jene von Klaproth (s. Kastner's Archiv f. d. ges. Naturlehre ꝛc. 1825. IV. S. 6.). (*Th. Schreger.*)

1) *Diod.* IV, 47; Schol. in *Apoll. Rh.* II, 1144. 1150 ff.; Schol. in *Lycophr.* 22; Schol. in *Pind.* Pyth. IV, 480; Schol. in *Aristoph.* Nub. 258. *Hyg.* Fr. 3. u. 188. 2) *Apollod.* I, 9, 7; Schol. in *Lycophr.* 22; Schol. in *Apoll. Rh.* 1147. 3) *Apoll. Rh.* I. 257; Schol. in h. l. *Didym.* in Il. VII, 86; *Nonn.* Dionys. X, 99; Aug. C. D. XVIII, 13. 4) Schol. in *Apoll. Rh.* II, 1147.

ten, mit verhältnißmäßig längern Beinen, sehr breiten Tarsen, nach hinten verschmälertem Halsschilde und hochgewölbten Deckschilden unter dem Namen Trimarcha; aber diese Trennung ist keineswegs scharf begründet, und sondert auch nur wenige Arten ab. Einige der bekanntesten Arten sind: 1) C. tenebricosa: blauschwarz, Halsschild hinten buchtig verengt, Deckschilde hochgewölbt, dicht und fein punktirt. Fast einen Zoll lang. Im südlichen Europa. 2) C. populi: schwarzblau, Halsschild vorn schmäler, Deckschilde flach gewölbt, ziegelroth. Häufig auf Pappeln. 3) C. cerealis: purpurgolden, eiförmig, auf dem Halsschilde zwei, auf beiden Deckschilden zusammen fünf stahlblaue Längslinien. Vier Linien lang. Bei uns unter Steinen. Wird bei Zahnschmerz, zwischen den Fingern zerrieben und an den kranken Zahn gebracht, als Heilmittel empfohlen. (*Germar.*)

CHRYSOMELA SEPTEMPUNCTATA *L.* (Coccionella septempunct.), Sonnen- oder Johanneskäfer, mit 7 schwarzen Punkten auf den Flügeldecken, enthält, aber nur im lebendigen Zustande, einen flüchtigen, scharfen, wirksamen Stoff, mithin muß man ihn in Erde und etwas Klee lebendig aufbewahren, oder sogleich von ihm eine Tinktur bereiten. Arzneilich rieth Große diesen Käfer innerlich in Pulver zu 20 Gr. in Portwein, oder auch mit Chinaabsud, beim Morbus maculosus *Werlhof.*, äußerlich aber Hirsch denselben, zerrieben zwischen den Daumen und Zeigefinger so lange, bis die Fingerspitzen warm werden, bei rheumatischem Zahnweh an, so, daß man mit der Fingerspitze die leidenden Theile berührt. Auch Chrysomela populi, Carabus ferrugineus, Cynips Rosarum, Curculio antiodontalgicus, Bacchus u. a. wirken schmerzlindernd bei rheumatischem Zahweh.

Die Tinctura Coccionellae septempunctatae, wozu man 60 — 80 frisch gefangene Käfer, in einem Steinmörser ganz klein gerieben, nach und nach mit einer Unze gereinigten Weingeists übergießt, und das Ganze dann 8 Tage lang in einem wohlverschlossenen Glase anfstellt, hierauf filtrirt, ausdrückt, und gut verschlossen aufhebt, empfiehlt Sauter, zu 20 — 40 Tropfen innerlich gegen schmerzhafte Krankheiten des Nervensystems, bei Hemicranie, Prosopalgie, bei spannendem Druck im Kopfe ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CHRYSOMELINAE, Blattkäfer. Käferfamilie aus der Abtheilung mit vier Gliedern an allen Tarsen, der Linné'schen Gattung Chrysomela entsprechend. Ihre Kennzeichen sind: schnur- oder fadenförmige Fühler, auf der Stirn eingesetzt; breite, unten gepolsterte Tarsen; ungezahnte Kinnladen und vorragende Taster; ein eiförmiger oder halbkugeliger Körper, mit kurzen, dicken Beinen. — Die Familie ist ungemein zahlreich an Arten, die bei einer mittleren, häufig geringen Größe, sich durch die Pracht ihrer Farben, durch Mannichfaltigkeit der Farbenzeichnung und einen trägen Gang auszeichnen. Sie leben auf Blättern und Blumen; ihre Larven haben sechs ziemlich lange Beine, und werden an Blättern gefunden, deren Oberhaut sie abnagen. Einige leben auch in sackförmigen Hüllen, die sie mit sich herum tragen. Man kann die Blattkäfer in 2 Abtheilungen bringen: 1) Eigentliche Blattkäfer. Die Fühler stehen vor den Augen und sind an der Wurzel durch einen Zwischenraum getrennt. Latreille betrachtet diese Abtheilung als eine Zunft seiner Familie Cyclica, und nennt sie Chrysomelinae. Es gehören hieher die Gattungen: Lamprosoma, Chlamys, Clythra, Cryptocephalus, Eumolpus, Choragus (?), Colaspis, Megascelis, Paropsis, Doryphora, Chrysomela, Prasocuris. 2) Forchtkäfer. Galerucitae *Latr.* Die Fühler zwischen den Augen eingesetzt, an der Wurzel dicht beisammen stehend. Dahin die Gattungen Adorium, Galeruca, Luperus, Octogonotus, Haltica. (*Germar.*)

CHRYSONOË (*Χρυσονόη*), des sithonischen Königs Klitos Tochter, Proteus Gemahlin (Con. 32); nach andern Torone. So wurde auch eine Stadt in Pallene genannt, wo Apollodoros II, 5, 9 den Proteus mit seinen Söhnen nennt. Die Vermählung Torone's mit dem Ägypter Proteus scheint eine Abtretung oder Einräumung der Stadt an diesen zu bezeichnen. (*Ricklefs.*)

CHRYSOPELEIA (*Χρυσοπέλεια*), auch Prosopeleia, eine Hamadryade, die, da der Baum, in welchem sie lebte, durch das Wasser eines Flusses an den Wurzeln entblößt, und in Gefahr war, abzusterben, den Arkas bat, den Fluß abzuleiten, und die Wurzeln mit Erde zu bedecken. Er thats, und zur Dankbarkeit schenkte sie ihm Liebe und gebar zwei Kinder von ihm *). (*Ricklefs.*)

Chrysopha, s. Himerobius Perla.

Chrysophis, bei Plinius, wahrscheinlich Topas. (*Germar.*)

Chrysophora Dej., s. Melolantha.

CHRYSOPHYLLUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Glockenförmige Corolle, in deren Röhre die Staubfäden eingefügt sind. Zehnlappiges ungestieltes Stigma. Zehnfächerige zehnsamige Beere. Die 14 bekannten Arten (Syst. veg. I, 666. 667.) wachsen in Westindien und Südamerika. Die bekannteste Art ist Chr. *Cainito*, von der die Früchte gegessen werden. (*Sprengel.*)

CHRYSOPIA Noronha, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferae und der 16. Linné'schen Klasse. Char. Fünf lederartige Blätter bilden den Kelch und die Corolle. Ein 5theiliger Krug trägt an der Spitze 5 Antheren und ist mit drüsigem Ringe umgeben. Fünftheiliges Pistill. Fünffächerige Beere. Die einzige bekannte Art: Ch. *fasciculata* Thuar. wächst auf Madagaskar. (*Sprengel.*)

CHRYSOPOLIS, die Goldstadt, eine Benennung, mit welcher Parma in den Zeiten nach dem Untergange des römischen Westreiches belegt wird, s. Parma. (*Wilh. Müller.*)

CHRYSOPOLIS, ein Flecken in Bithynien, eine ½ geogr. Meile von Chalkedon, mit einem Hafen, der dieser Stadt diente [1]), von den Athenäern befestigt [2]), aber [3]) nachher der Mauern wieder beraubt.

---

*) Schol. in *Lycophr.* 480; *Apollod.* III, 9, 1.

1) *Strab.* XII, 4, 2; *Polyb.* IV, 44; *Zos.* II, 30; *Steph. Byz.* h. v. 2) *Xenoph.* Hell. I, 1, 14; *Diod.* XIII, 64. 3) Nach *Plin.* V, 43.

Der Ort ist noch jetzt ein großer Flecken, und heißt Skudari, auch Eskindar. (*Ricklefs.*)

Chrysopolis, s. Amphipolis, Th. III, S. 395.

CHRYSOPRAS, ein durch Nickeloxyd apfelgrün gefärbter Chalcedon, der bei Kosemütz in Schlesien vorkommt, und als Schmuckstein benutzt wird. Der Chrysoprasus der Alten war vielleicht Chrysolith. (*Germar.*)

CHRYSOPS, Blindbremse. Fliegengattung nach Meigen, Fabricius und Latreille aus der Familie der Bremen (Tabani). Die Fühler sind vorgestreckt, walzenförmig, dreigliederig: die beiden ersten Glieder gleich; das dritte länger, fünfmal geringelt. Die vorstehenden Taster sind zweigliederig, das zweite Glied kegelförmig. Auf dem Scheitel stehen drei Punktaugen.

Die Blindbremsen, deren man gegen zwanzig Arten kennt, sind in dieser Familie die kleinsten Thiere, aber durch ihren Stich für Menschen und Thiere eben so beschwerliche Gäste als ihre Zunftgenossen. Ihre großen Augen sind im Leben prächtig goldgrün, mit purpurbraunen Punkten und Linien, bei dem Männchen stoßen sie oben zusammen, bei dem Weibchen sind sie durch die ziemlich breite Stirn getrennt. Die Flügel haben bei den meisten schwarze oder braune Querbinden. Die bekannteste Art ist Chrysops caecutiens: Hinterleib schwarz, an der Wurzel mit einem rothgelben Seitenflecken (Männchen) oder an der Wurzel gelb, mit zwei schiefen schwarzen Linien (Weibchen); Beine und Fühler schwarz, Flügel braun-bunt. Vier Linien lang. Chrysops lugubris und viduatus *Fabr.* sind Abänderungen dieser Art. (*Germar.*)

CHRYSORRHOAS, ein Steppenfluß in Köle-Syrien, der ungefähr 5 Parasangen von Damaskos am Libanon entspringt, und sich nach der Aufnahme mehrer Bäche in zwei Arme theilt, von denen der Hauptarm, bei den Griechen Bardines *), wofern nicht dieß der Name des ganzen Flusses war, noch h. z. T. Barady oder Barada, sich beim Dorfe Dummar wieder in drei Arme theilt, von denen der Hauptarm, der südlich Damaskos vorbei strömt, den Namen Barada behält, der zweite Banas oder Abana (2 Kön. 5, 12), sich durch die Stadt ergießt und der dritte nördlich an der Stadt hinströmt. Alle drei vereinigen sich östlich von Damaskos und bilden einen fischreichen Landsee **). Dieser Fluß verleiht der Ebene von Damaskos Schönheit und Fruchtbarkeit ***) und wurde daher unstreitig von den Griechen Chrysorrhoas, d. i. Goldfluß genannt †). (*Ricklefs.*)

CHRYSOSPLENIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Saxifrageen und der zweiten Ordnung der 10ten Linné'schen Klasse. Char. Carolinischer 4—5lappiger Kelch. Zweitheilige untere Frucht, mit vielen Samen am Boden geheftet. Zwei Arten: Chr. *alternifolium* und *oppositifolium* wachsen (das letztere seltener) durch ganz Europa. (*Sprengel.*)

*) *Steph. Byz.* *Δάμασκος.* **) *Gol. Alfrag.* p. 126 ff. *Abulf.* p. 174 und 157. ***) *Plin.* V, 16. †) *Strab.* XVI, 2, 16.

CHRYSOTHEMIS (*Χρυσόθεμις*); 1) eine Tochter des Apollon, die, weil sie in ihrer Jugend starb, von ihm als Jungfrau unter die Sterne versetzt ward [1]). — 2) eine der Danaiden, Verlobte des Asterios [2]). — 3) Die Mutter der Molpadia, Rhöo und Partheno von Staphylos [3]);— 4) eine Tochter des Agamemnon, die er dem Achilleus anbot, wenn er sich mit ihm aussöhnen wolle [4]). — 5) Karmanors Sohn, der zuerst in den pythischen Spielen wegen eines Hymnus auf Apollon den Preis erhielt, auf welche Ehre auch sein Sohn Philamnon und sein Enkel Thamyris Ansprüche machten. Er selbst söhnte den Apollon wegen Mordes aus [5]). (*Ricklefs.*)

CHRYSOTHEMIS, ein Bildhauer aus Argos, hatte in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne Eutelidas die Bildnisse des Damaretos und seines Sohnes verfertigt, die beide Sieger in den olympischen Spielen gewesen waren *). (*Horner.*)

Chrysostomus, s. am Ende des Buchst. C.

Chrysostosus und Chrysotosus, s. Zeus.

Chrysostromus, s. Stromateus.

CHRYSOTOXUM, Bogenfliege, Wespenfliege. Fliegengattung nach Meigen und Latreille aus der Familie Syrphici. Die dreigliederigen Fühler stehen auf einem Höcker der Stirn, das erste Glied ist walzenförmig, die folgenden sind etwas zusammen gedrückt, gleich groß, das letzte führt an der Wurzel eine nackte Rückenborste. Das Schildchen ist unbewaffnet, der Hinterleib gerandet und die Flügel trägt das Insekt halb offen. Diese Thiere, die man auf Blumen antrifft, haben durch ihre schwarz und gelbbunte Farbenzeichnung viel Ähnlichkeit mit Wespen. Es gehören dahin Chrys. bicinctum (Mulio bicinctus *Fabr.*, Musca bicincta *Linn.*); Chr. arcuatum (Mulio arcuatus *Fabr.*, Musca arcuata *Linn.*) u. a. (*Germar.*)

CHRYSOTUS. Name einer Fliegengattung nach Meigen, aus der Familie Dolichopodes. Ihre Kennzeichen sind: vorgestreckte, dreigliederige Fühler, das dritte Glied tellerförmig, haarig, mit einer abgebogenen haarigen Spitzborste; getrennte Augen und zwei kleine haarige Fäden am Aftergliede des Männchens. Es sind kleine Thiere, die in feuchten Gegenden auf Wiesen und an Hecken vorkommen, gewöhnlich einen goldgrünen oder stahlblauen Körper besitzen und Meigen zählt acht in Europa einheimische Arten auf, unter denen Chrysotus nigripes (Dolichopus nigripes *Fabr.*) die bekannteste ist. (*Germar.*)

CHRYSURUS *Pers.*, eine Grasgattung, die in traubenförmigen, nach einer Seite stehenden Rispen blüht. Zwei vollkommene Ährchen sind von Hüllblättern umgeben. Außerdem sind längere, vielblüthige, fehlschlagende Ährchen da. Der Kelch enthält zwei gegrannte Blüthchen, von denen das eine fehl schlägt. Cynosurus aureus, echinatus *L.*, und elegans *Desf.* gehören dazu. (*Sprengel.*)

1) *Hyg.* Astr. II, 25. 2) *Hyg.* Fr. 120. 3) *Diod.* V, 62. 4) Il. V, 145. 5) *Paus.* X, 7.

*) *Pausan.* VI, 10, 2.

CHTHONIA (*Χθονία*), 1) die Unterirdische, ein Beiname der Hekate und Demeter; — 2) die Tochter des Kolontes in Argos, die dem Vater widersprach, da er sich der Verehrung der Demeter, als sie nach Argolis kam, widersetzte. Der Vater wurde von der zürnenden Göttin mit seinem Hause verbrannt; sie aber wurde von ihr nach Hermione, wo der symbolische Dienst der Demeter uralt war [1]) und der Eingang zur Unterwelt gedacht ward [2]), entführt, wo sie der Demeter einen Tempel weihete, die nun von ihr benannt ward [3]). Umgekehrt erhielt sie von der Erdgöttin als ihre Priesterin von ihr den Namen Chthonia; so wie auch davon das Fest zu Hermione benannt wurde. — 3) Die Tochter des Erechtheus, des Butes Gemahlin, die bei einem Stammkriege um das Priesterthum des Poseidon und der Demeter als ein Opfer den Mächten der Tiefe (Chthonia) fällt, und es der herrschenden Familie erhält [4]). Hygin nennt sie F. 46 Otionia und F. 238 Kolophonia. — 4) Des Phoroneus Tochter, Schwester des Klymenos, die den Tempel der Demeter zu Hermione erbaut haben soll [5]), d. i. Priesterin am Tempel der Erdgöttin war. (*Ricklefs.*)

CHTHONIOS (*Χθόνιος*), 1) ein Beiname mehrer Götter, in sofern sie theils als Lokalgötter verehrt wurden [1]), theils mit der Unterwelt in Berührung standen [2]), z. B. des Zeus, der Römer Dis [3]), des Dionysos Zagreus und Hermes als Nekropompos. — 2) Einer der aus den Zähnen des kastalischen Drachen entsprossenen Sparten, der dem Kadmos Thebä mit bauen half [4]). Apollodor nennt [5]) Nykteus und Lykos seine Söhne, die er aber wieder [6]) andern Angaben folgend, Söhne des Hyrieus und der Klonia nennt. — 3) Poseidons und der Syme Sohn, durch den die Insel Syme besetzt seyn soll [7]). (*Ricklefs.*)

CHUAO, ein Hafen im Bezirke Caracas des columbischen Departements Venezuela, etwa 8¼ Meilen im W. von Caracas. (*Hassel.*)

CHUAPA, 1) ein Fluß in Chile, der die Prov. Coquimbo und Quillota scheidet. Er strömt aus dem Schoße der Anden, wo er unweit des gleichn. Vulkans entspringt, nimmt seine Richtung von O. nach W., nimmt den Illapel zu sich und geht in den Australozean nach einem Laufe von 24 Meilen. — 2) Ein Vulkan in der Cordillera, die Chile von den Plataprovinzen scheidet; er erhebt sich 12 Meilen im NNO. von Aconcogua 31° 35′ südl. Br. 307° 50′ L. (*Hassel.*)

CHUBB (Thomas), ein engländischer Freidenker, Sohn eines armen Malzhändlers in dem kleinen Dorfe East-Harnham, unweit Salisbury, wo er 1679 geboren war. In seinem 14. Jahre kam er zu einem Handschuhmacher in die Lehre, verließ aber diesen wegen seines schwachen Gesichts, und kam darauf zu einem Talghändler nach Salisbury, dem er im Lichtziehen beis
Das Lichtziehen war in der Folge seine eigene Erw
quelle, bis ihn die Unterstützung seiner Freunde un
Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten in den E
setzte, dieser Beschäftigung zu entsagen. Geachtet w
seiner Redlichkeit, Anspruchlosigkeit und Bescheiden
starb er zu Salisbury den 9. Februar 1747 unverh
thet. Er war ein Mann von vielen Talenten, ab
der Erziehung vernachlässigt, hatte im älterlichen H
nur Lesen und Schreiben gelernt, und erst später in
ßestunden durch Lectüre und eigenes Nachdenken s
Geist gebildet. Die gelehrten Sprachen blieben ihm
Lebens unbekannt, aber aus engländischen Schriften
er sich in der Mathematik, Geographie und einigen
dern Wissenschaften viele Kenntnisse gesammelt, auch
saß er eine nicht gemeine Fertigkeit im Ausdruck un
klarer Darstellung seiner Gedanken. Der liebste Ge
stand seines Nachdenkens war ihm die Religion, un
stiftete zu Salisbury eine kleine Gesellschaft, deren
rektor er war, in welcher über religiöse Gegenstände
tersuchungen angestellt wurden. Nicht befriedigt d
den kirchlichen Lehrbegriff, fand er, da es ihm an Ke
niß der alten Welt mangelte, und da er Alles mit
nem schlichten Verstande nach neueren Sitten und
nungen beurtheilte, in den biblischen Vorstellungen
Ungereimtes, Widersprechendes, Unsittliches und G
Unwürdiges. Überhaupt nannte er die Bibel eine e
bige Quelle von Ketzereien und Trennungen, bezwei
die Echtheit und Glaubwürdigkeit unserer Evangelien,
es zwar für wahrscheinlich, daß ein Jesus in der
gelebt, gelehrt und einen auf das Beste der Men
gerichteten Zweck gehabt habe, daß er deßwegen als
göttlicher Gesandter betrachtet werden könne, daß
seine Wunder größten Theils erdichtet oder falsch da
stellt worden seien. Da er alles, was Christus se
wörtlich und buchstäblich verstanden wissen wollte,
fand er an der Moral desselben viel zu tadeln. Be
ders ließ er ihn in der Bergpredigt Lehren vortra
die aller gesunden Vernunft und allen gesellschaftli
Pflichten entgegen sind, und folgerte daraus die U
reimtheit und Schädlichkeit des Christenthums.
Aposteln schrieb er viele Irrthümer zu, die aus dem
denthume herstammen, und den christlichen Morali
gab er Schuld, daß sie die Moral des Evangeliums
schönert, und alle moralischen Aussprüche Jesu, we
ihnen in ihrer eigentlichen Bedeutung keinen vernünfti
Sinn zu haben schienen, in einem uneigentlichen, bi
chen genommen hätten. Von allen Schriften des n
Testaments hielt er nur die Offenbarung Johannes
Gott eingegeben, suchte es aber besonders geltend zu
chen: daß die Vernunft sich selbst genüge. Daß es
bei allem, was er vom Christenthume Gutes und B
sagte, ein rechter Ernst war, und daß er nur se
Überzeugung folgte, leidet keinen Zweifel. Er wollte
Lehre Jesu, nach seiner Versicherung, nicht verdrän
sondern nur reinigen. Die meisten seiner Behaupt
gen, womit er die Bibel und ihre Lehren angriff, wa
von früheren Naturalisten entlehnt, aber Vieles wußt
scheinbarer zu stellen, besser zu entwickeln und zu
knüpfen, und indem er fast keine Frage, die in die W

---

1) *Creuzers* Symbolik Th. IV. S. 46. 2) *Eustath.* ad Il. p. 286; *Paus.* II, 35. 3) *Paus.* l. c. 4) *Apollod.* III, 15, 1 und 4; Schol. in *Eurip.* Phoen. 861. 5) *Paus.* II, 35.

1) Schol. in *Eurip.* Hec. 70, vgl. *Cuperi* Observ. I, 12. 2) *Hermann* in *Eurip.* Hec. 70. 3) Vgl. *Creuzers* Symbolik. Th. IV, S. 179 ff. 4) *Paus.* IX, 5; *Hyg.* Fr. 178. 5) III, 5, 9. 6) III, 10, 1. 7) *Diod.* V, 53.

digung des Christenthums eingriff, unberührt ließ, beantwortete er fast keine ohne ungünstige Vorurtheile. Seinem eigenen Systeme fehlte es aber sehr an Ordnung, Zusammenhang und Consequenz, ja es schien zuweilen, er habe selbst nicht recht gewußt, was er gewollt, und sei bald ein Socinianer, bald ein Arianer, bald ein halber Quaker, die er doch bestritten, bald ein Inspirirter und bald ein Naturalist und grober Freigeist gewesen, die er ebenfalls häufig zu widerlegen sich bemühte. So nahm er z. B. bald einen künftigen Vergeltungszustand an, bald schränkte er denselben nur auf diejenigen Menschen ein, welche in dieser Welt hohe Würden bekleiden, und vorzüglich viel Gutes oder Böses gethan haben; bald hielt er es aber noch für ungewiß, ob nicht die Sele ein Theil des Körpers sei, und zugleich mit demselben auf immer untergehe. Unter allen früheren Freidenkern hat er die meisten Schriften hinterlassen. Zuerst schrieb er: The supremacy of the father assected or eight arguments from scripture etc. Lond. 1715. 8., worin er den Vorzug des Vaters vor dem Sohne, der sein Wesen, Daseyn, seine Gaben rc. vom Vater erhalten habe und durch ihn seine Gewalt besitze, zu beweisen sucht, und zugleich die Vorwürfe ablehnt, daß er als ein der Grundsprachen unkundiger Laie die Reinigkeit der Lehre nicht wiederherstellen könne. Der Beifall, der ihm, als einem Ungelehrten, gezollt wurde, verlockte ihn, auf dem einmal betretenen Wege fortzuwandeln, und eine Reihe von Abhandlungen herauszugeben, worin er sich bald als einen betriebsamen Ankläger des Christenthums bewies. Sie wurden zusammen gedruckt unter dem Titel: Collection of tracts written on various subjects. Lond. 1730. 4.; 1746. Vol. II. 8. [1]). Durch verstärkte Angriffe auf die Hauptlehren des Christenthums zeichnete sich unter seinen fernern Schriften diejenige aus, welche unter dem Titel erschien: The true gospel of Jesus Christ asserted, wherein is shewn, what is and what is not that gospel etc. Lond. 1738. 8. Er entwickelte darin, nach seiner Ansicht, den wahren Inhalt des Evangeliums, und bestritt die Göttlichkeit der heil. Schrift, der Geheimnisse und der Wunder Christus. Gegen das Ende seines Lebens bereute er seine kühnen Angriffe auf das Christenthum, und verordnete die Unterdrückung seiner noch ungedruckten Schriften [2]). Sein Wille blieb aber unbefolgt, denn es erschienen nach seinem Tode The posthumous works of Th. Chubb. Lond. 1748. Vol. II. 8., welche gerade die härtesten Äußerungen, Verunglimpfungen und Verdrehungen der Bibel und des Christenthums enthalten. Unter andern bestreitet er darin die Nothwendigkeit des göttlichen Beistandes zum Guten, die Dreieinigkeit, die Theokratie, die Nothwendigkeit zu beten, die Unsterblichkeit der Sele, die Auferstehung Jesu, die Beweiskraft der Wunder rc. und widerspricht öfters seinen früheren Behauptungen. Einige seiner Schriften wurden auch ins Französische übersetzt [3]). (*Baur.*)

CHUCUYTO, ein Distrikt, der zu der Peruprov. Elcosao gehört, er breitet sich im SW. des großen See Titicaca aus, hat etwa 16½ Meile Länge, 12 M. Breite, zählt 30,000 Einw. und ist weniger reich an Vegetabilien, als an Silber, Gold und andern Metallen, auch besitzt er große Weiden mit ansehnlichen Viehherden. Die gleichn. Hauptstadt liegt im S. von Puno, hart am westlichen Ufer des See Titicaca, der nach ihr auch wol der See von Chucuyto heißt, und hat gegen 4000 Einwohner, die Tapeten, Decken und Ponchos (ein Art Mantel) fabriziren und schön in Vigogne färben. (*Hassel.*)

CHUDLEIGH, Marktfl. in der engl. Shire Devon an der Straße von Exeter nach Plymouth, hat 1832 Einw. und Wollenzeugweberei. (*Hassel.*)

CHUDLEIGH (Lady Mary), eine geborene Lee von Winslade in Devonshire, und verheirathet mit Sir George Chudleigh Baronet von Ashton in derselben Grafschaft, lebte von 1656 bis 1710, wo sie auf dem genannten Schlosse ihres Gemahls nach langer Kränklichkeit starb. Sie war eine Frau von ehrwürdigem Charakter, schöner Bildung und reichen Kenntnissen, die sich sogar über die Philosophie verbreiteten. Unter ihren zahlreichen Schriften in Prosa und Versen, von denen mehre ungedruckt sind, nennen wir: The Ladies Defence or the Bride-Woman's Counsellor answerd, a Poem in a Dialogue between Sir John Brute, Sir William Loveall, Melissa and a Parson. Auch mit andern Arbeiten der Verf. 1722. Noch geschätzter sind die Essays upon several subjects in prose and verse. London 1710. 8. *). (*W. Müller.*)

CHUKA, Stadt in dem State Butan in Hochasien (Br. 27° 20′ L. 107° 6′) am Tchintschieu, worüber Turner eine merkwürdige Brücke fand, besteht nur aus ein Paar Häusern, und hat über sich eine Festung. (*Hassel.*)

CHULILAN-CUNI, ein Indianerstamm, der, wenig zahlreich, in Patagonia an den Quellen des Camarones und zwischen diesem und dem Flusse San Jorge wohnt. (*Hassel.*)

CHULM oder ZACHULM, ursprünglich ein altes kroatisches Herzogthum in Dalmatien, welches der serbische König Neemon an seinen Bruder Konstantin abtrat

1) Selbst Pope fand sich von der Lectüre dieser Werke so angezogen, daß er bei dieser Gelegenheit an seinen Freund Gay schrieb: „Haben Sie Herrn Chubb, diese außerordentliche Erscheinung der Grafschaft Wilt, gesehen? Ich habe sein Buch vom Anfang bis zu Ende gelesen, und die Talente des Verfassers bewundert, ob ich gleich seinen Meinungen nicht überall beistimmen kann." 2) *Harwoods* life and character of Jesus Christ, Lond. 1772. p. 71.

3) Sein Leben bei s. posth. works. Schmersahls Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. 1. Bd. 515. Bibliotheque raisonné T. IV. 233. T. XXXVIII. P. II. 237. Biogr. britann. Lond. 1766. fol. Suppl. Trinius Freidenker-Lex. von Einem Ketzer-Lex. — Von seinen Schriften s. Leland's Abriß deistischer Schriften 1. Bd. 392—498. *Walch* bibl. theol. T. I. 767. Baumgartens Nachricht von einer hall. Bibl. 5. Bd. 52. 125. 136. 142. 148. 156. 163. 193. 202. 211. Ebend. Nachr. von merkw. Büchern, 1. Bd. 333. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 6. Bd. 208. Henke's Kircheng. d. 18. Jahrh. 2. Bd. 75. Schlegels Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 1. Bd. 318. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 429. 597. Von seinen vielen Gegnern in und außer Engl. s. Kraft's theol. Bibl. 3. Bd. 840 und Trinius a. a. O. 138.

*) Biogr. brit. T. III. *Cibber's* Lives III. S. 177.

[illegible]. Nach Konstantin's Tode kam Chulm als eine Herrschaft an Miroslaws (Bruders des Konstantin) Sohn Andreas, welcher aber einen beträchtlichen Theil von diesem Lande und von andern kroatisch-dalmatischen Besitzungen an den ungrischen Herzog Andreas verlor *), der nach 11[illegible] den Titel eines Herzogs von Chulm annahm. Die Gemahlin des ungrischen Königs Ludwig I. oder Großen, eine bosnische Prinzessin erhielt die Grafschaft Chulm als Brautschatz und so gelangte Chulm an Ungarn. (*Rumy.*)

CHUMBA, eine Rajaschaft in Kubistan der Hindustanprov. Lahore an beiden Seiten des Ravi und durch ein Vorgebirge Parrigat vom Himalih geschieden; ein gebirgiges kaltes Land, dessen Raja den Sickhs tributär ist und in einer gleichnamigen Hauptstadt wohnen soll. (*Hassel.*)

CHUMBIVILCAS, ein Distrikt der Peruprovinz Cuzco, mit 16,000 Einw., der verarmt ist, seitdem die Gold- und Silberminen eingegangen sind; doch besitzt er etwas Ackerbau, vortreffliche Weiden, und die Einwohner verfertigen vieles Landtuch. Der Hauptort ist Velilla. (*Hassel.*)

CHUMBUL, ein beträchtlicher Fluß in der Hindustanpr. Malwah, welcher nahe bei den Ruinen von Muedu zum Vorscheine kommt, sich nach NO. wendet, bei Kotah vorbei geht und nach einem Laufe von 88 Meilen in die Jumna mündet. Er scheidet zum Theil das Gebiet der Briten von dem des Maha Raja Sindia, und ist nach Rennel der Sambus des Arrian. (*Hassel.*)

CHUMEAS, CHOOMEAS, ein hindusscher Volksstamm, welcher die vordere Reihe der Gebirge Chittagongs in der brit. Prov. Bengalen bewohnt; ein roher, wilder Menschenschlag, der zwar in Dörfern Chooms hauset, aber nicht gern länger als ein paar Jahr darin aushält, sondern andere Gegenden aufsucht, wo er seine Herden weiden kann; er treibt nur einen geringen Ackerbau und redet einen besondern Hindudialekt. (*Hassel.*)

CHUMLEIGH, Marktflecken in der engl. Shire Devon am Dart, hat 1340 Einw., die 1 Wochenmarkt halten. (*Hassel.*)

CHUMPANIR, ein Distrikt der Hindustanpr. Guzurate, der zwischen den Flüssen Nerbuddah, Mhye und Anas und der Prov. Malwah belegen, gut bewässert und bevölkert und von kleinen Rajas, die theils den Briten, theils dem Maha Raja Holkar tributär sind, beherrscht ist. Einer der Vornehmsten darunter ist der Raja von Chumpanir, der in der gleichn. Stadt von 400 Häus. residirt und ein Vasall Holkars ist. (*Hassel.*)

CHUNAR, Stadt und verfallene Festung auf einem freistehenden Felsen am Ganges im Distr. Mirzapur der brit. Prov. Allahabad; sie unterhält einigen Handel. Es sind hier große Steinbrüche und verschiedene merkwürdige moslemimische Gräber. (*Hassel.*)

CHUNCHOS, einer der zahlreichsten Indianerstämme, die den Boden Perus bewohnen. Sie haben ihre Wohnsitze im N. der Prov. Cusco zwischen den Quellenströmen der Marañon, dem Beni, Inambari und Pitcomayo, gehören zu den Indios barbaros und werden von den spanischen Peruanern wegen ihrer Wildheit und Freiheitsliebe gefürchtet, so daß verschiedene Forts an den Gränzen von Cusco zu ihrer Bewachung vorgerichtet sind; durch sie wurde vorzüglich der blutige Krieg von 1742 angefacht, der erst nach vielem Blutvergießen geendigt werden konnte. Die Chunchos leben meistens in Dörfern, ein Theil aber auch wild in Gebirgen und Wäldern; an der Spitze des Stammes steht ein Cazike, der sich Chuncho nennt, und von den Incas von Peru abstammen will. (*Hassel.*)

Chuncoa Juss., s. Gimbernatia R. et P.

CHUNDAIL, ein Distrikt der Dekanprov. Gundwana, vom Sone und Boker begränzt und von Radsbuten und Karrwas bewohnt. Er ist unter 2 Rajas vertheilt, dem von Chundail und dem von Burdi, die beide den Briten zinsbar sind. (*Hassel.*)

Chuni, s. Pseudo Awaren u. a. Art.

CHUPPARAH, Stadt in dem Distrikt Gurrah der brit. Prov. Gundwana auf Decan. Sie liegt Br. 22° 22′ L. 97° 36′ an der Beingunga, ist gut gebauet und enthält etwa 1200 Häus. mit 7000 Einw., meistens Afghanen, die die größten Eisenwerke in ganz Hindustan unterhalten. Das Material wird in der Umgegend gewonnen. (*Hassel.*)

CHUPRAH, Hauptstadt des Distrikts Sarun in der brit. Prov. Bahar, nur ½ Meile vom Ganges (Br. 25° 46′ L. 102° 20′), ist auf indische Art gebauet, und zählt 43,500 Einw., die erhebliche Salpetersiedereien und Handel mit Nepaul unterhalten. (*Hassel.*)

CHUQUIBAMBA, eine Villa der Peruprov. Arequipa am Rio Mages, 6¼ Meilen im NW. von Arequipa, der Hauptort des partido oder Distrikt von Condeseyos. (*Hassel.*)

Chuquiragua Juss., s. Joannea W.

CHUQUISACA, die Hauptstadt des Boliviadep. Chuquisaca und gegenwärtig auch des ganzen Stats, der Sitz von dessen Centralregirung, Oberbehörden und gesetzgebender Versammlung. Sie liegt südl. Br. 19° 30′ L. 310° 54′ in einer reichen fruchtbaren Gegend in dem lachenden Thale des Cachimayo, ist regelmäßig gebauet, hat aber wegen der Erdbeben bloß einstöckige Häuser, bis auf den Marktplatz, der mit schönen, zweistöckigen Häusern umgeben ist, hat 1 Cathedrale, 7 Klöster mit eben so vielen Kirchen, 1 Pfarrkirche, 1 Hospital, über 2000 Häus. und etwa 15,000 Einw., theils Kreolen, theils Indianer und Mestizen von allen Klassen, die sich von einigen Gewerben, einem kleinen Handel, mehr aber noch vom Land- und Bergbau nähren. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, dem die sämmtlichen übrigen Bischöfe von Bolivia und auch die der Plataſtaten untergeordnet sind, und einer dem heil. Franz Xaver geweiheten Universität, die freilich bis jetzt in einer elenden Verfassung ist. Die Stadt liegt hoch und die Luft ist daher sanft und angenehm, die Umgebungen höchst fruchtbar und mit Fruchtgärten bedeckt, worin man alles Obst von

---

*) Des Andreas Sohn Peter büßte noch Mehreres von Chulm an die Bürger von Spalato, an seinen Vetter, den König Stephan und an den Ban von Bosnien ein, und nach seinem Tode (1234) verloren seine Söhne und Enkel den letzten Überrest an die Bosnier.

Europa zieht, aber Wasser ist selten, weil der Chilcomayo doch fast 1½ Meile entfernt fließt, der Quellen wenige sind, und kein Kanal bis jetzt die Einwohner mit Wasser versorgt. — Pizarro, als er 1538 in diese Gegenden kam, fand hier die beträchtliche Indianerstadt Chuquisica: einer seiner Hauptleute Pedro Anzures entwarf in demselben Jahre den Plan zu Anlegung dieser spanischen Stadt, die er, weil die reiche Silbermine Porco in der Nähe war, la Plata nannte; der neue Name hat indeß bei der Errichtung des Stats Bolivia dem ältern weichen müssen. Die Europäer nannten sie auch wol Charcas, weil sie der Hauptort der gleichnamigen Intendanz war und die päpstliche Curie das Erzbisthum danach benannt hatte. (*Hassel.*)

CHUR (latein. Curia Rhaetorum, französisch Coire, romanisch Coira), der Hauptort des eidgenössischen Standes Graubündten, insbesondere aber des Gotteshausbundes und des gleichnamigen Hochgerichts, zu welchem noch Araschgen, Maffans (Malsauns) und das Lürlibad gehören. Er liegt nach Roesch [1]) 27° 10′ 55″ d. L. und 46° 50′ 35″ d. B., am Fuße der Schalfiker- und Churwalderberge in einem fruchtbaren, nur gegen SW. und N. offenen Thale, an der wilden Plessur (Plasura), die sich ½ St. weiter in den Rhein ergießt. Diese Lage macht, daß der südliche Theil im Winter nur von 11 bis 1 Uhr von der Sonne beschienen wird. Die mit Graben und Mauern umgebene Stadt ist eng und finster zusammen gebaut, hat krumme und unsaubere Straßen, doch mehre steinerne Röhrbrunnen. Der obere oder östliche Theil bildet den so genannten bischöflichen Hof (la Cuort) mit eigenen Ringmauern und Thoren. Er begreift die aus dem 8 Jahrh. stammende Domkirche mit merkwürdigen Grabmälern, die Residenz des Bischofs, mehre Domherrncurien, Dienstwohnungen von Stiftsbeamten, ein Kapuzinerhospiz, das bischöfliche Seminar und das vormalige, jetzt in eine katholische Kantonschule verwandelte Prämonstratenserkloster St. Luzi [2]). In der tiefer liegenden Stadt sind sehenswerth die drei reformirten Kirchen, zumal die Hauptkirche zu St. Martin mit einem hohen Thurme; das Regirungsgebäude, worin das feuerfeste Statsarchiv (Archiv Gemeiner Lande), das Rathhaus, worin die Stadtbibliothek enthalten ist und Erdgeschosse zur Niederlage der durchgehenden Kaufmannsgüter dienend; die reformirte Kantonschule mit einer Bibliothek; die Stadtschule; das Kornhaus, vor welchem zweimal die Woche ein Kornmarkt gehalten wird; die Getreide- und Sägemühlen, die durch Kanäle in Bewegung gesetzt werden, die aus der Plessur abgeleitet sind; die Freimaurerloge zur Freiheit und Eintracht; das Casino und mehre, mit naturhistorischen oder Kunstsammlungen oder Gartenanlagen geschmückte Privatgebäude. Darunter zeichnen sich die von Salis'schen aus. Die Armen- und Krankenanstalten lassen noch Manches zu wünschen übrig. Im J. 1823 betrug die Einwohnerzahl der Stadt mit ihrem Gebiete und dem bischöflichen Hofe 4567 Selen, worunter 1342 bürgerliche Einwohner, 2422 Beisassen, 803 Dienstboten und Fremde. Sie bewohnen 248 Gebäude in, und 205 Gebäude außer der Stadt, zusammen 453 Häuser [3]). Lebenslust, Gutmüthigkeit und Regsamkeit sind ihnen eigenthümlich. Das erste legen sie an den Tag durch ihren Geschmack an den Tafelfreuden und, nach einem scharfsinnigen Beobachter, in einer gewissen Schaustellung von Pracht [4]); das zweite ist ein gemeinschaftlicher Zug in dem Charakter aller Bergbewohner; das letzte endlich wird durch den von ihnen betriebenen Landbau und Viehzucht, ganz besonders aber durch beträchtliche Commissions-, Speditions- und Wechselgeschäfte nach Teutschland und Italien bethätigt. Auch sind neuerlich eine Fabrik für Bleischrot und eine für Zinkblech angelegt, zur Verarbeitung zweier in den graubündtnerischen Bergwerken gewonnener Metalle [5]). Die Bürgerschaft ist ganz reformirt und hat eine eigene Verfassung [6]), mit dem ihr vom Kaiser Friedrich III. verliehenen Münzrechte [7]). Daß Chur der Sitz der Kantonalbehörden ist, geht schon aus den vorstehenden Angaben hervor. Daselbst wird auch der Bundestag gehalten. Endlich versammelt sich hier die ökonomische Gesellschaft, welche durch die Herausgabe einer gemeinnützigen Zeitschrift [8]) um ganz Graubündten sich bleibende Verdienste erworben hat.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Chur, Bisthum, s. am Ende des Buchst. C.

CHURCHILL, 1) einer der größten Flüsse des nördlichen Amerika. Sein Quellenfluß, der Biber, kommt mitten im westlichen Binnenlande an einem Landrücken, welcher vom Felsengebirge sich nach NO. erstreckt, und dem Bibersee etwa unter 54° 40′ Br. und 257° 30′ L. zum Vorscheine und fließt Anfangs nach O. und dann nach NO., wo er sich in den Kreuzsee wirft und aus diesem in den schwarzen Bärensee abfließt. Aus letztrem kommt er unter dem indianischen Namen Missinippi, der jetzt dem britischen Churchill weichen müssen, wieder zum Vorscheine, strömt nach O. und macht den Kettlekatarakt. Bei Nelsonhouse wendet er sich nach NO., durchströmt den Granville- und dann den Bigsee, und geht dann in 2 Armen in das Hudsonsmeer. Der westliche dieser Arme, der Seal, geht nach W. und fällt westwärts vom Fort Churchill in dieses Meer, der östl. aber theilt sich in 2 Äste, wovon der Pauk a Thakus Kaw zwischen dem Seal und Churchill, der eigentliche Chur-

---

1) S. trigonometrische Aufnahme des Thals von St. Luziensteig bis Chur von M. J. G. Roesch in der Alpina IV. S. 27. 2) Über dessen Ursprung s. Conservateur Suisse I. p. 129.

3) J. J. Gubler's Beiträge zu einer medizinischen Topographie von Chur, der Hauptstadt von Graubündten (Tübingen 1824. 8.) 4) S. G. Bürde's Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise durch einen Theil der Schweiz (Breslau 1785) S. 92. 5) K. Kasthofer's Bemerkungen auf einer Alpenreise u. s. w. (Aarau 1822) S. 170. 6) S. „Regirungsform der Stadt Chur" in schweizer. Museum IIIter Jahrgang 6ter Heft S. 535. — v. Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte VI. Nr. 2038, 2039. 7) v. Haller's schweizerisches Münz- und Medaillenkabinet (Bern 1781) II. S. 179. 8) Deren Titel ist: Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten. Sechs Jahrgänge. Chur 1779 — 1784 und Der neue Sammler; ein gemeinnütziges Archiv für Bündten. Sieben Jahrgänge. Chur 1804 — 1812. 8.

chill aber, welcher mehre Stromschnellen macht, und den kleinen Biber- und den kl. Ch. mit sich vereinigt, bei Fort Churchill selbst sich einmündet. Der untere Theil des Stroms, der eine der Straßen der Hudsonspelzhändler ausmacht, ist ziemlich bekannt, aber über den obern Lauf, ehe er aus dem schwarzen Bärensee tritt, herrschen noch manche Zweifel; wir haben den Fluß nach Arrowsmiths Karten niedergelegt. — 2) Ein Fort der Hudsonsbaigesellschaft im nördlichen Departemente von Neusüdwales an der Mündung des Churchill, der sich unweit davon bei Kap Mary in das Hudsonsmeer ergießt, unter 58° 57′ 32″ Br. und 283° 22′ L. Es ist von Steinen erbaut, und enthält die Wohngebäude der Beamten und die Magazine, im Vierecke gebaut und mit Pallisaden, 20 Fuß hoch, umgeben. Die Faktorei wird vorzüglich von Eskimos besucht, die Pelzwerk, Häute, Fischbein, Thran und Vogelfedern zum Austauschen bringen. Der Hafen in der Mündung des Flusses nimmt Schiffe von beträchtlicher Größe auf. (*Hassel.*)

CHURCHILL (Charles), einer der berühmtesten engländischen Satiriker, war 1731 zu Westminster geboren, wo sein Vater eine Predigerstelle an der Kirche S. John's bekleidete. Er besuchte die Westminsterschule und sollte zu Oxford Theologie studiren. Aber sein lebhafter Geist widerstrebte einem mit strenger Ordnung und anhaltendem Fleiße durchzuführenden Kursus, und so verließ er plötzlich die Universität, ging nach London und verheirathete sich. Sein Vater, so unzufrieden er auch mit diesem unüberlegten Schritte seines Sohnes seyn mußte, nahm dennoch bei dringender Noth das junge Paar in sein Haus auf, und der Neuvermählte studirte noch ein wenig Theologie zu Sunderland im nördlichen England, wurde ordinirt und erhielt eine und eine zweite sehr mittelmäßige Pfarrstelle. Nach dem Tode seines Vaters 1758 folgte er diesem in S. John's nach und führte sich eine Zeit lang seinem Stande angemessen auf, seinen gesteigerten Bedürfnissen durch Unterrichtgeben zu Hilfe kommend. Aber in der Folge rissen ihn sein unruhiger Geist und seine Neigung, Aufsehn zu erregen, zu seltsamen Verirrungen fort: er ließ sich in Handelsgeschäfte ein, machte Schulden und wurde nur durch die Großmuth eines Freundes aus den Händen seiner Gläubiger gerettet. So erhielt er sich noch in seinem Amte und fing nun an, Satiren zu schreiben. Sein erstes Werk war die Rosciade, worin er zunächst gegen die ausgeartete Schauspielkunst seiner Zeit zu Felde zog, und fast nur den einen Garrick ungegeißelt ließ. Sie erschien 1761 ohne des Verfassers Namen und wurde vielen berühmten Geistern der Hauptstadt zugeschrieben. Da bekannte sich Churchill in einer Apology, welche er dem Gedicht nachschickte, selbst dazu, und machte sich allgemein berühmt und furchtbar. Denn in dieser Apology war nicht einmal Garrick geschont, und unter den kritischen Erwiederungen auf die Rezensionen seiner Rosciade, ließ er sich sogar zu Ausfoderungen gegen Fielding und Smollet hinreißen. Die glänzenden Erfolge dieser ersten Versuche machten Churchill übermüthig und ausgelassen. Er glaubte sich über jede Censur erhaben, und als seine geistlichen Vorgesetzten ihm ihre Mißbilligung seines Lebenswandels zu erkennen gaben, legte er seine Stelle nieder, der öffentlichen Meinung Trotz bietend und sich selbst Mann genug achtend, um der ganzen Welt die Spitze zu bieten. In solcher Gesinnung schrieb er sein Gedicht The Night, an seinen Freund Robert Lloyd gerichtet. Nächst diesem hielt er zumeist mit Colman und Thornton zusammen, ohne daß jedoch irgend einer seiner Vertrautesten vermocht hätte, auf die Zügellosigkeit seiner Aufführung zu wirken. Sein Stolz und seine Eitelkeiten hielten immer gleichen Schritt mit seiner leidenschaftlichen Unbesonnenheit, welche ihn auch zu politischen Verirrungen fortzog. Dahin gehört seine Verbindung mit dem wilden Demagogen Wilkes, welcher von ihm wie ein Götze angebetet wurde und dessen patriotische Wuth aus vielen seiner Gedichte zurück tönt. Aber Churchill erreichte dennoch dadurch das, was er beabsichtigte: er wurde berühmt und berüchtigt, verschrien und gepriesen, angestaunt und gefürchtet. Ein Spottgedicht auf die Schotten, welche er bis zum Lächerlichen haßte, The Prophecy of Famine, erregte besonders, wie das bei Parteiwerken zu geschehen pflegt, unmäßiges Aufsehn, und der Dichter, berauscht von seinem Preise, warf allmälig immer mehr alle Rücksichten auf jede andre, als nur poetische Ehre, von sich ab. Er ließ sich von seiner Frau scheiden, verführte die Tochter eines Kaufmanns in Westminster und ergab sich den Ausschweifungen der Liebe und des Trunkes, bis zum öffentlichen Ärgerniß. Endlich führten seine Verhältnisse mit Wilkes die Katastrophe dieses wilden Lebens herbei. Er sollte wegen politischer Vergehen eingezogen werden, rettete sich aber durch ein Versteck, und nachdem Wilkes sich nach Frankreich geflüchtet hatte, begab er sich zu diesem und wurde bald nach seiner Ankunft in Boulogne, wo die beiden Freunde zusammen trafen, von einem Fleckfieber befallen, welches ihn im Herbst 1764 von der Welt raffte.

Churchill's literarischer Charakter ist abhängig von seinem moralischen. Seiner Satire, mag sie moralisch oder politisch seyn, fehlen Adel der Sele und Würde des Charakters, zwei Unterlagen, ohne welche jede Satire nur Pasquill ist. Sein Eifer für Tugend und Vaterland ist, wenn auch nicht durchaus unwahr und gemacht, doch über den Punkt gesteigert, auf welchen seine Natur sich mit ihrem Gefühl und ihrer Erkenntniß erheben konnte. Seine Satire ist fast immer persönlich, sei es nun in Bezug auf ihn selbst oder auf die zu züchtigenden Personen, und das Allgemeine derselben ist meisten Theils oberflächlich und matt. Ein solcher Satiriker kann nicht als Juvenal von England gelten, wozu Einige seiner Lobredner ihn gern machen möchten. Dagegen nennt der strenge Samuel Johnson ihn einen Narren. Churchill's poetisches Talent läßt sich indessen auch auf dem verfehlten Wege seiner Satire nicht verkennen, deren Lebendigkeit, Feuer, Schärfe und Bitterkeit eine eigenthümliche Farbe und Form an sich tragen, die sich nur zuweilen bis zum Unkenntlichen mit deklamatorischem Pompe überkleiden: die Ungleichheit aller seiner Werke erklärt sich genugsam durch sein Leben, und manche Stellen derselben soll er in Trunkenheit geschrieben haben. Außer den schon genannten Gedichten von Churchill führen wir an: The Ghost, eine Satire gegen den Aber-

glauben, in welcher Spott und leidenschaftlicher Ernst ziemlich glücklich gemischt sind. Epistle to Hogarth, auf Veranlassung einer Karikatur Wilkes, welche Churchill aus Hogarth's Freunde zu dessen heftigem Feinde machte. Jener soll sich die Satire sehr zu Herzen genommen haben, so daß man sogar erzählt, er sei aus Gram darüber gestorben. The Conference, merkwürdig durch eine Stelle, in welcher sich sein reuiges Gefühl über die Verführung jenes Mädchens von Westminster ausspricht. The Duellist, matt. Gotham, glücklich in der Erfindung eines seltsamen Königreiches. Die Ausgaben der einzelen Gedichte Churchill's übergehen wir. Ein Jahr vor seinem Tode erschienen Poems by C. Churchill. London 1763. 4. (Nicht vollständig). Works. London 1774. III. 8. Poet. Works, with explanatory Notes and an authentic account of the Life of the author. Lond. 1804. II. 8. *).

(*W. Müller.*)

Churchill, J., s. Marlborough.

CHURCHYARD (Thomas), ein engländischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., war aus Shrewsbury gebürtig und widmete sein Leben den Wissenschaften und den Waffen, theils den Ansprüchen seiner Geburt, theils seinen Geistesgaben, die er durch eine gute Erziehung ausgebildet hatte, folgend. Lange Zeit bekleidete er eine Hausbeamtenstelle bei dem Lord Surry; nach dem Tode dieses Herrn aber ging er in den Krieg, focht in mehren Schlachten und empfing einige Wunden. Aus der Gefangenschaft kauften ihn 2 mitleidige Frauen los, aber nichts desto weniger kehrte er mißvergnügt und traurig heim. Er klagt über unbelohntes Verdienst, Mangel an Gönnerschaft, und vorzüglich über die Härte seiner Herrinnen, denen er zu arm gewesen zu seyn scheint; denn seine väterliche Erbschaft hatte er in früher Jugend verpraßt. Wahrscheinlich starb Churchyard im 11ten Jahre der Regirung der Königin Elisabeth, um 1570.

Seine Gedichte, theils Gelegenheitsstücke, theils lyrisch, theils didaktisch, theils auch geschichtlich und erzählend, sind von sehr ungleichem Werthe. In den besten erscheint er als ein geistreicher Kopf, und seine Sprache und Verse sind rein und wohlklingend. Jane Shore, mistress to King Edward IV., wird für das gelungenste derselben gehalten. Eine Sammlung seiner Schriften, die früher einzeln gedruckt worden waren, führt den Titel: Churchyard's Chip. London 1775. 4. Außerdem führt Cibber von ihm an: The Tragedy of Thomas Mowbray, Duke of Norfolk, ohne zu bemerken, ob dieß Gedicht gedruckt erschienen ist †).

(*W. Müller.*)

CHURN, kleiner Fluß in England in Gloucestershire, welcher auf den Coltwood Hügeln entspringt und ½ M. von Cheltenham in die Thames fließt. (*Hassel.*)

CHURWALDEN (Vallis Corvantiana), ein wildes, aber wiesenreiches Thal, in dem schweizerischen Kanton Graubündten, dessen Einwohner sich im J. 1649 von Östreich loskauften. Sie reden teutsch, haben ein eigenes Gericht, welches aus einem Landammann und 14 Geschwornen besteht und gehören zum Hochgericht Bellfort im Zehngerichtenbunde. Ihre zerstreut liegenden Wohnungen und Höfe bilden außer mehren einzelen Nachbarschaften vier Pfarrdörfer, worunter Churwalde (Corvantium), ein paritätisches Dorf an der Landstraße von Chur nach Chiavenna. Die katholischen und reformirten Einwohner leben in musterhafter Eintracht mit einander, feiern beide ihre Feste nach dem alten julianischen Kalender und bedienen sich gemeinschaftlich der noch vorhandenen alten Kirche. Diese Kirche trennte ehemals zwei Klöster, deren Überreste noch sichtbar sind. Das eine war mit Nonnen besetzt, deren zügellose Lebensart den Freiherrn Donat von Vatz, der Grausame genannt, veranlaßte, es einzuäschern. Das andere hatten Prämonstratensermönche inne und brannte 1472 ab. Es war von Rudolph von Rothenbrunn um das Jahr 1160, nach Andern 1167 gestiftet *).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHUSIT. Unter diesem Namen beschreiben Saussure, Brongniart u. A. ein Mineral von grünlich gelber Farbe, durchscheinend, weich und leicht zersprengbar, das vor dem Löthrohre zu einem gelblichweißen Email schmilzt. Es findet sich bei Limburg im Breisgau in den Höhlungen eines porphyrartigen Basaltes und dürfte ein veränderter körniger Chrysolith seyn. (*Germar.*)

CHUTA NAGPUR, eine Zemindary in dem Distrikt Ramghur der brit. Prov. Bahar in Hindustan, ein gebirgiges waldiges Land am Sunk, das einen von den Briten abhängigen Raja hat, dessen Einkünfte auf 160,000 Rupien geschätzt werden. Die Hauptstadt ist Burwa. (*Hassel.*)

Chwalescier, Chwalinen, Walaken, s. Polowzen.

CHWALINSK, seit 1780 eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Saratow am rechten Ufer der Wolga, 25 Meilen von Saratow, mit 245 Wohnhäusern, 2 Kirchen und 1500 Einwohnern, welche theils Landwirthschaft treiben, theils mit Landesprodukten handeln. Die Kaufleute kaufen meistens Getreide auf und verhandeln es wieder nach Astrachan. Von der Nordseite ist die Stadt mit Bergen umgeben, so wie auch ihr Kreis großen Theils bergig ist. Die Striche an der Wolga sind zum Theil Steppenland, auf der Nordostseite aber haben sie Waldung. Der übrige schwarze Boden bringt Getreide in Überfluß hervor. (*J. C. Petri.*)

CHYLUS, Speise-, Nahrungs- oder so gen. Milchsaft, eine durch den Saft der Bauchspeicheldrüse und die Galle aus dem Speisebrei (s. Chymus) geschiedene Flüssigkeit, die, wenn gleich bei den Säugthieren von Milchfarbe und Consistenz, doch von der Thiermilch wesentlich abweicht, weil sie keinen Milchzucker enthält.

---

*) *Campbell's* Specimens. VI. 1 sq. Biogr. univ. Bouterwek's Geschichte der engl. Poesie und Beredsamkeit II. S. 340 ff.

†) *Cibber's* Lives etc. I. 63 sq.

*) S. „Geschichte des Klosters Churwalden im Zehn Gerichten-Bunde gelegen" von H. L. Lehmann in schweiz. Museum. Jahrgang IV. S. 1. und 81. — v. Haller's Bibliothek der schweizer. Geschichte III. Nr. 1268 — 1271. — „Nachrichten über das Geschlecht deren von Vaz" im schweizer. Geschichtforscher. Bern 1813. I. S. 250 u. 468.

schwimmende Ölkügelchen. Bei der trocknen Destillation gibt er zuerst eine mit kohlens. Ammonium gemischte Flüssigkeit, und darauf ein zähes, schweres Fettöl, von beiden mehr, als jener aus Pflanzenkost, aber sein Rückstand weniger Kohle. Eisen ist darin mit Salzen und kohliger Substanz verbunden. Gallerte fehlt ganz. — Brande [2]) fand den reinen Menschenchylus ganz undurchsichtig und weiß, ohne Geruch und von schwach salzigem, etwas süßlichem Geschmack, von sehr veränderlicher Dichtheit, und nach etwa 10 Minuten gelatinisirt. Binnen 24 Stunden schied er sich in sein Coagulum und Serum, wie das Blut. Ersteres soll dem Käsestoff der Milch ähnlicher, als dem Blutfaserstoffe seyn. Ätz- und kohlens. Kalien lösen es schnell auf; aus dieser Auflösung wird von den Säuren eine Substanz abgesondert, die zwischen Fett und Eiweiß mitten inne steht. Alkohol und Äther lösen davon mehr auf, was dem Wallrath gleicht. Der Rückstand ist geronnener Eiweißstoff. Schwefelsäure, mit gleich viel Wasser verdünnt, löst das Coagul. sehr leicht auf, aber Kalien schlagen daraus nichts nieder, wenn dabei Wärme angewandt, und nur wenig Coagul. aufgenommen worden war. Salpetersäure (1), mit 3 Wasser verdünnt, löst einen Theil des Coagul. auf, und der Rückstand soll sich wie Gallerte zeigen. Salzsäure, mit gleich viel oder noch mehr Wasser verdünnt, löst das Coagul. leicht auf, aber Kalien fällen ebenfalls daraus nichts. Essig- oder Oxalsäure über dem Coagul. siedend erhalten, lösen wenig davon auf, und die erkaltende Auflösung setzt eine Art von Eiweißgerinnsel ab. Bei der trocknen Destillation des Chyluscoagul. geht Wasser mit Mildammonium, ferner ein wenig fettiges Öl nebst Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas über. Die Kohle enthält Kochsalz und phosphors. Kalk, kaum eine merkliche Spur von Eisen.

Übrigens bemerkt Bizio im Giornale di Fisica, VI. p. 446 etc., daß, wenn er gleich kein Erythrogène (s. diesen Artikel) im Chylus habe finden können, doch darin eine fettige, in Alkohol auflösliche Materie (s. vorher) enthalten sei, und daß der Chylus selbst, nach Thenard's Ausdruck, als Blut minus färbender Stoff und plus fettige Substanz angesehen werden könne. Auch bezeichnet Marcet das Chyluscoagulum als undurchsichtig und rosenroth, was vielleicht daher rühre, daß sich einige Theile Erythrogène an der Luft mit Stickstoff verbunden hätten.

Der seröse Theil des Menschenchylus setzt, erhitzt, Eiweißflocken ab. In der rückständigen, bis zur Hälfte verdampften Flüssigkeit schießen beim Erkalten kleine milchzuckerähnliche Krystalle an. Der wenige Kohlenrest enthält Spuren von phosphorsaurem Kalk, Kochsalz und Mildnatron.

II. Der Chylus der Säugthiere ist in seiner äußern Form ebenfalls sehr veränderlich. Wenige Stunden nach dem Fressen fließt er aus dem durchlöcherten Milchbrustgang ganz aus, als ein fast weißer, schwach salzig süßlicher Saft von eigenem Geruch. Später, im Allgemeinen aber binnen wenigen Minuten, gelatinisirt

2) S. Schweigger's N. Journ. f. Ch. u. Ph. XVI. 3. S. 370 ꝛc.

er, röthet sich schwach, und gerinnt in kürzerer oder längerer Zeit.

Hallé sah zuerst den Chylus aus dem Brustgange eines Hundes in einen liquiden Theil von Milchfarbe, und in ein Gerinnsel sich trennen, das an der Luft schön rosenroth wurde.

Den Cisternenchylus eines Hundes und einer Katze wollen Autenrieth und Werner a. u. a. O. nicht sauer, kaum merklich kalisch gefunden haben. An der Luft gerann er, ohne etwas Rahmähnliches abzusetzen, und enthielt unvollkommen oxydirtes phosphorsaures Eisen in seiner Asche.

Der Brustgangchylus eines mit Brot u. a. Vegetabilien gefütterten Hundes sah, nach Marcet und Prout a. u. a. O., wie verdünnte durchsichtige Molke aus, und bildete einen festen, Austern ähnlichen Kuchen von lichtnelkenbrauner Farbe mit röthlichen Fäserchen an der Oberfläche. Brande's käsige Substanz hält Marcet für unabhängig von dem Chyluskuchen; auch sei nur wenig davon da, und Eiweiß bilde den Hauptbestandtheil. Hundert Theile Chylusserum von 1,0215 und 1,022 spec. Gew. gaben 4,8—9,5 fester, gelblicher, leicht zerfließlicher, eiweißähnlicher Substanz. Der von Prout untersuchte Chylus reagirte weder sauer, noch kalisch, sein Salzgehalt war sehr allgemein 0,92 Proc.— Den Hundechylus aus thierischer Nahrung, aber keiner Milch, fanden Marcet und Prout weiß und undurchsichtig, wie Milchrahm, seinen weißen, undurchsichtigen Kuchen Marcet deutlicher nelkenbraun, oder röthlich, er hatte das Ansehen von sehr kleinen Blutgefäßen. Wie Marcet, so gab auch Prout derselbe nach und nach mehr Serum, bis nur ein wenig von einer breiigen Substanz übrig blieb, welche dicken Rahm setzte, und, außer den oben erwähnten rothen Theilchen, kleine Kügelchen enthielt. In 3 Tagen war der Kuchen ganz faul, während der vom vorigen Chylus noch frisch war. Der seröse Theil bildete in der Ruhe oben einen weißen Rahm, der aber nicht zur Fäulniß geneigt schien, sondern sich allmälig zu einem nicht harten Fett verdickte, und in diesem Zustande lange sich aufbewahren ließ. Übrigens kam das specif. Gewicht dieser Chylusart mit dem der vorigen sehr überein. Es blieb eine feste, Salze enthaltende Substanz übrig, die in verschiedenen dergleichen Chylusarten zwischen 7,0 und 9,5 Proc. schwankten. Der Salzgehalt war wie oben. — Prout fand im Hundechylus von Brotfütterung ꝛc. 93,6 Wasser, 0,6 Faserstoff, 4,6 anfangendes Eiweiß? 0,4 Eiweiß mit etwas rothem Pigment, eine Spur Milchzucker? eine Spur öliger Substanz, und 0,8 Salze; dagegen im Hundechylus von thierischer Nahrung 80,2 Wasser, 0,8 Faserstoff, 4,7 anfangendes Eiweiß?, 4,6 Eiweiß mit etwas rothem Färbestoff, ohne Spur öliger Substanz, und 0,7 Salze.

Chylus von Kaninchen, die kurz zuvor Sauerampferblätter gefressen hatten, fand man kalisch, wiewol der halbverdauete Mageninhalt noch deutlich sauer reagirte.

Reuß und Emmert (a. u. a. O.) untersuchten früher den ersten Chylus aus einer Saugader nahe am Engdarme eines Pferdes nach 14stündiger Heu- und Haferfütterung, und fanden ihn auf dieser Bildungsstufe durch blendendere Weiße und stärkere Undurchsichtigkeit, durch langsamere und unvollkommenere Gerinnung, und Nichtröthung an der Luft, abweichend genug von dem vollkommenen Chylus aus dem Milchbrustgange. Er enthielt mithin sehr wenige eiweißstoffartige Substanz, oder diese wenigstens in sehr unvollkommenem Zustande, und keinen Färbestoff. Der dünnflüssige, etwas klebrige Brustgangchylus sah gelblich grau aus, roch bei einem Pferde samenähnlich, bei dem andern rein animalisch. In der Luft ward er blaßrosenroth, am röthesten seine Oberfläche. Im Kurzen gerann er zu einer Gallerte, woraus nach und nach eine graugelbliche Flüssigkeit schwitzte, in der das jetzt rothe Coagulum schwamm. Der flüssige Theil enthielt Wasser, Eiweiß, Thierleim, Kochsalz, vermuthlich auch Salmiak?, Natron und salzs. Kalk, von den fixen Stoffen zwischen 1,037—1,047, von den flüchtigen in 1000 Theilen 0,750. Das wenige Coagulum verhielt sich ganz wie Blutcoagulum. Übrigens soll in der ganzen Chylusmasse phosphors. Eisen im Minimum der Oxydation enthalten seyn, welches aber im Safte der Darmchylusgefäße schwächer oxydirt zu seyn scheine, als im Cisternen- oder noch mehr im Brustgangschylus. Bei seinen spätern Versuchen fand Emmert den Pferdechylus aus der obern Partie des Engdarms noch sauer?, gallertartig, von der Galle stark gefärbt, ohne Spur von Eiweißstoff, aber Spuren von sehr schwach oxydirtem Eisen; der Inhalt der untern Engdarmpartie war wenig sauer, enthielt noch schwach oxydirtes Eisen, Gallerte, eine eiweißartige Substanz, die aber durch die Wärme nicht gerann, Schwefel und Galle. Der Saft aus den Chylusgefäßen nahe an ihrem Ursprung aus dem Darmkanal zeigte schon einige Gerinnbarkeit, enthielt nichts von Säure, sondern vielmehr Kali und Eisen im Minimum der Oxydation. Der Inhalt der Chylusgefäße des weiten Darms endlich, führte keine Säure bei sich, sondern verrieth Spuren von freiem Kali, nebst schwach oxydirtem Eisen. Chylus aus den Lendensaugadern des Pferdes war, nach Reuß und Emmert, so wie nach Vauquelin a. u. a. O., unvollkommener, als der Brustgangchylus. Der von beiden Erstern untersuchte war weiß, und enthielt kleine gelbe Kügelchen. Nach wenigen Stunden sah man eine kleine röthliche, in einer gelblichen Flüssigkeit schwimmende Masse, die nach einigen Tagen als Niederschlag am Boden erschien. Der von Vauquelin (a. a. O.) untersuchte Pferdechylus, war weiß und undurchsichtig, wie Milch, und enthielt einen gleich dicken und undurchsichtigen Kuchen, welcher als unvollkommener Faserstoff angesehen wurde, und bei Emmert $\frac{1}{100}$ der ganzen Flüssigkeit bildete. Beide Chylusarten enthielten Eiweiß, die gewöhnlichen Blutsalze und ein eigenes Princip, Prout's so genanntes anfangendes Eiweiß. Noch fragt sich's: woher der Stickstoff, welcher in großer Menge, als Grundbestandtheil im Chylus der Herbivoren überhaupt vorkommt, rühren mag, da in ihrem gewöhnlichen Futter sehr wenig davon ist? An dem Eiweiß im Chylus derselben läßt sich übrigens keine Verschiedenheit von dem der mit Fleisch gefütterten Thiere bemerken, außer daß dieser specifisch schwerer (nach Krimer) seyn und mehre feste Bestandtheile enthalten

soll, als bei vegetabil. Kost. Krimer will auch jedes Mal im frischen Chylus, so oft er ihn der Destillation aussetzte, Kohlensäure entdeckt haben. Nach Tiedemann's und L. Gmelin's jüngsten Versuchen ist der Pferdechylus schon, ehe er in den Lungen mit der atmosph. Luft in Berührung kommt, roth gefärbt, welche Röthung aber, sofern der Chylus Erythrogène enthält, welches, nach Bizio, durch Verschluckung von Stickgas in Cruor verwandelt werden soll, nicht etwa durch die Berührung mit Stickgas entstehe, vielmehr hatten Sauerstoff und Stickgas Einfluß auf die Farbenveränderung.

Der Chylus bei Fischen und Vögeln ist fast durchsichtig und farblos, aber noch nicht genauer zergliedert worden.

In den Magen der Raupen wird, nach Rengger (s. Dessen physiolog. Untersuch. Tüb. 1817 8. S. 78 ꝛc.), ein dicklicher, durch Säuren gerinnbarer Chylus bereitet, da die Galle hier nichts zur Bildung des eigentlich nährenden Saftes beiträgt.

Nach allen diesen Untersuchungen ist also der Brustgangchylus beim Menschen und bei den höhern Thierklassen schon dem Blute sehr ähnlich, nur enthält er weniger Cruor und Faserstoff, auch in seinem Serum nicht so viel Eiweißstoff. Vergleicht man die verschiedenen Flüssigkeiten aus den verschiedenen Partien der Darmchylusgefäße unter einander, so ergibt sich abwärts eine ähnliche Gradationsverschiedenheit, wie zwischen dem Chylus des Milchbrustgangs und dem Blute aufwärts. Darmchylus, Brustgangschylus und Blut stellen uns gleichsam drei verschiedene Stufen der Organisation dar, deren eine Flüssigkeit fähig ist. Der Darmchylus bietet uns den organischen Stoff ohne Bildung und Form. Im weißen Chylus der kleinen Chylusgefäßäste finden wir schon die erste Stufe der organischen Gestaltung: Kügelchen oder Körnchen, welche im Brustgang- und Cisternenchylus an der Luft sich röthen. Die fibröse Substanz prägt und bildet sich im Chylus immer mehr aus, je näher er dem Punkte seiner Ergießung in den Blutstrom rückt, und der Übergang desselben in rothes Blut nimmt immer mehr zu, je mehr er sich dem mittlern Brustgange nähert. Im Blute endlich tritt die höchste Vollendung der Säfte des Blutgefäßsystems hervor, es erscheinen viel mehre organische Elemente: rothe Kügelchen oder Körnchen, weit mehr Blutfaser, der animalisirteste aller Thierstoffe (vgl. die Art. Blut und Blutbildung Th. XI. S. 58 und 72.).

Übrigens wird durch den Chylus factisch wol der ganze Thierkörper ernährt, ohne Zweifel auch das Blut; allein wenn Chylusbildung Blutbildung wäre, so könnte in Entzündungskrankheiten, wo der Mensch fast gar keine Nahrung mehr zu sich nimmt, das Blut sich nicht so außerordentlich vermehren; (vergl. Reuß und Emmert in Scherer's A. Journal d. Ch. V. S. 164 ꝛc. — Vauquelin in d. Ann. d. ch. etc. XVIII. S. 114., teutsch in Meckel's Arch. f. d. Physiol. III. — Autenrieth und Werner Diss. sist. experim. circa modum, quo chymus in chylum mutatur. Tub. 1808. 8. — Marcet bei Meckel a. a. O. III. ꝛc. — Prout in Schweigger's A. Journ. f. d. Ch. ꝛc. XXVIII. S. 3 ꝛc., und bei Meckel VI. S. 91 ꝛc. — Brodie im
Journ. of Sc. Nr. XXVIII., teutsch in Fror
Notizen a. d. Geb. d. Natur- u. Heilk. 1823. N
S. 177 ꝛc. — Prevost und Dumas i. d. Bib
univers. XVII. p. 215 etc., teutsch bei Meckel a.
VIII, 2. S. 304 ꝛc. — Versuch einer Physiol. des Bl
W. Krimer ꝛc. Leipz. 1823. 8. I. 3 Kap. §. 15. — Di
dauung, nach Versuchen von Fr. Tiedemann und
Gmelin. Heidelb. u. Lpz. 1826. I. 3.). (*Th. Schr*

CHYLUSBILDUNG, chylificatio, heißt jen
die Galle ꝛc., vorzüglich im Engdarme ꝛc., vermöge
chemischer Anziehung vermittelte Umbildung des C
in Chylus, ein fortgehender zoochemischer Zerle
und Zeugungsprozeß.

Schon früher hat man angenommen [1]), daß di
in dem Gallendarme vom Chymus zersetzt und nie
schlagen werde, daß aus diesem Niederschlage ein a
licher, milchartiger Saft, der Chylus (s. vor.
und ein anderer unauflöslicher, von dem Gallenpi
gefärbter entstehe, welcher die Basis der Darmexcr
bildet. Auch nach Brodie's Versuchen [2]) ist die
dazu bestimmt, den nährenden Theil des Chymus in
lus umzuschaffen, und die Fäces von diesem zu
nen [3]). Allein es fragt sich: welche Wechselwirkunge
Affinitäten bewirken obigen Niederschlag? — A
rieths und Werners Versuche [4]) könnten leicht
ßen lassen, daß sich während der Auflösung der S
im Magen eine Säure erzeuge, wodurch nachhe
Kali der Galle gesättigt, und somit der Gallensto
fället werde. Da jedoch die Menge der Galle,
täglich im Darme sich präcipitirt, ziemlich bede
dagegen der Säure im Chymus selten mehr ist, al
sie bloß auf Pflanzenfarben reagirt, so findet man
das Unstatthafte dieser Erklärungsart. Da ferne
dadurch entstandene Neutralsalz wegen seiner Aufl
keit von dem Chylus aufgenommen werden würd
müßte man es darin auch wiederfinden, statt desse
hält er nur Natron. Hieraus läßt sich also verm
daß die Säure im Chymus nicht die Hauptursac
Gallenniederschlags sei, und daß dieser, auch beim
gel aller Säure im Chymus, dennoch vor sich
würde.

Der Grund des Niederschlags möchte mithin mehr i
Gallenstoff selbst, und in dessen Anziehung zu gewissen,
rend des Verdauungsprozesses gebildeten Substanzen zu
seyn. In diesem Falle muß die entstandene unauflöslic
schung dem Einfluß darauf wirkender Stoffe kräftig wi

---

1) s. *W. G. Ploucquet* et *C. H. J. Bolley* Exper. cir
bilis in chylific. Tub. 1792. 4. 2) Im Journal of
XXVIII. Als nämlich Brodie durch Unterbindung des
schaftlichen Gallenganges bei Katzen den Ausfluß der Ga
hinderte, blieb der Chymus in den Därmen unveränder
Milchgefäße sogen daraus eine farblose durchsichtige Flüssig
und die Masse wurde um so consistenter, je weiter sie in d
me herunter kam, aber die hier liegende Materie war den
lichen Excrementen ganz unähnlich. 3) Nach S. Ho
Dessen Analyt. Physiology. Liverpool 1822. 8.) soll jed
Kraft der Galle, den Chylus von den Auswurfsstoffen zu
durchaus unerwiesen und die Galle nichts als ein Reizmittel
Därme seyn, welches eine kräftigere Bewegung derselben
4) In Deren Diss. sist. exper. circa modum quo
in chylum mutatur. Tub. 1808. 8.

hen, und durch eine so schwache Auflösung von Ätzkalien als die in der Galle befindliche ist, nicht zerlegt werden können. — Nach Serturner soll bloß das Natron der Galle, von der Lebenskraft unterstützt, die Chylusbildung, eine Art von Saponification, vollziehen. Daher ließe sich auch, bei mangelnder oder fehlerhafter Galle, durch Kalien oder Thiergalle der Verdauung künstlich zu Hilfe kommen (s. unten).

Der durch die Galle vorbereitete, schon einiger Maßen dem Blute verähnlichte Chylus wird, während des langsamen und allmäligen Durchgangs der breiigen, jetzt auch vom Darmsafte (succus entericus) durchdrungenen Speisemasse durch den Engdarm von den mesenterischen Chylusgefäßen [5]) aufgenommen und hier durch eine dem Verdauungsprozesse entfernt ähnliche Veränderung vollendet, im Brustgange mit der Lymphe, welche ein Absonderungsprodukt des ganzen thierischen Körpers ist, dann in der Hohlader mit dem venösen Blute gemischt, und durch die Respiration in den Lungen zu Respirationsblut umgewandelt; (s. Athmen, Th. VI. S. 179 ff.).

Dieses Respirationsblut (ohne und mit Blutkörnchen) wird durch den ganzen Körper bereitet, der Chylus aber, als Ernährungsblut (mit seinem Serum und seinen Blutbläschen oder Körnern) durch die Verdauungsorgane.

Bei den Naiden kommen diese beiderlei Arten von Blut, nach Gruithuisen [6]), wirklich vollkommen abgeschieden vor, allein in höhern Thieren sind sie es nur so weit, als Blutkügelchen und Chyluskörner, oder Blutbläschen immer wie zweierlei verschiedene Dinge im Blute existiren, und das Serum, worin sie schwimmen, gemeinschaftlich haben. Ob aber die Chyluskörner Blutkügelchen werden, ist noch nicht erwiesen und wird nur aus einigen Erscheinungen vermuthet.

Bizio [7]) meint, daß ein von ihm 1821 in der Galle aufgefundener neuer Stoff, Erythrogène genannt, oder ein anderer, leicht in diesen umzuwandelnder, im Chylus vorhanden sei, und daß, wenn dieser die Lungen erreicht, Stickstoff zugleich mit dem Sauerstoff aufgenommen, und so die Blutfärbung bewirkt werde.

Nach Tiedemann's und Leop. Gmelins Versuchen in ihrer Preisschrift: die Verdauung nach Versuchen. Heidelb. und Lpz. 1826. 8. I., steigert die Galle die Absonderung der Darmflüssigkeiten und beschleunigt die peristaltische Bewegung. Die von dem Magensaft herrührende Salzsäure des Chymus verbindet sich mit demjenigen Natron der Galle, welches bis dahin an Kohlen- und Essigsäure gebunden war. Enthält der Chymus nur wenige oder keine freie Salzsäure, sondern bloß freie Essigsäure, so wird diese ebenfalls das kohlens. Natron der Galle in essigsaures verwandeln. Das Gemisch des Chymus und der Galle wird zwar immer freie Säure enthalten, aber meistens nur Essigs., und keine Salzs., welche letztere den Eiweißstoff des pankreatischen Saftes niederschlagen würde. Durch die freien Säuren des Chymus wird aus der Galle deren Schleim in einem geronnenen Zustande niedergeschlagen. Mit diesem fällt ein großer Theil des Gallenpigments, denn der gefällte Schleim sieht braun aus; außerdem wird Gallenfett präcipitirt, auch die Talgsäure rührt vorzüglich von der Galle her, und wird aus dem kohlensaur. Natron derselben durch die Salzsäure abgeschieden. Das in dem Inhalte des Engdarms enthaltene Harz soll Gallenharz seyn, und zur Bildung der Darmexcremente beitragen, mit denen es ganz oder größten Theils ausgeleert wird, welches auch der Fall mit dem Gallenpigment zu seyn scheint. Die sonst allgemein herrschende Ansicht, daß bei Vermischung des sauren Chymus mit der Galle eine Ausscheidung und Fällung des Chylus in Form von Flocken erfolge, halten die Vff. für irrig. Die so gen. Chylusflocken im Engdarme seien nichts Anderes, als Schleimflocken. Eigentlicher Chylus könne im Darmkanale nicht im reinen Zustande vorkommen. Der an Eiweißstoff sehr reiche Bauchspeichel, worin zugleich eine dem Käsestoffe analoge, so wie eine durch Chlor sich röthende Materie vorkommt, soll zur Assimilation des Chymus im Engdarme beitragen, indem seine stickstoffreichen Materien sich dem Chymus beimischen, und mit den vollständig aufgelösten Theilen desselben eingesogen werden. Die von der Darmschleimhaut und den Darmschleimdrüschen abgesonderte Flüssigkeit soll die Bewegung des Speisebreies im Engdarme während der peristaltischen Bewegung befördern, indem sie den Chymus flüssiger mache, und die innere Engdarmfläche anfeuchte, mithin schlüpfrig erhalte, und dadurch das Fortgleiten der aufgelösten Nahrungsmittel begünstige. Der Darmschleim, sich mit Wasser u. a. Flüssigkeiten tränkend, scheine dadurch ein Bindungsmittel für die aufgelösten Speisen, den Bauchspeichel und die Galle abzugeben, daher sehe man den Darmschleim während der Verdauung flüssiger und aufgequollener, als im nüchternen Zustande, wo er consistenter ist. Da der Darmschleim die Darmzotten überziehe, so sei er wahrscheinlich zugleich das Mittel, wodurch die Einsaugung im Engdarme befördert werde. Der wässerige Theil des Darmsaftes scheine auf manche, mit dem Chymus in den Engdarm gelangte Speisereste, welche im Magen nicht ganz verflüssigt sind, auflösend zu wirken. Die wässerig dünnen Bestandtheile des Magensaftes, besonders die animalischen, welche er enthält, werden mit den aufgelösten Speisetheilen durch die Schleimhaut des Engdarms und deren Saugadern eingesaugt. Durch die Verbindung des Darmsaftes mit den aufgelösten Nahrungsmitteln wird deren Verähnlichung bewirkt.

In dem Blinddarm, einer zweiten Art von Magen, wird, nach Tiedemann und Gmelin (s. oben), für einen neuen Verdauungsact wieder eine saure Flüssigkeit

---

5) Nach den neuesten Beobachtungen und Untersuchungen (in The Philadelphia Journ. of the Med. and Phys. Sc. Vol. IV. Nr. II.) werden 1) färbende Stoffe nicht durch die Darmchylusgefäße absorbirt; 2) Kampfer wird sehr unregelmäßig, und in so geringer Menge eingesogen, daß man nicht den Weg der Absorption nachweisen kann; 3) Stinkasant ist durchdringender; 4) blausaures Kali geht in die Chylusgefäße und den Brustgang; 5) Brechnuß und Blausäure wirken unmittelbar auf die Nerven allein (?); 6) Magendie's Behauptung, daß Tinte in lebenden Körper infiltrire, ist unrichtig; 7) die Gerüche von Kampfer, Stinkasant und Münze infiltriren durch die Gedärme; 8) die aufgezählten Stoffe gehen langsamer und schwerer durch den Magen, als durch den Darmkanal und am leichtesten durch die seröse Bedeckung des Unterleibes in das ganze System über. 6) J. d. med. chir. Zeitung. 1818. IV. S. 254 rc. 1823. Aug. Nr. 63. S. 185 rc. 7) J. Giornale di Fisica. VI. p. 446 etc.

abgesondert. Der Inhalt des Blinddarms enthält wieder mehr freie Säure, als die untere Engdarmpartie. Auch Eiweißstoff kommt in diesem und dem Grimmdarme wieder in größerer Menge vor. —

In ihm bildet sich zugleich das wahre Darmexcrement mit einem eigenthümlichen Kothgeruche, welcher von einem flüchtig öligen Wesen herrührt, das wol vorzüglich im Blinddarm abgesondert werden dürfte. Meist zeigt sich hier auch eine durch die Wärme hervorgebrachte Zersetzung, welche mit Entwickelung von geschwefeltem Wasserstoffgas verbunden ist. Der Darmkoth enthält nur die untauglichen und unverdauten Überreste der Nahrungsmittel, durch mehr oder weniger Gallenharz und Gallenpigment gefärbt, und geht an der Luft sogleich in Fäulniß über, wie schon sein Gestank verräth (vgl. Prout a. a. O. — Brodie a. a. O. bei dem Art. Chylus. — P. W. Lund's physiol. Resultate der Vivisectionen neuerer Zeit, a. d. Dän. Kopenhag. 1825. 8. — Tiedemann u. L. Gmelin a. a. O. — F. Sertürner in Meckel's Ann. f. d. Universalsystem der Elemente. 1826. 1. 3. 5. 357. rc.) (*Th. Schreger.*)

CHYMUS, Speisebrei, ist jene mißfarbige, breiige Masse, die sich aus den genossenen, und im Magen verdauten Nahrungsmitteln, theils als ein zartes Gemenge, theils als eine Auflösung bildet (vgl. Chymusbildung), und, nach der Natur der genommenen Speisen rc., verschiedentlich sich charakterisirt [1]). Mehre oder wenigere von seinen flüssigen Bestandtheilen werden schon im Magen absorbirt; ja manche flüchtige, geistige sogar in der Mundhöhle und Speiseröhre. Prout [2]) bezeichnet mit dem Namen Chymus den Theil der Nahrungssubstanz im Dauungs- oder Zwölffingerdarme, der schon zu Eiweiß geworden, oder es zu werden bereit ist, und auf der niedrigsten Stufe der Organisation noch steht.

I) Der Menschenchymus ist noch nicht gehörig untersucht. Indeß läßt sich aus van Stevens, Reaumur's, Spallanzani's, Scopoli's, Brugnatelli's, Carminati's, Magendie's, W. Philip's, Prout's, Brodie's u. A. Versuchen schließen, daß er nicht allein bei verschiedenen Menschen, sondern sogar bei demselben Individuum physisch und chemisch abweicht. In ihm haben die zermalmten, und mittels des Mundspeichels rc. macerirten Speisen durch die Einwirkung der mitverschluckten Luft, des Speichels u. Mundschleims, so wie des hinzufließenden Magensafts und der Wärme aller umliegenden Theile rc., von der Magenoberfläche aus gegen die Mitte und weiterhin eine wesentliche Veränderung, und eine Art von vorläufiger Zersetzung erfahren, wodurch sich zuerst um den ganzen übrigen Mageninhalt der Speisebrei schichtweise bildet, und endlich am Eingange des Dauungsdarms, als vollendeter Chymus, erscheint.

Der Speisebrei von gemischter Kost ist weder hervorstechend sauer, noch kalisch, sondern schon Eiweiß, oder im Begriff es zu werden. Dieses verrathen auch außerhalb des Darmkanals die aus dem Chymus durch blausaures Kali gefällten kleinen, weißen Flocken. Zusammen liefert er etwa 5 Procent feste Theile, also mehr, als irgend eine animalische Flüssigkeit, aber wenigere Salze, im Übrigen viele Kohle. In 10 — 12 Tagen geht er in Fäulniß über.

II) Der Chymus sowol Fleisch als Gras fressender Säugthiere soll, nach Autenrieth und Werner [3]), eine nicht flüchtige Säure enthalten, welche von der innern Magenhaut abgesondert werde. Er gerinnt nicht so, wie der Chylus, und schmeckt mehr oder weniger sauer, oder ganz fad. Im Eingange des Engdarmes finden sich aber schon weißliche, an der Luft coagulirende Klümpchen im unveränderten Speisebrei, und in einer schleimigen Masse. Er schmeckt hier nicht mehr, oder sehr wenig säuerlich. Im weiten Darme führt er gar keine Säure mehr bei sich, und geliefert weder an der Luft, noch am Feuer. —

Im Magen der Katze wird, nach Brodie [4]), die genossene Fleischportion in eine braune Flüssigkeit von der Consistenz des dünnen Milchrahms umgewandelt, während Milch zuerst in Lab und Molke geschieden wird, von denen der erste wiederum sich auflöst, und dann das Ganze zu einer flüssigen Substanz wird, in welcher sehr kleine Labkügelchen schwimmen.

Der Chymus, 1) am Eingange des Zwölffingerdarms eines vorzüglich mit Brot gefütterten Hundes bestand, nach Prout (a. a. O. bei Meckel S. 83. rc.) aus einem halb flüssigen, undurchsichtigen, gelblichweißen, und einem andern, ähnlich gefärbten, aber festen, mit ihm vermengten Theile, und wog specif. 1,056. Er war weder merklich sauer, noch kalisch, brachte aber in gelinder Wärme Milch vollkommen zum Gerinnen. Seine Mischungstheile waren 80,5 Wasser, 6,0 Magensecretum, mit den Nahrungsmitteln verbunden, und vermuthlich den Chymus bildend, mit Auswurfschleim vermengt, 1,6 Gallensubstanz, 5,0 Pflanzenschleim?, 0,7 Salze, und 0,2 unauflöslicher Rückstand.

Der Chymus 2) eines nur mit thierischen Stoffen genährten Hundes war, nach Prout, dicker, klebriger und röthlicher, als Nr. 1., seine spec. Schwere = 1,022. Weder sauer, noch kalisch brachte er selbst unter den günstigsten Umständen Milch nicht zum Gerinnen. Seine Bestandtheile waren: 80,0 Wasser, 15,8 des obigen Magensecretum, 1,3 Eiweiß, zum Theil aus dem genossenen Fleische bestehend, 1,7 Gallensubstanz, 0,7 Salze, 0,5 unauflöslicher Rückstand [5]).

1) So wird, nach Brodie, im Magen der Katze die ant- ...elsubstanz in eine braune Flüssigkeit verwandelt von der ...ues dünnen Rahms, während Milch zuerst in Lab geschieden wird, von denen der erste wiederum auf- ... das Ganze zu einer flüssigen Substanz wird, ... Labtheilchen schwimmen. 2) I. Annals of ...III., teutsch in F. Meckel's Arch. f. d. ... u. i. Schweigger's N. Journ. f. d.

3) S. Deren Diss. sist. experimenta circa modum, quo chymus in chylum mutatur. Tub. 1808. 4) I. Journ. of Sc. Nr. XXVIII., teutsch i. Froriep's Notizen a. d. Geb. der Natur- u. Heilkunde 1823. Nr. 78. 5) Prout's tabellar. Angabe der Eigenschaften der aus verschiedenen Partien des Darmkanals eines mit Vegetabilien, und eines zweiten mit Fleisch rc. gefütterten Hundes erhaltenen Stoffe, s. bei Meckel a. a. O.

3) Der Inhalt des Dauungsdarms von einem Ochsen war, nach Prout, dicklich, grün, sehr gallenreich, bitter, von ekelhaftem, gallenartigem Geruch, und 1,023 spec. schwer. Er verrieth sehr schwache Spuren von Säure, und brachte in der Wärme Milch zum vollen Gerinnen. Seine Bestandtheile waren: 91,1 Wasser, 2,5 der obigen Magenflüssigkeit ꝛc., 4,4 Gallenstoff, 1,4 so gen. Pikromel?, 0,8 Salze und 0,3 unauflöslicher Rückstand vorzüglich aus Pflanzenfasern.

4) Der Dauungsdarm eines mit Kleie und Hafer gefütterten Kaninchens enthielt im Anfange besonders eine graulich gelbe, Fäden ziehende Flüssigkeit voll Luftblasen, mit sehr wenigem, unauflöslichem Futter. Hier fand sich wahrer Chymus- oder Eiweißstoff; etwas weiter unten mehr Eiweiß mit wenigern Luftblasen. So nahm die Eiweißmenge bis etwa 6 Zoll weit vom Pförtner zu, hierauf wieder ab, und war in der Entfernung von etwa 24 Zollen vom Pförtner kaum mehr merklich. Nirgends fand Prout den Inhalt merklich sauer, oder kalisch, später nach dem Fressen aber im ganzen Dauungsdarme weit mehr Eiweiß, wenig im Krummdarme, an dessen Übergangsgränze in den Weitdarm gar keines. Der Inhalt des obern Engdarmtheils war gelblich, zähe, und mit etwas unauflöslicher Auswurfssubstanz vermengt, im Krummdarm grüner, fester, und mit mehr Auswurfsstoff verbunden.

5) Der flüssige Theil des Pferdechymus soll, nach Emmert[6]), außer andern Stoffen, viele Gallerte enthalten, die schon im Magen und im obern Theile des Dauungsdarms sich bilden, statt daß erst im untern Ende des Engdarms Eiweiß entstehen soll, ferner eine fixe Säure (Phosphorsäure?) und stark oxydirtes Eisen.

III. 1) Die Chymusmasse eines mit lauter Vegetabilien gefütterten welschen Hahns war, nach Marcet[7]), ein homogener, bräunlicher, kaum etwas sauer reagirender Brei, der in wenigen Tagen faulte, und 67 Wasser, vielen löslichen Eiweiß- und Faserstoff, aber keine Gallerte, und, außer 12 kothigen Rückstands, in 100 Theilen Asche 6 Eisen, Kalk, und salzsaure Kalien enthielt.

2) Den Inhalt des Dauungsdarmes einer Taube, fand Prout (a. a. O.) grünlichgelb, dünn und klebrig, und, wie immer, mit etwas Excrementen vermengt. Nahe am Pförtner fanden sich nur schwache Eiweißspuren. Die Menge davon nahm bis 6 Zoll weit von ihm zu, dann plötzlich ab, so daß 6 Zoll weiter nichts davon mehr zum Vorschein kam. Hier wurde die Substanz brauner, fester, und zu lauter Auswurfsstoff.

IV. 1) Die Schleie zeigte im Anfange ihres Darmkanals keine Spur von Eiweiß, etwas davon weiter unten, wo sich mehr Nahrungssubstanz vorfand. Nirgends eine Spur von freier Säure oder Kali (s. Prout a. a. O.).

2) In der Makrele kamen nach Prout, der Inhalt des Dauungsdarms und des vordern Darmtheiles mit dem des Magens sehr überein, war aber dicklicher, vorzüglich in der Gegend der Pförtneranhänge, und gab schwache Spuren von Eiweiß.

V. Im Magen der vollkommenen Insekten und der Raupen wird, nach Rengger[8]), nicht Chymus, sondern sogleich Chylus bereitet (s. diesen Artikel).

(*Th. Schreger.*)

CHYMUSBILDUNG, chymificatio, ist eine fortgesetzte Verdauung, oder die im Magen (auch wol im Darmkanale[1])), durch einen fortdauernden lebendig chemischen Prozeß, welcher unter dem Einfluß der mitverschluckten Luft, der Verdauungssäfte, der Wärme im Magen und in allen umliegenden Theilen, und des Contacts der Gefäße und Nerven[2]) vor sich geht, vermittelte Zersetzung und Umwandlung der Nahrungs- oder Speisestoffe in eine breiige Masse (s. Chymus).

Die Speisestoffe bleiben nämlich in der linken Gegend des obern Magenmundes (Cardia), zunächst der Milz, so lange unverändert liegen (nach Magendie

VI. S. 85.; vgl. Cooper's spätere Versuche mit Hunden, in mehren öffentl. Blättern, um die Verdaulichkeit der verschiedenen Speisen bestimmen zu können. 6) J. Scherer's A. Journ. d. Ch. V. 7) In d. Ann. d. Ch. et Phys. II. S. 59. ꝛc., teutsch bei Meckel a. a. O. III.

8) J. s. physikal. Untersuch. ꝛc. S. 11. 18.

1) Lallemand und Londe haben gezeigt, daß die Verdauung beim Genusse einiger Pflanzenstoffe, wie der gelben Rüben ꝛc., oder bei wenig Nahrungsbedürfnissen erst gegen das Ileum hin vor sich gehe. 2) S. Breschet ꝛc. üb. d. Einfluß des Nervensystems auf die Magenverdauung in dem Archiv général de médecine etc. à Paris. 1823. II. August. Die Resultate von Breschet's ersten Versuchen waren folgende: 1) die einfache Durchschneidung der beiden umschweifenden Nerven in der Gegend des Halses, ohne daß Substanz verloren geht, noch die Wechselwirkung zwischen den beiden Schnittenden verhindert wird, hat bloß eine merkliche Schwächung der Digestion zur Folge; 2) die Durchschneidung dieser Nerven mit Substanzverlust verringert die Verdauungskraft des Magens weit mehr, als Nr. 1), ohne sie doch völlig aufzuheben; 3) die Zerstörung eines Theils vom Rückenmarke, oder die Hinwegnahme einer Portion des großen Hirns wirken eben so; 4) narkotische Mittel, bis zur Coma gereicht, vermindern gleichfalls die Thätigkeit der Verdauungskraft. 5) Es ist also klar, daß jede Bedingung, welche die dem Magen zukommende Summe von nervösem Einfluß verringert, die Digestionskraft schwächt; 6) läßt sich diese mittels des Galvanismus wieder herstellen, und die im Magen enthaltene Speisemasse fast eben so schnell, und scheinbar fast eben so vollständig in Chymus umwandeln, als wenn gewöhnliche Umstände obwalten. — Die Ergebnisse der a. a. O. III. 1825. Febr. fortgesetzten Breschet'schen Versuche waren: 1) die Durchschneidung des achten Nervenpaares verzögert bedeutend die Chymification, ohne sie jedoch ganz zu hindern; 2) diese trägere Verdauung rührt von der Lähmung der Muskelfasern des Magens her; 3) das häufig auf die Durchschneidung folgende Erbrechen, hat seinen Grund in Lähmung der Muskelfasern des Ösophagus. 4) Die Wiederherstellung der normalen Verdauungskraft, nach der Durchschneidung, mittels der Elektricität, rührt nicht von deren chem. Einwirkung, sondern davon her, daß jenes Agens in dem Magen die nothwendigen Bewegungen hervorbringt, um dessen Wände nach und nach mit allen Theilen der genossenen Nahrungsmittel in Berührung zu bringen. 5) Durch mechan. Reizung des untern Nervenendes erhält man ähnliche, wenn auch weniger bestimmte Resultate, als durch die Elektricität. 6) Die Hauptverrichtung der, nur als Theile der Verdauungsorgane betrachteten, herumschweifenden Nerven besteht darin, daß sie den Bewegungen des Magens vorstehen, welche die Verdauung dadurch beschleunigen, daß sie die Vermengung des Magensaftes mit den verschiedenen Theilen der Nahrungsmittel erleichtern." — Übrigens scheint, nach Sam. Hood's Versuchen in Dessen Analytic. Physiology. Liverpool. 1822. 8., der ganze Körper eine Zersetzungskraft überall zu besitzen, wo Gefäße und Nerven sind.

gewöhnlich eine Stunde), bis der Magen seine Lage wechselt. Hierauf erleiden sie, nach den Versuchen von Montegri, Dumas, und W. Philip, einen gewissen Grad von Säuerung, welche nach Graves (s. Transact. of the Associat. of Fellows and Licentiates of the King's and Queen's College of Physicians in Ireland. 1824. Vol. IV.), durch die vom Magen abgesonderte Milchsäure entstehen soll. Aus ihnen bildet sich unter Mitwirkung eines durch die Bewegung des Darmkanals und durch die Bauchpresse verursachten Drucks, so wie mit Hilfe der Reibung und Mischung des Mageninhalts mit dem Magensafte und Speichel etc., mithin sowol durch mechanische und chemische Kräfte, als auch mittels der oben genannten Einflüsse [3]), und dynamischen Kräfte der Chymus. Es wirken hier also nicht bloß mechanische und chemische Potenzen, wie van Helmont, Albin, Haller, Pitcairn, Spallanzani u. A. annahmen, sondern auch Vitalkräfte, und zwar gleichmäßig zusammen. Wenn die letzten aus ihrem Gleichgewicht gebracht sind, so herrscht die chemische Thätigkeit unmittelbar vor, und der Magensaft, oder die in größerer Menge krankhaft abgesonderte Milchsäure löst Alles rings herum auf. Bei vorwaltender, mechanischer Thätigkeit, bei größerer Energie der Fleischfasern, scheint die auflösende Kraft des Magens abzunehmen, und umgekehrt. Die mechanischen und chemischen Kräfte können sich wechselseitig ersetzen, die vitalen und chemischen scheinen sich aber mehr entgegengesetzt zu wirken, als jene und die mechanischen Kräfte.

Von dem Chymus gehen etwa 2—3 Unzen nach und nach durch die untere Magenmündung (den Pförtner, Pylorus) in den Engdarm über, und werden hier in Chylus ausgebildet (s. Chylus und Chylusbildung).

In fünf oder sechs Stunden ist die Chymification beim Menschen insgemein beendiget. Verschluckte Flüssigkeiten bleiben in dem linken und mittlern Raume des Magens, verhalten sich aber ganz verschieden. Wasser z. B. wird mit dem Chymus nicht vermischt, sondern sogleich absorbirt; Weinalkohol wird ebenfalls eingesogen, und bringt den Eiweißstoff, den er antrifft, zum Gerinnen; Öl wird ganz in Chymus verwandelt; Milch gerinnt und wird verdaut; die Mineralsubstanzen widerstehen der Verdauungskraft des Magens, und sind durchaus nicht nährend, sie wirken auf den Organismus, ohne zersetzt zu werden. Die Vegetabilien sind um so verdaulicher, und um so nährender, je mehr sie Stickstoff enthalten. Daher werden auch, nach Lallemand und Londe, die dem Magen behagenden stickstoffreichen animalischen Stoffe länger von ihm zurückgehalten, als die ihm weniger zusagenden [illegible]bilien, z. B. gelbe Rüben etc., welche sogar der Ku[illegible] ausstößt.

W. Philip [4]) leitet die Chymification von dem Aufhören der peristaltischen Bewegung des Magens her, wodurch die mit Magensaft gesättigte Speise- oder Futtermasse mit dem Magen im beständigen Contact bleibe. Er bemerkte nämlich in dem Magen von Kaninchen, die erst kurz vor ihrem Tode gefressen hatten, daß ihr zuletzt verzehrtes Futter nie mit dem alten vermengt war. Erstes lag immer in der Mitte von dem alten rings umgeben, und konnte ohne Störung beider weggenommen werden. Zwischen dem letzten Futter und der kleinen Magenkrümmung fand man wenig, oder gar kein altes. Ward das Thier später nach dem genossenen Futter getödtet, so durchdrang dieses der Magensaft; das alte vermischte sich allmälig mit dem neuen, und immer war es an der mit den Magenwänden in Berührung stehenden Oberfläche rings herum mehr verdaut, als gegen das Centrum hin. Am wenigsten verdaut zeigte es sich in der kleinen Curvatur, am meisten in der großen. Im Pylorustheile fand man es, auch in der Mitte, mehr verdaut, und die Futtermasse erschien um so homogener chymificirt, je mehr sie sich dem Ausgange des Magens näherte. In der Cardiahälfte wird das Futter, wenn es länger im Magen liegt, allmälig durch den Zutritt der Flüssigkeiten liquider, ist aber trockner im Pylorustheile. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in der Auffaugung der Flüssigkeiten, die zur Verdauung nicht mehr nothwendig sind. Der Chymificationsprozeß beginnt also vorzüglich in der großen Magenkrümmung, und die Bewegungen des Magens wirken so, daß jener Futtertheil, welcher der Magenoberfläche zunächst liegt, gegen den Pylorus hin, und der mittlere zur Oberfläche gebracht wird.

Somit hat Philip Anderer, namentlich: Hunter's und E. Home's Beobachtungen über die Verdauung der Kaninchenmagens bestätiget gefunden.

Tiedemann und L. Gmelin schließen aus ihren neuesten Versuchen an Säugthieren (s. Deren Preisschrift: Die Verdauung nach Versuchen. Heidelberg und Lpz. 1826. 8. 1.; vgl. *Fr. Levret* et *Lassaigne* Recherch. physiolog. et chim. pour servir à l'hist. de la digestion, à Par. 1825. 8.), daß, wie schon vom Asklepiades an, der größte Theil der Physiologen, mit Ausnahme *J. Bostocks* i. s. Elem. syst. of physiol. Vol. II. p. 515 etc., richtig annahm, und auch Berzelius bestätigt, die Verdauung der Nahrungsmittel im Magen in einer Auflösung derselben im Magensafte bestehe, dessen Wasser folgende einfache Nahrungsstoffe auflöst: ungeronnenes Eiweiß, Gallerte, Osmazom, Zukker, Pflanzenschleim und gekochtes Stärkmehl. Die Essig- und Salzsäure oder der Salmiak des Magensafts lösen alles in Wasser Unauflösliche: Eiweißgerinnsel, Faserstoff, geronnenen Käsestoff, Kleber, Gliadin, Zellgewebe, Häute, Sehnen, Knorpel und Knochen auf. Die Wärme des Magens befördert die Auflösung noch mehr. Zugleich scheinen mehre Nahrungsstoffe zersetzt zu

3) Die Entwickelung [illegible] gen während der Verdau[illegible] derungen der Nahrungsm[illegible] Magenmuskelfasern, [illegible] ser Periode zugeführ[illegible] bar gemacht [illegible] welche gewöhnl[illegible] Verda[illegible] fal[illegible]

4) S. Dessen u. *Le Gallois* experiment. inquiry into laws of the vital functions. Lond. 1818. 8., nach d. 2ten A. d. Engl. übers. v. Jos. v. Gontheimer. Stuttg. 8. VII. 1.

werden, wie: Stärkmehl, das mit der Verflüssigung im Magen seine Eigenschaft Jod zu blauen verloren hat, und in Zucker und Gummi verwandelt ist ꝛc. Dazu tragen vielleicht nicht bloß die freien Säuren des Magensaftes, sondern auch wol die in ihm enthaltene speichelstoff- und osmazomartige Materie bei, da vom Kleber eine ähnliche Wirkung auf das Stärkmehl bekannt ist. Vielleicht kann auch die im Magensafte der Pferde und in der Labflüssigkeit der Wiederkäuer vorkommende Buttersäure auflösend wirken. Wie die einfachen Nahrungsmittel, so muß der Magensaft auch die zusammen gesetzten auflösen. Die Speisen sind um so leichter verdaulich, je auflöslicher sie im Magensafte sind. Am leichtesten und in der kürzesten Zeit verdaulich sind solche, die schon für sich im warmen Wasser auflöslich sind, wie die vorzüglich aus Zucker, Pflanzenschleim, flüssigem Eiweiß und Gallerte bestehenden Nahrungsmittel. Schwer verdaulicher sind jene, welche aus Nahrungsstoffen bestehen, die unter Mitwirkung der Säuren gelöst werden müssen, wie die viel Kleber, geronnenes Eiweiß, Faser- und Käsestoff enthaltenden; unverdaulich sind die nicht im Magensafte löslichen Stoffe, wie die Hülsen mehrer Getreidearten und Hülsenfrüchte. Die Verdauungskraft der Herbivoren ist größer, als die der Carnivoren. — Allein der Verdauungsprozeß ist nicht bloß ein chemischer, sondern auch ein vitaler, und setzt als solcher voraus, daß der Magen alle ihm im gesunden Zustande zukommenden Functionen gehörig erfüllt. — Daß übrigens der Magensaft sauer abgesondert werde, soll vom Einflusse des Nervensystems herrühren (vgl. die obigen Andeutungen, u. d. Art.: Verdauung; Blut und Blutbildung Th. XI. S. 58 ff. u. S. 72).

Übrigens muß der Magen seine Zeit der Ruhe, und des Schlafes haben, damit er zur neuen Thätigkeit, die sich durch Hunger [5]) offenbart, wieder erwache. Diese Perioden hängen von der Gewohnheit ab, sie werden durch die Nerventhätigkeit geleitet, und müssen wegen der hohen Bedeutung, welche der Magen nebst seinen Verrichtungen im Organismus hat, in gehörigem Gleichgewicht erhalten werden, durch eine zweckmäßige Speise- und Lebensordnung [6]). (*Th. Schreger.*)

5) S. Lucas üb. d. Hunger u. d. übr. Folgen der Entziehung von Speisen i. Fr. Nasse's Zeitschr. f. d. Anthropologie. 1826. 3. S. 29. ꝛc. 6) L. Spallanzani Vers. üb. d. Verdauungsgeschäft d. Menschen und verschiedenen Thierarten, a. d. It. übers. von C. F. Michaelis. Lpz. 1785. 8. Zusätze ꝛc. übers. von Demselben. Lpz. 1785. 8. — G. Fordyce neue Untersuchung des Verdauungsgeschäfts ꝛc., a. d. Engl. v. C. F. Michaelis. Zittau 1793. 8. ꝛc. — Der Magen, seine Struktur und Verrichtungen. Nach d. Engl. (des T. C. Speer) bearbeitet, mit Bemerk. ꝛc., v. H. Robbi ꝛc., mit anat. Abbild., Lpz. 1823. 8. — Über d. Verdauungsprozeß, s. d. 1. Abschn. von A. P. W. Philip über Indigestion und deren Folgen, nach d. 2ten Ausg. a. d. Engl. übers. mit Bemerk. ꝛc., von Mor. Hasper. Lpz. 1823. 8. — Vgl. W. Krimer's Versuch einer Physiologie des Blutes. Lpz. 1823. 8. 1. 2tes Kap. v. 2 ꝛc. Nach Krimer's Versuchen geht die Chymification bei Fröschen eigentlich bloß im Magen vor sich, und die durch den Magensaft aufgelöste Nahrung wird in Eiweißstoff, und (vielleicht) in etwas Gallerte umgewandelt. Ferner geht daraus hervor: 1) daß, wie auch schon Senebier und Treviranus beobachteten, die Schnelligkeit des Digestionsprozesses bei Fröschen mit dem Wärmegrade in einem geraden Verhältnisse stehe, und daß bei vermehrter Verdauungskraft das Athemholen beträchtlich zunehme; 2) daß die Chymusbildung mit dem Athmen bei Fröschen eben so, wie bei Mammalien, Insekten und Weichthieren, in einiger Wechselbeziehung stehe: daß nämlich bei vermindertem oder ganz gehemmtem Athmungsprozesse die Säureerzeugung im Magen gestört, und bei vermehrter Aufnahme von Sauerstoff gesteigert werde; 3) daß die Magensaftsäure ein nothwendiges Bedingniß für die Auflösung der Speisen zu seyn scheine; 4) daß die Verdauung Statt finden könne, wo der Magen nur wenig Blut empfängt, folglich die Absonderung des Magensaftes nur gering seyn könne; 5) daß der gehemmte Einfluß der Nerven auf den Magen die Verdauung schnell hindere; 6) daß der Verlust des Gehirns die Verdauung nicht hemme, wenn nur das Athemholen künstlich unterhalten werde, daß aber 7) nach Hinwegnahme des Rückenmarks die Verdauung sogleich aufhöre, selbst dann, wenn das Gehirn unverletzt bleibe; 8) daß, nach ausgeschnittenem Magen, der Engdarm die Function desselben zu übernehmen scheine, indem sein abgesonderter Saft sauer werde, und dann auf die in ihn eingebrachten Fleischstücke auflösend wirke; 9) daß die Milz auf die Verdauung und Blutbildung auch bei den Batrachiern keinen Einfluß habe, wol aber die Bauchspeicheldrüse ꝛc. — Die Resultate, welche Prevost und Le Royer aus ihren Untersuchungen über den Verdauungsprozeß vorzüglich des Schafs (s. 1 d. Ann. des Sc. naturelles par *Audouin*, *A. Brongniart* et *Dumas* etc. Cah. 4. Avril. 1825 etc.) zogen, sind folgende: 1) daß die Acte des Verdauungsprozesses rein chemische Veränderungen seien, an denen das Leben der Organe, in denen sie vorgehen, keinen Antheil habe??? — Sie sollen alle, mit Ausnahme der Verrichtung der einsaugenden Gefäße, durch die abgesonderten Flüssigkeiten, nämlich Natrum und Säure, künstlich nachgeahmt werden können. — 2) Das Natrum sei der Bestandtheil, welchem der Magensaft seine auflösenden Eigenschaften verdanke, die Spallanzani in Erstaunen setzten. 3) Die Eiweißkügelchen, welche den Chymus bilden, sollen durch die Hydrochlorsäure niedergeschlagen werden; diese werden im vierten Magen der Säugthiere, im Drüsenmagen der Vögel, und in dem mittlern Theil des einfachen Magens anderer Wirbelthiere abgesondert; (vgl. P. W. Lund's physiol. Resultate der Vivisectionen neuerer Zeit ꝛc., a. d. Dän., Kopenh. 1825. 8. — Lassaigne und Leuret üb. d. chem. Prozeß der Verdauung in d. Revue médic. franc. et étrang. etc. à Paris. 1825.).

Chyrcha, s. Feryth.

CHYROW, Städtchen in Galizien, samborer Kreis, zur Herrschaft Laszki Murowane gehörig, 6 St. von Sambor entfernt, am Flusse Strwiaz, der zwei Mahlmühlen in Umtrieb setzt, mit einer römisch-kathol. Pfarre und wichtigen Strumpfwebereien, in welchen jährlich gegen 10,000 Paar Strümpfe verfertigt werden, ist der Verwaltungssitz der Herrschaft Laszki Murowane, zu welcher auch das Dorf Chyrowka Posada gehört. (*Rumy.*)

CHYTRAEUS (David), Professor der Theologie zu Rostock, geboren den 26. Februar 1530 zu Ingelfingen bei Schwäbisch-Hall, wie gewöhnlich angenommen wird, wahrscheinlich aber bei Brakenheim im Würtembergischen [1]). Sein Vater, ein Prediger und Schüler des Reformators Brenz, wurde bald nach der Geburt dieses Sohnes vertrieben, und starb 1559 als Prediger zu Menzingen bei Heidelberg. Von den frühesten Jahren an hielt er seinen Sohn zu den Studien an, und schon im 9. Jahre sandte er denselben auf die Universität zu Tübingen, in ein vom Herzog Ulrich gestiftetes Collegium, wo ihn Joh. Camerarius in der alten Literatur und

1) Seybold's Historienbüchlein. Tüb. 1801. S. 113. Sein eigentlicher Name war Kochhafe, den er aber, nach der Sitte der Zeit, und nach dem Beispiele seines Lehrers Melanchthon in Chyträus umschuf — von χύτρα, olla.

Erh. Schnepf in der Theologie unterwies. Fast noch im Knabenalter zum Baccalaureus und in seinem 15. Jahre zum Magister ernannt, ging er nach Wittenberg, wo er, als Melanchthons Hausgenosse, dessen besondern Unterricht genoß. „Tu merito es magister, et tu mihi filii loco eris!" waren Melanchthons Worte, als er den Ankommenden geprüft hatte. Der 1546 ausgebrochene Krieg und die Zerstreuung der Universität, nöthigte Chyträus, Wittenberg zu verlassen. Er begab sich nach Heidelberg und Tübingen, kam aber 1548 nach Wittenberg zurück, und hielt daselbst mit vielem Beifalle Vorlesungen über Rhetorik, Astronomie und Melanchthons loci communes. Zu seiner weitern Ausbildung unternahm er 1550 eine Reise nach Italien, wurde das Jahr darauf Professor zu Rostock, 1561 Doktor der Theologie, 1571 erstes Mitglied des neuerrichteten Consistoriums, und starb als erster Professor der Theologie den 25. Jun. 1600. Er steht, als würdiger Schüler Melanchthons, ehrenvoll in der Reihe derjenigen Theologen, die das kirchliche Reformationswerk mit Eifer und Einsicht förderten. Ausgerüstet mit vielseitigen gelehrten Kenntnissen, das Wesentliche in der Religion von Nebendingen mit Einsicht sondernd, dabei bescheiden, human und friedliebend, wie sein Lehrer, stand er in hoher Achtung, wurde in den wichtigsten kirchlichen Verhandlungen zu Rathe gezogen, und wußte meistens seine Stimme geltend zu machen. Bei einer ungemein reifen Beurtheilungskraft, übereilte er sich nicht leicht in seinen Rathschlägen und Unternehmungen, und indem er die Fehler seiner Zeit kannte, bemühte er sich, sie zu verbessern. Selbst Lipsius, sonst nicht sehr Freund der Protestanten, nennt ihn einen der größern Männer Teutschlands [2]). Das große Vertrauen und die hohe Achtung, welche er genoß, verschafften ihm viele auswärtige Rufe; die Könige von Dänemark und Schweden, der Kurfürst von Brandenburg, die Städte Stralsund, Augsburg und Straßburg suchten ihn in ihre Dienste zu bekommen; er zog es aber vor in Rostock zu bleiben. Dagegen verging selten ein Jahr, wo er nicht aufgefodert wurde, in kirchlichen Angelegenheiten Reisen zu machen, Colloquien beizuwohnen, das Kirchenwesen einzurichten und entstandene Zwistigkeiten beizulegen. Er wohnte 1557 zu Worms den Religionsgespräche bei, welches zwischen den protestantischen und katholischen Theologen gehalten ward, um eine Religionsvergleichung zu versuchen, mußte 1558 zu einer Zusammenkunft meklenburgischer Theologen nach Wismar kommen, 1561 den Herzog Ulrich von Meklenburg auf den Fürstentag nach Naumburg und 1566 auf den Reichstag nach Augsburg begleiten. Von dem Kaiser Maximilian II. und den Ständen von Östreich und Steiermark berufen, mußte er 1568 in Östreich und 1574 in Steiermark das Religionswesen nach dem Inhalte der augsburgischen Confession einrichten helfen. Gemeinschaftlich mit Martin Chemnitz entwarf er 1576 die Statuten der neuerrichteten Universität zu Helmstädt, und gleich darauf wurde er von dem Kurfürsten August von Sachsen berufen, mit ihm die Vereinigung der protestirenden Kirche zu überlegen, worauf er den theologischen Unterredungen zu Torgau, Magdeburg, Tangermünde und Jüterbok beiwohnte. Mit Jakob Andreä, Chemnitz und andern Theologen hatte er Antheil an der Concordienformel. Wenn er keine auswärtigen Aufträge hatte, las er ungemein fleißig Collegien, nicht allein über Theologie, sondern auch über Philosophie, Geschichte und alte Literatur, und schrieb eine beträchtliche Anzahl Bücher, die noch immer einen gewissen Werth haben. Ein, wegen der vielen darin enthaltenen Dokumente und anderer wichtiger historischer Notizen, schätzbares Werk ist die Historia der augsburgischen Confession durch Davidem Chytraeum zusammen geordnet. Rost. 1576. 4. und ansehnlich vermehrt. Ebend. 1576. 4., welches die vollständigste und richtigste Ausgabe ist, womit aber doch die Historia augustanae confess. — contexta a Dav. Chytraeo. Frf. ad Moen. 1578. 4. verbunden zu werden verdient, als in welcher zwar Manches fehlt, aber auch Manches, besonders Seite 335 ff. die prima delineatio Apologiae confess. aug. hinzu gesetzt ist; Franz. von Luc le Coy, Antw. 1582; 1590. 4. Nicht entsprechend den mäßigeren Foderungen, die man an eine teutsche Specialgeschichte machen konnte, ist seine Fortsetzung von des Alb. Kranz sächsischer Chronik, die zuerst unter dem Titel: De Vandaliae et Saxoniae Alb. Krantzii continuatio. Witteb. 1580. fol. erschien, dann aber mit der Aufschrift: Chronicon Saxoniae et vicinarum aliquot gentium, ab a. 1500 ad a. 1593. Lips. 1593. fol. (fortgesetzt von einem Unbekannten bis 1611.) Eb. 1628. Fol. Mehr Werth hat seine Fortsetzung von Kasp. Schütz wahrhafter und eigentlicher Beschreibung der Lande Preußen (Zerbst 1592. Fol.), fortges. von Chyträus (von 1525 bis 1598). Leipz. 1599. Fol. Von seinen übrigen historischen Arbeiten bemerken wir noch: Oratio de statu ecclesiarum in Graecia, Asia, Africa, Bohemia etc. Witt. 1575; Frf. 1583. 8. Teutsch von H. Arnold 1581. 8. Oratio describens regionem Greichgaeae ad Neccarum fluvium sitae. Frf. 1583. 8. u. De lectione historiarum recte instituenda. Argent. 1563; Rost. 1567; Witt. 1576. 8., auch in der Sammlung: Artis historicae penus. Basil. 1574; 1576. Vol. II. 8. Neu bearbeitet unter dem angemessenern Titel: Chronologia historiae Herodoti et Thucydidis. Helmst. 1586. 4. Im Geist seines Lehrers Melanchthon schrieb er eine theologische Methodologie: Oratio de studio theologiae recte inchoando. 1608. und Oratio de studio theologiae, exercitiis verae pietatis et virtutis potius, quam contentionibus et rixis disputationum colendo. Viteb. 1581. wieder herausgegeben mit Anmerk. von Const. Schütz. Leipz. 1701. Die Mäßigung, Weisheit und Frömmigkeit, welche diese Schriften belebt, ist eben so lehrreich und bildend, als die angegebenen Regeln [3]). In einer andern Schrift: Regulae studiorum, seu de ratione discendi, in praecipuis artibus recte instituenda. Lips. 1595. 8. ertheilt er Vorschriften für das Studium fast aller andern Theile der Gelehrsamkeit.

2) *Lipsii* epist. miscell. ep. 39. cent. 2.

3) Schröckh's Kirchengeschichte seit d. Ref. 4. Th. 397. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Th. 162.

über die meisten Bücher der heiligen Schrift schrieb er Kommentarien, die nichts Vorzügliches haben; wie die meisten protestantischen Schriftausleger jener Zeit, hielt er die Offenbarung Johannes für eine christliche Kirchengeschichte von den ersten Zeiten bis ans Ende der Welt [4]). Seine meisten Opera theologica erschienen Lips. 1599. Vol. II. fol., und sein Sohn edirte des Vaters Orationes. Han. 1614. 8. und Epistol. Ib. 1614. 8. [5]). (*Baur.*)

CHYTRAEUS (Nathan), Bruder des vorigen, geboren den 15. März 1543 zu Menzingen bei Heidelberg, studirte unter der Leitung seines Bruders zu Rostock, dann zu Tübingen, und erhielt 1564 zu Rostock das Lehramt der lateinischen Sprache. Im folgenden Jahre machte er eine Reise durch England, Frankreich und Italien, auf der er viele alte Inschriften und Denkmäler sammelte, und erhielt nach seiner Rückkunft in Rostock das Lehramt der Dichtkunst, übernahm auch zugleich 1580 das Rectorat der wieder hergestellten Stadtschule. Er folgte 1593 einem Rufe als Rektor an das Gymnasium in Bremen, und starb daselbst den 25. Febr. 1598. Er war ein gelehrter Kenner der alten Literatur, ein beliebter Lehrer und erfahrner Schulmann, der besonders das Gymnasium in Bremen in Flor brachte, und ein fruchtbarer lateinischer Dichter: Poematum omnium libri XVII. Rost. 1579. 8. Jo. Casae Galateus, seu de morum honestate et elegantia liber. Oxon. 1580, Hannov. 1603. 8. (eine Übersetzung aus dem Italienischen). Viaticum itineris extremi, doctrinae et consolationis pleniss. Herb. 1601. 8. Fastorum ecclesiae christianae lib. XII. Hannov. 1584. 8. (in Versen). Cassii Parmensis Orpheus, cum commentariolo. Frf. 1585. 8. Er hat auch des Schottländers Buchanan poetische Umschreibung der Psalmen Davids, mit vierstimmigen Melodien, in teutschen Versen herausgegeben, Herborn 1592. Die Beschuldigung, daß er ein geheimer Anhänger des Calvinismus sei, verwickelte ihn zu Rostock in langwierige theologische Streitigkeiten, und veranlaßte ihn, sein Christl. und richtiges Glaubens-Bekendnus. 1592; 1594 drucken zu lassen *). (*Baur.*)

---

4) Meyer's Gesch. d. Schrifterklär. 2. Bd. 513 ff. 5) *Sturcii* orat. memor. Chytraei habita. Rost. 1600. 4. Vita Chytr. (von s. Sohn Ulrich Chyt. herausgeg.) Ib. 1601. 4. *Adami* vitae theolog. germ. 323. O. F. *Schützii* de vita Chytr. commentarior. Lib. IV. Hamb. 1722 — 28. 8. (ein sehr reichhaltiges Werk, das sich besonders ausführlich über die kirchlichen Angelegenheiten jener Zeit verbreitet). *Crenii* animadv. philol. P. V. 183. P. VII. 187. P. XVIII. 38. *Fabricii* hist. bibl. P. I. 274. *Freitag* adpar. liter. T. I. 294. *Struvii* thesaur. var. erudit. 265. *Frekeri* theatr. 314. *Teissier* Eloges T. IV. 402. Etwas von Rost. gel. Sachen 1740. S. 222. Walch's Einleit. in die Religionsstreit. außer der ev. luth. Kirche. 5. Bd. 892. Strobel's neue Beitr. zur Lit. 1. Bd. 1. St. 150. Krey's Andenken an Rost. Gel. 3. St. 13—35.

*) *Crenii* animad. phil. P. V. 222. *Fabricii* hist. bibl. P. I. 394. *Freytag* adpar. lit. T. I. 471. T. III. 371. 379. 667. Etwas von Rost. gel. Sachen 1739. S. 337. 344. 474. Von seinen Religionsstreit. 371. Von seinen Schriften 209 ff. Richters Lex. der geistl. Liederdicht. 38. Raßmanns Literar. Handwörterb. 23. Krey a. a. O. 2. St. 36—40.

CIAMBERLANO (Lukas), geb. zu Urbino 1586, gest. zu Rom 1641, war schon Doktor der Rechte geworden, als er die Rechtswissenschaft verließ, um sich der Malerei, und nachher auch der Kupferstecherei, zu widmen. Zu Rom hat er viel nach eignen Zeichnungen und Werken berühmter Meister, hauptsächlich Rafaels, gestochen, und er führte den Grabstichel mit viel Verstand; besonders das Nackte behandelte er trefflich. Er war erst 22 Jahre alt, als er eine Folge von 16 Köpfen in natürlicher Größe stach — Christus, die H. Jungfrau, die Evangelisten und Apostel. Diese Blätter, an denen ihm Falcini und Bassani halfen, großartig ausgeführt, sind äußerst selten und wenig gekannt. (*H.*)

CIAMPELLI (Agostino), geb. 1578 zu Florenz, gest. 1640 zu Rom, Maler aus der Schule des Santi di Tito, arbeitete viel zu Rom unter Clemens VIII. in mehren öffentlichen Gebäuden, sowol al fresco als in Öl. Seine Werke zeugen von einem fleißigen Studium; seine Zeichnung ist korrekt, sein Stil edel, sein Pinsel markig und leicht. Mit großer Sorgfalt hat er ein Zeichnenbuch entworfen, welches alle seine Werke enthält. (*H.*)

CIAMPINI (Joh. Justinus), ein vorzüglicher Geschichtsforscher und Physiker des 17. Jahrh., geb. zu Rom d. 13. April 1633, aber ursprünglich von Biolo nahe bei Ardenno in dem damals noch bündtnerischen Veltlin, von wo der Vater nach Rom gewandert war und dort sein Glück gemacht hatte. Im zwölften Jahre verwaiset, kam er unter die Vormundschaft seines ältesten Bruders Petrus, der in der päpstlichen Kanzlei eine nicht unbedeutende Stelle bekleidete, dem Bruder aber diese Laufbahn zu verschließen trachtete, um allein aus der Familie auf derselben desto sicherer sein Glück zu machen. Als aber Justinus nach zwei Jahren dem trockneren Studium des Rechtes entsagte, um sich der Geschichte und Alterthumskunde zu widmen, gab Petrus endlich nach und verschaffte ihm 1650 eine Anstellung bei Petrus Gentilis, Sekretär des Kardinals Vicekanzler Barbarini. Weder dieß noch das üble Verhältniß zu seinem Bruder, der seiner Vormundschaft nie entsagen wollte, und mit dem er endlich 1657 durch Entfernung aus dem väterlichen Hause völlig brach, hinderte ihn jedoch, in jenen Studien und in den strengern Wissenschaften glückliche Fortschritte zu machen. Schon damals unterstützte er mit seinen Kenntnissen viele Gelehrte bei ihren Arbeiten. 1668 begann er mit mehren Gelehrten das für die Literaturgeschichte wichtige Giornale dei letterati di Roma, welches Auszüge aus neuen Büchern enthält. Als indessen der Redacteur Franz Nazzari mit dem Verleger Tanassi sich entzweite 1675, und einen andern Verleger Mascardi wählte, trennte sich der reizbare C., und setzte das Giornale mit einigen andern Gelehrten bei Tanassi bis 1679 fort. Unterdessen hatte sich seine Lage sehr verbessert, denn nach einer Aussöhnung mit seinem Bruder 1669 erhielt er noch im gleichen Jahre durch dessen Vermittelung die zwei einträglichen Stellen eines Magister Brevium Gratiae und eines Praefectus Brevium Justitiae, worauf 1672 und 1681 noch andre Beförderungen folgten. Mit der gleichen Thätigkeit, die er bei dem Giornale zeigte, beförderte er auch den Plan des vatikani-

schen Bibliothekar Lucas Holstenius zu Errichtung einer ausschließend für Bearbeitung der Kirchengeschichte bestimmten gelehrten Gesellschaft. Da aber das Unternehmen wegen Streitigkeiten über die Einrichtung zu mißlingen schien, so bildete Ciampini für jenen Zweck eine Gesellschaft von mehren Gelehrten, eröffnete dieselbe den 30. Jun. 1671 im Convent des H. Nicolaus v. Tolentino, und legte so den Grund zu der Academia Conciliorum Canonum Theologiae Mysticae et Moralis, welche dann in das Collegium de Propaganda fide versetzt wurde. Um aber auch den strengern Wissenschaften nützlich zu werden, vereinigte er unter Protektion der eiteln Christina von Schweden in seinem Palaste die berühmtesten Naturforscher, Mathematiker und Anatomen in eine Academia Physico-Mathematica, von welcher mehre wichtige und gelehrte Dissertationen bekannt gemacht wurden. Da aber die wöchentlichen Versammlungen bald auf monatliche eingeschränkt wurden, und dieß seinem Bestreben, möglichst häufige Mittheilungen unter den Gelehrten zu veranstalten, nicht genügte, so veranstaltete er in seinem Palaste, der durch die gewählte Bibliothek und die Menge der aufgestellten Antiquitäten mehr einem Museum glich, die so genannte Conversatio nocturna, wo sich wöchentlich 5 Mal mehre Gelehrte Abends zu Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände versammelten. Durch ausgebreitete Kenntnisse der Antiquitäten, besonders der kirchlichen, der Physik, Mechanik und Chemie, durch einen lebhaften Geist und brennenden Eifer für die Wissenschaften belebte er diese Versammlungen. Sein ausschließend dem Dienste der Wissenschaften gewidmetes Leben brachte er auf 65 Jahre. Eine hitzige Krankheit, wie gesagt wird, durch Quecksilber-Dünste bei chemischen Versuchen erregt, machte demselben ein Ende 12. Jul. 1698. Sein Testament, welches die Somasker-Regularen vom Collegium Clementinum zu Rom unter der Bedingung zu Erben einsetzte, daß sie 12 arme Gelehrte unterhalten sollten, um für die Akademien Conciliorum und Physico-Mathematica zu arbeiten, wurde theils durch seine Verwandten, theils durch diese Mönche selbst, die ihre Rechnung nicht dabei fanden, vereitelt. — Weniger erfreulich ist das Bild seines Charakters: eingenommen von sich selbst, zum Zorne geneigt, gegen Freunde, die wissenschaftlichen Unterstützungen ausgenommen, streng, blieb er hartnäckig auf seiner Meinung: doch waren diese Fehler mit einer löblichen Festigkeit im Kampfe gegen Schwierigkeiten verbunden. — Seine Werke werden besonders in Italien sehr geschätzt, obgleich die Fehler des Stils und der Mangel an Ordnung die Eilfertigkeit der Abfassung beweisen. Die wichtigsten: Discorse tenuto nell' Accademia fisico-matematica Romana in occasione della cometa apparsa il mese d'Agosto dell' anno 1682. e osservazioni sopra di essa. Rom. 1682. 4. (anonym). Nuove invenzioni di Tubi Ottici demostrate nell' Accad. fisico-mat. da Carlo di Napoli (Ciampini) Rom. 1686. 4. — Conjectura de perpetuo Azymorum usu in ecclesia lat., vel saltem romana. Rom. 1688. 4. Zur Widerlegung des Jesuiten Sirmond und Andrer, welche behauptet hatten, daß sich die lat. Kirche ehemals des gesäuerten Brotes beim Abendmahl bedient habe. — Examen libri pontificialis sive vitarum R. Pontificum, quae sub nomine Anastasii Bibliothecarii circumferuntur, cum Catalogo S. Romanae Eccl. Bibliothecariorum. Rom. 1688. 4. C. sucht zu beweisen, daß die vitae Pontificum, welche gewöhnlich alle dem Bibliothekar Anastasius zugeschrieben werden, von mehren Verfassern sind, und daß Anastasius von allen nur die von Gregor IV., Sergius II. Leo IV., Benedikt III. und Nikolaus I. geschrieben habe. — Parergon ad examen libri pontificialis, s. Epistola Pii II. ad Carolum VII. regem Fr. ab haereticis depravata etc. Rom. 1688. 8. Launoy hatte eine Stelle aus diesem Briefe citirt: Doctoribus Sedis Apostolicae semper non credas, sed multa illorum passionibus tribuas. Ciampini suchte nun zu beweisen, daß doctoribus verfälscht sei für Detractoribus. — Vetera Monumenta, in quibus praecipue musiva Opera, sacrarum profanarumque Aedium structura ac nonnulli antiqui ritus dissertationibus iconibusque illustrantur. Rom. Tom. I. 1690. Tom. II. 1699. fol. mit 134 Kupfertafeln. Der 3te und 4te Bd. sind ungedruckt geblieben. Das Werk soll dadurch entstanden seyn, daß C. einen vornehmen Fremden als Cicerone beim Besuche der wichtigsten Alterthümer begleitete und dadurch veranlaßt wurde, ihrem Ursprunge nachzuforschen und die Nachrichten der vorzüglichsten Schriftsteller zu sammeln. Es hat auch jetzt noch großen Werth. — Dissertatio historica, an Romanus Pontifex Baculo Pastorali utatur. Rom. 1690. 4. C. hatte in den Vet. Monum. behauptet, die Päpste hatten ehemals den Hirtenstab getragen, und da der Kardinal Orsini (nachher Benedikt XIII.) die entgegengesetzte Behauptung Innocenz III. angeführt hatte, so bewies C. die Richtigkeit seiner eignen Meinung durch diese Dissertation. — De incombustibili lino s. lapide Amianto, deque illius filandi modo. Rom. 1691. 4. — De Abbreviatorum de Parco majori, s. Assistentium S. R. E. Vicecancellario in literarum apostolicarum expeditionibus antiquo statu, illorumque in collegium evectione, munere etc. Rom. 1691. fol. C. war selbst Abbreviatore del Parco maggiore. Diese Abbreviatoren expediren die Breven der Päpste, oder die weniger wichtigen Briefe, die nur mit rothem Wachse, nicht mit Blei gesiegelt werden. Der Ausdruck Parco wird von dem hölzernen, mannshohen Geländer abgeleitet, welches ihren Versammlungsort, wie einen Park einschließt. Enarratio synoptica qualitatum gestorumque Abbreviatorum de Parco M. S. R. E. Vicecancellario assistentium in expeditionibus literarum Apostol., quae in Cancellaria Apost. peraguntur Rom. 1691. fol., eigentlich der zweite Theil des vorherg. — Sacro-historica disquisitio de duobus Emblematibus, quae in Cimelio Emin. D. Gasp. Card. Carpinei asservantur, in quorum altero praecipue disceptatur, an duo Philippi fuerint Imperatores Christiani. Rom. 1691. 4. — De vocis correctione in Sermone VII. S. Leonis Magni de Nativitate Domini. Rom. 1693. 4. — De sacris aedificiis a Constantino M. constructis. Rom. 1693 fol. — Il Teatro de' grandi, discorso accademico

Rom. 1693. 4. C. sucht zu beweisen, daß dieser Palast auf den Ruinen des Theaters des Pompejus erbaut sei. — Investigatio historica de cruce stationali. Rom. 1694. 4., über die Kreuze, welche den Prozessionen vorgetragen werden. — Abbreviatoris de Curia compendiaria notitia. Rom. 1696. 4. — Explicatio duorum sarcophagorum sacrum baptismatis ritum indicantium. Rom. 1697. 4., bloße Hypothese. — De S. R. Ecclesiae Vicecancellario, illiusque Munere, Auctoritate et Potestate, deque Officialibus Cancellariae Apostolicae aliisque ab eodem dependentibus. Rom. 1696. 4. — Gianini hat die wichtigsten seiner Werke zusammen edirt. Rom. 1747 — 1749. 3 Tom. fol. Vieles ist aber noch unedirt, wovon ein Theil in der vatikan. Bibliothek *). (*Escher.*)

CIAMPOLI (Giovanni Battista), geb. zu Florenz 1589, arm aber mit glänzenden Anlagen, entwickelte sich mit Erstaunen erregender Schnelligkeit in den Schulen der Jesuiten und Dominikaner, und zog dadurch die Aufmerksamkeit und Gunst des edeln Florentiners G. B. Strozzi auf sich. Dieser nahm ihn in sein Haus auf und behandelte ihn, wie seinen Sohn, und Ciampoli disputirte und improvisirte damals, als ein Wunderknabe betrachtet, über jedes vorgelegte Thema. Dort hörte ihn auch der große Galilei und rieth ihm, in der Philosophie den alten Schulweg der Peripatetiker zu verlassen, wodurch Strozzi bewogen wurde, seinen Pflegesohn nach Padua zu schicken, um unter Galilei einen philosophischen und mathematischen Kursus zu machen. Die beiden Brüder Aldobrandini, welche Ciampoli in dieser Stadt kennen lernte, führten ihn mit sich nach Bologna und stellten ihn dem dortigen Gouverneur, dem Kardinal Maffeo Barberini vor, welcher, selbst Dichter, von dem Talent des Jünglings entzückt wurde und ihm seine Empfehlungen nach Rom versprach. Strozzi willigte in Ciampoli's Reise ein und gab ihm die nöthigen Mittel zu einem längern Aufenthalte in Rom. Hier fand er an dem jungen Prälaten Virginio Ceserani einen eifrigen Freund und Gönner, der ihn in sein Haus aufnahm; aber ein frühzeitiger Tod entriß ihm bald diese Stütze. Nichts desto weniger eröffnete sich ihm nach Gregors XV. Erhebung zum päpstlichen Stuhle eine glänzende Laufbahn: er wurde zum Sekretär der Breven ernannt und empfing mehre Pfründen, unter andern auch ein Kanonikat der Peterskirche. Noch günstiger zeigte sich ihm das Glück unter Urban VIII., den er schon in Bologna, als er noch Kardinal Barberini hieß, für sich eingenommen hatte. Aber eben dieses Glück, indem es seinen, durch früheres Lob geweckten und späterhin durch akademische und höfische Schmeichelei genährten Hochmuth immer voller aufblies, beförderte seinen Sturz. Er sprach mit Geringschätzung von den Meisterwerken der alten und neuen Poesie und verhehlte es nicht, daß er seine Verse über die des Virgil, Petrarca, Ariosto und Tasso stelle. Dadurch wurde er dem Papste überlästig, so fleißig er auch ihn und die Seinigen in pomphaften Gedichten feierte, und, um seiner ledig zu werden, schickte man ihn als Gouverneur nach Montalto, dann nach Norcia und zuletzt nach Jesi, wo er den 8. Sept. 1643 starb. Seine Verbindung mit Galilei soll ebenfalls mit zu diesem seinem Schicksale gewirkt haben. Seine nachher mehrmals wieder aufgelegten Gedichte wurden fünf Jahre nach seinem Tode herausgegeben, unter dem Titel: Rime di Mons. Giovanni Ciampoli. Roma 1648. 4. Sie zerfallen in Poesie sacre, funebri und morali. Seine Prose (Roma 1667. 8.) enthalten einen politisch-religiösen Dialog Zoroaster und eine Schrift zur Vertheidigung der Rechte Innocenz II. auf die beiden Sicilien. Auch hatte er eine Geschichte der Regirung des Königs Ladislaus IV. von Polen angefangen, welcher während seiner Ungnade sein Beschützer war und dem er aus Dankbarkeit seine hinterlassenen Handschriften vermachte *). — Seine Gedichte tragen den oben bezeichneten Charakter des Hochmuths an sich, einen überspannten Schwung, Schwulst und Sucht, überall neu und außerordentlich zu seyn. Troß dem ist aber eine poetische Fülle in ihm, auch bei diesem Mißbrauche derselben, nicht zu verkennen. Seine Prosa ist geschmacklos durch ähnliche Fehler. (*W. Müller.*)

CIANFOGNI (Pier Nolaseo), geboren zu Florenz den 1. Februar 1710, gestorben ebendaselbst im J. 1794. Aus dem Französischen hat er die Lebensbeschreibung des heiligen Jean-de-Dieu †), aus dem Lateinischen die des Redi übersetzt. Die erste erschien 1747, die zweite ward Redi's Briefen 1779 vorgedruckt. Außerdem schrieb er in italienischer Sprache auf Ansuchen der Carmeliter das Leben des seligen Angiolo Paoli da Argigliano. Sein Hauptwerk bleiben aber die nach seinem Tode von Domenico Moreni herausgegebenen Memorie istoriche dell' Ambrosiana regia Basilica di S. Lorenzo di Firenze. Fir. 1804. 4. Cianfogni stand als Canonicus an dieser Kirche. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CIARA, 1) eine Provinz des Kaiserthums Brasilien, die den Namen von dem kleinen sie durchströmenden Flusse führt, und seit 1603 die ersten Kolonisten erhalten hat. Sie gränzt im N. mit dem Ozeane, im O. mit Rio Grande und Parahiba, im S. mit Pernambuco, im W. mit Piauli, ist nach Schäffer 3311, nach Gutsmuths richtiger 2800 QMeilen groß, an der Küste flach, mit Savannen bedeckt, im Innern gebirgig und voller Wald, der Boden meistens Sand und daher mit Ausnahme der Flußufer von geringer Fruchtbarkeit. Am

*) S. Vita di Ciamp. im 2ten Bde von *Crescimbeni's* Vite degli Arcadi illustri. — Quadri Dissertazioni criticho-storiche intorno alla Valtellina. Tom. III. 255. — *Petri Sanctorii* Vita Ciampini, im ersten Bd. v. *Ciamp.* Opp. — *Angelo Fabroni* Vitae Italorum doctrina excellentium. T. VI. — Lpzgr. gel. Zeitung. 1727. 625. 1748. 921. Freimüth. Nachr. 1748. 319. 1749. 367. 368. — Iselin allgem. Lex. — Jöcher. — Haller's Bibl. d. Schw. Gesch. — Leu Lex. — *Niceron* Mémoires IV. 193. — Biogr. Univ. — *Ferdinando Fabiani* il merito applaudito di Gio. Giustino Ciampini. Fermo 1694. 4. eine Sammlung von Lobsprüchen, welche dem C. von verschiedenen Schriftstellern ertheilt wurden. — Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. 2. 435. Ebert's bibliogr. Lex.

*) *Tiraboschi* VIII. 462. Ginguené in der Biogr. univ.

†) Nach *Barbier's* Dictionnaire des ouvrages anonymes. Paris 1806. II. Nr. 7406. hieß der Verfasser Jean Girard de Villethierry.

Gestade schneiden die Baien von Titaya, Jericoacoara und Iguape in das Land, das verschiedene kleine Seen und eine Menge Flüsse hat, worunter der fischreiche Iguarybe der vornehmste ist. Das Klima ist ungemein heiß, vorzüglich in den Thalgegenden; das Hauptprodukt die Baumwolle, da Kaffee und Zucker nur erst in geringen Quantitäten erzeugt werden; man bauet Mais, etwas Tabak, hat schöne Baumfrüchte, Carnahupalmen, Copal, Benzoe, vieles Vieh, das doch zuweilen durch Dürre und Wassermangel leidet, Fische im Überflusse, Honig, Wachs, Salz, Goldsand, Amethyste; der Plantagenbau könnte sich indeß noch sehr heben. Die Volksmenge ist noch sehr schwach, und schwerlich dürfte die Zahl von 272,713 Köpfen, die ihr Schäffer gibt, vorhanden seyn; wilde Indianer gibt es nicht. Die Provinz enthält 17 Villas, worunter Villa do Forte die vornehmste, Aracaty die bevölkertste ist. 1823 betrugen die Einkünfte derselben 138,784,466, die Aktivschulden 119,369,333, die Passivschulden 2,557,935 Reiß. — 2) Kleiner Küstenfluß in vorgedachter Provinz, wovon sie den Namen hat. — 3) Serra do C., ein Gebirge in der brasilischen Prov. Pernambuco, zwischen dem Cintra und Cahohype, mit 4 aufsteigenden Gipfeln *). (*Hassel.*)

CIBALAE oder Cibalis [1]), eine römische Stadt (civitas) in Pannonien an der Save, zwischen Mursa (wo jetzt die Stadt Essek in Slavonien ist) und Sirmium (an der Stelle der heutigen Militär-Communität Mitrowitz), wahrscheinlich an der Stelle, wo jetzt Vinkovcze in der slavonischen Militärgränze steht, keineswegs aber das Castellum Romanorum (j. Keszthely, das bei Fenék noch römische Rudera hat), am Balaton oder Plattensee in der szalader Gespanschaft in Ungarn, wie der Rentmeister Johann Leibitzer von Keßthely in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat, zu beweisen versuchte [2]). Das Itinerarium Hierosolymitanum gibt ihr den Titel Civitas und die peutingerische Tafel malt zum Zeichen der Wichtigkeit ihre Häuschen hin, der Kopist hat aber vergessen, den Namen beizufügen. Hier war die Trennung der westlichen und nordwestlichen Hauptstraße Pannoniens. Auch die Straße von Salona in Dalmatien gegen Norden zog sich nach dieser Stadt. Sie lag an der nördlichsten Biegung des Flusses Bacuntius, j. Boszut, ganz in der Nähe von Vinkovcze. Nach der wichtigen Stelle bei Zosimus lag sie auf einem Hügel und in der Nähe befand sich der See Hiulkas (oder palus Hiulca), welcher wahrscheinlich jener See oder vielmehr große Sumpf war, der sich zunächst nördlich vom Flusse Vuka verbreitet, von Vinkovcze aber 1¼ geogr. Meile nördlich entfernt liegt, und von Joh. Leibitzer sehr lächerlich mit dem Balaton oder Plattensee verwechselt wurde. In Cibalä sind die Kaiser Gratianus (Amm. Marc. 30, 24. Zos. 2, 18) Valentinianus und Valens geboren (Photius in seinen Excerpten aus Philostorgius VIII. 16.). Berühmt wurde Cibalä in der Geschichte, weil bei dieser Stadt der Kaiser Konstantin dem Kaiser Licinius eine entscheidende Niederlage beibrachte. Die Hauptstellen darüber sind (außer der schon angeführten (*Zosimus* lib. II. cap. 18), *Eutropius* lib. X. cap. 4. de Constantino: „primo eum (Licinium) in Pannonia, ingenti adparatu bellum apud Cibalas instruentem, repentinus oppressit. Der Epitomator des Aurelius Victor: Primum apud Cibalas juxta paludem Hiulcam nomine, Constantino nocte castra Licinii irrumpente, Licinius fugam petiit. *Sozomenus* in Histor. Eccles. lib. I. cap. 6. nennt diese Schlacht: *ἡ περὶ Κιβάλας μάχη*. Jakob Gothofredus bemerkte ad *Philostorgii* lib. VIII. c. 16, daß auf der peutingerischen Tafel an der Stelle von Cibalis Ad labores gesetzt sei, und glaubt, daß dieser Name von der entscheidenden Schlacht zwischen Konstantin und Licinius herrühre [3]). (*Rumy.*)

CIBAO, CRÊTES DU, eines der vornehmsten Gebirge auf der westindischen Insel Hayti, das auf seinen höchsten Punkten wol 6000 Fuß über dem Meeresspiegel empor steigt und sich ziemlich im Mittelpunkte der Insel lagert. Seine Richtung geht von NW. nach SO; es nimmt einen Umfang von etwa 14 geogr. Meilen ein, und sein erhabenster Gipfel ist der Pik von Yaqua. In seinem Innern finden sich Goldadern, die sehr reich seyn sollen, und auch vormals gebauet wurden, seit der Auffindung von Potosi aber von den Spaniern, die nach der Vertilgung der einheimischen Menschenrasse auch keine Arme dafür hatten, vernachlässiget sind. Es gibt den größeren Flüssen der Insel, der Nayba, dem Artibonite, dem großen Yaqua und der Jouna den Ursprung, und schied vormals die Departemente Cibao und Ozama. Jetzt ist das nach ihm benannte Departement unter die Bezirke (Arrondissements) von Santjago und la Vega vertheilt. (*Hassel.*)

CIBBER, 1) Colley. Dieser bekannte engländische Schauspieler und Theaterdichter war der Sohn eines teutschen, von Holstein nach England gezogenen Bildhauers und wurde zu London d. 6. Nov. 1671 geboren. Seine Mutter war aus der angesehenen Familie der Colley's. Nachdem er eine mittelmäßige Schulbildung empfangen hatte und auf dem Wege war, die Universität Cambridge zu beziehen, wurde er von dem Strome der Zeitbegebenheiten in den Kriegsdienst gerissen und folgte den Fahnen des eben gelandeten Prinzen von Oranien, und dadurch vielleicht zu dem Gefühle seiner Selbständigkeit erhoben, begab er sich 1689 wider den Willen der Seinigen auf das Theater, einen Hang befriedigend, den er schon seit seinem Knabenalter auf das lebhafteste gefühlt hatte. Seine Laufbahn im Drury Lane Hause begann mit den unbedeutendsten Rollen, zu denen seine schmächtige Figur und seine schwache Stimme ihn allein berufen zu haben schien. Nach und nach fand er ein seiner Natur angemessenes Fach in den so genannten Grims oder

*) Meistens nach Gutsmuths.

1) Cibalis ist eigentlich der Ablativ von Cibalae: doch führt sie bei Ptolemäus, Zosimus und Päanius auch im Nominativ den Namen *Κίβαλις*. 2) Diesen gewaltigen geographischen Irrthum habe ich schon früher gerügt und widerlegt.

3) Vgl. über Cibalae oder Cibalis: *Cellarii* Notitia Orbis antiqui, Tom. I., edit. Lipsiens. *Schwarzii*, 1731 (Leipzig bei Gleditsch) p. 449. 450. Mannert's Pannonien, 2te Aufl. (Leipzig 1820) S. 679. 680. *Sam. Timon* Imag. antiquae Hungariae (Viennae 1754.) p. 26.

Murrköpfen, und gewann in demselben als Fondlewise in dem Old Bachelor von Congreve einen glänzenden Triumph, den wol auch der Umstand gesteigert hatte, daß er einen beliebten, eben erst abgetretenen Schauspieler in dieser Rolle täuschend kopirte. Nun wagte er es auch, seine eigenen dramatischen Arbeiten auf die Bühne zu bringen, und zwar zuerst 1695 das Lustspiel: *Love's* last shift. Es wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und nicht minder Cibber's Spiel in der Rolle des Sir Novelty, eines etwas karikirten, eitlen und anmaßenden Modemenschen, dessen Charakter, wie Einige behaupten, seinem Darsteller in vielen Zügen verwandt war. Man findet dieselbe Rolle unter andern Namen und Verhältnissen fast in allen Lustspielen Cibbers. Sein 1697 aufgeführtes Lustspiel *Woman's* witt hatte weniger guten Erfolg, und seine Tragödie Xerxes erlebte 1699 nur die erste Vorstellung. Er kehrte zur Komödie zurück und bearbeitete, aus Mangel an eigener Erfindungsgabe, auch mehre ältere engländische und ausländische Stücke nach dem Geschmacke seiner Zeit und seines Landes. Love makes a man ist aus zwei Stücken von Beaumont und Fletcher zusammengesetzt, und She would and she would not einem spanischen Originale nachgebildet. Beide gefielen, aber Cibber's gelungenstes und selbst von seinem Feinde Pope gepriesenes dramatisches Werk ist der 1704 zum ersten Male aufgeführte Careless husband. Zwar finden wir auch in diesem Lustspiele keine sinnreiche Erfindung der Intrigue und keine höhere Originalität der Charaktere, aber ein überaus treffendes Lebensgemälde, welches besonders die Lächerlichkeiten der Modewelt ausstellt, in der Form eines leicht beweglichen und eleganten Dialogs, der selbst für den Mangel an Handlung schadlos zu halten vermag. Die ganze Behandlung ist natürlich und frei, jedoch ohne unmoralische Tendenz. Cibber's Nachahmung des Tartuffe in dem Nonjuror, welcher 1717 auf die Bühne kam, ist ein Parteistück gegen die damals so viel besprochenen und gefürchteten heimlichen Jakobiten, und verdankt einen großen Theil seines Erfolgs dem politischen Interesse. Auch soll der Hof es mit einem theuern Preise bezahlt haben, und 1730 erntete Cibber in der Ernennung zu einem Poeta laureatus einen seinem Hochmuthe vielleicht noch wertheren Lohn seiner patriotischen Bestrebungen. Er erfüllte aber die Pflichten, welche dieser Ehrenposten ihm auferlegte, in einer so lächerlichen Weise, daß er selbst nicht umhin konnte, über seine schlechten Verse zu spotten, um dadurch der fremden Kritik die Schärfe ihres Stachels zu nehmen. Mit besonders gehässigem Eifer verfolgte ihn Pope, welcher ihn auch in einer Umarbeitung der Dunciade zum Haupthelden dieses Gedichts, an Theobald's Stelle, erhob.

Durch seinen Hofdichterposten und andre günstige Verhältnisse in eine sorgenfreie Lage gesetzt, verließ Cibber das Theater kurz vor seinem 60. Jahre und bestieg es nur noch einmal wieder, nach 15 Jahren, um in einer seiner Lieblingsrollen zu zeigen, daß das Alter die Kraft und Lebendigkeit seines Geistes und Körpers geschwächt habe. Auch von der Direktion des Drury Lane-theaters, die er seit mehren Jahren getheilt hatte, trat er damals ab, nicht zum Verdruß der Schauspieler, welche er durch seine Anmaßungen und Unverschämtheiten arg gequält hatte. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er seine Biographie oder, wie er sie nennt: Apology for his own life, ein mit freimüthiger Laune verfaßtes Werkchen, welches auch für die Geschichte des engländischen Theaters jener Zeit interessante Data liefert. Gedruckt London 1740. 8. Werthlos und ganz vergessen ist seine Schrift über Cicero's Charakter. Lond. 1747. 4. Er starb 1757 im 86. Jahre.

Seine dramatischen Arbeiten sind gesammelt worden unter dem Titel: The Dramatic Works of C. C. Lond. 1777. V. 12. †). (*W. Müller.*)

CIBBER (Theophilus), der Sohn des Vorigen, geb. 1705, widmete sich, nachdem er die Schule zu Winchester verlassen, ebenfalls der dramatischen Kunst, erreichte aber seinen Vater weder als dramatischer Schriftsteller noch als Schauspieler, vielleicht weniger in Folge mangelnden Talents, obwol er auch äußerlich von der Natur wenig begünstigt war, als in Folge vernachlässigter Bildung und daraus entstandener ausschweifenden Lebensweise. Seine Verschwendung verleitete ihn zu manchem bedenklichen Schritte, deren einer auch die Anklage gegen seine zweite Gattin gewesen zu seyn scheint. Er klagte einen Reichen, dem er die Bekanntschaft mit seiner Frau verschafft hatte, der Verführung derselben an, und verlangte 5000 Pfund für seine verletzte Ehre; die Richter sprachen ihm jedoch nur 10 Pfd. zu. Im J. 1757 engagirte er sich bei der Schauspielergesellschaft, welche Sheridan zu Dublin errichten wollte, verlor aber auf der Reise dahin in dem Kanal S. George durch Schiffbruch sein Leben.

Theophilus Cibber ist unbedeutend als dramatischer Autor. Er hat drei ältere Stücke, darunter Romeo and Juliet, schlecht modernisirt und drei nach eigener Erfindung geschrieben. Den meisten Ruf verdankt er ohne Zweifel einem literarischen Werke: The lives of the Poets of Great Britain and Ireland. London 1753. 5 Bde. 12., dessen eigentlicher Verfasser jedoch Rob. Shiels seyn soll, der die Erlaubniß, Cibbers bekannten Namen vorzusetzen, für zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in Gefängniß saß. Baker meint indeß, daß Cibber einigen Antheil daran habe *). (*Gruber.*)

CIBBER (Susanna Maria), geborene Arne, Schwester des berühmten Komponisten Doft. Arne, der sie in der Musik unterrichtete, um eine Sängerin aus ihr zu bilden. Sie war geboren 1716 und heirathete 1734 den Schauspieler Theophilus Cibber, von dem sie aber bald wieder getrennt wurde. Ihr Schwiegervater Colley Cibber, ihr tragisches Talent bemerkend, bewog sie, den Gesang mit dem Schauspiel zu vertauschen. Er hatte

†) *Baker's* Biogr. Dram. Biogr. univ.
*) *Baker's* Biogr. Dram. Biogr. univ.

sich nicht in ihrer Schätzung geirrt, und lange behauptete Mstrs. Cibber den Ruf der ersten tragischen Schauspielerin Londons. Begünstigt durch eine schöne Gestalt und ausdrucksvolle Züge glänzte sie besonders in der Darstellung der Liebe, des Schmerzes, der Wuth und andrer tragischer Leidenschaften. Weniger Talent besaß sie für das Lustspiel, obschon sie selbst sich viel darin zutrauete. Sie starb 1766. Sie hat das Lustspiel l'Oracle von Saint Foix für das engländische Theater übersetzt. Lond. 1752. 8. *). (*W. Müller.*)

Cibeben, s. Rosinen.

CIBOT (Pierre Martial), französischer Missionar in China, geb. zu Limoges im J. 1727, gest. zu Peking am 8. Aug. 1780, trat zeitig in den Jesuiterorden, und ging bereits 1758 nach China. Nachdem er hier in Macao (vom 25. Jul. 1759 bis in die Mitte des März 1760 gelebt hatte), ging er als Hofmissionar nach Peking, wo er sich unausgesetzt mit Missionsgeschäften und Arbeiten für den Hof, so wie mit Abhandlungen für die Mémoires sur les Chinois beschäftigte, deren größter Theil von Amiot und ihm herrührt. Unter seinen Abhandlungen zeichnet sich vorzüglich (im 1sten Bande) eine über das Alterthum der Chinesen aus, in welcher er die Regirungen der sieben Monarchen vor Yao für fabelhaft erklärte, eine Meinung, die Amiot im folgenden Bande bestritt, ohne seinen Kollegen offen anzugreifen. — Eine gewisse Weitschweifigkeit des Stils und manche Abschweifungen der Phantasie werden durch umfassende Forschungen überwogen, und mit Dank muß man seine Auszüge und Übersetzungen chinesischer Schriftsteller erkennen †). (*H.*)

CIBOTIANA, nennt Kaulfuß eine Gattung Farrenbäume, die mit Dicksonia und Cyathea verwandt ist, sich aber von beiden dadurch unterscheidet, daß das Samenbehältniß knorpelig ist, mit zwei Klappen aufspringt und schwielichte Ränder hat. *Labillardière's* Dicksonia antarctica bildet die eine Art: C. *Billarderii* Kaulf. Die andere, von Chamisso auf Owaihi gefunden, nennt er C. *Chamissoi*. (*Sprengel.*)

Cibrium und Cibrus, s. Kebros.

CICACOLE (Chicacula), Stadt in dem Distrikt Vizagapatam der brit. Prov. Vizagapatam. Sie liegt (Br. 18° 15′ L. 102° 59′), am Seteveram, hieß bei den Moslemimen Murphus Bunder, und war der Hauptort des nördlichsten aller Circare, den die Franzosen 1753 vom Subah von Dekan abgetreten erhielten, 1765 aber an die Briten cediren mußten; er enthält eine alte berühmte Moskee, hat aber sonst keine Merkwürdigkeit. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Baumwollenweberei. (*Hassel.*)

CICADA, Singcicade. Zirpengattung aus der Familie Cicadariae, der Linné'schen Abtheilung Cicadae manniferae und der Fabricischen Gattung Tettigonia entsprechend. Ihre Kennzeichen sind: zweigliederige, kurze Fühler, mit spindelförmiger, viergliederiger Endborste; drei, in einem Dreieck stehende Nebenaugen auf dem Scheitel und große starkgeaderte Vorderflügel mit einer Reihe kleiner, im Zickzack liegender Queradern vor dem Hinterrande.

Diese Insekten, unter denen sich ziemlich die größten Arten der ganzen Familie finden, waren von jeher durch den schwirrenden, weittönenden Laut, den sie besonders des Abends von sich geben, bekannt, und werden schon von Aristoteles (Histor. V. cap. 30.); Plinius (Hist. nat. lib. 11.) beschrieben, von Älian, Hesiod, Theokrit, Anakreon, Virgil u. A. erwähnt. Diesen Ton bringen die Männchen hervor, die zwei häutige, mit einer knorpeligen Schuppe bedeckte Platten besitzen, welche am Ursprung des Hinterleibes auf der Unterseite liegen, und eine gefaltete Haut bedecken, die durch einen Muskel ausgedehnt werden kann, und durch das Ausziehen und Zusammenfalten diesen Ton gibt *). Bei den verschiedenen Arten sind diese Organe bald größer, bald kleiner, bei den Weibchen fehlen sie entweder ganz, oder sind nur sehr unvollständig ausgebildet vorhanden.

Man trifft die Singcicaden in wärmern Gegenden häufig an, und kennt bereits über hundert Arten. Sie leben auf Bäumen und Sträuchern, und legen ihre Eier in das Mark der Zweige, wodurch sie den Ausfluß des Saftes und die Erzeugung des Manna's zu bewirken scheinen. Die ausgekrochenen Larven verlassen die Pflanzen und gehen unter die Erde, wo sie wahrscheinlich von Wurzeln leben. Zur Zeit der Verwandlung erklettern sie wieder die Bäume, und kriechen aus ihrer Hülle aus. Der Körper ist gewöhnlich grün, braun und schwarzbunt, die Oberflügel sind meistens glänzend, durchsichtig, mit einzelen Flecken und Schattirungen, bei einigen aber auch undurchsichtig, bunt gefärbt und behaart. Im südlichen Europa kommen auf den Eschen mehre Arten vor, wie Cicada Fraxini, schwarz und gelb oder grün bunt, die Flügel wasserhell mit einem schwarz und rothscheckigen Wurzelfleck; C. Orni, schwarz und gelbbunt, Flügel glasartig, mit zwei Querreihen schwarzer Flecken auf den Vorderflügeln. Ein Drittheil kleiner als Vorige, mit ausgespannten Flügeln fast drei Zoll in der Breite messend. (*Germar.*)

CICADARIAE, Zirpen, Cicaden. Familie der Hemipteren, aus der Abtheilung mit dachförmig an den Körper anschließenden Flügeln und am untersten Theile des Kopfes anfangendem Saugrüssel. Sie besitzen vier häutige Flügel, die oft bunt gefärbt und gefleckt sind, kurze Fühler mit feiner Endborste, und dreigliederige Tarsen. Die Weibchen führen einen schwertförmigen, am Rande gezähnelten Legestachel. Man kann diese Familie in folgende Abtheilungen bringen:

1) *Manniferae* (Stridulantes *Latr.*), die Fühler-

---

*) *Baker's* Biogr. Dram. Biogr. univ.

†) S. Grosier in d. Biogr. univ. T. VIII.

*) *Réaumur* Mémoires. Tom. V. Part. I. Mém. 4. tab. 15 — 17. — *Léon Dufour* Annal. des Scienc. natur. Juin. 1825. — Rösel's Insekt. Belust. 2. B. tab. 26.

borste geringelt. Auf dem Scheitel drei Nebenaugen. Einzige Gattung Cicada.

2) *Fulgorellae.* Endglied der Fühler mit Warzen besetzt, mit kurzer Endborste. Zwei Nebenaugen, in der Wangengrube eingesetzt. Gattungen: Fulgora, Flata, Lystra etc.

3) *Membracides.* Scheitel senkrecht; Fühler zweigliederig unter dem vorspringenden Rande des Scheitels eingesetzt. Zwei Nebenaugen auf der Mitte des Scheitels. Das Halsschild überdeckt die Oberseite des ganzen Körpers. Gattungen: Membracis, Darnis, Centrotus.

4) *Ranatrae* (Cicadellae *Latr.*). Scheitel wagerecht, mit zwei Nebenaugen, seitwärts von den Netzaugen begränzt. Fühler zwischen Augen und Stirn eingesetzt, mit mehr oder minder langer Endborste. Halsschild deutlich gegliedert, der Halskragen auf der obern Seite am größten. Gattungen: Aethalia, Ledra, Cercopis, Aphrophora, Tettigonia, Jassus u. a. (*Germar.*)

Cicadella, s. Cicadariae.

CICALATA (von cicala [cicada] und cicalare, schwatzen), eine eigenthümliche Gattung von akademischen Vorträgen der Italiener, welche durch freie Form und launige Behandlung sich von den Reden und Vorlesungen unterscheiden. Oft ist auch ihr Gegenstand diesem Charakter angemessen und aus dem Bereiche des gewöhnlichen Lebens entnommen, oft aber bildet gerade die leichtfertige Behandlung tiefer und schwerer Themata den scherzhaften Kontrast. Der Ursprung der Cicalate scheint mit der Errichtung der Akademien in Italien zusammenzufallen und es haben unter ihren Schriften viele Akademiker Proben derselben hinterlassen, z. B. schon Casa. (*W. Müller.*)

CICCA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der vierten Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch, mit Drüsen an der Basis: vier zweitheilige Pistille. Eine vierkörnige, beerenartige Kapsel. (Adr. *Juss.* de Euphorbianis, t. 4. f. 13. A. B.). Woher der Name rührt, ist mir nicht bekannt. Die eine Art, Cicca disticha, hatte Linné längst als Accerrhoa acida aufgeführt, als er 1767 in der ersten Mantisse diese Gattung aufstellte. Murray wiederholte es in der 13ten Ausgabe des Syst. vegetab., und behielt dennoch Accerrhoa acida als eine besondere Pflanze. Ehrhart aber oder der jüngere Linné (es ist ungewiß, wer diesen Artikel in dem Suppl. p. 416. ausgearbeitet,) zog mit Recht beide Pflanzen zusammen, ließ zwar die Gattung Cicca stehn, bemerkte aber ihre Verwandtschaft mit Phyllanthus. Jene Cicca disticha, Cherimola bei Rumph (Amboin. Auct. p. 34. t. 33. f. 2.) war lange die einzige Art, die als Baum in Ostindien wächst, und deren säuerliche Früchte genossen werden. In Jussieu's und Richard's Sammlungen befinden sich Exemplare von einer ganz ähnlichen Pflanze, welche Adr. Jussieu als eigene Art ansieht, und sie hauptsächlich durch fünf Pistille, schmalere Kelchlappen und fünfkörnige Kapsel unterscheidet. Diese von ihm sogenannte C. *antillana* habe ich durch Balbis von Bentero erhalten, der sie erst auf Guadeloupe als Cicca disticha, dann am Magdalenen-Strom unter dem Namen Frankia ramiflora sammelte. Ich finde nun zwar die Kelchlappen etwas schmaler, als bei der ostindischen Art, aber sonst keinen wesentlichen Unterschied. Auch sind der Pistille und Abtheilungen der Kapsel bald 3, bald 4, bald 5. Darum habe ich in meinem System sie mit der ostindischen verbunden. Die zweite Art ist Lamarck's nodiflora aus Java. Eine dritte Art: C. *racemosa* Tournef. habe ich nicht gewagt, aufzunehmen, da sie zu unsicher bestimmt ist. (*Sprengel.*)

CICCARELLI (Alphonso), aus Bevagna in Umbrien, ein Arzt des 16. Jahrh., erlangte einen traurigen Ruhm durch literarische Betrügereien und deren Bestrafung. Nachdem er bereits mehre Bücher (Istoria di casa Monaldescha u. a.) geschrieben hatte, worin er sich auf falsche Urkunden u. Büchertitel berief, vorzüglich auch, um adeligen Familien durch fabelhafte Geschlechtsregister zu schmeicheln, versuchte er dieß letzte Kunststück auch bei dem Mq. Alberico Cybo. Dieser geistreiche Mann merkte aber bald den Betrug, und deckte ihn auf. Nun erhoben sich auch andere Anklagen gegen ihn; er wurde auf Befehl des Papstes Gregor XIII. verhaftet und seiner Betrügereien überwiesen, 1580 gehenkt, nachdem ihm die rechte Hand abgehauen worden. Macci hat seine literarische Betrügereien näher aus einander gesetzt; Tiraboschi hatte zu einer neuen Abhandlung darüber Materialien gesammelt, starb aber, ehe er sie verarbeiten konnte *). (*H.*)

CICCI (Maria Luisa), eine italienische Dichterin der neuesten Zeit, geb. zu Pisa 1760. Sie empfing ihre erste Bildung als Kostgängerin eines Klosters, dessen Ordnung ihr die schon damals zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gewordene Übung der Poesie zwar erschwerte, aber dennoch nicht unterdrücken konnte. Im 15. Jahre kehrte sie in das Haus ihres Vaters zurück — ihre Mutter hatte sie sehr früh verloren — und widmete sich nun den Studien, zu denen angeborenes Talent sie hinzog, um so eifriger. Sie las die italienischen Dichter, unter denen Dante sie vorzüglich begeisterte, trieb auch philosophische Studien nach Locke und Newton, Physik und Geschichte, und lernte die engländische und französische Sprache. Die Arkadier nahmen sie als Ermenia Tindarida unter sich auf, und bald nachher auch die Intronati von Siena. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie in dem zärtlichsten Vereine bei ihrem Bruder, in dessen Hause in Pisa sie einen geistreichen Kreis um sich versammelte, den sie durch den schönen Vortrag ihrer Verse und die Anmuth ihres geselligen Talents entzückte. Schwächlich von Natur, erlag sie am 8. März 1794 einer leichten, aber durch Vernachlässigung tödtlich gewordenen Krankheit. Ihre Poesien, meist anakreontischer Gattung, zeichnen sich durch Eleganz und Grazie des Stils aus. Sie erschienen zu Parma bei Bodoni, herausgegeben von ihrem Bruder, 1796. 16. Dabei ihre Biographie und Charakteristik. (*W. Müller.*)

CICER, die Kicher, eine Pflanzen-Gattung aus der Hülsen-Familie und der 17. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem fünftheiligen Kelch, dessen vier

*) S. Ginguené in der Biogr. univ. T. VIII.

obere Fetzen auf dem Wimpel der Blume liegen und in der zweisamigen aufgetriebenen Hülse. Wir kennen nur eine Art: Cicer arietinum, mit röthlichen Blumen, deren Hülsen in Spanien gegessen werden, eine schwere, blähende Speise. Schon in der Ilias (13, 589) kommt die Kicher als *ἐρέβινθος*, wie sie noch jetzt auf Kreta *ῥεβίθι* heißt. Später wurde *ἐρέβινθος* ein Familienname, womit man, wie mit *χέδροπα*, *ὄσπρια*, Hülsenfrüchte bezeichnete. Theophrast unterscheidet drei *ἐρεβίνθους*, *τοὺς κριούς*, *τοὺς ὀροβιαίους* und *τοὺς ἀνὰ μέσον*. Die ersteren sind die eigentlichen Kichern, die zweite Art ist Lathyrus Cicera, welche Dioskorides, nach einer alten Handschrift (II, 126) auch beschreibt, und die dritte Art von *ἐρέβινθος* mag Lathyrus sativus seyn. Daß man nun die Kicher *κριὸς* nannte, machte die Ähnlichkeit der Frucht mit dem Kopf eines Widders. Sogar die Feuchtigkeit, welche in Tröpfchen ausschwitzt, und von welcher wir jetzt wissen, daß sie freie Kleesäure enthält, nennt Theophrast *ἅλμη*, das salzige Wesen (hist. VIII, 6.). Daß man die Früchte sogar grün, zum Nachtisch, gegessen, lernen wir aus dem Athenäus (II, 209.). Aber es sei ein Gericht, nicht für Menschen, sondern für Affen, sagt Krobylus bei eben demselben. In Italien wird noch jetzt die weiße Abart (ceci) allgemein gebaut. Die Spanier kauen und essen sie noch häufiger als Garbanzos, welches Matthiolus Gravanceos schreibt, als ob es von gravar, beschweren, herkäme. (*Sprengel.*)

Die rothen Kichern sind officinell, und sollen auf den Harn wirken; auch werden sie zu erweichenden Umschlägen gebraucht. Gräfe fand sie gegen Augenblennorrheen nicht unwirksam. Die weißen hier und da cultivirten, speist man hauptsächlich in Spanien nicht nur, wie die Erbsen, gekocht, sondern auch roh und grün, ohne sich eben an ihre Schärfe und Bitterkeit zu kehren, wegen deren man sie bei uns lieber statt des Kaffees gebraucht (teutscher Kaffee), oder auch den indischen damit verfälscht.

Schon Proust hatte bemerkt, daß die farben- und geruchlose Feuchtigkeit, welche die Kichererbsenpflanze in den langen Haaren ihrer Stängel, Blätter und Samenhülsen enthält, sehr sauer sei. Deyeux erkannte ihre Säure für Sauerkleesäure, Dispan aber für eine eigenthümliche an. Um sie zu gewinnen, soll man die Pflanzenstängel mit weißer, feiner Leinwand schlagen, die mit Säure getränkte Leinwand in Wasser abwaschen, und dieses bis auf einen gewissen Grad abdampfen. Die wäßrige Säure erscheint desto gelber, je mehr das Wasser verdunstet. Ihr Geschmack ist herb und pikant. Mit Kalk gibt sie ziemlich große Krystalle. Keiner will jedoch diese immer noch problematische Kichererbsensäure, Acidum cicericum, Dispan durch vorsichtiges und nicht zu langes Eintauchen der Pflanzenstängel in destill. Wasser erhalten haben (s. Deyeux i. Scherer's allg. Journ. d. Ch. ꝛc. II. 9. S. 274. IV. 19. S. 67. Dispan Eb. das. III. 17. S. 506. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CICERI (Lorenzo), geb. 1752 zu St. Angelo bei Lodi. Bei der Aufhebung der Klöster im J. 1810 fand er eine Zufluchtsstätte in dem Hause des Ritters Giulio Ottolini zu Mailand, wo er 1817 starb. Als Barnabit lehrte er lange Jahre die Rhetorik in den Klöstern seines Ordens. Durch anhaltende Beschäftigung mit den lateinischen Dichtern, war ihm Horaz vorzugsweise lieb geworden; auch widmete er ihm ein eigenes Studium und übertrug einen Theil seiner Dichtungen ins Italienische. Sehr zahlreich sind die von ihm bei den verschiedenartigsten Veranlassungen verfaßten lateinischen Inschriften. Die Gewandtheit, die er in dieser schwierigen Kunst besaß, sichern ihm eine Stelle neben seinen Landsleuten Ferrari, Fontana, Schiassi und Morcelli. Sein literarischer Nachlaß führt den Titel: Ragionamenti intorno ad Orazio Flacco, ed Iscrizioni latine del padre D. *Lorenzo Ciceri*, Chierico regolare della Congregazione di S. Paolo, premessavi la vita dell' autore scritta dal dott. *Gio. Labus*. Milano 1821. 8. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CICERO (Marcus Tullius). Als Mensch und Statsmann. Geb. am 3. Januar 646 (Varr. oder 647 nach der Capitolinischen Zählung), nach R. Erb. zu Arpinum, einer Municipal-Stadt im Gebiete von Samnium, stammte zwar aus einem alten und angesehenen Geschlechte vom Ritterstande, aus welchem jedoch vor ihm Niemand in Rom eine curulische Würde bekleidet hatte; weßhalb er selbst auch, bei seinem Eintritt ins Statsleben, als ein homo novus sich seine Bahn nicht ohne manches Hinderniß zu brechen hatte. Den Familiennamen „Cicero" hat man, wie bei so manchen andern römischen Geschlechtern, von irgend einem augenfälligen Fehler in der körperlichen Bildung (hier von einer Gesichtswarze) herzuleiten gesucht: es ist aber wol gewiß, daß er, wie die ähnlichen „Piso," „Fabius" und „Lentulus," vielmehr nur auf eine frühe, ehrenvolle Beschäftigung mit dem Feld- und Gemüsebau hindeutet. Cicero's Vater führte gleiche Namen mit ihm; seine Mutter hieß Helvia und auch sein nachgeborner Bruder Quintus Cicero spielt in der Geschichte seines Lebens keine ganz unbedeutende Rolle.

Marcus erhielt eine ausgezeichnete Erziehung in dem Hause eines mütterlichen Verwandten zu Rom; und hier entwickelten sich auch seine geistigen Anlagen so schnell und glänzend, daß er bereits als Knabe eine nicht geringe Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. Unterrichtet in Allem, was den Geist durch Wissenschaft aufklären und das Herz durch edle Grundsätze nähren kann, schloß sich Cicero mit besonderer Liebe dem Dichter Archias an; und es schien eine Zeit lang, als ob er sich ausschließlich der Poesie widmen werde, die ihn, schon in diesem frühen Lebensalter, zu einigen, noch zu Plutarchs Zeiten vorhandenen und geschätzten Arbeiten begeisterte. Doch nach Anlegung der Toga wandte er sich mit ganzer Kraft zu den Studien der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit und gerichtlichen Beredsamkeit, wo wiederum der Akademiker Philo von Athen, und in der Dialektik der Stoiker Diodor, einen entschiedenen Einfluß auf ihn gewannen; und eingeführt in das Forum, dieser großen Schule der Geschäfte und der Redekunst, hielt er sich insonderheit zu dem Gefolge des Augurs Q. Mucius Scävola, so wie, nach dessen Tode, zu dem Pontifex Scävola, die Beide zu den rechtskundigsten, wie zu den rechtlichsten Männern ihrer Zeit gehörten. Alles, was der

beharrlichste Fleiß vermag, ward von ihm aufgeboten, sich auf dieser Laufbahn zu fördern und nach griechischen und römischen Mustern, so wie nach den großen lebenden Vorbildern, zum Redner auszubilden. Kaum wurden diese Beschäftigungen auf eine kurze Zeit durch den Versuch eines Feldzuges in dem Kriege wider die Bundesgenossen, unter dem Feldherr Cn. Pompejus Strabo, unterbrochen: doch weder seine Neigung, noch sein schwächlicher Körperbau, entsprachen dem Waffengewerbe.

In das friedlichere Verkehr des Forum zurück getreten, fuhr Cicero unausgesetzt bis in sein 26. Lebensjahr fort, sich zum gerichtlichen Sachwalter vorzubereiten und auch einige bürgerliche Rechtsfälle mit Erfolg selbst zu führen, unter welchen sich namentlich seine Vertheidigung des P. Quintius gegen einen ungerechten Anspruch eines Gläubigers dadurch auszeichnete, daß sie über die entgegengesetzten Bemühungen des Q. Hortensius, des ersten Redners jener Zeit, den Sieg davon trug. Doch jetzt erschien der Zeitpunkt, wo er auch eine Kriminalklage auf Tod und Leben und unter Umständen, welche vielleicht jeden Andern abgeschreckt haben würden, siegreich zurückweisen sollte. Der des Vatermordes Angeschuldigte war Sextius Roscius von Ameria; sein Gegner, der freigelassene C. Corn. Chrysogonus, ein Günstling Sulla's in einem Zeitpunkte, wo dieser mit schier unbeschränkter Macht im State gebot, und wo eine fast unübersehbare Reihe von Schändlichkeiten und Gräuelthaten aufgedeckt wurden, die in des Dictators Namen und unter seinem Schutze begangen worden. Hier als Vertheidiger aufzutreten, erfoderte eben so viel Muth als Klugheit, und setzte unausbleiblich der Gefahr aus, dem gewaltigen Manne zu mißfallen und sich seiner Rache auszuliefern: allein es war auch eine, so sich selten darbietende Gelegenheit, ein bereits erstarktes Talent zu entwickeln und einen noch jungen Ruf aufs glänzendste zu gründen. Cicero gab sich zu dem Wagestücke her; und während er Sulla mit großer Kunst zu schonen wußte, häufte er auf den Günstling so schreiende Beweise der Ungerechtigkeit und der Schuld, daß die Freisprechung des Angeklagten erfolgte und den trefflichen Sachwalter Roms ungetheilter Beifall lohnte.

Man erfährt nicht, wie der Dictator diese Kühnheit eines jungen Mannes ohne Namen aufnahm; wofern nicht etwa eben dieß die Ägide war, die denselben vor seinem Zorne schützte, — selbst dann noch schützte, als Cicero in der nächsten Zeit darauf veranlaßt wurde, ein von Sulla gegebenes Gesetz als ungerecht und unnatürlich zu bestreiten. So war es denn wol weniger ein scheues Ausweichen der Furchtsamkeit, als eine wirklich nothwendige Sorge für seine geschwächte Gesundheit, was ihn, nach Jahresfrist, bewog, sich eine Zeit lang Rom und seinem Geschäftskreise zu entziehen, um Griechenlands milderen Himmelsstrich zu athmen und aufs Neue nur den Wissenschaften zu leben. In Athen eingeweiht in die Mysterien von Eleusis, und eingeführt in den Kreis epikurischer Weltweisheit, die er dennoch in ihrer Nichtigkeit verschmähte, fand er den höheren Gewinn in der, für sein ganzes übriges Leben ausreichenden Freundschaft des T. Pomponius Atticus, deren ehrendes Denkmal sein Briefwechsel mit demselben geworden ist. Aber auch, was Griechenland und Asien an großen Rhetoren aufzuweisen hatte, sammelte der lernbegierige junge Mann um sich her; doch ohne daß sie ihm eine Genüge gethan hätten; bis er sich endlich nach Rhodos zu Apollonios Molo, seinem alten Lehrer schon von Rom her, wandte, der sich die gelungene Mühe gab, den überfließenden Strom seiner Phantasie in das angemessenste Bette zurück zu leiten, aber auch einst, nach einer gelungenen Probe von Beredsamkeit, seinem Schüler den lebhaften Schmerz ausdrückte, daß fortan durch ihn sich Griechenland seines einzigen, bisher behaupteten Vorzuges in Kunst und Wissenschaft beraubt sehen werde.

Zwei Jahre waren über diesen Bemühungen hingeschwunden, als Cicero, in gereifter Fülle des Geistes, wie gestärkt am Körper, nach Rom zurück gekehrt, die Laufbahn des gerichtlichen Sachwalters von Neuem antrat, welche die geschickteste war, ihm den Weg zu den curulischen Ämtern zu bahnen. Er vertrat, unter mehren, die Sache des damals hochberühmten Schauspielers Roscius, für dessen dankbaren Schüler in der äußeren Beredsamkeit er sich bekannte; und obwol von den Anhängern der alten Schule als verbildeter Grieche bekrittelt, verdunkelte er doch immer mehr und mehr, bis auf Hortensius, dessen Ruf allerdings zu fest stand, um durch dieß aufstrebende junge Talent erschüttert zu werden, alle Redner neben sich, unter denen vielleicht nur Cäsars eminenter Geist ihm ein gefährlicher Nebenbuhler geworden seyn würde, wenn diesen seine Neigung und sein Geschick nicht mehr in die Bahnen des kriegerischen Ruhmes geworfen hätten.

So gelangte Cicero endlich im 31. Lebensjahre (677) zur Quästur, mit der schmeichelhaften Auszeichnung, daß unter den Gewählten sein Name die erste Stelle einnahm. Er war unter den beiden Quästoren, die durch das Loos nach Sicilien geschickt wurden, und Lilybäum der Mittelpunkt seines, alsbald mit voller Thätigkeit ergriffenen Geschäftskreises. In Rom herrschte Getreidemangel, und die fruchtbare Insel konnte die nächste und ausreichendste Aushilfe darbieten. Was Cicero aufbot, um dieser Noth schnell und nachdrücklich durch abgesandte Kornlieferungen zu begegnen, verfehlte freilich nicht, Unzufriedenheit und Klagen bei den Siculern zu erregen; doch nur so lange, bis die unverkennbare Billigkeit und Milde seines Verfahrens ihm die Gemüther um so fester gewannen, und ihm eine Achtung, wie Keinem seiner Vorgänger, erwiesen wurde. Freilich mochte der junge Statsmann sein Verdienst bei dieser ersten öffentlichen Verwaltung höher anschlagen, als man in Rom geneigt schien, es gelten zu lassen. Kaum aber hatte er, nicht ohne einige innere Beschämung, die Entdeckung gemacht, daß dort von ihm und seinen Thaten noch Niemand einige Kenntniß genommen; so zog er sich auch daraus die Lehre, daß er, um sich bemerkbar zu machen, vor den Augen des römischen Volkes leben und handeln müsse; so daß, nach den großen Beispielen so vieler edeln Statsmänner, das Forum gleichsam seine Wohnung würde und seine Hausschwelle Keinem und zu keiner Zeit unzugänglich bliebe. Zu gleicher Zeit vermählte er sich mit Terentia, eben so edel an Herkunft, als bedeutend durch ihr Vermögen.

Jetzt, nach beendigter Quästur, in die Zahl der römischen Senatoren eintretend, mußten sich auch seine politischen Grundsätze für die Eine oder die Andere der einander gegenüber stehenden Parteien im State entscheiden. Abgeschreckt vielleicht durch die verwegenen Schritte, durch welche der Ehrgeiz schon damals um die Volksgunst buhlte, oder auch einer Berechnung der Klugheit Gehör gebend, welche ihm rieth, es mit der, durch die Gesetze selbst begünstigten Partei zu halten, blieb er jetzt und immer fort der Sache des Senats zugethan, bei welcher er eben so sehr die Ehre, als das Recht, zu erblicken glaubte. Dennoch unterließ er nicht, sich dem römischen Volke, dessen Zuneigung gleichwol für die Wünsche seines Ehrgeizes ein gewichtiger Hebel werden konnte, durch jedes Mittel, das Anstand und Ehre gut hießen, zu empfehlen. So vergingen die fünf folgenden Jahre, welche ihn erst zur Bewerbung um die Ädilswürde gesetzlich befähigten, unter unausgesetzten gerichtlichen Dienstleistungen und geflissener Beobachtung all der kleinen Aufmerksamkeiten, welche den einzelen Bürgern schmeicheln und sie für sein Interesse gewinnen konnten. Auch verfehlte diese Beharrlichkeit ihres erwarteten Lohnes so wenig, daß auch bei dieser Gelegenheit die sämmtlichen Tribus ihm, vor allen seinen Mitbewerbern, ihre Wahlstimme ertheilten (683).

Aber auch Cicero bewies dem Volke seine Dankbarkeit für dieß ertheilte Statsamt auf eine, ihrer Beider würdige Weise, indem er, noch vor dem Antritte desselben, die öffentliche Anklage gegen C. Verres, seitherigen dreijährigen Proprätor von Sicilien, anstrengte. Dieser Patricier hatte von seiner unumschränkten Gewalt den schrecklichsten Mißbrauch zu Bedrückung der Insulaner gemacht, während er alle Zweige der Verwaltung vernachlässigte und sich in den schändlichen Lüsten wälzte. Keck auf Straflosigkeit, sowol seines reichen, zu vertheilenden Raubes wegen, als in der Hoffnung, an Q. Hortensius, dem eben designirten Konsul, den gewichtigsten Vertheidiger zu finden, achtete er es wenig, als die Provinz, nach seiner Abrufung, ihre Beschwerden nach Rom trug und, aus alter Liebe und Anhänglichkeit, sich an Cicero wandte, um ihre Sache zu führen. Auch widerstand der, in der Blüthe seiner Kraft, wie seines Ruhmes, stehende Redner einer so glänzenden und ehrenvollen Auffoderung nicht, und unternahm eine eigne Reise nach Sicilien, um sich mit allen erfoderlichen Beweisstükken und Zeugen zu seiner Anklage auszurüsten. Vergeblich suchte Hortensius, seinem Klienten in der Person des Q. Cäcilius einen andern Ankläger entgegen zu stellen, der dessen Lossprechung durch die Lauheit seines Verfahrens erleichtert haben würde: doch Cicero behauptete seine Gerechtsame so nachdrücklich, deckte den schamlosen Bestechungshandel in dieser Sache so augenfällig auf, und ließ sich durch alle und jede Künste der Gegenpartei, welche nunmehr den Prozeß wenigstens in das nächste Jahr zu verschleppen suchte, so wenig einschüchtern, daß es endlich nicht einmal der vollen Gewalt seiner Rede, sondern der bloßen Vorführung der Zeugen und des Gewichts der aufgestellten Thatsachen bedurfte, um Jene zum Verstummen zu bringen. Schon war die Sache zum Spruche reif, als Verres, in der Unmöglichkeit, sich zu rechtfertigen, den Wirkungen desselben durch seine freiwillige Verbannung zuvor kam und ein schmachvolles Leben, auf eine lange Reihe von Jahren hinaus, in verdienter Vergessenheit zubrachte.

Cicero, dem es an Gelegenheit gefehlt hatte, die Kunst seiner Rede in diesem großen Rechtshandel mündlich zu entfalten, unterließ dennoch nicht, seinem Talent dieß fruchtbare Feld in seinem ganzen Umfange zu eröffnen, indem er den gesammelten Stoff schriftlich in fünf Büchern seiner Actio secunda in Verrem verarbeitete. Von allen Seiten ward ihm für diese edle Kraftanstrengung der verdiente Beifall. Selbst Hortensius blieb sein Freund bis an den Tod; und die dankbaren Siculer lohnten ihm auf verdiente Weise, indem sie seine Bemühungen unterstützten, zu Rom während seines Ädilats wohlfeile Brotpreise zu bewirken. Hiezu keinen Aufwand scheuend, waren die Kosten der öffentlichen Spiele, zu welchen ihn diese Würde verpflichtete, desto gemäßigter, wiewol sie das Volk dennoch zufrieden stellten.

Seine, etwa in diese Zeit fallende Vertheidigung des Proprätors M. Fontejus Capito, den das narbonnensische Gallien eines, den römischen Großen nur zu gewöhnlichen Erpressungssystems angeklagt hatte, zeigte schon durch die gekünstelte Art der Beweisführung, daß es dießmal um eine weniger gute Sache galt; so wie seine Rede für Cäcina seine tiefe Kenntniß des bürgerlichen Rechts bekundet. Auch für den Tribun C. Cornelius ließ er die Kraft seiner Rede wirksam werden, der, durch seine heftigen Anträge zur Unterdrückung der Bestechungen bei den Wahlen, das Mißfallen aller Ehr- und Habsüchtigen in gleichem Maße erregt hatte und, sofort nach seinem Austritt aus jenem Amte, der öffentlichen Anklage wegen Mißbrauches desselben anheim gefallen war. Allein Cicero erhielt seine Lossprechung, obwol er Männer, wie Hortensius, Catulus und Metellus Pius, zu Widersachern hatte (685).

Mit gerechtem Anspruch auf die Prätur, bewarb sich Cicero, nach Ablauf der gesetzlichen zweijährigen Frist, um dieses Statsamt; und schmeichelhaft, obwol nicht neu, mußte es ihm seyn, daß, bei der mehrmals gestörten Wahl, die Centurien ihn einstimmig jedes Mal zum ersten Prätor bezeichneten (686). Ferner theilte ihm, in dieser Eigenschaft, das Loos die Entscheidung der Klagen über Erpressungen in den Provinzen zu; und auch diese Bestimmung rechtfertigte er redlich, indem er den, grober Lasterthaten schuldigen, gewesenen Prätor Licinius Macer die gerechte Strenge der Gesetze empfinden ließ. So wenig hatte indeß der Angeklagte, auf des mächtigen Crassus, seines Verwandten, Einfluß gestützt, seine Verurtheilung gefürchtet, daß der Schreck dieser Kunde ihm unmittelbar das Leben kostete. Unermüdet thätig in seinem Amte, gewann Cicero dennoch die Muße, den römischen Ritter A. Cluentius, wegen bezüchtigter Vergiftung seines Schwiegervaters, gegen dessen eigene Mutter zu vertheidigen. Auch seine verloren gegangene Rede für den M. Fundanius scheint in diesen Zeitraum zu gehören. — Noch hatte Cicero nur einige wenige Tage sein Amt zu verwalten, als der bereits ausgetretene Volkstribun C. Manilius, ein eifriger Anhänger des Pompejus und der diesem Feldherrn den Heeresbefehl gegen Mithridates beim Volke ausgewirkt hatte, von den Gegnern

desselben, wegen Raubes und Erpressung, in Anklagestand gesetzt wurde. Die Zeit war für den Prätor zu kurz, um diesen Prozeß zu schlichten: doch um so bereitwilliger lieh Cicero sich zu seinem Sachwalter her und vertheidigte ihn in seiner Rede pro lege Manilia — die zugleich als eine durchgeführte Lobrede auf Pompejus gelten kann — so bündig, daß seine Gegner am Erfolg verzweifelnd, die Sache fallen ließen.

Nach verwalteter Prätur hätte es nunmehr bei Cicero gestanden, die Verwaltung einer Provinz zu übernehmen. Getreu jedoch seinem Grundsatz, sich nicht von Rom zu entfernen, und eben so wenig gereizt durch die Gelegenheit, sich in einem solchen Posten zu bereichern, als geneigt, sich durch kriegerische Unternehmungen auszuzeichnen, verfolgte er fortan nur den Plan eines höheren Ehrgeizes durch die Bewerbung um das Consulat für das Jahr 689, das ihm, nach abermaligem Verlauf von 2 Jahren, gesetzlich offen stand; und nichts ward unterlassen, um sich allmälig die Gunst der Wähler im voraus zu sichern, wie viel Sorgfalt, Mühe und Anstrengung diese Vorbereitung in und außerhalb Roms auch kosten mochte. Nicht minder galt es dabei mancherlei Maßregeln, seine zu erwartenden Mitbewerber zu überflügeln oder zu gewinnen; und so sah er sich eine Zeit lang in der Verlegenheit, selbst einen Nebenbuhler, wie Catilina, seine gerichtliche Vertheidigung hoffen lassen zu müssen (vgl. d. Art. Catilina, Th. XV. S. 357 ff. auch für das Folgende).

Der Kandidaten zu jenem höchsten Ehrenposten im State waren dieß Mal, nächst Cicero, nicht weniger, als sechs, welche ihm an Geburt, wenn auch nicht an Verdienst, sämmtlich vorangingen, während zwei derselben, Catilina und C. Antonius, sich nicht nur auf den mächtigen Anhang ihrer Freunde Crassus und Cäsar stützten, sondern auch keine Art der Bestechung verschmähten, um ihren Zweck zu erreichen. In der That auch trieben sie das Gewerbe so schamlos, daß der Senat sich gedrungen sah, demselben durch ein neues strenges Gesetz entgegen zu wirken, welches jedoch durch den Einspruch des Tribuns L. Mucius Orestinus ohne Kraft blieb. Der Undankbare, welcher früher durch Cicero's Schutzrede einer Verurtheilung entgangen war, begnügte sich auch nicht damit, sich seinen Feinden verkauft zu haben, sondern fügte noch Spott und Verunglimpfung seines Wohlthäters in dem Maße hinzu, daß Cicero, empört durch das unwürdige Betragen, alsbald sich erhob und seinen Gegner, wie dessen Verbündete, mit den nämlichen Waffen siegreich bekämpfte. Dieß ist die Rede in toga candida, die sich uns noch, als Vorläuferin seiner catilinarischen Reden, erhalten hat.

Catilina, der alle jene geheimen Umtriebe in Bewegung setzte, aber eben dadurch nur zu viel von den verderblichen Planen, die er verfolgte, durchschimmern ließ, beförderte nur, ohne es zu wollen, die für Cicero so günstige Stimmung der öffentlichen Meinung, welche, in einem so gefahrdrohenden Zeitpunkte, einen Mann von geprüfter Rechtlichkeit und energischem Geiste an die Spitze des Stats foderte. Selbst der Neid und Stolz der Optimaten, die dem Manne ohne Rang und Namen seine geistige Überlegenheit nie verzeihen konnten, mußte sich hier Schweigen auferlegen. Als daher der Tag der Wahl erschien, wartete die Volksversammlung den langsamen Gang der Abstimmung durch Täfelchen nicht ab, sondern rief durch einhällige Acclamation Cicero zum ersten Konsul aus. Seit Marius, seinem Landsmanne, war er der Einzige, der, als homo novus, zu dieser höchsten Würde gelangte; so wie der Einzige, der sie, sofort nach Erreichung des gesetzmäßigen Alters und ohne eine vorangegangene Zurückweisung, erreichte. Noch größer aber war sein Triumph, als Catilina in seinen Hoffnungen durchfiel und die Stimmen der Centurien — vielleicht nicht ohne seine geheime Einleitung — ihm den C. Antonius zum Amtsgenossen gaben, dessen böser Wille durch seine Charakterschwäche hinlänglich gezügelt wurde, während diese Letztere mehr als Eine Handhabe verhieß, ihn dabei zu erfassen und unschädlich zu machen. Eine solche Gelegenheit bot sich auch sofort dar, als es zur Verlosung der ihnen Beiden künftig anzuweisenden Consularprovinzen kam, wo Cicero sich willig anerbot, seinem Kollegen das ungleich einträglichere Makedonien abzutreten und sich mit dem cisalpinischen Gallien zu begnügen, dessen Nähe an Rom ohnehin seinen Wünschen um Vieles besser entsprach. Antonius Habsucht ließ ihn bei diesem Tausche begierig zugreifen: allein eben dadurch war ihm nunmehr der Zügel angelegt, der seinen offenbaren Übertritt zu Catilina's Partei verhindern und den frechen Muth derselben zu weiteren gewaltsamen Unternehmungen schwächen mußte.

Durch seine jetzige Stellung der bisherigen drückenden Abhängigkeit von der Volksgunst entnommen, galt es dem neuen Konsul nunmehr, diese erworbene Selbstständigkeit ausschließlich zum Wohle des States, den er von innerlicher Zerrüttung bedroht sah, wirksam werden zu lassen. Um diesen Gefahren kräftig zu begegnen, kam Alles darauf an, dem Senate, dem seither durch die Volkspartei so manches Vorrecht abgerungen worden, eine festere Stellung zu geben, indem er ihn dem reichen und vermögenden Ritterstande, aus welchem er selbst hervorgegangen war, durch ein gemeinschaftliches Interesse näher verbände. Ihm dankte es dieser letztere auch wirklich, daß sein Ansehen sich merklich hob; so wie er selbst hinwiederum an demselben eine Stütze gewann, welche in mehr als Einem bedenklichen Augenblick für seine politischen Maßregeln entscheidend wurde.

Gleich beim Antritte seines neuen Amtes thürmte sich, von Catilina's Partei herauf beschworen, gegen die Ruhe des States ein Ungewitter auf, das, in dem Vorschlage eines neuen Ackergesetzes von der populärsten Art, das Volk verblenden sollte, zu Ausführung desselben eine unbegränzte Gewalt in die Hände von zehn Personen auf eine fünfjährige Dauer zu legen; und es war keinen Augenblick zweifelhaft, weder wem diese Gewalt zufallen, noch wie sie zur gänzlichen Umkehr des States gemißbraucht werden solle. Dieser Vorschlag, von dem Tribun P. Servilius Rullus ausgehend, mußte den Senat in eine gerechte Besorgniß setzen: aber jetzt bot auch Cicero, nicht gesonnen, die bestehende Verfassung schmälern oder vernichten zu lassen, seine ganze Kraft und Klugheit auf, sowol den Senat zu beruhigen, als das Volk in der Rede contra Rullum über seinen wahren Vortheil aufzuklären und es mit siegender Gewandtheit für die gänzliche Ver-

werfung jenes Ackergesetzes zu stimmen. Die nämliche Macht der Rede in Beruhigung der Leidenschaften einer wildbewegten Menge bewies er, als kurz darauf ein Tumult im Theater wegen der, den Rittern bewilligten, ausgezeichneten Sitze sich erhob, und wiederum, als die Söhne der, unter Sulla's Dictatur proscribirten Unglücklichen aufstanden, um ihre, ihnen abgesprochenen Gerechtsame im State zurückzufodern. Billigkeit und Recht standen auf ihrer Seite: allein der Zeitpunkt war übel gewählt, und jedes tiefere Eingehen auf diese Sache würde (was auch die geheimen Anstifter ihrer Klage nur bezweckten) die alten Factionen aus ihrer glimmenden Asche wieder hervorgerufen und unabsehbare Zerrüttung im State herbeigeführt haben. Cicero, hier als ein einsichtiger Statsmann handelnd, bewog sie, ihre Ansprüche, wie ihre Rache, fahren zu lassen und der gebieterischen Gewalt ihres Verhängnisses zu weichen.

Dennoch lag dem stillen Bunde seiner Gegner Alles daran, jene Zwecke und die Auflösung aller gesetzlichen Auctoritäten auf jedem Wege zu fördern; und schon war hiezu in der Person des C. Rabirius, eines hochbejahrten Senators, das Opfer ersehen, welcher vor 40 Jahren, auf gesetzliches Geheiß des Senats, den Volkstribun L. Saturninus getödtet haben sollte. Freilich galt es in dieser Anklage auf Leben und Tod weniger den schwachen und hilflosen Greis selbst, als den Senat des Vorrechtes zu berauben, in Augenblicken dringender Gefahr die gewöhnlichen gesetzlichen Formen zu beseitigen, welche das Todesurtel eines römischen Bürgers, nach vorangegangenem Verhör, von der Volksversammlung abhängig machten, das Leben eines Volkstribunen aber vollends über jeden Angriff erhoben. Schon hatte Hortensius den Beklagten vertheidigt, ohne den, in dieser Sache zum Richter niedergesetzten Cäsar (den eigentlichen Anstifter der Klage) an der Verurtheilung hindern zu können. Nur die Berufung auf das Volk blieb dem Unglücklichen noch übrig, und unter den ungünstigsten Umständen trat nunmehr Cicero, der Konsul, als Schutzredner für ihn auf, überdieß noch in seinem Vortrage beschränkt auf das ungenügende Maß einer halben Stunde. Diese Rede, ganz geeignet, die Gemüther der Gerechtigkeit zugänglich zu machen, dürfte gleichwol ihres Erfolgs, bei der gewaltthätigen Stimmung der Gegenpartei, nicht sicher gewesen seyn; und so fand es der Prätor Metellus Celer am gerathensten, die Versammlung durch einen von den demagogischen Behelfen, welche die Anhänglichkeit an alte Formen darbot, plötzlich zu trennen. Wichtigere Begebenheiten, welche nun schnell auf einander folgten, verhinderten, daß diese Anklage wieder aufgenommen wurde.

Alle diese leichteren Vorgefechte sollten gleichwol nur dienen, das Konsulat für das nächste Jahr um so gewisser auf Catilina zu übertragen, und sodann durch die Fülle der auf ihn übertragenen gesetzlichen Macht die Statsumwälzung zu Stande zu bringen, welche das Geheimniß und den letzten Zweck seiner berüchtigten Verschwörung ausmachte. Daß dieselbe, bei dem bedeutenden Rückhalt an Crassus und Cäsar, auf welchen er fußte, ihr Ziel auch errungen haben würde, ist wol keinem Zweifel unterworfen, wofern nicht Roms günstiges Geschick ihm in Cicero den Mann entgegengestellt hätte, der durch die bewundernswürdigste Umsicht, Energie und Thätigkeit der Retter des Stats und seiner bestehenden Verfassung werden sollte. Was und auf welche Weise der unermüdet wachsame Konsul es begann, diesen Sturm zu beschwören und abzuwenden; welche persönliche Gefahr er dabei lief, und welche behutsame Rücksichten er ins Auge zu fassen hatte, möge in dem Art. Catilina (a. a. O.) im historischen Zusammenhange nachgelesen werden; so wie seine vier catilinarischen Reden, zu welchen er durch dieß bedeutende Ereigniß veranlaßt wurde, die unvergänglichen Denkmäler der Penetration, Thatkraft und glücklichen Ergreifung des Augenblicks sind, womit er das bedrohte Statsschiff glücklich durch alle diese Klippen leitete. Die Gefahr, die er selbst dabei lief, früh oder spät als Opfer seines, bei dieser Gelegenheit bewiesenen Muthes und Patriotismus zu fallen (wie auch der Erfolg es nur zu sehr bestätigte), schwebte ihm klar genug vor Augen, ohne gleichwol seine Schritte zu hemmen. Vielleicht dürfte man wünschen, daß das Verdienst dieser Schritte seinem Geiste minder selbstgefällig und ruhmredig gegenwärtig geblieben wäre. Doch wenn wir auch nicht berücksichtigen wollen, wie viel verzeihbarer ein etwas zu stark ausgedrücktes Selbstlob im Munde eines republikanischen Volksredners erklingen mag: so darf wol zugestanden werden, daß selbst für einen Mann von Cicero's Geist der ungemessene Weihrauch einer jubelnden Volksmenge etwas Berauschendes mit sich führen könne; noch mehr aber, wenn der nie zuvor erklungene Gruß „Vater des Vaterlandes!" aus eines Cato und Catullus Munde, gleichsam als unwillkürliche Huldigung, sich ergießt.

Wie groß und wichtig aber auch die Sorgen waren, welche Cicero's Geist in diesen stürmischen Augenblicken beschäftigten, so hinderten sie ihn doch nicht, gleichzeitig die gerichtliche Vertheidigung sowol des Consularen C. Piso, als des für das nächste Jahr ernannten Konsuls L. Licinius Murena zu führen, den Cato, in Folge der erst neuerlich von Cicero selbst gegebenen Gesetze, der Bestechung angeklagt hatte. Was demselben vorgeworfen wurde, mochte freilich im strengen Sinne unregelmäßig gewesen seyn, fand aber seine zureichende Entschuldigung in dem Beispiel aller Bewerber jener Zeit. Überdieß wäre es unpolitisch gewesen, den Stat in einem so kritischen Moment, als bevor stand, eines so tüchtigen Kriegers, als Murena sich bereits bewährt hatte, zu berauben. Alles dieses machte der Redner mit solchem Nachdrucke geltend, und mischte in seinen Vortrag zugleich so viel satirische Züge gegen den Ankläger, daß die Richter den Beklagten frei sprachen, ohne erst noch seine ferneren Sachwalter Crassus und Hortensius anhören zu wollen. Cato aber, seines gerechten Unwillens ungeachtet, war edel genug, trotz jenes Muthwillens, in seiner Freundschaft gegen den großen Redner nichts zu kürzen.

Zur Vervollständigung der Geschichte dieses merkwürdigen Konsulats möge endlich noch bemerkt werden, daß Cicero ein Gesetz gegen den häufigen und schreienden Mißbrauch durchsetzte, wodurch einzele Mitglieder des Senats bei ihren Reisen, selbst in Privatangelegenheiten,

berechtigt wurden, sich und ihr Gefolge auf Kosten der Provinzen unterhalten zu lassen. Den Obsieger des Mithridates, L. Lucullus, unterstützte er kräftig zu Erlangung des ihm seit drei Jahren von der pompejanischen Partei verweigerten Triumphes; aber auch seinen Freund Pompejus wußte er sich durch den Vorschlag beim Senate zu verpflichten, daß dem glücklichen Beendiger des piraten- und mithridatischen Krieges zu Ehren ein 10tägiges öffentliches Dankfest angeordnet werde.

Ohne Zweifel ist Cicero's Consulat der Culminationspunkt seines politischen Lebens; und sein Ruhm wäre ohne Gleichen, wie sein Wandel ohne allen Makel, wenn ihn das Schicksal in diesem Moment von der Weltbühne hätte abtreten lassen. Doch wie groß die Bewunderung und Verehrung des Augenblicks für ihn auch seyn mochte, so war die besiegte Partei seiner Gegner weder so gänzlich ausgerottet, noch so entmuthigt, daß sie nicht des nächsten, ihr dargebotenen Anlasses sich bedient haben sollte, ihm wehe zu thun. Als Cicero am letzten Tage seiner Amtsführung die Rednerbühne bestieg, um, dem Herkommen nach, vor dem versammelten Volke eine ausführliche Rechenschaft über seine Verwaltung abzulegen (und wie reich war das Feld, das sich hier seiner Beredsamkeit darbot!), untersagte der Tribun Q. Cäcil. Metellus Nepos ihm unerwartet jeden weiteren Vortrag, bis auf den vorgeschriebenen Eid, daß er nichts gegen die Gesetze verübt habe. Der Redner, mit schneller Besonnenheit, gehorsamte und schwor: „daß er Rom und die Republik vom Untergange gerettet habe." Das Volk jauchzte einen rauschenden Beifall und gestand, daß er die Wahrheit geschworen.

Gleichwol war jener Schritt des Tribuns nur die Einleitung zu einem ernstlicheren Angriff auf Cicero, der durch den Eifer, womit er fortfuhr, die Reste von Catilina's Anhange zu verfolgen, die geheimen Häupter desselben noch immer mehr gegen sich reizte und ihnen, so lange er fernerhin im Senate saß, keine Hoffnung ließ, auf einem andern, als dem gesetzlichen Wege, zu Macht und Einfluß im State zu gelangen. Metellus Nepos, von Cäsar unterstützt, hörte nicht auf, es ihm in allen seinen Reden zum bittern Vorwurf zu machen, daß er römische Bürger ohne Verhör habe hinrichten lassen. Vergebens versuchte Cicero, den Schreier durch Vermittelung einiger wohlmeinenden Freunde zum Schweigen zu bringen, der vielmehr trotzig erklärte, daß er sich bereits zu weit eingelassen habe, um noch zurück treten zu können. Doch eben so vergebens auch suchte der Tribun, von Cicero im Senate muthig bekämpft, aber auch im Übrigen mit edler Mäßigung behandelt, sich an Pompejus eine noch gewaltigere Stütze zu verschaffen, indem er darauf antrug, den großen Feldherrn mit seinem Heere aus dem Orient zurück zu berufen und ihm die neue Anordnung des durch Cicero's Schuld zerrütteten States zu übertragen. Schon der bloße Gedanke an die Folgen einer solchen Maßregel reichte hin, den Senat aufzuschrecken und sie auf jede Weise zu unterdrücken. Nach einem sehr unruhigen Auftritt in der Volksversammlung gedieh es dahin, daß Metellus seines Tribunats entsetzt ward und ihm nichts übrig blieb, als sich zu Pompejus zu flüchten; bei welchem seine gehässigen Einflüsterungen nicht verfehlten, ihn, trotz Cicero's schriftlicher Rechtfertigung, gegen denselben mit einer auffallenden Kälte zu erfüllen; — ein Erfolg, der nicht wohl ausbleiben konnte, seit Cäsars schlauer Plan, sich jenem Machthaber näher zu verbinden, in vollem Maße geglückt war.

Ereignisse dieser Art überzeugten Cicero immer mehr, daß er, zum Wohl des Stats, nirgend besser auf seinem Posten seyn werde, als in Rom und im Schoße des Senats, wo er, als princeps senatus stillschweigend anerkannt worden und seine stets zuerst aufgerufene Stimme auf eine ausgezeichnete Geltung zu rechnen hatte. In diesem Sinne war es ihm auch ein leichtes Opfer gewesen, daß er, um den Q. Metellus Celer für die Partei der Patrioten zu gewinnen, durch die Abtretung seiner Consularprovinz, des dießseitigen Galliens, gebracht hatte. Noch immer beschäftigten die gerichtlichen Anzeigen gegen Catilina's ehemalige Mitverschworne den Senat; und die Angeber fühlten sich endlich auch dreist genug, selbst Cäsars Namen in Beziehungen zu nennen, welche Cicero die gefährliche Genugthuung gaben, daß der Angeschuldigte, zu seiner Reinigung, sich auf dessen eigenes Zeugniß berufen mußte. Auch P. Autronius, tief in jenes Complott verwickelt, suchte in Cicero, seinem Jugendfreunde, einen gerichtlichen Vertheidiger: doch Dieser trat sogar als Zeuge wider ihn auf. Gefälliger zeigte er sich gegen P. Sulla, dessen Ankläger Torquatus nunmehr die Pfeile des Spotts und der gehässigen Verleumdung gegen den Schutzredner selbst kehrte und Diesen zu einer glänzenden Rechtfertigung seines öffentlichen Lebens veranlaßte; während es ihm nicht schwer ward, auch die Anschuldigungen gegen seinen Clienten, die mehr in Vermuthungen, als in Thatsachen, bestanden, von demselben abzuwälzen.

In diese nämliche Zeit fiel die ärgerliche Entweihung des Festes der Bona Dea in Cäsars Hause durch P. Clodius, welche in ihren unglücklichen Folgen, eben so sehr auf Cicero's Geschick, als auf den Untergang der Republik, verderblich einwirken sollte. Der Charakter des vorwitzigen Wüstlings war notorisch so sitten- und zügellos und seine bisherigen Schritte im öffentlichen Leben so unheildrohend für die Zukunft, daß es nicht erst des allgemeinen Volksgeschreies über Profanation so heiliger Mysterien bedurfte, um den Senat zu vermögen, daß dem Frevler der Prozeß vor dem Volke gemacht würde. Wurde endlich zwar die Sache, auf Hortensius Rath, vor besonders ernannte Richter verwiesen: so blieb dem Angeklagten doch keine andere Rettung übrig, als in dem Versuch eines Beweises, daß er in jenem Augenblick von Rom abwesend gewesen. Hier aber war es, wo Cicero, vielleicht auf Andringen seiner Gemahlin Terentia, sich gedrungen fand, wider ihn mit dem Zeugniß aufzutreten, daß Clodius von ihm an dem nämlichen Tage in seinem eigenen Hause gesehen worden. Dieser und vieler andern Thatsachen ungeachtet, sprach die gewissenlose oder bestochene Mehrheit der Richter den Schuldigen frei; Cicero aber hatte sich an Clodius durch seinen Freimuth einen unversöhnlichen Feind gemacht; und das um so mehr, da sein gereizter Unwille keine Gelegenheit vorüber ließ, dieß Gericht und Clodius selbst mit den bittersten, aber von dem

Letztern eben so schnöde erwiederten Sarkasmen zu verfolgen.

M. Pupius Piso, der neue Konsul für das neue Jahr 691, seinem würdigeren Kollegen M. Messala sehr unähnlich, neigte sich entschieden auf Clodius Seite, und bekundete dieß auch im Senat durch mancherlei kleine Zurücksetzungen, welche nicht verfehlten, in Cicero's Brust einen Stachel zurückzulassen. Doch ungleich höher stieg die Spannung aller Gemüther, als jetzt Pompejus endlich aus Asien, friedlicher, als man erwartet hatte, heimkehrte, und es die Frage galt, welcher Partei er seinen übermächtigen Einfluß zuwenden werde? War aber auch die Bemühung Cäsars und der Volkspartei, ihn zu sich hinüber zu ziehen, nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben, so fand er doch nunmehr den Stand der Dinge in Rom um Vieles anders, als er ihm geschildert worden; und Cicero, auf das Ansehen des Senats gestützt, behauptete eine so feste Stellung, daß der Imperator es seiner bedächtigen Politik am angemessensten fand, sich so lange als möglich zwischen beiden Parteien unentschieden in der Mitte zu halten. Jeder Zunöthigung der Volksfreunde zu einer deutlicheren Erklärung behutsam ausweichend, und durch augenscheinliche Beweise von Cicero's hoher Geltung im Senat überführt, trug er vielmehr eine geflissentliche Verehrung gegen den Letztern zu Schau, ohne gleichwol den Scharfblick desselben über seine wahre Gesinnung täuschen zu können. Dennoch sah er sich durch die Umstände gedrungen, dieser Gunst des Gewaltigen durch ein eben so scheinbares Vertrauen entgegen zu kommen, und dieß nur um so mehr, da sein früherer fester Rückhalt, der Ritterstand, aus unlautern Gründen des Eigennutzes bei der Pachtung der Statseinkünfte, im Begriffe stand, sich aus seiner, von Cicero so glücklich herbeigeführten, Verbindung mit dem Senate loszureißen.

Mit Mühe schlichtete indeß seine Weisheit und Mäßigung einen Anspruch auf Landvertheilung, womit Pompejus zu Gunsten seines Heeres bei dem, gegen ihn bereits mißtrauisch gewordenen Senate zunächst hervor trat, auf eine Weise, welche alle Theile befriedigte; und wie sehr dieß Alles auch seine geistigen Kräfte, wie seine Zeit, beschäftigte, fand er dennoch daneben die Muße, sowol die gerichtliche Vertheidigung seines alten Lehrers, des Dichters Archias, zu führen, als auch eine gefeilte Sammlung seiner zwölf Consularreden herauszugeben und die Denkwürdigkeiten dieses Consulates in griechischer Sprache zu entwerfen. Diesen Letzteren fügte er späterhin noch ein lateinisches Gedicht in drei Büchern bei, worin er diesen historischen Stoff bis auf die Zeit seiner Verbannung fortsetzte.

Eben diese Verbannung war es indessen, über welcher Clodius, eben sowol als fügsames Werkzeug in Cäsars Händen, als von eignem Groll gestachelt, schon lange, zur empfindlichen Rache an Cicero, brütete. Um es jedoch dahin zu bringen, mußte er sich mit der Gewalt eines Volkstribunen gewaffnet sehen, zu deren Erlangung ihm gleichwol seine patricische Abkunft als unüberwindliches Hinderniß entgegen zu stehen schien, wofern er nicht zuvor das nie Erhörte durchsetzte, sich von einer plebejischen Familie adoptiren zu lassen. Aber auch dieß fand so viel Widerspruch im Senat, wie beim Volke, daß der Plan noch für lange hinaus gesetzt bleiben mu[…] geachtet Cäsar denselben eben so öffentlich, als P[…] heimlich, begünstigte. Beide hatten vielleicht […] Absicht, Cicero ganz fallen zu lassen; allein sehr […] schien es ihnen, seine Nachgiebigkeit durch ein […] aufgestelltes Schreckbild zu erzwingen. Cicero täu[…] auch über seine Lage nicht; und wie sehr er sich […] jeder Gelegenheit die Miene gab, einen Gegner, […] dius, zu verachten, ja wol gar ihn zum Angriff […] zufodern; so erkannte er doch die Nothwendigke[…] bei dem herannahenden Sturme inniger an P[…] anzuschließen, der seiner Seits nicht minder zufried[…] in Cicero ein Gegengewicht bei der immer häufige[…] harten Widersetzung des Senats gegen alle sei[…] würfe und Wünsche zu finden. Zwar fühlte Jen[…] den Schatten, den ein solcher Wankelmuth des […] gens auf ihn zurück warf: allein es fehlte ihm a[…] neswegs an Gründen, sich in seinen eignen Au[…] gerechtfertigt zu halten, wenn er erwog, daß es […] seine engere Verbindung mit Pompejus seyn dürft[…] diesen unentschlossenen Charakter für das Wohl d[…] tes in heilsamen Schranken halten werde. Gab […] selbst die Hoffnung nicht auf, auch Cäsarn, den kü[…] vorstrebenden, auf diesem Wege noch zu einem […] Bürger umzuschaffen!

Dieser, der eben damals als Prätor aus Hi[…] nach Rom zurückgekehrt war und, gestärkt an […] und Bedeutung, sich mit glücklichem *Erfolg um da*[…] sulat für das Jahr 693 beworben *hatte, erkannte* […] Seits, daß seine Verbindung *mit Crassus, wie f*[…] lich sie ihm bisher auch gewesen, dennoch nicht aus[…] sich mit Pompejus so, wie er es wünschte, auf gl[…] Linie im State zu behaupten, daß hingegen alle […] im engen Bunde mit einander, der Republik das […] ihrer Willkür auflegen würden. Das nämliche […] welches diesen kühnen Gedanken aufgefaßt hatte, […] denselben auch um so leichter ins Leben einzuführe[…] glücklicher der Plan mit einer augenblicklichen Entr[…] des Pompejus gegen den Senat, der seinen Wü[…] sich immer weniger fügen wollte, zusammen traf. […] kam jenes berühmte erste Triumvirat zu Stande, […] lag nur an Cicero, der vierte Mann in diesem f[…] mörderischen Bunde zu werden, wenn er sich dazu […] verstehen können, allen seinen politischen Grund[…] wozu er sich bisher bekannt, untreu zu werden un[…] der Sache des Senats abzutreten. Den drei G[…] habern als offner Widersacher entgegen zu treten wär[…] lich thöricht und der offne Weg zu seinem Verderb[…] wesen; allein er vertraute immer noch genug auf […] bei Pompejus erworbenen Einfluß, um hier einen […] der gefährlichen Mittelweg einschlagen und weni[…] einen Theil des Übels, das er für den Stat fü[…] durch Klugheit und Umsicht zu entfernen und z[…] seine eigne Sicherheit zu berathen.

War dieß eine Maßregel der Schwäche, […] selber mißtraut, so sollte sich Cicero nur zu bald […] bestraft sehen, daß er auch sie nicht folgerecht […] führte, indem er in einer, zu Gunsten des C. […] zum Volk gehaltenen Rede in Klagen über das U[…] der Zeiten und die Unterdrückung der Republik au[…]

welche nicht leicht mißverstanden werden konnten. Jedoch drei Stunden später hatten auch Cäsar und Pompejus, in einer schnell, ungesetzlich und mit Verletzung aller Formen zusammenberufenen Volksversammlung die so lange hingehaltene Adoption des Clodius durchgesetzt. Wie offenbar feindselig dieser Schritt seyn mochte, so beobachtete Cäsar doch den äußern freundlichen Anstand gegen Cicero nach, wie vor, und schien sogar auf seine Unterstützung für seine vorzuschlagenden Ackergesetze zu rechnen, während der Gekränkte sich auf längere Zeit aufs Land zurück zog und seinen Unmuth nicht ganz zu verbergen vermochte. Kaum daß es ihm einigen Trost und Hoffnung gewährte, als Clodius, in tiefer Verstellung, sich von Cäsar zu trennen schien und das Tribunat nur darum zu suchen vorgab, um sich Jenes Machtschritten desto kräftiger entgegenzusetzen.

Auch nach seiner Rückkehr zur Stadt hielt sich Cicero von den öffentlichen Geschäften, so viel es die Schicklichkeit erlaubte, fern und widmete dagegen seine Muße den dankbareren Bemühungen der gerichtlichen Vertheidigung seiner Freunde A. Thermus und L. Valerius Flaccus. Seiner Schadenfreude hätte es ein Fest geben können, zu sehen, wie bald und wie tief das Triumvirat in der Volksgunst sank, und wie Pompejus, dessen Ansehen dabei am meisten gefährdet wurde, eine schmerzliche Reue empfand, nicht an der besseren Partei des Senates festgehalten zu haben. Es gab sogar einen Augenblick, wo er zur Umkehr geneigt schien, und Cicero rieth zum unmittelbaren Bruche mit Cäsar; doch glücklicher in diesem stillen Wettkampfe, behielt der Letztere in Pompejus Geist die Oberhand, und die natürliche Folge war eine noch entschiednere Entfernung von dem treu meinenden Rathgeber. Wiederum aber mochte es Rache von Cäsar seyn, daß Cicero's Name von dem gedungenen Angeber Vettius in einer vorgespiegelten Verschwörung gegen Pompejus Leben genannt wurde, ohne daß dieß einige weitere Folge hatte.

Dringender erschien ihm selbst die Gefahr, welche ihm von Clodius Seite bevor stand, sobald dieser, dessen Drohungen nicht aufhörten, sein Tribunat angetreten haben würde. Freilich stand auch hier Cäsar wiederum hinter dem Vorhange, mit der nicht zweifelhaften Absicht, Cicero's Muth zu lähmen und ihn nach seinen Willen gefügig zu machen. Andrer Seits aber suchte er ihn eben sowol durch die Aussicht auf eine Stelle unter den, zur Ackervertheilung in Campanien ernannten 20 Senatoren, als durch das Anerbieten, ihm eine Legatenstelle in seinem Gefolge bei seinem nahen Abgange in die, ihm zugefallene Provinz Gallien zu geben, als Freund näher an sich zu knüpfen; doch wie ehrenvoll und sicher beiderlei Wege auch seyn mochten, der ihm drohenden Anklage zu entgehen, so wies er sie dennoch, nach reiflichem Bedenken, von der Hand; vielleicht eben so sehr, weil er seine Rettung Cäsarn am wenigsten zu verdanken, als weil er sich durch eigne Kraft zu vertheidigen wünschte. Möglich auch, daß Pompejus, der nicht wünschte, ihn in Cäsars Hände fallen zu sehen, diesen Widerstand durch die förmlichsten und feierlichsten Zusicherungen seiner Unterstützung nährte; während Cäsar, durch eine solche Unbiegsamkeit erbittert, nun länger keinen Anstand nahm, das ganze Gewicht seines Unwillens in Clodius Schale zu legen.

Gleichwol traute Cicero dem Worte seines Beschützers nicht so unbedingt, daß er nicht seine bessere Stütze sowol im Senat, als im Ritterstande und überhaupt unter allen wohlgesinnten Bürgern aufgesucht und seine Freunde aus allen Theilen Italiens zur Hilfe herbeigerufen hätte. Selbst besaß er den Muth, in der Rede für den Cälius die Schwester des Clodius deutlich als die Giftmischerin ihres Gatten, des kürzlich verstorbenen Q. Metellus Celer, zu bezeichnen; und eben so rechnete er auf die Gunst und den Beistand der, für das Jahr 694 eintretenden Konsuln L. Calpurnius Piso und A. Gabinius, die ihm durch ihre Wahl verpflichtet waren; ohne jedoch zu wissen, daß diese sich bereits heimlich an Clodius, für schändlichen Preis, zur Beförderung seines Unterganges verkauft hatten.

Kaum war indeß Clodius als Tribun wirklich aufgetreten, so war er auch bereits bemüht, sich das Volk, wie die Optimaten, durch eine Reihe annehmlicher Gesetzesvorschläge zu verpflichten; und Cicero, hierin den Vorstellungen seiner Freunde zur Unzeit nachgiebig, that nichts, ihn darin zu hintertreiben. Nunmehr aber trat der Tribun auch zu seinem Hauptangriffe mit dem Spezialgesetz hervor: Jedem, der einen römischen Bürger ohne Verhör und Urtel zum Tode verdammt habe, solle Feuer und Wasser untersagt seyn. Zwar war Cicero's Name nicht genannt; allein deutlich genug zielte es auf seine ehemalige Verurtheilung der Mitverschwornen Catilina's, die er, obgleich auf die Auctorität des Senats vollzogen, als einen willkürlichen Eingriff in die Freiheit und Gerechtsame des Volks betrachtet wissen wollte. Cicero, tödtlich bestürzt und, in der Übereilung, als Angeklagter alsbald das Trauerkleid anlegend, sah sich den frechsten Beleidigungen und selbst den Kothwürfen seines Gegners an der Spitze eines feilen Pöbels ausgesetzt, bis sich allmälig, ihn vor solchen Mißhandlungen zu schützen, seine Freunde, der gesammte Ritterstand und die patricische Jugend, gegen 20,000 an der Zahl, um ihn sammelten und, in Trauer gehüllt, seine Begleiter durch die Stadt wurden, um ihm das Mitleid und den Beistand des Volkes zuzuwenden; so wie sie sich, obwol vergeblich, den Konsuln zu Füßen warfen. Ganz Rom war in der heftigsten Bewegung; der Senat, gleichfalls in Trauer, versammelt im Tempel der Eintracht, während Cicero's Freunde und Anhänger das Capitol umlagerten.

Alles dieß hielt jedoch den kecken Tribun nicht auf, sein Ziel mit raschen Schritten zu verfolgen. Er fiel mit seiner Rotte Cicero's Beschützer in öffentlicher Volksversammlung mit gezogenem Schwerte, so wie mit einem Steinhagel, an, und es gelang ihm, sie zu vertreiben. Die von ihm vorgeführten Konsuln erklärten ihre wenig günstige Meinung von Cicero's Konsulat; Cäsar nach ihnen, äußerte sich zweideutig; und so ward jenes Gesetz auf eine listige Weise in eine direkte Anklage gegen Cicero verwandelt. Dennoch blieb die Mehrzahl der besser Gesinnten auf seiner Seite, und für ihn wenig zu fürchten, wofern nur Pompejus in diesem Sturme, wie er verheißen hatte, getreulich bei ihm aushielt. Allein auch er begann jetzt kalt und zurückhaltend zu werden; Clo-

Und nun sehr Achtung mußte ihm, durch alle diese kleinlichen Ränke, ein steigendes Mißtrauen gegen den hart Bedrängten einflößen. Um zu keiner unwürdigen Verwendung genöthigt zu seyn, hatte er sich auf's Land begeben, wohin ihm gleichwol Cicero's Freunde nachfolgten, um ihn zu einer bestimmten Erklärung zu vermögen. Pompejus, als Privatmann seinen Mangel an Schutz vorwendend, verwies sie ebenmals an die Konsuln, wo sie theils mit Schmähungen, theils mit dem kalten Bescheide empfangen wurden: durch seine freiwillige Entfernung werde Cicero viel Blutvergießen ersparen und die Republik zum zweiten Male retten.

Noch galt es einen letzten verzweifelten Versuch, sich dem offnen Abgrunde zu entwinden; — Cicero selbst machte sich auf, sich zu Pompejus Füßen zu werfen; und dieser war so ungroßmüthig, wenn auch nicht (wie gesagt wird) durch eine Hinterthür zu entwischen, ihm doch mit dürren Worten jeden Beistand zu versagen, weil er nicht gegen Cäsars Willen aufstehen könne. Jetzt galt es denn den Entschluß, ob er dem Sturme männlich stehen, oder ihm ausweichen solle. Der Rath seiner Freunde Cato, Hortensius und Atticus, so wie das Dringen und die Thränen der Seinigen, gaben den Ausschlag für das Letztere; und so entschloß er sich denn, seinen unversöhnlichen Gegnern das Feld durch eine freiwillige Verbannung zu räumen. Von seinen Anhängern, zu besserer Sicherheit, eine Strecke Weges begleitet, verließ er Rom bei Nacht und nahm seinen Weg nach Sicilien, wo alte Dankbarkeit und Anhänglichkeit ihm eine günstige Aufnahme versprach.

Unmittelbar darauf schritt Clodius zu einer Verordnung, eben so ungesetzlich in ihrem Inhalt, als nichtig in ihrer Form, wodurch Cicero, als Feind des Staats, geächtet wurde; womit denn, in natürlicher Folge, auch die Einziehung, Plünderung und Schleifung seiner fahrenden und liegenden Habe verbunden war. Noch empfindlicher für das Herz des Gemüthsweichen, mußten die Verfolgungen seyn, denen sich seine Gemahlin und selbst das Leben seiner Kinder ausgesetzt sahen, und Alles dieß konnte eben so wenig verfehlen, seinen Geist tief zu beugen, als eine schmerzliche Reue in ihm zu wecken, den Kampf auf eine übereilte Weise aufgegeben und sich seinen Freunden, zumal Pompejus, so blindlings hingegeben zu haben. Verwundet von solchen Gefühlen, befand er sich auf seiner Flucht im Gebiete der sicilischen Küste, als C. Virgilius, der Prätor der Insel, obwol ein alter Freund und Parteigenosse, ihm die Landung untersagte. Hart getroffen durch diesen neuen unerwarteten Schlag, wandte er sich nach Brundusium und weiter nach Dyrrhachium, in der Hoffnung, bei seinem Freunde Cn. Plancius, der als Quästor in Makedonien stand, eine gesicherte Aufnahme zu finden. In der That auch kam ihm dieser bis in jene Hafenstadt entgegen und führte ihn, unter Vermeidung alles Aufsehens, auf seine Villa in der Nähe von Thessalonich; — eine Vorsicht, die um so nothwendiger schien, da die verbannten Mitverschworenen Catilina's, welche durch Griechenland zerstreut lebten, es schwerlich an hinterlistigen Nachstellungen gegen sein Leben würden haben ermangeln lassen.

Hier lebte demnach Cicero in einer Zurückgezogenheit, die an Menschenscheu grenzte, und in einer Gebeugtheit des Geistes, welche eben so wenig dem edlen Manne, als dem Philosophen, geziemte. Seine Briefe aus diesem Zeitraume athmen einen so gränzenlosen Schmerz, so Verzweiflung, daß seine Freunde, und selbst seine Gattin, ihn auffordern mußten, der Würde seines Charakters treu zu bleiben. Gleichwol öffneten sich bereits hellere Aussichten für seine ehrenvolle Zurückberufung; denn kaum nach zwei Monaten that sein warmer Freund, der Tribun Ninius, im Senat den Vorschlag hiezu, der, von Allen gebilligt, nächst Clodius selbst, nur an der Stimme eines einzigen Tribuns Widerstand fand; dagegen aber zu dem Beschlusse führte, daß zu keinem andern Geschäfte geschritten werden solle, als bis die Konsuln in dieser Hinsicht ein neues Gesetz in Vorschlag gebracht haben würden. Clodius hatte überdieß die Sonnenwende seines gefeierten Ansehens bereits erreicht und durch Trotz und Übermuth sich selbst dem Triumvirat, wenn nicht bedenklich, doch lästig gemacht. Als er endlich dreist genug war, Pompejus unmittelbar auf eine empfindliche Weise zu beleidigen, stand dieser um so weniger an, sein widerstrebendes Benehmen selber zu heben, und je widriger die Wirkung gewesen, welche seine Bewegungen gegen Cicero bei Senat und Volk hervorgebracht hatte, um so mehr eilte er, Beide wieder für sich zu gewinnen. Einige Winke, die er gegen des Verbannten Freunde hinwarf, und die dessen Zurückkehr nur noch auf Cäsars, aus Gallien einzuholende Beistimmung hinausschoben, mochten um so gewissere Hoffnungen erwecken, als zu gleicher Zeit Clodius, einer offenen Aufforderung gegen Pompejus Leben beschuldigt, unwiderruflich mit demselben gebrochen hatte.

Nichts desto weniger bestand Dieser mit allen Kräften auf der Aufrechthaltung seines Gesetzes gegen Cicero durch hinzugefügte verschärfte Klauseln gegen Jeden, der es versuchen würde, dasselbe anzutasten, und in dieser Rücksicht sowol, als weil Cäsar seine Zustimmung auf mancherlei Weise verschoben zu haben scheint, waren die Entwürfe, welche des Verbannten Freunde für das Gesetz zu seiner Wiederherstellung wagten, so ungenügend, daß er selbst sie höchlich mißbilligte. Zugleich ward sein fernerer Aufenthalt in Makedonien mit jedem Tage mißlicher, da man seinen Feind L. Calpurnius Piso, als neuen Prokonsul desselben, ehestens erwartete; so daß er sich, obwol Rom näher, als das Gesetz gestattete, in Dyrrhachium sicherer glaubte, da er auf die Gunst der Einwohner zu rechnen hatte. In Rom aber, wo seine Angelegenheit ein immer günstigeres Ansehen gewann, erschöpfte Clodius seine ganze Wuth und Rache in feindlichen Ränken, ihm und seiner Partei dieß zurückkehrende Übergewicht zu entziehen, so lange sein Tribunat ihm noch die Mittel dazu gewährte.

Dennoch war diese Frist kaum abgelaufen und die neuen Konsuln P. Corn. Lentulus Spinther und Q. Cäcilius Metellus Nepos mit dem 1. Jan. 695 in amtliche Wirksamkeit getreten, als ihre Stimme, von L. Cotta kräftig unterstützt, sich auch im Senat zu Cicero's Gunsten so bestimmt aussprach, daß selbst der, durch nichts besiegbare Widerspruch des Tribunen Serranus es

nicht verhindern konnte, die Zurückberufung des Verbannten vor einer Volksversammlung zur Abstimmung zu bringen. Clodius fand kein anderes Mittel, dieß zu hindern, als daß er schon am frühen Morgen das Forum mit seinen Banden von Gladiatoren besetzt hielt, Cicero's Bruder Quintus mörderisch anfiel, unter der Gegenpartei, die ihn dort zu vertreiben suchte, ein furchtbares Blutbad anrichtete, und darauf selbst so weit ging, mit der Mordfackel gegen die Wohnungen seiner Widersacher zu wüthen. Doch so verwirrt waren die Zeiten und so kraftlos die Gesetze, daß er, obgleich als öffentlicher Friedensstörer angeklagt, durch die Erwählung zum Ädil jeder gerichtlichen Untersuchung entzogen wurde.

Durch dieß Alles konnte Cicero's Zurückberufung zwar aufgehalten, aber nicht rückgängig gemacht werden. Um sich selbst in dieser eifrig betriebenen Angelegenheit einen festen Rückhalt zu verschaffen, verordneten die Konsuln eine Auffoderung an alle Municipien Italiens, zur Unterstützung des Senats und Cicero's, Abgeordnete nach Rom zu entsenden. Der gefeierte Name des Redners zog deren auch wirklich in ganzen Scharen herbei, während der Konsul Lentulus zu ihrer Unterhaltung für eine Reihe von Schauspielen und festlichen Aufzügen sorgte. In dem Tempel, den einst Marius der Ehre und Tugend von der cimbrischen Beute weihte, sprach endlich der Senat, von Pompejus selbst ermuntert, das Dekret aus, welches Cicero's Rückkehr verordnete, dessen Kunde sofort in dem anstoßenden Theater vom Volke mit lautem Jubel vernommen wurde; während es Clodius, als er hier zu erscheinen wagte, mit nicht minderem Hohn, Gezisch und Drohworten empfing. Allein selbst jetzt noch mißbrauchte der Trotzige sein Amt, um durch seinen, auf dem Forum versammelten Anhang Bewaffneter ein Geschrei, als im Namen des Volks, erheben zu lassen, wodurch jenes Dekret wieder verworfen wurde. So sah sich der Senat genöthigt, in der nämlichen Sache ein neues, noch bestimmteres Gesetz abzufassen und, mit umsichtiger Entfernung jeder etwa möglichen Störung, vor eine dazu berufene Volksversammlung zur Bestätigung zu bringen.

Erst jetzt sah sich Clodius von seinen bisherigen, muthlos gewordenen Gehilfen verlassen; wiewol es noch zwei voller Monate bedurfte, bevor (am 4. Aug.) jene letzte Entscheidung Statt finden konnte. Nie war eine Versammlung dieser Art zahlreicher gewesen, und nur das geräumige Marsfeld konnte sie fassen. Clodius entbrach sich zwar nicht, auch hier noch kühn aufzutreten und sogar gegen den Vorschlag zu reden; seine Worte verhallten unbeachtet. Von allen Magistraten aber machten sich nur der Prätor Appius, Clodius Bruder, und zwei Tribunen bemerklich, welche das Gesetz nicht empfahlen, jedoch es eben so wenig wagten, einen Widerspruch einzulegen. Die Stimmen aller Centurien fielen einhellig dahin aus, daß Cicero aus der Verbannung zurückgerufen werden solle; und in Rom herrschte ein allgemeiner Freudentaumel.

An dem nämlichen Tage hatte auch Cicero, entschlossen, dem früheren Senatsdekret auf jede Gefahr zu folgen, sich von Dyrrhachium auf den Heimweg gemacht; und in Brundusium erwartete ihn, nach wenigen Tagen, die erfreuliche Nachricht von der Volksbestätigung desselben. Sein fernerer Weg glich einem unaufhörlichen Triumphzuge: denn die ganze Volksmasse drängte sich an die Straße, die er zog, und jede Art von Ehrenbezeigung ward erschöpft, um den Mann des Volks würdig zu begrüßen. Rom stand fast leer, um ihn vor seinen Thoren zu empfangen; der Senat zog ihm entgegen, ihn auf das Capitol und dann nach dem Hause seines Bruders zu begleiten; und dieser einzige Tag war, wie er selbst gestand, der Unsterblichkeit werth, so wie er, in politischer Hinsicht, den Beginn eines neuen Lebens für ihn begründete.

In der That hatten die eigentlichen Gewalthaber im State es ihn zu kräftig empfinden lassen, wie gewichtig ihre Hand auf ihm ruhe, und welch eine schwache Stütze der Senat ihm darbiete, um ihm fortan nicht eine kluge Nachgiebigkeit und, soweit immer möglich, die Rolle des Vermittlers zu gebieten. Seine Dankreden, zu denen er sich sofort sowol im Senat, als beim Volke (Post reditum in Sen. et ad Quirit.), beeilte, athmen daher auch ein ungemessenes Lob des Pompejus, so wie die feurigsten Verheißungen, sich mit erneuertem Eifer dem Dienste des Vaterlandes zu widmen. Beides fand er auch nur zu bald Gelegenheit zu bethätigen, da Clodius, sein alter unversöhnlicher Widersacher, Alles aufbot, um den Pöbel zu einem Tumulte gegen ihn zu erregen. Den Vorwand dazu bot eine in Rom herrschende Hungersnoth, zu deren Abwendung Cicero, so wie er sie durch Überfüllung der Stadt mit seinen Bewunderern veranlaßt habe, nun auch Rath schaffen möge. Er that es wirklich, indem er vorschlug und durchsetzte, daß Pompejus auf fünf Jahre mit unbeschränkter Gewalt über alle Kornböden in den Provinzen beauftragt würde, um dadurch den Überfluß in die Hauptstadt des Reichs zurückzuführen. Pompejus wählte, dankbar, ihn selbst hierin zu seinem ersten Gehilfen, mit der schmeichelhaften Erklärung, ihn als sein zweites Selbst zu betrachten und nichts ohne seinen Rath zu unternehmen.

Aber auch für sich selbst hatte Cicero nunmehr zu kämpfen, um sich, nach Wiederherstellung seiner Ehren und Würden, auch in sein eingezogenes Vermögen und seine zerstörten Besitzungen wieder eingesetzt zu sehen. Die bedeutendsten der Letzteren war sein prachtvolles Haus auf dem palatinischen Berge, welches Clodius hatte niederreißen und den Platz, damit er nie wieder des Verbannten Eigenthum werden könnte, der Göttin Libertas zu einem darauf zu errichtenden Tempel hatte weihen lassen. In seiner Rede pro domo erwies Cicero diese Weihe als ungesetzlich, und erwirkte sowol bei dem dazu versammelten Priesterkollegium, als wie beim Senat, obwol nicht ohne den heftigsten Widerstand seines Gegners, den Ausspruch, daß jene Bestimmung zurückgenommen, sein Verlust abgeschätzt, und ihm vom State ersetzt werden sollte. Alles dieß hinderte gleichwol nicht, daß Clodius den wieder begonnenen Aufbau mit gewaffneter Hand und durch hinein geworfene Feuerbrände zu stören suchte; ja daß Cicero selbst auf dem heiligen Wege von ihm und seiner Rotte mörderisch angegriffen wurde und sich nur mit Mühe in ein benachbartes Haus rettete. Durch ähnliche Gewaltmittel setzte Clodius es sogar durch, für

[illegible] Jahr [illegible] zum [illegible] gemacht zu werden und bekanntlich [illegible] für die Dauer [illegible] [illegible] Verwaltung zu ertragen. [illegible] Groll gegen Pompejus [illegible] [illegible] Angriffen gegen diesen [illegible] [illegible] Cicero [illegible] [illegible] Gefälligkeit [illegible] das Cäsar [illegible] mit Pompejus [illegible] politischen Verbindung [illegible] fünf Jahre [illegible] ward.

[illegible] Systems [illegible] gegen [illegible] Vertheidigung seines Freundes, des Tribuns P. Sestius, gegen Clodius ungerechte Anklage, [illegible] Vatinius [illegible] Cäsars [illegible] [illegible] Weise [illegible] Vatinius [illegible]. Allein [illegible] größeren Absicht gegen [illegible] Cäsar nur in den Weg [illegible] als er plötzlich im Senat, der [illegible] Staatskassen zur [illegible] Bedrängniß [illegible] den Antrag machte, das Gesetz [illegible] über die Vertheilung der campanischen Ländereien, zu deren Ankauf ungeheure Summen verwandt worden, nochmals in Berathung zu ziehen. Mit [illegible] Beifall dieser Vorschlag aufgenommen ward, um so [illegible] mußte Cäsar nothwendig den Angriff empfinden, [illegible] Aeußerungen, welche der Redner alsbald wieder [illegible], und dieß nur um so mehr, da die zwischen dem Triumvirat [illegible] Gewölke bei einer persönlichen Zusammenkunft [illegible] einem neuen, noch festeren Bunde gewichen waren. Da jedoch Pompejus hier der eifrige Vermittler machte, so entschloß sich Cicero, im Vertrauen auf dessen Redlichkeit und Mäßigung, jeden ferneren Widerstand aufzugeben und die gefährdete Sache der Republik nicht durch unzeitigen Starrsinn vollends zu verderben.

In diesem Gesichtspunkte war es auch, daß Cicero die Vertheidigung des L. Corn. Balbus, der zu Cäsars vertrautester Agenten gehörte, wegen angemaßten Bürgerrechts übernahm; während er gleichzeitig seine eigene Sache gegen Clodius in der Rede de haruspicum responsis und seinen Freund Cälius gegen die Anklage auf Gesandtenmord und Vergiftungsversuch gegen Clodius Schwester in Schutz nahm. Cäsars steigende Glücksbahn legte ihm immer mehr Verbindlichkeiten auf, ihm Achtung und Ergebenheit zu beweisen, wie unwilligen Geistes dieß auch geschehen mochte. Noch mißmuthiger machte ihn die Eindrängung der beiden Verbündeten desselben in das Konsulat für das Jahr [illegible]; und obgleich von Beiden gesucht und geliebkost, hielt er es doch ebenfalls für das Sicherste, wie für das Anständigste, sich der Geschäften möglichst zu entziehen. Nur sein alter Feind Piso, der jetzt von der Verwaltung Macedoniens (freilich auf Cicero's Betrieb) unrühmlich zurück kehrte, zwang ihn durch öffentliche Schmähung im Senat, sich Seiner durch eine bittere Rede zu erwehren, die ihn in der öffentlichen Meinung auf immer herabsetzte. Andere Vertheidigungen und Rechtssachen beschäftigten ihn in diesem und dem folgenden Jahre; doch ist [illegible] dieser Reden nur die für seinen Freund [illegible] Plancius auf uns gekommen.

[illegible] die Verhältnisse der Zeit, als die [illegible] Grundsätze auf Cicero einwirkten, [illegible] [illegible] Pompejus [illegible] Aussöhnung mit Crassus, die [illegible] bei dessen Abgange [illegible] zu dem [illegible] Feldzuge gegen die Parther zu seinem [illegible] Senate [illegible]; und [illegible] die freundschaftliche Annäherung an Cäsar, der seinen Bruder Q. Cicero [illegible] [illegible] Verhältnisse, wo er [illegible] Gesellschafter [illegible]. Selbst [illegible] Cäsars [illegible] mußte er [illegible] [illegible] [illegible] Cicero, um [illegible] des Mißtrauen seines neuen Freundes zu beseitigen, die [illegible] Stelle eines Legaten des Pompejus [illegible] [illegible], [illegible] Vortheile er sich [illegible] [illegible].

Schwieriger aber noch, als früher, ward seine Stellung zwischen diesen beiden Gewaltmännern, seit [illegible] Crassus [illegible] Untergang das Triumvirat aufgelöst und die große Frage wegen der Alleinherrschaft über die römische Welt zur unausbleiblichen nahen Entscheidung zwischen ihnen Beiden gebracht hatte. Seine Ernennung zum Augur, an des mit seinem Vater gefallenen P. Crassus Stelle, welche in diese Zeit fiel, ehrte ihn wohl sich selbst, wie durch die Einstimmigkeit der Wahl, [illegible], änderte in dieser Stellung nichts; sondern [illegible] zeigte sich nur noch verwickelter durch seine unwandelbare Theilnahme an dem Emporkommen des Ann. Milo, eines [illegible] strebenden feurigen Geistes, der seinen unversöhnlichen Haß gegen Clodius theilte, sich für das Jahr 701 eifrig um das Konsulat bewarb, aber von Pompejus Begünstigung ausgeschlossen blieb. Jetzt geschah es, daß Clodius und Milo auf der Heerstraße unfern Rom, einander begegneten, in Streit geriethen, und der blutige Hader sich erst mit Clodius Niedermetzelung endigte. Kein rechtlicher Mann bedauerte das Schicksal dieses Meuterers, aber noch mehr sprachen die darauf folgenden Ausschweifungen seines Anhanges zu Gunsten seines Mörders; diese jedoch die Ernennung des Pompejus, um ihn nicht zum Diktator zu haben, zum alleinigen Konsul herbei, und letzterem, auf dessen eifrigen Betrieb [illegible] gegen Milo eine peinliche Anklage ein, welche ihm, einem solchen Widersacher gegenüber, wenig Hoffnung der Lossprechung übrig ließ. Alles dieß schreckte jedoch seinen Freund Cicero nicht ab, als sein Schutzredner aufzutreten und seine blutige That als Nothwehr zu vertheidigen; und konnte er auch dieß Mal durch seine Beredsamkeit das Urtel der Verdammung, dem Milo durch freiwillige Verbannung zuvor kam, nicht verhindern, so mochte es doch ihm selbst schon für Gewinn gelten, daß die Freiheit seines Benehmens ihm Pompejus unverminderte Gunst erhielt.

Ein, von Pompejus während dieses Konsulats gegebenes Gesetz verordnete, daß die abgehenden Konsuln und Prätoren, um ihre Habsucht einiger Maßen zu zügeln, erst nach Verlauf von fünf Jahren zur Verwaltung von

Provinzen gelangen, die solcher Gestalt aber nunmehr erst öffneten an die älteren Statsbeamten durchs Loos vertheilt werden sollten. Solcher Gestalt sah auch Cicero sich die Provinz Cilicien, die zugleich einen Theil von Kleinasien in sich begriff, nebst zwei Legionen, wider seinen Willen aufgedrungen, wofern er nicht etwa diesen Zeitpunkt der beginnenden Erkältung zwischen Pompejus und Cäsar klüglich dazu benutzte, um sich aus der Nähe Beider zu entfernen und desto weniger zu unwillkürlichen Schritten gezwungen zu werden. Dennoch trug er ängstliche Sorge, es durch seine Freunde zu bewirken, daß dieß Amt und seine Abwesenheit von Rom nicht, wie er fürchtete, über die Dauer eines Jahres verlängert würde.

Überall auf Cicero's Wege ging sein Ruhm vor ihm her und bereitete ihm die ehrenvollsten Aufnahme. Aber angelangt in der Provinz selbst, suchte er, in diesem Allen seinem Vorgänger Appius sehr unähnlich, seine größere Ehre darin, sie nach gerechten und menschenfreundlichen Grundsätzen zu verwalten; sich von Eigennutz frei zu erhalten und nur das Gemeinbeste streng ins Auge zu fassen. Er war in diesen Gegenden in einem bedenklichen Zeitpunkte angelangt, wo die Parther so eben den Euphrat überschritten hatten und Cilicien mit einem Einfall bedrohten. Dieß nöthigte ihn, seine Truppen an den östlichen Gränzen der Provinz aufzustellen und auf einen Feldzug gefaßt zu seyn, der eben so wenig seinen friedlichen Neigungen, als seinen kriegerischen Talenten zusagte. Hinsichtlich der letzteren stützte er sich jedoch auf die Kriegserfahrenheit seines ihn begleitenden Legaten C. Pontinius, der sich bereits in einem Kriege gegen die Allobroger ausgezeichnet hatte. In der That auch bewirkte eine geschickte Bewegung gegen den Amanus, daß der Feind von einem auf Antiochia versuchten Angriffe abstand und sich zurück zog.

Begierig indessen, seine Verwaltung auch durch irgend eine ausgezeichnete Kriegsthat zu verherrlichen, benutzte Cicero sein schlagfertiges kleines Heer, um das räuberische und der Provinz sehr lästige Gebirgsvolk, welches in den Engpässen des Amanus bisher eben so unangreifbar, als unbezwungen geblieben, nachdem er es zuvor durch künstliche Märsche sicher gemacht, plötzlich zu überfallen und in seinen Schlupfwinkeln zu überwältigen. Nicht geringe war die Kriegsbeute, die er hier machte; aber unendlich höher galt ihm die Ehre, von seinen siegreichen Truppen zum Imperator ausgerufen zu werden; und endlich auch verdiente er sie wenigstens durch die nachfolgende Eroberung der Bergfeste von Pindenissus, nach einer hartnäckigen Belagerung von 47 Tagen. Auch legte er wirklich auf diese glücklichen Erfolge einen so hohen Werth, daß er dafür in Rom die Ehre eines Dankfestes und die Bewilligung eines Triumphs erwartete; und Beides machte fortan sein Bestreben in so ängstlicher Weise aus, daß man hier mehr, als je, Gefahr läuft, den wirklich großen Mann in ihm zu verkennen. Wenigstens ward ihm jedoch sofort das Dankfest zugestanden, obwol Cato's strenger Ernst sich demselben entgegen setzte.

Der Wunsch des Triumphes ward für Cicero zu einem neuen Stachel, seine Provinz sofort nach Ablauf des Jahres (702) wieder abgeben zu dürfen. Sobald er dieste Vergünstigung erlangt hatte, legte er die Geschäfte einstweilen in die Hände seines Quästors C. Cäcilius, und eilte, über Rhodus und Athen, nach Rom zurück; angetrieben noch mehr durch den, nunmehr zum offnen Ausbruch reifen Zwiespalt zwischen Pompejus und Cäsar, der vielleicht nur allein noch durch Cicero's, ihres gleich sehr geachteten Freundes, friedliche Vermittelung gestillt werden konnte. Je weiter er indeß auf seinem Wege vorrückte, desto augenscheinlicher erkannte er die überwiegende Neigung beider Parteien, es auf den Ausschlag der Waffen ankommen zu lassen; und Pompejus selbst, mit dem er eine wiederholte mündliche Unterredung hatte, ließ ihm keinen Zweifel deßhalb übrig und suchte ihn von allen Versöhnungsplanen, als vergeblich, und die er sogar zu fürchten schien, zurückzubringen. Des Heimkehrenden eigner unwiderruflicher Entschluß im Falle eines Bruches ging dahin, auf Pompejus Seite zu stehen: doch auch gegen Cäsar wünschte er, so lange es ihm immer gestattet bliebe, jedoch mögliche Schonung zu beweisen. Sein heller Blick schaute klar in die Zukunft, daß, welche Partei auch obsiegen möchte, der Krieg dennoch in völliger Unterdrückung der Freiheit endigen müsse; denn erhielt Cäsar die Oberhand, so wurden die Patrioten proscribirt; behielt Pompejus das Feld, so wurden sie Sklaven. Er glaubte es daher rathsamer, selbst die ungesetzlichen Foderungen des Ersteren zu bewilligen, als ihm die Waffen in die Hände zu dringen.

Dieser Rath, der gemäßigtere, so wie auch, der Zeitlage nach, der weisere, fand nirgend Gehör; und mit Cäsars kühner Überschreitung des Rubicon begann endlich jene denkwürdige bürgerliche Fehde, welche ihn, nach den wechselvollsten Ereignissen, zum römischen Weltgebieter erhob (vgl. die ausführlichere Darstellung im Art. Cäsar, Th. XIV. 2. Abth. S. 37 ff.). In diesem Zeitpunkt (703, den 3. Jan.) war es, wo Cicero, vor Rom angelangt, sich gleichsam mitten in die Flammen der bürgerlichen Zwietracht stürzte. Nothgedrungen vergaß er seines Triumphs, wie sehr ihm dieser auch am Herzen gelegen. Der Senat selbst, mit dem überraschten Pompejus an der Spitze, dachte nur auf übereilte Flucht aus Rom vor dem unaufhaltsam einbrechenden Gegner, und auch Cicero ward in dieselbe mit hingerissen. Der Feldherr wollte ihm die Vertheidigung von Capua übertragen: allein entblößt von dem Besitz der erfoderlichen Mittel, diesen wichtigen Platz zu halten, lehnte er, auf seiner formianischen Villa verweilend, jeden thätigen Antheil an der Fehde ab, so lange es noch irgend eine Aussicht gab (und Cäsars Schlauheit ließ es daran nicht fehlen), den Frieden zurückgeführt zu sehen. Die Bedingungen hiezu, womit er sich insonderheit an Cicero wandte, schienen in solcher Billigkeit gegründet, daß nur das Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit— vielleicht aber noch mehr Pompejus geheime Politik, die den Krieg in die Länge zu spielen wünschte, — es verhinderte, sie anzunehmen.

Wie sehr indeß Cicero auch Cäsars Unternehmen bisher als ein tolldreistes Wagestück angesehen hatte, so gerieth er doch in die ernstliche Besorgniß wegen des Ausgangs, sobald er wahr nahm, daß Pompejus, trotz all seines Abrathens, mit dem Gedanken umging, Italien freiwillig zu räumen; und er schwankte, je länger, je

mehr, ob er ihm, fest in seiner Anhänglichkeit, weiter folgen, oder zurück bleiben und den Sieger erwarten sollte, um sich seiner, wie man allgemein glaubte, nur nach Blut schnaubenden Willkür auszuliefern. Je mehr Cäsar durch sein mildes Betragen jenen Wahn Lüge strafte, um so mehr näherte sich ihm des Redners besseres Vertrauen, und es kam zwischen Beiden zu einem freundschaftlichen Briefwechsel; — im schroffen Abstich mit dem kühlen und vernachlässigten Tone, womit Pompejus gleichzeitig ihn aufforderte, sich ihm persönlich anzuschließen. Um so gemachsamer nahm er Anstand, diesem Gebote schnelle und unbedingte Folge zu leisten, sondern wollte es der Zeit und seiner reiflichsten Überlegung anheim geben, wie er, in Krieg oder Frieden, Pompejus Freund bleiben könne, ohne Cäsars Feind zu werden. Diese Art von Neutralität war auch des Letztern eigner Wunsch, sobald er wahrnahm, wie schwer es seyn würde, ihn ganz für sich zu gewinnen; und dahin, wie auf fernere friedliche Vermittelung, war nun auch der Gegenstand ihres ferneren Briefwechsels und das Andringen seiner Vertrauten gerichtet.

Schon durch des Siegers kriegerische Fortschritte von Pompejus und Brundusium abgeschnitten, hatte er die ihm angebotene Sicherheitswache abgelehnt, die ihn auf seinem Formianum zum Gefangenen gemacht und verhindert haben würde, Italien nach Willkür zu verlassen; allein den ihm, nach Pompejus Vertreibung aus Brundusium zugedachten persönlichen Besuch Cäsars hier zu empfangen, ließ sich, so sehr er es gewünscht hätte, nicht vermeiden. Gleichwol behauptete er in dieser Unterredung die Würde seines Charakters, als echter Patriot, und widerstand fest den einschmeichelnden Zunöthigungen, ihn nach Rom zu begleiten und mit seinem Ansehen, wie mit seinem Rathe zu Wiederherstellung des Friedens zu unterstützen. Wenig zufrieden gestellt durch sein beharrliches Ausweichen, verließ ihn Cäsar endlich mit der bedeutungschweren Erklärung: „Könne er sich Cicero's Rath nicht bedienen, so werde er Rath nehmen, wo er könne, und zu jeder entscheidenden Maßregel greifen.“ Milder jedoch waren die Worte, wodurch er ihn, von Rom aus, und allen Groll verläugnend, über das Vergangene zu beruhigen suchte. Wenn Cicero darauf beharre, ihm nicht nach Rom zu folgen, so möge er wenigstens auch sich aus Italien nicht entfernen.

Angelegentlich riethen die Freunde des Bedrängten ihm von diesem gewagten Schritte ab, den er dem Rechte und der Ehre, so wie seiner persönlichen Neigung, am gemäßesten hielt; aber ihre Bemühungen konnten ihn davon eben so wenig, als die Thränen seiner Familie, abwenden. Selbst die Drohungen des M. Antonius, der, seit Cäsars Abreise nach Hispanien, in der Halbinsel befehligte, und seine Bewegungen sorgfältig hütete, vermochten es nicht. Es gelang ihm, seine Beobachter zu täuschen und Dyrrhachium und Pompejus Lager, im Geleite seines Bruders Quintus, der nicht dahinten bleiben wollte, zu erreichen. Kühl empfangen, fand er nur zu bald auch Ursache, seine Unzufriedenheit mit Allem, was hier geschehen war und noch geschehen sollte, oft in bittern und witzigen Sarkasmen zu äußern, und war nahe daran, es ernstlich zu bereuen, daß er sein Schicksal an eine eben so kopflose, als übermüthige Partei geknüpft. Dieß Betragen, so wie der geringe Antheil, den er an den Geschäften nahm, machten ihn dort in eben dem Maße unbequem und verhaßt, als seine eigene Lage dadurch unangenehm und zweifelhaft wurde.

Unter der Zeit hatte Cäsar sich Hispaniens bemeistert, Massilia erobert, sein Heer, trotz aller überlegenen feindlichen Flotten, nach Epirus übergeschifft und seinen Gegner, unter den Mauern von Dyrrhachium, hart in die Enge getrieben (704). Jetzt rieth selbst Cicero's Schwiegersohn Dolabella, der es mit dem Sieger hielt, sein Geschick von dem schier Überwundenen zu trennen und sich nach Athen zurück zu ziehen. Ob Jener diesen Rath der Klugheit befolgt haben würde, steht dahin: denn ein schneller Kriegswechsel ersparte ihm eine solche Wahl; und Cäsar, auf jenem nämlichen Punkte besiegt, fand kaum in seinem überlegenen Genie die Hilfsmittel, gegen seinen Widersacher in den Gefilden von Pharsalus nochmals in die Schranken zu treten. Cicero's Rath war immer dahin gegangen, die Entscheidungsschlacht zu vermeiden und des Feindes Streitkräfte durch Ausweichen allmälig zu verzehren; und der Oberfeldherr hatte ihm hierin Gehör gegeben. Der Stolz der Siegestrunkenheit seiner Umgebungen aber fand nunmehr in diesem weisen Verfahren nur ein unrühmliches Geständniß der Schwäche, und hörte nicht auf, Pompejus zu bestürmen, bis er endlich den verhängnißvollen Tag herbei rief, der sein Heer vernichten und ihn selbst als hilflosen Flüchtling erblicken sollte.

Cicero, kein persönlicher Zeuge dieses unglücklichen Tages, war, krank und mit verstimmter Seele, in Dyrrhachium zurückgeblieben, als ihn die Nachricht von der Niederlage erreichte. In den ersten Augenblicken der Bestürzung versammelten sich die dort anwesenden Anführer zum Rathschlagen; und Cato drang in Cicero, als den ältesten und angesehensten Konsularen, den Oberbefehl über die dortige, noch bedeutende Truppenzahl und Seemacht zu übernehmen. Seine Weigerung setzte ihn einer augenblicklichen Lebensgefahr aus, da der jüngere Pompejus, ergrimmt über diese Lauheit in seines Vaters Sache, ihn mit gezogenem Schwerte dazu nöthigen wollte und nur mit Mühe durch Cato's Besonnenheit zurück gehalten wurde. Alles zerstreute sich hierauf, sein Heil zu suchen, in verschiedenen Richtungen; und Cicero hielt den Kampf für beendigt und rieth auch seinen Freunden, das Schwert niederzulegen und bloß auf die Gnade des Siegers zu rechnen. Er selbst setzte nach Brundusium über; fand aber, sofort nach seiner Landung, Ursache, seine Voreiligkeit zu bereuen, sich, ohne von Cäsar eingeladen worden zu seyn, auf Italiens Boden gewagt zu haben, wo die allgemeine Zügellosigkeit der Truppen und Antonius unverminderter Groll es für ihn gefährlich machte, mit den äußern Zeichen seiner Würde aufzutreten. In der That auch weigerte sich Antonius, ihn aufzunehmen, und kränkte ihn nicht minder durch die Art seiner endlichen Gestattung, indem er seinen Namen öffentlich in das Verzeichniß der Geduldeten stellte. Noch bitterer aber war sein Kummer, als er erfahren mußte, daß Bruder und Neffe ihren Frieden mit Cäsar, auf Kosten Seiner, durch harte Verunglimpfung zu machen suchten. Er rächte sich

großmüthig, indem er selbst ihr feindseliges Betragen bei dem Sieger entschuldigte, während er, von drückender Geldnoth befangen und unter immer steigender Unruhe, in Brundusium dessen Ankunft erharrte, um den Ausspruch über sein Geschick zu empfangen. Doch Cäsar, im alexandrinischen Kriege verwickelt und später mit dem Feldzuge gegen Pharnaces beschäftigt, ließ, viele Monate lang, nichts von sich hören; und neue, nicht geringere Besorgniß erweckten die nach Afrika geflüchteten Häupter der republikanischen Partei, welche dort bedeutende Streitkräfte gesammelt hatten und selbst Italien bedrohten, wo auch Cicero, als Abtrünniger, ihre vielleicht blutige Ahndung zu fürchten hatte.

Zwar waren indeß manche Schritte von Cäsar geschehen, um ihn zu beruhigen; allein nicht fähig, den milden Sinn desselben zu würdigen, mißtraute er ihm so lange, bis der Gewaltige selbst ein verbindliches Schreiben an ihn richtete, worin er ihm den Imperatortitel gab, jede andere Würde bestätigte und auch seines Bruders Begnadigung zusicherte. Noch erwünschter war ihm Cäsars überraschende Erscheinung in Italien; er ging ihm alsbald entgegen, und diese persönliche Zusammenkunft, an die er nicht ohne Herzklopfen gedacht, drückte das Siegel auf ihre Versöhnung: dann kaum erblickte ihn der Gelandete, so sprang er vom Pferde, ihn zu umarmen, nahm ihn beiseits und legte mehre Stadien im vertrauten Gespräche mit ihm zurück. Jetzt fand er auch kein Bedenken, demselben nach Rom zu folgen, wenn gleich mit dem stillen Vorsatz, sich den öffentlichen Geschäften auf jede Weise, bis zu einer ausdrücklichen und unausweichbaren Auffoderung, zu entziehen und fortan nur den Wissenschaften zu leben; während Cäsar in rascher Eile den Wagnissen eines neuen Krieges in Afrika entgegen stürmte.

Das nämliche Verhalten einer philosophischen Zurückgezogenheit beobachtete Cicero, als der Sieger, nach wenig Monden, mit neuen Lorbern und erhöhter Machtfülle in Rom wieder auftrat. Sich indeß seiner Nähe ganz zu entziehen, oder den Ausbrüchen seines satirischen Witzes freien Lauf zu lassen, wäre nun um so gewagter gewesen, da sowol Cäsar selbst, als seine Vertrauten, es aufs geflissentlichste darauf anlegten, ihn durch jede Art ehrender und freundschaftlicher Auszeichnung für sich und das neue Regirungssystem zu gewinnen. Er benutzte gleichwol diese Gunst sehr bescheiden und fast immer nur zum Besten seiner alten republikanischen Freunde, die sich, an ihrem Theile, jetzt fester, als je, an ihn, als den einzigen und letzten Anker der sinkenden Freiheit hielten. Mochte doch vielleicht Cicero selbst den angenehmen Traum bei sich nähren, daß Cäsar, wie einst Sulla, übersättigt von dem Übermaß der Gewalt, sich ihrer, zum Besten der Republik freiwillig entledigen könnte. Nicht gesonnen jedoch, seine Geistesfreiheit neben der politischen aufzugeben, trat er gerade jetzt mit einer, durch jeden Schmuck der Rede verherrlichten Lobschrift hervor, welche seinen unlängst erst in Utica großartig untergegangenen Freund Cato zum Gegenstande, so wie zum Titel hatte; und nicht leicht mochte Cäsar über etwas betroffener seyn, als über diese Apotheose eines Gegners, den selbst sein Tod in der öffentlichen Meinung so hoch über ihn zu stellen schien. Cicero's Freimuth wenigstens durch eben so viel Edelmuth auszugleichen, begnügte er sich nicht, die Schrift als ein Meisterwerk zu loben, sondern er trat auch in der Folge, wiederum bloß als Schriftsteller, dagegen mit seinem „Anti-Cato" in die Schranken.

Seinen festen Entschluß, im Senate ferner nur eine stumme Rolle zu spielen, gab Cicero in einer freudigen Überraschung seines Herzens auf, als Cäsar, wider alle Erwartung, in die Begnadigung seines bittern Gegners, M. Claud. Marcellus willigte. Da erhob er sich in seiner Reihe und sprach eine Dankrede, die, obgleich völlig unvorbereitet, mit seinen schönsten um den Preis streitet. Es war aber wiederum der schöne Wahn einer geahneten Wiedererweckung der Freiheit, was seinen Genius in diesem Maße begeisterte. — Und noch war dieser Tag nicht der Culminationspunkt seiner hohen Kunst oder ihrer unwiderstehlichen Kraft auf Cäsars Gemüth; denn Beide sollten sich erst unmittelbar darauf, durch seine berühmte Schutzrede für Q. Ligarius offenbaren, welcher dem Gewalthaber so feindselig, wie kaum irgend Einer, dessen Verzeihung schmählich gemißbraucht hatte, und nunmehr auf Leib und Leben angeklagt wurde. Cäsar selbst führte den Vorsitz im Gerichte, mit dem laut erklärten Vorsatz, für jede Anstrengung des Vertheidigers taub zu bleiben. Dennoch vermochte er es nicht, als Cicero den Zauber seiner Rede immer mächtiger entwickelte, jede Leidenschaft in dem stolzen Herzen theils beschwichtigte, theils in Flammen setzte, und es zu drängen nicht aufhörte, bis der zitternden Hand des Richters die Klagschriften unwillkürlich entsanken und seine Lippen die Lossprechung hervorstammelte.

Cäsar's letzter und waglichster Kampf um die Alleinherrschaft gegen Pompejus Söhne in Hispanien war durchgefochten; und er eilte nunmehr nach Rom zurück (707), um endlich die Früchte so unermeßlicher Anstrengungen zu ernten. Erwartend, sich Alles vor ihm beugen zu sehen, durfte auch Cicero sich ferner seiner Auffoderung zu thätigerer Theilnahme an den Statsgeschäften nicht entziehen und sah sich demnach aus seiner ländlichen Abgeschiedenheit hervorgerufen, wo ihn die Abfassung philosophischer Abhandlungen zerstreut und beschäftigt hatte. Wenig auch tröstete es ihn, daß er bei dieser Rückkehr nach Rom Gelegenheit fand, seinen alten kappadokischen Gastfreund, den König Dejotarus, vor Cäsar, der persönlich gegen ihn eingenommen war, gegen eine schwere Anklage des versuchten Mordes an demselben zu vertheidigen. Das Urtheil ward jedoch bis auf des Dictators persönliche Erscheinung im Orient hinaus geschoben; und es schien, als ob Dieser seinen Mangel an Nachgiebigkeit gegen Cicero auf andere Weise mildern wollte, indem er sich für einen Tag zum Gaste auf seiner Villa machte.

In immer trüberer Stimmung seines Gemüths bei dem täglichen raschen Fortschritt der Willkür des Usurpators, für welche Cicero's Schweigen, wie seine Mißbilligung, längst ein viel zu schwacher Zügel geworden, mußte seine Überraschung wol um so angenehmer seyn, als die Dolche des Brutus und Cassius, in problematischer Großthat, jenen verhängnißvollen Tag (15. März 708) herbei führten, der Cäsars Herzblut im Schoße des Senats fließen sah. Er selbst war absichtlich in das

Geheimniß dieser Verschwörung nicht eingeweiht werden; denn obgleich seiner stillen Billigung gewiß, hatten sie es doch räthlicher gehalten, seinen Zweifelmuth nicht vor der vollendeten Ausführung mit einer so schweren Sorge zu belasten. Jetzt, im Angesicht des niedergestreckten Tyrannen, richteten sie zunächst ihre Blicke auf ihn, als des freigewordenen Roms ersten und geachtetsten Bürger; und Brutus rief ihn bei Namen auf, um ihm Glück zu dem Siege der Freiheit zu wünschen. Eben so war Cicero's Name die Losung der Verschworenen, als sie aus der blutbedeckten Curie sich auf das Forum stürzten, um von dem Volke die Gutheißung ihres Unternehmens zu gewinnen; und als sie von dort auf das Kapitol eilten, um über die Schritte zu rathschlagen, durch welche die Herstellung der Republik nunmehr zu sichern seyn werde, bedachte sich Cicero so wenig, als die bessere Mehrzahl des Senats, ihnen dahin zu folgen.

Ohne verabredeten Plan über ihr ferneres Benehmen, bedurften die Häupter dieser Partei in der That auch der Autorität und des Geistes eines Mannes, wie Cicero, um von ihm zum gehofften Ziele geleitet zu werden. Sein Patriotismus riß ihn unaufhaltsam fort, und er war sofort mit ganzer Seele der Ihrige. Aber seine Vorschläge, obwol ganz dazu geeignet, die Vortheile ihrer augenblicklichen Stellung kräftig zu benutzen, scheiterten eben sowol an Brutus unzeitiger Bedenklichkeit, als an der Kühnheit und unergründlichen List, womit M. Antonius, des gefallenen Dictators thätigstes Werkzeug, im Streben nach dem Erbe seiner Gewalt, sie bethörte, an seine aufrichtige Friedensliebe zu glauben. Eine scheinbare Versöhnung mit ihm und der cäsarischen Partei und, auf Cicero's Rath, eine allgemeine Amnestie kam zu Stande. Jedoch schon seine genaue Verbindung mit M. Ämil. Lepidus, der mit einem Heere cäsarischer Veteranen vor Roms Thoren stand, legte ein Gewicht in seine Schale, dem nichts zu widerstehen vermochte und wodurch er dem Senat eine Reihe folgenreicher Dekrete abdrang. Gleichzeitig wußte er das für Brutus und Cassius hochbegeisterte Volk so künstlich zu bearbeiten, daß Cäsars Mörder sich dessen entflammtem Ungestüm bloß gestellt sahen und es zu ihrer Sicherheit nöthig fanden, sich von Rom zu entfernen.

Zwar ließ Antonius noch immer die Maske des Republikanismus nicht fallen: doch Cicero hatte Zeit und Besinnung gewonnen, ihn zu durchschauen; und wie unzufrieden er auch mit der Unthätigkeit und Verkehrtheit der Freiheitsfreunde im blinden Vertrauen auf ihre gute Sache, seyn mochte: so suchte er [illegible] den äußern Schein des guten Vernehmens mit Antonius zu erhalten, war aber nicht minder auf seiner Hut, und verreiste, mit der Absicht einer Reise nach Griechenland, in untern Italien, um den Gang der Dinge aus der Ferne zu betrachten. Seine [illegible] Stellung war [illegible] von den [illegible] und [illegible], daß alle Parteien um seine Gunst buhlten; denn auch Cäsars [illegible], jetzt [illegible] geschätzteren Freunde, die [illegible] A. Hirtius und C. [illegible] Pansa, Balbus und Andere, näherten sich [illegible] um in [illegible] Stütze eben [illegible] der Republikaner [illegible] gegen Antonius Schutz zu finden. Noch zuversichtlicher aber hofften sie, durch ihn Cäsars Neffen und Erben, den jungen C. Octavianus, im State zu heben.

Der erste Auftritt dieses 18jährigen Jünglings in das öffentliche Leben versprach nichts von dem außerordentlichen Charakter, den er in demselben entfalten sollte. Cicero, den er auf seinem Wege nach Rom begrüßte und dem er ein folgsamer Schüler in der Politik zu seyn versprach, erwartete von ihm weder Großes, noch Gutes; weniger um Seiner selbst, als um seiner Umgebung willen. Nichts desto weniger verstand Octavian sehr bald, in Rom die gewöhnlichen Künste zu Erwerbung der Volksgunst mit dem glücklichsten Erfolge in Bewegung zu setzen. Seiner Seits versäumte Antonius, aufmerksam geworden auf diesen wenig erwarteten Nebenbuhler, nichts, sich der Anhänglichkeit von Cäsars Veteranen zu versichern; während das von ihm noch bekleidete Konsulat und die Vollstreckung von Cäsars wahren oder untergeschobenen Dekreten ihm reichliche Mittel darbot, sein Ansehen zu befestigen und ungeheure Schätze widerrechtlich zusammen zu häufen. Auch waren seine Anstalten so drohend, daß an dem, auf den 1. Jun. angesetzten Wahltage für die neuen Magistrate, weder die Prätoren Brutus und Cassius, obwol ihr Amt ihre Gegenwart erforderte, noch Cicero, der seine aufs Neue thätig betriebenen philosophischen Arbeiten aufgegeben und sich der Stadt bis auf wenige Meilen genähert hatte, dort zu erscheinen wagten. Vielmehr trat er, vom Konsul Dolabella, seinem Schwiegersohne, mit dem öffentlichen Charakter eines Legaten bekleidet, die schon längst beschlossene Reise nach Griechenland wirklich an, und würde sie auch vollführt haben, wenn Anfangs nicht ein widriger Wind ihn an der Küste Italiens zurück gehalten, dann aber die veränderte Lage der Dinge in Rom ihn zur Umkehr bewogen hätte.

Unfreundlich von Antonius aufgenommen und in der Antretung der Erbschaft seines Oheims auf alle Weise verhindert, entwickelte hier Octavianus gleichwol den Muth, ihm entschlossen entgegen zu treten und sich um das Tribunat zu bewerben. Um so [illegible] richtete die republikanische Partei ihre Blicke auf den emporstrebenden Jüngling, der, mit einem großen Namen ausgerüstet, des Antonius sich immer deutlicher entfaltenden Planen zu einem Gegengewicht dienen konnte. Gleichwol traute Cicero seiner Jugend so wenig, als seiner Einsicht, unbedingt; er traute Antonius nicht, der [illegible] von seiner Neigung zum Frieden sprach, während alle seine Handlungen einen feindseligen Charakter trugen, und mißtraute selbst der Sache der Freiheit, da Brutus und Cassius selbst in ihrem freiwilligen Exil nicht mehr sicher, aus Italien flüchten mußten, um sich jenseit des Meeres mit gewaffneter Hand zu stärken.

Jetzt forderte es demnach Cicero's Würde und Charakter, eine bestimmte Stellung im State einzunehmen. Er eilte nach Rom; wo entweder schon seine bloße Erscheinung, oder die enthusiastische Bewillkommnung seiner Freunde, des Antonius Unmuth in dem Maße erregte, daß ihm Cicero's absichtlich verweigertes Erscheinen im Senat die ungemessensten Drohungen entlockte. Eine solche Behandlung reizte nun auch den gerechten Unwillen des alten Konsularen. Er trat sofort am nächsten Tage, in

Antonius Abwesenheit, im Senate auf und hielt die Erste der wider ihn gerichteten Reden, welche, nach Demosthenes Vorbilde, den Namen der Philippiken führen. Sie trug nicht den Ton der Heftigkeit, war nicht Vorwurf, sondern nur Klage über sein Verfahren. Dennoch fühlte sich Dieser durch sie dergestalt erbittert, daß sie den Grund zu seinem unauslöschlichen Hasse gegen Cicero legte; und er schüttete seinen vollen Ingrimm in einer der nächsten Senatssitzungen aus, wo es an keiner Art der Gegenbeschuldigungen fehlte und seine bewaffneten Horden die Curie umlagerten, um ihre Schlachtopfer nicht zu verfehlen.

Cicero, der diese Sitzung weislich vermieden hatte, hielt sich nach diesem offnen Bruche so wenig in Rom selbst, als in dessen Nähe, sicher, sondern entfernte sich auf eine Villa unweit Neapolis, wo er, als Erwiederung auf jene Ausspruddelungen, seine zweite philippische Rede verfaßte, um, sobald der unvermeidliche Kampf es fodern würde, durch sie seinen Gegner, mit Beseitigung jeder ferneren Schonung, in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Niemand sah indeß diese Wendung der Dinge mit mehr Zufriedenheit, als Octavianus, dem es gelungen war, die Veteranen seines Oheims zu einem großen Theile, durch verschwenderische Überbietung, von Antonius Seite zu sich herüber zu ziehen, und dem es, um an ihrer Spitze aufzutreten, an einem öffentlichen Charakter mangelte, welchen er nur von der Auctorität des republikanisch gesinnten Senats empfangen konnte. Er drang darum unaufhörlich in Cicero, das anerkannte Haupt desselben, nach Rom zurück zu kehren und ihn mit Rath und Leitung gegen ihren gemeinschaftlichen Widersacher zu unterstützen.

Während nun Cicero, unschlüssig und eben sowol zweifelhaft über des jungen Mannes politische Bedeutsamkeit, als über seine eigentliche Gesinnung gegen die Republikaner, noch immer zauderte, sich gegen ihn zu erklären, da ohnehin vor dem Antritt der neuen Konsuln (709) gegen Antonius nichts mit Erfolg unternommen werden zu können schien, hatte dieser Letztere vergeblich versucht, die Legionen zu Brundusium, auf die er vorzüglich gerechnet hatte, für sich zu gewinnen. Octavianus, zu welchem sie alsbald übergegangen waren, stand schlagfertig in der Nähe von Rom, und sein Gegner, der vergeblich sich mit seiner konsularischen Auctorität zu bewaffnen gesucht, eilte in das cisalpinische Gallien, um sich an die Spitze der ihm treu gebliebenen Truppen zu stellen. Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, wo es Cicero's Würde gebührte, noch Einmal das Steuerruder des hochgefährdeten States zu erfassen. Er eilte nach Rom, wo es in diesem Augenblick weder Konsuln, noch Prätoren, noch eine bewaffnete Macht gab. Octavianus hatte ihm so eben erst einige Beweise seiner Aufrichtigkeit gegeben, die ihm Vertrauen einflößten; Dec. Brutus, der zeitige Prätor der cisalpinischen Provinz, mußte gegen Antonius Eindringen und dessen Übermacht geschützt werden, und so bedachte er sich nicht, im Senat darauf anzutragen, daß Octavianus im Namen der Republik beauftragt würde, den von Antonius begonnenen Aufstand mit gewaffneter Hand zu unterdrücken. Er schmeichelte sich, diese Ermächtigung, zumal mit Hilfe der neuen Konsuln und ihrer Heere, dergestalt beschränken zu können, daß Antonius zwar fallen müßte, aber sein Besieger dem Wiederaufleben der Freiheit nicht gefährlich werden könnte.

Hielt er auch weislich diesen geheimsten Gedanken seines Herzens im Hintergrunde zurück, so war doch eben jener Vortrag im Senat, seine dritte philippische Rede, ganz dazu geeignet, Antonius als Feind des Vaterlandes und der Freiheit darzustellen und den jungen Cäsar Octavianus, als den preiswürdigen Verfechter derselben, zum Heerführer zu empfehlen. Dieß Dekret ward eben so einstimmig vom Senat, als unmittelbar darauf im Forum, wo Cicero ihm durch seine vierte Philippika Eingang verschaffte, vom Volke bestätigt. Nach diesen getroffenen Einleitungen war es nicht zweifelhaft, daß Cicero die förmliche Proscription des Antonius wollte und erwartete; allein die neuen Konsuln Hirtius und Pansa, welche mit dem 1. Jan. 709 ihr Amt antraten und bisher sich völlig in seinem Geiste hatten leiten lassen, konnten, als alte Freunde des großen Cäsar, dieses rasche Verfahren nicht wol mit der Anhänglichkeit vereinigen, welche sie, wenn nicht für Antonius, doch für so viele Glieder seiner Partei, noch heimlich hegten. Sie riethen demnach, bevor der Senat die Waffen gegen ihn erhöbe, ihn zuvörderst durch Abgeordnete zu friedlicher Unterwerfung aufzufodern. Vergebens stemmte sich Cicero in seiner fünften Philippika gegen einen eben so thörichten, als verderblichen Vorschlag; drei Tage hindurch kämpfte er im Senat, diesen Schlag abzuwenden: doch das Verbot eines Tribunen hinderte jede Abstimmung, welche zu seinem Vortheil entschieden haben würde; und endlich setzten die Konsuln ihre Absicht durch. Glücklicher war er in seinen übrigen Vorschlägen zu des jungen Cäsars Erhebung, dessen Oberbefehl gegen Antonius durch einen besondern Auftrag vom Senate bestätigt wurde, neben Ertheilung des Senatoren- und Proprätorranges und der Altersverleihung zu jeder ferneren Würde. Wie groß und ungewöhnlich diese Vorrechte auch seyn möchten, setzte er hinzu: so wage er es doch, der die geheimsten Gesinnungen des jungen Mannes kenne, sich wegen jeden Mißbrauchs derselben beim Senate und Volke für ihn zu verbürgen. So unendlich viel lag ihm daran, das Band zwischen Octavianus und der Republik festzuknüpfen, daß er verhieß, was zu erfüllen auf keine Weise in seinem Vermögen stand! Seine sechste philippische Rede an das unruhig gewordene Volk entwickelte den Gang und die Gründe dieser Debatte, um sie in ein milderes Licht zu stellen und die Herzen zu ermuthigen.

Antonius hatte bisher auf alle Dekrete des Senats nur durch entschiedene Feindseligkeiten geantwortet, indem er Dec. Brutus nach Mutina (Modena), dem festesten Platze Oberitaliens, zurück drängte und in demselben förmlich belagerte. Die Abgeordneten des Senats, deren Haupt S. Sulpitius jedoch alsobald durch den Tod hingerafft wurde, fanden bei ihm ganz den übeln und übermüthigen Emfang, den Cicero vorher verkündigt hatte. Sie waren indeß sogar schwach genug, geradezu gegen ihren Auftrag, seine Gegenfoderungen, die das ausschweifendste Gepräge trugen, anzuhören und an den Senat zurück zu bringen, in welchem sich allmälig immer mehr

Stimmen seinen Absichten günstig erklärten. Welchen Eifer Cicero auch angewandt hatte, in wiederholten Reden die Gemüther mit sich fortzureißen und den Maßregeln gegen Antonius einen durchgreifenden Charakter zu geben; wie bestimmt er auch darauf drang, ihn, als im offnem Aufruhr begriffen und als Feind der Republik zu erklären, so hinderten Jene doch die gesetzlichen Folgen durch den mildern Ausdruck eines „Tumultes" und „Gegners," welcher noch eine Umkehr gestattete. Und wenn es ihm auch gelang, für jetzt noch eine zweite, noch schimpflichere Gesandtschaft an Antonius zu hintertreiben und das Volk die Toga mit dem Kriegskleide vertauschen zu lassen: so zeigten doch auch die ersten Operationen des Konsul Hirtius im offnen Felde nicht die Energie, welche erfoderlich gewesen wäre, seinen Gegner zur Aufhebung der eifrig betriebenen Belagerung von Mutina zu bewegen. Cicero's gerechter Unmuth entbrannte und ergoß sich in der achten philippischen Rede gegen die Zaghaftigkeit des entarteten Senats, indem er zugleich auf neue strengere Maßregeln gegen den nicht länger zweifelhaften und gefährlichsten Feind der römischen Freiheit drang. Zwei andre Reden aber wurde er veranlaßt, zur Ehrenrettung und Vertheidigung seiner Freunde Brutus und Cassius mit dem reinen Feuer der Freundschaft zu sprechen, um ihnen ihre, von Antonius offnen und heimlichen Anhängern bedrohten Provinzen zu sichern.

Mutina's zunehmendes Bedrängniß preßte ihm indeß für einen Augenblick seine Einwilligung zu dem immer wieder erneuten Antrage ab, die Fehde mit Antonius durch eine erneuerte Gesandtschaft an denselben friedlich auszugleichen; und er selbst sollte an der Spitze derselben stehen. Bald aber sah er ein, daß das nur ein Fallstrick sei, um der Bezwingung des Platzes durch Verzögerung der Hilfe desto versicherter zu bleiben. Lieber nahm er daher sein Wort zurück und gestand seinen politischen Irrthum unbefangen in seiner zwölften Philippika ein, und die darin entwickelten Gegengründe waren so triftig, daß sie die Zurücknahme jenes Beschlusses zur Folge hatten. Noch aber waren Antonius Künste keinesweges erschöpft, die Energie des Senats, wo möglich, zu lähmen; und wenn es ihm auch mit den künstlichsten Vorstellungen nicht gelang, seinen, ihm im offnen Felde gegenüber stehenden Gegnern Hirtius und Octavianus ein verändertes System ihrer Politik annehmlich zu machen, so verführte er doch Lepidus Eitelkeit, dem Senat in einem öffentlichen Schreiben die Herstellung des Friedens dringlich zu machen. An der Spitze der hispanischen Legion mußte ein solches Wort von Gewicht seyn; und wurde der unerwünschte Vermittler gleich auf eine glimpfliche Weise zurück gewiesen, so mußte man doch erwarten, daß Antonius an ihm einen neuen Freund gewonnen haben möchte. Cicero's Werk und die Wirkung seiner dreizehnten Philippika war es, daß der Senat auch hierin standhaft blieb. Freilich aber mußte er wol jeden Frieden mit Antonius um so mehr verwerfen, als er sich es längst nicht mehr verbergen durfte, daß er selbst das erste und unfehlbarste Opfer desselben werden müsse.

Schien nun auch bei Lepidus, so wie bei andern Befehlshabern in den Provinzen, die noch zu Cäsars alten Freunden gehörten, eine überwiegende Neigung, sich auf Antonius Seite zu schlagen, vorzuherrschen, so war doch Cicero in dieser Krisis nur um so thätiger, sie zu neutralisiren und dem Senate, wenigstens scheinbar, getreu zu erhalten. Brutus und Cassius hatten in den östlichen Provinzen sich glücklich zu behaupten gewußt; Sextus Pompejus, der jetzt begann, einen Theil seiner väterlichen Ansprüche geltend zu machen, war bereit, sich für den Senat zu erklären, dessen Ansehen überdieß noch von allen Municipien Italiens eifrig unterstützt wurde. Eine noch erwünschtere Wendung nahm seine Sache, als Antonius, indem er Pansa's Vereinigung mit dem Heere seines Kollegen Hirtius zu hindern suchte, bei Forum Gallorum eine bedeutende Niederlage erlitt; und wenn gleich dieser Sieg selbst von seinen Freunden in Rom, ohne Cicero's standhafte Entgegenwirkung (Philippika 14), nur dazu benutzt seyn würde, ihm durch verminderte Thätigkeit in den Operationen wiederum Luft zu verschaffen: so konnte er es doch bald nicht vermeiden, unter den Mauern von Mutina selbst angegriffen zu werden und die Schlacht, durch einen muthigen Ausfall der Besatzung, sich zu seinem entschiedensten Nachtheil wenden zu sehen. Seine Legionen wurden größten Theils von Octavianus Truppen niedergehauen, und ihm blieb nur eine kümmerliche Flucht in die Alpen gegen die Rhone zu übrig. Hienächst aber hatte dieser Tag noch das Auszeichnende, daß der siegende Feldherr Hirtius auf dem Platze blieb, während zu gleicher Zeit Pansa in Bononia an seinen kurz zuvor empfangenen Wunden den Geist aufgab.

Gerade dieser zweifache Verlust, welcher die Republik ihrer gesetzlichen Oberhäupter beraubte, war es indeß, welcher in dem Gange der Ereignisse den Ausschlag gab, dem Flüchtling Antonius den Preis des Siegers zutheilte und binnen kurzem die Sache Cicero's und der Freiheit zu Grabe trug. In Rom hielt man, in voller Siegestrunkenheit, den Krieg für geendigt; aber der große Haufe übersah, daß Octavianus durch den Tod beider Konsuln ein Übergewicht bei den, nunmehr in seinen Händen vereinigten Heeren gewonnen hatte, dessen Mißbrauch seine durchschimmernde Ehrsucht nicht zweifelhaft bleiben ließ. Schon hatte ihn Cicero von Tage zu Tage unlenksamer gefunden; und wenn ihm, auf dessen Vorschlag, für seinen Antheil am Siege die Ehre der Ovation zuerkannt wurde, so geschah es wol weniger, um ihn zu engerer Dankbarkeit zu verpflichten, als um sein Heer auf eine gesetzliche Weise aufzulösen, wofern er noch einige Achtung für die Einrichtungen der Republik bewiesen hätte. Dieß war jedoch so wenig der Fall, daß sich fortan in seinem Betragen immer größere Zweideutigkeit und eine immer weniger verschleierte Richtachtung Cicero's und des Senats offenbarte. Alles deutete darauf hin, daß der ehrgeizige Jüngling mit einer gänzlichen Umwandlung seiner Politik umgehe und nur eine Gelegenheit suche, mit Jenen zu brechen.

Für Antonius wäre von dem Schlachtfelde von Mutina schwerlich ein Entkommen gewesen, wenn es damals in des jungen Cäsars Planen gelegen hätte, ihn völlig zu vernichten und sich dadurch an dem Senat einen Herrn zu geben. Wichtiger war es ihm für den Augenblick, die verwaiseten Truppen der Konsuln ganz in sein Interesse

zu ziehen, während auch Antonius wieder einige Legionen um sich sammelte, und nun auch Lepidus, seine seitherige zweifelhafte Rolle aufgebend, Jenen in sein Lager aufnahm und sich offenkundig für seine Sache erklärte. Freilich ward Dieser nun eben sowol, als früher sein Bundesgenosse, für einen Feind der Republik erklärt und ihm an Waffen entgegengesetzt, was in der Nähe stand und der Sache der Freiheit treu geblieben war; allein jene Vereinigung der feindlichen Streitkräfte, drohend genug schon an sich selbst, ward es noch mehr, da der junge Cäsar nur dieses Ereigniß erwartet zu haben schien, um mit jenen beiden Parteihäuptern, anstatt sie mit Nachdruck zu bekämpfen, auf geheime Unterhandlungen einzugehen. Wohl aber ermessend, wie wichtig er durch diese Stellung geworden, trat er, der noch nicht 20jährige Jüngling, zu Roms Schrecken, unerwartet mit dem Anspruch auf das erledigte Konsulat hervor; denn schon in der Foderung selbst lag es ausgesprochen, daß sie, mit diesem neuen gesetzlichen Zuwachs an Macht, nur die völlige Vernichtung der Freiheit gelten solle. Cicero, seinen eignen Ehrgeiz hier gern verläugnend, bot jedes Mittel der Abmahnung bei ihm selbst und seinen Freunden, wie beim Senate, auf, um ein solches Mißgeschick zu verhüten: allein der trotzige Machthaber brachte sein Gesuch, da keiner der Senatoren sich dazu hergeben wollte, durch seine militärischen Abgeordneten mit so offner Drohung an den Senat, daß Furcht und Zwang seine unmittelbare Ernennung durchsetzten.

Um jedoch den eingeschüchterten Senat vollends zu unterjochen und keiner weiteren Rücksicht auf denselben zu bedürfen, lag es in des neuen Konsuls Plane, durch hervorgesuchte, wenig begründete Beschwerden es zu einem Bruche mit demselben einzuleiten; und erwünscht kam ihm der Vorwand, daß auch Cicero sich auf eine zweideutige, oder wol gar feindselige Art über ihn geäußert, um seinen unverhaltenen Unwillen gegen denselben ausbrechen zu lassen. Seine eigentliche Meinung aber über die Partei, mit welcher er es bisher zu halten geschienen, sprach er noch zweifelsfreier aus, indem er seine Legionen, anstatt gegen Antonius und Lepidus, gegen Rom in Bewegung setzte, zugleich aber auch durch ein, von ihm ausgegangenes Gesetz Alle, die durch Rath oder That an seines Oheims Ermordung Theil genommen, in peinlichen Anklagestand stellte, und, da sie natürlich nicht erschienen, verurtheilte und ächtete. Konnte der Zustand der Dinge nunmehr eine noch bedenklichere Ansicht gewinnen, so geschah es durch den Abfall und Übertritt derjenigen Truppentheile, auf welche die Republik bisher noch einiges Vertrauen gesetzt hatte, zu Antonius Fahnen.

Cicero selbst ersah kein anderes Mittel der Rettung, als Brutus und Cassius mit ihren starken und wolgerüsteten Heeren über das Meer auf Italiens Boden herbei zu rufen. Wäre auch indeß entweder die Entfernung minder groß, oder die Treue dieser Truppen gegen jede Versuchung zum Abfall erprobter gewesen: so hatte sich doch in Brutus finstrer Sele ein Mißvergnügen gegen Cicero erzeugt, das in bittre Vorwürfe über sein bisheriges Benehmen und seiner Verblendung gegen Octavianus wahre Absichten ausbrach, dem allein er die Schuld aller dieser unglücklichen Ereignisse beimaß. Es konnte dem alten Statsmanne nicht schwer werden, seine Schritte gegen seinen unwilligen Freund zu rechtfertigen; allein selbst was er that, um Diesen den Wirkungen von Octavians Hasse zu entziehen, konnte ihm die Billigung und die Dankbarkeit desselben nicht gewinnen.

Rom beugte sich indeß mit dumpfem Unmuth unter die willkürlichen Verfügungen seines neuen Gebieters; nichts hinderte Diesen, die letzte Hand an seine schlauen Entwürfe zu legen. Antonius und Lepidus waren über die Alpen nach Italien herabgestiegen; und ihnen ging er entgegen — nicht, sie zu bekämpfen, sondern die angeknüpften friedlichen Unterhandlungen zu Errichtung eines neuen Triumvirats in einer persönlichen Zusammenkunft zu besiegeln und ihre Macht gemeinschaftlich gegen die Verfechter der Republik zu kehren. Eine kleine Insel im Rhenus, unweit Bononia, ward der Schauplatz dieses unnatürlichen und mit allseitigem, nicht verhehltem Mißtrauen eingeleiteten Bündnisses, in dessen Bedingungen, neben den übrigen Einrichtungen zur Umgestaltung des Stats, auch eine namenreiche Proscriptionsliste unvergessen blieb, zu welcher Jeder der drei Theilhaber eben sowol seine Schlachtopfer aus seinen persönlichen Feinden foderte, als aus seinen bisherigen Freunden und Anhängern schamlos Preis gab.

Cicero's Kopf war der erste und vornehmste, den die Rache seines unversöhnlichen Gegners Antonius von Octavianus heischte und unbedenklich erhielt. Während eine Anzahl Andrer ihr Todesloos erst bei der Erscheinung der Triumvirn in Rom erfahren sollten, ward das Schicksal des Redners und sechszehn der angesehensten republikanischen Parteihäupter auf der Stelle durch ausgeschickte Mörder entschieden, bevor sie Zeit und Raum zur Rettung fänden. Ahnete Cicero auch (wie nicht zu zweifeln fehlt) das Ergebniß jener verhängnißvollen Zusammenkunft, und mußte er dann nothwendig auf das Äußerste gefaßt seyn; so stand es doch eben so gewiß in seiner Macht, sich den Händen seiner Feinde durch eine frühzeitige Flucht in Brutus Heerlager nach Makedonien zu entziehen. Es mochte demnach wol Übersättigung von den endlosen Gräueln des Bürgerkrieges, Abscheu vor der, bereits sattsam gekosteten Rolle eines Vertriebenen und Flüchtlings unter dem Geräusche der Waffen und vollständige Verzweiflung an dem Heil der Republik seyn, was ihn dazu bestimmte, sich seines, ihm nunmehr werthlos gewordenen Lebens zu verzichten.

Er befand sich mit seinem Bruder auf seiner Villa zu Tusculum, als er die Zeitung von ihrer beiderseitigen Ächtung empfing, wovon ihn Einige seiner Freunde im voraus zu benachrichtigen Mittel gefunden hatten. Quintus, auf keine Weise zur Flucht versehen, trennte sich von ihm, in der Hoffnung, in Rom einsweilen einen sichern Rettungsort zu finden. Er selbst begab sich, ungewiß, was ihm zu thun übrig bliebe, nach Astura, unfern der Seeküste; schiffte sich ein, landete jedoch alsbald wieder, durch Gegenwind gezwungen, zu Circejum, und versank, während einer ängstlich zugebrachten Nacht, in immer größere Unschlüssigkeit. Dem Tode geweiht, war es einen Augenblick sein Gedanke, sich nach Rom zu wenden und den Dolch auf Cäsars Schwelle selbst in seine Brust zu bohren; doch seine Diener und Begleiter überredeten

ihn, sich nochmals dem Meere anzuvertrauen, das ihn nach Cajeta trug. Hier, auf seinem Formianum Erholung suchend, entführten ihn seine Getreuen, halb wider seinen Willen, nochmals der herannahenden Gefahr, da bereits ausgeschickte Reiter in der Gegend streiften und nach ihm forschten. Wirklich auch sprengten Diese ihm von der Villa, wo sie ihn vergeblich gesucht, auf dem Fuße nach, und ereilten ihn unweit der Küste, angeführt von dem Tribun Popilius Länas, dessen Lebensretter in einem peinlichen Prozesse auf Vatermord er einst gewesen. Seinen Getreuen hatte er jede Gegenwehr untersagt, und geboten, ihn in seiner Sänfte niederzusetzen. Sein ruhiger Blick schreckte die Henker einen Augenblick zurück; doch als er selbst ihnen gebot, ihr Werk zu verrichten, und seinen Nacken aus der Sänfte herausstreckte, vollführten sie den tödlichen Streich, trennten Kopf und Hände vom Rumpfe und eilten nach Rom zurück, dieses gräßliche Geschenk mitten auf dem Forum zu Antonius Füßen zu legen, und dieser gebot, das feindliche Haupt auf der nämlichen Rednerbühne, wo es so oft seine Wunder gewirkt, zwischen den beiden Händen angeheftet zur Schau zu stellen. Cicero's Todestag war der 7. Dec.; sein Alter hatte, bis auf wenig Tage, das 64ste Jahr erfüllt. Ein allgemeiner Schmerz durchdrang bei seinem tragischen Untergange jedes römische Herz; denn er drückte das Siegel auf Roms schmähliche Knechtschaft. So betrachtete ihn auch Antonius, der, mit diesem edelsten Blute gesättigt, die Proscription für geschlossen erklärte.

Cicero's politischer Charakter, in seiner Gediegenheit, wie in seinen Inkonsequenzen, spricht sich sattsam in den Wechseln seines öffentlichen Lebens aus. Als Privatmann besaß er Tugenden, die ihn seinen Freunden (und er war reich an solchen, die es zu seyn verdienten) theuer machten. Was er und Atticus einander ihr Leben lang galten, ist sogar, in unzertrennl. Namensverbindung, Bezeichnung und Ausdruck echter Selenverwandtschaft geworden. Minder glücklich gestalteten sich seine häuslichen Verhältnisse. Tullia, seine, eines solchen Vaters würdige Tochter, verwundete sein Herz unheilbar durch ihren zu frühen Tod, sein Sohn Markus aber noch schmerzlicher durch sittliches Mißverhalten. Terentia, seine hochfahrende Gattin, ermüdete seine lange Nachgiebigkeit bis zu einer endlichen, nothgedrungenen Scheidung in schon vorgerücktem Alter; aber auch eine neue, wiewol bald wieder getrennte Vermählung mit der jungen Publilia brachte ihm nicht den häuslichen Frieden; während sein Bruder Quintus in mehr, als Einem bedenklichen Moment ihrer politischen Laufbahn seine Sache kleinmüthig aufgab, und sein bisheriger Neffe bald als heimlicher, bald als offener Feind und Verleumder gegen ihn arbeitete *). (*Haken.*)

II. CICERO als Schriftsteller. Cicero, ein Zögling seiner Zeit, und für das Leben, welches ihn umgab, bethätigt, kann nur in dem Zusammenhange mit dem Ganzen und unter den zeitgemäßen Bedingungen richtig verstanden werden. In einem Volke geboren, welches sein Haupt stolz über die Völker der Erde erhob, nun aber ahnete, daß die Energie des denkenden Geistes und der Antheil an Wissenschaft und Kunst den äußern Vorzug als einen innern sicher stelle, in einem State erwachsen, dessen Freiheit durch Leidenschaft aller Art rettungslos versank, und wo in den Kämpfen der Verfolgung und Herrschsucht, Scharfsinn und Klugheit und das Talent der Rede aufgeboten wurde, das Recht der Persönlichkeit auch durch täuschenden Schein zu vertreten; in einer Zeit gebildet, in welcher bei einer ungetilgten Rohheit des großen Haufens nur Einzele sich zur freiern Bearbeitung der Wissenschaft erhoben, wo man Redner ward, um als Statsmann zu gelten, Philosophie und Poesie betrieb, um den Ruhm eines Feingebildeten zu erlangen: in diesen Verhältnissen ward Cicero, Redner, Philosoph, Dichter und überhaupt Gelehrter, ja der gelehrteste Römer seiner Zeit. Ihm kann jegliche Tugend allgemeiner Bildung im hohen Grade zugesprochen werden und sein Talent, wenn auch fern von Genialität, war ein nicht geringes und glückliches. Ein gewandter, gesunder Verstand vereinte sich in ihm mit einem rastlosen Streben nach dem Höheren und Geistvollen; sein Urtheil wurde durch eine reiche Beobachtung des Lebens und der Geschichte unterstützt, und der Zeit genügte er vollkommen durch feinere Geschmacksbildung und den Sinn für das Elegante. Er wollte mit der weltmännischen Vorliebe für das Zierliche und Schmuckreiche die Gründlichkeit einer tieferen Forschung verbinden; allein den spekulativen Geist, welcher Wissenschaft begründet, hatte ihm die Natur versagt, er selbst aber entzog sich durch eine erzielte Universalität, bei dem Mangel an Charakterstärke, der Möglichkeit einer originellen Entwickelung. Immer nur bedacht, mit dem Erworbenen und dem Gewinn griechischer Gelehrsamkeit für eigene und äußere Zwecke zu wuchern, gelangte er nie zur Selbständigkeit und opferte ein treffliches Talent dem unstät schwankenden Willen und den Schwächen seiner Neigungen auf. Seit dem 16ten Jahre war er in ununterbrochener geistiger Thätigkeit begriffen, seit dem 26sten unter dem Andrange des öffentlichen Lebens unausgesetzt mit rhetorischen und philosophischen Studien beschäftigt, und im höhern Alter, als ihm des Lebens Hoffnungen vereitelt worden waren, mit einem beispiellosen Fleiße in Bearbeitung seiner aus den Griechen gesammelten Schätze begriffen. So wurde er einer der fruchtbarsten Schriftsteller. Von seinem rastlosen Studium durch Tage und Nächte hindurch gibt er selbst Zeugniß ad Att. XII, 14. XII, 40. XIII, 26. de leg. I, 3. ad fam. VII, 33. orat. 30. Wir kennen, so groß auch der Umfang der noch verbliebenen Schriften ist, wie Muretus angibt (var. lect. XV, 1.), fast nur den zehnten

---

*) 1. Ältere Quellen: *M. T. Ciceronis* Opp. passim. — [illegible] — Epp. famil. — ad Attic. — ad Brut. — *Plutarch.* Sull. Pomp. Caes. Brut. — *Dio Cass.* 38 — 47. — *Appian* bell. civil. — *Sallust.* Catil. — *Suet.* Caes. Aug. — *Paterc.* 2. — *Val. Max.* passim. — *Aul. Gell.* passim. 2. Neuere Quellen: *Middleton's* life of Cicero. Conyers Middleton's römische Geschichte, Cicero's Zeitalter umfassend, v. G. L. Seidel. 4 Bde. Ferguson's Geschichte des Untergangs der römischen Republ. 4 Bände. Geschichte des römischen Bürgerkriegs vom Anfang der gracchischen Unruhen bis zur Alleinherrschaft des Augustus von H. C. Reiff, 2 Bde. Leben des C. Jul. Cäsar, von Meißner und Haken, 4 Bände.

Theil seiner Werke. Seine Erziehung war nach der von seinem Vater frühzeitig bewirkten Anregung eines lebhaften Interesse für das Wissenschaftliche, eine durchaus gelehrte, seine Bildung vorerst auf das Statsleben berechnet, sein Studium auf ein über die gewöhnlichen Gränzen damaliger Gelehrsamkeit hinaus reichendes Ziel gerichtet. Daß er im Ganzen das Edle, Bessere und Gediegene erstrebte, in der Wissenschaft auf Wahrheit und Licht ausging, und mit seinem herrlichen Sprachtalent nicht ohne entschiedenen Erfolg wirkte, kann eben so wenig geläugnet werden, als die Gründe, warum er dennoch nur Weniges ausrichtete, und nicht zum Schöpfer einer neuen kräftigen Entwickelung unter seinen Zeitgenossen wurde, in seiner Individualität und in seiner ihn wenig unterstützenden Zeit lagen. Sein errungener höchster Lohn ward der Beifall der Nachwelt. Jahrhunderten war er Lehrer. Die ihm zugewendete Bewunderung artete oftmals zur einseitigen Vergötterung aus. So von Vellejus Paterculus (II, 66.) bis auf Wyttenbach (Bibl. crit. II. p. 3. I. p. 1.). S. Juglari orat. de Ciceromania eruditorum Weissenf. 1744. Aber auch seine Gegner häuften ungerechte und harte Urtheile von Asinius Pollio und Dio Cassius (S. Chr. Ad. Klotz pro Cicerone adversus Dio. Cass. et Plutarchum Gorl. 1748.) bis auf Montaigne (Gedanken und Mein. 3. S. 201.) und seine strengen Tadler in unsrer Zeit. Die gerechte Würdigung seines Verdienstes und Werthes beruht, weil sein gesammtes Leben sich nach den von ihm als Schriftsteller ausgewählten Kreisen bezeichnen läßt, in der genaueren Charakteristik der Werke selbst. Wir folgen der gewöhnlichen, nach der Zeit und dem Inhalt getroffenen Anordnung, mit den **rhetorischen** Schriften beginnend.

Rhetorische Schriften. Wie vielfach auch die Redekunst schon in früherer Zeit zu Rom bei den Verhandlungen über Gesetze und Statseinrichtungen geübt wurde, gelangten die Römer doch spät erst zu einer theoretischen Behandlung derselben, und Cicero konnte sie in Wahrheit noch eine neue, von fern herbeigeführte Wissenschaft (transmarinam et adventiciam doctrinam; de orat. III, 3, 135.) nennen. Es kannten die Römer die griechische Literatur seit dem zweiten punischen Kriege, aber ohne sich dieselbe so selbständig anzueignen, daß an die Stelle der bloßen Nachahmung und Übertragung eine freiere Fortbildung hätte treten, oder von eigenen Erzeugnissen auch eine Theorie hätte abgenommen werden können. Man wendete die Kunst ohne Bedürfniß einer Regel an, bis Griechen sie in Rom auch theoretisch lehrten. Dieß mag etwa 50 Jahre vor Cicero begonnen haben. Bis dahin übten die griechischen Lehrer neben den römischen Rechtsgelehrten, denen man die Jünglinge, um von ihrem Beispiele die Kunst abzulernen, beigab, die rednerische Fertigkeit ihrer Zöglinge nur in praktischem Unterricht. Nicht genau kann nachgewiesen werden, warum man unter den Konsuln C. Fannius Strabo und Valerius Messala im Jahr 593 den Entschluß faßte, die eingewanderten Rhetoren und Philosophen nicht mehr in Rom zu dulden (*Sueton.* de clar. rhet. 1. *Gellius* XV, 11.); sicherer aber kann man annehmen, unter denen, die sich später lateinische Rhetoren (latini rhetores) nannten, und über deren Unterricht die Censoren Cn. Domitius Ahenobarbus und Luc. Licinius Crassus im J. 661. ihr Mißfallen aussprachen (Sueton a. a. O.), seien nicht bloß eigentliche Lehrer der Rhetorik zu verstehen, sondern Leute, die ohne alle wissenschaftliche Bildung den Jünglingen nur die Kunst schlausinniger Rabulisterei beibrachten. S. *Cic.* de orat. III, 24, 94. Nur bei Griechen setzte man gründlichere Gelehrsamkeit voraus, und darum wollte Crassus nur diese als Lehrer der Redekunst gelten lassen. Doch fruchtete dessen Gutachten oder Befehl wenig, und er sah in zwei Jahren eine Menge lateinischer Schulen sich öffnen (Cic. a. a. O.). Als erster lateinischer Rhetoriker wird L. Plotius Gallus, welcher noch zu Crassus Zeit lebte, genannt. (*Cic.* fragm. bei Suet. a. a. O. *Quintil.* II, 4, 42 und das. Spalding. *Faber* ad Senec. Controv. 2. Prooem. 2). Seit derselbe gelehrt und ein Werk de gestu geschrieben hatte (Quintil. II, 3, 143.), mochten wol außer den nur als unbedeutende Schriften erwähnten Büchern de ratione dicendi von M. Antonius (*Cic.* de orat. I, 21, 94. I, 47, 206. *Quintil.* III, 1, 19.) und de oratore von M. Cato (Quint. a. a. O. *Senec.* praef. ad Controv. 1. p. 66. edit. *Gronov.*), wenige Versuche theoretischer Darstellung bekannt und überhaupt die Rhetorik, die bis auf Cicero's Zeit und später noch Beschäftigung der Freigelassenen, nicht der vornehmern Edeln geblieben ist (*Seneca* Controv. 2. Prooem. p. 146.), nur von einer geringen Zahl vorurtheilsfreier Männer beachtet und bearbeitet worden seyn (Dialog. de orat. 19.). Zu ihnen gehörte Cicero, welchen die ihm eigene Neigung für Wissenschaftlichkeit auch zur Rhetorik gezogen zu haben scheint. Nur griechischen Lehrern überlassen, und von dem Unterricht des L. Plotius durch den Rath der den Griechen allein Beifall gebenden Freunde abgehalten (was er später selbst beklagte; *Sueton.* cl. rhet. 2.), beschäftigte er sich, als Jüngling von 17 Jahren neben der schon früher begonnenen praktischen Übung, wahrscheinlich mit Übersetzungen griechischer rhetorischer Werke und mit Collectaneen aus den früheren Bearbeitungen der Wissenschaft (Brut. 89, 305.); denn ihm lag als Zweck vor, alles bis auf seine Zeit Geleistete, vollständig zu umfassen (de invent. II, 2, 5.) und zu verarbeiten. Dem Rechtsstudium lag er unter der Leitung des Q. Scävola ob (Brut. a. a. O.), und setzte im Jahr 665 die Übungen nach des P. Sulpicius Muster fort. Später hörte er auch lateinische Rhetoren, und im Jahr 687, als er schon die Prätur verwaltete, den berühmten M. Antonius Gnipho. (*Suet.* de cl. gram. VII., wo das Wort etiam für adeo genommen, nicht so viel in sich faßt, um nach Schütz's Meinung auf einen schon früheren Besuch der Schule des Gnipho schließen zu lassen, da *Suet.* cl. rhet. 1., dagegen sagt: Cicero ad praeturam usque graece declamavit, latine vero senior quoque.) Nachdem er selbst griechische Rednerübungen geleitet und unter seinen Schülern Hirtius und Pansa und andere angesehene Jünglinge gebildet hatte, fertigte er einen Entwurf der Rhetorik, den er aber nicht zu Ende führte, sondern mit dem zweiten Buche abbrach. Wir besitzen diese Bücher unter dem Titel Rhetorica, oder wie erst spätere Zeit sie benannt hat, de inventione. Erwiesen ist durch Schütz (in den Proleg. zu zwei Ausgaben), daß

Cicero nicht mehre Bücher ausgearbeitet hat, kein alter Schriftsteller mehr als die vorhandenen erwähnt und Cicero selbst sie als ein begonnenes rohes Jugendwerk (de orat. I, 2, 5.) und als einen Theil seiner Adversarien bezeichnet. Daß die Anlage des Werks auf vollständige Darstellung der gesammten Rhetorik gemacht worden war (I, 30, 49.), Cicero aber die begonnene Arbeit aufgegeben habe, hatte schon Burmann (praefat. p. 10.) gezeigt. Die Annahme von vier Büchern, welche Cicero wirklich ausgearbeitet habe, rührt von neueren Erklärern, wie der Titel de inventione von Abschreibern her (*Burmann* praef. p. 8. Schütz in Prooem. der zweiten Ausg. S. 69.); die von Spalding zu Quintil. III, 3, 9. wiederholte Behauptung vom Untergang vorhandener Bücher stützt sich nur auf eine nach andern Gründen fehlerhafte Anführung des Quintilianus. Wenn das vorhandene Werk geschrieben sei, läßt sich nicht genau nachweisen, und die Annahme des Zeitraums von 664 bis 667, welche Schütz in den früheren Prolegom. p. 21. aufstellte und von 666 bis 672, wie Schütz später Prooem. p. 54. festsetzte, und von 670 bis 672, was Purgold (in Observ. crit. p. 305.) behauptete, beruhen auf keinem andern Grunde als den Worten pueris aut adolescentulis in der a. St. Der Inhalt und dessen Behandlung stellt die Schrift in nächste Beziehung auf die vorhandenen Bücher der Rhetorik ad Herennium eines ungenannten Verfassers, die aber wegen ihrer genauesten, wörtlichen Übereinstimmung schon seit Priscianus und Rufinus Zeit für ein Werk des Cicero angesehen und nach ihm benannt worden sind. Für die Echtheit dieser ciceronianischen Schrift erklären sich Angel. Politianus, Laur. Valla, Anton. Mancinellus, Sinibaldus Antoninus in s. Dialogus de rhetoricis ad Her., vor der aldinischen Ausg., Leonard Aretinus, Dion Lambinus, Nic. Angelus Bucinensis, in defensio pro rhetor. ad Her. Philippo Strozzae dicata, Marin Becichemus, in d. Ausg. Basil. 1541. Georg Casp. Kirchmaier und J. Pet. Ludovici in besonderen Abhandlungen. (S. *Fabricii* bibl. lat. p. 152). Gegen die Annahme, daß Cicero Verfasser des Werkes sei, sprachen Raph. Regius: utrum ars rhetorica ad Her. Ciceroni falso inscribatur in Problem. in *Quint.* Instit. Venet. 1492. *Angelus Decembrius* in Polit. liter. I, 10. *Floridus Sabin.* in Lect. Succesiv. I, 4. *J. Marius Matius* in Annot. in var. auct. 2. u. libr. Opinionum p. 457. Dem älteren L. Cornificius legten die Schrift bei P. Victorius, Paul. u. Ald. Manutius, Adr. Turnebus, Sigonius, Muretus, Riccobonus in diss. adv. Mar. Matthium, C. Barth in Adversar., *Schurzfleisch* in diss. de auctoritate rhetor. ad Her. Viteb. 1703., dem jüngern Cornificius *G. J. Vossius* in de natura Rhetor. c. 13. p. 92. Dem M. Gallio nach einer Handschrift Jul. Cäsar Scaliger (vgl. *Ald. Manut.* epistola ad Naugerium) einem Sohne des Cicero oder dem Laurea Tullius, einem Freigelassenen des Cicero Nascimbenius ad Cic. de inv. 2., dem Tullius Tiro nach Vossius Vermuthung, Burmann a. a. O. S. 30., dem Virginius Rufus, welcher zu Nero's Zeit lebte, Raphael Regius a. a. O. und sogar auf Timolaus, einen der 30 Tyrannen, rieth man. Schütz suchte a. a. O., nachdem er gründlich dargethan, warum Cornificius nicht als Verfasser des Werks angenommen werden könne, den Beweis für M. Antonius Gnipho zu führen und hat wenigstens mit Scharfsinn nachgewiesen, daß der Möglichkeit dieser Autorschaft weder ein in der Schrift, noch außer derselben gegebener Grund widerspreche. Unläugbar erschienen diese Bücher nach dem Jahr 665, in welches der erwähnte Mord des P. Sulpicius fällt. Ob sie Cicero bei Abfassung seiner Rhetorica vor Augen gehabt, und, wie die oft wörtliche Übertragung der Definitionen und Beispiele glauben lassen kann, als eine Grundlage nur überarbeitet habe, ist nach Schütz's feinsinniger Beweisführung neuerdings kaum mehr bezweifelt worden, sondern man hat als entschieden festgesetzt, Cicero habe zum Gebrauch eines Handbuches nur das Werk des Ant. Gnipho wiederholt, und mit einigen kritischen Bemerkungen gegen Hermagoras (1, 6, 8.) mit Beispielen (1, 19.) bereichert, Manches weiter ausgeführt (2, 22, 2, 22. 2, 53.), Namen ergänzt (wie 1, 44. 1, 52.), nach den Lehren der Griechen (1, 15, 20.) über die genera caussarum sich verbreitet, das Kapitel de caussa conjecturali 2, 5. anders behandelt. Doch bleibt der Beweisführung noch eine mehrfache Schwierigkeit zu beseitigen; denn nicht erklärt ist worden, was Cicero bewogen haben könnte, Manches unvollständig, kürzer und ohne Ausführung, die sich in den Büchern ad Her. vorfand, zu geben. Vgl. 1, 9. 2, 51. Dann aber ist unglaublich, daß Cicero, nicht mehr Knabe, sondern ein in höheren Studien begriffener Mann von 25 Jahren auf diese Weise ein vorhandenes und eben erst erschienenes Buch habe compiliren, als ein Eigenes ausgeben können. Außerdem entsteht die Frage, wie Cicero's unvollständige Wiederholung das zum Grunde liegende, vollständige und nicht werthlose Werk des gleichzeitigen Rhetoren habe so verdunkeln und zurückdrängen können, daß Quintilian nur jenes benutzte und anführte. Und wenn ferner die Stelle ad Heren. 4, 54, 68. augenscheinlich das Schicksal des Sulla schildert, so würde die Erscheinung dieser Urschrift erst nach dem Jahre 674, und mithin Cicero's Compilation als noch später angenommen werden müssen. Deßhalb möchte für beide Werke eine gemeinsame Entlehnung aus einem Lehrvortrage oder Lehrbuche, und zwar eines lateinischen Rhetoren, welchem in der Anordnung in Definitionen und Beispielen genau zu folgen, jedem Verfasser eines Handbuchs vergönnt seyn konnte, als möglicher Erklärungsgrund nicht verworfen werden dürfen, wobei denn immerhin angenommen werden kann, die Bücher ad Heren. seien später als Cicero's Schrift erschienen, die in beiden Werken abwechselnde Vollständigkeit und Ausführlichkeit habe von dem willkürlichen Benutzen einer dritten Quelle abgehangen, und die Äußerung (ad Heren. 4, 7.) von der noch ungewöhnlichen lateinischen Bezeichnung der Figuren hebe keineswegs die Voraussetzung irgend eines lateinischen Lehrbuchs auf. Der Inhalt der Rhetorica des Cicero umfaßt nach einer Einleitung über den Nutzen und Geschichte der Redekunst, die allgemeinen Grundsätze über das Wesen, den Zweck, den Inhalt und die Theile der Redekunst nach Aristoteles und anderer Griechen Lehren. Dann folgt die ausführliche Darlegung des Kapitels von der Erfindung, als des ersten Theils. Hier handelt Cicero

zuerst von der Auffassung des Gegenstandes, dann von Anordnung der Rede und ihrer Theile; im zweiten Buche von den Beweisen und Gründen. Die zur Erläuterung beigefügten Beispiele sind bis auf wenige aus griechischen Werken entlehnt. Cicero selbst legte dieser Schrift wenig Werth bei, doch bezeugt sie schon dessen Geschicklichkeit, das Formelle und Trockene der Rhetorik in einer freieren und geistreichen Darstellung zu behandeln. Man wählte sie später zum Leitfaden des Unterrichts, und Fabius Marius Victorinus, ein Rhetoriker des 4. Jahrhunderts, verfaßte eine Expositio in Rhetor. Cic. (in mehren Ausg. und besonders Paris bei Rob. Stephanus 1537. 4. auch in den Commentariis in universos rhetoricos Cic. libros. Basil. 1541. f. und in des Pithöus Sammlung der lat. Rhetoriker. Paris 1599. S. 79.). Die erste Ausgabe der Bücher de inventione erschien als rhetorica nova et vetus verbunden mit den Büchern ad Herennium. Venet. 1470. per Nicolaum Jenson, deren Text oft wiederholt wurde. Außer den vereinten Werken des Cic. behandelten sie Nascimbenius. Venet. 1563. 4. J. Mich. Brutus. Lugd. Gryph. 1570. 12., am vollständigsten P. Burmann Sec. Lugd. Bat. 1761. 8., mit den Anmerkungen der früheren Erklärer und Oudendorps (vgl. Acta erudit. nov. 1761. Apr. p. 161.), und Ch. G. Schütz in den Rhetoricis. Lips. 1804. Vol. I. Die Bücher ad Herenn. erhielten als rhet. nova im 15. Jahrh. viele Abdrücke meist ohne Angabe des Orts (s. Eberts bibliogr. Lex. 1. Bd. S. 334). Eine besondere Bearbeitung gab, außer M. Toxita Bas. 1556, P. Burmann Sec. a. a. O.

Während der Jahre, in welchen Cicero die Verwaltung der Prätur (687) und des Konsulats (690) führte, und als Sachwalter sowol in Angelegenheiten Einzeler, als auch für das Wohl des Stats vielfach bethätigt ward, scheint er seiner rednerischen Ausbildung einen ausschließlichen Fleiß gewidmet zu haben; doch waren theoretische Studien, da er noch als Prätor des Gnipho Schule besuchte, gewiß nicht von ihm aufgegeben. Die für ihn traurige Katastrophe, welche ihn 16 Monate als Verbannten im Auslande leben ließ, und ihm einen großen Theil seines Vermögens raubte, versetzte ihn in Ruhe, welche er einer besseren Zukunft zugewandt und im tiefsten Schmerze noch die Rückkehr hoffend zur Vorbereitung neuer Wirksamkeit benutzte. Aus dem Exsil zurück gerufen, fand er die Lage der Dinge verändert, Cäsar an die Spitze der Republik gestellt, sich selbst aber alles Ansehens beraubt und der politischen Wirksamkeit im Großen entzogen. Freunde nahmen ihn für Vertheidigungsreden oft wider seine eigene Überzeugung (s. Epist. ad Quint. II, 3.) in Anspruch; Feinde verbitterten ihm jeden weiteren Vorschritt, vereitelten Hoffnungen, erhöhten seine Unzufriedenheit mit der Republik und mit sich selbst. Da suchte er in wissenschaftlichen Studien Beruhigung dem gekränkten Gemüthe, dem rastlosen Geiste Befriedigung zu gewähren. Drei Jahre hindurch lebte er meistens auf seinen Landgütern (698 — 700), (vgl. ad Quint. III, 9.) und arbeitete an mehren, der Philosophie und der Rhetorik zugehörigen Werken, obgleich er auch in Zwischenzeiten vielfach mit Vertheidigungsreden in Rom beschäftigt war (ad Quint. II, 16. im Jahr 699). Von seinem Bruder Quintus war er aufgefodert worden, die ganze Wissenschaft der Redekunst in einer Schrift vollständig zu behandeln, und dieser Auffoderung suchte er durch drei Bücher de oratore zu genügen. Wahrscheinlich schrieb er sie im Jahr 699, nach Corradi (Quaestura p. 363) im Jahr 700. Er wollte in einer von den gewöhnlichen Lehrbüchern abweichenden, minder trockenen Form die Theorien des Aristoteles und Isokrates vollständig darlegen (epist. ad Lentul. I, 9.), zugleich aber ein praktisches Handbuch liefern. Daher geht er darauf aus, sowol die falschen Ansichten von der Weise, wie man zur Beredsamkeit zu gelangen glaube, zu berichtigen, und zu zeigen, daß außer den hiezu nöthigen Naturanlagen, auch umfassende Kenntniß des Lebens, gründliche Gelehrsamkeit und Einsicht in die Kunst der Darstellung zu einem Redner erfodert werde, als auch den Weg nachzuweisen, auf welchem man dem Ideal eines Redners wenigstens nahe zu kommen streben müsse. Die Würde eines echten Redners faßt er, veranlaßt durch die Erfahrungen seiner Zeit, die so Vieles hierin verunstaltet hatte, vorzüglich ins Auge, und verliert sich hiebei in einer Schilderung der Vorzüge und des Einflusses, den ein Redner zu gewinnen vermöge, so daß man auf die Meinung, welche Schaarschmidt (De proposito libri Ciceronis de oratore. Schneeberg 1824) aufstellte, als habe Cicero nicht eigentlich die Grundsätze der Beredsamkeit lehren, sondern vielmehr nur zu deren Rechtfertigung und Lobe sprechen wollen, nicht ohne scheinbaren Grund geleitet werden kann, obgleich das Ganze eigentlich doch auf Darstellung eines Ideals des vollkommenen Redners abzweckte. Das zweite und dritte Buch sollte Τεχνολογίαν enthalten (ad Attic. IV, 16.), das erste der allgemeinen Betrachtung von dem Studium der Redekunst gewidmet seyn. Die Behandlung ließ Cicero zwanglos und frei von systematischer Strenge seyn, um nicht durch Trockenheit oder todte Schulformeln den Leser zu ermüden; denn er wollte auch von den geschmackvollern Zeitgenossen und von Statsmännern, die dem Leben mehr als der Schule angehörten, beachtet werden. Darum wählte er die Form des Dialogs, welche eine lebendigere Darstellung und reichere Ausschmückung verstattete, und öfter Gelegenheit zu Digressionen darbot, aber freilich auch zu mancher Weitschweifigkeit und leeren Deklamation führte. Die platonische Kunst des Dialogs gewann Cicero niemals, und mag wol dem Aristoteles, den er auch hierin nachzuahmen strebte (Epist. I, 9) näher gestanden haben. Eine Entscheidung ist bei dem Verluste der aristotelischen Dialoge nicht möglich. In diesem Dialog suchte Cicero die demonstrirende Form, die er in einigen philosophischen Werken beibehielt, mit einer lebendigeren zu vertauschen, und hat, wenn ihm auch noch das Dramatische der Anordnung abgeht, in der Charakterisirung der Sprechenden und in der Zeichnung der auf Zeitverhältnissen beruhenden Beziehungen nicht wenig geleistet. Mit der größten Sorgfalt hat er das Einzele behandelt, und selbst dem zufällig Scheinenden einen Grund verliehen, wie er den Scävola nur in dem ersten Buche an dem Gespräche Antheil nehmen läßt, weil denselben sein Alter bei der längeren Unterredung auszudauern verhindert haben würde, und er für einen Spötter gegen alle Lehre der Schule

Beweise gewonnen werden, auf, dann erläutert er die Beweise, welche unmittelbar aus der Sache, und aus dem, was mit dem zu beweisenden Gegenstand in Berührung steht, zu gewinnen sind, und geht zu den äußeren Beweisen oder Zeugnissen über (c. 19.). Nach dieser Erklärung handelt er von der Anwendung der Beweise bei den verschiedenen Fällen der erst zu bestimmenden und der bestimmten Gegenstände. Diese Schrift sendete Cicero von Rhegium den 27. Jul. 709 an Trebatius mit dem noch vorhandenen Briefe (epist. VII, 19.), in welchem er eingesteht, die Dunkelheit einer wissenschaftlichen Darstellung bedürfe auch hier einer Erläuterung, die er mündlich nach seiner Rückkehr zu geben verspricht. Quintilianus verweist öfters auf dieses Werk. Boethius gab Erläuterungen in dem Buche de differentiis topicis, welches auch mehren Ausgaben (Paris. 1542. 1547. 1557. 1561) beigefügt wurde. Zuerst erschienen die Topica mit dem Orator; dann o. O. (1472), mit G. Valla Komment. Vened. um 1486. Kommentare lieferten Achilles Statius. (Lovan. 1552.), Anton. Goveanus (Lugd. 1541. Paris 1545.), Coec. Sec. Curio (Basil. 1553.), und die bei den partit. orat. erwähnten in die baseler Sammlung aufgenommenen Erklärer. Eine weitere Ausführung und Anwendung wollte Jo. A. Reberteria in Topicon juris libr. IV. Paris. 1575. liefern. Neuere Bearbeitungen enthalten die Ausgaben der Rhetor. von Wetzel und Schütz; eine besondere erschien von Saalfrank. Erlang. 1823.

Der Übersetzung von des Äschines und Demosthenes Reden zur Anklage und Vertheidigung des Ktesiphon hatte Cicero eine Vorrede beigegeben, in welcher er von dem Wesen und Werthe der attischen Schreibart und dem Irrthum handelt, mit welchem man deren Eigenthümlichkeit in einer scharfsinnigen, aber trockenen und kraftlosen Darstellung nachwies. Er rechtfertigte sich dadurch gegen manchen vernommenen Tadel seiner eigenen Sprachweise. Diese Vorrede der verlorenen Übersetzung besitzen wir unter dem Titel: de optimo genere oratorum, wie sie Asconius in Orat. pro Milone benannte. Eine besondere Ausgabe erschien Par. 1551. Schätzbare Kommentare lieferten Ach. Statius (Lovan. 1552. 8.) und Jo. Ant. Viperanus (Antw. 1581. 8.). Die Ausgaben sind die vorher benannten der Rhetorica. Eine Übersetzung lieferte W. G. A. v. Steinwehr in der teutschen Gesellsch. in Leipzig Schriften, 2. Bd. 1734. S. 487.

Vereint erschienen die gesammten rhetorischen Schriften in den Ausgaben Ven. 1485, mit Omnibonus Leoniceni Komment., öfters wiederholt. Ven. Ald. 1514. (von F. Sylburg) Hanov. 1609. von Jac. Proust ad usum Delph. Par. 1687. 2. Bde, unvollständig von Schütz. Lpz. 1804— 8. Die älteren Kommentare vereinte man Ven. Ald. 1551. Basil. 1541.

Die Beurtheilung des Cicero als Redner beruht auf der Frage, was er in seiner Zeit geworden war und für seine Zeit giltig gewesen ist. Jede Vergleichung zwischen ihm und den vorzüglichsten Rednern der Griechen wird immer nur die Gegensätze der Zeiten, in denen griechische Statsberedsamkeit unter dem allgemeinen Kampfe für die Freiheit empor blühte, und in denen bei einem in sich selbst zerfallenen Statsverhältnisse römische Parteimänner um Ansehen und Vorzug kämpften, oder auch für bedungenen Lohn die Sache des vermeintlichen Rechts bestritten, ins Licht setzen, das Eigenthümliche aber aus den Bedingungen der Zeit entwickeln müssen. Mit dem Entschlusse sich dem öffentlichen Leben zu widmen, war dem Cicero auch der Weg seiner Ausbildung und seiner Studien vorgeschrieben; ein Statsmann konnte nur als Redner sich empor heben. Für diesen Zweck aber finden wir ihn von früher Jugend bethätigt. Griechische Lehrer, deren Namen uns, bis auf den einen des Dichter Archias verloren sind, bildeten ihn im Praktischen (*Suet.* de rhet. 2.), ehe er in den Schulen der Rhetoren, theoretischen Unterricht erhielt. Aus dem Umgange mit dem berühmten Redner M. Antonius zog er manche Belehrung (de orat. II, 1, 3), und mit rastlosem Eifer hörte er in den öffentlichen Verhandlungen die damals bewunderten Redner (Brut. 89, 305). Unter diesen herrschte eine getheilte Ansicht über das Wesen der rednerischen Bildung. Während Einige im Fortschritt ihrer gründlicheren Bildung zu einer wissenschaftlichen Grundlage der Beredsamkeit gelangt waren, und die in den Schulen der Rhetoriker gelehrten Gesetze und Regeln, verbunden mit umfassender, historischer und philosophischer Gelehrsamkeit, zur Anwendung gebracht wissen wollten, hielten noch Mehre an der älteren Meinung, daß nur das Leben den Redner bilde und die rednerische Kunst allein durch praktische Ausbildung eines natürlichen Talents ohne gelehrtes Studium gewonnen werde. Dieser Meinung war auch Hortensius, welchem Cicero in den Jahren, in denen er den öffentlichen Reden als Zuhörer beiwohnte und bei den Rechtsgelehrten, dem Augur und dem Pontifex Maximus Q. Scävola seit 665 verweilte, als einem bewunderten Muster folgte (Brut. 90, 307), bis die Vorträge des Akademiker Philo ihn zur Philosophie zogen. Da scheint sich Cicero von dem herkömmlichen Verfahren getrennt und ganz dem höheren und gründlichen wissenschaftlichen Studium der Sprache, der Philosophie und der Rhetorik gewidmet zu haben. Die Dialektik des Stoiker Diodotus beschäftigte ihn neben den rednerischen Übungen, welche er in Verbindung mit M. Piso und Q. Pompejus (Brut. 90, 310) unter griechischen Lehrern, mehre Jahre hindurch fortsetzte. Diodotus starb im Jahr 695 (ad Att. II, 20). Mit freierer Umsicht und wissenschaftlicher Beurtheilung faßte Cicero nun die Musterwerke und Lehren der Griechen auf, und suchte denselben aus reiner Liebe zur Sache und mit einer fast unbedingten Hingabe, die der originellen Entwickelung seiner selbst unläugbar Eintrag that, nachzueifern. Die Nachahmung gewann den Schein einer selbständigen Ausbildung. Quintil. 10, 1, 109. So gebildet trat er als öffentlicher Redner auf, und erschien, wie er selbst sagt (Brut. 311), auf dem Forum, nicht um in der herkömmlichen Weise die rednerische Routine erst abzulernen, sondern als ein schon wissenschaftlich gebildeter Redner. Darum behauptete er auch dem Studium der akademischen Philosophen mehr als den Schulen der Rhetoriker zu verdanken. (Quintil. 12, 2, 23. und das. Spalding). Seine erste öffentliche Rede hielt er zur Vertheidigung des Sext. Roscius im Jahr 673, nachdem er im Jahr 672, 26 Jahr alt, im Comitium den P. Quintius, und vorher

schon Andere vertheidigt hatte; denn methodisch schritt er von leichter zu umfassenden Gegenständen zu den schwierigeren Aufgaben fort, und ward dadurch dem Quintilianus ein Musterbild für die aufgestellten Regeln (12, 6.). Damals hörte er die rhetorischen Vorträge des Apollonios Molo aus Rhodus. Eine frühere Benutzung dieses Lehrers, die wir in Brut. 89, 307 erwähnt finden, stimmt weder mit den Zeitangaben aus Molo's Leben, noch mit der römischen Zeitrechnung überein, und würde in der eben bezeichneten Richtung, in welcher Cicero erst später auf wissenschaftliche, rhetorische Studien einging, kaum eine Stelle finden können. Es scheint diese Angabe von der Interpolation eines Abschreibers herzurühren. Zwei Jahre (673 und 674) war Cicero in Vertheidigung einzeler Rechtssachen thätig gewesen, und hatte, dem bewunderten Hortensius gegenüber gestellt, schon einen ausgezeichneten Namen erworben (Brut. 91, 314), als ihn seine unter der gehäuften Anstrengung leidende Gesundheit und die Schwäche seines Körpers zu einer Reise nach Griechenland und Asien bewog, wo er die berühmtesten Redner und Lehrer der Redekunst aufsuchte, und ihre Vorträge benutzte. Er nennt Demetrios Syros in Athen, Menippos, Dionysios Magnes, Äschylos, Xenokles in Asien, Molo in Rhodus. Brut. 91. *Jo. G. Walchii* Parerga p. 177. Zurückgekehrt trat er, schwierigere Aufgaben zu lösen (Brut. 92, 318) in Wettkampf mit Cotta und Hortensius, welche er Anfangs noch als Muster betrachtete; denn in Cotta's milder und ruhiger Sprache und in dessen Fertigkeit den Gedanken mit bedeutungsvoller Bestimmtheit zu bezeichnen, fand er Beruhigung seiner eignen noch üppig und voll aufbrausenden Kraft, und mußte bei dem mißfälligen Mangel des Pathetischen den Scharfsinn in der Erfindung und die Korrektheit der Darstellung bewundern; dagegen zog ihn des Hortensius feurige Diction und geistvolle Lebendigkeit an, und aus der von demselben auf klare Anordnung und strenge Eintheilung verwendeten Sorgfalt nahm er ab, welche Mittel der Redner vorzüglich zu benutzen habe, um das so gemischte Publikum der Volksversammlungen überzeugend zu gewinnen und seinen Bedürfnissen und seinem Geschmacke zu genügen. Dieß Publikum verlangte andere Redner als Griechenland. Es theilte sich in die Masse eines rohen, nur durch starke Erschütterung zu lenkenden Volks, und in Feingebildete, welchen allein eine gewisse glatte Eleganz und der Schmuck des Witzigen, Sententiösen und gelehrt Scheinenden zusagte. Die Zeit war vorüber, in welcher Antonius dadurch vorzüglich sich Beifall erwarb, daß er das Volk glauben machte, er habe sich nie mit Literatur beschäftigt, und sei mit den Griechen ganz unbekannt (de orat. II, 36, 153), und Crassus selbst seine Vertrautheit mit den griechischen Mustern verläugnete, um ein römischer Redner zu heißen. Jetzt empfahl nur griechische Bildung und griechische Feinheit. Die Redner selbst glaubten entweder in attischer Weise durch Verschmähung der glänzenden Verzierung und ohne pathetische Steigerung in nüchterner Darstellung, welche bisweilen bis an das Trockene herabsank, den Zwecken des Verstandes zu genügen, oder nach asiatischen Mustern die Einfachheit und wol auch Leerheit der Gedanken durch aufgetragenen Farbenschmuck zu decken und mit einer geschwellten und ins Breite sich ergießenden Fülle Alles nur auf Bewegung der Gemüther berechnen zu müssen. Die alte natürliche, mit dem römischen Nationalcharakter einstimmende Redeweise war verstummt. Zwischen beide Parteien trat Cicero, und wollte Fülle und Lebendigkeit mit Charakter und Gründlichkeit verbinden, und in sich gerade das, was er unter seinen Zeitgenossen verkannt und vernachlässigt fand, aber als die Grundlagen der vollkommenen Redekunst betrachtete, verwirklichen. Er vermißte in den Rednern seiner Zeit Gelehrsamkeit, das Studium der Philosophie, des Rechts, der Geschichte, Witz und Heiterkeit, die Kunst, von einem gegebenen Gegenstande auf allgemeine Wahrheit abzulenken, die Gabe durch Affekte und Leidenschaften den Willen der Zuhörer zu bestimmen. Dieß zu leisten ward seine Aufgabe. Noch als Prätor benutzte er 687 Gnipho's Unterricht (*Sueton.* de grammat. 9. *Macrob.* Sat. III, 12), obgleich er von sich selbst bekennt, nach der Rückkehr von der Quästur in Sicilien habe er Reife seiner Kraft gefühlt und sich am Endziel seiner Ausbildung gesehen (Brut. 92.). Erschwert wurde sein Bemühen durch die mehr und mehr wachsende Verderbniß der gerichtlichen Verhandlungen, in welchen an die Stelle eines patriotischen Ernstes und einer dem altrömischen Charakter zustimmigen Liebe für Wahrheit und Recht nun ein rabulistischer Parteigeist und eine durch spitzfündige Gewandtheit und durch die unwürdigsten Mittel der Überredung wirkende Täuschung getreten war. Beinahe die gesammte Thätigkeit damaliger Redner beschränkte sich auf Vertheidigung von Angeklagten und Verurtheilten, mochte auch das Gefühl für Recht und das freie Urtheil über Schuld und Unschuld jede Vertheidigung verwerfen; ein spitzfündiger Scharfsinn bot Alles auf, durch Scheingründe und täuschende Erfindung des Kühnsten und Unerwarteten zu versuchen, selbst den allgemeinen verdammten Verbrecher nur um der dabei zu erprobenden Gewandtheit des Geistes Willen zu rechtfertigen. Die Redekunst war bedungene Advokatenkunst geworden. Auch Cicero gab sich dieser hin, und konnte nicht nur zur Vertheidigung des Gabinius und P. Vatinius, die er vorher als die Verworfensten angeklagt hatte, auftreten, sondern auch bei eigener Überzeugung strafbarer Schuld übernahm er die künstliche Beweisführung der Schuldlosigkeit Quintil. 11, 1, 73. Er selbst gesteht, oft gegen seine Überzeugung und daher über einen Gegenstand in sich widersprechenden Urtheilen geredet zu haben, wie eben der Vortheil es zu erheischen schien pro Cluent. 50, 139. ad fratr. 2, 3. Und welche Anfoderung an die Erfindsamkeit und die klügelnde Schlauheit machte nicht der herkömmliche Gebrauch, in einer Sache mehre, oft vier und fünf, ja sechs Vertheidiger zuzulassen. Da blieben oft nur in der höchsten Steigerung des Pathos und in der Künstlichkeit der Wendung neue, noch nicht verwendete Mittel übrig. Für Grundideen, welche Demosthenes im ganzen Wesen durchdrangen und in allen Beziehungen aufs Leben gleichartig begeisterten, war weder Zeit noch Verhältniß gegeben. Cicero hielt sich jedoch durch seinen Sinn für das Edle und Schickliche empor, wenn ihn der Eifer für das Gute und das Wohl des Vaterlandes zu einem in dem mannichfaltigsten Wirkungskreise rastlos bethätigten Manne werden ließ. Er

selbst charakterisirt sich am Schlusse seines Brutus nicht ohne treffende Wahrheit, indem er sich ein dreifaches Verdienst zuschreibt, mit dem größten Fleiße seine rednerischen Arbeiten durchgeführt, eine geistvollere Behandlung und kunstreiche Darstellung angewendet, und die Neuheit des zu belebenden Interesse vor Allem bezweckt zu haben. Jenen Fleiß beurkundet jedes seiner Werke und deren stilistische Vollendung; Geist, Geschmack und Einsicht in die Anfoderungen der theoretischen Lehren werden ihm auch diejenigen nicht abläugnen, welche die von Andern übertriebene Bewunderung eines vollendeten Rednerideals, zu Zweifeln und zu Tadel bewogen hat; das Interesse aber, welches Cicero so oft und bei sich gleich bleibenden Verhältnissen immer neu belebt für sich gewann, hatte seinen Grund in dem ausgezeichneten Talente, jedem Gegenstande eine lichtvolle Seite abzugewinnen und neue Wege zur Erfassung der Gemüther zu gewinnen. Mehr als irgend einem Redner der alten Zeit stand ihm ein stoffreicher Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse und gereifter Lebenserfahrungen zu Gebote, und eine fast eitle Selbstliebe durchdrang sein ganzes Wesen zu sehr, als daß er nicht, was er besaß, bei jeglicher Gelegenheit hätte in Anwendung bringen sollen. Wie er sich denn wirklich das von Quintilianus (10, 5, 16) mit Recht hervorgehobene Verdienst erwarb, die auf trockene Rechtsformen beschränkte Redekunst zu einer geistvolleren Behandlung erhoben und erweitert zu haben. Die Sphäre, in welcher der römische Redner, beschränkt auf Privatsachen und kleinliche Intriguen, immer den freien Aufschwung gewaltiger Regung und den Antheil am Ganzen, welche den griechischen begeisterte, gewinnen konnte, sollte erweitert und erfüllt werden, also Kunst und Wissenschaft ersetzen, was Leben und Natur versagte. Mit Gelehrsamkeit schmückte daher Cicero seine Reden, wie mit Witz und feiner Weltklugheit. Er kannte das menschliche Herz und sein Volk in allen Schwächen und zog aus dieser Einsicht großen Vortheil. Man kann ihm nicht immer jene ruhige Meditation zusprechen, welche den Gegenstand sorgsam erwägend ins Auge faßt, die Gründe vollständig ergreift, sie mit Umsicht ordnet und durch die eigene Überzeugung die fremde gewinnt, vielmehr leitet ihn eine rasche Auffassung, die sich begnügt, einzele Punkte am Gegenstande auszuheben, um durch deren Erhellung und Ausschmückung fürs Ganze wirksam seyn zu können, das Gefühl waltet beunruhigend in ihm vor und die besonnene Betrachtung des Verstandes verliert sich nicht selten in ein gehaltloses Spiel der Phantasie. Daher suchte Cicero den rednerischen Zweck der Überzeugung, welche meistens nur in dem Urtheile über Schuldig- und Nichtschuldigseyn, nicht in Handlungen sich damals aussprach, weniger durch eine bündige und strenge Beweisführung zu erreichen, als durch starke Bewegung des Gemüths und Anregung der Leidenschaften, wie er sich nicht scheute, in der sorgsam ausgearbeiteten Rede für den Milo auf Gründe zu bauen, welche aller entscheidenden Kraft ermangelten und auf nur scheinbar giltigen Schlüssen beruheten, und endlich doch, weil er wol selbst das Trügliche und Unsichere einsah, seine Zuflucht zu dem Mitleid der Zuhörer zu nehmen. Diesen Mangel der Beweisführung verdeckt er meist durch künstliche Rhetorik. Er schweift, um den Hörer auf andere Weise zu fesseln, vom Ziele ab, weiß das einmal angeregte, einseitige Interesse steigernd zu beleben, und erringt sich durch witzige Spiele oder durch Bilderschmuck und andere Verschönerung der Rede einen Sieg, welchen eine gründliche Ausführung des Beweises hätte vermitteln sollen. Seiner philosophischen Bildung gemäß gefällt er sich in allgemeinen Betrachtungen, und ob er gleich in seinen theoretischen Schriften gegen die Anhäufung der Sentenzen eiferte, ergreift er jede Gelegenheit, durch Gemeinplätze und generelle Aussprüche den Verstand zu fesseln, oder Gefühle zu erregen, welche ihm irgend günstig seyn können. Genau den Glauben und die Neigungen seiner Zuhörer beachtend, lenkte er, wo immer möglich, auf die Ansichten und Vorurtheile ein, welche den Römern ein Nationalinteresse anregten, oder mit ihrer charakteristischen Gefühlsweise einstimmten. Darum suchte er dem zu behandelnden Gegenstande durch Beziehungen eine größere Bedeutsamkeit zu verleihen, und die Foderung des apte dicere vollständig zu erfüllen. Namentlich benutzte er, wo sie zu erreichen stand, die vierfache Beziehung auf das Religiöse, auf die Liebe zum Vaterlande, auf die Idee der Freiheit und auf den Ruhm der römischen Nation, und konnte versichert seyn, er werde dadurch die Gemüther seiner Zuhörer für sich und seine Sache gewinnen. S. *Aug. Chr. Bartels* Cicero orator apte dicens. Helmst. 1771. Oft spricht er ernstlich den reinsten Patriotismus aus und rühmt die alte Freiheit; aber bald beschleicht ihn die Eitelkeit, welche furchtsam und herrisch erscheint. Niemals vergaß Cicero ganz seiner selbst, sondern ließ seine Persönlichkeit in der Erwähnung von Verdiensten und Lobsprüchen selbst da giltig werden, wo auch die Feinheit der Rede und gewandter Witz die eitle Selbstgefälligkeit nicht verdecken konnten. Schon in älter Zeit zog dieß ihm vielfachen Tadel zu, und Quintilianus sucht 11, 1, 17 vergeblich ihn zu rechtfertigen. Die Anordnung und bündige Fügung der Theile einer Rede, in welcher die Griechen Meister waren, wurde in der dem Cicero nächsten Zeit von den römischen Rednern genauer behandelt, und Hortensius war der erste, welcher eine Verzeichnung der Theile in der Rede selbst aufnahm, und am Schlusse eine wiederholende Übersicht der Beweise beifügte (Brut. 88). Auch Cicero kannte die Theorie hier vollständig, und würde derselben vollkommen genügt haben, wenn ihn nicht der deklamatorische Hang, überall durch ausmalende Schilderungen und pathetische Rede das Gemüth und die Einbildungskraft der Hörer zu beschäftigen, und in der Metapher und Sentenz mehr Wirkung als in einer bündigen Beweisführung zu erzielen, von dem geraden Wege abgeführt hätte und er dagegen nicht lieber abschweifend auf Ruhepunkten verweilte, welche mehr Ergötzung und Sinnentäuschung als Wahrheit und Überzeugung gewährten. Die ruhige, aber doch gewandte Dialektik, mit welcher Demosthenes den Gegenstand von allen Seiten handhabt, regelt und erschöpft, sehen wir bei Cicero in Sophistik verwandelt, welche nur darauf ausgeht, den Hörer gefangen zu nehmen. Darum beachtet er auch genau die Kunst, den Zuhörer auf einen der Sache günstigen Standpunkt zu stellen, und durch einen auf Ort, Zeit und Verhältnisse berechneten Eingang die Gesinnung

und Gemüthsstimmung im Voraus für sich zu gewinnen. So beginnt er mit Schilderung dessen, was unmittelbar vor Augen lag, wie in den Reden für Milo und für Cölius, oder von seiner Persönlichkeit und Lage, wie in den Reden für Roscius und für Muräna, oder mit Bezeichnung der Eigenthümlichkeit des vorliegenden Falls. Bei der Widerlegung der von Gegnern aufgebrachten Gründe und den aufzustellenden Beweisen zeigt er nicht selten einen durchdringenden Scharfsinn und geschickte Gewandtheit, mit welcher er auch jeder künftigen Erwiederung vorauszueilen weiß. Indem er aber bei Darlegung von Thatsachen meist nur auf Effekte der lebendigen Schilderung ausgeht, und bei Ausmalung einzeler Punkte verweilt, geht ihm die vom Erzähler gefoderte Deutlichkeit und Kürze ab, und die Wahrheit erscheint nur als eine rhetorische. Durch Darstellung wollte er am meisten wirken, und ihr unterwirft er alles Andere als dienendes Mittel. Aber er setzte auch das Wesen der Darstellung nicht, wie Demosthenes, in eine kraftvolle Einfachheit und in die Bezweckung einer andauernden Überzeugung, sondern suchte es vielmehr in einer mannichfaltigen Lebendigkeit, in reicher Ausschmückung und erhöhteren Spannung der Geisteskräfte zu erreichen, um eines augenblicklichen Eindrucks und einer rasch angeregten Zustimmung gewiß zu seyn. Seiner Darstellung kommt ein nicht geringer Grad von Anschaulichkeit zu, welche er bisweilen bis zur ausdrucksvollsten Charakteristik steigert. Er sucht überall Versinnlichung, und nimmt in diesem Streben nach Belebung den Verstand gefangen, um mit der sich frei hingebenden Einbildungskraft seiner Zuhörer für seine Zwecke nach Gutdünken zu schalten. Und dennoch verbirgt er die Einseitigkeit dieser Kunst oft mit Klugheit, indem er den Verstand mit entfernt liegenden Gegenständen und mit allgemeinen Betrachtungen beschäftigt, um ihn dadurch von einer strengen, auf die Hauptsache gerichteten Schlußfolge abzuziehen. Ein feiner Kenner der menschlichen Sele und der Schwächen im Charakter seines Volks, wußte er, mit welchen Mitteln er am meisten vermöchte, und wie die Verbindung von gemeinfaßlichen Gedanken mit schmückenden Bildern, von philosophischen Betrachtungen mit Anregung des affektvollen Gemüths dem Redner zu einer unbedingten Macht über die, welche ihn hören, verhilft. So macht die Mannichfaltigkeit der Darstellung, mit welcher er den Gegenstand seiner Rede bereichert und belebt, immer neu und erfinderisch erscheint, durch den Wechsel von Reflexion und Erzählung, Schilderung und Witz die Selenkräfte in ein freies aber harmonisches Spiel versetzt und so zu einem unterhaltenden Schriftsteller macht, eine seiner Eigenthümlichkeiten aus, welche ihm in aller Zeit verehrende Bewunderer und gewiß auch unmittelbar einen unbedingten Beifall erwarb. Der Verstand findet sich bei ihm bethätigt, die Phantasie wird durch lebendige Bilder angeregt, das Gemüth nimmt Antheil und wird zu heftigerer Bewegung hingerissen, wenn auch der eigentliche Zweck der Rede, die Belehrung und Überzeugung nicht erreicht wird. Das Einzele gefällt, aber das Ganze befriedigt nicht. Und so war das Interesse, welches seine Reden auf sich zogen, immer nur ein getheiltes, bald von dem Gegenstande, bald mehr von dem Sprechenden und seiner Kunst angezogen, ohne daß eine klare Umfassung des Ganzen und ein vorurtheilsfreies Urtheil möglich ward. Er arbeitete vorzüglich nur darauf hin, für oder wider eine Sache Stimmungen zu vermitteln. Nicht selten gelang ihm dieß durch Aufbietung eines nicht geringen Grades von Kraft, welche jedoch dadurch beschränkt wirkte, daß sie eben nur auf Versinnlichung gerichtet war. Die Größe und Würde schwächte häufig die selbstgefällige und eitle Einmischung seiner Persönlichkeit, und wenn er auch hiebei gewisser Parteien Beifall und Zustimmung erreicht haben mochte, erscheint doch der Mangel an anspruchloser Geistesüberlegenheit, wie sie der Redner behaupten soll, und die Freude an Selbstlob als etwas Kleinliches und Schwaches. Schon die Urtheile des Alterthums sprechen deßhalb gegen ihn. Quintil. a. a. O. Leicht wird man für jede einzele Tugend eines guten Redners in Cicero's Werken Beispiele der Musterhaftigkeit auffinden, aber es wird auch nirgends an den gegentheiligen Beweisen fehlen. Dieß beruht auf der schwankenden Nachgiebigkeit, in welcher sich Cicero von den einzelen Gegenständen bestimmen und beherrschen ließ, und indem er die ruhige feste Haltung, die dem Redner das Wichtigste gelten muß, einer beweglichen Vielseitigkeit aufopferte, und nach dem Lobe eines gelehrten und geistreichen Mannes geizte, ward er ungleich und entbehrte der Einheit des Charakters. Große Geschicklichkeit besaß er für die Ausführung einzeler Schilderungen und Gemälde. Die Entwürfe hiezu sind nicht selten sorgsam angelegt, in kräftigen Zügen durchgeführt und mit lebendigem Colorit geschmückt. Man vgl. die Schilderung von der Kreuzigung des Gavius II. in Verr. 5, 61. von dem Raube des Ceresbildes II, 4, 49. Auch die Kunst, mit welcher er Affekte und Leidenschaften in den Gemüthern der Hörer anzuregen, und bald zu Erbitterung, Haß und Zorn zu stimmen, bald den Gefühlen des Mitleids und der Bangigkeit, der Freude und Trauer die Herzen zu öffnen vermochte, war keine geringe, und nach öfters wiederholtem Bekenntnisse sein Stolz. Dann ist sein Ausdruck wahr, bezeichnend und natürlich, wie am Schlusse der zweiten verrinischen Rede, in der Rede für den Muräna und für den Flaccus. Nur seltner aber spart er die Mittel und hält sich in den Gränzen des Einfachen und Würdevollen; häufiger steigert er den Ausdruck bis zum Absichtlichen und Gespannten, ja verliert sich in dem Übermaß des Luxuriösen und Unnatürlichen. Das Selbstbekenntniß über die wegen seines Konsulats gehaltene Rede in dem Briefe an den Atticus 1, 14, 5. reicht hin, um seine Ansicht und sein Verfahren im Spiele mit rhetorischen Figuren und Wendungen ganz durchschauen und auch in seiner Beweisführung die Kunst der Täuschung erkennen zu lassen. Er war Meister der hyperbolischen Übertreibung und aller Arten der Redekunstgriffe. Die Darstellung gilt ihm meistens mehr als der Gegenstand, der sich jener unterordnen und bequemen muß, und er selbst will in der erhöhten Kraft, in der Gewandtheit des Witzes und der Phantasie als ein genialer Denker und großer Geist glänzen. Daher rühren sein unermüdetes Haschen nach geistreichen Wendungen, die Zersetzung des einfachen Gedankens in verschönernde Bilder, das selbstgefällige Ausmalen jeder darstellbaren Situation, die Aufsuchung der Ruhepunkte, auf denen

sich abgerundete Sentenzen, schimmernde Tiraden und gelehrt scheinende Antithesen benutzen ließen. Dieß nannte er faces orationis. Er wird geschwätzig, wo er gedrängt und kurz seyn sollte; im aufgebotenen größten Reichthum erscheint er arm und kraftlos. Das Einzele nimmt ihn zu sehr in Anspruch, und eng fesseln ihn die Verschränkungen der angenommenen Manier. Dieser gilt die Verzierung als das Wesentliche, und verirrt sich bei der wortreichen Überbietung zu einer redseligen Breite und in leere Spiele des Witzes. Namentlich gefiel sich Cicero in antithetischen Sätzen, wobei er weniger die Gefahr, in Widersprüche und falsche Folgerungen zu gerathen, scheute, als seiner Eitelkeit Gnüge zu leisten suchte, wenn er einen Reichthum von Redeschmuck und Witz zur Schau stellen konnte. So steht er auf dem Gebiete des Deklamatorischen und gehört selbst zu den Manieristen. Dennoch bleibt sein Talent hoch zu achten; und wie weit ihn auch der Hang nach glänzender Zierlichkeit und sinnlicher Energie abführte, fesselt er nicht selten durch das Interessante seiner Reflexion, durch feinsinnige Beobachtung des Menschenlebens, durch Anmuth und frische Lebendigkeit, und wird für ewige Zeit seine Stelle unter den ersten Rednern behaupten, wie er von den römischen Lehrern der Kunst als das Musterbild eines vollendeten Redners bewundert wurde. Seine große Wirksamkeit und den ungetheilten Beifall sicherte ihm die Popularität seines Vortrags. Klarheit und Deutlichkeit, selbst bei Gegenständen, welche der Fassungskraft der Menge entfernt zu liegen scheinen, macht eine seiner Haupttugenden aus. Auch da, wo ihn die Sache oder ein gewählter Standpunkt zu einer volleren Umfassung veranlaßt, oder seine Einbildungskraft in üppigem Überflusse verschwendet, verbreitet er über seine Darstellung ein durchsichtiges Licht, und ordnet das Einzele anschaulich und harmonisch. Er war Schöpfer des lateinischen Stils und gab der Sprache eine vorher noch nicht erreichte Ausbildung. Als Redner beachtete er die Gränzen, welche die Prosa von der Poesie trennen. War er auch stets bedacht, elegant und zierlich zu sprechen, seinem Stil Fülle und Rundung zu verleihen, und Perioden mit klingenden Cadenzen zu bilden, so vermied er sorgfältig die Einmischung eines falschen poetischen Pathos, wie alles Gesuchte und Seltene. Wo im Einzelen das Gegentheil gefunden wird, beschlich ihn eine von ihm selbst verworfene Schwäche; schwülstige Schönrednerei, zu welcher die spätere Zeit hinneigte, ist ihm im Ganzen fremd. Vor Verirrung sicherten ihn ein geregelter Geschmack und ein gebildeter feiner Sinn für Schicklichkeit. Jenisch bezeichnete den Charakter der ciceronianischen Beredsamkeit im Umfang aller ihrer Tugenden und Mängel durch den Begriff der römischen Urbanität, und verstand darunter den geschliffenen guten Ton, welchen ein gebildetes Umgangsleben und die nach dem Muster des Auslandes geregelten Sitten zu Rom erzeugt hatten, und wie in der Gesellschaft, so auch vor der Rednerbühne zu vernehmen erheischten. (Vgl. *Fr. Rud. Walther* de veterum inprimisque Ciceronis urbanitate. Hal. 1772.). Allerdings erscheint bei Cicero Alles auf seine Welt bezogen, und auf den zu gewinnenden Beifall der Versammlung berechnet, welche nicht sowol über gerichtliche und Statsangelegenheiten belehrt, sondern zugleich angenehm unterhalten seyn wollte, und welche der Redner eben so für sich selbst, als für die Sache der Verhandlung zu interessiren suchte. Da konnte sich die Person des Sprechenden nicht von dem Gegenstande trennen, und die Darlegung seiner rednerischen Talente und seines statsbürgerlichen Ansehens galt ihm eben so viel und mehr als eine sorgsame Ausführung der Beweise. In Cicero's Reden spricht daher nicht die Sache selbst und die um unbedingte Zustimmung werbende Überzeugung, sondern ein durch gewandte Fertigkeit ergötzender Scharfsinn, eine anmuthig spielende Einbildungskraft, ein unterhaltender Witz und die geregelte Kunst rhetorischer Ausschmückung. Ihm gebricht es durchaus an jener reinen Objektivität, welche den Redner frei nach dem Höchsten streben, und auch im Einzelen das Allgemeine umfassen, das Besondere zur Sache der Menschheit machen läßt. Die Wahrheit galt ihm wenig, wo er als Sachwalter seinen Richter zu blenden und in die Netze der Dialektik zu verwickeln suchte und Alles aufbot, bald das Urtheil zu bestechen, bald den Verstand zu fesseln, bald die Neigungen zu beschleichen und die Leidenschaften für sich zu gewinnen; wodurch die aus seinen Reden gezogene Geschichte ein Gewebe unwahrer Verdrehungen ausmacht. Man hat die Fehler und Mängel seiner Rede, wie sie in der oft nicht sorgsam durchgeführten Anlage, in dem erkünstelten Aufputz und einer durch allerlei Schmuck verdeckten Leerheit und Einseitigkeit der Gedanken erkannt wird, aus dem Grunde, durch welchen Quintilianus 12, 10, 33 das Mangelhafte der römischen Beredsamkeit überhaupt entschuldigte, nämlich aus der Unvollkommenheit, Armuth und unfügsamen Härte der lateinischen Sprache ableiten wollen; der Mangel an bestimmter Bezeichnung sei durch bildliche und umschreibende Darstellung, die Erhabenheit und Fülle des Ausdrucks durch Glanz der Bilder, die Feinheit und Anmuth durch Kraft und Nachdruck zu ersetzen gewesen. Den wahren Grund dieser Verschiedenheit der griechischen und ciceronianischen Beredsamkeit suche man in dem getheilten Wesen des nationalen Charakters der Römer, welche zwar die Form griechischer Bildung anzueignen bemüht waren, aber nimmer die Genialität, die Gediegenheit des Gedanken, die Erhebung zum Allgemeinen durch aufgebotene Kunstmittel und durch Bethätigung der niederen Selenkräfte zu ersetzen vermochten, und dabei weder eine freie Begeisterung noch eine reine Vaterlandsliebe nährten. Das Selbstgefällige, Egoistische, nach eigner Erhebung Ringende wirkte auch in Cicero, dem Redner, als vorwaltendes Prinzip, und ließ ihn bald zur Sentimentalität, bald zu einer unnatürlichen Spannung, bald zur eiteln Prunksucht hinneigen. Aus Mangel an sittlicher Energie ward er zum Sophisten, aus Mangel an Selbständigkeit ein Schmeichler, der in feinen und schlauen Wendungen Alles schön und groß fand, was zugleich auf ihn selbst einen glänzenden Schimmer abwarf. Daher sprachen unter seinen Zeitgenossen diejenigen gegen ihn, welche, wenn auch in beschränkterer Kunst, dem alten Römersinn getreu, das Einfache, Kernhafte, Sinnreiche und darum die Kürze und schmucklose Kräftigkeit der attischen Redeweise beibehalten wissen wollten. Sie tadelten, wie Quintilianus berichtet, das Überfüllte und Gedunsene der

Rede, die weitschichtigen Wiederholungen, die frostige Absichtlichkeit des Witzes, die unmännliche, nur scheinbare Kraft. Calvus nannte ihn einen haltungslosen und matten (solutum et enervem), Brutus einen kraftlosen, lahmen Redner (fractum atque elumbem. Dialog. de caus. corr. eloq. 18. *Quintil.* XII, 1, 22.). Gallus Asinius schrieb eine Vergleichung seines Vaters mit Cicero, um des Ersteren Vorzüge zu erweisen (*Plin.* epist. VII, 4.); eine Vertheidigung des Cicero verfaßte der Kaiser Claudius (*Sueton.* c. 41). Dagegen verwarf der Verfasser des Dialogs über die Verderbniß der Beredsamkeit in den früheren Reden des Cicero Manches, was vielmehr von der noch bewahrten Natürlichkeit und einer freieren Manier zeugt; nach ihm finden sich in denselben noch nicht genug Digressionen, nicht genug Sentenzen und noch kein gnüglicher Schmuck. Was ein nach seiner Zeit gebildeter und in dem Conflict einer rastlos kämpfenden, aber charakterlosen Leidenschaftlichkeit und einer an dem Eiteln und Zierlichen hangenden Gefallsucht durch einen höheren Grad von Gelehrsamkeit und Geschmack aufrecht erhaltender Geist vermochte, leistete Cicero, und ward durch Vielseitigkeit, durch jenen Geschmack und durch Korrektheit der Sprachform für alle spätere Zeit ein bewundertes und nachgeahmtes Vorbild. Quintilianus sah die Energie des Demosthenes, die Fülle des Platon, die Anmuth des Isokrates in ihm vereint. Dagegen kann eine richtige Vergleichung mit den griechischen Rednern nur einen Gegensatz zwischen ihnen und Cicero erkennen lassen, wie ihn die reine und kräftige, durch die Begeisterung für demokratische Freiheit genährte Intellectualität zu dem geschliffenen Weltverstand, welcher der aristokratischen Schmeichelei und der Eitelkeit dient, überhaupt bilden. Verglichen hat den Demosthenes mit Cicero schon Quintilianus X, 1, 106, aber ohne von einem höheren Standpunkte aus die Unterschiede zu beurtheilen. In Demosthenes gedrängter Darstellung fand er nur einen höhern Grad von Scharfsinn, in Cicero's Ausführlichkeit größere Kraft; in Hinsicht der Anordnung, Ausführung und Beweisart sollten Beide sich gleich stehen. Darin liegt aber ihre wesentlichste Verschiedenheit. Ohne den ganzen Sinn des Urtheils zu erwägen, sagt Quintilianus: dem Demosthenes könne nichts abgezogen, dem Cicero nichts zugesetzt werden; jener zeige mehr Studium, dieser mehr Natürlichkeit. Scharfsinnig und wahr urtheilte Fenelon in der seinen Dialogues sur l'éloquence angehängten Abhandlung, unkundig und einseitig *Rapin* in Parallèle de Demosthène et de Cicéron in s. Comparaisons. Tom. I. p. 1.; ihm entgegnete in richtiger Ansicht Hugo Blair in Lectures on Rhetoric and belles Letters L. 1783. 24ste Vorles., teutsch von Schreiter, 2 Th. S. 273. Ausführlich und wenn auch nicht immer mit abgeschlossener Bestimmtheit, doch in wahren und zum Theil geistreichen Bemerkungen behandelte diesen Gegenstand D. Jenisch in der ästhetisch-kritischen Parallele der beiden größten Redner des Alterthums des Dem. und Cic., Berlin 1801. Geistvolle Gedanken finden sich in Brougham's Inauguralrede a. d. Engl. von L. Snell, Jena 1826. S. 9, 15. — Cicero's Wirksamkeit als Redner war nicht gering, doch behauptete er nie einen gleichgehaltenen Einfluß auf die Statsverwaltung und die Entscheidung in Rechtssachen. Sein eigenes charakterloses Schwanken und die Unsicherheit, zu welcher ihn seine mit dem Sinne für das Edle und Gute stets kämpfende Eitelkeit führte, ließ ihn nicht in dem Beifall des Volks ausdauern. Seine rednerische Laufbahn hatte er mit der Begünstigung, welche man dem jugendlichen Feuereifer und dem durch vielfache und ausgezeichnete Kenntnisse unterstützten Talente, so wie vorzüglich der reinen und eleganten Diktion zuwendete, begonnen. Rastlos strebte er empor, um zuerst neben den beliebtesten Rednern seiner Zeit eine Stelle zu behaupten, bald aber auch sie zu verdunkeln. In der ersten Rede für den Quintius, mit welcher er im 26. Jahre (672) auftrat (s. *Eusebii* Chronic.), spricht er, seiner Kraft noch nicht vertrauend, von einer zagenden Ängstlichkeit, mit der er dem Hortensius gegenüber trat. Der Gegenstand war ein Rechtsstreit über ergriffenen Besitz, daher die Beweisführung rein juridisch. Hier aber schon erwies Cicero seine geistvollere Behandlung eines dürftigen Stoffes. Über die Zeit, in welcher die Rede gehalten wurde, s. *Fabricii* histor. Cic. p. 45. Die zweite Rede zur Vertheidigung des schuldlos angeklagten Roscius aus Ameria bezeugt ein schon gesteigertes Selbstvertrauen, aber auch eine so sorgsam durchgeführte Kunstleistung, daß man wol wünschen dürfte, Cicero möchte in dem hier begonnenen Laufe und in dieser gründlichen Behandlung sich erhalten und ausgebildet haben. In dem Eingange hatte er den Isokrates zum Vorbilde gewählt; eine Schilderung der Qualen der Gottlosen entlehnte er aus des Äschines Timarchos. Zwar zierte er seine Rede mit mancherlei gelehrtem Aufputz, und verlor sich in manchem spielenden Witze; aber liebenswürdig erscheint der freie Muth und die entschiedene Überzeugung, mit welcher er für die Rettung der Unschuld sprach, und sich der gefürchteten Partei der Sullaner entgegen stellte. Das Ganze beruht auf einem genau durchdachten Plane und einer folgerechten Eintheilung, mehr als manche der späteren Reden, und war von einem edeln, jugendlich kräftigen Geiste belebt. Er erwarb sich damit ein unbedingtes Vertrauen; er hatte vom Herzen gesprochen, und für einen sittlich giltigen Zweck. Alle Bedrängten nahmen nun zu ihm ihre Zuflucht. Mit gleicher Sorgfalt gesteht er (Brut. 90) für sie gearbeitet zu haben. Man s. über diese Rede, welche c. 45 eine nicht unbedeutende Lücke enthält, H. R. Matthäi in d. Anmerk. zur Übersetzung, über die von Gellius XV, 28 richtig bezeichnete Zeit *Fabricii* hist. p. 47. In diese Zeit ist wahrscheinlich auch die Rede zu setzen, welche Cicero für den Meuchelmörder L. Varenus, ohne jedoch ihn von der Strafe zu befreien, hielt. Quintilianus erwähnt ihrer oftmals; doch sind außer den von demselben angeführten Stellen nur wenige andere bei Priscianus erhalten. Mit dem Jahr 677, aus welcher Zeit wir noch das Fragment der Rede für den Schauspieler Roscius besitzen, kann man die erste Periode von Cicero's an die äußeren Verhältnisse gebundenem Rednerleben begränzen. Eine zweite Periode zeigt ihn im erhöhten Streben nach politischer Wirksamkeit und im Übergange aus unbefangener Natürlichkeit zur manierirten Künstelei. Sein Charakter ließ ihn sich immer nur für die mächtigere Faction

entscheiden, wodurch er aber auch mit ihr zu sinken Gefahr lief. Während seines Aufenthalts in Sicilien war er als Redner nicht müßig, und vertheidigte unter Anderen auch einige, im Kriegsdienste schuldig erkannte Römer. Bei seinem Abschied von Lilybäum sprach er über die Verwaltung der Quästur, und seine den Sicilianern treu ergebene Gesinnung. Diese Rede kannte Asconius, der im Kommentar zur divinat. davon Bericht gibt. Uns ist sie bis auf wenige Worte bei Fronto verloren. Nach seiner Rückkehr aus Sicilien (679) beschäftigte ihn am meisten die Anklage des Cajus Verres, der als Proprätor in Sicilien sich jede Art von Betrug und Unredlichkeit bis zum gänzlichen Verfall der Provinz erlaubt hatte, und dieß so mehr, als er in dem ihm von Seiten der Sicilianer dargelegten Vertrauen eine Beglaubigung seiner eignen Rechtlichkeit nachweisen konnte. Er trat in dieser Sache zum ersten, aber auch einzigen Mal als gerichtlicher Ankläger auf, nachdem er sich bis dahin nur in Vertheidigungsreden gezeigt hatte; selbst nennt er die vorausgegangene Zeit, die er dem Rednerberuf gelebt habe, eine Summe vieler Jahre (tot annos), obgleich man nach Ausfall der seit seiner Reise und der Quästur in Sicilien nur 7 Jahre annehmen kann. Die Verhandlung ward durch die Beseitigung des sich zum Ankläger aufwerfenden Cäcilius eingeleitet, gegen dessen Giltigkeit Cicero in der Divinatio in Q. Caecilium, womit, wenn auch schon die ältesten Erklärer nach Asconius Angabe zweifelhaft waren, sicher nur die Festsetzung des künftigen Anklägers bezeichnet wurde. Quintil. VII, 4. Hier erklärte sich Cicero mit einer fast nur scheinbaren Bescheidenheit des regen Selbstgefühls geradehin für befähigt, den schwierigsten Gegenständen gewachsen zu seyn, er sah nach einem spätern Bekenntniß (Brut. 91.) damals in sich die volle Kraft entwickelt und vollendet. Der Gegner suchte im Aufschub der Verhandlung vor neugewählten günstigen Richtern Vortheile zu gewinnen, und Cicero eilte deßhalb jeder weiteren Bestechung und Kabale voraus, beschleunigte seine Vorbereitung zu der gerichtlichen Beweisführung auf einer Reise durch Sicilien, und trat daher noch den 7. Aug. (Non. Sextil.) 683 in einer die Verbrechen des Verres nur kurz andeutenden Rede auf. Die Zeugen sprachen bei jedem einzelen Fragpunkte nach einem vorher noch nicht angewendeten Verfahren (c. 18.). Von dieser ersten Verhandlung besitzen wir nur die Einleitung, welche der Richter mit des Gegners Ränkesucht und Vergehen im Allgemeinen bekannt machte, und zur besonnenen Beurtheilung auffoderte. Als Verres in Verzweiflung seiner Rettung und von Hortensius verlassen, freiwillig sich verbannte, und plötzlich entwich, schrieb Cicero zur eigenen Rechtfertigung die das Einzele umfassende Anklage in fünf Büchern nieder, und führte die Beweise mit Genauigkeit und Ordnung durch, indem er das gesammte Leben des Verres in seiner bodenlosen Verderbtheit vor Augen stellt, und zwar im ersten Buche die Zeit vor der sicilischen Prätur, dann in vier Büchern die mit aller Art Vergehen belastete Verwaltung der Prätur schildert. Er glaubte hier die vollständigste Leistung in allen Gattungen der Rede erfüllt zu haben (Orat. 29, 103. 62, 210), und wollte seine Gesinnung gegen den moralisch verderbten, aber stolz gebietenden Adel offen aussprechen. Den Grundgedanken belebt ein gerader Sinn für Gerechtigkeit und sittliche Reinheit; die Ausführung beurkundet einen Alles berechnenden und andauernden Fleiß; die Darstellung verliert sich dagegen nicht selten in das Kleinliche und Gespannte, während in einzelen Schilderungen, deren wir oben gedachten, das glückliche Talent der lebendigen Zeichnung erprobt wird. Aus dem Jahre 681 besitzen wir nun durch Ang. Mai's Entdeckung eines Palimpsest einen Theil der Rede für M. Tullius (Mediol. 1817), welche Peyron durch eine andere turiner Handschrift um die Hälfte vermehrte (Stuttgard 1824). Sie ist für die Einsicht in die nach altrömischem Rechte zur Erlangung eines Schadenersatzes oder eines entzogenen Besitzes erfoderten Bedingungen sehr belehrend, und enthält ein rhetorisches Muster dessen, was die Rhetoren durch indignatio (de inv. 1, 53) bezeichneten, oder der Kunst die mißbilligende und verdammende Meinung der Hörer auf den Gegner zu wenden und diesen selbst gehässig erscheinen zu lassen. S. Beier in der Ausg., Lpz. 1825. S. 5. Von einer, wahrscheinlich in dem Jahr 683 gehaltenen (Ferratii notae ad. h. or.) Rede für den von den Galliern angeklagten Prätor Fontejus sind uns nur noch wenige, keine vollständige Beurtheilung zulassende Fragmente aufbehalten; Niebuhr machte noch (Rom 1820) ein aufgefundenes Bruchstück bekannt. Eben so besitzen wir von der Vertheidigung des P. Oppius, welcher Quintilianus V, 13, 30. VI, 5. f. XI, 1, 67 manches Ausgezeichnete rühmt, nur einzele Stellen. In der Rede für den Cäcina, welche vielleicht im Jahr 684 oder 685 gehalten wurde, wollte Cicero seine große Kenntniß des Civilrechts erproben, und stellte ein Muster von Erklärung des Gesetzes auf. Er selbst gesteht, daß das Ganze nur auf Deutung der Worte im Interdict des Prätors beruhte und er eine genauere Bestimmung des Sinns zum Zweck hatte (Orat. 29, 102); doch behandelte er den Gegenstand für ein allgemeines Resultat der Rechtsbestimmung, und wollte überhaupt seine Einsicht in das Civilrecht durch eine Rechtfertigung desselben bewähren. Vieles hat wegen der Lokalbeziehung, und weil schon zwei Verhandlungen vorausgegangen waren, für uns Dunkelheit, der Eingang ermangelt der Einheit, und schweift ins Breite ab, das Ganze aber kann doch als ein musterhaftes Beispiel ruhig verständiger Ausführung betrachtet werden. Im Jahr 687 (in welchem er zum Prätor ernannt worden war), trat er zum ersten Male vor dem Volke in öffentlicher Statsversammlung auf. Schon früher hatte das Volk und dessen Freunde an ihm eine Begünstigung der Häupter des Adels mißfällig gerügt, wogegen er zur Erlangung der höchsten Statswürde einer ungetheilten Stimmung bedurfte. Da ward eine bestimmte Erklärung über sich selbst nothwendig, und Cicero trat nun entschiedener dem Hortensius und Catulus, die Partei des schon zum Siege aufstrebenden Pompejus unterstützend, entgegen, und sprach für den Vorschlag des Manilius zur weiteren Bevollmächtigung des Pompejus. So ergibt sich in Cicero's Rednerleben eine neue dritte Epoche. Er ward zum Schmeichler, seine Darstellung erhöhte sich bis zur erkünstelten Ausschmückung und in der öfteren Versicherung seiner Vaterlandstreue, seiner Anspruchlosigkeit und seiner

Aufopferung eigener Vortheile hallte eigentlich nur der gedämpfte Ton der täuschenden, keinen Kunstgriff verachtenden Selbstsucht oder Eitelkeit. Er selbst bemerkt (Orat. 29) den auf das Lob des Pompejus bezogenen reichhaltigen Stoff noch in mäßig gehaltenem oder mittlerem Stile (temperata oratione) behandelt zu haben. Schmeichelnd dem Volke wagte er nun schon kühn auf sein errungenes Ansehen hinzudeuten, und damit seine Gegner zu schrecken. Ihm ward zum Hauptzweck der Rede, die angeregten Leidenschaften zu unterhalten, und zu seinen Vortheilen zu benutzen; darauf berechnete er die erhöhte Lebendigkeit, die stärker aufgetragene Farbe, und die Wendungen einer schlauen Sophistik. Für die Kunst, die schwachen, verdachtvollen Seiten der Behauptung zu verdecken und eine scheinbare Meinung zu begründen, gibt diese Rede den musterhaftesten Beweis, stellt aber Cicero's Charakter in ein zweideutiges Licht, indem derselbe entweder in einer unglücklichen Selbsttäuschung über den zum Abgott erhobenen Pompejus befangen war, oder, bei hellerer Einsicht, Alles, auch das Heilige und Religiöse, für die Kunstgriffe rhetorischer Machination und gleißnerischer Vergötterung des Nichtswürdigen mißbrauchte. Ein Kriminalfall grauser Art, die Anklage des Cluentius gab ihm (687) Gelegenheit, den Reichthum seiner Mittel kund werden zu lassen. In dieser Rede folgte er nach einer genau geordneten, obgleich im Einzelen schon von den Alten getadelten (Quint. VI, 5, 11.) Eintheilung streng der Anklage und suchte den Cluentius von der Beschuldigung einer angewendeten Bestechung und von dem Verdachte einer verbrecherischen That, mit einer Gewandtheit und Sicherheit zu reinigen, wie vielleicht kein andres rednerisches Werk jemals vermocht hat. Mit dem höchsten Nachdruck und einer gesteigerten Heftigkeit verband er hier die schlaueste Kunst des Scheins, mit welcher er durch Abschweifungen, und täuschende Beschönigung das Urtheil, welches sich vorher schon gegen den Beklagten bestimmt hatte, gefangen nahm. (Rufinian. de figur. 13. Quintil. VI, 5). Sidonius Apollinaris Epist. VIII, 10 urtheilt, in dieser Rede habe der Meister sich selbst übertroffen. — In dem genannten Jahre arbeitete Cicero noch die Reden für den Manilius, welche wahrscheinlich nicht gehalten worden war (s. Patricius zu den Fragm.), für M. Fundanius, für L. Corvinus, welche bis auf einzele Bruchstücke verloren gegangen sind, aus. Der erhöhte Beifall verstärkte seinen rednerischen Eifer. Im Jahr 688 trat er in der Vertheidigung des wegen eines Majestätsverbrechens angeklagten C. Cornelius dem Catulus und Hortensius gegenüber gestellt in zwei Reden auf, von welchen die erste, vielleicht die längste aller Reden, von Asconius, Quintilianus (VIII, 3) und Andern zu den vorzüglichsten Meisterwerken gezählt wurde. Sie ist uns nur durch den Kommentar des Asconius und einzele Fragmente bekannt. Von der im Jahre 689 gegen Catilina und Antonius bei Bewerbung um das Konsulat (in toga candida) gehaltenen Rede besitzen wir den Kommentar des Asconius, von der Vertheidigung des Q. Gallius nur Fragmente. Vgl. *Fabricii* histor. p. 90. Zum Konsul 690 gewählt, und dadurch auf den schwer errungenen Gipfel seines Ruhms gestellt, angestaunt von der Menge, und verehrt von dem gebildeten Theil der Nation, gab Cicero seiner Kunst einen neuen und zwar den ihm möglichen höchsten Schwung durch patriotische Begeisterung und einen auf den Grundsatz der Rechtlichkeit gestützten Muth, welchen freilich bisweilen auch die Schwäche der Eitelkeit unsicher werden ließ. Die während des Konsulats ausgearbeiteten Reden vereinte er in einer besonderen, zum Musterbuch der Schulen bestimmten Sammlung (orationes consulares. Ad Attic. II, 1.). Sie enthielt zehn größere und anhangsweise zwei kürzere Reden; zuerst die gegen den von P. Servil. Rullus aufgestellten, mit der gesetzmäßigen Verfassung streitenden agrarischen Gesetzvorschlag. Die erste, welche Cicero den 1. Januar im Senate hielt, und sich in wenigen Handschriften, doch nicht vollständig, erhalten hat, spricht das Vertrauen auf eigenes Ansehen und die gerechte Sache mit einer vorher noch nie gewagten Kühnheit und großer Sicherheit aus. Die zweite, unmittelbar darauf vor dem Volke gehaltene Rede hatte einen schon von Plinius (hist. nat. VII, 31) bewunderten Erfolg augenblicklicher Überredung, und galt in aller Zeit als ein Meisterwerk in der Kunst, die Gemüther zu fesseln und zu leiten; vgl. in Pison. 2. Der uns aufbehaltene Text wird durch vielfache Corruptelen entstellt. Die dritte Rede versetzte Cicero, nebst einer vierten in den Anhang und wirklich ermangelt die dritte der sorgsamen Überarbeitung, und leidet an Unklarheit und Mangel des eingreifenden Zusammenhangs, die vierte kennen wir nicht. Eben so auch ging die Rede für den Tribun Otho, welche Cicero nach dem, im Theater wegen der den Rittern angewiesenen eigenen Plätze erregten Aufstande unvorbereitet im Tempel der Bellona hielt, bis auf einige Nachweisungen unter. Auch sie betrachtete man schon in alter Zeit als ein Produkt pathognomischer Kunst. Vorzüglich soll das empörte Volk durch den Vorwurf, es besitze keinen Geschmack, indem es einen Aufruhr habe erregen können, während Roscius die Bühne betreten, schnell beruhigt worden seyn; was wol einen sprechenden Beweis zur Sittengeschichte abgibt. Macrob. Sat. II, 10. Die vierte konsularische Rede war die nur theilweise noch vorhandene, durch einen von Niebuhr (Rom 1820) bekannt gemachten Palimpsest ergänzte, für C. Rabirius, welchen schon Hortensius vertheidigt hatte. Die Anklage eines vor 36 Jahren begangenen Mords, war vorzüglich gegen das Ansehen des Senats, dem das Recht, die Stadt im Nothfalle zu bewaffnen, grundlos entrissen werden sollte, gerichtet. Auch sie gehört zu den kraftvolleren Werken. Die fünfte, nicht mehr vorhandene Rede, in welcher Cicero für die Aufrechthaltung des Sullanischen Beschlusses, die Söhne der Proscribirten von den Statsämtern auszuschließen, sollte eine an sich gerechte Foderung als für das Ganze gefahrvoll verwerfen. Or. in Pis. II, 4. Die sechste enthielt Cicero's Erklärung, die ihm durch das Loos zugefallene Provinz Gallien nicht anzunehmen. S. in Pison. II, 5. Wir kennen nur ihren Namen. Den übrigen Theil der Sammlung füllten die vier catilinarischen Reden. Die erste, gegen Catilina's Person unmittelbar gerichtet, beginnt mit einer leidenschaftlichen Apostrophe, und wollte durch drohende Worte bewirken, was durch That zu vollführen dem Redner an Muth gebrach. Sie schien allerdings die Flucht

des Catalina bewirkt zu haben; diese aber war sicher nicht durch Worte allein veranlaßt worden. Bewunderungswürdig jedoch erscheint hier Cicero als Volksredner in der gesteigerten Kraft und Fülle, mit welcher er der Menge und zugleich den Einsichtsvolleren imponirte, und indem er seinen Gegenstand mit ganzer Sele ergriffen hatte, auch für den heftigsten Affekt noch steigernden Ausdruck fand. Die zweite, vor dem Volke gehaltene Rede, ist ein rhetorisch ausgeführter Lobspruch auf sich selbst, in einem prunkenden Tone. Die dritte bei dem Verhör der allobrogischen Gesandten steht den übrigen in Hinsicht des Gedankeninhalts, der Anordnung und des Ausdrucks so weit nach, daß man selbst zu Zweifeln an deren Echtheit veranlaßt wurde. Mehre Gründe zu ihrer Rechtfertigung findet man in *Böttigeri* prolus. ad locum Cicer. in Catil. III. Budiss. 1791. Was Cicero als Redner in dieser Zeit war, zeigt am treffendsten die vierte Rede über das Endurtheil der Verschwörung. Viele haben sie mit Middleton das Meisterstück rhetorischer Kunst genannt, überall aber tritt die Absichtlichkeit und Künstelei hervor, wie sehr auch der Verfasser bemüht war, ihr den Schein eines durch den Moment veranlaßten Urtheils und eines plötzlichen Ergusses seiner Gefühle zu verleihen. Er wendet einen sorgfältig berechneten Kunstgriff an, indem er sich Anfangs für keine Meinung parteiisch erklärt, unvermerkt aber die Gründe für die eine Entscheidung so häuft, daß er, ohne selbst entschieden zu haben, die bewirkte Stimmung der Zuhörer statt seiner sprechen lassen konnte. So vorzüglich Sprache und Ausdruck heißen mag, erscheint die Beredsamkeit hier als eine betrügerische Weisheit. Vgl. Wieland in der Übers. der Briefe Th. 1. S. 91. In die Sammlung der konsularischen Reden nahm Cicero die Vertheidigung des Konsuls L. Murena als einer Privatsache angehörig, nicht auf. Über die Zeit, in welcher sie gehalten wurde, s. *P. Victor.* Var. Lect. VI, 18. Hortensius hatte vor Cicero gesprochen, und dieser ging absichtlich auf entlegenere Gründe der Rechtfertigung ein. Um das Ansehen des Sulpitius und des stoischstrengen Cato zu entkräften, spielte er mit den ernstesten Dingen feinsinnig schlau, so daß er die rigoristische Strenge des Stoikers und die juristische Gelehrsamkeit des Sulpitius, dem Gelächter der Menge Preis gab, ohne damit geradehin zu beleidigen, oder die Angegriffenen zu erbittern. Dieser Feinheit gedenkt schon Quintilianus mit gebührendem Lobe (XI, 1, 69), und Cato selbst soll nach Plutarch (Cat. 21) den Konsul nur lächerlich genannt haben. Dennoch legte Cicero auf die Darstellung der stoischen Philosophie noch später einen hohen Werth de fin. b. IV, 27. Witz und Scharfsinn bewährte sich allerdings hiebei in hohem Grade, wie diese Rede überhaupt zu den geistreichsten gerechnet werden kann. Der angegriffenen Rechtswissenschaft nahm sich vertheidigend Jo. Luzac an: Observat. apologet. pro jurisconsultis Rom. ad locum Cic. in orat. p. Mur. LB. 1768. *J. Fr. Eckhard* Cicero jurisprudentiae non ex animi sententia contemtor. Isen. 1769. Die Annahme, als sei Cicero entweder durch den Tribun Metellus, als dieser ihm bei dem Abgange noch einmal zu dem Volke zu sprechen nicht erlaubt hatte, erbittert, oder durch andere Gründe veranlaßt, nicht früher wieder aufgetreten, als am Ausgange des Jahres 691 in der Vertheidigung des P. Sulla, beruht auf einem Irrthum. Gegen jenen Metellus sprach er in einer Selbstvertheidigung. Er selbst erzählt den Vorgang in einem Brief an des Metellus Bruder ad famil. V, 2. und erwähnt der Rede, welche er contra concionem Metelli in dem Briefe an den Atticus I, 13 benannte. Ihrer erwähnen Gellius XVIII, 7. Fortunatianus u. A. Noch gedenkt Plutarchus (Crass. c. 13) einer Rede von der Verwaltung des Konsulats, über deren Existenz nicht sicher entschieden werden kann. Sie kann, wie Patricius wollte, unter der Metellinischen verstanden werden, oder die vor Pompejus im Senat gesprochene seyn, oder war diejenige, welche Cicero bei der Abgabe des Konsulats vorzutragen, von Metellus gehindert wurde. In der Rede für den Sulla behandelte er denselben Gegenstand, welcher nun seine ganze Sele unabläßig beschäftigt zu haben scheint, das Selbstlob seiner während des Konsulats erworbenen, unsterblichen Verdienste. Wahrscheinlich nahm er aus jener nicht vorgetragenen Rede Manches in die Vertheidigung des Sulla auf. Vgl. c. 11. Wie fest aber auch die Überzeugung, den Stat gerettet zu haben, in Cicero's Sele stand, und wie sehr ihn die Verehrung des Volks zu einem edeln Stolz berechtigte, so kann doch nur eine durch Eitelkeit und Selbsttäuschung befangene Einbildungskraft solche Formen und Bilder der Rede wählen, und sich in den Verfolg kleinlicher Dinge so weit verlieren, wie es Cicero hier gethan; wogegen die Eleganz der Sprache, die Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung nicht genug gerühmt werden kann. Man möchte diese Rede die Blüthe ciceronischer Beredsamkeit nennen. Solchen Grad von Begeisterung, freilich nur für den seine Person verherrlichenden Glanz, erreichte er nicht wieder, und unerschöpflich scheint der Reichthum, mit dem er das Gemälde seines glorreichsten Lebensjahrs ausschmückte. Er selbst nennt die Schilderungen seines Konsulats (ad Attic. I, 14) einen Gemeinplatz, den er auf alle Weise bunt und mannichfach auszumalen pflege; der Gedanke an jene Zeit scheint ihm zum firen geworden zu seyn. S. ad famil. V, 12. ad Attic. I, 19. Wie den ersten Statsmann, sah er in sich auch den vollendeten Redner, und er konnte mit Recht sagen, seine Bildung sei zu Ende gebracht gewesen. Der Beifall der Menge verlangte Steigerung der Kraft, dadurch aber gerieth Cicero in Gefahr, sich zu überbieten und unnatürlich zu werden. Von seinen damals gewiß vielfachen rednerischen Beschäftigungen (vgl. p. Sull. 9.), kennen wir vom Jahre 692 die Rede für den Dichter Archias, welche er vor dem Prätor C. Octavius (wie Schütz erwiesen) gehalten, und ohne Zweifel mit manchen Zusätzen und Ausschmückungen später ausgearbeitet hat. Über die Zeit und die behandelte Anklage, s. *C. Dav. Ilgenii* Opuscula T. II. p. 3. Wir besitzen in derselben einen Maßstab für die Fertigkeit, mit welcher Cicero seine Gegenstände zu vergrößern und auszuschmücken gewohnt war. Er sprach von dem Improvisator Archias, der weder durch Geist noch durch Kunstfertigkeit sich auszeichnete, aber sein Freund war und ihm die Thaten des Konsulats poetisch zu verherrlichen versprochen hatte, wie von einem preiswürdigen Dichtergenie,

und benutzte eine gewöhnliche Rechtssache zu geistvollen Digressionen über den Werth der Wissenschaften, welche in ihrer Allgemeingiltigkeit und dem reinen, selbst wissenschaftliche Bildung voraussetzenden Interesse stets, in alter und neuer Zeit, bewundert und oft wiederholt worden sind. Charakteristisch ist der ruhige Ton und der würdevolle Gang, in welchem er den Angeklagten seinen Richtern vorführt, seinen Werth ins Licht setzt und ihn dem Schutze der Einsichtsvollen empfiehlt. Das Gegentheil solcher Vorzüge und die Unechtheit dieser Rede wollte M. E. B. (E. A. W. Schröter) erweisen (Lpz. 1818). Von der Rede, welche Cicero vor dem aus Asien zurückgekehrten Pompejus im Jahr 692 über sein Konsulat hielt, besitzen wir nur einige Stellen (wie bei Quint. IX, 3) und kennen den Inhalt durch Cicero's eigene Angabe (ad Attic. I, 14). Er betrachtete sie in Hinsicht der künstlichen Redefiguren, des gesteigerten Tons und des Numerus als eines der gelungensten Werke. Vgl. orat. 62, 210. Über eine gegen Curio geschriebene, aber nicht gehaltene, doch später bekannt gewordene Rede, ertheilt Cicero dem Atticus Nachricht III, 12. Sie scheint, wie Manutius und Schütz annahmen, von der, welche er gegen Curio und Clodius am 15. Mai 692 hielt, verschieden und schon in alter Zeit mit ihr verwechselt zu seyn; doch sprechen andere, von Beier erwähnte Andeutungen für die Annahme einer einzigen Rede, aus welcher Cicero seinem Freunde (I, 16) den Inhalt und einzele Stellen mittheilte. Quintilianus gedenkt ihrer Vorzüglichkeit. Die erhaltenen einzelen Fragmente wurden durch Ang. Mai mit Scholien aus einer Ambrosian. Handschrift bekannt gemacht, in der Samml. aufgefundener Fragmente (Mediol. 1817) und von Peyron in einer zusammenhängenden Stelle ergänzt (Stuttgard 1824), welche Ausgaben C. Beier vereinte und gelehrt ausstattete (Leipz. 1825). Der Zusammenhang läßt sich überschauen und daraus der heftigste Ton der Erbitterung abnehmen. Aus den Jahren 693 und 694, in denen Cicero ununterbrochenen Antheil an gerichtlichen Verhandlungen nahm (ad Att. I, 18), hat sich nur die eine Rede zur Vertheidigung des wegen unrechtlicher Verwaltung der Provinz angeklagten L. Flaccus erhalten. Sie gehört zu den vorzüglichsten, voll kunstgerechter Benutzung der klüglich bereiteten Stimmung der Zuhörer und ausgestattet mit mannichfachem Schmuck; die Bemerkungen über Evidenz und Glaubwürdigkeit der Zeugen enthalten eine scharfsinnige Argumentation. Die in ihr verbliebenen Lücken hat zuerst die Peutingersche Handschrift in Cratanders Ausgabe, dann neuerdings eine von Ang. Mai aufgefundene Handschrift zum Theil ausfüllen lassen. Cic. trium orationum partes ineditae. Mediol. 1814. (Francof. 1815). Bis zu dieser Zeit hatte Cicero mit einem kräftig scheinenden Muthe und einem stolzen Trotze, der dem Gegner kühn entgegen trat, unter lautem Beifall gesprochen, als sich ergab, daß die erhöhte Kraft nur in einer leidenschaftlichen Spannung beruhte, und der männliche Geist mit einem Male entflohen war. Die Sache der Republik und des Vaterlandes ward von ihm vergessen, und kleinliche Angst ergriff seine ganze Sele. So erscheint er unter der Verfolgung des Clodius als ein umgewandelter Mensch, das Spiel von Einbildungen und verzagender Furcht, welche mit seinem noch bisweilen auflebenden Stolze in Widerspruch traten, feig, unsicher, armselig. In dem Urtheil, welches er durch die Flucht über sich selbst sprach, lag die richtige Erklärung der rhetorisch ausgeschmückten Bekenntnisse in den konsularischen Reden. Jetzt versagte ihm das von keiner Charakterstärke unterstützte Talent alle Hilfe. Die Umwandelung und Entkräftung seines gesammten, nicht bloß äußeren Lebens mußte auch seinen rednerischen Charakter ändern. Der Mann, welcher auf diese Weise sank, und kaum zur Flucht sich aufzuraffen vermochte, und aus der Ferne die unwürdigen, schwachsinnigen Briefe schrieb, konnte, wenn das Wort seinem Innern entsprach, nicht so bald wieder mit der Fassung und Gedankenfülle, nicht in dem Tone als Redner auftreten, in welchem er früher durch eine, wenn auch egoistisch angeregte, doch lebendige Begeisterung den edelsten Patriotismus und reinsten Eifer für Rechtlichkeit hatte kund werden lassen, und wobei er den Regeln der Darstellungskunst meisterhaft genügte. So würde sich erklären lassen, warum in den Reden dieser nächsten Zeit nach seiner Rückkehr eine auffallende Verschiedenheit obwaltet, und Fehler in der Anordnung und Darstellung, das Unstäte und Matte einer Zwischenzeit angehörten, welche die aus Mangel an innerer Einheit und Ruhe hervorgegangene Unsicherheit und Schwäche auch in der Kunstleistung bezeugte. Doch die unmittelbar nach seiner Rückkehr am Ausgange des Jahrs 696 vor dem Senat und dem Volke gehaltenen zwei Dankreden, sind nebst der Rede an die Pontifices wegen seines Hauses (pro domo) und der Rede über den Ausspruch der Haruspices neuerdings geradehin als unecht verworfen worden. Jer. Markland zeigte in der seinen *Remarks* on the epistles of Cicero to Brutus angehängten dissertation upon four orations ascribed to Cicero. Lond. 1745, die erwähnten Reden seien des Cicero unwürdig und von einem spätern Deklamator, doch nicht lange nach Cicero's Tode zwischen 786 und 812 — gefertigt. Die in England erschienenen Gegenschriften s. m. bei *Brüggemann's* View of the english editions etc. Stettin 1797. p. 492 und im Supplement 1801. p. 91. In Teutschland trat, nachdem nur die Acta erudit. 1753. p. 533 über jene Ansicht günstig geurtheilt hatten, Jo. Matth. Geßner als Vertheidiger auf, im Cicero restitutus, zwei Abhandl. in d. Commentar. soc. Gotting. T. III. p. 223. 251. Die holländischen Philologen Ruhnken und Wyttenbach und Saxe Onom. Tom. I. p. 160. erachteten die Beweise für nicht giltig. Später nahm F. A. Wolf die Untersuchung wieder auf und unterstützte in s. Ausg. (Berlin 1801) Marklands Beweisführung mit neuen, scharfsinnig hervorgehobenen Gründen. Wolfs Ansicht erwarb sich eine fast ungetheilte Zustimmung. (Allg. Liter. Zeit. 1802. Nr. 98. *Beck* Excursus crit. in T. IV. s. Ausgabe der Reden, *Schützii* in Ciceron., quae vulgo feruntur, orationes Prolegom. in s. Ausg. des Cicero. Vol. VIII. P. III.) Nur Weiske (Cic. orationes XIII. L. 1807) sprach als ein besonnener Vertheidiger, Andere, wie Allg. teutsch. Bibl. 70. Bd. 2. St., ohne Scharfsinn und Umsicht. Entschieden ist, daß Cicero den Tag nach seiner Rückkehr (Non. Sept. 696.) dem

Senat gedankt und die Rede, was er selten gethan, vorher aufgezeichnet hat (pro Planc. 30. ad Attic. IV, 1. *Dio Cass.* XXXIX. 19), daß er den letzten Sept. über Herstellung seines Hauses vor den Pontifices, wie er selbst erzählt, eine Rede mit großem Fleiß und der höchsten oratorischen Kunst gehalten und ausgearbeitet hat (ad Att. IV, 2); unbezweifelt, daß die im Senat und die wegen des Hauses gehaltenen Reden von Asconius, Quintilianus, Valerius Mar. und Andern gekannt wurden; dagegen lassen historische, mit den Zeitverhältnissen nicht genau einstimmende Angaben, der innere Mangel an Ordnung und Gediegenheit, und die Darstellung und Sprache wol behaupten, die jetzt vorhandenen Reden seien nicht die ursprünglichen, von Cicero selbst geschriebenen, sondern in den Rednerschulen, vielleicht auf die Grundlage der Originale oder deren Schemata hin gearbeitet, wenn nicht vielmehr angenommen werden möchte, sie seien nach den beim Vortrage selbst nachgeschriebenen unvollständigen, und verderbten Exemplaren, wie dieß die Gewohnheit war, von fremder Hand in ihren Lücken ergänzt und überarbeitet worden. Der Dankrede vor dem Volke erwähnt kein bestimmtes historisches Zeugniß (denn Dio Cass. a. a. O. spricht nur im Allgemeinen) und kein früherer Schriftsteller als Mamertinus scheint sie vor Augen gehabt zu haben. Und so bleibt zu ihrer Beglaubigung kaum mehr übrig, als die Überschrift und der historische Gegenstand, welcher nach dem Muster der vor dem Senat gehaltenen Dankrede, wol in rhetorischen Übungen behandelt werden konnte. Schwieriger ist die Untersuchung in Hinsicht der anderen zwei genannten Reden; denn wie sicher auch einzele Beispiele den Mangel der eleganten Schreibart, und des rednerischen Schmuckes erweisen, und die ruhige und bündige Meditation vermissen lassen, wie sehr in ihnen mancher Wortschwall und manche verworrene und affektirte Phrase mißfällt, wie wenig sich auch manche Äußerung mit der uns bekannten Lage und Stimmung des Redners zu reimen scheint, kann dieß ein unbedingtes Urtheil und eine Entscheidung über die gänzliche Unechtheit nicht zu Stande bringen, vielmehr wird man sowol den Abstand, in welchem extemporirte und von Nachschreibern aufgefaßte Reden zu den später umgearbeiteten und verbesserten, ja oft vervollständigten standen, als auch die Unmöglichkeit der Voraussetzung, als hätten diese Reden ohne irgend eine Grundlage von einem Deklamator der späten Zeit mit so sorgfältiger Berücksichtigung der Verhältnisse und durch Aneignung des im Ganzen zu Cicero's extemporirender Sprechweise genau stimmenden Stils gefertigt werden können, berücksichtigen müssen. Nur das Machwerk eines aus andern Reden oder Fragmenten stoppelnden und in Sprache und Darstellung ungeschickten Rhetors anzuerkennen, heißt zu viel behaupten; die vorhandenen Reden als die von Cicero selbst bekannt gemachten, mithin mit dem gewöhnlichen Fleiß geglätteten Originale zu betrachten, verbietet die Einsicht in Cicero's rednerischen Charakter. Über die Möglichkeit einer Wiederholung gleicher Dinge und Gedanken, wie sie sich in der Rede für den Sextius findet, kann verneinend und bejahend geurtheilt werden. — Eine vor dem Volke wegen der dem Pompejus aufzutragenden Besorgung des Getreidewesens zwei Tage nach der Rückkehr gehaltene Rede ist, falls sie Cicero ausgearbeitet hatte, verloren; sie würde über die in Verdacht gezogenen bestimmter urtheilen lassen. Im Jahre 697 arbeitete er die Rede in Sachen des Königs Ptolemäus aus, wie ein Fragment bei Fortunatianus bezeugt. Mai machte neuerdings einen Theil eines Kommentars zu derselben S. 102 bekannt. Dann beschäftigten ihn die Reden für den P. Sextius, gegen Vatinius, für M. Cälius, welche einen gemeinsamen Charakter hyperbolischer Darstellung und deklamatorischen Aufputzes an sich tragen, aber auch durch schlausinnige Benutzung der Ablenkung und Wendung und durch genau berechnende Stellung der Gründe, wie vorzüglich die Vertheidigung des Cälius, sich auszeichnen; ferner für Cornel. Balbus, über den Ausspruch der Haruspices, über die Vertheilung der Konsularprovinzen. Die noch vorhandene Rede über den Ausspruch der Haruspices ward von Markland und Wolf als „ein kindisches Geschwätz in einer geistlosen, kaum lateinischen Sprache" verworfen; Asconius und Quintilianus kannten die Originale. Aus einer Rede vom Februar 697 für den wegen Bestechung angeklagten, aber nicht geretteten L. Bestia kennen wir nur einzele Angaben des Inhalts. Cic. ad fratr. II, 3. Dial. de corr. eloq. Einer Rede für Cispius gedenkt Cicero selbst pro Planc. 31. Den Jahren 698 und 699, in welchen er in Vertheidigungen sehr thätig war (ad Att. IV, 15. ad frat. II, 16) fallen nur die am Eingange verstümmelte Rede gegen Calp. Piso, und die Vertheidigung des Cn. Plancius zu, welche Letztere, wie Schütz S. 351. f. Ausg. genau erwiesen hat, im Jahr 698 vorgetragen, aber im Jahr 699 überarbeitet und herausgegeben wurde. (S. ad fratr. III, 1.) Auch die wiederholte Besserung hat dieser Rede nicht gediegene Gedankenfülle verleihen und die Fehler der Anordnung und ungleichen Darstellung ganz austilgen können. Dennoch rechnet man sie zu den besseren Werken des Redners nicht mit Unrecht. Weiske schreibt die mangelhaften Stellen einem späteren Interpolator zu. Mit dem Jahre 700, wo Cicero an seiner politischen Wirksamkeit verzweifelnd, und mehr auf Sicherheit als auf Erhöhung seines öffentlichen Ansehens bedacht, sich in die ländliche Stille und zu wissenschaftlichen Studien zurück zog, begann auch für sein rednerisches Leben, da er abwechselnd noch an den gerichtlichen Verhandlungen Antheil nahm, eine neue Periode, welcher eine männliche Energie und gehaltvolle Behandlung eigen ist, und das eifrigere Studium der Theorie erkennen läßt. Aus dieser Zeit des Jahrs 699, in dessen letzten Monaten er fast täglich als Vertheidiger auftrat (ad frat. III, 3), und mit Hortensius oft wetteiferte (Brut. 94), sind uns nur wenige Werke erhalten worden. Von den Reden für den Vatinius und für den de repetundis angeklagten Gabinius besitzen wir nur zwei Fragmente in Anführungen; von der für M. Äm. Scaurus wurde ein großer Theil von Ang. Mai in einem Palimpsest entdeckt und 1817 in d. angef. Sammlung herausgegeben. Sie bezeugt eine kraftvolle, gediegene, würdige Redeweise, und ward schon von dem Alterthum unter den vorzüglichsten Werken genannt. Dialog. de caus. c. eloq. 39. Durch Peyrons Vergleichung einer turiner Handschrift haben die Fragmente mehr Zusammenhang

und Verbesserung erhalten. Die mit der Verhandlung über Gabinius zusammenhängende Vertheidigung des Rabirius Posthumus schließt gewisser Maßen den früheren Zeitraum. S. Weiske zu XVI, 44. Über das Kunstreiche in ihr urtheilte schon Quintilianus mehrfach III, 6, 11. IV, 1. u. a. Zu der verlorenen Rede de aere alieno Milonis, in welcher Cicero 700 zu Milo's und seiner eigenen Rechtfertigung gegen Clodius auftrat, hat Ang. Mai den Kommentar des Asconius S. 85 herausgegeben. Durch die Rede für Ann. Milo erwies Cicero 701 seine Meisterschaft in Sprachkunst und Beredsamkeit. Das, was er im Gerichte gesprochen hatte, wich nach der Angabe des Asconius nicht allein in Worten, sondern in der Beweisführung von der späteren Ausarbeitung, vielfach ab. Noch kannte das von Nachschreibern verbreitete Exemplar Quintilianus IV, 3. Hier hatte Cicero nicht von einer rechtlichen Ermordung des Clodius, sondern nur von Selbstvertheidigung gesprochen. Man vgl. Dio Cass. XL. p. 145. In der vorhandenen Rede ward eine Lücke (c. 13) zum Theil aus einer Handschrift neuerdings durch Peyron getilgt. Abgesehen von dem moralischen Urtheil, welches Cicero bei Vertheidigung eines unläugbaren Verbrechens gegen sich gewendet hat, und dessen Giltigkeit Gegner (*Jos. L. E. Püttmann* de moderatione inculpatae tutelae. Lips. 1773. Heinze in s. Übersetzung. Lemgo 1767. S. 3. Penzel in s. Übersetzung des Dio Cassius S. 32 — 34) und Vertheidiger (*Ch. Aug. Schwarze* an Cic. ob Milonem defensum sit reprehendendus. Gorlic. 1789.) näher beleuchtet haben, konnte Quintilianus dieß Werk oratorischer Kunst als das schönste und vortrefflichste bezeichnen IV, 2. XI, 3., und neuere Beurtheiler pflichteten ihm bei. Man s. Püttmann a. a. O. Was der Vertheidiger einer mit Wahrheit und Recht streitenden Sache leisten kann und welches Gewicht der Scharfsinn den an sich schwachen Gründen durch Schein und trügende Schlußfolgen zu verleihen vermag, ist hier verwirklicht worden. Die Anordnung und Ausführung läßt nur auf einzelen Stellen einen Tadel zu, die Sprache ist vollendet, rein, präcis, schön und kräftig. Milo konnte nicht gerettet werden und ging ins Exil; aber seinem von Dankbarkeit und Freundschaft aufgerufenen Sachwalter gebührte der Ruhm einer meisterhaften Leistung. Auch in der Vertheidigung eines leidenschaftlichen Vergehens erscheint hier Cicero achtbarer und größer als in den eiteln Prunkreden der früheren Zeit. Um den Vorzug streitet die im Jahr 707 gehaltene Rede für Q. Ligarius durch die sinnreich und fein durchgeführte Ironie, welche in ihrer zarteren Schonung um so mehr Kraft erhielt, durch die ruhigere, doch erwärmte und lebendige Darstellung, durch die reine und nicht von Schmuck überladene, sondern geschmackvoll verzierte Diktion. Von nun an sprach Cicero nur selten öffentlich (*Plutarch*. Cic. p. 880). Deßhalb zweifelte Wolf, ob Cicero die Rede, in welcher er dem Cäsar für die Begnadigung des Marcellus dankte, wirklich gehalten und später niedergeschrieben habe. Die Beweise, durch welche Wolf (Berlin 1802) und Spalding (in Museo antiq. studior. Vol. I. die Echtheit und den früher angestaunten Werth dieser Rede verwerfen, beruhen, da die historischen Gründe sich nur auf mögliche Voraussetzungen stützen, und nicht unwahrscheinlich ist, Cicero habe die kurze Anrede später in der Art, wie es von der Milonischen bekannt ist, ausführlicher ausgearbeitet, woran ihn auch weder Zeitmangel, noch Familienverhältnisse haben verhindern können, einzig nur auf der Darstellungsweise und Sprache, welche auf einzelen Stellen dem Cicero fremd und seiner unwürdig erscheint. In Vertheidigung nahmen das Werk: *Calau* in comm. exhibens nonnulla ad Wolfianas orationis pro Marc. castigationes. Francof. 1804. *Ol. Wormius* (Hafn. 1803.) und *Weiske* (Lips. 1805). Dagegen erkannten ein Ungenannter (Allg. Lit. Z. 1808. Nr. 6.) und Aug. Lud. W. Jacob (de oratione quae inscribitur pro Marc. Hal. 1812.) nur eine Interpolation, welche das zum Grunde liegende Original, erweiternd und umändernd verunstaltet habe. Dieß scheint in der That das sichere Resultat einer von beiden Seiten mit vielem Scharfsinn und umsichtiger Kritik durchgeführten Untersuchung, welche endlich auf ein allgemein giltiges Regulativ der auf Cicero's Reden anwendbaren Kritik hätte hinleiten sollen. Dieß aber mangelt noch, und kann theils in der genauesten Berücksichtigung der Art und Weise, in welcher Cicero und Andere unvorbereitet auftraten, später aber die gehaltenen Reden zu Musterwerken umarbeiteten, während die Schnellschreiber die vom Munde fehlerhaft aufgefaßten Vorträge im Publikum verbreiteten, theils in der Unterscheidung eines mündlichen, der Umgangssprache nahe kommenden Vortrags von der stilistischen, kunstvollen Ausarbeitung gefunden werden. Das Einzele kann hiebei nicht giltigen Beweis für das Ganze ertheilen, und ehe nicht der durch die Unstätigkeit seines Selenwesens schwankende und oft wechselnde Charakter der Sprechweise des Cicero zu gründlicher Untersuchung gebracht worden ist, wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit immer Zweifel und Tadel auch gegen das entschieden Rechte und Ursprüngliche wenden können, wie Weiske sogar die Originalität der Rede für den Ligarius nicht ohne scheinbare Gründe zu läugnen versuchte. Die im Jahr 708 für den König Dejotarus gesprochene Rede, welche Cicero selbst (ad fam. IX, 12) als unbedeutend und kaum des Niederschreibens werth erachtete, stimmt unläugbar zu der bezeichneten Vollendung, welche der Redner in den letzten Jahren des Lebens seiner Darstellung verlieh. Vgl. *Ch. Jul. Gu. Mosche* de Cic. in scribenda or. pro Dejot. consilio. Lubec. 1815. Kraftvoll, nicht schwach erscheint der Redner im hohen Alter, wenn er auch, bei dem umgewandelten Geschmack der Zeit, nicht mehr den früheren Beifall sich zu erhalten vermocht haben mag. Was er in Brutus c. 2. von seiner rednerischen Wirksamkeit sagt, hat einen zweideutigen Sinn und verhüllt die Klage über Mangel der Anerkennung durch den Tadel einer Entartung im gesammten Gemeinwesen. Die letzten Werke seiner Meisterhand machen die vierzehn philippinischen Reden gegen Antonius aus. Sie wurden außer der zweiten, während der verhängnißvollen Katastrophe der Jahre 709 und 710 vor dem Senat und Volke gehalten, und sind in aller Hinsicht die reifesten Erzeugnisse eines kräftigen Geistes und eines durch theoretisches Studium geregelten Talents, frei von spielenden Antithesen und breiten Überladungen, geistreich, gediegen, kräftig, in

reiner und schöner Form. Durch sie errang Cicero erst den Namen des vorzüglichsten römischen Redners, ohne dadurch bis zu der demosthenischen Größe aufzureichen. Juvenalis nennt die zweite (X, 125) ein göttliches Werk. Dennoch dürfen wir uns durch diese letzten Werke des Cicero nicht, wie Herder annahm, für den Verlust der Reden des umsichtigen Hortensius und des geistreichen Cäsar entschädigt erachten.

Außer den nach der Zeit benannten, vollständig oder in Fragmenten erhaltenen Reden erwähnt Cicero selbst der Vertheidigungen einer arretinischen Frau im Jahr 674 (p. Caec. 33.) des Q. Mucius (fragm. orat. in toga cand.), des C. Antonius (pro domo 16.), des C. Piso (pro Flacc. 38.), des A. Thermus (p. Flacc. 40.), des C. Mustius (in Verr. 1, 53.), des Cäsar Vopiscus (Phil. 11, 9.), des Messius und Drusus (ad Att. IV, 15.), des Crassus im Jahr 699 (epist. I, 9. V, 8.), der Titinia (Brut. 60.), des Scamandrus (Cluent. 17.), des Atratinus (Coel. 1.), des Asc itius (p. Coel. 10.), des Dolabella und Acilius (ad fam. III, 10. VII, 30.), des Caninius Gallus (epist. III, 8.), der von den Interamnaten verklagten Reatiner (ad Att. IV, 15.). Einer doppelten Vertheidigung des Saufejus gedenkt Asconius (in Milon.) der Vertheidigung des Popillius Länas, seines Mörders, Seneca (declam.).

Ob aber diese Reden jemals von ihm ausgearbeitet wurden, läßt sich beim Stillschweigen aller anderen Schriftsteller bezweifeln. In den Commentarii (welche Mai mit Unrecht für Erläuterungen zu den Reden hält, s. Beier S. 30. der Vorr.), verzeichnete Cicero den Inhalt und die Anordnung der Beweisführung (Quintil. X, 7, 30.) aller seiner Reden, wie wir durch Quintilianus von der darin enthaltenen Rede für den Scaurus (IV, 1, 69., s. Patric. ad fragm.) wissen. Nach diesen Umrissen sprach er in freiem Vortrage und vollendete später die Ausarbeitung der Reden, welche von dem extemporirten oft sehr verschieden seyn mochten. So sprach er, wenn auch nicht unvorbereitet, gewöhnlich ohne schriftlichen Leitfaden (s. Beck zu Ferguson 2. Th. S. 291.) und nur Einmal erwähnt er einer vorher ausgearbeiteten Schrift (pro Planc. 30.). Späterer Zusätze gedenkt er selbst ad Att. I, 13. und die in Anführung anderer Schriftsteller sichtbaren Abweichungen lassen auf die nicht geringe Verschiedenheit der wirklich gehaltenen und der später ausgearbeiteten Reden schließen. Quintilianus erzählt (III, 8, 50.), Cicero habe auch für Andere, wie für Cn. Pompejus, T. Ampius, Reden ausgearbeitet; das Verhältniß und Verfahren hiebei ist uns unbekannt. Als rednerischer Werke, welche außer Gericht vorgetragen, dem genus demonstrativum zufielen, gedenkt Cicero einer auf Serranus Domesticus für dessen Vater (im Nov. 699) geschriebenen Leichenrede ad frat. III, 8., einer Lobrede für Domitius ad Att. XIII, 37. Dahin kann man auch laudatio Porciae, eine Lobrede auf die Schwester des M. Cato zählen (ad Att. XIII, 36, 47.).

Rednerische und stilistische Übung ließ in späterer und neuester Zeit mehrfache Versuche der Nachbildung wagen, die zum Theil selbst die Kenner der ciceronianischen Manier und Kritiker täuschten. Dahin gehören die einer dem Sallustius beigelegten Invectivrede entgegengestellte Vertheidigung, deren Verfasser vielleicht M. Porcius Latro, ein Rhetor zu Augustus Zeit, war. *J. Lipsius* utrum duae adversariae orat. sunt Sallustii et Ciceronis. *Victorii* var. lect. XV, 3. *Mureti* var. lect. VIII, 11. Ausonius Popma und Glareanus hielten sie für echt. Einem späteren Rhetor gehört die Rede antequam iret in exsilium, welche Alb. Leonicerus. Viteb. 1572, eines besondern Kommentars werth erachtete, Lambinus aber in ihrer Mangelhaftigkeit verwarf. Von der Rede ad Octavianum erwies Manutius an der Ausg. der Briefe ad fratrem die unläugbare Unechtheit. Über die Rede de pace, welche Cor. Merouville in s. Ausg. der Reden herausgab, hielt H. Leonh. Schurzfleisch Gericht. Viteb. 1712. Unwürdig das Namens erkannte man bald die von Ph. Beroaldus (Bonon. 1499.) bekannt gemachte Rede in Valerium.

Für die Kenntniß der Literatur, welche für die Reden des Cicero eine sehr reichhaltige ist, heben wir Folgendes aus. *J. A. Ernesti* narratio crit. de edition. orat. Cic. Lips. 1759. und in Opusc. philol. p. 155. *Beckii* Praefat. zu s. Ausg. S. 121. Erste Ausgaben, Rom bei Sweynheym und Pannartz durch Jo. Andreas Aleriensis 1471., welche alle Reden umfaßt und durch Lud. Carbo, Venet. bei Chph. Waldarfer 1471, aus denen die Ausgaben von Adamus Ambergensis. Venet. 1472. 1480 u. A. außer einzelen Änderungen entnommen. Die Waldarfersche Ausgabe ermangelt der Reden für Fontejus, für Roscius Comödus, der verrinischen und philippischen. Von den verrinischen erschienen besondere Abdrücke, Venet. 1486. 1499, von den philippischen, Rom. um 1470. 1474. Vicent. 1488. Über andere alte Abdrücke einzeler Reden, s. *Beck* praef. p. 128. Alle Reden umfaßt die Ausg. von Ph. Beroaldus. Bon. 1499. Einen neuen Text der gesammten Reden gaben die mailändische Ausgabe der Werke 1498 und durch N. Ang. Bucinensis Juntina. Flor. 1515. 8. Auf diesen Vorgänger stützt sich die Recension von Andr. Naugerius. Venet. Ald. 1519, welche Grundlage der späteren wurde. Schätzbar ist die Revision von P. Manutius. Ven. 1540, oft wiederholt bis 1569 und die Ausgabe von D. Lambinus. Ven. 1570. Willkürlich verfuhr J. Mich. Brutus. Antw. 1584. Victorius und Rob. Stephanus leisteten für diesen Theil der Werke nichts Besonderes; Gruter benutzte Handschriften. J. G. Graevius (Amstelod. III Tom. in 6 Bänden 1695 [1699] — 1698), gab die erste kritische Recension, auf welcher fortbauend Ernesti, nach Grundlage der vatikanischen und andrer Handschriften im Einzelen besserte. Eine Handausgabe besorgte Marc. Ant. Ferratius. Patav. 1729. 1794. 4 Vol. Ernesti gab seine erste oberflächliche Recension 1737. 1757, die zweite sorgsamere Hal. 1772 — 4., über welche Wyttenbach in Bibl. crit. Vol. 1. 2. 3 urtheilte, 3. Ausg. 1776. In Gasp. Garatoni's Ausgabe der Werke erschienen außer den philippischen die gesammten Reden in 9 Bden. Neap. 1777—88. Ch. Dan. Beck begann eine den gesammten kritischen Apparat umfassende Ausgabe (Lpz. 1795 — 1807), vollendete sie aber nicht. Für die einzelen Reden sind außer den früheren aus den genannten Ausgaben

abgedruckten folgende zu benennen: Die Sammlungen mehrerer Reden von Greg. Bersmann, Servest. 1611. 2 Vol. von C. de Merouville, Cantab. 1692, zuletzt Lond. 1813, von Ch. A. Heumann, Isenac. 1735; Jo. Mich. Heusinger, Isen. 1739; Mensching, Lemg. 1766; Wahl, Ofen. 1775. 3 Th.; J. Andr. Otto, Magdb. 1777. 2 Vol. 1803. 3 Vol. 1821, von Heinze, Lemg. 1787, J. A. Dr. Rodell, Leid. 1792, von Fr. W. Döring, Brschw. 1797; K. G. Schelle, Lpz. 1797; J. Chr. Wetzel, Halle, 1801. 1820; B. F. Schmieder, Halle, 1801. 1821; B. Weiske, Lpz. 1806. 1807; Bloch, Kopnhg. 1811 unvollendet. A. Möbius, Hannov. 1816 — 22; A. Matthiä, Lpz. 1818. 1826; und Abdrücke von Bellermann, Erf. 1806 u. A. Die Rede p. Quintio mit Komm. von F. Sylvius, Par. 1535; von J. Schoffer, Frkf. 1601; Jac. Facciolatus, Pad. 1713; Mch. Toxitae Comment. Arg. 1551. Zu derselben und zur Rede p. Roscio Am. Exercitationes von J. Facciolatus, Pad. 1723. 1731. Diese mit Komment. von Fr. Sylvius, Par. 1530; J. Saxonii Comment. Bas. 1546. Die verrinischen Reden von P. Nannus, Löwen 1546; von Theoph. Ch. Harles, Erl. 1784. Die vierte de signis von N. G. Eichhoff, Gies. 1825; zur divin. in Verr. annot. Jac. Gorscii, Crac. 1585; zur ersten Comm. Mch. Toxitae, Arg. 1551, derselbe zur zweiten Bas. o. J. Die Rede pro Fontejo mit Komm. von F. Sylvius, Par. 1530. Die Rede pro Caecina von Jac. Omphalius, Par. 1535; P. Pellitarius, Par. 1540. Die Rede p. Cluentio mit Komm. von F. Sylvius, Par. 1530. Die konsularischen Reden von P. Ramus, Bas. 1575. 1580, die Reden de lege agrar. v. Petr. Ramus, Par. 1552. 1561; v. Adr. Turnebus, Par. 1576; von Bern. Lauredanus (C. Sigonius), Ven. 1558. Die Catilinarischen von F. Sylvius, Par. 1528; von J. Schoffer, Frkf. 1601; Mureti explicatio, Ven. 1557. Par. 1581; von C. Morgenstern, Dorp. 1804. Die erste von demselben, Halle 1796; die zweite von Holzapfel, Oldenb. 1801. Die Rede p. Murena von F. Sylvius, Par. 1532; von J. Schoffer, Frkf. 1594. Die Rede p. Flacco von F. Sylvius, Par. 1535. Die Rede p. Sulla von F. Sylvius, Par. 1531. 1535. Commt. Cl. Minois, Frf. 1584. Die Rede p. Archia, von Bm. Latomus, Par. 1536; F. Sylvius, Par. 1547; von N. Agricola, Nrb. 1550; Jac. Tollius, Leid. 1677; von Pet. Francius, Amst. 1697; neue Ausg. von Levezow, Berol. 1823; von Ch. F. Hülsemann, Lemgo 1800; von (C. A. W. Schröter) Lpz. 1818; Komm. von Erythraeus, Arg. 1550. *P. Francii* eloquentiae spec. 2. Amstel. 1699. 1700. Die Rede post red. ad Quir. von Bd. Herbestus (Frcf.) 1560. Zur Rede p. domo Komment. von Bm. Nunciata, Ven. 1553. Die Rede p. Plancio, von F. Sylvius, Par. 1531; von Casp. Orelli, Lpz. 1825. Kommentare von Mch. Toxita, Strasb. 1551; von Garatoni, Bon. 1815. Zur Rede p. Sextio, die Kommentare von P. Manutius, Ven. 1556; von Rb. Petrejus, Lut. 1555. Die Rede p. Coelio, von J. Tislinus, Par. 1534; von J. Schoffer, Frkf. 1600. Die Rede in Pison. von Jac. Omphalius, Par. 1544. Die Rede p. Balbo, Par. 1535. Die Rede p. Milone, von Bm. Latomus, Par. 1535; von Jac. Cruquius, Antw. 1582; von Gasp. Garatoni, Bagn. 1817, von Jo. Casp. Orelli, Lpz. 1826. Anmerkg. Scholae von Vict. Strigelius, Görl. 1589. Die Rede p. Rabirio, von Fr. Sylvius, Par. 1532; von J. Tislinus, Par. 1556; von P. Ramus, Par. 1551. Komment. von Mch. Toxita, Strasb. 1551. Zu der Rede p. Marcello, s. oben. Dazu der Komment. von Cl. Minos (Mignault), Frf. 1584; von P. Francius, Amst. 1700. Die Ausg. von J. D. G. Seebode, Brschw. 1816. Die Rede p. Ligario, von Bm. Latomus, Par. 1536; von J. Schoffer, Frkf. 1598. Komment. von Fr. Fabricius, Col. 1562. Die Rede p. Dejotaro, von Bm. Latomus, Par. 1536. Die philippischen Reden, außer den schon angeführten älteren, die Ausgaben von Fr. Maturantius, Vic. 1488; Ph. Beroaldus, Par. 1509; von Coelius Sec. Curio, Bas. 1551; von Muretus, Par. 1562; von Gbr. Faernus, Ven. 1542; von Gr. Wilh. Wernsdorf, Lpz. 1821 — 25. 2 Tom. Der älteste Kommentar von G. Trapezuntius (Ven. 1472.). Die Kommentare von Fr. Sylvius, B. Latomus, Jo. Camerar und A. sind gesammelt Venet. Ald. 1552. Basil. 1553. Lugd. 1554. Colon. Agrip. 1685. 3 Vol. 8. Der Kommentar von Fr. Hotomann erschien Par. 1552 — 1554, und reicht bis zur R. p. lege Manil. P. Manutius Kommentar erschien in einem neuen Abdruck von Richter, Lpz. 1783. Die von Ang. Mai aufgefundenen Fragmente von sechs Reden erschienen in zwei Ausgaben, Mail. 1814 (Frkf. 1815) und 1817 (Lond. 1816), dann nach turiner Handschr. v. Am. Peyron (Stuttgard 1824) und vereint mit Mai's, Peyrons und And. Anmkg. durch Car. Beier. Lips. 1825. Die Zahl der teutschen Übersetzungen der Reden ist nicht gering. Sie verzeichnen Schummels Übers.-Bibliothek S. 280 und Degens Versuch einer Literat. der Übers. Th. 1. S. 38. und Nachtrag. Die vorzüglichsten sind folgende: Vollständig alle Reden von Schmitt. Wrzbg. 1788 — 94. 8. Th. Die Reden für Archias, Milo und Ligarius von Schelle. Lpz. 1797. 3 Bde. Die zweite Rede wider Catilina von J. T. G. Holzapfel. Oldenb. 1807. Die Reden für Ligarius und die zweite philipp. von Jenisch, in Parallele des Demosthenes und Cic. S. 323. Auserlesene Reden von F. K. Wolff, Alton. 1805 — 19. 5 Bände, und neue Sammlung 2 Bde 1823. 4. Die zweite gegen Antonius von Wernsdorf, Lpz. 1815. Die R. für Archias von Wiss, Lpz. 1814; die Reden für Archias, Milo und gegen Catilina von G. F. W. Große, Halle 1821. Die Reden gegen Catilina von Jördens, Görlitz 1816; von F. Reuscher, Lpz. 1821; von C. W. Froböse, Götting. 1823. Die Reden für Archias, Marcellus, Ligarius und Milo (von Motz) Halle, Leipzig, Lübeck, jede besonders 1794; die parallelen Denkreden an das Volk rc., von B. Weiske, Lpz. 1800. Die Rede für Rosc. Am. von G. R. Matthäi, Alton. 1799. Die Reden für d. manilische Bill und Archias v. Froböse. Hannov. 1825.

Schon in der dem Cicero nächsten Zeit hatte man dessen Reden in Erläuterungsschriften behandelt. Asconius Pedianus erwähnt mehre. Über diesen unter Tiberius lebenden Rhetor, s. den besondern Artikel Th. VI. S. 63. und Mai in der angef. Ausg. der Fragm. S. 21. (S. 30 Beier). Als Kommentatoren werden Vulcatius von Hieronymus contra Ruf. I. T. II. p. 472. Caper von

Agroetius p. 2266. Putsch und Hieronymus p. 497. genannt. Scholien von unbekannten Verfassern zu den Reden p. Rosc. Amer., p. lege Man. u. drei catilinar. finden sich in Gronovs Ausgabe. Einen Kommentar zur Rede p. Sextio versprach Mai herauszugeben (zu de rep. p. 60). Schon bekannt gemacht hat er einen Kommentar zu den Reden p. Archia, p. Sulla, p. Plancio, in Vatin. und Scholien zu den Catilin., p. Marcel., p. Ligar. und Dejot.

Philosophische Schriften. Die Würdigung Cicero's als philosophischen Schriftstellers, hat mit der Frage zu beginnen, was ihn, den für den Rednerberuf lebenden und in die Politik des Tages verflochtenen Mann, zur Philosophie gezogen habe, und zu was für einer in Rom gezeitigten Philosophie er sich habe wenden können. Die Stelle, welche die Römer in der Geschichte der Philosophie einnehmen, hat nicht gleiche Höhe mit dem von ihnen in der politischen Ausbildung und Giltigkeit errungenen Standpunkt; denn immer können sie nur als Träger und Dollmetscher fremder Weisheit gelten. Nicht dem vaterländischen Boden war ihre Philosophie entsprossen, sondern wie andere Wissenschaft und Kunst erobert und verpflanzt; sie blieb eine erlernte, und indem man das Überkommene als fertig und gewisser Maßen als abgeschlossen betrachtete, ging man ohne originelle Begründung nur auf Bearbeitung des Vorhandenen ein. Der römische Verstand war Weltverstand, und eignete sich, dem kriegerisch-politischen Leben und den bürgerlichen Rechtsverhältnissen hingegeben, nicht für Abstraktion und ideale Entwürfe. Unter Krieg und politischer Kabale, in dem Interesse des Besondern und Nächsten verloren, konnte der Geist zum Allgemeinen sich nicht frei erheben. Das Philosophiren galt für nichtswürdige Grübelei, und war es auch nicht selten. Daher wurden die, welche sich Philosophen nannten, fast zu aller Zeit verachtet und ihr Bemühen für nutzlos erklärt (Cic. de fin. I, 1. Acad. 1, 2.); der an sich geistvolle, alles Flache und alles durch Mode Aufgedrungene mit rigoristischer Strenge verwerfende Cato erkannte in der so betriebenen Philosophie nur ein Verderbniß des röm. Charakters. Für das Gedeihen der freieren und höheren Spekulation gebrach es an erfoderter Schulbildung, an einem selbständigen Gelehrtenstand, und den mit Wissenschaft sich beschäftigenden vornehmen Statsmännern ging sowol die Ruhe als auch reine wissenschaftliche Begeisterung ab. In ihrer Hand wurde das Philosophiren selbst nur Mittel der Statsklugheit und sollte allein der Beredsamkeit dienen. Das Interesse kann ihnen nicht geradehin abgesprochen werden, aber dieses ward nur durch äußere Beweggründe bestimmt, und die philosophische Forschung trug ihren Zweck nur selten in sich, sie diente fremdartiger Beziehung. Hierüber spricht Cicero oft seine Klage aus. Mit dem Luxus zog die Philosophie in Rom ein, als die Ruhe des Stats verloren ging und das sittliche Verderben überhand nahm. Die griechischen Lehrer, welche man nach Rom zog, waren meistens selbst nicht mehr als Erklärer der alten überkommenen Lehren, ohne sie weiter auszubilden, befangen im Streite gegen einander; ihre Persönlichkeit vermochte nicht der Philosophie Freunde und Vertheidiger zu erwerben, vielmehr gab sie Veranlassung zur Entgegnung. Sie lebten in den Häusern der Reichen, oft nur zur scheinbaren Zierde einer auch mit der wissenschaftlichen Folie prunkenden Eitelkeit, oft wol nur als unterhaltende Tischgenossen. Der Stolz, die Welt und in ihr Griechenland und dessen Wissenschaft und Künste erobert zu haben, ermangelte nicht, auch die Philosophie zur Sache des Triumphes zu machen; auch in ihr sollten Römer sich rühmen, die Ersten zu seyn. Cicero mußte eingestehen, die Philosophie habe bis auf seine Zeit ohne einen einzigen ausgezeichneten Bearbeiter geschlummert (Tusc. I, 3, 5.); dagegen unterläßt er nicht, an mehren Stellen seinen Zeitgenossen die hohe Vollendung, welche römische Spekulation der Wissenschaft gewähre, lebhaft zu schildern. Seit die als Gesandte in Rom erschienenen Philosophen Karneades, Kritolaos und Diogenes das Interesse auf Philosophie angeregt, und durch die gegen sich erweckte Entgegnung der Altgläubigen verstärkt hatten, ward der Betrieb der Philosophie als Sache der Mode behandelt, und ein Jeder, welcher nach Achtung und Auszeichnung im geselligen Leben strebte, war beeifert, sich den Namen eines Gelehrten durch das Bekenntniß einer Schule zuzueignen. Eine Schar griechischer Philosophen wanderte ein. Man hörte ihre Vorträge, sammelte die Werke der Griechen, übersetzte sie und meinte so zum vollen Besitz der Wissenschaft gelangt zu seyn. Die erlernte und angeeignete Philosophie ward eines jeden Einzelen Hausphilosophie; nach den Bedürfnissen seines Charakters und den Verhältnissen seines Lebens wählte Jeder ein System und bekannte sich zu einer bestimmten Schule; wer allein nach beschaulicher Ruhe des Lebens verlangte, wie Atticus, oder in den Freuden der Sinnergötzung, Entschädigung für vereitelte politische Hoffnungen suchte, träumte unter den Platanen des Epikurs zu wandeln; die auf praktische Thätigkeit gerichteten Geschäftsmänner, die ernsteren Patrioten und Rechtskundigen wendeten sich, wie Scävola, Lälius, Sulpicius Rufus, zur Stoa, die Redner, welche alles, was der oratorischen Ausbildung dienen konnte, eifrig benutzten, suchten der Dialektik der Akademiker die Fertigkeit der feinsinnigen Behandlung in Streitsachen abzugewinnen. Der pythagoreischen Schule zählten nur wenige, wie P. Nigidius Figulus sich bei; Platons Lehren waren zu erhaben und reinspekulativ, um allgemeineren Antheil, als ihn Brutus, Varro, M. Piso nahmen, zu gewinnen; Aristoteles aber schien zu sehr Schulphilosoph zu seyn und machte Anspruch auf ein vielumfassendes Studium, dem nur Einzele, wie Crassus, sich hingaben. So war ein mehr oder weniger abgeschlossener Dogmatismus unvermeidlich. Dennoch fehlte auch da die Kraft und Ruhe in ein gegebenes System tief einzudringen und es gründlich anzueignen; vorgezogen wurde ein Eklekticismus, welcher überall etwas Brauchbares und zum Lebenszweck oder dem Lebensgenusse Taugliches aufzufinden suchte und der festen Grundlage entbehrte. Als Alles schwankte, und die traurigsten Erfahrungen jeden Glauben an ein Höheres und Bestehendes erschütterten, lenkten Einige auf den Skepticismus ein, welcher der Wissenschaft eine ersehnte Aufhilfe zu geben nicht vermochte. Nicht geringe Schwierigkeit stellte die Sprache entgegen, deren fester Bau schon vollendet war, ehe noch ihre Anwendung auf Philosophie eine strengere Präcision und die Tauglichkeit für Darstellung des Abstrakten vermissen ließ.

Cicero war in der Zeit herangewachsen, in welcher der Römer beinahe für eine Schande hielt, nicht einen griechischen Philosophen gehört und demselben sich angeschlossen zu haben. Als einen seiner früheren Lehrer erwähnt er (ad fam. XIII, 1.) des Epikureers Phädrus, gesteht aber, der Irrthum, in welchem er denselben als einen großen Philosophen geachtet habe, sei ihm durch Philo's Trefflichkeit klar geworden. Auch erwähnt er dessen nicht, wo er als seine Lehrer Diodotos, Philo, Antiochos und Posidonios nennt de nat. d. 1, 3, 6. Diodotos, der Stoiker, welcher im Jahr 694 in Cicero's Hause starb (ad Att. II, 20.), war ihm von frühen Jahren Lehrer, namentlich in der Dialektik, und Freund gewesen (Acad. II, 36, 115), obgleich derselbe die Ansichten der Akademiker verwarf. Als der Akademiker Philo im mithridatischen Kriege (ums Jahr 666) nach Rom geflüchtet war, gab Cicero sich während 3 Jahre seinem Unterricht, welcher zugleich die Rhetorik umfaßte (Tusc. II, 3, 9.) ausschließlich hin (Brut. 89, 306). Die Vorträge des Antiochos aus Askalon, des Schülers und Gegners des Philo, welcher stoische Lehren mit den akademischen zu verbinden suchte (Acad. II, 43), hörte Cicero zu Athen (674), und ward von dessen Scharfsinn und Feinheit vorzüglich gewonnen (Acad. II, 35, 113). Dieser und Philo hatten wol den größten Einfluß auf seine philosophische Bildung gehabt und ihn zu vorurtheilsloser Untersuchung geschickt gemacht. Mit dem Stoiker Posidonios, welchen er in Rhodos kennen gelernt hatte, unterhielt er einen fortdauernden, freundschaftlichen Verkehr (ad Att. II, 1), und benutzte sorgsam dessen Werke. Aus der Zahl der Epikureer hatte er auch Zeno gehört (de fin. I, 5, 16).

Als Jüngling für den Rednerberuf und zum Statsmann unter Leitung der Rhetoren und Rechtslehrer erzogen, kannte Cicero außer dem allgemeinen Antrieb, welcher alle gebildeten Römer damals zu einer Art wissenschaftlicher Beschäftigung veranlaßte, bei dem Studium der Philosophie keinen andern Zweck als den Gewinn der Ausbildung fürs praktische Leben und die der Redekunst dienende Dialektik. Er rühmte und konnte sich rühmen, allein mit Cato die alte echte Philosophie, die sonst nur Sache müßiger Gelehrten gewesen, auf das Forum versetzt und in die Statsverhandlungen gezogen zu haben (ad fam. XV, 4). Die Lehren der Stoiker, denen die Juristen sich anschlossen, gaben dem Redner reichen Stoff, den er zum Schmuck seiner Beredsamkeit treulich verwendet zu haben eingestand (de nat. d. I, 3, 6). Die Wahrscheinlichkeitslehre der Akademiker und ihre zweifelnde Dialektik kam ihm als Geschäftsmann wol zu Statten, stand aber mit seiner ursprünglichen Überzeugung in Widerspruch; denn sie ließ das Praktische nur Voraussetzung seyn, und erschütterte selbst die Grundlagen aller praktischen Philosophie. Dennoch fesselte ihn die Gewandtheit des Scharfsinns, wie er glaubt, daß durch die unter Akademikern giltige Methode der gegentheiligen Behauptung und der durchgeführten Streitfragen, die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit ergründet und zugleich die Sprach- und Redekunst am besten geübt werde (Tusc. II, 3, 9.). Daher gestand er ein, er sei zu dem bewunderten Redner mehr durch die Akademie als durch die Rhetoren herangebildet worden (Orat. III, 12. Quinctil. XII, 2, 23). Es gewann aber Cicero aus diesem philosophischen Studium außer der Fertigkeit im Denken auch die Auffoderung, auf Kenntniß und Kritik der übrigen Systeme einzugehen und so zu einer Vielseitigkeit zu gelangen, wogegen es ihm auf doppelte Weise schadete, indem es ihn zu einer Weitschweifigkeit und Breite der Untersuchung verleitete, die auf seine Darstellung einen entscheidenden Einfluß hatte, und bei der absichtlichen Unentschiedenheit für ein System zur Ungründlichkeit zog. So blieb er im philosophischen Raisonnement stehen, und erhob sich nur zu freier selbständiger Spekulation. Wenn die stoische Lehre dem Römer, weil sie die Beziehung aufs Leben nie aufgab, als ein dogmatisches System mit Bestimmtheit abschloß und in die Betrachtungen der Zeit über Recht und Pflicht eingriff, allein brauchbar und darum billigenswerth erschien, eröffnete seinem vielbewegten Geiste, der im überkommenen Glauben frühzeitig durch Beobachtungen des Lebens geirrt worden war, die Skepsis des Arkesilas ein weiteres Gebiet. Wer konnte da ihm mehr genügen und sein Vorbild werden, als Antiochos, welcher die Akademie mit der Stoa in Verbindung zu setzen suchte? Und dennoch hatte er in Platon, dessen hohen Werth er durch unbedingte Verehrung zu umfassen strebte (de leg. III, 1, 1. II, 6, 14. ad Att. IV, 15.), Vieles aufgefunden, was ihm der Aneignung würdig schien, namentlich in der Lehre von der Unsterblichkeit (s. *Wyttenbach* de vet. philos. sententia de immortal. animor. p. 82. *Waldini* de Cic. philosophia platonica Orat. Jenae 1753.), hatte in Aristoteles den besonnensten Lehrer der Politik und Moral gefunden, von welchem daher, auch ohne vollständige Ergründung des Systems, das Besondere anzueignen war. Ein solches Studium des Eklekticismus verfolgte er mit unermüdetem Eifer und einem gesunden Verstande; ihm war es um Vollständigkeit in der Kenntniß philosophischer Lehren der Griechen und um die weitere Anwendung auf die Ansichten und Erfahrungen des praktischen Lebens zu thun. Wir können ein viel umfassendes Studium der Hauptwerke der griechischen Philosophen bei ihm voraus setzen und großen Theils in seinen Schriften nachweisen, wenn es auch in früherer Zeit nicht für selbständige Zwecke, sondern nur für den allgemeinen Antheil an Gelehrsamkeit rege war. Er übersetzte Schriften des Platon (wie die Dialoge Timäus und Protagoras), Aristoteles und Xenophons Ökonomikus (von welcher Übertragung sich bei Columella und den Grammatikern einzele Stellen erhalten haben); doch ohne immer der Griechen Ansichten und namentlich Platon's tiefen Sinn genau erfaßt und ergründet zu haben. S. Gedicke zu Cic. philosoph. p. 171 f. Die Schicksale der Republik und seines Lebens führten ihn bald auf ernste Betrachtung des Allgemeinen zurück, sein an der Ausführung politischer Plane gescheiterter Geist suchte endlich eine sicherere Bethätigung, Trost und Freude in dem, wenn auch nie aufgegebenen, doch bis dahin minder eifrig betriebenen Studium der Wissenschaft. M. s. die merkwürdigen Selbstbekenntnisse in dem Briefe an Varro vom Jahr 706 oder 707 (ad fam. IX, 1.) und in Acad. q. I, 3, 11. de nat. d. I, 4. de divin. II, 2, 6. Die Zurückgezogenheit gab ihm Muße, und diese

verwendete er auf das erneuete Studium der griechischen Philosophie. Wol mochte ihm Mancher den Beweggrund dieses späteren philosophischen Ernstes zum Tadel gedeutet haben; denn er rechtfertigt sich an mehren Orten, und sucht seinen unausgesetzten Antheil an der Philosophie nachzuweisen (de nat. d. I, 3. u. a.), damit er sich, wenn nicht den Namen eines Philosophen, doch den eines philosophischen Redners auch für die frühere Lebenszeit sichere. Vgl. de offic. I, 1. Mit fast jugendlichem Feuereifer erfaßte er den Gedanken, die Philosophie der Griechen unter seinem Volke einheimisch zu machen, und wählte dafür eine den Verhältnissen zustimmende Methode. Sokrates ward ihm Muster, in Hinsicht der Beziehung aufs wirkliche Leben (Tusc. V, 4.). Den Zweck seines Strebens, durch philosophische Schriften die Römer für Philosophie zu interessiren, sie dadurch zu bilden, namentlich auf Jünglinge, welche er in dem gährenden Unwesen der Politik und in der anwachsenden Verschlechterung der Moralität verloren sah, anregend und erziehend einzuwirken, spricht er fast in jeder seiner philosophischen Schriften und sonst oft aus (de div. II, 1 f. Tusc. I, 3. II, 3. Acad. I, 3. de fin. I, 3). Ob er aber im Ernste des Glaubens war, es könne seinem Volke spät noch durch Philosophie geholfen werden, und ob er wirklich eine Möglichkeit der Realisirung jener Plane voraus sah, würde bei seiner reichen Erfahrung und seiner Kenntniß des römischen Volkslebens zu bezweifeln seyn, wenn man ihn nicht auch anderwärts in Träumen über die noch errettbare Gegenwart und den unvertilgbaren Adel seiner Nation befangen fände. Wenigstens legte er auf sein Verdienst um Philosophie ein großes Gewicht. Tusc. I, 6. Ihn selbst bedünkte nun der Ruhm eines tiefforschenden Gelehrten nicht geringer, als der Name eines großen Statsmannes; doch wie dieser ihm von seinen Gegnern entrissen wurde, mißdeutete man auch jenen. Er ward ein Schulpedant genannt (Plutarch. Cic. 5.), während er wirklich, über den gemeinen Glauben erhoben, sich mit Gründen rechtfertigen konnte, Philosophie zu seinem Hauptstudium gemacht zu haben. Man s. das Selbstbekenntniß Acad. qu. I, 3. Sein Studium war vielseitig, reichhaltig seine Lektüre; er wollte die Lehren alter Schulen darlegen, und schöpfte meistens unmittelbar aus den Quellen. So weit er diese richtig verstanden und vollkommen umfaßt hatte, stellt er auch unparteiisch und wahr dar, und wird uns dann wieder zur Quelle der Geschichte der Philosophie. Bisweilen hat er freilich die Ansichten nicht genau geschieden, wie er den stoischen Lehren manches Platonische beimischte; bisweilen erlaubt er sich in Bestreitung einer Meinung auch sophistische Entstellung, wie er die Moral der Epikureer, als ob sie des Grundes entbehre, und mit falscher Deutung des Begriffs der ἡδονή im zweiten Buche de fin. verunstaltete. M. s. Kühner a. a. O. S. 126 f. Mancher Irrthum mag ihm aus den Studien seiner Jugendjahre verblieben seyn; das Gedächtniß konnte nicht Alles treu bewahrt haben, und zu einer vollständigen Umfassung der Systeme gebrach ihm später Zeit und Unbefangenheit. Mosheim rechtfertigte mehres Falsche durch die Absicht die Gegenmeinung zu widerlegen oder zu verspotten (ad *Cudworth*. syst. intell. II. p. 146). Das Verfahren, dessen er sich bei der Darstellung der verschiedenen Schulansichten bediente, war nicht wörtliche Übertragung (interpretatio), sondern eine mehr selbständige Verarbeitung des gegebenen Stoffs, mit eingefügtem eignen Urtheile. Er nannte dieß sequi. Was die Philosophen der Schule in strengen, trockenen Formen aufgestellt, wollte er in schöner, leicht faßlicher Sprache (splendide) wiedergeben (de fin. I, 2. de off. 1, 2.). Hiebei bleibt, was er gibt, gemeiniglich nur eine freie Übertragung der fremden Lehrsätze in seine Sprache. Diese aber behauptete bei allem Streben nach Popularität durchaus noch einen rhetorischen Charakter; denn vollkommen nannte er nur den Philosophen, welcher auch mit klarer Ausführung und schön (copiose et ornate) zu schreiben vermöchte (Tuscul. I, 3, 4. de fin. II, 5.). Es hatte Cicero einen neuen philosophischen Sprachgebrauch geschaffen, und konnte sich mit vollem Rechte des Verdienstes rühmen, die Sprache bereichert zu haben, wie er auch mit gutem Grunde seine Kühnheit in neuer Wortbildung gegen die widersprechenden Puristen zu rechtfertigen suchte (de fin. III, 2, 5.). Frohlockend wollte er sogar nachweisen, die römische Sprache mache der griechischen hier und da den Vorzug des Reichthums streitig (de nat. I, 4, 8. tusc. qu. II, 15, 35.). Klarheit und Gewandtheit in Verbindung mit aller Tugend oratorischer Schönheit blieb auch in den philosophischen Schriften der Charakter seines Stils. Ein System wollte er weder geben, noch vermochte er es, auch wenn er nicht in der Lossagung von einem bestimmten Schulsystem ein Verdienst der Wahrheitsliebe gesucht und die eigene Überzeugung nicht hinter der fremden geborgen hätte (Tusc. qu. V, 4, 11. Acad. q. II, 20, 66.). Darum wird die Erwartung bei ihm auch nicht auf neue Untersuchung und gründlich systematische Darstellung gerichtet seyn; wol aber muß mit Achtung anerkannt werden, mit welchem Enthusiasmus, welcher echten Wahrheitsliebe und welchem gewandten, gesunden Verstand Cicero auch die philosophische Wissenschaft behandelt, und zur Lebensweisheit umzuschaffen sich bemüht habe. Man hat ihn als einen akademischen Sokratiker bezeichnet (Franke über den philos. Charakter der ciceron. Bücher von der Natur der Götter S. 166. Kühner a. a. O. S. 81.), aber ohne das Wesentliche seines Eklekticismus anzudeuten. Die Methode der Behandlung blieb ihm allerdings die von den Akademikern angeeignete skeptische; zum Sokratiker gebrach ihm beruhigte Einheit der Grundansicht. Klares Urtheil, umsichtige Prüfung, reines Interesse für die höheren Probleme des Denkens und der Menschheit, namentlich der Glaube an den Werth der moralischen Ideen machten ihn zum Philosophen; sein größtes Verdienst blieb das Bemühen, griechische Lehren in einer, der Bildung seiner Zeit angemessenen Sprache faßlich und geistvoll auf vaterländischen Boden übergetragen und zu weiterem Studium angeregt zu haben. Seine bedingte Originalität fand hiebei noch einen weiten Spielraum, und das Scharfsinnige in einzelen Erörterungen entschädigt oftmals den Mangel der Gründlichkeit in Aufstellung der Prinzipien. Darum können wir Cicero's philosophische Schriften immerhin geistvoll, lehrreich und durch ihre würdige und schöne Darstellung erfreulich nennen, wenn sie auch dem wissenschaftlichen Forscher nicht genügen und

großen Theils eine rhetorische Tendenz verrathen. Wo er es mit Lebensphilosophie zu thun hat, reicht sein Talent aus; bei theoretischen Untersuchungen gebricht die Schärfe der Abstraktion und die Ergründung der Ideen. Man hat versucht, aus den einzelen Werken die Lehrsätze, welche Cicero zur eigenen Überzeugung angeeignet und durch selbständiges Urtheil weiter bearbeitet hat, zusammen zu stellen, woraus sich ergibt, daß er in den Lehren der Dialektik den akademischen Grundsatz von der Wahrscheinlichkeit des Erkennbaren mit dem Wesen der Weisheit zu vereinbaren suchte, in der Theologie nur das Wahrscheinliche in seiner Giltigkeit abwog, und mit Platon und den Stoikern eine höchste, schöpferische, heilige und vollkommene Gottheit, welche die Welt erhalte und regire, annahm und auf ein Vertrauen in die göttliche Vorsehung hinwies, zugleich aber dem vielfach von Stoikern begünstigten Aberglauben entgegnete, in der Psychologie die Sele als ein göttliches, d. i. ein nicht bloß sinnliches und ewiges Wesen bezeichnete, in der Moral die strenge Ansicht der Stoiker durch platonische und aristotelische Lehrsätze milderte, in der Politik Gerechtigkeit und vernunftgemäße Gesetze als die Grundlage des bürgerlichen Wohls betrachtete und für den Stat eine gemischte Verfassung foderte. Heymann von des Cic. Philosophie in Actis philol. 9. Stück, S. 441. S. *Raph. Kühner* Ciceronis in philosophiam ejusque partes merita. Hamb. 1825. p. 136 f. Über Cic. Philosophie s. *J. Ge. Zierlein* de philosophia Ciceronis. Hal. 1779. 4., eine schätzbare Schrift. Examen de la philosophie de Cic. par *Gaudier de Sibert* in Mém. de l'acad. des inscr. T. 41. und 43. 1786. *J. Ch. Briegleb* Progr. de philosophia Ciceronis. Cob. 1784 nicht fortgesetzt. *Meiners* de philos. Cic. in vermischt. Schr. 1. Th. S. 274. *Mat. Fremling* Philosophia Cic. Lund. 1795. *Laur. Chrph. Mezleri* epist. de Cic. philos. non contemnendo. Herbart über die Philosophie des Cic. im königsberg. Archiv 1811. S. 22. *H. Chrph. Fr. Hülsemann* de indole philosophica Ciceronis. Lunaeb. 1799. *G. Waldin* de philosophia Cic. platonica. Jen. 1754.

Als philosophischer Schriftsteller trat Cicero zuerst in den Büchern de re publica auf, während er noch lebhaften Antheil an der Politik nahm und von seiner Wirksamkeit unter den sich nun scharf trennenden Parteien noch überzeugt war. Zurückgezogen auf sein Cumanum schrieb er das Werk im Frühjahr 699 (700 Varr.) im 52. Jahre seines Lebens (ad Quint. f. II, 14. II, 16. III, 1. ad Att. IV, 16). Es enthielt in sechs Büchern drei Dialoge und war dem Attikus, nicht wie Mai annahm, dem Bruder Quintus gewidmet. Brut. V, 19. Beier in Leipz. Lit. Z. 1824. Nr. 5. Als zwei Bücher vollendet waren, wollte Cicero das Ganze noch einmal umarbeiten und den Dialog von sich und seinem Bruder führen lassen. Ad Quint. III, 5. Das Werk sollte eigentlich neun Bücher und Dialoge nach der Zahl der Tage des Latinerfestes umfassen, doch es ward auf drei Unterredungen in sechs Büchern beschränkt. Er selbst nennt das Werk spissum opus et operosum, und gedenkt desselben als eines seiner wichtigsten Schriften öfters. S. Testimonia in Schütz's Ausgabe der Fragmente T. XVI, 2. p. 291. Mit ausnehmendem Beifall der Freunde (ad Att. VI, 1.) und aller Gelehrten (*Coelii* epist. VIII, 1.) aufgenommen, wurden diese Bücher bald nach ihrer Erscheinung durch vielfältige Abschriften verbreitet (*Mai* ad II, 4.), und noch in späterer Zeit als ein klassisches Hauptwerk von reichem Inhalt vorzüglich beachtet. *Senec.* epist. 108. Dennoch ging es verloren und der Verlust wurde aufs Höchste angeschlagen; man schloß aus der vorhandenen Episode, dem von Macrobius aufbehaltenen Somnium Scipionis auf einen höchst bedeutungsreichen Inhalt des Ganzen. Keine Schrift des Alterthums ward mehr ersehnt, weil man darin eine vollständige Aufhellung der römischen Politik und Rechtskunde voraussetzte. Allein die Spuren der ehemals vorhandenen Handschriften waren seit dem 11. Jahrhundert verloren; nur von einer Handschrift auf Pergament mit goldnen Buchstaben im Besitz eines Wolhynischen Edelmanns Woinusky gab noch Laur. Müller in s. polnischen, liefländischen ꝛc. Historien, Frkf. 1585 Nachricht. s. Beier a. a. O. und *Cic.* libri de rep. notitia codicis Sarmatici facta illustrati a Guil. Münnich. Gotting. 1825. Laur. Grim. Goslicky hatte Cicero's Schrift bei Fertigung der Bücher de optimo senatore Venet. 1568 zur Hand und entlehnte nach Münnichs Angabe, welcher aber heidelb. Jahrb. 1825. S. 1246 in Zweifel zogen, das Meiste wörtlich. Auch erzählte man von einer noch vor dem 30jähr. Kriege zu Fulda bewahrten Handschrift. *Feustel.* Miscell. p. 47. Sigonius stellte die bei Kirchenvätern und Grammatikern aufbehaltenen Fragmente zusammen. Bernardi versuchte aus den einzelen Stellen mit Hilfe anderer Schriften des Alterthums ein Ganzes zu formen und herzustellen: De la republique ou du meilleur gouvernement, ouvrage de Cicéron rétabli. à Paris 1798. 1807. Endlich fand Angelo Mai in der vatikanischen Bibliothek zu Rom einen ehemals im Kloster zu Bobbio befindlichen Palimpsestus auf und gewann in der aufgefrischten Schrift ungefähr den vierten Theil des verlorenen Werks, welchen er nach einer glücklich unternommenen Ordnung der einzelen Blätter zu Rom 1822 heraus gab. Mehre Abdrücke und kritische Bearbeitungen erschienen in Teutschland und Frankreich zu Tübingen 1822, durch Heinrich zu Bonn 1823, zu Heidelberg 1823, Halle 1823, durch Steinacker Lpz. 1823, durch Schütz, Lpz. 1823, durch Lehner, Sulzb. 1824, durch Villemain zu Paris 1824. Übersetzungen gaben Pierre, Fulda 1824 und v. Kobbe, Göttingen 1824, Erläuterungen K. Sal. Zachariä in statswissensch. Betrachtungen über Cicero's wiedergef. Werk v. St., Heidelb. 1823. So mangelhaft das Ganze ist, indem der Anfang und das sechste Buch fehlen, vom vierten nur ein Doppelblatt, vom fünften ein doppeltes und ein einfaches Blatt der Handschrift vorhanden ist, läßt sich doch der Plan und die Weise, in welcher das Werk gearbeitet war, erkennen. Sein Inhalt macht die Darstellung einer vollkommenen Verfassung des Stats aus, in drei, nach dem platonischen Vorbilde geformten Dialogen. Cicero sah den vaterländischen Stat in sich selbst zusammen sinken, und wollte andeuten, was ihn noch retten und die politischen Urtheile berichtigen konnte. Er ging daher auf die Vorzeit zurück, und wählte zum Zeitpunkt der Ge-

spräche die Jahre der Blüthe der römischen Macht und Größe, das Todesjahr des jüngeren Scipio Afrikanus 624 (625), wo Cajus Gracchus den Aristokraten entgegen trat. Die Gespräche führen neun nach einander auftretende Personen, unter denen Scipio die Hauptrolle übernimmt (über die Personen s. Mai in der Vorrede); zur Veranlassung dient die Erzählung von einem beobachteten Wunderzeichen in einer Nebensonne. Um der Erfindung histor. Glaubwürdigkeit zu ertheilen, berichtet Cicero, er habe den Inhalt der Gespräche zu Smyrna aus dem Munde des P. Rutilius erfahren. In lebendigen Farben schildert er zu neuer Ermuthigung die alte Zeit mit ihrer Tugend und Charaktergröße, stellt die Gesetze und Grundsätze, welche dem State Festigkeit und Wachsthum verliehen hatten, ins Licht, und zeigt, daß nur die Einrichtungen und Sitten, welche ehemals der Republik Ansehen und Macht gewährten, auch künftig ihr zur Stütze dienen müßten. Das erste Buch enthält eine Vergleichung der dreifachen, monarchischen, aristokratischen und demokratischen Statsverfassung; die monarchische erscheint unter ihnen als die vorzüglichste, doch keine ohne die Gefahr der Entartung; darum sei die vollkommenste Verfassung eine Vereinigung aller drei Arten, welche den Werth einer jeden Einzelen bewahre, die Mängel beseitige, wie dieß Ideal im alten Rom verwirklicht gewesen sei. Diesen historischen Beweis führt das zweite Buch, und zeigt in einer Übersicht der röm. Verfassung seit der Gründung der Stadt, daß nur Gerechtigkeit dem State eine feste Stütze gewähre. Im dritten Buche (von welchem *Augustinus* de civ. d. II, 21. einen Auszug fertigte) sucht Philus nach Aussprüchen des Karneades zu erweisen, daß ohne Ungerechtigkeit und Kabale keine Macht sich vergrößern und daher die politische Klugheit nöthig werde; ihn widerlegt Lälius, und Scipio wendet diese Vertheidigung der Gerechtigkeit auf die Verfassung an, in welcher das Recht des Volks gleichmäßig geschützt werden müsse. Mummius erklärt, wie Demokratie am leichtesten in Tyrannei und Sittenlosigkeit entarte. Aus diesem Buche haben Seneca, die Grammatiker und Kirchenväter mehr in einzelen Stellen aufbehalten, als die vatikan. Handschrift noch gewährt. Das vierte Buch erörterte die besonderen Einrichtungen des Stats und bürgerlichen Lebens nach römischen Verhältnissen und allgemeinen moral. Grundsätzen; das 5te den möglichen Verfall des Stats und der Sitten, mit Aufstellung eines Musterbildes der Verwaltung und des Oberhauptes. Das 6te Buch mag die weitere Ausführung der Grundsätze eines Oberhauptes enthalten haben, indem von der Klugheit bei Parteiungen, von dem Muth in der Entgegnung, von dem edeln Sinn, welcher auch bei Verkennung des Verdienstes ausdauert und sich fürs Allgemeine aufopfert, gesprochen wurde. Aus dem sechsten Buche ist der Traum des Scipio durch Macrobius erhalten und erläutert werden. Auch Favonios Eulogios, ein karthagischer Rhetor verfaßte hiezu einen Kommentar (herausgegeben von A. Schott, in d. Ausg. der Tusc. quaest. Antw. 1613.). Dieses Bruchstück bearbeiteten Ludov. Vives, Bas. 1521. Pt. J. Olivarius, Par. 1536. Pet. Ramus, Par. 1546. Ferrerius, Par. 1539. Ger. Vossius, Rom. 1575. Elias Vinetus, Ulric. Obrechtus, Argent. 1666. Übersetzungen gaben J. B. Schmitt, Wrzburg 1787, Maier, (Nbg. 1790); Jördens, Berlin 1791; ein Ungen., Lpz. 1793 und Büchling (Lpz. 1800). Eine griechische Übersetzung fertigte Theod. Gaza (in edit. Aldin. u. Sturm). Zwar nicht vergleichbar mit Platon's Werk vom State, welchem die formelle Anlage und einzele Gedanken entlehnt, aber nicht die idealen Ansichten nachgebildet worden sind, enthält Cicero's Schrift manche schätzbare Untersuchung über den Ursprung der Gesellschaft, über das Wesen des Gesetzes und über moralische Aufgaben. Die Erwartung der juristischen Forscher befriedigte es nicht ganz, doch erhellt es mehre wichtige Punkte des Kriegs-, Völker- und Familienrechts. Die Quellen, aus welchen Cicero schöpfte, lassen sich, außer Platon, auch in Aristoteles (bei deren Entwickelung des Begriffes: Volk u. a.), Isokrates, Xenophon nachweisen. Des gelehrten Angelo Mai Verdienst, um Herstellung dieser Schrift kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Das Studium einer Statsverfassungslehre, in welchem Cicero nicht auf ideale Entwürfe, wie Platon, ausging, sondern die Realisirung eines für Rom und dessen Bedürfnisse tauglichen Verfassungsplans bezweckte, leitete ihn auf die Untersuchung vom Wesen und der Vollkommenheit der Gesetze. Hierüber arbeitete er eine Schrift de legibus aus, deren er aber selbst nirgends erwähnt. Die Briefe an Attikus vom Jahr 700 und 701, in welchen er seinem Freunde, auch von dieser Arbeit Bericht abgestattet haben mag, sind verloren; anderwärts dessen zu gedenken, unterließ er wegen des Mangels der Vollendung des Werks. Die Zweifel aber, welche Hülsemann (in s. Übersetzung, Lpz. 1802) über den Verfasser der vorhandenen Bücher aufbrachte, sind längst schon als grundlose Träume zurück gewiesen, und nun zum Theil durch die aufgefundenen Bücher vom State als falsch erwiesen worden. Inhalt und Sprache eignen das Werk dem Cicero zu. Daß derselbe sein Werk nicht vollendet habe, erweiset die ungleiche Ausführung. Ein Theil, namentlich der philosophische, ist mit Sorgsamkeit überarbeitet, Vieles aber nur skizzirt und im Entwurfe. Auch Quintilianus hat vielleicht schon dieß anerkannt (XII, 3. componere aliqua de jure coeperat). Der Glaube an Vollständigkeit der Schrift, welchen Otfrid Müller (Götting. Anz. 1822. Nr. 20.) noch bekannte, ermangelt annoch seines Beweises. Ob das Bekanntwerden dieser Schrift früher oder, mit Görenz, erst nach Cicero's Tode anzunehmen sei, bleibt problematisch. Von der Vollendung mögen den Verfasser weniger die rednerischen Geschäfte und die Reise nach Cilizien abgehalten haben, als vielmehr das, was ihm die Sache der Statsverbesserung verleidete, und ihn einsehen ließ, der verworrenen Politik sei nicht mehr durch Philosophie zu helfen. Wann er das Werk verfaßt habe, ist von Turnebus, Corradus (Quaestura p. 265), Chapmann (de aetate libror. de legg. Cantab. 1741), Engelbronner (de loco Cic. qui est de legibus. Amst. 1802), Görenz, Schütz und Moser zur Untersuchung gezogen worden. Das Resultat, zu welchem vorzüglich Görenz's genauere Forschung führt, besagt: Cicero habe diese Schrift bald nach Clodius Tode (II, 17), ehe er nach Cilizien abgereist, also im Jahr 701 verfaßt, als er die Augurwürde führte (II, 13.

III, 19), und die Bücher de republica bekannt gemacht hatte (I, 9. II, 10. III, 2). Vorhanden sind noch drei Bücher; doch erwähnt Macrobius (Saturn. VI, 4) des fünften und vier andere Fragmente deuten auf größeren Umfang des Werkes hin, wie dieß der am Eingange angedeutete Abriß (I, 5), auch voraus setzen läßt. Fabricius und Wagner nahmen daher fünf, Dawies und Hülsemann grundlos acht Bücher an; Görenz und Moser folgen der Meinung von Morabinus, nach welcher ein viertes Buch de potestate, ein fünftes de jure publico, ein sechstes de jure civili angenommen wird. Des Buches de jure civili gedenkt außer Quintilianus a. a. O. G. Cherisius und Gellius; womit de orat. I, 42 zu vergleichen. Eine Handschrift gibt auch den Titel: de jure civili et legibus, so daß in jenen Anführungen das Ganze verstanden werden könnte. Die vorhandenen Bücher entstellen Lücken im zweiten und dritten Buche; dagegen fehlt nicht das Prooͤmium, wie Turnebus in dem zweiten Kommentar und nach ihm Rath und Schütz behaupteten. S. Görenz und Moser in d. Einleitung. Cicero wollte nach der Stoiker, und namentlich des Chrysippos Lehren eine Deduktion des Rechts und der Gesetze aus den Gründen der Natur, insbesondere der moralischen geben; denn er setzte für eine mögliche Gesetzgebung sowol Einsicht in die Quellen des Rechten und Gerechten, als auch Beachtung der Triebfedern des menschlichen Handelns voraus. Nach Aufstellung des Begriffes: Gesetz, zeigt er die Verwandtschaft des Menschen mit Gott, um die erste (freilich von ihm nicht tief erfaßte) Quelle des Rechts in der göttlichen Vernunft nachzuweisen; die zweite ist ihm des Menschen Natur, als eines durch Gesellschaft verbundenen Wesens. Aus dem Beweise, daß alles Rechtliche und Sittliche in der Natur begründet sei, zieht er den Schluß, auch das Recht müsse wie das sittliche um sein selbst willen erstrebt werden. Was Cicero als letzten Grund aufstellt, erscheint freilich nur als Voraussetzung, ohne daß klar wird, wie die göttliche Vernunft zur Quelle des Rechts werde. Die Begriffe von Gott, Natur und Gesetz fließen unbestimmt in einander. Im zweiten Buche eilt er zu dem Entwurf der Gesetze und stellt Muster für den religiösen Kultus, im dritten Buche für die Statsverwaltung auf, wobei er, wenn er auch auf allgemeine Giltigkeit hindeutet (II, 14), die bedingten Verhältnisse Roms nie außer Augen läßt. Im zweiten Buche findet sich eine Lücke; im dritten Buche fehlt ein nicht geringer Theil der Erklärung des Gesetzes de magistratibus. Die Oberflächlichkeit des ersten philosophischen Theils verräth das obherrschende Streben, vielmehr als pragmatischer Schriftsteller giltig zu werden; doch auch in der Aufstellung der Gesetze erkennt man, wie Cicero nicht vermochte, von dem Gegebenen sich zu dem Allgemeinen frei zu erheben, sondern, in der Vorliebe für das Alte befangen, in dessen Herstellung das Heil der Rettung für den versinkenden Stat gefunden glaubte. Aus griechischen Werken scheint er Mehres entlehnt, ja selbst übersetzt zu haben. Das Ganze sollte eine Nachahmung des Platon ausmachen. Einzeln erschienen diese Bücher Lpz. 1514, mit *P. Rami* praelect. Par. 1550. Paris 1538 mit Turnebus erstem Kommentar, der zweite höchst schätzbare Kommentar erschien Paris 1557 und mit einer Apologia vermehrt in der Commel. 1596. Neuere Bearbeitungen gaben J. Davisius, Cantabr. 1727. 1745 (Hal. 1809 durch Rath) J. F. Wagner, Gotting. 1804. J. A. Goerenz, Lips. 1809. Moser und Creutzer, Francof. 1824; Übersetzungen J. M. Heinze, Dessau 1783. C. W. Wehrn, Jena 1788., und Hülsemann, Lpz. 1802. *Jo. Schefferi* notae in lect. acad. Hamb. 1675.

Die durch die Unruhen des Bürgerkriegs unterbrochenen Studien begann Cicero wieder, als er mit dem Gefühl der Reue über sein politisches Leben und an Cäsar hingegeben im Jahr 706 in die ländliche Stille sich zurück gezogen hatte. Da faßte er den Gedanken, seinem Volke griechische Philosophie zu lehren, um dadurch die ihm versagte politische Wirksamkeit zu ersetzen. Mit unglaublichem Fleiße, wie er erzählt (ad Att. XIII, 26), arbeitete er Tag und Nacht. Der Tod seiner Tochter Tullia, welcher ihn tief beugte, bewog ihn (708) zum eigenen Troste mitten im Schmerze (Tusc. q. IV, 29), eine Abhandlung de consolatione zu verfassen, von welcher aber nur Fragmente bei Lactantius u. A. erhalten worden sind. Er folgte dabei nach eigener Angabe (*Plin.* Praef. hist. nat. p. 18) den Lehren des Akademikers Krantor und benutzte alle auf diesen Gegenstand einschlagenden Werke (ad Att. XII, 21). Daß die im Jahr 1583, Venet. von Franc. Vianellus bekannt gemachte Consolatio zwar geistreich und elegant, aber nicht echt, sondern entweder von Vianellus oder von Car. Sigonius, welcher die Originalität in drei Reden (1583 und 1599. Bon.) zu vertheidigen suchte, haben gezeigt *A. Riccobonus* (Judicium Bon. 1583.), *Jan. Gulielmus* (assertio adv. Sigon. Par. 1584.), *Just. Lipsius* (Censura in Opp. T. I. p. 381. Epist. 35, 66. 75, 91.). *Scharfii* diss. de vero auctore consolationis in Miscell. Lips. Obss. 130. Das nächste, wenn nicht früher schon 707 von Cicero verfaßte Werk war Hortensius, ein Dialog, in welchem er, wie Sigonius mit Recht vermuthete, dem Lobe der Beredsamkeit eine Vertheidigung der Philosophie gegenüber stellte, und die von dem Redner Hortensius oft angeregte Entgegnung zurückweisend, zum eifrigen Studium der Philosophie auffoderte (Tusc. qu. II, 2. de div. II, 1. de offic. II, 2). Uns ist das Werk bis auf einzele Anführungen verloren. Von seinem Inhalt und Werthe wissen wir durch den Bischof Augustinus, welcher dadurch selbst zum philosophischen Studium bewogen wurde (Confess. VIII, 7. de vita beata praef.) und es begeistert rühmt (Conf. III, 4). Trebellius Pollio nennt es ein Protrepticon (vit. Gallien. 2), und wahrscheinlich gab Cicero eine Nachahmung des so benannten Werks vom Posidonios. *Bakii* diss. de Posidonio p. 245. Von der allgemeinen Betrachtung der Philosophie ging er zur Bearbeitung einzeler Lehren und Theile über. Daß er in dem geringen Zeitraume zweier Jahre eine große Zahl Schriften fertigte, darf nicht befremden, da er selbst sowol einen unablässigen, ja unglaublichen Fleiß an sich rühmt (ad Att. XIII, 26), als auch die Leichtigkeit der Arbeit eingesteht, bei welcher er die griechischen Lehren nur in lateinische Worte umzusetzen habe (ad Att. XII, 52). Vorbereitet hatte er Vieles durch Lektüre und Entwürfe, worauf er Acad. I, 3, 11.

[illegible]

ganz ohne Werth sind *J. Rosae* commentar. Francof. 1571 und *P. Fabri* annot. Lugd. B. 1601. Par. 1611. Überdieß sind die Ausgaben von Hülsemann, Mgdbg. 1806; von J. Ch. F. Wetzel (Brschw. 1799) und die Übersetzungen von Boost (Frkf. 1806 und Manh. 1816), die französ. von Durand, Lond. 1740 und Castillon (Berl. 1779) zu benennen.

Die fünf Bücher de finibus bonorum et malorum, welche Cicero im Jahr 708 ausarbeitete und dem M. Brutus widmete (ad Att. XIII, 19. 21. 22. 32), vielleicht die vorzüglichste seiner philosophischen Schriften, stellen in einer klaren und eleganten Sprache die Lehren des Epikur, der Stoiker und Peripatetiker über das höchste Gut oder die Zwecke des Menschen, also die allgemeine praktische Philosophie dar. Im ersten Buche spricht Cicero im Gespräche mit L. Manlius Torquatus und C. Val. Triarius die Mängel der epikureischen Philosophie aus, worauf Torquatus die Lehre von dem Lustgefühl, als dem höchsten Gute, darlegt, indem er den Begriff der Lust auf ruhige Schmerzlosigkeit zurück führt, und die Selenruhe mit Vernunft und Tugend in nothwendigem Verhältniß verbunden findet. Hiebei versichert Cicero nirgends Etwas entstellt, sondern treu und unmittelbar aus den Quellen die Grundsätze der Epikureer entnommen zu haben. Nicht selten hat er Epikurs eigene Worte wieder gegeben. S. Görenz in der Einleitung. Die Widerlegung verdankte er den Schriften der Stoiker, namentlich dem Chrysippos (s. Görenz S. 25), und eigenem Nachdenken. Im zweiten Buche verwirft Cicero diese Lehre auf allen einzelen Punkten, wie in der Grunddefinition der Lust, welcher Epikur nicht treu folge. Das dritte Buch enthält nach einer Vorrede an M. Brutus die von Cato vorgetragene Lehre der Stoiker, wobei die Schwierigkeit, durch lateinische Worte die griechischen Begriffe wieder zu geben, nicht übersehen wird. Zeno's Chrysippos und vorzüglich des Diogenes Schriften waren hiezu die Quellen. Cicero's Entgegnung gibt das vierte Buch, um das Einstimmige zwischen Zeno und der Akademie und den Peripatetikern nachzuweisen. Der im fünften Buche enthaltene Dialog, welchen M. Pupius Piso, Markus, Quintus und Lucius, Cicero und Attikus in der Akademie zu Athen im Jahr 674 halten, stellt die Lehren der alten Akademie und der Peripatetiker dar, und schützt sie gegen einen dreifachen Tadel. Die Widerlegung der stoischen Ansichten entnahm Cicero, wie scheint, zum Theil den Schriften des Karneades, zum Theil der peripatetischen Philosophie, die er selbst hier vorzüglich aus Theophrasts Schrift vom glückseligen Leben, und wie Görenz zeigt, aus Antiochos Werken gezogen hatte. Die hierauf gerichteten Entgegnungen lehrte ihm Diodotos. Die Form der Darstellung nennt er selbst (ad Att. XIII, 19) aristotelisch. So Vieles auch fremder Forschung angehören mag, und wie oft auch die Meinung schwankt, bleibt Cicero's beurtheilender Scharfsinn und sein großes Talent der anziehenden, mehr als sonst methodischen Darstellung höchst achtbar. Der Mangel an Consequenz in Darstellung der stoischen Lehre im dritten Buche mag vom Mangel tieferer Erfassung herrühren, dieser aber wurde bei einem noch tiefer liegenden Fehler des zenonischen Systems selbst sichtbar. Die ersten Ausgaben erschienen Moguntiae ohne Angabe des Jahrs, und um 1467 ohne Ort. Dann folgten die venediger 1471 und die römische 1471. Mit Morelli's oder vielmehr Turnebus Anmerk. Paris 1546 bearbeitet von Th. Bentley, Cant. 1718, von Davisius, Cant. 1728. 1741. 1809 (durch Rath, Halle 1804), von Bremi, Zürch 1798, von Görenz, Lpz. 1813. Anmerkungen gaben M. Ant. Muretus (Ingolst. 1602), J. Rosa, Frkf. 1571. *A. Matthiae* animadv. Part. III. Altenb. 1803—5. *H. F. Nissen* animadvers. Alton. 1791. Übersetzungen erschienen von Tilling, Brsl. 1789 u. C. Vict. Hauff, Tüb. 1822.

Abhandlungen über Gegenstände der praktischen Philosophie widmete Cicero dem M. Brutus, und benannte sie, weil er den Gesprächen sein Landgut zu Tusculum zur Scene anwies, Tusculanae disputationes (nicht quaestiones, wie Manutius und Schütz gezeigt haben). Er arbeitete diese fünf Bücher im Jahr 708 aus (denn er erwähnt in ihnen aller früheren Schriften bis auf die Bücher de fin.), und theilte sie vollendet seinem Freunde Attikus 709 vor dem Tode des Cäsar mit (ad Att. XV, 2, 4. XIII, 32). Das erste Buch handelt von der Verachtung des Todes, in sofern der Tod weder für die Gestorbenen noch für die Lebenden ein Übel sei; hiebei legt er die Lehren der verschiedenen Schulen von der Natur und der Unsterblichkeit der Sele dar. Das Meiste ist dem Plato entnommen (S. *Wyttenbach*, quaenam fuerit vet. philos. de animor. immort. sententia p. 45). Vieles auch aus den Schriften der Stoiker (*Wyttenbach*. bibl. crit. III. 1. p. 127). Gleichlautende Stellen in dem dem Äschines beigelegten Dialog und in Plutarchos hat Matthiä (Altenb. 1808) verglichen und die gemeinsame Quelle in Krantors Werke περὶ πένθους nachgewiesen. Im zweiten Buche spricht er von der Ertragung des Schmerzes, und stellt die epikureischen und stoischen Ansichten vom Schmerze zusammen. Das dritte Buch gibt eine Erläuterung der stoischen Lehren von den dem Weisen fremden Gefühlen der Traurigkeit, mit Berücksichtigung anderer Ansichten des Epikurs und der Peripatetiker. Im vierten Buche setzt er diese Betrachtung fort und untersucht, ob der Weise von aller Gemüthsbewegung frei seyn könne, wobei er Zeno's Psychologie ausführlich mittheilt, den Hauptpunkt der Frage nur kurz berührt, länger aber bei den Mitteln der Beruhigung verweilt. Das Meiste entlehnte er aus Chrysippos, doch in Einzelen abweichend (s. *Bakii* diss. de Posidonio p. 204. 211). Mehres aus Zeno (*Davis*. ad IV, 5), Einiges aus Kleanthes (III, 32), Antiochos (III, 22) und Anderer Schriften. Der Inhalt des fünften Buchs ist die Frage, ob die Tugend zu einem beglückten Leben hinreiche. Die Untersuchung knüpft sich an die früheren Bücher an, und führt das Verhältniß der Tugend zur Glückseligkeit nach Platon und dessen Schülern mit Einmischung stoischer Grundsätze aus, worauf eine Vergleichung der verschiedenen Lehren über das höchste Gut folgt. Was griechische Philosophen tief ergründet, wollte Cicero seinen Landsleuten faßlich in wohlgestalteter Sprache als eine moralische Bildungslehre (*Beier* ad de offic. I, 3) vorlegen, und wenn er auch öfters sich in dem Gemisch der Meinungen, ohne Einheit zu gewinnen, verliert, so spricht er ein edles, richtiges Gefühl aus, und erfaßt mit

lebendigem Interesse das Geistvolle und Wahre in den einzelen Gedanken der griechischen Lehrer. Vorwürfe, wie Meiners (philos. Schrift. Th. 1. S. 297) aufstellte, sind ungerecht und falsch. Der Text dieses Werkes hat durch mancherlei Verderbung viel gelitten. Den ersten Abdruck besorgte Ulr. Han de Wienna, Rom, 1469. Aus der großen Zahl der Bearbeitungen sind auszuzeichnen die Ausgaben, Venet. 1499 mit Beroaldus Komment. Paris 1549, welche die Kommentare von G. Valla, Beroaldus, Erasmus, P. Manutius und P. Victorius enthält; von Davisius (Cantab. 1709. 1730. durch Rath, Halle 1805, durch Gaisford, Oxf. 1805), von J. Jak. Reiske, Lpz. 1759, von Neide (Jena 1798), von F. A. Wolf (Lpz. 1797. 1807. 1825), von Koel, Würzb. 1808, von Schönberger (Wien 1815); die Anmerkungen von Fr. Fabricius (Düsseld. 1569); der Kommentar von J. Camerarius, Bas. 1538. 1543, Hier. Wolf, (Bas. 1580). Muretus, Ingolst. 1602. *H. F. Nissen* curae nov. Alt. 1792. Franke über den Gehalt des ersten tuskul. Dialog. im n. Mag. f. Schull. 2 Bd. S. 387. Die Übersetzungen von J. J. v. H. (Hüber) Heilbr. 1793. Büchling, Halle 1799, X. Weinzierl, Münch. 1806, H. D. A. Sonne, Alt. 1824. Das erste Buch ward besonders übersetzt von Diez, Magdb. 1780, von e. Ungenannten, Lpz. 1801, von Krehl, Hanov. 1819. Das fünfte Buch von einem Ungen. Münch. 1782, und von Ch. F. Böhme, Altenb. 1797.

Zu gleicher Zeit im Jahr 708 arbeitete Cicero, wenn auch noch nicht bis zur Vollendung, an dem Werke de natura deorum. Es erschien im Jahr 709 oder nach demselben (de div. II, 1) in drei Büchern, dem M. Brutus gewidmet. Die Lehre von Gottes Daseyn und Eigenschaften hatte er in den Academica nur kurz berührt, daher er sie besonders behandelte. Er läßt in einem ums Jahr 676 gehaltenen Gespräch den C. Vellejus die Lehren der Epikureer, den Q. Lucil. Balbus die Meinungen der Stoiker darstellen, und von C. Aur. Cotta als Akademiker widerlegen, doch berührt er hiebei die Meinungen vieler anderer Philosophen wie der Jonier, des Anaxagoras, des Empedokles. Ob er immer die Originalwerke selbst benutzt, oder nur aus Berichten späterer Zeit geschöpft habe, läßt sich nicht entscheiden; doch führt die Weise, in welcher er auf die Griechen verweiset, zur Voraussetzung einer sorgsamen Lektüre der Originalien. Vellejus beginnt mit einer Verwerfung der platonischen und stoischen Lehre, gedenkt der Ansichten der übrigen Philosophen, und legt dann die Lehre des Epikurs dar, gegen welche Cotta seine Widerlegung, die aber zum Theil mehr stoisch als akademisch ausfällt, (Creuzer zu I, 31.) richtet. Vellejus spricht oft über die Meinungen Anderer grundlos ab, und verstellt sie. Aber auch in der Darstellung des epikureischen Systems hat Cicero sich Fehler zu Schulden kommen lassen, wie in der Erklärung der Prolepsis, obgleich er sicher Epikurs Schriften von Augen hatte, und zum Theil wörtlich übertrug, s. Creuzer zu I, 18. Davis. zu I, 17. Bei der Widerlegung lag ihm Posidonios Werk περὶ ϑεῶν zur Benutzung vor. I, 44. Das zweite Buch enthält die stoische Lehre in vier Abschnitten zum Beweis der Existenz der Götter, ihrer Eigenschaften, ihrer Weltregirung und Vorsorge für die Menschen. Hier benutzte Cicero die Werke des Kleanthes (c. 5. 9. 15. 24), des Chrysippos (c. 14, 24) und des Zeno selbst (c. 8, 22), dessen Darstellung er im Gegensatz der seinigen kurz und gedrängt nennt (II, 7 von Creuzer). Die reine Lehre der Stoa erscheint hier mit platonischen und aristotelischen Ansichten versetzt (c. 12. c. 15. 17). Im dritten Buch spricht der Akademiker Cotta gegen die Stoiker, wo Cicero dem Karneades folgen konnte, und nach den Darstellungen des Klitomachos gefolgt ist. Cicero wollte zeigen, daß die Vernunft bei so abweichenden Ansichten noch zu keiner ausreichenden Überzeugung gelangt sei, und der für das Leben und die Sittlichkeit wichtige Gegenstand erneuerter Forschung bedürfe. Hiebei erscheint der religiöse Glaube des gemeinen Verstandes, in welchem die Religion selbst gesichert wird, in einem erfreulichen Gegensatz zu der sich durch Spekulation entzweiendcn Vernunft. Die Widerlegung der dogmatischen Behauptungen kann nicht gründlich heißen, denn sie verweilt vorzüglich in Nebenvorstellungen, ohne auf die Hauptgründe, die darum auch weniger hervorgehoben sind, einzugehen. Vieles erscheint daher in der Darstellung unvollständig, zerrissen und verworren; dagegen Einzeles auch Scharfsinn und glückliche Auffassung bezeugt. Man hat gezweifelt, ob Cicero seine eigene Ansicht durch den Stoiker Balbus ausgesprochen, oder, wie Ernesti behauptete, den Akademiker Cotta zu seinem Organ gewählt habe. J. S. Franke entschied (in d. Versuch einen Streit zwischen Middleton und Ernesti — zu entscheiden, Alton. 1799. 1806) dahin, daß Cicero getheilt, wie seine sokratische Lebensphilosophie und die Aussprüche der Erfahrung ihm riethen, in der Hauptsache dem Stoiker beipflichtete, in einzelen Theilen, namentlich als Gegner des Aberglaubens, Neuakademiker seyn wollte. Uns ist auch dieß Werk eine nicht unwichtige Urkunde der Geschichte, und lehrt uns Cicero von einer achtbaren Seite der religiösen Gesinnung kennen. Sein oft gepriesener, stilistischer Werth liegt vorzüglich in der nicht der Begeisterung und Kraft ermangelnden ruhigen Darstellung. Über die von Cicero benutzten griechischen Werke, s. Schütz, S. 26. Außer den Gesammtausgaben erschien es mit den B. de divin. Ven. 1507, dann durch P. Marsus, Paris 1660, durch Pet. Lessalopertus, bearbeitet von J. Davisius, Cant. 1718. 1723. 1733. Oxon. 1807 (Halle durch Schütz 1820). Kindervater, Lpz. 1796, Wideburg, Helmst. 1811. Heindorf, Lpz. 1815, Moser und Creuzer, Frkf. 1818. Durch Anmerkungen erläutert v. Pet. Lessaloperius, Paris 1660, von Bouhier in der Übersetzung von Olivet. Par. 1732, Kindervater, Lpz. 1790, übersetzt von Kindervater, Zürich 1787, Wetzel, Brschw. 1799, von Meyer, Frkf. 1806. Ein neuer Versuch, durch ein viertes Buch das Werk zu vervollständigen (de natura d. liber quartus, edidit P. Seraphinus, Bonon. 1811), mißglückte in Form und Inhalt, und hatte selbst wol einen anderweiten Zweck.

Um den Büchern von der Natur der Götter Vollständigkeit zu verleihen, schrieb Cicero nach eigenem Bekenntniß de div. II, 1. I, 5. im Jahr 709 zwei Bücher de divinatione, welche im ersten Theile die Meinungen der Stoiker und anderer Philosophen über die verschiedenen

Arten der Divination vertheidigend darlegen, im zweiten, die Entgegnung nach akademischen Grundsätzen aussprechen. Nicht wenige Stoiker hatten über diesen Gegenstand sich verbreitet, und Cicero benutzte die Schriften des Chrysippos περὶ χρησμῶν, des Diogenes, des Posidonios περὶ μαντικῆς, des Antipater. Bei der Widerlegung folgte er vorzüglich dem Karneades und Panätius (II, 47). Er wagte dem Glauben des Volks entgegen zu treten, und die abergläubischen, auch von einer Zahl der Gebildeten noch vertheidigten Vorurtheile durch wissenschaftliche Gründe in ihrer Nichtigkeit vor Augen zu legen, wobei er vorsichtig die politische Brauchbarkeit eines Auguralinstitutes unangetastet läßt und vielmehr eine Accommodation an den Volksglauben im öffentlichen Leben für nothwendig erklärt (II, 12. 18. 33). Hinter der akademischen Freiheit eines allgemeinen Bezweifelns verbirgt er seine gegen alle Giltigkeit der Vorhersagung entschiedene Meinung, welche er bestimmt auszusprechen nicht gewagt haben würde, um nicht von Vielen, wenn nicht des Unglaubens, doch einer auffallenden Inconsequenz (in den Büchern de leg. II, 13 hatte er eine Apologie der Divination gegeben und war ja selbst Augur gewesen) beschuldigt zu werden. Die Beweisführung ist ihm mehr als irgendwo gelungen. S. Tennemann's Gesch. d. Phil. 5. Bd. S. 123. Die Darstellung hat Lebendigkeit und Anmuth, erfreut durch die reine Offenheit, durch Scharfsinn und Witz, und das Ganze bietet zugleich ein treues Gemälde der Zeit und der giltigen Denkungsart dar. Überall finden wir die Sache der wahren Religion geschützt, und müssen den Eifer anerkennen, dieselbe von der aufgedrungenen Verunstaltung zu reinigen. Die erste Ausgabe mit der Schrift de fato erschien Vened. 1470. Es folgten die Collectivausgaben. Besonders bearbeiteten das Werk Davisius, Cant. 1721, 1730, 1741 (durch Rath, Halle 1807), J. Jak. Hottinger, Lpz. 1793. Übersetzungen lieferten ein Ungenannter, Lpz. 1784, Hottinger, Zürch 1789, von Meyer, Frankf. 1806.

Von der nach 709 und nach Erscheinung der Bücher von der Weissagung verfaßten Schrift de fato (s. de div. II, 1), ist nur ein Fragment uns erhalten, welches ein erstes Buch voraussetzt. Ob das Ganze nur aus zwei Büchern bestanden habe, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Das Fragment enthält einen Theil der Widerlegung der Lehren des Posidonios und Chrysippos, und ist wegen des geschichtlichen Inhalts, welchen Cicero mit gesundem Urtheil behandelt hat, höchst schätzbar, obgleich die Darstellung vernachlässigt, wenigstens nicht mit der anderwärts erprobten Sorgsamkeit vollendet scheint. Zuerst erschien es in der ang. Ausgabe der B. de divin., dann mit e. Kommentar von Georg. Valla o. O. u. J. (Ven. 1485), mit dem Komment. von Vict. Pisanus, Ven. 1492, von P. Ramus, Paris 1550, von Sam. Gesner, Wittbg. 1594. Anmerkungen lieferten Achil. Statius, Lovan. 1551, Hadr. Turnebus, Paris 1552, 1594. Neu bearbeiteten es Dawies in d. ang. Ausg. der Bücher de divin. und J. H. Bremi, Lpz. 1795, eine Übersetzung gab v. Meyer, Frkf. 1806.

Eine ausführliche Darstellung der Pflichtenlehre bestimmte Cicero seinem seit dem Jahr 708 in Athen verweilenden (ad Att. XII, 32. XV, 16) Sohne Markus. Diese zu Ende des Jahrs 709 verfaßten drei Bücher de officiis (Beier weiset die Zeit genau im Nov. und Dec. 709 nach zu III, 33. p. 418), sollten dem jungen Markus ein Muster philosophischer Darstellung in lateinischer Sprache und elegantem Stile seyn, und die Lehren der Griechen über die gesammte Moral aus den Quellen entschöpft zusammenstellen. Nach eigener Angabe folgte Cicero hiebei vorzüglich den Stoikern, und zwar in den ersten zwei Büchern wegen dessen ausführlicher, gründlicher und populärer Behandlung (III, 2), dem Panätius ad Att. XVI, 11. S. Beier zu I, 2. S. 16. Lynden de Panaetio p. 100 f. Vieles scheint er wörtlich übertragen und dabei nicht immer glücklich die Schwierigkeiten der römischen Sprache überwunden zu haben. Wo er auf eigenem Wege geht, mangelt nicht Klarheit. Da die Untersuchung eine doppelte war und sich über das höchste Gut der Sittlichkeit und über die Gesetze des Handelns zu verbreiten hatte, verwies er in jener Hinsicht auf sein früher erschienenes Werk, überging die Sittenvorschriften für Weise oder vollkommen Tugendhafte, oder die Lehren der allgemeinen Moral, gab eine Sittenlehre des gewöhnlichen Lebens (communia officia), wobei die Betrachtung des Sittlichen (1stes Buch), des Nützlichen (2tes Buch) und des Widerstreits von Beiden (3. Buch) vorlag. Nach einer kurzgefaßten Eintheilung betrachtet er daher die Natur der einzelen Tugenden von dem Standpunkt des bürgerlichen Lebens aus. In wiefern Panätius mit der Annahme einer dreifachen moralischen Beurtheilung nicht auszureichen schien, fügte er noch eine doppelte über die Vergleichung des Sittlicheren (honestius), und des Nützlicheren (utilius) bei. Auch in der Lehre vom Widerstreit des Sittlichen und Nützlichen glaubte er weiter gehen zu müssen, als Panätius, und stellt daher Regeln auf, wie der nur scheinbare Widerspruch beurtheilt werden müsse, weil ja das Unsittliche und Schandebringende gegen die Natur, das Nützliche mit derselben einstimmend sei; wodurch freilich bei Verbindung so verschiedenartiger Begriffe für die Philosophie wenig gewonnen war. Im Übrigen blieb er seinen griechischen Lehrern, auch in der Inconsequenz und im Mangel der Festsetzung eines reinen Sittengesetzes treu. Das Ungleiche in Behandlung der einzelen Theile der Pflichtenlehre beruhte, wie Gernhard richtig S. 17 nachwies, in Berücksichtigung des Zeitgeistes und der nationalen und temporären Verhältnisse. Die erläuternden Beispiele wählte er aus der vaterländischen Geschichte, und vergaß nicht, daß er für Römer schrieb. Überhaupt aber hat das Ganze mehr einen anthropologischen als reinmoralischen Charakter, und ward durch die Voraussetzung der in andern Schriften erörterten Prinzipien unvollständig, durch den Zweck der praktischen Belehrung des Sohns ungründlich. Der Grund aber, warum Cicero in dieser Schrift nicht die ihm gewöhnliche Form der dialogischen Darstellung gewählt, kann weder in der Trockenheit der stoischen Moral, wie F. E. Becher (observat. crit. p. 48.) wollte, noch in der Fülle und Mannichfaltigkeit des Gegenstandes, wie Schelle meinte, noch selbst in dem Zweck, welchen Gernhard der Schrift zusprach, als habe Cicero seinem Sohne nur Lebensregeln, und zwar nicht

eigentlich die Lehren anderer Philosophen, als seine eigene Ansicht populär, wie Panätius gethan, mittheilen wollen, gesucht werden. Das Ganze sollte ein wissenschaftliches Lehrbuch ausmachen, wozu nur die doktrinale Form der Darstellung gewählt werden konnte. Über die Anordnung und den Gedankengang und über die einzelen Grundbegriffe haben, außer Gernhard und Beier Erläuterung gegeben *Ant. Buscher* Ethicae Ciceron. libri duo, Hamb. 1610. Garve in d. philosophischen Anmerkungen und Abhandl. (sechste Aufl. Bresl. 1783—1819). *R. G. Rath* Cic. de off. in brevi conspectu posuit. Hal. 1803 und *Franc. Binkes* de analysi et constitutione doctrinae in Cic. LL. de off. L. B. 1819 und in Annal. Acad. Lugd. B. 1819. *Lilie* de Stoicorum philos. morali ad Cic. LL. de off. Alt. 1800. *Thorbecke* principium phiae mor. e Cic. operibus phil. expon. Lugd. B. 1817. Kein anderes Werk des Cicero hat so viele Herausgeber und Bearbeiter gefunden. Ein höchst schätzbares Verzeichniß gibt Beier am Schlusse s. Ausg. S. 446. Wir zeichnen Folgendes als das Merkwürdigste aus. Erste Ausgabe von J. Fust 1465, von Sweynheym, Rom 1469. Mit dem ersten Kommentar des P. Marsus, Ven. 1482; des Jod. Bad. Ascensius, Paris 1507; des Fr. Maturantius, Par. 1509. Die Ausgabe von Erasmus Rot., Bas. 1519, 1520; von Ph. Melanchthon, Cöln 1533. 37. Aldina 1541; von P. Balduinus, Lugd. 1550. 1556; eine Sammlung der früheren Kommentatoren, Ven. 1554; mit *C. Langii* annot. Antw. 1563; *Aldi Manutii* comment. Venet. 1581. Ausg. von J. Gulielmus und J. Gruter, Hamb. 1618; von Sam. Bachel, Frkf. 1668. Collektivausg. von Grävius, Amst. 1688. 91. 1710; von Jak. Facciolatus, Pad. 1720. Ven. 1747 schätzbar; von dem scharfsinnigen Z. Pearce, Lond. 1745. 1778; von J. Mich. und Frid. Heusinger, Brschw. 1783; von J. F. Degen, Berl. 1800. 1820. 1825; von A. G. Gernhard, Lpz. 1811; von C. Beier, Lpz. 1820. Kommentare erschienen besonders von Garve, a. a. O.; von Ch. F. Thormeyer, Lpz. 1793. Anmerkungen von *Jo. Chph. Gottleber*. Spec. 9. Mis. 1780—84; Bardili Briefe in Hauffs Philologie Th. 2 und 3. und Zeitschrift. 1. Bd. Übersetzungen von Heinze, Lemg. 1770; von Garve, Brsl. 1783; sechste Aufl. 1819; von Hottinger, Zürch, 1800. 1820; von L. C. Hauff, Münch. 1822.

Zwei Dialoge über das Alter und die Freundschaft widmete Cicero seinem Freunde Pomponius Atticus im Jahre 709. Der Dialog Cato major, de senectute scheint im Jahre 708 verfaßt worden zu seyn; später der Dialog Laelius, de amicitia. Vom jenem geschieht Erwähnung in dem im Mai 709 geschriebenen Briefe an Atticus XIV, 21. und XVI, 11. Zur Hauptperson wählte er passend den ehrwürdigen Greis Cato (über dessen Charakter sich Wetzel in einem Excurs und Gernhard in den Prolog. S. 14 verbreitet haben), und ließ ihn das hohe Alter gegen die im gemeinen Leben oft vernommenen Vorurtheile, als ziehe es vom Geschäftsleben ab, entkräfte den Körper, entbehre des Genusses der Freude und sei dem Tode nahe gestellt, in seinem ganzen Werthe vertheidigen und lobpreisen, wobei die Grundsätze, nach welchen durch Tugendübung die Beschwerden des Alters überwunden und eine beglückende Ruhe gewonnen werden könne, ihren Erweis finden. Cato spricht als Stoiker, doch mehr noch im Geiste eines peripatetischen Philosophen, nach milderen Ansichten, im Charakter eines erfahrenen Greises mit oft gehäuften Worten und mancher selbstgefälligen Umständlichkeit. In dieser Zeichnung des Charakters suchte Cicero ein Hauptmoment der Darstellung, und hat Einzeles mit der lebendigsten Wahrheit und meisterhaft ausgeführt. Mehre Stellen entlehnte er aus Platon (c. 2. 3. 14), namentlich über Unsterblichkeit (c. 21.), aus Xenophon (c. 17. 22.), aus Hippokrates (c. 19.) und benutzte wahrscheinlich des Stoikers Aristo Werk über das Alter, s. Gernhard S. 7. Mehres in der Anordnung und Darstellung suchte W. Richter (de laudandis et vituperandis in Cic. de sen. Gub. 1803) zu tadeln und zu entschuldigen; ihn widerlegt Gernhard in den Prolegom. Die Bearbeitungen des Textes sind seit der Ausgabe Rom. 1469 gewöhnlich mit den B. de offic. verbunden worden. Besonders erschien Cato, Lpz. 1507 mit Komment. des Mart. Phileticus o. O. u. J. mit *F. Sylvii* Comment. Par. 1536; mit Lälius u. Parad. von J. Ch. F. Wetzel, Liegn. 1792. 1808. 1817 (von Büchling), Lpz. 1797. 1825; von Feder, Nbg. 1798, Hanov. 1808; von Gernhard, Lpz. 1819. Eine griechische Übersetzung fertigte Theodor Gaza; zuerst in der Aldina 1523 erschienen; besonders Ingolst. 1596, mit d. lat. Text, von J. Ad. Götz, Nbg. 1801; teutsche Übersetzungen gaben zwei Ungenannte, Berl. 1755, Lpz. o. Jahr; J. Fr. Wagner, Ulm 1770; J. B. Schmitt, Würzb. 1786. 1791; J. H. Hildebrand, Lpz. 1791; ein Ungen. mit Lälius, Lpz. 1791 (J. F. W. Motz), Halle 1793; Cp. A. Gli. Schreiber, Halle 1799; F. C. Wolff mit Lälius, Alt. 1803; F. Sm. Gfr. Sack, Berl. 1808. 1825; von Wehrn, Götting. 1819; Örtel, Ansbach 1820.

Der Dialog von der Freundschaft, in welchem Lälius den Vortrag hält, entwickelt, nach Festsetzung des Begriffes der Freundschaft, den Werth und die Natur derselben, dem Ursprung und Dauer nach, und verzeichnet die Regeln, unter denen eine bleibende Freundschaft gewonnen, die richtige Wahl der Freunde und deren Behandlung überhaupt möglich wird, wobei die Anfoderungen und verschiedenen Zwecke der Freundschaft berücksichtigt, und die Bedingungen auf die Tugend zurückgeführt werden. Eine gleichartige Behandlung stellt ihn dem Cato zur Seite. Das Ganze erhält durch die Angabe, als habe Scävola einst den Inhalt des von Lälius gehaltenen Vortrags erzählt, einen historischen Grund. Einfach und ohne Aufputz philosophischer Gelehrsamkeit (weßhalb Schreiber mit Unrecht die Vernachlässigung der stoischen und epikureischen Lehren von der Freundschaft tadelt), stellt Lälius die auf Erfahrung seiner Zeit gegründeten Lebensansichten und Regeln auf, und entwirft mit einer durch Weisheit beruhigten Begeisterung das dem Edeln erreichbare Musterbild. Über die genaue und umsichtige Charakteristik im Lälius spricht Gernhard in den Prolegom. ausführlich, und erkennt die Kunst an, mit welcher Cicero hier das, was ihn die Griechen gelehrt hatten, zu einer selbständigen Ansicht verarbeitet, ohne gelehrt scheinen zu wollen, fürs Leben brauchbar darlegt. Hier erprobt Cicero eine gesunde, nicht oberflächliche Be-

urtheilung der Menschennatur, seinen reinen Sinn für das Edle und Große und eine einsichtsvolle Mäßigung in der Anfoderung an Menschen für Realisirung des Idealen. Er hielt sich Menschen vor Augen, welche eine Regel des Verhaltens bedürfen und die in Verhältnissen des Umgangs selbst mit dem minder Guten und minder Gerechten verbunden leben. Die politische Bedeutsamkeit der Freundschaft übersieht er nicht, vielmehr betrachtet er immer nur die Freundschaft, wie sie unter Statsmännern Statt fand und finden konnte. Über den Collisionsfall der Freundschaft und Tugend entschied er nur durch Andeutungen, welche freilich die Grundsätze des römischen, öffentlichen Scheinlebens berühren. Die Form der Darstellung ist lebenvoll und doch einfach, kräftig und doch klar und anschaulich, wenn auch die logische Anordnung Manches vermissen läßt. *Gernhard* ad recognoscenda ea quae Cic. in libro de amic. disputavit. Vimar. 1823. Einen bittern Tadler fand Cicero an Heumann in Act. Philos. Th. 2. S. 453. Über die von Schreiber nachgewiesenen Fehler, s. Gernhard a. a. O. Wahrscheinlich hatte Cicero die Schriften des Chrysippos und des Theophrastos *περὶ φιλίας* benutzt; Mehres ist der Ethik des Aristoteles entlehnt. Die Ausgaben schlossen diesen Dialog dem Cato an. Besonders erschien er durch J. G. Lenz, Hildb. 1778 (Büchling), Lpz. 1822; Gernhard, Lpz. 1825. Übersetzungen lieferten Küster, Wism. 1774; ein Ungen., Brem. 1780; Schmitt, Würzb. 1792 (Moß), Halle 1793; J. A. Ehring, Dortm. 1797; Hedwig, Lpz. 1798; Schreiber, Halle 1799; Sack, Berl. 1810; Örtel, Ansb. 1821; mit Cato verbunden ein Ungen., Lpz. 1791; F. C. Wolff, Alt. 1805; *Betuleji* annot. in Lael. Cic. Paris. 1545.

In der Schrift Paradoxa Stoicorum ad M. Brutum wollte Cicero, nach der Bemerkung, daß sowol Redner in öffentlichen Vorträgen als auch Lehrer der Schulen, die von den Stoikern als Paradoxa bezeichneten, auffälligen und von der gemeinen Meinung abweichenden Sätze, ohne hinlänglich klare Ausführung und rednerische Verarbeitung anwendeten, obgleich Redner, wie Cato, dabei doch ihren Zweck der allgemeinen Zustimmung erreichten, einige Muster aufstellen, wie bestreitbare Sätze der stoischen Schule in einer faßlichen und anmuthigen Darstellung erläutert werden könnten, und gab daher eine rhetorische Verarbeitung philosophischer Sätze, um überhaupt nach Panätius Beispiel die Möglichkeit einer populären Darstellung und die Einstimmung des stoischen abstrusen Denkens mit dem gemeinen Menschenverstand und der peripatetischen Philosophie zu erweisen. Er nennt die ausgewählten sechs Sätze: nur das Sittliche ist gut; wo Tugend sich findet, gebricht es nicht an Lebensglück; alle Fehler und alle Tugenden sind sich gleich; der Thor ermangelt des gesunden Geistes; nur der Weise ist frei; der Weise allein ist reich; sokratische und wahre Lehrsätze, obgleich er die Paradoxen der Stoiker selbst verwarf. Erläuterung erhalten diese Sätze durch Thatsachen der Erfahrung und Geschichte, wobei er die nächste Zeit, wie namentlich des Clodius Bosheit und des Crassus Habsucht als Sittenspiegel aufstellt. Man kann das Ganze ein mehr rednerisches als philosophisches Werk nennen; statt einer strengen Beweisführung finden wir meistens nur Erläuterung durch Beispiele oder unzureichende Schlußfolgen, deren Mangelhaftigkeit Cicero selbst an andern Stellen nachgewiesen hatte. Vgl. de fin. IV, 19. 52. mit parad. 2. de fin. III, 10 f. mit par. 3. Gegen seine eigene Überzeugung und bessere Einsicht wollte Cicero den Stoikern zeigen, wie sie selbst ihre Lehrsätze durch eine populäre Anwendung aufs Leben brauchbar machen könnten. Die einzelen Abschnitte scheinen zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet und nur als eine Sammlung von Übungsstücken in der Darstellung zusammengestellt worden zu seyn. Die Vorrede ist sicher vor dem Tode des Cato, also vor April 707 nach Erscheinung des Brutus, also 706, verfaßt. Dagegen suchte Schütz, weil bei dem gegen Clodius gerichteten Tadel weder sein Tod erwähnt, noch dessen Namen unumwunden ausgesprochen werde, und weil im 6. Parad. auch des Crassus Tod (welcher im Jahr 700 erfolgte), nicht gedacht sei, festzusetzen, das 2., 4. und 6. Parad. seien im Jahr 697 oder 698 geschrieben. Und in der That von Clodius und Crassus als Verstorbenen, würde Cicero überhaupt anders gesprochen haben. Gernhard wendet zwar ein, zu einer Entgegnung gegen Clodius und Crassus habe Cicero weder einer solchen gesicherten Gelegenheit, noch einer schüchternen Mäßigung bedurft, vielmehr habe Cicero einen historischen Standpunkt in der Zeit, in welcher jene Männer noch lebten, wie anderwärts angenommen, und die Namen darum nicht genannt, weil er nicht als Ankläger der Person, sondern als moralischer Richter gegen die Verderbtheit des Charakters überhaupt gesprochen, ja eben in diesem Mangel an Persönlichkeit seine unbefangene Berücksichtigung der Sache habe erweisen wollen. Allein zu der Annahme eines früheren, nur fingirten Zeitpunkts eignet sich die Darstellung hier überhaupt nicht, und unläugbar würde Cicero im Jahr 707 nicht auf die hier ausgesprochene Weise, welche einen frischen unmittelbaren Antheil verräth, über Clodius nun allgemein anerkannte Schlechtheit moralisch geurtheilt haben. Cicero scheint die einzelen Sätze nur für rhetorischen Nutzen, wie dieß die Worte ludens und ea quae dicuntur in scholis *θετικά*, ad nostrum hoc oratorium transfero dicendi genus andeuten, ausgearbeitet und später zum Buch verbunden zu haben, oder die Vorrede kann nicht von ihm selbst geschrieben seyn. Man vgl. *Brucker* hist. phil. T. II. p. 45. *Heumann* act. phil. T. III. p. 694. Die Ausgaben der Bücher de offic. und des Cato und Lälius befassen auch die Paradoxa. Mit diesen Dialogen haben Wetzel und Gernhard, Thom. Bentley mit den B. de fin. sie behandelt; besonders Fr. Sylvius, Par. 1536; Dion. Petavius, Par. 1649; Büchling, Berl. 1797. Übersetzungen gaben J. B. Schmitt, Würzb. 1787; C. G. Tilling, Brsl. 1789 (Jördens), Berl. 1791; (Moß), Lpz. 1793; Schreiber, Halle 1799; F. C. Wolff, Alt. 1805; Gaupp, Brsl. 1811. Erläuterung J. Ant. Majoragius, Lugd. 1546; Bardili in Hauffs Philologie, 2. Stück, S. 9.

Zwei Bücher de gloria, deren er selbst de offic. II, 9. gedenkt, sendete er, wie Beier genau bestimmt, a. d. IV. Non. Quinctil. 709., seinem Freunde Attikus (ad Att. XV, 27. XVI, 2. XVI, 6) und vollendete sie nicht,

wie Corradus und Binkes Analys. S. 9. annahmen, erst später. Wol mag er darin den Ruhm in seiner Natur und politischen Bedeutung vollständig aufgefaßt, und, wie Beier vermuthete, und sich aus des Alcyonius compilirter Schrift ergibt, auch von der Verachtung des Ruhms nach seiner damaligen Stimmung gesprochen haben. Das Werk existirte noch zu Petrarcha's Zeit. Petrarcha erzählt treuherzig in s. Briefen Epist. senil. XVI, 1. p. 1047. T. II. Op., wie ihm die Handschrift durch einen seiner Lehrer verloren gegangen sei. Beat. Rhenanus in einem Briefe an Pirckhaimer (an s. libr. rer. Germ. und in *Goldasti* Centur. epist. philol. p. 212.) läßt ein Manuscript in Pirckhaimers Besitz voraussetzen, von welchem aber nirgends eine Spur sichtbar ward. Überdieß beschuldigte man den in Florenz 1481 gestorbenen Franciskus Philelphus, das Werk in seiner Schrift de contemtu mundi ausgeschrieben, und das Original darauf vernichtet zu haben (Menagian. T. II. p. 95.); eben so erzählte man, Petrus Alcyonius habe wegen einer gleichen Kompilation in den zwei Büchern de exsilio die vom älteren Manutius zum Druck bestimmte Handschrift verbrannt. *Paul. Jovius* in Elogiis 123. *Christph. Longolii* Epist. p. 367. 387. *Paul. Manut.* zu Cic. ad Att. XV, 27. Andere haben Alcyonius gegen solche Beschuldigung zu rechtfertigen gesucht, wie Mencken in d. Vorrede zu dem Werke des A., Lpz. 1707; *Bayle* in Diction. Vgl. Acta erudit. 1707. p. 279. *J. M. L. Coupé* les Soirées litt. T. XVI. 1799. Wenige Fragmente finden sich bei den Grammatikern.

Aus der Übersetzung des Timäos von Platon hat sich unter dem Titel de universo oder universitate ein Theil, welcher mit S. 28. Steph. S. 301. Bipont. des Originals beginnt, aber mehre Lücken hat, noch erhalten. Er belehrt über die freie, oft nachlässige Art, in welcher Cicero die Griechen auffaßte und in seine Sprache übertrug. Dieß Fragment ward zuerst 1471 in der Sweynheimschen Ausg., dann mit G. Valla Komment. herausgeg. Vened. 1485; mit *Vict. Pisani* comment. Ven. 1492; dem griech. Texte gegenüber von Jo. Perionius, Paris 1540, Bas. 1542; mit dem Chalkidios, Paris 1563; von J. Alb. Fabricius in den Opp. S. Hippolyti. Hamb. 1718. Eine Übersetzung fertigte J. H. Winkler in Schrift. d. teutsch. Gesellsch. 2. Th. S. 431. 1734.

Die sämmtlichen philosophischen Schriften vereinten die Ausgaben bei Sweynheim, Rom 1471 (nicht vollständig von Du Fichet um 1471. o. O. und J. und Vened. Vindel. de Spira 1471), Ald. Vened. 1523; durch Manutius, Ven. 1541; durch J. Sturm 1574; durch F. l'Honoré, Par. 1689 (unvollendet). Die älteren Kommentare wurden gesammelt, Basel 1544. Schätzbares zur Spracherläuterung enthalten *Wopkens* lectiones Tullianae, Amst. 1630.

Durch einzele Anführungen kennen wir aus der Zahl der uns verlorenen philosophischen Schriften die Bücher de auguriis, welche nach Corradus Vermuthung (Quaestura p. 265.), als ein Gegengeschenk für Appius, der dem Cicero seine libri augurales überschickt hatte, in Cilizien ausgearbeitet worden sind, ein Werk de virtutibus nach Charisius Angabe, die Übersetzung von Platons Protagoras, nach dem Zeugniß des Hieronymus, Priscianus und Donatus.

Auch als historischer Schriftsteller wollte Cicero giltig werden (vgl. de leg. I, 2.), doch blieb sein Blick auf die nächste Zeit und seine Persönlichkeit beschränkt. Die von ihm entworfene Geschichte seiner Zeit, gedieh nicht zur Vollendung. S. Buchholz über Cic. Ansicht von der Geschichte in Woltmanns Geschichte und Politik 3. S. 390. Nach Asconius (zur Rede in toga candida p. 209. Schütz) und *Boethius* (de musica I, 1.) hatte er eine expositio suorum consiliorum, nach *Dio* (39. p. 96.) ἀπολογισμὸν τῶν ἑαυτοῦ βουλευμάτων geschrieben. Hievon ist das Werk verschieden, in welchem er ein Gemälde seiner Zeit in einer frei urtheilenden, dem Theopompos nachgebildeten Darstellung entwarf. Es sollte nicht zu seinen Lebzeiten erscheinen und war noch im Jahr 709 unvollendet (ad Att. XIV, 17.), obgleich schon 694 begonnen (ad Att. II, 6.). Nach Dio a. a. O. hatte er es als ἀνέκδοτα seinem Sohn oder dem Tiro (τῷ παιδί) übergeben. Wahrscheinlich ward es nie beendigt, doch durch Abschriften, welche Asconius vor Augen hatte, bekannt. Eine Lobschrift auf Cato, Laus M. Catonis nach Gellius XIII, 18., verfaßte er im Jahr 707 in rednerisch geschmücktem Stil (*Tacit.* An. IV, 24.), welchem Cäsar einen Anticato entgegen stellte (ad Att. XII, 41. Top. 25. Quintil. III, 9.). Ein in der Ausgabe der B. de nat. deor. Flor. 1516, in der Sammlung der militär. Schriftst. Vesal. Cliv. 1670 und in mehren Ausgaben des Vegetius bekannt gemachtes Fragment de re militari ist schon von älteren Kritikern als unecht verworfen worden; *Casellii* var. lect. I, 16. *Ang. Decembrii* polit. liter. II, 10. p. 56. Plinius gedenkt eines Werkes Admiranda in hist. nat. XXX, 14. (52.) XXXI, 2. (8.) XXXI, 4. (28.), wozu auch wol die Stellen XIII, 3. (4.) XVII, 5. gehören, ohne daß an ein besonderes Werk de unguentis zu denken ist.

Briefsammlungen. Aus dem eifrig unterhaltenen brieflichen Verkehr des Cicero mit Statsmännern, Freunden und Verwandten, hat sich eine dreifache Sammlung erhalten, sowol für das Studium der Zeitgeschichte, als auch für die Auffassung des Charakters und der Lebensschicksale des Cicero unläugbar das wichtigste und wehrste Werk. Die eine Sammlung, zur Unterscheidung von den andern, doch ohne alterthümlichen Grund als epistolae ad familiares, und unlateinisch ad diversos benannt, enthält Briefe vom Jahr 691 bis zu dem Todesjahr des Cicero 710 in 16 Büchern, mit Einschaltung der von Anderen an Cicero gerichteten Briefe. Das achte Buch machen Briefe des M. Cölius aus. Wie die Sammlung entstanden, kann nicht genau erwiesen werden; doch sagt Cicero selbst (ad Att. XVI, 5.), Tiro habe eine Anzahl derselben gesammelt, und sie seien nach nochmaliger Durchsicht zu einer Herausgabe bestimmt gewesen. Die Darstellung in ihnen kommt den behandelten Gegenständen an Mannichfaltigkeit und individueller Behandlung gleich. Cicero entwarf damit ein treues Sittengemälde seiner Zeit, ein vollständiges Abbild seines Charakters, seiner Gefühle und seiner Gesinnung, seines Lebens und Wirkens in allen Schwächen und Tugenden.

Nicht durch rednerische Affektation gestört, sprechen sich in dem unbefangenen Stil der geregelten Umgangssprache Wahrheit, und in einer nicht ordnungslosen, aber gefälligen Nachlässigkeit Feinheit des Witzes, gewandtes Urtheil und lebhaftes Gefühl aus. Hier prägt sich die Eigenthümlichkeit als jene von den Alten sorgsam gepflegte Urbanität aus. S. *Walther* de veterum urbanitate. S. 32. u. a. Durch einen würdevollen Ernst, geistreiches Gedankenspiel und eleganteren Stil zeichnen sich die Briefe an Lentulus aus, durch die Alles klüglich berechnende Kunst auf die Gewinnung der Überzeugung und des Wohlwollens Anderer hinzuwirken, die Briefe an Curio, durch kräftigen, lebendigen Ton eines oft verletzten Gemüths die Briefe des dritten Buchs an Appius Pulcher, durch heiteren Witz und offene Aussprache die Briefe an Trebatius. *J. Fr. Neumannus* de urbanitate in Cic. epistolis conspicua Gorlic. 1776. Die in drei Bücher zusammengestellten Briefe an den Bruder Quintus Cicero haben zum Theil didaktischen Charakter, enthalten Regeln und Winke für das Geschäfts- und Privatleben, oder erzählen die Begebenheiten des Tages. Der erste kann als eine Abhandlung gelten, in welcher Cicero das Ideal einer Provinzverwaltung entwirft. Die reichhaltigsten Mittheilungen, welche das innere Leben offen und treu aussprechen, und seiner gesammten Bethätigung, als Statsmann, Redner und Gelehrter seit dem Jahre 685 mit Ausschluß der Jahre 700, 701, 710 gleich einem Tagebuch folgen, umfassen 16 Bücher an T. Pomponius Atticus. Über sie urtheilt Cornelius Nepos im Leben des Attikus c. 16., welcher eine größere Sammlung vor Augen gehabt haben mag, und nennt sie eine vollständige Zeitgeschichte. Vieles bleibt in der absichtlichen Dunkelheit und in bloßen Andeutungen für uns unverstehbar; den reichen Stoff erschöpft die sorgfältigste Forschung noch nicht. Petrarcha fand die Briefe zuerst wieder auf, und spricht sein Entzücken darüber in s. Briefen aus. Über ihren psychologischen Werth urtheilt als ein Kenner des Lebens auch Wieland in d. Vorrede zur Übers., über ihren stilistischen Charakter *Erasm. Möller* de eo quod interest inter dicendi genus epistolare Ciceronis et Plinii Secundi. Havn. 1790. Vgl. Weiske über die Vorzüge und den zweckmäßigen Gebrauch der Briefe Cicero's in s. Auswahl. Die zeitgemäße Ordnung der gesammten Briefe herzustellen bemühten sich Car. Sigonius unter dem Namen *Hieron. Ragazonius* in comm. in epp. Cic. famil. Ven. 1555 und *Ad. Theod. Siber* in not. in Cic. epist. 1611. Zuerst vereinte die gesammten Briefe nach der Zeitfolge, nach Wielands Übersetzung, Ch. Gtf. Schütz, Hal. 1809 — 12. 6 Vol. Die Briefe ad familiares erschienen zuerst Rom 1467 bei Sweynheym (vgl. Politian. Miscel. 25. 87), dann öfters wiederholt, wie Ernesti in *Fabricii* bibl. lat. p. 172 und Ebert im bibliogr. Lex. S. 342 verzeichnen, bis zu der neuen Recension Ven. Ald. 1502. 1512. Mit *Badii Ascensii* Comment. Taur. 1513, mit dem Kommentar des *Hubertin. Clerici* Crescent. Ven. 1482. mit mehren Kommentaren Ven. 1498. 1509. Par. 1534. Bas. 1540. Par. 1554. Venet. 1558. 1586, mit *P. Victorii* schol. Flor. 1558, mit Noten von Wilh. Canterus, Antw. 1568; von Tit. Popma, Antw. 1572; durch J. G. Grävius, Amst. 1677; J. Alb. Bengel, Stuttg. 1719; J. N. Funccius, Marb. 1739; J. Roß, Cant. 1749; Gottl. Corte, Lpz. 1749; Fr. Tr. Benedikt, 2 Vol. Lpz. 1790. 95; Ch. Fr. Wetzel, Liegn. 1793. Lpz. 1822; A. Ch. Borheck, Lemg. 1794; J. Al. Martyni-Laguna, Lpz. 1804; Schönberger, Wien, 1813. 4 Tom. Lünemann, Götting. 1820. 4 Vol. Ausgewählte Briefe gaben erläutert heraus F. A. Stroth, Berl. 1784; Joh. Fr. Poppe, Berl. 1790. 1804; Benj. Weiske, Braunschw. 1796; A. Matthiä, Lpz. 1816. 1825; Block, Kphg. 1818. Erläuterungsschriften sind *P. Manutii* comment. Ven. 1544. 1579. Frcf. 1600. 2 Vol., Lps. 1779. 2 Vol.; *Pet. Victorii* castigat. Lugd. 1540. Bas. 1541. *Viti Amerbachii* enarration. Bas. 1553. *Bas. Fabri* loci observationum. Lps. 1554. *J. Glandorpii* annotat. in epp. fam. Bas. 1580. *Vc. Alsarii* Ephemerid. libri II. Bon. 1598. Siber a. a. O. F. W. Hagen Kommentar über C's verm. Briefe, Nrbg. 1798 — 1805. 3 Bde. Bj. F. Schmieder Bemerk. zur Erläuterung der Briefe C's. Halle, 1799. Die Briefe ad Attic. erschienen mit denen ad Q. fratr. und ad Brut. Rom. 1470 durch J. Andreä bei Sweynheym und Ven. 1470, wie scheint, aus verschiedenen Handschriften; wiederholt, Rom 1490. Ven. Ald. 1513. Flor. Junt. 1514, mit Anmerk. von J. B. Pius, Bon. 1527 mit Scholien von P. Manutius, Ven. 1540. Par. 1543, mit Komment. von J. Bt. Pius und Jod. Badius, Par. 1531., c. notis Lambini et Franc. Junii. Heidelb. 1549., c. notis Sb. Corradi, Ven. 1544, c. not. J. Mich. Bruti, Lugd. 1571, e bibl. Victorii, Ven. 1571. durch Sim. Bosius, Ratiast. 1580, Antw. 1582, c. not. Auson. Popmae, Antw. 1607, eine neue Recension durch J. G. Grävius, Amst. 1684. Collectivausg. von Is. Verburg, Amst. 1727. Kritische Erläuterungsschriften sind: *Sb. Corradi* scholia, Ven. 1549; *Lu. Malaspinae* emendat. et suspic. in ep. ad A., Venet. 1563; *Sim. Bosii* Animadversiones, Antw. 1585. Die Briefe ad Q. fratrem erschienen mit den vorigen; besonders c. collectan. J. Tissini, Lgd. 1543; c. comm. Val. Palermi. Hag. Com. 1725. Dazu *P. Manutii* commentar. Ven. 1557. Frcf. 1580. Den ersten Brief erläuterten Rol. Petrejus, Par. 1564, Fr. Hotomann, Lugd. 1564, Bas. 1578, Alb. Leonicerus, Ulyssip. 1578, M. Baumlerus, Tigur. 1587, Nath. Chyträus, Hanov. 1608. Dazu *Z. Schaeferi* comment. in Cic. ep. de administr. prov. Tub. 1628. Über den historischen Inhalt aller Briefe: *Fr. Priscianensis* argumentor. observat. Ven. 1549. Die gesammten Briefe geordnet, übersetzte Wieland, Zürich 1809 — 1824. 7 Bde, vollendet von F. D. Gräter. Die Briefe ad familiares Ch. Tob. Damm, Berl. 1737 — 47. 4 Bde. 1771; A. Ch. Borheck, Frkf. 1782 — 89. 5 Bde; Ignaz Felner, Freyb. 1782. 8. Bde; eine Auswahl J. C. G. Ernesti, Lpz. 1789, ein Ungenannter, Lpz. 1792. 2. Bd. Die Briefe ad Attic. El. Ksp. Reichard, Halle 1783. 4 Bde. Die in der Sammlung herkömmlich aufgenommenen Briefe anderer Männer bearbeitete Benj. Weiske, Lpz. 1792.

Mit den Briefen an Attikus gab Andreä, Rom. 1470 elf Briefe an M. Brutus und 7 Briefe des Brutus als besonderes Werk heraus, zu welchem später, als

in Teutschland aufgefunden, 5 Briefe des Cicero und 3 Briefe des Brutus hinzu kamen. Sie wurden in den genannten Ausgaben öfters wiederholt, und von J. Bapt. Pius, Bon. 1527, Par. 1531 und von Andern, welche die Collektivausg. Hag. Com. 1725 vereinte, erläutert. In alter Zeit war aus den Jahren 702 bis 709 eine Sammlung Briefe an Brutus in 8 Büchern vorhanden, welche Quintilianus (III, 8, 42. V, 10.) und Nonius Marcellus kannten. Ihr entnommen scheinen 5 Briefe in der Sammlung ad familiares XIII, 10—14. Über die übrigen sprach zuerst *Jac. Tunstall* in Epistola ad Con. Middleton, Cantabr. 1741 das Verdammungsurtheil der Unechtheit aus nach Gründen der Sprache und der Geschichte. Ihm entgegnete Middleton in einer der Übersetzung dieser Briefe vorgesetzten Abhandlung, Lond. 1743. Aufs neue vertheidigte seine Meinung Tunstall in Observations on the present collection of epistles between Cicero and M. Brutus, Lond. 1744. Dieselbe Ansicht führten Jerem. Markland durch: Remarks on the epistles of Cicero to Brutus, Lond. 1745. Gesner in Actis soc. Gotting. T. III. p. 224 hielt die Vertheidigung von Middleton für genügend und die Echtheit für unzweideutig. Ruhnken, Wolf und Schütz stimmten Markland bei. In mehren dieser Briefe läßt sich kein Grund der Verwerflichkeit nachweisen, ja selbst Markland mußte eingestehen, der erste scheine der echten älteren Sammlung entnommen. In einigen haben die Angaben der Zeit und Tage nicht Wahrscheinlichkeit, obgleich dieß selbst in falsch geschriebenen Zahlen beruhen könnte; eine der Geschichte geradehin widersprechende Thatsache hat sich nicht nachweisen lassen, wol aber verrathen Einige, wie der 15., 18., der 7. des zweiten Buchs, in Gedanken und Darstellung eine zwar sorgfältig nachbildende, doch fremde Hand, und ein auf deklamatorische Übung berechnetes Bemühen. So können zwar nicht Tunstalls Gründe den letzten der Briefe als unecht verwerfen, allein der Kenner der ciceronianischen Darstellung wird deren Eigenthümlichkeit und Vorzüge überall vermissen. P. Manutius erläuterte diese Briefe in einem Kommentar, Ven. 1557.

Von anderen uns verlorenen Briefsammlungen sprechen die Grammatiker und späteren Schriftsteller in Allegaten. Macrobius erwähnt Sat. II, 1. zwei Bücher an Cornelius Nepos, Nonius drei Bücher an Cäsar, drei Bücher an Jul. Cäsar Oktavianus, drei Bücher an Pansa, neun Bücher an Hirtius und mehre einzele Briefe. Die Fragmente hat Sigonius, aber nicht vollständig gesammelt. Plutarchus führt im Leben c. 24. auch griechische Briefe an Herodes, den Rhetor Gergias und Andere an.

Untergeschobene Schriften, über deren Unechtheit kein Zweifel obwaltet, sind außer den oben angeführten Reden: de proprietatibus terminorum zuerst Patav. 1482, durch Matth. Cerdonis erschienen und dann öfters wiederholt und einem L. Victurius oder Venturius beigelegt, eine aus Cicero's Werken zusammengetragene Phrasensammlung; Orpheus, de adolescente studioso, Ven. 1594. Regiom. 1643.; durch J. And. Folierini, Ven. 1793; notae tachygraphicae oder de notis, welche unter Tiro und Seneca Namen in der Commelinischen Ausg. des Seneca 1604 sich befinden und Trithemius Polygraph. VI. p. 599. dem Cicero zuschrieb.

Poetische Schriften. Neben den rednerischen Übungen betrieb Cicero, vom Archias dazu gebildet, in jüngern Jahren eifrig die Dichtkunst; mit welchem Erfolge, läßt sich in vollständigen Werken nicht nachweisen, aber bei dem überwiegenden, rhetorischen Talent voraussetzen und nach Plutarchs Angabe (c. 2.) mit einem großen Beifall des damaligen Zeitgeschmacks in Verbindung setzen. Plutarch kannte ein Gedicht Pontius Glaucus. Vorzüglich aber beschäftigten Cicero metrische Übersetzungen der Griechen, wodurch er sich einen nicht unbedeutenden Namen erworben zu haben scheint. Bekannt sind uns aus seinem Werke de nat. deor., aus Lactantius und Priscian die Übertragung der Phaenomena des Aratus, aus dem B. de divin. und Priscian. die *Διοσήμεια*, Prognostica. Sie waren in früher Jugend verfaßt (de nat. d. II, 41.), und nicht verschieden von den in den Briefen ad Att. I, 2. erwähnten, welche Corradus (Quaestura p. 355.) zu einem eigenen Werke machen wollte. S. *Muret*. var. lect. I, 20. Die Fragmente haben behandelt Joach. Perionius, Par. 1540 am Timäos, H. Stephanus in Lex. Ciceron., C. Sigonius und die Herausgeber des Aratus. Als eigene Dichtwerke erwähnt er selbst des wahrscheinlich bald nach Sulla's Tode gefertigten Gedichts Marius (de leg. I, 1. de div. I, 47.) und drei Bücher de Consulatu suo oder de suis temporibus, über welche er in Briefen mit L. Lucceius verhandelt hatte (ad fam. V, 12.) und woraus er gelegentlich einzele Stellen (de divin. I, 11. in Pis. 30.) aushob. Manutius zu epist. I, 9. setzte für den doppelten Titel fälschlich ein zweifaches Werk voraus. Einige Verse aus dem Gedicht Limon gibt Donatus in vita Terentii. Nonius führt als Gedicht auf Alcyones, Servius (zu Virg. ecl. I, 58.) und Augustinus Civit. V, 8. eine Elegie Tamelastis und Quintilianus entnahm VIII, 6. ext. einem Scherzgedicht zwei Verse. Über ein Epigramm auf Tiro spricht Plinius Epist. VII, 4. In späterer Zeit lehnte Cicero alle Auffoderung für die Dichtkunst ab. Ad fratr. III, 5. vom Jahr 699. Sein Dichterwerth läßt sich hinlänglich durch Quintilianus Urtheil II, 1, 24. bezeichnen: Carminibus utinam pepercisset, quae non desierunt carpere maligni. Die Gutgesinnten werden das Mangelhafte schonend behandelt haben; ja es fehlten nicht Bewunderer. *Fr. M. Frantzen* de Cicerone poeta. Abo 1800.

Von den Ausgaben der gesammten Werke Cicero's, haben folgende entschiedenen Werth. Sie erschienen in einzelen Bänden bis auf die BB. de invent. zuerst vollständig, Rom bei Sweynheym und Pannartz. Die erste, zu einem Ganzen verbundene Ausgabe der Werke gab Alex. Minucianus, Mediol. 1498. 1499. Aus ihr stammte die Ascensiana. Par. 1511, von welcher Ascens. 1521 verschieden ist. Mehr durch des Herausgebers Namen, als durch innern Werth empfiehlt sich Aldina 1519 — 23. in 9 Bänden. Aldus Manutius und Andr. Naugerius besorgten sie. Aus ihr ist Ascensiana, Par. 1522. entnommen. Es folgte die bessere Ausgabe

von Andr. Cratander, Bas. 1528. 3 Vol. durch Mich. Bentinus. Kritischen Werth hat die Ausg. Venet. Junt. 4 Vol. durch P. Victorius, die oft wiederholt wurde. Ausg. von Rob. Stephanus, Par. 1538, von Joach. Camerarius, Bas. 1540. Eine neue Recension nach Handschr. gab P. Manutius, Ven. 1540. 9 Vol., auch Ven. 1578 — 83. 10 Vol., eben so 1582 mit Manut. Komment. Geringerer Bedeutung ist Paris. 1554, durch Car. Stephanus, 4 Vol. Neue Bearbeitung lieferte Dion. Lambinus, Par. 1566. 2 Vol. öfters wiederholt. Darauf die Ausg. von Dion. Gothofredus, Gen. 1596. 2 Vol. und öfters von Jan. Gruter, Hamb. 1628. 2 Vol. Eine Collektivausgabe mit den Anmerk. Anderer verfaßte J. Verburg, Amst. 1724, in dreifacher Form; einen korrekten Abdruck mit guter Auswahl der Erläuterungen Jos. Olivetus, Par. 1739. 9 Vol. Nicht ohne Werth ist die Ausg. von J. Nic. Alemannus (L'Allemand), Par. 1768. 14 Vol. Ein Abdruck nach Olivet mit kritischen Zusätzen erschien, Oxford 1783. 10 Vol. Eine neue Recension lieferte nach einem früheren Abdruck Lpz. 1737, Halle 1757, J. A. Ernesti, Halle 1774. 8 Vol. 1820 — 23. Mit gründlicher, doch weitschichtiger Erklärung Gasp. Garatoni, Neap. 1777. 17 Vol. nicht vollständig. Unvollendet blieb die den kritischen Apparat vereinende Ausg. v. Ch. D. Beck, Lpz. 1795 — 1807. 4 Bde. Zuletzt die Ausg. von Ch. Gtf. Schütz, Lpz. 1814 — 21. 20. Th.; von Franc. Bentivoglio begonnen, Mediol. 1821; von J. Casp. Orelli begonnen, Zürich 1826. Abdrücke des Textes erschienen Bipont. 1780. 13 Vol. Manh. 1783. 19 Vol. Als Erläuterungsschriften verdienen Erwähnung: *Ursini* notae in Cic. Antw. 1581; *Bouhier* remarques sur Cic. à Par. 1746. Ausgewählte Stellen aus den Werken übersetzte J. Ch. Gli. Ernesti in Cicero's Geist und Kunst, Lpz. 1799 f. 3. Bde. Lexika über Cic. Werke: *Nizolii* Thesaurus Cic. Ven. 1535. und oft; neu bearb. von Jak. Facciolati, Pat. 1734; *Ernesti* clavis Cic. bei s. Ausg. *Schützii* Lex. Cic. Lips. 1821. Die Fragmente sammelten und behandelten Car. Sigonius, Ven. 1559, in Opp. Mediol. 1732 — 36. Andr. Patricius, Ven. 1565. 1578, Schütz in s. Ausgaben der Werke T. XVI. 2.

Cicero's Stil. Cicero heißt Meister und Bildner des lateinischen Stils. Auch dieß Verdienst bedarf seiner Bezeichnung. Die Ausbildung der lateinischen Sprache war bis zu der Periode gediehen, in welcher sich in der Hauptstadt, wo Alles mit gräcisirtem Geschmack behandelt wurde, ein römischer Sprachdialekt (sermo hujus urbis proprius, sagt Cicero) geformt, und durch Reinheit und Korrektheit im Gegensatz der übrigen Gebiete des Reichs als der elegante giltig ward. Er läßt sich durch das in diesem Sinne erst damals üblich werdende Wort, urbanus, d. h. fein, elegant bezeichnen. Die Grammatik hatte eine feste Regel gewonnen, das Material der Sprache war geläutert und nach dem Muster des Griechischen verfeinert worden. Jetzt hatte eine strenge Wahl zwischen Alten und Neuern Statt, und alles Provinzielle ward verworfen, ein Sprachgesetz als unbedingt anerkannt. Die Korrektheit führte man auf die Gesetze des Denkens zurück und machte zum Prinzip derselben die Klarheit. Durch die übertragene griechische Wissenschaft hatte man die Armuth der Sprache erkannt, und bemühte sich, den Mangel durch neue Wortbildung und durch die geregelte Wortstellung zu ersetzen. Dieß führte vielfache Entgegnung der am Alten Hangenden und der Puristen herbei. Cicero strebte mit musterhaftem Eifer, Vorurtheile und Mißbrauch zu verdrängen. Er arbeitete ernstlich auf Bereicherung der Sprache hin, damit sie auch für philosophische Darstellung tauglich sei, und zwar, indem er die schon vorhandenen, aber nicht benutzten Mittel nachwies und neue schuf. Seine Klagen über das Unzureichende der römischen Sprache eröffnen fast alle seine philosophischen Schriften. Er aber bemühte sich, den Reichthum der griechischen Sprache in die lateinische überzutragen. Sein Bemühen war ferner auf die Reinheit des Gebrauchs gerichtet, wobei er gegen einen falschen Parismus kämpfte. Mit Besonnenheit eignete er das Fremde an und schuf Neues, vgl. de univers. IV, 7. So ward er Schöpfer einer philosophischen, römischen Sprache (de fin. init. III, 4.). Die Richtigkeit des Ausdrucks unterwarf er einer strengen Regel. Bei seiner ausdauernden Sorgfalt konnten ihn nicht leicht Fehler der Nachlässigkeit irren; daher sich auch von keinem Schriftsteller eine bestimmtere Regel abziehen läßt, welche vor Allen Ernesti erkannt, aber zu eng erfaßt hatte, und daher an vielen Stellen die freiere Bewegung der Rede durch grammatische Normen bessernd beschränkte. So ward Cicero auch Urheber eines bestimmten Gesetzes der Wortstellung, wodurch der Sprache eine neue Quelle der Bereicherung eröffnet wurde. Seine Darstellung war rein, klar und lauter. Castitas heißt ihre Tugend. Das Passende trifft die Wahl; das Gezierte und Tändelnde der folgenden Zeit findet sich noch nirgends; in der tropischen Sprache war Cicero Meister. Aber auch Bildner des römischen Periodenbaus und Numerus muß er genannt werden. Seine Perioden sind kunstreich, haben unter anschaulicher Einheit eine reiche Mannichfaltigkeit und rhythmischen Wohllaut. Nur kann seine Sprache nicht in sofern Muster heißen, als sie aufhört, Diktion zu seyn und zur rednerischen Darstellung wird. Ihre beabsichtigte Klarheit wird häufig zur minder gehaltvollen Durchsichtigkeit und erscheint in ihrer Breite nicht selten als leer, fern von jener körnigen Gedrängtheit, welche Demosthenes lehren konnte (vgl. Quintil. X, 1, 106.). Diese der asiatischen Manier eigenthümliche Ausführlichkeit und Überfüllung war es, was Asinius Pollio zu hartem Tadel bewog. S. *Hauptmann* de asiatica loquacitate, Gerae 1745. *Eckhardi* vindiciae optim. latinitatis auctorum adv. C. Asinium Poll. Jen. 1745. Cicero's Stil trägt nicht Genialität in sich, wird aber als Produkt eines glücklichen Talents und des unermüdeten Studiums stets ein Muster der Nachahmung seyn können. Die früheren Schriften, wie de invent., stehen den späteren im Grade der Reinheit und Schönheit noch weit nach. In den Reden strebte er die Anforderung des apte dicere vor Allem zu erfüllen und läßt die dreifache Art des Stils abwechselnd sich verbinden. Die philosophischen Werke sind in dem einfachen didaktischen Vortrage angelegt, allein sie gehen auch bei allgemeiner Betrachtung leicht ins Oratorische über. Für den

Briefstil bleibt Cicero ein schwer zu erreichendes Muster. Über das dem Cicero Eigenthümliche hatten schon Sprachforscher des Alterthums vielfach sich verbreitet. Statilius Maximus schrieb ein Werk de singularibus apud Ciceronem (Charisius p. 175. 193.). Die neuere Literatur ist hierüber weniger gehaltvoll als reich. Sie ist in *Noltenii* bibliotheca latinitatis restitutae und im 2. Bde des Lex. antibarb. verzeichnet. Beizufügen sind die neuesten Schriften: Hagens Materialien zur Übung der cicronischen Schreibart, Erlang. 1796. 2 Bde. *Ant. Vila* de inexhaustis Cic. orationis divitiis. Ferrar. 1795. (*Hand.*)

CICERO (Marcus Tullius), der Sohn des Redners und Konsuls, neben welchem sein Name und Andenken ohnehin in den Schatten zurück treten würde, wenn auch die Natur, während sie sein Herz keineswegs ganz verwahrlosete, seinen Geist reicher ausgestattet hätte. Diesem Mangel vermochte auch die sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung nicht abzuhelfen, welche der Vater ihm in Athen geben ließ, und er selbst vereitelte jede bessere Erwartung um so mehr, da er sich seiner Neigung zur Völlerei hingab, bis er von diesen Verirrungen durch Attikus Hilfe allmälig zurück kam. Brutus, als er, nach Cäsars Ermordung, in Griechenland ein Heer sammelte, nahm den jungen Mann zu sich, dessen Name schon allein seiner Partei vortheilhaft war, und gab ihm eine Befehlshaberstelle, in welcher er gleichwol Muth und Einsicht bewies. Mit verwickelt in die Achtung seines Vaters, schützte ihn zwar seine Abwesenheit in Brutus Lager vor dem unglücklichen Schicksale desselben; doch nach der Schlacht bei Philippi blieb ihm nur die Flucht nach Sizilien übrig, wo Sextus Pompejus die letzten Reste der republikanischen Partei um sich gesammelt hatte. Durch den Traktat von Misenum (713) ward er, nebst den übrigen Proscribirten, von den Triumvirn in seine bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt; kehrte nach Rom zurück und lebte zurückgezogen von allen öffentlichen Geschäften, aber aufs Neue versunken in ein wüstes Leben und übel berüchtigt als der unmäßigste Trinker seiner Zeit.

Nichts desto weniger zeichnete ihn Augustus in der Folge durch mancherlei Begünstigungen aus, als wolle er, vor den Augen der Welt, die Unthat, die er am Vater begangen, am Sohne wieder vergüten. Nicht nur ernannte er ihn zum Augur und Münzwardein, sondern stellte ihn auch, kurz vor der Schlacht bei Aktium (722), als Gehilfen im Konsulat (obwol nur auf 6 Wochen), unmittelbar an seine Seite. In dieser Würde hatte er die nicht unmerkwürdige Genugthuung, gegen Antonius, den Mörder seines Vaters, das Senatsdekret zu vollziehen, wodurch alle Bildsäulen und Denkmäler des Antonius zerstört und sein Name auf immer, durch das Verbot des Vornamens „Marcus" in der Familie der Antonier, geschändet werden sollte. Zuletzt tritt der jüngere Cicero in der Geschichte als Prokonsul von Asien oder Syrien auf; scheint aber bald darauf gestorben zu seyn, da seines Namens weiterhin nicht erwähnt wird*). (*Haken.*)

CICERO (Quintus), der jüngere Bruder des Redners Marcus, mit welchem er eine gleiche wissenschaftliche Erziehung erhielt, und dem er, durch seinen Einfluß unterstützt, auf der Bahn des Statslebens in einem angemessenen Abstande nachfolgte. Während Marcus Konsulat war er Prätor gewesen und erhielt darauf Asien zu seiner proprätorischen Provinz, wohin er von Attikus, dessen Schwager er geworden, begleitet zu werden wünschte. Diese Auffoderung vertrug sich indeß wenig mit des Letztern anspruchlosem Lebensplane, und seine Weigerung würde die beiden Freunde für immer entzweit haben, wenn nicht Marcus Alles aufgeboten hätte, sie wieder zu versöhnen. Überhaupt hatte Quintus in seinem Charakter eine Mischung von auffahrender Hitze, die ihn, seiner natürlichen Herzensgüte unbeschadet, allen seinen Freunden nicht selten sehr beschwerlich machte. Um so heilsamer waren ihm die trefflichen Rathschläge, wodurch sein Bruder ihn in seiner 3jährigen Verwaltung jener Provinz unterstützte. Bald hatte er Gelegenheit, diese Dienste würdig zu vergelten, als er, nach seiner Rückkehr nach Rom, dort die Partei der Freunde des, durch Clodius Ränke verbannten Cicero, welche seine ehrenvolle Zurückberufung betrieb, auf das Kräftigste unterstützte, aber bei diesen Bemühungen auch nur kaum den Mörderdolchen jenes Tribuns entging, der die gewaltsamsten Mittel aufbot, ihren Sieg zu verhindern. Jetzt gewannen auch des Redners Verhältnisse zu dem Triumvirat eine um Manches freundlichere Ansicht, und in deren Folge suchte Cäsar ihn sich persönlich zu verbinden, indem er dessen Bruder Quintus unter die Zahl seiner Legaten aufnahm, die ihm die Besiegung Galliens vollenden helfen sollten. Quintus rechtfertigte in der That auch durch seine kriegerischen, hier entwickelten Verdienste bei jeder Gelegenheit das in ihn gesetzte Vertrauen des Imperators; und als hervorstechende Großthat und nur selten erreichtes Beispiel einer standhaften Vertheidigung glänzt in der Geschichte dieses Krieges die Zurückweisung eines Überfalls, durch welchen Ambiorix, an der Spitze des Volks der Eburonen, ihm und seiner Legion die nämliche Vernichtung drohte, welche unmittelbar das Loos eines andern Unterfeldherrn, des Titurius Sabinus, geworden war (vgl. d. Art. Cäsar, Bd. XIV. 2. Abth. S. 47.). Eine anderweitige Laufbahn eröffnete sich ihm, als er, nachgiebig gegen die Wünsche seines Bruders, denselben als Legat in dessen prokonsularische Provinz Cilicien begleitete, und was diese Verwaltung in kriegerischer Hinsicht auszeichnete, darf, allem Anschein nach, wol auf Quintus Rechnung geschrieben werden. Allein der Ausbruch der großen bürgerlichen Fehde zwischen Cäsar und Pompejus trübte gar bald alle froheren Aussichten, welche beide Brüder für die Zukunft gefaßt hatten; und als sich, in der unumgänglichen Nothwendigkeit einer Wahl, Marcus endlich zur Partei des Letzteren wandte, geschah es wiederum zu einem guten Theile auf Quintus Antrieb, den keine Bande der Anhänglichkeit an seinen alten Oberfeldherrn mehr fesselten. Lobenswerth und rühmlich wäre diese Wahl gewesen, wenn er ihr auch nach dem un-

*) *Plutarch.* Cic. — *Appian.* p. 619. — *Cic.* epp. fam. V, 21. XVI, 21. — Ad Attic. XIV, 7. XV, 17. — *Plin.* H. N. XIV, 22. — *Seneca* de benef. IV, 30.

glücklichen Tage bei Pharsalus treu geblieben wäre. Doch nicht zufrieden, die Sache der Republik aufzugeben und seinen Frieden, so gut er konnte, mit dem Sieger zu machen, that er dieß sogar auf Kosten seines Bruders, den er bei Cäsar auf jede Weise zu verunglimpfen suchte; während der Angeklagte die edelmüthige Rache an ihm nahm, ihm bei diesem Gewaltigen zu gleicher Zeit auf jede Weise das Wort zu reden, und die Befriedigung hatte, ihm seine Verzeihung auszuwirken. So, wiewol nicht ohne einen bleibenden Makel an seiner Ehre, aus dem Schiffbruch gerettet, schloß sich der Beschämte aufs Neue seinem edelmüthigeren Bruder an, ohne in den Stürmen des zweiten Triumvirats von seiner Seite zu weichen. So ward er auch in die Proscription verwickelt, die Jenen traf und ihm das Leben kostete. Er begleitete denselben anfänglich auf seiner Flucht vor den ausgesandten Mördern: aber nicht versehen mit den nöthigen Mitteln zu einer so übereilten Reise, hielt er es für sicherer, mit seinem Sohne heimlich nach Rom zurück zu kehren, um dort, in stillster Verborgenheit, seinen Bedarf zu ermitteln. Nur zu schnell täuschte ihn gleichwol seine Hoffnung, sich hier dem Scharfblick seiner blutdürstigen Widersacher zu entziehen. Sein Sohn, von seinen Sklaven verrathen, fiel zuerst in ihre Hände; und da er sich weigerte, den Aufenthalt des Vaters anzuzeigen, legten ihn die ausgeschickten Schergen auf die Folter. Quintus, in seinem nahen Versteck, ward Zeuge dieses Vorgangs, der sein Vaterherz empörte. Er sprang herzu, lieferte sich freiwillig aus und bat nur um die Gunst, gleichzeitig mit seinem Kinde hingewürgt zu werden. Diese Gnade erwiesen ihm seine Henker *).

(*Haken.*)

CICERO (Quintus), eben dieser Sohn des Quintus, mag vielleicht durch diesen tragischen Ausgang aus dem Leben, die auf ihm lastende Schuld eines unnatürlichen Undanks gegen seinen edeln Oheim versöhnen, zu dessen verleumderischer Anklage bei Cäsar er sich seinem Vater zum Werkzeuge herlieh, indem er sich persönlich zu dem Diktator nach Asien auf den Weg machte, um sein Ohr durch die gehässigsten Einflüsterungen zu bestechen. Cäsar hörte ihn an, ohne in seinen milderen Gesinnungen etwas zu ändern; allein wie gering er von dem Charakter des Treulosen dachte, bewies er dadurch, daß er ihn allein durch Vergessenheit strafte. (*Haken.*)

CICERONE. So nannte man wegen ihrer Redseligkeit ursprünglich die Erklärer von Alterthümern, Kunstwerken und andern Sehenswürdigkeiten in Italien, welche die Leitung der Fremden zu übernehmen pflegten. Gegenwärtig nennen sich alle unwissende Platzbediente Ciceroni, und die Abbaten, welche in Rom und andern bedeutenden Städten Italiens den Fremden führen, würden diesen Namen als einen Schimpf aufnehmen.

(*W. Müller.*)

Cichla, s. Sparus.

CICHORIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der 19ten Linné'schen Klasse und aus der natürlichen Familie der Composita, unter welchen sie mit andern, die zungenförmige Blümchen haben, die Gruppe der Cichoreen bildet. Ein gemeinschaftlicher Kelch, aus einer doppelten Reihe von Blättchen, Spreublätter auf dem Fruchtboden und auf der Spitze der Samen, machen den Charakter aus. Man kennt fünf Arten: 1) C. *Intybus*, die gemeine Cichorie, Chicorée der Franzosen, Cicoria oder Radicchio der Italiener, Chicorea der Spanier, wächst durch ganz Europa wild. 2) C. *Endivia*, die Endivien, wachsen in Griechenland und Kleinasien wild, und wurden unter dem Namen *intyba* schon von den Römern zum Salat gebaut. „Torpenti grata palato intyba," (Colum. X, 111.) Dieß ist *σέρις κηπευτὴ στενόφυλλος* des Dioskorides (II, 160.) Der Name *Endivia* ist italienisch, aus *intybus* entstanden. 3) C. *divaricatum* Schomb. Aus Marokos. 4) C. *spinosum* L. wächst in Italien und Griechenland. 5) C. *pumilum* Jacqu. auf Cyprus. (*Sprengel.*)

CICHORII RADIX, (Cichorie, Wegwarte, Hindläufte), die Wurzel von Cichorium Intybus. Sie ist lang, spindelförmig, höchstens 3 Linien dick, oben ästig, faserig, außen hellbraun, innen gelblich, und enthält im frischen Zustande einen weißen, milchigschleimigen, sehr bittern Saft (zu einheimischen Pseudosüßharz), einen viel bittereren, als die kultivirte. Dieser Milchsaft bringt, zumal im Herbste, in der Guajuktinktur eine vortreffliche blaue Färbung hervor. — Übrigens will man die Wurzel mit Bilsenkrautwurzeln verfälscht, mithin vergiftet gefunden haben; dieß verräth aber schon die Röthung des Lackmuspapiers durch einen Auszug dieses Wurzelgemenges, welche außerdem nicht erfolgte *).

Nach Juch bestehen 1000 Gr. Cichw. aus 250 Bitterstoff und 30 Harz, nebst Schleim.

Arzneilich kommt sie vorzüglich zu Absuden von Queckenwurzel, Löwenzahn, Süßholz, Bittersüß rc., die man bei Verschleimung und Stockungen im Pfortadersysteme, bei der Gelbsucht, bei chron. Hautausschlägen, bei Brust- und Unterleibsbeschwerden rc., trinken läßt, oder auch, nebst dem Kraute, zu den frisch ausgepreßten Frühlingskräutersäften. Den Syrupus de Cichoreo cum Rheo gebraucht man, als Abführmittel für kleine Kinder, mißbraucht ihn aber sehr häufig bei Neugebornen.

Die bei uns zur fabrikmäßigen Verarbeitung häufig, namentlich jetzt von C. Pieschel zu Alten-Platow bei Genthin im Magdeburgischen rc. angebaute und veredelte Cichorie hat nicht mehr so tief eingeschnittene, sondern fast ganze Wurzelblätter von weniger bitterm Geschmack, die man jung und, wie Endivien rc., in finstern Kellern gebleicht, zu Salat und Gemüse verwendet, und eine beinahe zolldicke, weiße, fleischige, dünn- und gelbbraunhäutige, schwach nährende und gelind auflösende Wurzel, welche zu einem unserer üblichsten Kaffeesurrogate dient. Weßhalb sie nach gehöriger Säuberung, Zerschneidung, einiger Abwelkung, Einwässerung, und Wiederabtrocknung, in einem Backofen hellbraun geröstet, und dann in Pulverform dem arab. Kaf-

*) *Plutarch.* Cic. — *Caes.* de bello Gall. V, 6. — *Cic.* epp. ad Quint. — epp. fam. et ad Attic. I, 17. XI, 20—23. — *Dio.* — *Appian.*

*) S. Buchner i. berl. Jahrb. d. Pharm. von Stoltze. XXIII. 1822.

fee zugesetzt, oder für sich in Absud getrunken wird, als ein nach einer Gräfin von Randow, der er von Werlhof in der Reconvalescenz von einem Gallenfieber angerathen war, und die ihn zuerst als Stellvertreter des Kaffees einführte, so genannter Damenkaffee.

Die verschiedenen Arten des hier und da bei uns fabrikmäßig bereiteten Eichorien- oder teutschen Kaffees unterscheiden sich einzig nach dem Verhältnisse ihrer Zusätze. So führt eine Fabrik oft mehre Sorten davon: 1) so gen. echten, der aber gewöhnlich nur aus 2 Theilen wahrer Eichor., ¼ Runkelrüben und ¼ gerösteter Erbsen besteht; 2) feinen aus 2½ Eich., ¼ Runkelr. und 1 Erbsen, und 3) ordinären aus 1 Eich., 2 Runkelr. und 1 Erbsen, die man betrügerisch beisetzt, um die fetten Runkelrüben, welche nach dem Kochen weit mehr, als die Eichorienwurzel, aufschwellen, zu verstecken.

Den Aufguß von Eichorienkaffee wird der Kenner leicht durch den Geschmack, Jeder Andere aber durch das Gefühl von einer bald nach seinem Genuß eintretenden und länger dauernden Sättigung unterscheiden, die ihn hindert, trotz alles scheinbaren Wohlgeschmacks, so viel zu trinken, als vom echten Kaffee allein. Nicht selten wird man darauf eine Trägheit und Schwere der Glieder, und bei übermäßigem Genusse desselben ein wahres Mißbehagen empfinden. Nach diesem bleibt allenfalls noch das beste Mengungsverhältniß: 6 Dr. Eichorie und 3 — 4 Dr. Kaffee auf 1 Maß sied. Wasser, womit das Pulver aufgegossen, nicht gekocht wird. Sein Genuß ist indeß Menschen in ihrem stehenden Alter eher noch zu erlauben, als alten Leuten. Auf die Augen wirkt er keineswegs schädlich, wie man ihm insgemein vorwirft. (*Th. Schreger.*)

CICINDELA. Sandkäfer. Käfergattung aus der Familie Cicindeletae. Die drei ersten Glieder der Vordertarsen erweitern sich bei den Männchen, die Lippentaster sind kürzer oder nicht länger als die Kinnladentaster, ihre ersten beiden Glieder sehr kurz, das letzte spitzwärts etwas verdickt, und die Beine sehr dünn und lang. Der Kopf steht senkrecht, die Kinnbacken ragen vor, die Augen sind groß und stark hervorgequollen, die borstenförmigen feinen Fühler stehen unter den Augen und haben mehr denn halbe Körperlänge. Das Halsschild ist schmäler als der Kopf, kurz, walzenförmig. Die Deckschilde sind meist doppelt so breit als das Halsschild, platt, oder doch nur schwach gewölbt, an der Spitze stumpf gerundet. Der Hinterleib besteht bei den Weibchen aus sechs, bei den Männchen aus sieben Abschnitten, wovon der vorletzte ausgeschweift ist. Die Larven leben in der Erde, wo sie sich Höhlungen machen, und die hinein stürzenden Insekten verzehren. Auch die vollkommenen Käfer, die meist metallische Farben mit gelben oder weißen Zeichnungen haben, sind sehr gefräßige Raubinsekten. Es gibt viele Arten, in allen Welttheilen, von denen Dejean *) 144 Arten beschreibt. Die in Teutschland gewöhnlichste Art ist Cicindela campestris: smaragdgrün, Brust und Beine kupferglänzend, auf jedem Deckschilde fünf weiße Randpunkte und ein weißer Mittelpunkt. (*Germar.*)

*) Spéc. génér. des Coleopt.

CICINDELETAE, Käferfamilie aus der Abtheilung mit fünfgliederigen Tarsen, der Linné'schen Gattung Cicindela entsprechend, die sich von der Familie der Erdkäfer (Carabici) vorzüglich durch die Mundtheile unterscheidet, indem die hieher gehörigen Insekten eine gegliederte Klaue an der Spitze der Kinnladen besitzen und ihre Taster vier deutliche Glieder haben. Es gehören hieher die Gattungen Manticora, Megacephala, Oxycheila, Cicindela, Euprosopus, Ctenostoma, Therates, Tricondyla und Colliuris. (*Germar.*)

CICISBEATO und CICISBEATURA. Das eigenthümliche, in der italienischen Sitte der höheren Stände begründete Verhältniß des Hausfreundes (Cicisbeo oder Cavaliere servente) zu einer verheiratheten Dame. Es scheint aus zwei Elementen gebildet: der Galanterie des Ritterthums und den Formen der neuen Geselligkeit. Der Ritterdienst, welcher die Damen nicht mehr vor Raub und Mißhandlung mit den Waffen zu schützen hatte, zeigte sich ihnen auf andere Weise, durch Führen auf den Straßen, Begleitung auf Spaziergängen, Beistand in dem Drange der Feste und Schauspiele rc. ergeben und gefällig. In Genua soll die allmälig einschleichende Sitte zuerst im 16. Jahrhundert die Macht eines ehelichen und geselligen Gesetzes erlangt haben. Die blühende Handelsstadt bedurfte desselben mehr als andre. Der Drang der Geschäfte, mit Reisen verbunden, trennte den Ehemann so oft und so lange von seiner Frau, daß diese während seiner Abwesenheit eines stellvertretenden Begleiters und Gesellschafters bedurfte, wenn sie nicht tyrannisch eingesperrt werden sollte. Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wol einen männlichen Schutz für jeden Ausgang besonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderseitige Übereinstimmung ein Hausfreund erwählt, ein armer Verwandter oder ein Geistlicher, der nun ein für alle Mal die Wacht und den Dienst der anvertrauten Dame übernehmen mußte.

Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, wurde bald als herrschende Sitte von der Mode genährt und ausgeschmückt und vermochte nun selbst die Leidenschaft der Eifersucht zu besprechen, auch wenn das Verhältniß des Cicisbeats in Liebesintriguen überging und der Cicisbeo der begünstigte Galan der Cicisbea wurde. Eine Ausnahme war ohne Lächerlichkeit kaum durchzuführen, und der Ehemann hielt sich für Zurücksetzung im eigenen Hause, als Cicisbeo einer andern Gebieterin schadlos. Fürchtete die verlobte Braut das Äußerste von der Eifersucht ihres Zukünftigen, so wurde wol auch durch Vermittelung der Familie im Ehekontrakte die Wahl eines Cicisbeo stipulirt, und dieß geschah nicht etwa aus geheimen argen Antrieben, sondern nur, um die Sitte aufrecht zu erhalten. Denn eine Frau ohne Cicisbeo ward verachtet, ein Mann als Cicisbeo seiner eigenen Gattin verlacht, ein schöner und vornehmer Cicisbeo brachte Ruhm und erregte Neid, und ein unverändertes Cicisbeat hieß Treue und Standhaftigkeit. Dem Cicisbeo steht die Thüre seiner Gebieterin vom Morgen bis zum Abend offen; er hat das Recht, unangemeldet zu ihr einzutreten und allein bei ihr zu seyn; er begleitet sie auf der Straße, auf Spaziergängen, in das Theater rc., ordnet ihre Gesellschaften,

führt sie in fremde und steht, ihres Winks gewärtig, hier und dort hinter ihrem Stuhle. Auch theilen sich wol mehre Cicisbeen in diese verschiedenen Pflichten und Geschäfte. Hier und da fängt das Cicisbeat erst nach dem ersten Jahre der Ehe oder der ersten Niederkunft der Neuvermählten an, die bis dahin Novizia heißt und sich ihres Mannes bis dahin als Cicisbeo bedient. Die Tugenden eines Cicisbeo sind, außer der gewandten Höflichkeit und Geselligkeit, blinder Gehorsam für die Befehle seiner Dame, ausschließliche Beschäftigung mit ihr und die strengste Gleichgiltigkeit gegen andre Frauen. Man mag sich also den Dienst eines Cicisbeo an und für sich keineswegs als angenehm und poetisch vorstellen, und die Entschädigung durch den Genuß verbotener Liebesgunst ist nicht so häufig mit demselben verbunden, als man es jenseits der Alpen glaubt.

Das Cicisbeat besteht jetzt nirgends mehr in seiner vollen Macht und Ehre, und seine Überbleibsel, deren man die bedeutendsten in Genua, Venedig, Florenz und einigen lombardischen Städten antrifft, wurden allmälig von einer weniger auffallenden Sittenlosigkeit verdrängt, besonders seit dem Einflusse der Franzosen. Ein System privilegirter ehelicher Untreue, wie Einige das Cicisbeat genannt haben, ist es nie gewesen. Wenigstens liegt diese nicht in der Tendenz des Instituts, sondern wurde nur als Mißbrauch desselben durch menschliche Schwachheit herbeigeführt.

Man leitet das Wort Cicisbeo von Cicisbeare ab, welches ursprünglich flüstern geheißen haben soll. Die in witzigen Bildern spielende italienische Sprache bezeichnet mit demselben Worte auch einen Fächer und eine Bandschleife. Auf ähnliche Weise heißt das Kohlenbecken, welches die römischen Frauen immer am Arme oder unter dem Rocke haben, il Marito. (*W. Müller.*)

CICISCHE INSELN ((8° 48′ östl. L. 42° 13′ 3″ nördl. B.), kleine Inseln vor der Ria de Vigo, an der Mündung des Caldelas in der spanischen Provinz Galicia, von Fischern bewohnt. (*Stein.*)

Cicogna, Doge von Venedig, s. Venedig.

CICOGNINI (Giacinto Andrea), ein Florentiner aus der Mitte des 17. Jahrh., welchem die Ehre von Einigen zugeschrieben, von Andern abgesprochen wird, durch Einführung eigentlicher Arien in das Drama die Oper begründet zu haben. Die Gegenpartei findet schon eigentliche Arien in den musikalischen Dramen des Rinuccini, die Andern datiren diese Erfindung aber von dem Giasone des Cicognini an, der schon 1641 zu Venedig gedruckt erschienen ist *). (*W. Müller.*)

CICONIA, Storch, Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores *Illig.*) und der Familie der Reiher (Ardeidae *Leach.*). Linné vereinigte die Störche, von denen er die Gattung Mycteria mit aufwärts gebogenem Schnabel trennte, mit den Reihern unter eine Gattung, deren Zerspaltung jedoch, bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, und den Verschiedenheiten, welche die unter jener Benennung vereinigten Arten in der Organisation und Lebensweise darbieten, unumgänglich nöthig wird. Temminck verband unter der Gattung Ciconia *Brisson.* alle Linné'sche Reiher, welche den europäischen Störchen mehr oder weniger ähnlich sind, und zog die Gattung Mycteria ein. Neuerdings haben sich Andere nicht ohne Grund für deren Beibehaltung ausgesprochen (Viellot, Vigors). Als nächstverwandte Gattungen schließen sich Anastomus *Illig.* und Scopus *Linn.* den Störchen an. Letztere zeichnen sich durch folgende Eigenthümlichkeiten aus: der Schnabel ist lang, gerade oder etwas aufwärts gebogen, stark, mit scharfen Tomienrändern versehen, zugespitzt und bildet eine Fläche mit der flachen Stirne. Die Nasenlöcher bilden eine Längsritze in der harten Substanz des Schnabels. Der Kopf ist mehr oder weniger von Federn entblößt, bisweilen auch der Hals, der Körper überhaupt nicht dicht befiedert, die unteren Schwanzdeckfedern von eigenthümlicher Bildung. Viele Arten zeichnet ein großer Kehlsack aus. Die Beine sind sehr lang, der Schenkel über dem Fersengelenke unbefiedert, die Ferse geschuppt, die 4 Zehen mittelmäßig lang, die vordern mit der mittleren bis zum ersten Gelenke durch eine Haut verbunden. Die Hinterzehe berührt den Boden, die Nägel sind kurz, und der der Mittelzehe ungezähnt, die Flügel, wie bei den Reihern, mit langen und breiten Schwungfedern versehen, und abgerundet. Die 3te, 4te und 5te Schwungfeder sind die längsten. Der Schwanz ist kurz und abgerundet. Das Gefieder der eigentlichen Störche ist schwarz und weiß glänzend und das ♀ dem ♂ ähnlich. Man kennt bloß die innere Bildung der europäischen Arten genauer. Der Magen ist wie der der Raubvögel wenig muskulös, doch nicht im gleichen Maße häutig, die Blinddärme sind sehr kurz. Das Kniegelenk zeichnet sich, wie bei den Reihern, durch einen eigenthümlichen Bau aus. In der Lebensweise unterscheiden sich die Störche von ihren Familienverwandten durch die Vertraulichkeit, mit der sich manche Arten dem Menschen und den menschlichen Wohnungen nähern. Sie verbergen sich nicht wie viele derselben, schreiten frei und aufrecht einher und reinigen das Land von Reptilien und Unrath. Ihren flüssigen Koth spritzen sie weit von sich, und schlafen oft auf einem Beine stehend. Alle scheinen zu wandern und fliegen mit vorgestrecktem Halse. Die Gattung Ciconia in der Temminck'schen Bedeutung des Wortes hat ihre Repräsentanten in Europa und den heißen und gemäßigten Theilen alter Erdtheile.

In Europa sind einheimisch:

C. alba mit rothem Schnabel, Kehlsack und Füßen. Ersterer ist gerade, die Augen umgibt eine schwärzliche Haut, das Gefieder ist mit Ausnahme der schwärzlichen Schwung-, Deck- und Schulterfedern schmutzig weiß. Diese Art bewohnt in der warmen Jahreszeit ganz Europa, jedoch nicht über den 60sten Grad nördl. Breite hinaus und das nördliche Afrika, woselbst die meisten Individuen überwintern. Der Größe des Vogels ungeachtet, sind dessen Wanderungen noch in Dunkel gehüllt. Es scheint, daß die Störche einer Gegend gemeinschaftlich wegziehen; im Frühling sah man einzele

*) S. über die hieher gehörigen Streitigkeiten: Arteaga, Crescimbeni, Tiraboschi ꝛc. Ein andrer Giacinto Cicognini hat Stanze alla Contadinesca geschrieben. *Crescimb.* I. S. 204.

Pare in großer Höhe über ihren Nestern zum Vorschein kommen und sich in Schlangenlinien senken. Vielleicht wandern die Scharen in solcher Höhe, daß sie das menschliche Auge nicht erreicht. Die Gründe, welche sie veranlassen, sich in Gegenden alljährlich in größerer Menge einzufinden, andere zu meiden, kennt man nicht. Gewiß kommt aber dabei der Überfluß an Reptilen, den Distrikte darbieten, in Betracht. Die Regelmäßigkeit ihrer Ankunft leidet nach strengen Wintern ihre Ausnahmen. In Straßburg erfolgte dieselbe nach den Beobachtungen Heumanns 1775 und 1776 am 19. Febr.; 1777 am 18. März; 1778 am 18. März; 1779 am 13. März; 1780 am 6. März; 1781 am 20. Febr.; 1782 am 9. April; 1783 am 19. März u. s. w. Nach Berichten Reisender nisten sie noch im Sommer im nördlichen Afrika, und ziehen gegen den Winter fort: El Hage Abd Schabeky berichtet dieß von Timbuctu und von Ali Bey el Abassi wird des Umstandes, daß sich in Marokko noch am 18. Decbr. ein Storch hat blicken lassen, als einer Merkwürdigkeit gedacht. Haringmann erwähnt, daß am 9. August 1788 die Störche bei Hunderten in Tanger anlangten und mit ihren zahlreichen Scharen die Minarets und hohen Gebäude der Stadt bedeckten. Sie hielten sich nicht lange auf, sondern flogen landeinwärts nach Afrika, während inzwischen neue Scharen aus Europa ankamen. In Europa nisten die meisten Störche auf Dächern und abgehauenen Bäumen, auf denen man ihnen Brüteplätze bereitet, auf Burgen und alten Gemäuern. Sie bauen ein flaches Nest aus Reisern, erweitern dasselbe und bleiben auf einem Brüteplatze, so lange sie Marder und andere Raubthiere ungestört lassen. Um die alten Nester liefern sich die Pare nach ihrer Ankunft oft blutige Kämpfe, auch rauben sie einander zum Nestbau dienende Materialien. Das laute Klappern mit dem Schnabel haben sie mit andern Arten gemein. In den Nestern, deren bisweilen 3 auf einem Dache befindlich, findet man 3 — 5 schmutzig weiße Eier.

C. nigra *Linn.* Schwarz, mit Purpurschiller, Brust und Bauch weiß. Schnabel, Kehlhaut, Augenkreise und Füße roth. Ein isolirt lebender Vogel, der in Wäldern nistet, ein dem des weißen ähnliches Nest bauet, und 4 bleichweiße Eier legt.

Afrikanisch sind:

C. ephippiorrhyncha *Temm.* wahrscheinlich identisch mit Ardea senegalensis *Lath.*, Kopf, Hals, Ruderfedern und deren Deckfedern schwarz, mit Purpurglanz. Unterhals, Schultern, Schwungfedern und untere Theile des Körpers weiß. Schnabel blutroth, an der Wurzel eine breite, schwarze Binde, die sich bis zu einem halbdurchsichtigen Auswuchs an der untern Kinnlade erstreckt. Auf der Stirn eine pergamentartige, 3eckige Platte, die auf beiden Seiten eine schmale, befiederte Einfassung hat, und sich bis auf den Schnabel erstreckt, von zitrongelber Farbe. Die untere Kinnlade aufwärts gebogen. Unter der Ausbeute der Rüppelschen Reise. Länge vom Schnabel bis zum Schwanze 3 Fuß, 2 Zoll. Ferse 1 Fuß, 1 Zoll, 9 Lin.

C. Abdimii *Lichst.* Sphenorrhynchus Abdimii *Hemprich.* Obere Theile schwärzlich, Kopf, Hals und Schultern mit Purpurglanz, Flügel, Rücken und Schwanz mit grünem Schiller. Rücken, Steiß, obere Schwanzdecken und untere Theile weiß. Füße grünlich, an den Gelenken roth. Schnabel an der Wurzel grünlich, an der Spitze blutroth. Seiten des Kopfes von der Ohröffnung bis zur Schnabelwurzel blau, nackte Augenkreise und Kehle roth, ein Fleck von dem Auge und Kehlsack roth, zwischen dem Auge und dem pergamentartigen Stirnschilde ein befiederter Streif. Iris gelb. Länge 2 Fuß, 2 Zoll. Von den preußischen Naturforschern am Nil bei Dongola entdeckt und einem Sohne des Pascha Mehemed Ali zu Ehren benannt.

C. argala *Temm.* Obere Theile dunkel grüngrau, Schwanz schwarz. Große Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern 2ter Ordnung, etwas dunkler als der Rücken und weiß gerändert. Untere Theile weiß. Kleiner als die folgende Art. — Am Senegal, Nilufer und Kap.

In Asien sind zu Hause:

C. marabu *Temm.*, dem vorigen sehr ähnlich, und 5—7 Fuß hoch. Beide unterscheiden sich aber durch die Nasenlöcher, die bei C. marabu eirund, bei argala länglicher sind. Der Kehlsack ist bei ersterem sehr lang, bei dem zweiten kürzer, die Iris bei marabu rein weiß, bei argala braun.

C. javanica *Horsfield*, capillata *Temm.* Ein Bewohner der Sunda-Inseln und mit dem vorbenannten nahe verwandt. Der Mangel des Kehlsacks, die weiße hornartige Platte auf der Stirn und ein Büschel zerschlissener Federn auf dem Hinterhaupte macht es jedoch leicht, ihn von demselben zu unterscheiden. Auch ist der Schnabel weniger breit und stark und die untere Kinnlade in der Quere gefurcht. Obere Theile bouteillegrün mit grauem Überfluge, die einzelen Federn grau oder grün gemalt. Schwanz, große Deckfedern der Flügel und Schwanzfedern grün mit Metallglanz. Höhe 5 Fuß. In der Regenzeit auf Java häufig. Alle drei Arten haben einen nackten Kopf und sind durch die kostbaren untern Schwanzfedern ausgezeichnet, die ein unter den Damen sehr beliebter Schmuck geworden sind. C. marabu findet sich in Calcutta häufig, und es ist bei 10 Guinees Strafe verboten, einen dieser Vögel zu tödten. Sie laufen auf den Straßen umher, leben vom Auswurf, Aase und Excrementen, und werden von den Hunden u. Geiern gefürchtet. Oft gehen sie den Menschen nicht aus dem Wege. Beauchêne ward von einem derselben, während er zu Pferde saß, angegriffen und verfolgt. Um 11 Uhr Vormittags erheben sie sich bei der größten Hitze in die Luft, und beschreiben in der Höhe Kreise, um dort der Kühle zu genießen. In den Dörfern hält man sie herdenweise, wie in Europa die Gänse. Die erwähnten, den Damen als Schmuck dienenden Federn, sind bei dieser Art bald weiß, bald bläulich grau und ihrer Länge und Schönheit halber am meisten geschätzt. C. argala und capillata liefern bloß weiße.

C. leucocephala *Temm.* Ardea *Linn.* Zügel, Backen und Augenkreise nackend, Scheitel und Hinterkopf schwarz mit Metallglanze, Stirn, Kinn und Hals mit kurzen, weißen Federn besetzt. An der untern Seite des letzteren ein Büschel langer, schwarz grüner Federn mit Purpurglanz an der Spitze. Obere Theile, Brust

und Bauch schwarz, mit Purpurglanze; untere Hälfte des letzteren, After und Schwanz mit Ausnahme mehrer Ruderfedern auf jeder Seite weiß. Länge 2 Fuß 7 Zoll. Der ostindische Archipelagus.

Amerikanisch sind:

C. mycterica *Illig.* Mycteria *Gm.* Hals und Kopf mit Ausnahme einiger Haarfedern auf dem Hintertheile des letzteren, unbefiedert, von einer sehr weiten Haut umgeben und wie der aufwärts gebogene Schnabel, schwarz. Ein Ring um den Hals und ein Fleck am Hinterhaupte roth. Der übrige Körper weiß. Länge 4 Fuß 5 Zoll. Cayenne, Brasilien.

C. americana *Briss.* Ardea maguari *Lath.* Ein nackter Fleck vor und unter den Augen und Kehle roth, Schnabel an der Wurzel bläulich, gegen die Spitze schwärzlich. Flügel, Schwanz- und Schulterfedern schwarz, übrige Theile weiß. Dieser Storch ist der Ciconia alba sehr ähnlich, klappert wie dieser. Länge 3 Fuß 3 Z. Brasilien. Einzele Exemplare sollen in Frankreich geschossen seyn.

In Australien finden sich:

C. australis. Mycteria *Lath.* Gestalt und Größe von C. ephippiorrhyncha. Der befiederte Kopf und Hals schwarz, mit Metallglanze. Größere Deckfedern der Flügel, Mitte des Rückens, Schwungfeder zweiter Ordnung und Wurzel der Schwungfedern weiß. Unterer Theil des Halses, Schwungfedern 1. Ordn., Rücken und alle übrigen Theile weiß. Neuholland. (*Boje.*)

CICUTA (botanisch), seit Plinius der allgemeine Name für Schirling, von dem wir aber 2 ganz verschiedene Pflanzengattungen kennen, nämlich den Wasser-Schirling (Wütherich): Linné's Cicutae und den Garten-Schierling: Linné's Conium (s. Cicutaria). Von jenem kann nur in diesem Artikel die Rede seyn. Die Linné'sche Gattung Cicuta gehört zu der fünften Linné'schen Klasse und zu der natürlichen Familie der Dolden-Pflanzen. Ihr Charakter liegt in der soliden eiförmigen, mit fünf Rippen versehenen Frucht. Wir kennen in Europa nur eine Art: C. *virosa*, welche in Flüssen wächst, und sich durch die sehr starke, fleischige, gleichsam in Kammern abgetheilte Wurzel auszeichnet. Der milchichte Saft der Pflanze ist äußerst scharf und giftig. Die gefährlichen Folgen des Genusses, die sich durch Zuckungen, Schmerzen und Entzündungen zeigen, sind von Joh. Jac. Wepfer [1]) und M. W. Schwencke [2]) geschildert worden. Eine zweite Art: C. *daburica* Fisch. wächst in Sibirien, und zwei andere: C. *maculata* und *bublifera* in Nordamerika. (*Sprengel.*)

CICUTA VIROSA *L.* (Arzneilich). Der Wasserschierling gehört unter die giftigsten Pflanzen unsers Vaterlandes; sein Gift geht in die Cirkulation ein, und wirkt durch diese auf Herz, Gehirn oder Darmkanal; schon seine Ausdünstung am Standorte macht Schwindel, ungemeine Ermattung, unwiderstehliche Schläfrigkeit. Noch narkotisch schärfer wirkt der Genuß desselben, besonders seiner Wurzel im frischen Zustande und in einer gewissen Zeitperiode. Er verursacht dann Berauschung, Sinnlosigkeit (charakteristisch Verlust der Sprache und stille Tollheit), Schlafsucht, Ohnmachten, Zuckungen, Starr- und Kinnbackenkrampf, Blasenkrämpfe, Fallsucht, Lähmung der Zunge, leeren Reiz zum Erbrechen, blutiges Erbrechen, Brennen im Magen, Aufschwellung desselben, Blutflüsse, Flecken auf der Haut, Blindheit, nicht selten den Tod. — Brechmittel, Essig, Kochsalz, Zucker, Zwiebeln, Senf, Essigklystiere, Öffnung der Jugularvene, innerlich auch wol Kampfer, oder 5 — 15 Tropfen von der Tinct. kalina Bor. alle Stunden sind die vorzüglichsten Gegenmittel. Auch will man die höchstens zweijährigen Samen der Fevillea cordifolia *L.* dagegen wirksam gefunden haben (s. Drapiez i. d. Ann. général. des Sc. ph. etc. Brüssel. 1810. I. 2.). Nach dem gewöhnlich apoplektischen Tode von Schierlingsvergiftung schwellen Unterleib und Gesicht mehr oder weniger auf, der ganze Körper ist hier und da mit mißfarbigen Todtenflecken bedeckt, der Unterkiefer gelähmt; die Augensterne sind erweitert, aus dem Munde fließen Schaum und Blut. Das Blut fand man sehr aufgelöst, und dunkel gefärbt, bald dickflüssig, bald ganz geronnen, die Lungen zuweilen entzündet und brandig, wie marmorirt bis tief in ihrer Substanz, den Magen mehr oder weniger entzündet oder schon zerfressen, und hie und da durchlöchert, überhaupt ungewöhnlich zeitige Spuren der Verwesung des ganzen Leichnams [1]).

Um das Gift selbst auszumitteln, zieht man es aus dem Mageninhalte nach dem Tode, oder aus dem beim Leben noch Ausgebrochenen mit heißem Wasser ꝛc. aus, und behandelt es, wie Belladonnagift (s. oben Belladonna VIII, 427 fgg.). Die durchgeseihte rückständige Flüssigkeit kann man, wie dort, mit einem feinen Malerpinsel auf den dem Lichte zugekehrten Augenstern einer Katze bringen, und deren alsbaldige Zusammenziehung beobachten.

Arzneilich wirkt der Wasserschierling, wie der Fleckenschierling (s. Conium maculatum), ist aber bis jetzt wenig in der Art benutzt worden [2]). (*Th. Schreger.*)

CICUTARIA nannte Lamarck in der Encyklopädie die Linné'sche Cicuta, weil er für Conium den alten verwirrenden Namen Cicuta beibehielt, worin ihm aber nur Wenige seiner Landsleute gefolgt sind. (*Sprengel.*)

Cicutin, s. Coniin.

Cid, s. Diaz.

CIDARIA. Eine von Treitschke*) vorgeschlagene Schmetterlingsgattung aus der Familie der Spanner, deren Kennzeichen aber noch nicht bestimmt sind, wohin Phalaena quadrifasciaria *Linn.*, chenopodiata *Linn.*, moeniaria *Fabr.* u. a. gehören. (*Germar.*)

Cider, s. unter Apfelbaum, Benutzung Th. IV.

---

1) Cicutae aquaticae historia et noxae. Basil. 1679. 4.
2) Verhandeling von de waare gedaante, aast en aytwerking der Cicuta aquatica. Gravenh. 1756. 8.

1) Vergiftungsfälle durch Cic. vir. v. Mertzdorf s. i. Horn's ꝛc. Archiv f. med. Erf. Jul. Aug. 1823. 2) Vgl. *J. J. Wepfer.* hist. cic. aquat. Bas. 1716. Basil. 1733. — M. W. Schwencke v. groß. Wasserschierling, a. d. Holl. Münster 1776. 8. — *Lindwal* Observ. in mat. med. Ups. 1772. 8.

*) Schmetterlinge von Europa V. Band, 2te Abtheilung, S. 442.

S. 394 und unter d. Art. Birnbaum Th. X. S. 242. (vgl. Obstwein unter dem Art. Wein).

CIECHANOWIEC (50° 52′ Br. 38° 23′ 5″ L.), adelige Stadt in der russ. Prov. Bialystock, am Nurzek, mit 2 Kirchen, 1 Kloster, 1 Hospital, 1 Schlosse, 340 Häus. mit 2700 Einw., worunter sich über 1700 Juden befinden. Gewerbe und Handel machen die Stadt lebhaft. (*H.*)

CIECO DA FERRARA (der Blinde von Ferrara), hieß der Dichter Francesco Bello, in der letzten Hälfte des 15. Jahrh., der in Blindheit und Armuth, theils in Mantua, theils in Ferrara lebte, unterstützt von einigen Großen, und sein Schicksal mit heiterer Laune ertragend. Wenigstens scheinen seine im Geiste des Burchiello geschriebene Sonetten dieß zu bezeugen. Sein großes Heldengedicht il Mambriano [1]), welches er um 1495 schrieb, gehört in den zu seiner Zeit, besonders durch Pulci, auch in die höheren Stände poetisch eingeführten und beliebt gewordenen Fabelkreis Karls des Großen. Der Stil und Geist desselben haben viele Verwandtschaft mit dem Morgante; nur ist der blinde Sänger noch etwas ausgelassener, als jener, und die Sprache ist vernachlässigter [2]). (*W. Müller.*)

CIENFUEGOS, CINFUEGOS (Alvaro), Kardinal zu Ayuerra, in der spanischen Provinz Asturien, aus einem edeln Geschlechte den 27. Febr. 1657 geboren. Er studirte bei den Jesuiten, trat in ihren Orden, und lehrte in ihren Kollegien. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm den Lehrstuhl der Theologie und Rhetorik auf der Universität zu Salamanka. Als Beichtvater des Grafen von Melgar, Ammiranten von Castilien, kam er an den spanischen Hof, und nahm nun durch den Grafen, der sich ganz von ihm leiten ließ, einen lebhaften Antheil an den Intriguen, die, wegen der Thronfolge nach Karls II. Tode, am Hofe herrschten. Er unterstützte, gegen Frankreich, die Ansprüche des Hauses Östreich auf die spanische Erbschaft; da aber Ludwig XIV. seinen Enkel, unter dem Namen Philipp V., auf den spanischen Thron erhob, verließ der Graf Melgar 1702 insgeheim mit Cinfuegos Spanien, und begab sich nach Lissabon. C. führte nunmehr die Korrespondenz des Grafen mit dem kaiserl. Hofe, entdeckte das Geheimniß des untergeschobenen Testaments, brachte den portugisischen Hof auf kaiserliche Seite, und bewog denselben, den Erzherzog Karl, als rechtmäßigen König von Spanien, in seinem Reiche aufzunehmen. Bekanntlich kostete es einen 12jährigen blutigen Krieg, bis Philipp V. ruhig auf dem spanischen Throne saß. C. lebte in dieser Zeit (der Graf Melgar war 1705 gestorben), als Resident des Erzherzogs Karl am portugisischen Hofe. Da dieser, als Karl VI. den teutschen Kaiserthron bestieg, sandte er Cinfuegos nach dem utrechter Frieden 1714 mit Aufträgen nach Holland. C. nahm darauf seinen Aufenthalt in Wien, hatte öfters beim Kaiser geheime Audienz, und verdankte der Verwendung desselben 1720 nicht allein die Kardinalswürde, sondern auch das Bisthum Catanea in Sizilien, und ansehnliche Geschenke. Als der Kardinal 1721 zum ersten Mal zum Conclave nach Rom reisete, ward er zum wirkl. kaiserl. geh. Rath, und 1722 zum kaiserlichen Minister in Rom ernannt, eine Würde, die er bis 1735 bekleidete. Er stand in hohem Ansehen, und bewies bei jeder Gelegenheit, daß er diesem Posten gewachsen war. Unter andern betrachtete man die Wahl Clemens XII., und die Aussöhnung des päpstlichen Hofes mit Portugal ganz als sein Werk. Der Kaiser fuhr fort, ihm wiederholte Beweise seiner Zufriedenheit zu geben, unter andern durch Ertheilung des Bisthums Fünfkirchen in Ungarn. Cinfuegos erreichte ein Alter von 82 Jahren, und starb in Rom den 17. August 1739. Seine Thätigkeit in Statsgeschäften hinderte ihn nicht, seine scholastische Gelehrsamkeit auch als Schriftsteller zu zeigen. Unter andern schrieb er: Aenigma theologicum seu potius aenigmatum et obscurissimarum quaestionum compendium. Vienn. Vol. II. fol., und eine Schrift vom Abendmahl, welcher der Kanzler Pfaff 1733 seine Stricturae theologicae in sententiam novam Card. Cinfuegos de vita Christi actuali in eucharistia entgegen setzte *). (*Baur.*)

CIENFUEGOS (Bernard), aus Tarragona, Prof. zu Alcala de Henares, hatte zu Anfang des 17. Jahrh. ganz Spanien durchreiset, um Pflanzen zu sammeln, und hinterließ sieben Bände, Beschreibungen und Abbildungen spanischer Pflanzen, die in der Handschrift im Eskurial aufbewahrt werden †). Ihm zu Ehren nannte Cavanilles eine Pflanzen-Gattung

Cienfuegosia, die Willdenow mit Recht in Cienfuegia abgekürzt hat. Es ist eine Malvacee, aus der 16. Linné'schen Klasse, mit acht Antheren, einer zehntheiligen Hülle des 5theiligen Kelchs und einer dreisamigen Kapsel. C. *digitata* Cav. ist ein Strauch, den Adanson am Senegal fand, wovon Jussieu Exemplare besitzt. (*Sprengel.*)

S. CIERS LA LANDE, Marktflecken im Bezirk Blaye des franz. Dep. Gironde, hat 2204 Einw. und bauet guten Wein. (*Hassel.*)

CIESZANOW, Marktfl. in Galizien, zolkiewer Kreis, mit einer kathol. und griech. unirten Pfarrkirche, ist der Verwaltungssitz des gleichnam. Gutes. (*Rumy.*)

CIESZLIOWICE, CIEZKOWICE, kleine Stadt in Galizien, sandecer Kreis, am Flusse Biala, mit einer kathol. Pfarre, kathol. und jüdischen Einw., die sich vom Feldbau, Handwerken und Handel nähren. (*Rumy.*)

CIFUENTES, Villa und Schloß mit dem Titel einer Grafschaft in der span. Prov. Guadalaxara, an dem Fluß Cifuentes, der dem Tajo zufließt. (*Stein.*)

CIGALA (Lanfranc), Troubadour, der in der Mitte des 13. Jahrh. blühte, war aus einer edeln Familie in Genua und scheint in dieser Stadt ein öffentliches Amt bekleidet zu haben; die Biographie sagt, „er habe das

---

1) Libro d'arme e d'amore nomato Mambriano, composto per *Francisco Cieco da Ferrara.* Ferrara 1509. 8., durch Eliseo Conosciuti herausgegeben. Dann Milano 1517. Venez. 1518. 1520. 1549. 2) *Tiraboschi* VI, 863 ff. *Ginguené* T. III., 542. IV, 254.

*) (Ranfts) Lebensgesch. aller Kardinäle, 2. Th. 245 — 257. Eine Lobrede auf den Kardinal Cienf. steht, vor dem 10. Bde der Rerum ital. scriptor. von Muratori.

†) *Cavan.* anal. de cienc. nat. n. 20. p. 123.

Leben eines Richters gefährdet" [1]) (vida de juge menava). Aus einigen Stellen in seinen Gedichten läßt sich nachweisen, daß er längere Zeit in der eigentlichen Provence muß gelebt haben. Wir haben gegen dreißig Gedichte von ihm; gedruckt sind nur fünf Lieder und einige Bruchstücke [2]). Die Biographie, welche wir von ihm haben, ist mehre Male im Original [3]) und in einer französischen Übersetzung abgedruckt [4]) und enthält weiter nichts, als daß er in Genua geboren, edel, gebildet, Rechtsgelehrter, ein großer Frauenfreund und guter Dichter gewesen, manche gute Lieder gemacht und am liebsten Gott besungen habe. Er selbst schildert sein früheres Leben mit grellen Farben in einem Gedicht an die Jungfrau Maria [5]). „Ich war", sagt er hier, „falsch, lügnerisch, neidisch und diebisch; ich scheute mich nicht, die Frauen Anderer zu verführen; und boshaft, verleumderisch war ich und ein feiner Verführer und ungerecht, wenn ich jemand hintergehen konnte." Der Werth dieses religiösen Gedichtes ist weit unter ähnlichen von Pierre Kardinal u. A.; dagegen athmen einige seiner Kreuzlieder die, vielen ähnlichen Erzeugnissen jener Zeit eigenthümliche, glühende Begeisterung [6]), so wie das Sirventes gegen Bonifaz d. J. von Montferrat der Treulosigkeit kräftig und erhaben, zuweilen freilich auch etwas derb zürnt, wie folgende zwei Stellen beweisen:

Donc pois aissi tota sa fe demen,
S' ab me jamais fezes paz ni coven,
Si no m baises en cul, ren no 'l creiria [7]).

Das Sirventes schließt:

Aunit Marques, al diabol vos ren
Qui tal vassal taing aital segnoria [8]).

Liebeslieder, ein Klaglied (planh), Tenzonen, Sendschreiben (breus) und eine Erzählung finden sich neben den genannten unter seinen Gedichten, die durch Kraft der Gedanken, Gewandtheit des Ausdrucks, Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit des Versbaues vor Vielen seiner Zeitgenossen eigenthümlich hervor treten. Nicht zu übersehen ist eine Canzone von Cigala, worin er sich nachdrücklich gegen die so genannte dunkle Rede ausspricht und jedes Gedicht für werthlos erklärt, dem die Klarheit fehlt [9]). (*Adrian.*)

1) Im Hause des Vicomte Cigala zu Genua soll sich ein Bild unseres Dichters gefunden haben, mit folgenden Worten: „Lanfrancus Cigala consul, a. 1248, jurisconsultus, poeta egregius. S. *Crescimbeni*, Storia della volg. poesia. p. 92. *Millot*, Hist. des Troub. II, 153. Ein Kreuzlied lobt Ludwig den Heiligen, das Kreuz genommen zu haben (1248). S. Parnasse Occitan. Toulouse 1819. p. 160. Ein Sirventes gegen Bonifaz d. J. v. Montferrat bezieht sich auf den Vertrag desselben mit Friedrich II. (1239). S. *Raynouard*, Choix des poes. des Troub. IV, 210. Somit ist das Zeitalter unseres Dichters hinreichend hergestellt. Nach Nostradamus (Vies des ... poet. provenz. 133.) ist er 1278 bei Monaco ermordet worden. — 2) Raynouard a. a. O. u. p. 438. T. V. 244—247. Parnasse Occit. 157 sqq. — 3) *Raynouard* Choix etc. V. 244. Parn. Occ. p. 157. — 4) *Millot*, Hist. des Troub. II, 153. — 5) *Raynouard* Choix etc. IV, 438. — 6) Besonders das im Parn. Occit. p. 159. — 7) *Raynouard* Choix etc. IV, p. 211. — 8) *Id.* ib. p. 212. — 9) Das ganze Lied ist abgedruckt im Parn. Occit. p. 157 sqq. Was sich in der Biogr. univers. (v. Cigala) und in ähnlichen neuern Werken findet, ist wörtlich aus Millot abgeschrieben.

Cigala's Muse feierte in vielen Liedern eine provenzalische Dame Berlanda, nach deren frühem Tode die Religion in seinem Herzen die Stelle der Liebe einnahm. Besonders eifrig foderte er in seinen Gesängen zu dem Kreuzzuge auf, den der heilige Ludwig damals unternehmen wollte, um das heilige Grab den Heiden wieder zu entreißen. Er war ein heftiger Gibellin und Feind des Papstes und wurde, vielleicht in Folge eines Parteihandels, 1278 auf einer Reise aus der Provence nach Genua bei Monaco ermordet. (*W. Müller.*)

CIGĀRREN (Segarres, Cigāles, Cigārros), Glüh- oder Glimmstängel heißen jene, auch bei uns jetzt allgemein eingeführten, ursprünglich aus Amerika, wo man längst schon fein geschnittene Havannha-Tabaksblätter in Papier gerollt rauchte (daher der Name Cigarro), herstammenden dünnen Tabaksröllchen, die ohne Rohr und Pfeife, besser aber mittels eines aufgesetzten Mundstücks aus Horn oder Bernstein rc. sich rauchen lassen. Anfangs kamen sie durch den Handel mit Spanien über Hamburg zu uns, wo man sie jetzt, so wie in Bremen, Frankfurt a. M. u. a. O. aus mehr oder weniger guten Blättern fabrizirt, und damit einen sehr bedeutenden Handel treibt. Die echten Havannhaschen von gelblicher Farbe, behalten immer ihre Vorzüge. — Übrigens wirkt der zu warme Dampf glimmender Cigarren nachtheiliger auf unsere Augen und Luftwege, ja selbst betäubender auf Hirn und Nerven, als jener von andern Tabak, aus langen Pfeifen geschmaucht (vgl. den Art. Tabaksrauchen *)). (*Th. Schreger.*)

CIGLIANO, Marktfl. in der piemontesischen Provinz Vercelli, nicht weit von dem Kanal von Santia entfernt, mit 3100 Einwohnern, die einen bedeutenden Reisbau und einen kleinen Handel treiben. (*W. Müller.*)

CIGNANI (Carlo), einer der ausgezeichnetesten Maler der bolognesischen Schule, wurde zu Bologna 1628 geboren. Sein Vater, der eine kleine Gemäldesammlung besaß, erkannte bald die Bestimmung seines Sohnes, indem dieser sich fortwährend mit Kopiren dieser Gemälde beschäftigte. Der Vater nahm daher einen Maler Giambatista Cairo in sein Haus, damit der Sohn einen gründlichern Unterricht erhielte. Carlo machte bei diesem schnelle Fortschritte, gewann aber noch mehr in der Schule des Albano, in die er sich begab; bald überholte er seine Mitschüler, und wurde ein nützlicher Gehilfe seines Lehrers. — Obgleich erst in der Kunst aufblühend, war sein Name schon an andern Orten bekannt, und man berief ihn nach Livorno, wo er ein vortreffliches Werk, das Urtheil des Paris, ausführte. Kaum wieder nach Bologna zurück gekehrt, malte er für den Kardinal Farnese im öffentlichen Palast, zwei Gemälde, wovon das erste den König Franz I. darstellt, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und das andere den Einzug von Papst Paul III., beide in

*) S. auch Nicotiana, oder Taschenb. für Tabaksliebhaber. Berl. 1800 (m. K.). — J. C. Meyer's Anweis. ohne Nachtheil. f. d. Gesundh. Tabak zu rauchen. Pirna 1804. 8. — K. J. Kilian Diätetik für Tabaksraucher. Lpz. 1806. 8. — Taschenbuch für Tabaksraucher rc. Tübing. 1826. 12.

Fresko. Durch diese schönen Arbeiten erwarb er sich die volle Gunst des Kardinals, und als dieser nach Rom zurück kehrte, nahm er ihn mit dahin, wo er außer mehren Arbeiten, für die Kirche des heil. Andreas della Valla eine Darstellung dieses Heiligen ausführte. Als er Rom verließ, erwarteten ihn in seiner Vaterstadt wieder neue Aufträge; er malte für die Kirche St. Michele in Bosco vier Gemälde in Fresco in Medaillon, welche von acht Kindern, über Lebensgröße, gehalten werden, und die wegen ihrer Schönheit zu den vorzüglichsten Meisterwerken zu rechnen sind. Auch für den Herzog Ranuccio malte er Verschiedenes während seines Aufenthalts zu Parma. Die viele Auszeichnung, die er daselbst genoß, bestimmte ihn bei seiner Rückkehr in die Heimath, diesem Fürsten jene berühmte Empfängniß der Maria für die Kirche dieses Namens, welche der Herzog in Placenza erbaut hatte, zu verfertigen. Die Erkenntlichkeit des Herzogs war so groß, daß er den Künstler in der Folge nöthigte, den Titel eines Grafen und Ritters anzunehmen, nachdem er sich vom Papste und andern Großen diese Ehre verbeten hatte. — Jetzt fehlte ihm nichts mehr, als sich durch ein öffentliches großes Werk auszuzeichnen; dieser Wunsch wurde im J. 1686 erfüllt, indem man ihm die große Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco in Forli zu malen auftrug. Dieses langwierige Unternehmen, bestimmte ihn, sich hier völlig niederzulassen, und seine zahlreich besuchte Schule hieher zu versetzen. Diese Kuppel, eine Arbeit von 20 Jahren, stellt die Himmelfahrt der Maria dar, mit einer Menge von Figuren und Engeln, und wird als des Künstlers Hauptwerk betrachtet. — Seine Verdienste fanden allgemeine Anerkennung. Der Kaiser Joseph I., der Prinz Adam von Lichtenstein, die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz, und der König von Frankreich belohnten ihn fürstlich für seine Kunstwerke. Der Kardinal Spinola San Cesareo wünschte ein Gemälde von ihm; der Künstler schickte ihm eins Adam und Eva darstellend, wofür ihm der Kardinal 500 Pistolen übersandte, mit der Bemerkung, „er bezahle nur die Leinwand, und nehme die Malerei als Geschenk an.“ — Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Malerakademie zu Bologna, und obgleich sich Cignani in Forli aufhielt, so wurde ihm diese Würde doch Zeit Lebens übertragen. — Seine letzte Arbeit war ein Gemälde, die Geburt Jupiters darstellend, welches er in seinem 80. Jahre für den Kurfürsten von der Pfalz ausführte. Schwäche hinderte ihn von nun an, an fernerer Arbeit, und er starb im Jahr 1719.

Cignani kann als der letzte große Maler der bolognesischen Schule betrachtet werden. Obgleich sich in seinen Werken alle Vorzüge des Correggio, Tizian, Guido und der Carracci vereinigen, so ist sein Styl doch originell. Er führte seine Gemälde mit dichterischem Geiste aus, und übertraf selbst den Albani in Erfindung und Ausdruck, wenn er dergleichen Gegenstände behandelte. Am liebsten wählte er liebliche und anmuthige Gegenstände. Seine weiblichen und Kinderfiguren sind mit Geschmack behandelt und voller Grazie. Seine Zeichnung ist richtig, sein Kolorit frisch. Durch viel gesuchte Schatten heben sich die Figuren von der Fläche durch Anwendung eines vorständigen Helldunkels; und sein Pinsel, obgleich breit, wußte doch Alles harmonisch zu verschmelzen*). (*Weise.*)

CIGNAROLI (Giambettino), geb. 1706, war ein Schüler von seinen Landsleuten Sante Prunati und Balestra. Nachdem er vier Jahre lang zu Venedig die unsterblichen Werke von Giorgione, Tizian und Caliari studirt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt Verona zurück, ohne sie wieder zu verlassen, obgleich ihm zu verschiedenen Malen aus Parma, Madrid und Wien die vortheilhaftesten Anstellungen angeboten wurden. Als Maler erwarb er sich bald einen so ausgebreiteten Ruf, daß er die an ihn gelangenden Bestellungen kaum erfüllen konnte. Der Kaiser Joseph II. sagte auf ihn deutend: er habe zu Verona zwei große Merkwürdigkeiten gesehen, das Amphitheater und den ersten Maler in Europa! Dieß letzte war Cignaroli zu seiner Zeit, obgleich seine Kunstleistungen ihm ein sehr bedeutendes Einkommen gewährten. Schon mit seinem 1770 erfolgten Tode trat auch eine richtigere Würdigung seines Talentes ein [1]), dergestalt, daß er jetzt unter die veronesischen Maler des zweiten Ranges gezählt wird [2]). Die auffallende Ungleichheit in der Vollendung seiner Gemälde konnte nur wenigen derselben einen bleibenden Werth verleihen. Zu den letzten gehören, außer einigen Stücken in großen Sammlungen, etliche Altarblätter in italienischen Kirchen als zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona [3]) u. s. w. Mehre sind z. B. von Teodoro Viero in Kupfer gestochen. Ehe er aus Rücksichten auf seine Gesundheit zur Ölmalerei überging, malte er al fresco, wie unter andern der Palast Labia zu Venedig [4]) beweiset. Ein unbestrittenes Verdienst erwarb sich Cignaroli durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura, die seine zahlreichen, über die Kunst gesammelten Bücher erbte und, aus Dankbarkeit, seine Büste in ihrem Sitzungssal aufstellen ließ. Er galt für kenntnißreich, liebte die lateinischen Klassiker, die Physik und die Dichtkunst, in welcher er sich nicht ohne Glück versuchte. Man schätzt seine eben nicht zahlreichen Schriften über Gegenstände der Kunst, wegen der darin herrschenden Sachkunde und gründlichen Kritik. Dieß gilt namentlich von seinen Serie de' pittori veronesi abgedruckt im dritten Bande der Cronaca dello Zagata und seinen Noten zu *Pozzo's* Vite de' pittori, degli Scultori e degli architetti Veronesi [5]). — Unter seinen zahlreichen Schülern zeichnet sich sein eigener Bruder, Giandomenico aus, dessen in Bergamo befindliche Werke von Lanzi gerühmt werden.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

*) *Zanetti* Vita del Cav. Conte Carlo Cignani, Pittore. Roma 1722. 4.

1) S. *Luigi Lanzi* Storia pittorica della Italia. Pisa 1815. Tomo terzo p. [illegible] und *Gamba* Galleria di uomini illustri delle provincie austro-venete nel secolo XVIII. Quaderno XII. 2) Indicazione delle fabbriche, chiese e pitture di Verona ossia Guida per li forestieri. Verona 1815. III. 3) S. [illegible] Indicazione u. s. f., Lanzi a. a. O. — *Moschini* Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti. Venezia 1815. I. p. 217. 219. II. p. [illegible] 4) Moschini a. a. O. II. p. 53. 5) S. *Ippolito Bevilacqua* Memorie della vita di Gio. Bettino Cignaroli, pittore. Verona 1771. 8.

CILANO (Georg Christian Maternus von), Professor am Gymnasium zu Altona, geboren den 18. Dec. 1696 zu Preßburg, wo sein Vater Rathsherr war; Abkömmling der altadeligen italienischen Maternischen Familie, die den Beinamen de Cilano führte. Er studirte zu Halle die Theologie und dann, da er sich wegen Schwächlichkeit zum Predigeramte untauglich fühlte, zu Helmstädt die Arzneiwissenschaft, in welcher ihm Heister 1724 die Doktorwürde ertheilte. Nach einiger Zeit fing er an, in Halberstadt, bald aber in Altona zu praktiziren, wurde darauf Stadtphysikus, und nicht lange nachher am dortigen Gymnasium Professor der Medizin und Physik, wie auch der griechischen und römischen Alterthümer. Um diesem Amte desto besser zu genügen, legte er das Physikat nieder, erhielt den Charakter eines dänischen Justizraths, war auch Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, und der Kopenhager Societät der Wissenschaften. Er starb den 9. Julius 1773. Aus seinem Nachlasse gab J. C. Adler eine ausführliche Abhandlung der römischen Alterthümer. Altona 1775. 4. Th. 8. und eine Übersetzung von Livius römischer Geschichte. Hamb. 1777. 8. Th. 8., beide mit Anmerk. und Verb. heraus. Das erstere Werk, eigentlich ein Kommentar über Nieuport, enthält, bei vielen Unrichtigkeiten, im Einzelen manches Gute und aus den genau angegebenen Quellen Geschöpfte. Die Übersetzung ist durch spätere Concurrenten verdrängt worden. Cilano's übrige Schriften bestehen in lateinischen Dissertationen und Abhandlungen, meistens physikalischen und antiquarischen Inhalts, und in Beiträgen zu den Acta acad. natur. curios. *). (*Baur.*)

CILENTO, Marktflecken mit 650 Einw. in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, nach welchem die umliegende Landschaft benannt wird. Diese liefert die schon im Alterthum unter dem Namen Caricae berühmten Feigen, welche an der Sonne getrocknet werden. (*W. Müller.*)

CILISSA (Entomologie), die Andrena tricincta *Latr.*, die sich durch einige kleine Abweichungen in den Mundtheilen vor den übrigen Andrenen auszeichnet, betrachtet Leach als einer besondern Gattung angehörig, der er obigen Namen beilegt. (*Germar.*)

CILIX. Leach sondert die Platypteryx spinula unter obigem Namen als besondere Gattung. (*Germar.*)

CILLY oder **CILLI**, Cillyer Kreis, Kreis im Herzogthum Steiermark und zwar der südlichste der Untersteiermark und mithin auch der ganzen Provinz, zwischen dem 36. und 37sten Gr. der Br. Gränzt nördlich an den Marburger Kreis der Untersteiermark, westlich an Kärnthen und Krain, südlich an Krain und Kroatien. Seiner Gestalt nach kommt dieser Kreis einem länglichen Vierecke nahe, welches in einer Richtung von NW. nach Südost sich dehnt, abdacht und daher größten Theils nach SO. geöffnet ist, während die Nordseite zur Hälfte durch das Gebirge Bacher, die Südseite durch das Gränzgebirge zwischen Krain und der Steiermark gedeckt ist. Der Lauf der meisten zahlreichen und nicht unbedeutenden Flüsse folgt dieser Hauptrichtung, nur die Mieß fließt von Süden nach Norden, um sich in die Drau zu münden. Dieser Kreis hatte eine Größe von $63\frac{62}{100}$ QM. (nach Kindermann's Repertorium über die Steiermark irrig $64\frac{1}{4}$ QM.). Der Flächeninhalt beträgt nach der josephinischen Konscription 534,499 Joch und 1437 Quadratklafter, wovon laut der Steuerregulirung 375,946 J. und 113 Quadratkl. urbarer Boden. Der Kreis wird eingetheilt in 6 Konscriptionsabtheilungen oder Sektionen, 40 (nach Sartori's Geographie von Steiermark 58) Werbbezirke und 558 Steuergemeinden. Die 40 Bezirke sind: Altenburg, Buchenstein, Cilly, Drachenburg, Erlachstein, Gayrach, Gonowitz, Hörberg, Laak, Lehen, Lemberg, Montpreis, Neucilly, Neukloster, Oberburg, Oberlichtenwald, Oberpulsgau, Obrohitsch, Osterwitz, Plankenstein, Pragwald, Rann, Reichenburg, Reisenstein, Rothenthurm, Salloch, Sanneck, Schönstein, Seitz, Stattenberg, Stermoll, Studenitz, Süßenheim, Tüffer, Weichselstätten, Weitenstein, Windisch-Feistritz, Windisch-Landsberg, Wisell und Möllan. Es befinden sich darin 4 landesfürstliche Städte (Cilly, Ran, Windisch-Feistritz und Windisch-Grätz) und 2 Vorstädte, 25 (nach Sartori 26) Marktflecken, 1092 Dörfer und Weiler, und in allen diesen zusammen 33,116 (nach Liechtenstern irrig 39,202) Häuser, welche im J. 1816 von 34,839, im J. 1822 von 34,944 Partien bewohnt waren. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1820, laut der Konscription: 166,554 (im J. 1816: 162,395, im J. 1800 aber nach Kindermann 173,533; sie verminderte sich wahrscheinlich in den Kriegsjahren). Die Zahl der Grundeigenthümer beträgt 48,520. Unter den Besitzungen sind 345,307 Dominikal- (herrschaftliche) und Rustikal- (Bauern-) Gründe. Im J. 1816 verhielt sich das weibliche Geschlecht zum männlichen wie 84,448 zu 77,947, und unter den letztern befanden sich 276 Geistliche, 86 Adelige, 259 nicht adelige Beamte und andere Honoratioren, 999 Bürger in Städten und Marktflecken, Handwerker und Künstler, 18,037 behauste Bauern und 114 Häusler, und im ganzen Kreise bestanden damals 28,947 Ehen. In der Konscription des J. 1820 fand man 85,444 Weiber, 256 Geistliche, 101 Adelige, 261 Beamte, 936 Bürger, 12,361 Bauern, 137 Häusler, 32,701 Männer von verschiedener Beschäftigung. Fast alle Einwohner sind Katholiken. In kirchlicher Hinsicht gehört der cillyer Kreis zur lavanter bischöflichen Diöcese in Kärnthen, und enthält 15 Decanate, 93 Pfarren, 47 Lokal-Kapellaneien, 1 Curatie, 9 geistliche Benefizien, 1 Kapuzinerkloster (zu Cilly), 2 Franziskanerklöster (zu Nazareth und Ran), 1 Minoritenkloster (zu Cilly). Landgerichte sind in diesem Kr. 35.

Landesbeschaffenheit. Dieser Kreis wird von vielen Flüssen und Bächen bewässert und ist sehr gebirgig, doch fehlt es auch nicht an einigen Ebenen. Flüsse: Save oder Sau, die aus Krain einströmt, Drave oder Drau, die in Tyrol entspringt, Sae, die hinter Sulzbach

*) Nova acta acad. natur. curios. T. VII. 205. *Horanyi* memor. Hungaror. P. II. 548 Klein's Nachr. von ungar. Pred. 233. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Adler in der Vorr. zum 1. u. 2. Bde der Alterth. (*B.*) — Mehre von ihm nachgelassene Handschriften sind in *St. Veszpremi* succ. medic. Hung. et Transsilv. Biogr. Cent. alt. T. II. S. 49—54 verzeichnet. (*Rumy.*)

im Gebirge entsteht und in die Sau fällt, Dran, die im Gebirge Bacher entspringt und in die Drau mündet, Sotla, die bei Rohitsch entsteht und sich in die Sau ergießt, Ködingbach, der von dem Gebirge Bacher kommt und in die Sau fällt, Pulsgaubach, der gleichfalls auf dem Gebirge Bacher entspringt und in die Drau fließt, Mißlingbach, der westlich von Saldenhofen entsteht und sich in die Drau ergießt, Volskabach (auch Felska genannt), der aus Krain kommt und in die Sau fällt, Triebeneckerbach, der bei dem Schlosse Triebeneck entsteht und sich in die Dran ergießt, und einige kleinere. Die Zahl der Flüsse und Bäche, welche Mühlen, Sägewerke und Stämpfe (Stampfmühlen) treiben, beträgt 582 [1]). Die Sau und San werden mit Flößen und Schiffen, die Drau mit Plätten befahren. Seen: der Bachersee, auf dem großen Gebirge Bacher und der Weitensteinersee oder Weitenstein auf einer hohen Alpe des Bachers. Mineralwässer: der Sauerbrunn zu Heiligenkreuz bei Rohitsch, dessen Sauerwasser durch den ganzen östreichischen Kaiserstat (auch in das lombardisch-venetianische Königreich) verführt wird, und die Mineralquellen zu Teplitz bei Neuhaus und zu Teplitz bei Tüffer. Gebirge: Bacher, der zum Theil die Gränze zwischen dem marburger und cillyer Kreis bestimmt, Botsch bei Studenitz, Donatiberg östlich von Mazau an den Gränzen des marburger Kr., Husva nördlich von Laufen zwischen Kärnthen und dem cillyer Kr., Jaselneck östlich von Möting, Kamarza nordwestlich von Schönstein, zwischen dem cillyer Kr. und Kärnthen, Laisberg, westwärts von Montpreis, Oberburgergebirge, unweit des Marktfl. Oberburg an der Gränze von Krain, Petschonig östlich von Cilly, Petsch nördlich von Terz, den cillyer Kr. von Kärnthen trennend, rohitscher Gebirge unweit des Mtfl. Rohitsch, Sattel, ein hoher Berg an jenem Punkte, wo Steiermark, Kärnthen und Krain mit ihren Gränzen zusammen treffen, die Steinalpen westlich von Laufen, der Süssenheimerberg nordwestlich von Peilenstein, unweit der Pfarre Süssenheim, Tschernitschberg, südwestlich von Oberburg, Ursulaberg, westlich von Windisch-Grätz, Wacher, westlich von Drachenburg (Trackenburg). Ebenen: 1) das Ranerfeld und der Ranerwald bilden zwischen der Sau und Sotla eine ungefähr 2 Meilen lange und breite Ebene, welche die südlichste Gegend der Steiermark ist; 2) der Sanboden, jene flache Strecke zwischen Fraßlau und Cilly, durch welche der Sanfluß strömt; 3) das Schallthal, eines der schönsten Thäler dieses Kreises, liegt in der Gegend Schalleck und wird von einem gleichnamigen Bache durchflossen. Das Klima ist gesund und ein der Fruchtbarkeit günstiger Himmelsstrich, zwischen 46 und 47° der Breite, befördert die gute Beschaffenheit des Bodens, durch seinen wohlthätigen Einfluß. Nur schaden manchmal die Überschwemmungen der Flüsse sowol dem Anbau als auch der Gesundheit. Der Boden ist fruchtbar und reich an Naturprodukten. Der cillyer Kr. ist einer von jenen drei Kreisen der Steiermark, in welchen Alpenwirthschaft [diese ist jedoch im cillyer Kr. nicht sehr beträchtlich [2])] und Weinbau zugleich vorkommen. Der urbare Boden beträgt nach der josephinischen Steuerregulation 375,946 Joch und 113 Quadratkl., worunter 108,582 Joch 759 Q. Kl. Äcker, 80,991 J. 225 Q. Kl. Wiesen, 2436 J. 659 Q. Kl. Gärten, 10,975 J. 711 Q. Kl. Weingärten, 173,060 Joch 959 Q. Kl. Waldland. Merkwürdigere Naturprodukte: von Säugthieren findet man in diesem Kreise: Pferde von gutem Schlage bei Leskowetz u. s. w., schönes Rindvieh, das in Menge gezogen wird, in den Gegenden von Ran, Schafe, Schweine, Bären auf dem oberburger Gebirge, wilde Kaninchen, Siebenschläfer oder Biliche (Sciurus glis), die von den Bewohnern für eine schmackhafte Speise gehalten werden (wie einst von den römischen Gourmands, die sie in eigenen Gliraris mästeten), Fischottern (lutrae) an der Drau und Dran, wilde Schweine, die sich aus den kroatischen Wäldern oft hieher verlaufen, aber nicht gehägt werden dürfen; von Vögeln: zahmes Geflügel in großer Menge, allerlei Wald- und Sumpfvögel; von Fischen: schmackhafte Forellen in den Gebirgsbächen, Barschen in der Drau (daher Draubärschling genannt), Aalraupen, Neunaugen in verschiedenen Flüssen, und überdieß in Teichen Karpfen, Störe und Welse; von Insekten: viele Bienen, die Honig und Wachs in Menge erzeugen, und Krebse vorzüglich im Bache Oplotnitz und im Flusse Sotla in Menge und von solcher Größe, daß nicht selten 3 bis 4 auf ein Pfund gehen; von Schalthieren: eßbare Schnecken in Menge. Aus dem Pflanzenreiche: Getreide und Gemüse, vorzüglich Weizen, Mais (zea mays), Hirse (panicum miliaceum), Sirk oder Moorhirse (Holcus sorghum), Buchweizen (polygonum fagopyrum), Schwaden (festuca fluitans), Linsen, Kichern, Bohnen und Phaseolen [3]); ferner Flachs, der stark angebaut wird und gut geräth; verschiedene Küchengewächse, z. B. Kohlarten, Möhren, Rüben u. s. w., die unter dem günstigen Himmelsstriche sehr gut gerathen; allerlei Obstarten u. a. Pfirschen, und Kastanien; starker Weinbau (die besten Weingattungen wachsen in den Gegenden von Windisch-Feistritz, Gonowitz, um Ran, Rast, Sauritsch, Wisell u. s. w., am stärksten wird aber der Weinbau in der Gegend von Kaloß betrieben); allerlei Futterkräuter auf den Alpen und Wiesen; Forstbäume, namentlich Eichen, Buchen, Birken [4]), Fichten und Lerchenbäume (pinus larix); Strauchgewächse, namentlich Kreuzdorn (rhamnus catharticus), Färbersumach (hier Fistel genannt, rhus cotinus) am Fuße des Gebirges Bacher, Weißdorn (crataegus oxyacantha), Tamariske (tamaris germanica), Preiselbeerenstrauch (vaccinium vitis idaea), Heidelbeerstrauch (vaccinium myrtillus), Eichenmistel (loranthus europaeus). Von Mineralien: Smaragdit bei Köstendorf, Jaspis in der Gegend um Wisell, Cyanit zu Köstendorf, gemeiner Thon in großer

1) Sie sind sämmtlich verzeichnet in dem historisch-topographischen Lexikon von Steiermark, von Karl Schmutz, 1. Th. (Grätz 1822.) S. 222. 223.

2) Ein Verzeichniß der Alpen in diesem Kr., findet man im historisch-topographischen Lexikon von Schmutz. 3) Man säet in diesem Kreise mit vielem Vortheil sehr häufig Möhren unter die Sommergerste und Feldbohnen, und zwischen Mais, Phaseolen und Kürbisse, deren Ranken sich an den Maisstängeln hinauf winden. 4) Im Frühjahr braucht man in diesem Kreise den süßen Birkensaft zur Maikur.

Menge im ganzen Kreise, Walkererde zu Cilly, Reifenstein u. s. w., Bolus zu Malahorn, am Laisberge u. s. w., Schillerspath zu Windisch-Feistritz, Asbest zu Levitschneck, Marmor bei Petschonig, in dem oberburger Gebirge, Kalktropfstein bei Rohitsch, Neuhaus u. s. w.; von Salzen vorzüglich Salpeterstoff überall; Steinkohlen zu Geyrach, Gonowitz, Tüffer, Wurmberg, bei Ran, Stattenberg u. s. w. (Steinkohlenbergwerke sind zu Tüffer, Wurmberg u. s. w.); von Metallen Kupfer im Laisberge, Eisen bei Geyrach, zu Hofrain, Miesling, Drachenburg, Weitenstein, Saldenhofen u. s. w. (zu Geyrach, Hofrain, Miesling und Saldenhofen sind Eisenbergwerke im Gang), Blei zu Raswald, Raßwor und Hoya, im Laisberge und zu Schönstein; von Versteinerungen mehre Pflanzenarten zu Gonowitz, petrificirtes Holz zu St. Primus, Pflanzenabdrücke in grauem Mergel zu Ran, Cochliten auf dem Bacher, Murexiten in Kalktuf zu Wurmberg, Heliciten in Kalktuf, Ostraciten, Pektiniten in eisenschüssigem Kalktuf eben daselbst. — Die Einwohner sprechen größten Theils (bis auf einige Eingewanderte) wendisch oder windisch (wie in Kärnthen) und krainerisch. Die Gränzen der eigentlichen wendisch-slawischen Mundart ziehen sich bei Windisch-Grätz aus Kärnthen über den Polanaberg nach Gonowitz bis zur kroatischen Gränze unter Rohitsch. Jenseits dieser Linie ist die krainerische, slawische Mundart zu Hause. Indessen sprechen nicht nur viele Städte- und Marktflekkenbewohner, sondern auch viele Landleute, besonders längs der Hauptstraßen, auch teutsch. Man findet im cillyer, so wie im marburger Kreise, mehr wohlgestaltete Gesichts- und schlankere Körperformen, als in der Obersteiermark, blasse und braune Gesichtsfarben, schwarze Augen und Haare, viele körperliche Gewandtheit, und fast nirgends jene Art von Cretinen, die man in der Obersteiermark häufig antrifft. Weinbau ist, wie im marburger Kreise der Untersteiermark, die vorzüglichste Beschäftigung des Landmannes, die seiner Neigung zum dolce far niente sehr zu Statten kommt, da sie ihn nicht das ganze Jahr hindurch beschäftigt. Außer dem Weinbau treibt er noch Feldbau, namentlich Getreide- und Flachsbau, die Obstzucht, Viehzucht, besonders Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht [5]), Geflügelzucht, Bienenzucht, die nirgends in der Steiermark so gut als in diesem Kreise betrieben wird (sie gedeiht vorzüglich dadurch so wohl, daß man die Bienenstöcke im frühen Sommer auf Anhöhen und Berge zur Blumenweide, im späten Sommer aber auf Felder zur Heidekornweide führt), den Bilichfang, Arbeiten in den Eisen- und Steinkohlenbergwerken. Auch durch Fuhrwesen und Vorspann verdienen sich die Landleute Geld. Sehr stark sind aber die Bauern durch die häufigen Herrschaftsroboten (Frohndienste), die sie theils mit, theils ohne Pferde oft in jeder Woche durch zwei und drei Tage verrichten müssen, belästigt. Der Kreis hat 582 Mauthmühlen, 681 Hausmühlen, 344 Stämpfe, 198 Sägewerke. Die wenigen technischen Industriezweige dieses Kreises beschränken sich auf Eisenverarbeitung, Glasbereitung, Salpetersieden und Kalkbrennen. Die Bewohner handeln vorzüglich mit Wein nach Obersteiermark, Krain und Kroatien, mit Rindvieh und Geflügel eben dahin, mit Leinwand nach Kärnthen und Krain, mit Kalk nach Kroatien, mit rohitscher Sauerwasser nach Obersteiermark, Östreich, Kärnthen, Krain, Kroatien, Ungarn, Italien, mit Wachs und Honig nach Obersteiermark, Oberöstreich, Kärnthen und Salzburg. Die Hauptkommerzialstraßen gehen von Cilly nach Grätz, von Cilly, von Laybach, von Marburg durch den cillyer Kreis nach Pettau. Die Hauptkommerzialstraße von Wien nach Triest geht beinahe mitten durch den cillyer Kreis. Die Posten gehen von Cilly nach Marburg und Grätz über Gonowitz und Windisch-Feistritz, und nach Laybach über Fränz und St. Oswald. — Der einjährige Geldertrag ist in diesem Kreise zu 1,430,652 fl. 23 Kr. C. M. angenommen. — An Schulanstalten hat dieser Kreis ein Gymnasium und eine Normalschule zu Cilly, 53 Trivialschulen, 3 Gemeindeschulen. —

Geschichte. Der cillyer Kreis war unter der Herrschaft Roms der angebauetste Theil des gebirgigen Norikums. Die blühendste Periode dieses Landstriches fällt zwischen die Jahre 188 und 400 nach Chr. Zwischen den Jahren 42 und 54 wurde die Stadt Cilly zum Sitze der römischen Statthalter bestimmt und erhielt den Namen Claudia Celleja. Dieser Ort war damals so groß, daß er eine römische Legion zur Besatzung hatte, und enthielt einen berühmten Tempel des Mars. Die Namen der römischen Statthalter Varius Clemens um das Jahr 253, Evilasius um das J. 284, und Martinianus um das J. 314 sind aus hier gefundenen Denkmälern geschöpft. Evilasius ließ hier in seinem Geburtsorte den lorcher Erzbischof Maximilian am 12. Okt. 284 wegen der christlichen Religion enthaupten. Nach dem Alles verwüstenden Sturme der Völkerwanderung blieb dieser Erdstrich eine Beute slawischer Einwanderer und wurde bald darauf zur kärnthnerischen Mark gerechnet. Unter den ersten Dynasten, die solche verwalteten und dann eigenthümlich besaßen, waren die Herren von Sonnegg die mächtigsten, bis sie von dem Marchpurger Markgrafen Bernhard 1127 zu unterthänigen Gutsbesitzern herabgebracht wurden. Dennoch erhielt sich ihr Stamm und erhob sich durch zunehmenden Güterbesitz und Reichthum wieder zur selbständigen Herrschaft über Cilly und einen großen Theil dieses Kreises, den Kaiser Ludwig der Baier zu Gunsten der Sonnegger, und mit Einwilligung Alberts II., Herzogs von Östreich, Steiermark und Kärnthen, zur Reichsgrafschaft erhob, mit welcher er den Freiherrn Friedrich von Sonnegg förmlich belehnte. Seine Stammes- und Besitznachfolger waren: Ulrich I. 1359; Johann 1368; Hermann 1372; Wilhelm 1385; Ludwig 1392; Hermann II. 1417; Hermann III. 1426, dessen Sohn Friedrich II., ein Schwager Kaiser Sigmunds, welcher den fürstlichen Titel an sein Haus brachte, indem der Kaiser 1436 Cilly zur gefürsteten Grafschaft erhob. Aber schon mit seinem unruhigen und unwürdigen Sohne Ulrich II., dem Vormunde des jungen Königs von Ungarn, Ladislaus, seines Neffen und Mündels, welchen er mißleitete, erlosch im J. 1456 dieser Regentenstamm, indem er noch unbeerbt zu

5) Im J. 1820 betrug der Viehstand 6473 Pferde, 23,153 Ochsen, 30,564 Kühe, 16,311 Schafe.

Belgrad von Ladislaus Hunyadi oder Corvin (dem ältesten Sohne des berühmten ungarnschen Feldherrn Johann Hunyadi), welchem er nach dem Leben gestrebt hatte, zur Selbstvertheidigung getödtet worden war [6]), wofür Ladislaus Hunyadi später (obgleich bereits von dem jungen Könige begnadigt) auf dem Schaffot bluten mußte. Hierauf machte Kaiser Friedrich seine Ansprüche auf Cilly nach älteren und neueren Verträgen, vorzüglich nach dem Vertrag von 1443, geltend und vereinigte im J. 1457 dieses Gebiet für immer mit der Steiermark [7]). (*Rumy.*)

CILLY, CILLI, wendisch Celle, latein. Celleja, landesfürstliche Kreisstadt in Untersteiermark, cillejer Kr., am Flusse San, wo er den Ködingbach aufnimmt und schiffbar wird, und an der Hauptkommerzialstraße, 16½ Meil. von Grätz entfernt, ziemlich wohlgebaut und lebhaft mit einem Magistrate, privileg. Landgerichte, Werbbezirke von 27 Gemeinden, 246 Häusern in breiten, aber schlecht gepflasterten Straßen, 1750 Einwohnern, einer Dechantkirche in antikem Geschmacke, einem Minoritenkloster, worin die Grafen von Cilly begraben liegen, einem Kapuzinerkloster sammt Kirche vor der Stadt auf einer lieblichen Anhöhe, einer schönen neuerbauten Kaserne, einem gräfl. thurnischen Schlosse, einer Zoll-Legstätte, einem Tabakgefällen-Inspectorat, einer Tabak-Legstätte, einem Straßenkommissariat und Wegmeisteramt, einer Lottokollektur, einem kön. Gymnasium, einer Hauptschule, einem Militärverpflegungsmagazin, einem Postamt, einer Abtei, einem Dekanat, einem geistl. Beneficium, einem Kreisphysikat, einem Spital. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, an welchen mehre römische Basreliefs und Denksteine zu sehen sind. Die Einwohner treiben einen bedeutenden Handel mit Getreide, Wein, und mit rohitscher Sauerwasser (nach Italien). In der Umgebung dieser Stadt blüht die Bienenzucht. Das Flächenmaß des Bezirks des Magistrats Cilly enthält zusammen 8330 Joch 576 Quadratkl., wovon an Äckern 1418 J. 134 Quadratkl., Wiesen und Gärten 4000 J. 1475 Quadratkl., Hutweiden und Waldungen 2704 J. 1500 Quadratkl., Weingärten 206 J. 667 Quadratkl., ferner 763 Wohnpartien, 4378 Einwohner (worunter 2344 weibl. Personen), 339 Pferde, 146 Ochsen, 657 Kühe, 305 Bienenstöcke. Das Flächenmaß der Stadt enthält, mit den Gegenden Jarmantsche, Langenfeld, Heil. Kreuz und St. Andrä 114 J. 1369 Q.-Kl., worunter an Äckern 43 J. 916 Q.-Kl., Wiesen 62 J. 55 Q.-Kl., Gärten 1 J. 1402 Q.-Kl., Hutw. 7 J. 596 Q.-Kl., ferner 330 Wohnpartien, 1635 Einw., worunter 905 vom weiblichen Geschlecht, 110 Pferde, 100 Kühe, 100 Ochsen; und die Vorstadt Rann hat 26 Häuser, 29 Wohnpartien, 113 Einw., worunter 56 Weibspersonen. In der Nähe von Cilly finden sich Schieferkohlen, wovon 848 Ztr. im J. 1817 gewonnen wurden. Hier bestehen jährlich zwei Jahrmärkte. — Keine der steiermärkischen Städte ist durch die Geschichte so berühmt geworden, wie Cilly. An Alter wird sie zwar von Pettau übertroffen, allein in der Folge wurde Cilly desto merkwürdiger und war sogar noch nach der Hälfte des 15. Jahrh. von Bedeutung. Die Stadt kommt schon in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. nach Christus unter dem Namen Celleja vor und auf den gefundenen Denksteinen heißt sie oft Claudia Celleja, ohne Zweifel, weil sie von dem römischen Kaiser Claudius erbaut wurde. Während der Völkerwanderung im 5. Jahrh. wurden die römischen Kolonien in Steiermark und darunter auch Celleja zerstört und von ihren Bewohnern verlassen. Seitdem sind daselbst und in der Gegend umher viele römische Denksteine mit Inschriften gefunden worden, welche ihre ehemalige Bedeutenheit bezeugen *). Seit dem J. 1341, in welchem Friedrich Freiherr von Sonneg zum ersten Grafen von Cilly ernannt wurde, residirten die in der Folge so mächtigen Grafen in der nahe dabei erbauten Burg Obercilly (jetzt eine Ruine mit prächtiger Aussicht) und die Stadt gewann zum zweiten Mal ein Ansehen, bis die Grafschaft Cilly im J. 1456 nach dem Tode des berüchtigten Ulrich Cilly an den Kaiser Friedrich überging und der Steiermark einverleibt wurde. Am 8. December 1493 bestätigte Kaiser Maximilian, am 13. April 1639 Kaiser Ferdinand, am 22. Okt. 1707 Kais. Joseph I., am 18. Sept. 1717 Kais. Karl VI., am 16. März 1782 Kaiser Joseph II. die Privilegien der Stadt. — Das schöne Schloß Neucilly (wendisch (Novocelle), im J. 1754 ganz neu erbaut, mit einer dazu gehörigen Herrschaft sammt freiem Landgerichte, liegt 1¼ Stunde von Cilly, an der San, 500 Schritte von der Haupt-Kommerzialstraße. (*Rumy.*)

CIMA DELLA CRUSTE, eine nach barometrischen Messungen des Grafen von Sternberg, 7664 paris. Toisen hohe Bergspitze im südlichen Tirol, in der Nähe von Tion und Pinzone, über welche ein im hohen Sommer gangbarer Saumpfad nach Val di Sol führt. Die Aussicht von dieser Bergspitze in die freundlichen Thäler Val di Non und Val di Sol und der Kontrast erregende Rückblick in die von Schnee und Eis strotzenden Vedreten ist romantisch. (*Rumy.*)

Cima delle Fenestre, s. Monte Baldo.

CIMABUE (Giovanni), aus der edeln Familie der Cimabui, welche sich auch Guattieri nennt, ward zu Florenz 1240 geboren. In dem Dominikanerkloster S. Maria novella erhielt Johann von einem seiner Verwandten Unterricht in den Schulwissenschaften, doch zogen ihn Talent und Neigung mehr noch zu den Kunstbeschäftigungen der neugriechischen Maler hin, welche damals in diesem Kloster arbeiteten. Er zeichnete Menschen,

6) Diese Selbstvertheidigung war der Beweggrund von der Ermordung des Grafen Ulrich Cilly, der dem Ladislaus Hunyadi durch Meuchelmörder nachgestellt hatte, so wie er bereits ein Feind dessen Vaters, Johann Hunyadi war, nicht der vom Freiherrn v. Liechtenstern in dem Handbuch der neuesten Geographie des östr. Kaiserstats I. Th. S. 343. angegebene Grund: „wegen des Mißbrauches seiner vormundschaftlichen Gewalt und Mißleitung des Königs Ladislav.“ 7) S. Dr. Franz Sartori's Geographie von Steiermark (Grätz 1816.) S. 186 ff. Freiherrn von Liechtenstern's Handbuch der neuesten Geographie des östreichischen Kaiserstats, 1. Th. (Wien 1816.) S. 341 — 343. Liechtenstern's statistisch-topographischer Landesschematismus des Herzogthums Steiermark (Wien 1818.). Karl Schmutz historisch-topograph. Lexikon von Steiermark. Grätz 1822 ff. 4 Bde. gr. 8.

*) Schmutz hat in seinem historisch-topographischen Lexikon der Steiermark 51 römische Inschriften auf Denkmälern zu Cilly verzeichnet, im 1. Theil S. 202 — 214.

Pferde und Gebäude mit Geschicklichkeit; und als seine Vorgesetzten daraus seine Anlagen für Malerei erkannten: so gestatteten sie ihm, seiner Neigung folgen und jenen kunstgeübten Griechen Gesellschaft leisten zu dürfen, in deren Umgange sein Kunstsinn sich ausbildete. Da nun 1350 die Kirche S. Maria novella vom Grund aus neu gebaut wurde, so sind jene Bilder, die Cimabue's Kunstsinn zuerst weckten und nährten, verschwunden. Einige wollen behaupten, Giunta Pisano sei sein Lehrer gewesen, wofür sie aber keinen Beweis herbei bringen können, sondern diese leere Vermuthung nur daher nehmen, daß Cimabue kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, als er in der Kirche des heil. Franz zu Assisi arbeitete und Giunta ein bejahrter Mann war, der schon längst, durch das Bild des gekreuzigten, von Engeln umschwebten Heilands, der Kirche degli Angioli bei Assisi und das Bildniß des Minoritenorden-Generals Elis, in großem Ansehn stand.

Auch gleicht das, was Cimabue in der Folge leistete, mehr den Werken der byzantinischen Schule, als dem Stile der ältern italienischen Maler, welche durch die über Italien sich ausbreitenden, ihr zerrüttetes Vaterland verlassenden griechischen Künstler, verdrängt wurden, obwol unter den Italienern Männer von bedeutenden Anlagen sich auszeichneten und nur in musivischen Arbeiten die Byzantiner geschickter waren.

Die mehr prächtige als geschmackvolle Ausstattung der byzantinischen Arbeiten, welche mit Vergoldungen überladen waren, und das auffallende Starre und Feierliche des Stils dieser Schule, verschaffte ihr, bei der großen, ungebildeten Menge, welche das Glänzende und Fremdartige dem innern Gehaltvollen vorzieht, Eingang und so wurde sie die herrschende. Es ist vergebens, der allgemeinen Richtung eines Zeitalters zu widerstreben; und so verschwanden in der Fluth, die Alles mit sich fortriß, der große Giunta Pisano und Guido da Siena, welche, wenn sie auch manchen technischen Vortheil und Handgriff von den Byzantinern lernten, weßhalb besonders Ersterer von Vielen für einen Schüler der Neugriechen ausgegeben wird, dennoch eine größere Geistesfreiheit behaupteten, wodurch sich ihre Werke von den typischen Formen unterscheiden, in welche die Byzantiner alle Kunstgebilde einzwängten. Cimabue ward zwar von dem Strome ergriffen, aber auch gehoben und getragen; und wie jeder, der sein Zeitalter beherrscht, mit klarem Geist und festem Willen das dunkle Streben seiner Zeit ergreift, indeß die Gemeinheit davon überwältigt wird und bestimmungslos nachahmend folgt: so nahm er jene starren, seltsamen Formen der byzantinischen Schule auf, vermochte sie aber zu beselen.

Bei den Byzantinern war jedes Bild ein herkömmliches Zeichen für eine Vorstellung und noch jetzt werden in der griechischen Kirche nur diese überlieferten Bildertypen geduldet; aber Cimabue durchdrang mit Gemüth diese herkömmlichen Formen und seine Werke haben dadurch etwas Übernatürliches und anscheinend Übermenschliches, daß er jenen starren, wenig naturgemäßen, nur die allgemeinsten Erfodernisse der menschlichen Bildung an sich tragenden Gestalten der byzantinischen Schule, einen Ausdruck von geistigem Leben zu geben vermochte.

Wenn also Vasari Cimabue's Vorgänger und italienischen Zeitgenossen, welche jedoch keinen Einfluß gewannen, übersieht, von den Griechen mit Geringschätzung spricht und nur Cimabue als den Ersten nennt, der Licht in der erloschenen Kunst anzündete: so dürfen wir diesem Kunstgeschichtschreiber, der seine Nachrichten über die ältesten italienischen Meister nur aus verworrenen Sagen und Handschriften, wie des Ghiberti, schöpfte, wegen jener Weglassung von verschollenen Namen, nicht so hart tadeln, als von Pisanern und Sienern geschieht, welche es übel aufnehmen, daß er ihre ältern Meister mit Stillschweigen übergeht; in Hinsicht seines Urtheils über den byzantinischen Stil müssen wir ihm sogar beipflichten und können ihm nicht Unrecht geben, daß er die neuere Kunstgeschichte mit Cimabue anfängt, der den herrschend gewordenen, selenlosen byzantinischen Stil belebte.

Da Cimabue jenen Lebensfunken den starrsichtigen Kunstformen von Neuem eingeflößt hatte, so folgten ihm andere Italiener nach, welche die Kunst zum Leben und zu freier Bewegung brachten, durch welche aber auch er wieder in Vergessenheit kam. Schon Dante läßt im Fegefeuer 11. Gesang, den Maler Oderisi sprechen:

Credette *Cimabue* nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha *Giotto* il grido;
Si che la fama di colui oscura.

Cimabue behauptete seiner Zeit rühmlich das Feld und war so streng in seiner Kunst, daß er die mühvollsten Werke zerstörte, wenn er den kleinsten Fehler daran entdeckte, selbst wenn dieser nicht aus eigner Schuld, sondern durch Unvollkommenheit eines Werkzeugs, dessen er sich bedient hatte, entstanden war, oder wenn der leiseste Tadel über eine Arbeit geäußert wurde. Ein Kommentator des Dante führt dieß als einen Charakterzug von Cimabue's Hochmuth an, was uns ein Zeichen von Bescheidenheit scheint, welche denen fehlt, die keinen Tadel achten und mit sich immer sehr zufrieden sind.

Schon bei seinem Leben, genoß Cimabue große Ehre. Karl von Anjou, nachmals König von Sicilien, besuchte den Maler in seiner Werkstatt. Das Volk drängte sich hinzu, das Madonnenbild zu sehen, welches der Künstler dem Könige zeigte und vorher Niemand hatte sehen lassen, und Alle geriethen in so großes Staunen und Freude, der Zulauf ward so mächtig, der Beifall so laut, daß man noch heutigen Tags den Ort, wo Cimabue's Werkstatt stand, il Borgo allegri nennt. Als das Bild vollendet war, was noch jetzt in S. Maria novella zu sehn ist, ward es mit großem Jubel, unter Trompetenschall und Feierlichkeiten von Cimabue's Hause zur Kirche getragen.

Aber nicht allein als Maler großer Bilder und von Miniaturen wurde er von seinen Zeitgenossen und Landsleuten über alle damals lebende Künstler geschäzt, man stellte ihn auch als Architekt den großen Baumeistern Lapo und Arnolfo an die Seite, welche den Dom zu Florenz aufführten. Ferner ist vielleicht Cimabue der Erste, welcher geschriebene Reden in Bildern anbrachte, da er fühlte, daß die damalige Entwickelung der bildenden Kunst unzureichend war, Gemüthszustände auszudrücken, wonach er doch vor Allem strebte, und der Erste

wieder war, der dieß zu erreichen suchte, nachdem der leblose byzantinische Stil das geistige Leben aus der Kunst verdrängt hatte. Ein solches Bild befand sich in S. Francesco zu Pisa, wo um das Haupt des Heilands die Worte geschrieben standen, die er am Kreuze zu seiner Mutter und zu Johannes sprach.

Cimabue's bedeutendste Werke sind in S. Francesko in Assisi. Neuere Kunstkenner wollen zwar mehre von diesen Malereien andern Meistern zuschreiben, welche seinem Stile folgten, wodurch ihm aber der größere Antheil an diesen Malereien nicht streitig gemacht werden kann. Daß Cimabue den heil. Franz nicht nach dem Leben kann gemalt haben, ergibt sich schon aus der Zeitberechnung. Aber das hat auch Vasari nicht behaupten wollen, denn er sagt ja, daß dieß Brustbild von kleinen Bildern eingefaßt wäre, in welchen Cimabue die Lebensbegebenheiten dieses Heiligen dargestellt hätte, und da muß doch erst der Heilige gelebt haben, ehe man sein Leben darstellen kann. Vasari war weder so unwissend noch so unüberlegt, so Etwas zu behaupten, und hat nur verworren sich ausgedrückt, und nur das sagen wollen, daß Cimabue der erste Maler war, der ein Brustbild gemalt hat, wenn man nicht etwa die Schweißtücher der heil. Veronika für noch ältere Brustbilder des Heilands ausgibt, um Vasari zu widersprechen, woraus die neuern Kunstkenner sich ein großes Vergnügen machen.

Cimabue's Bildniß von der Hand des Malers Simon Memmi von Siena, ist in dem Gemälde, welches eine Allegorie auf den Glauben darstellt, und im Kloster S. Maria novella zu Florenz in der spanischen Kapelle sich befindet, angebracht. Zu Folge dieses Bildes war Cimabue mager und trug einen kurzen, zugespitzten, röthlichen Bart und seine Kleidung war eine unter dem Kinn zusammen gezogene Kappe, wie die Geistlichen zu tragen pflegen. Er starb im J. 1300 und hinterließ seine Werkstatt in der Straße del Cocomero in Florenz seinem würdigen Schüler Giotto.

So viele Anfechtungen wegen Cimabue's Lebensbeschreibung Vasari auch in neuern Zeiten erleiden muß, weil man die Ehre der Wiederbelebung der Kunst den Malern von Siena und Pisa gern zuwenden möchte: so verdanken wir ihm doch die ausführlichsten Nachrichten über Cimabue, dem der Ruhm nicht abgestritten werden kann, daß er der größte Künstler seiner Zeit war, wenn man auch ihm die Ehre entreißt, der Zeit nach, der erste Künstler gewesen zu seyn.

Wer sich durch Kupferstiche mit Cimabue's Werken bekannt machen will und die Originale selbst nicht aufzusuchen Gelegenheit hat, sehe der Gebr. Riepenhausen Umrisse, Hist. de l'art p. l. monumens par *Seroux d'Agincourt* Tom. V. Pl. CX. und Etruria pittrice Tab VIII. (*v. Quandt.*)

CIMAROSA (Domenico), geboren zu Neapel 1755, nicht 54. Von Natur und Geschick [illegible] bestimmt, erzogen in einer [illegible] seiner herrlichen [illegible] bot, brachte [illegible] einem damals [illegible] Opernkomp[illegible] Jünglinge [illegible] rante, welcher auch Sacchini's hochverehrter Lehrer gewesen war und überhaupt zu den vorzüglichsten der damaligen Zeit gehörte, zu studiren, was er auch mit dem lebendigsten Eifer und mit dem größten Glücke that. Eben so reich mit frischer Erfindsamkeit einer sehr beweglichen Phantasie, die besonders in den natürlichsten und ansprechendsten Melodien sich kund gab, als mit jener, phantasiereichen Selen gewöhnlich seltenen Ausdauer begabt, ohne welche jedoch oft die schönsten Einfälle einer haltbaren Gediegenheit entbehren, durch welche jene schöne Zeit sich glänzend vor der neuern italienischen hervorthat, erwarb sich bereits der Jüngling in seinem Vaterlande nicht lange nach seinem öffentlichen Auftreten den außerordentlichsten Beifall. Auch im Kirchenstile that er sich nach dem Urtheile seiner Zeit vor Vielen rühmlich hervor. Doch sind seine geistlichen Arbeiten nur einer sehr geringen Zahl von Kunstfreunden des Auslandes, der Menge aber fast gar nicht bekannt geworden. Desto mehr wurden es seine Opern, die auch der Natur der Sache nach in Italien selbst weit größeres Aufsehn machten. Unter seinen, jetzt ziemlich selten gewordenen, geistlichen Kompositionen sind uns daher nur zwei geschichtlich merkwürdig geworden: erstlich eine Cantate, die, zur Geburt des Dauphins verfertigt, 1782 in Rom von ihm selbst an der Spitze eines großen Orchesters aufgeführt wurde und einen großen Ruf gewann; zweitens ein Requiem, wovon weiter unten geredet werden soll. Wenn man ihm auch in seinen ersten Arbeiten alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und namentlich viele seiner ernsten Opern nicht bloß den Beifall seiner dankbaren Mitwelt, sondern auch nicht wenige derselben die Anerkennung der Nachwelt erfahren haben und genießen werden: so standen doch schon zu seinen Lebzeiten, wie jetzt, seine komischen Opern, deren er auch weit mehre schrieb, in weit höherem Rufe und zwar mit Recht. Sein Fleiß und seine stets rege Erfindsamkeit sind gleich bewundernswürdig. Er soll, seine übrigen, nicht wenigen Werke ungerechnet, über 120 Opern geschrieben haben. Wenn wir nun auch bemerken müssen, daß es jedem Literaten geschichtlicher Musik beinahe unmöglich seyn würde, auch nur den Namen, geschweige denn der Sache nach ein vollständiges Verzeichniß der angegebenen Opernzahl zu liefern: so sind doch schon der bekannten so viele und unter diesen so wichtige, daß seine Werke selbst ihm das rühmlichste Zeugniß seines Eifers für die Kunst und seiner Genialität sind. Die erste seiner Opern, oder mindestens eine der ersten, die seinen Namen auch im Auslande berühmt machte, ist die komische Oper l'Italiana in Londra, die er noch nicht völlig 22 Jahre alt setzte; 1780 hatte sie bereits so viel Ruf erlangt, daß sie außer Italien zum ersten Male in Dresden aufgeführt wurde, einem Orte, der seit August dem Starken und seinen Nachfolgern, unter andern auch der damals oft überaus prächtigen Opern-Aufführungen wegen, den Welschen selbst die größte Aufmerksamkeit, ja sogar eine neidvolle, abgewonnen hatte. Von dieser Oper soll 1786 in Nürnberg ein Klavierauszug erschienen seyn, was von Andern jedoch unter die fraglichen Dinge gerechnet, von Einigen auch geradehin in Abrede gestellt wird. Desto gewisser ist es, daß etwa 6 Jahre später die Partitur derselben in Paris mit untergelegtem französ.

Texte herausgekommen ist. 1781 wurde gleichfalls in Dresden seine komische Oper I tre Amanti; das Jahr darauf l'Infedeltà fedele und 1783 die berühmtere il Pittore parigino gegeben, welche letzte er selbst späterhin in Wien einer Umarbeitung würdigte. Seine erste ernste Oper ist Giuno Bruto, die 1783 bekannt wurde. In demselben Jahre machte auch die komische Oper il Convito in Italien bedeutendes Aufsehen. Sie gehört unter die wenigen, die eine teutsche Übersetzung erhalten haben, der Schmauß, in 2 Akten. Unter den übersetzten sind noch besonders zu nennen: „die Italienerin in London, die beiden Barone, die heimliche Ehe und einige andere, die wir gelegentlich anführen. 1785 erlebte er den Triumph, daß seine komische Oper i due supposti conti in Italien auf 8 Theatern zugleich mit dem lebhaftesten Beifalle gegeben wurde. 1786 hörte man in Italien von ihm 3 neue Opern, eine ernste, die unter die besten dieser Art gezählt wird, Artaserse, und 2 komische, il Credulo deluso und il Marito disperato, die auch verteutscht wurde. 1787 le Trame deluse, komisch und Valdimiro, ernst. In demselben Jahre erhielt er den Ruf von der Kaiserin Katharina II., nach Petersburg zu kommen. Vom Jahre 1788 an finden wir ihn also im Norden, wo er sich nicht 4 Jahre, wie Einige schreiben, sondern nur 3 Jahre aufgehalten haben kann, da wir ihn 1791 schon wieder in Italien sehen. Während seines Aufenthalts in Petersburg wurden in Italien immer fort neue Opern von ihm aufgeführt, und zwar 1788 nicht weniger, als 5 komische und eine ernste, la Circe; die bekanntesten von den scherzhaften waren l'Impressario in angustie oder der Direktor in der Klemme und il Fanatico burlato. 1789 l'Amor contrastato. — Im Jahre 1791 wurde der nach seinem Vaterlande zurückgekehrte Liebling der Zeit vom Kaiser Leopold nach Wien berufen, die Stelle eines Kapellmeisters der italienischen Oper zu übernehmen, die er auch 1792 bis zu Leopolds schnellem Tode, der bereits im folgenden Jahre erfolgte, verwaltete. Hier war es, wo er seine Oper, il Matrimonio segreto, schrieb, die für die beste unter allen gehalten wird und gleich Anfangs das größte Aufsehen erregte. Der Kaiser selbst fand so großes Wohlgefallen an ihr, daß sie an einem Abende zwei Mal gegeben werden mußte. Eben so ausgezeichnet war der Beifall, der sie in Italien feierte, wohin der Komponist selbst 1793 wieder zurück gekehrt war. In Wien hatte Salieri dessen Stelle von Neuem eingenommen und Cimarosa wurde sogleich mit offenen Armen als Kapellmeister in seiner Vaterstadt wieder angestellt. Mit gewohnter Thätigkeit und Liebe hatte er hier eine Zeit lang sein Amt rühmlichst verwaltet, als die wichtige Erschütterung der Statenverhältnisse auch Italien flammend ergriff. Der Aufruhr hatte auch in Neapel sein Haupt erhoben und zu Anfange des Jahres 1799 hatte man auf kurze Zeit die parthenopeische Republik entstehen gesehen. Da wurde auch Cimarosa's Sele von dem gewaltigen Feuer der erhitzten Zeit so heftig durchglüht, daß er sich, nachdem die alte Verfassung nicht ohne Grausamkeit wieder hergestellt worden war, sogar unter denen treffen ließ, die wider die bürgerliche Ordnung Mancherlei unternommen zu haben nicht ohne Grund beschuldigt und deßhalb ins Gefängniß geworfen wurden. Ganz Italien und ein großer Theil Europa's war für sein Leben äußerst besorgt, und in den Jahren 1799 und 1800 verbreiteten sich zu verschiedenen Malen allerlei Sagen von dessen erfolgter heimlichen Hinrichtung, während seine vielen Freunde Mittel und Wege zu finden bemüht waren, ihn aus seiner Haft zu befreien. Am Ende des Jahres 1800 war es ihnen wirklich gelungen und mit Jubel vernahm man, daß er nach Padua gerettet sei, von wo er sich bald nach Venedig begab. Hier hatte er sich zwar auf Verlangen anheischig gemacht, seine so sehr geschwächten Lebenskräfte zum Besten des dort neu errichteten Theaters von Neuem zu versuchen: aber auch er wurde hier ein Opfer jener so heftig bewegten Zeit und starb in der Blüthe seiner Jahre am 11. Jan. 1801. Artemisia di Venezia war sein letztes unvollendetes Werk. Das Gerücht sprach viel von Vergiftung. Deßhalb erhielt sein Arzt, Doktor Giovanni Picciati von der Behörde den Auftrag, das Ungegründete der Sage feierlich darzuthun, welches Zeugniß am 5. Apr. 1801 den Verwandten des geliebten Todten übersendet wurde. Sein Hingang wurde zu Venedig seinen Verdiensten angemessen auf das Herzlichste und Lauteste beklagt: noch mehr zu Rom, wo eine Gesellschaft seiner Bewunderer es auswirkte, daß man ihm am 25. Sept. desselben Jahres ein feierliches Requiem in der Kirche S. Carlo a Catinari halten durfte. Die Kirche war schwarz ausgeschlagen und in der Mitte derselben von dem berühmten Maler Francesco Manno ein prächtiges Trauergerüst errichtet worden, dessen 4 Seiten mit rühmenden Inschriften prangten. Sein eigenes Requiem wurde ihm zu Ehren auf eine Art aufgeführt, daß es Aller Herzen bewegte. Er war im 46. Lebensjahre entschlafen. Die Zeit seines musikalischen Wirkens gehört zu den glänzenden Zeiten Italiens, wozu er selbst, als einer der schöpfungsreichsten, so viel beitrug, daß mehre Komponisten sich ihn zu ihrem Vorbilde wählten, z. B. Farinelli. Damals übertäubte noch kein übermäßiger Instrumentenlärm das Ohr, wie es unsere Tage, wenigstens in Chören und Finalen, fast verlangen. Daher kommt es, daß jetzt sogar seine allgemein für meisterlich erkannte Oper, il Matrimonio segreto, der Mehrzahl nicht mehr zusagt, obgleich das Melodienreiche seines Gesanges, der natürliche Ausdruck der jedesmaligen Situationen, besonders der komische innere Takt, das Lebendige seiner Erfindungen, die Anmuth der melodiösen Verwebungen, das Rhythmische seiner Recitative und der Zauber einer gesunden Harmonie, vorzüglich die meisterlichen Verflechtungen der verschiedensten Charaktere in seinen Finalen oft sehr ergreifend sind. Außer der viel gerühmten heimlichen Ehe werden von den Meisten noch Astuzie femminile und Artemisia als Meisterwerke angeführt. — Einige ausgeführtere Nachrichten über ihn liest man in den Ephemeren der italienischen Literatur im 2ten Jahrgange, im 3ten Hefte. Über die Oper l'Astuzie femminile, übersetzt von Herklots siehe den 5. Jahrgang der allgemeinen musikal. Zeitung. Ferner ist Matrimonio per raggiro oder die Heirath durch List, komische

Oper in 2 Aufzügen, im Klavier-Auszuge von Bierey, 1805 in Leipzig gedruckt worden. Man vergleiche noch Gerbers neues Tonkünstlerlexikon. (*G. W. Fink.*)

CIMBER (Luc. Tullius od. Tillius), hatte eifrig zu Cäsars Partei gestanden, trat aber, in seinen Erwartungen getäuscht, der Verschwörung des Brutus und Cassius gegen das Leben des Diktators bei, und ward selbst Eines der thätigsten Werkzeuge derselben, deren Geheimniß er treu, wie alle seine Mitschuldigen, in seiner Brust bewahrte. Man rechnete ihm dieß zu einem um so höhern Verdienste an, da man seine vorherrschende Leidenschaft für den Wein kannte. „Wie?" erwiederte er späterhin auf eine solche Bemerkung — „Ich, der den Wein nicht ertragen kann, sollte den Cäsar ertragen haben?" — In dem verhängnißvollen Augenblicke, wo Cäsar die Curie betrat, war es Tullius Cimber, der an der Spitze des den Diktator umringenden Gefolges, die gewagte Rolle übernahm, denselben mit ungestümer Bitte um Begnadigung seines, in der Verbannung lebenden, Bruders anzusprechen. Seine Genossen, immer dichter herzudrängend, unterstützten dieß Gesuch in fast ungestümer Weise, und erfaßten Cäsars Hände, als geschähe es, um sie zu küssen, eigentlich aber, um sich Seiner nur noch gewisser zu versichern. Cäsar aber, bei seiner Weigerung beharrend, und mit dem Ausruf: „Fürwahr, das heißt Gewalt brauchen!" war im Begriff, sich unwillig von seinem Sitz zu erheben, als Cimber ihm mit beiden Händen die Toga von den Schultern riß. Dieß war das verabredete Zeichen zur blutigen That, auf welches Servilius Casca dem ersehenen Opfer von hinten her den ersten ungewissen Stoß in die Schulter versetzte, dem alsbald die übrigen Verschwornen folgten. — Späterhin theilte Tullius Cimber die Entwürfe, wie das Schicksal seiner republikanischen Freunde. Als Brutus und Cassius mit Heeresmacht aus Asien heranzogen, um die Entscheidung ihrer Sache in den Ebenen von Philippi herbei zu führen, befehligte jener die Flotte, mit welcher er, westlich vom Hebrus, den Landtruppen stets zur Seite blieb, öftere Landungen unternahm und ihnen die vortheilhaftesten Lagerungsplätze bezeichnete*). (*Haken.*)

CIMBEX. Knopfwespe. Eine Gattung der Hymenopteren aus der Familie der Blattwespen (Tenthredinetae) durch die in einen Knopf oder in eine dicke eiförmige Kolbe endigenden Fühler ausgezeichnet. Diese Fühler besitzen fünf bis sieben Glieder, und sind kaum länger als der Kopf, die Flügel besitzen fünf Zellen, und der Hinterleib ist durch keinen Stiel mit dem Mittelleibe verbunden, sondern an der Wurzel gerade abgestutzt, und stößt unmittelbar an den Mittelleib. Sie besitzen keinen Wehrstachel, aber das Weibchen hat an der Spitze des Hinterleibes einen kurzen, zwischen zwei hornigen Blättchen verborgenen, gezähnten Legestachel, mit dem es die Rinde und das Holz der Pflanzen anbohrt, um seine Eier hinein zu legen. Die daraus entstehenden Raupen leben von Blättern, haben eilf Pare von Beinen, von denen die drei ersten hornartig sind, die Spitze des Hinterleibes ist ohne Beine und gewöhnlich spiralförmig gekrümmt *). Mehre von ihnen, spritzen, wenn sie beunruhigt werden, aus Seitenöffnungen des Körpers, einen grünlichen Saft. Die Puppe ruht in einem aus groben Fäden verfertigten Gespinnste. Das vollkommene Insekt besucht die Blumen. Man kennt gegen vierzig Arten dieser, besonders in Europa und Nordamerika einheimischen Gattung, von denen die mehresten eine beträchtliche Größe erreichen, und welche im Allgemeinen in folgende Abtheilungen gebracht werden können †):

I. Die Fühler kurz, geknopft, das dritte Glied am längsten; die Flügel mit zwei Rand- und drei Cubitalzellen.

A. Die Schienensporen stumpf, an der Spitze mit einem kleinen Heftfortsatz versehen. Das vierte Tarsenglied wenig kürzer als das dritte. 1) Die Fühlerschnur fünfgliederig, die Kolbe undeutlich zweigliederig (*Cimbex* Leach.) C. femorata, montana, axillaris. 2) Die Fühlerschnur fünfgliederig, die Kolbe dreigliederig (*Trichiosoma* L.). C. lucorum. 3) Die Fühlerschnur viergliederig, die Kolbe ungegliedert (*Clavellaria* Lamarck). C. Armerinae, marginata. 4) Die Fühlerschnur viergliederig, die Kolbe deutlich zweigliederig (*Zaraea* Leach). C. fasciata. 5) Die Fühlerschnur viergliederig, die Kolbe deutlich dreigliederig (*Abia* L.). C. sericea.

B. Die Schienensporen scharf, ohne Heftglied. Das vierte Tarsenglied weit kürzer als das dritte. 6) Die Fühlerschnur viergliederig, die Kolbe einfach (*Amasis* L.). C. obscura.

II. Die Fühler sehr kurz, geknopft. Die Flügel mit einer Randzelle und vier Cubitalzellen. Das Schildchen groß, hinten beiderseits mit einem zahnförmigen Vorsprung. 7) Die Fühlerschnur fünfgliederig, die Kolbe einfach. Die Schienensporen scharf, ohne Fortsatz (*Perya* L.). Enthält bloß neuholländische Arten. (*Germar.*)

CIMBRA, eine Stadt in Gallia Cisalpina im tridentinischen Gebiet, welche noch jetzt ihren alten Namen hat, und mit demselben auch ein Thal am Flusse Avisio benennt. (*W. Müller.*)

CIMBRI, die Kimbern, ein Name, der bei den Germanen Räuber bedeutete [1]), sind ein ziehendes Volk in Germanien, das wahrscheinlich nie feste Wohnsitze darin gehabt hat, obgleich die Dichter durch Verwechselung mit den nach Herodot [2]) von den Skythen verdrängten Kimmeriern — ihnen den Nordwesten der Erde zur Bewohnung anweisen, und die griechischen und römischen Geographen und selbst Historiker, wie Tacitus, bei ihrer Unkunde vom Norden ihnen folgen. Pytheas, der bei seiner Umschiffung des nordwestlichen Europa im Norden der kimbrischen Halbinsel (?) ein Volk kennen lernte, das klimatisch den Beschreibungen von den Wohnsitzen der Kimmerier ähnelte [3]), mag zur Befestigung dieser Vorstellung viel beigetragen haben. Herodot sagt kein Wort davon, daß die Kimmerier nach dem nord-

*) *Dio Cass.* XLVII. — *Suet.* Caes. 82.— *Senec.* epp. 83.

*) *Oliver* Encycl. V. p. 761. Rösel Insekt. Belustig. 2. tab. XIII. †) Vgl. *Leach* zoolog. Miscell. Vol. III. London. 1817. p. 101.

1) *Plut.* Mar. 11. 2) I, 15, 16 u. 103; IV, 11. 3) *Strab.* IV, 5, 5.

westlichen Europa vorgedrungen sind; vielmehr durchstreiften sie der Geschichte zu Folge eine Zeit lang Kleinasien, und unterwarfen sich endlich, nachdem ein Theil von ihnen aufgerieben war, den Skythen, und herrschten abhängig von ihnen im Bosporos, wo sie sich 115 v. Chr. in den Schutz Mithridats des Gr. begaben. — Die Kimbern, welche sich den Römern so furchtbar machten, daß sogar der wortkarge Tacitus über sie in Deklamationen ausbricht [4]), drangen in großer Anzahl, ein auswanderndes Volk, an welches sich unstreitig schon andere Volkshaufen angeballt hatten, von den Ufern der Weichsel her über die Karpathen an die Donau, und trafen dort auf die Bojer, von welchen sie abgetrieben, und zu den Tauriskern und Skordiskern gedrängt wurden [5]). Sie, über welche die römischen Geschichtschreiber nicht einig zu werden wissen: ob sie solche zu Germanen oder Kelten machen sollen? — Beide verwirren sie oft mit einander, und mußten es, da sie oft von einer Seite her Anfälle von ihnen hatten — kündigen sich, trotz ihrer Größe und der blauen Augen [6]), die sie als Kelten auch haben konnten, durch die Gegend, woher ihr Zug kam, ihre wilde Tapferkeit, die Namen ihrer Heerführer [7]), ihre Bewaffnung, und ihre künstliche Art zu fechten [8]), und vornehmlich durch die Leichtigkeit, mit welcher sie keltische Völker mit sich vereinigen, unwidersprechlich als Kelten an. Sofort traten mit ihnen die Kordisker und Taurisker in Verbindung [9]); und wahrscheinlich schlossen sich nachher auch Bojer an sie an. Durch sie verstärkt, zogen sie sich an die Gränze von Illyrien hin, wo sie den Konsul Papirius Carbo völlig schlugen [10]), drangen aber jetzt nicht in Italien ein, sondern nahmen ihren Weg westlich an der Nordseite der Alpen, und brachen in Verbindung mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger ein. Die Heere, welche ihnen die Römer unter M. Junius Silanus 109 v. Chr. [11]), L. Cassius Longinus 107 v. Chr. [12]) und M. Aurelius Scaurus [13]) entgegen setzten, wurden gleichfalls geschlagen. Jetzt findet man sie schon in Verbindung mit den Teutonen und Ambronen. Die neuen Heere, welche ihnen die Römer 105 v. Chr. unter dem Cn. Manlius und C. Servilius Cäpio entgegen stellten, hatten noch weniger Glück [14]). Ein Glück für Rom, daß sie sich jetzt nicht nach Italien wandten; sondern, während ein Theil von ihnen über die Pyrenäen in Iberien eindrang, und von den Keltiberiern zurück gewiesen ward [15]), ein anderer Gallien verheerend durchzog [16]), aber an den Belgen kräftigen Widerstand fand [17]), dem Marius Zeit ließen, ein Heer gegen sie zusammen zu ziehen, und vorzuüben. Als sie nun in zwei großen Heerhaufen gegen Italien vordrangen, wurden sie von dem kriegserfahrnen Feldherrn meist aufgerieben [18]). Der Rest wurde zerstreut, und verschwand unstreitig unter germanische Völker. Ein kleiner Theil von ihnen, der zur Bedeckung des Gepäcks in Gallien zurück geblieben war, erhielt endlich nach längerem Umherirren in Gallien feste Wohnsitze, wo ihn Cäsar unter dem Namen der Aduatiker kennen lernte [19]). — Indeß wollten die Geographen die Kimbern nicht verlieren. Strabo setzt sie zwischen die Brukterer und Chauken [20]), und erklärt es für widersinnig [21]), daß sie durch eine Überschwemmung aus der Halbinsel sollen vertrieben seyn. Er will sie unstreitig dießseits der Elbe finden, da ihm Alles jenseits der Elbe unbekannt ist. Mela [22]) will sie auf die Inseln am Sinus Codanus bringen. Plinius [23]) sucht sie wahrscheinlich auf der Ostseite der Elbe, und auf der kimbrischen Halbinsel, weist ihnen aber nachher [24]) als einem Theil der Ingävonen Wohnsitze mitten im Lande, wahrscheinlich zwischen dem Rhein und der Elbe an. Tacitus versetzt sie [25]) an einen Busen des Ozeans, ohne zu bestimmen wo?, gewiß nicht jenseits der Elbe, da er bis dahin kein Volk jenseits dieses Flusses genannt hat. Ptolemäos [26]) weiß ihnen, da der Norden schon bekannter geworden war, nur noch die äußerste Spitze der kimbrischen Halbinsel anzuweisen. Nehmen wir damit zusammen, daß Tiberius, Drusus und Germanikus bei ihrem Vordringen an die Elbe niemals auf Kimbern stoßen: so scheint der Wohnsitz derselben an der Elbe und auf der Halbinsel sehr problematisch zu seyn; und was Strabo von dem heiligen Kessel erzählt [27]), den sie nach Rom an den August geschickt haben, möchte leicht ein Gaukelspiel seyn, wie mehre dort von entfernten Völkern zum Ergötzen des römischen John Bull gegeben wurden. Auch die so genannten kimbrischen Denkmäler mag man erst als solche erweisen, ehe man einen Beweis darauf gründet.

(*Ricklefs.*)

Cimbrica Chersonesus, s. Chersonesus Cimbrica, Bd. XV. S. 284.

CIMBRITSHAMN, eine kleine alte Seestadt an der südöstlichen Küste der schwedischen Provinz Schonen; sie treibt meist Kornhandel; auch viel Fischerei. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1815: 848. Umher wird viel Tabak gebaut. (*v. Schubert.*)

CIMELA (auch Cimia und Cimiez), ein Dorf mit 300 Einw. in der Provinz Nizza. In der Nähe sind die Ruinen des alten Cemenelium, namentlich ein großes Amphitheater, von den Landleuten Tino dei Fati genannt. Vgl. Cemenelium, Bd. XVI. S. 33.

(*W. Müller.*)

CIMEX. Wanze. Die von Linné errichtete Gattung Cimex entspricht der jetzigen Familie Geocorisae (s. d. Art.). Fabricius begriff unter Cimex diejenigen Arten, die fadenförmige, fünfgliederige Fühler, einen platten, eirunden Körper und ein dreieckiges, mäßig großes Schildchen besaßen, aber er trennt davon einige Gattungen, die sich naturgemäß nicht davon trennen lassen, und vereinigte wiederum einige Arten, welche

4) Germ. 37. 5) *Strab.* VII, 2, 2. 6) *Plut.* Mar. 11. 7) *Oros.* V, 17. 8) *Plut.* Mar. 25., vgl. *Diod.* V, 30. u. *Polyb.* II, 33. 9) *Strab.* VII, 2, 2. 10) *Strab.* V, 1, 8. 11) *Ascon.* in *Cic.* pr. Corn. am Ende. 12) *Caes.* B. G. I, 7 u. 12 ff. 13) *Liv.* Ep. 47. 14) *Dio Cass.* I, 41 ff. *Liv.* Ep. 67; *Oros.* V, 16; *Eutrop.* V, 1. 15) *Liv.* Ep. 67. 16) *Caes.* B. G. VII, 77. 17) l. c. II, 4. 18) *Plut.* Mar. 11 ff.

19) B. G. II, 29. 20) VII, 1, 3. 21) VII, 2, 1. 22) III, 24. 23) IV, 20. 24) l. c. 27. 25) Germ. 37. 26) II, 11. 27) VII, 2, 1.

deutliche Unterschiede darbieten. Um diese Verwirrungen zu beendigen, brauchte Latreille den Gattungsnamen Cimex für diejenige Gattung, in welche die gemeine Bettwanze gehört, welche Fabricius Acanthia genannt hatte, die sich durch eirunden, sehr platten Körper, borstenförmige Fühler, halbmondförmiges Halsschild, sehr kurze Deckschilde und Mangel der Flügel unterscheidet. Man kennt aus dieser Gattung bis jetzt nur eine Art, die Bettwanze Cimex lectularius auctor. etc., die in ganz Europa in Zimmern und auch in Hühnerställen häufig genug vorkommt, durch ihren Stich lästig wird und schwer zu vertreiben ist. Öfteres Reinigen der Betten und Hausgeräthe, Aufwaschen der Zimmer mit Wasser, das über Quecksilber abgekocht ist, sorgfältiges Ausstreichen alter Ritzen mit Steinöl und sorgfältiges Nachsuchen, besonders des Nachts, an den Wänden und Tapeten vertilgen sie nach und nach am sichersten.

Fabricius führt eine zweite Art (C. hemipterus) aus Südamerika an, die dort in den Häusern vorkommen soll, und Latreille hält die, in den Nestern der Uferschwalbe vorkommende Wanze auch für eine besondere Art. (*Germar.*)

CIMEX RUBER Listeri, die rothe, schwarzgefleckte Blattlaus, oder Baumwanzenart, die man im Mai an dem obern Theile der Bilsenkrautblätter in Menge findet. Die länglichrunden, pomeranzengelben Eierchen derselben geben ein schönes Zinnober- oder Feuerroth. (*Th. Schreger.*)

CIMICIFUGA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und der 13. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem 4—5blätterigen Kelch, den knorpelartigen (4 — 6) Corollenblättern, 4—5 Pistillen und eben so vielen Balgfrüchten besteht. Linné kannte nur eine Art: C. *foetida*, die er früher Actaea cimicifuga genannt hatte. Sie wächst in Ungarn und Sibirien wild, verbreitet einen widrigen Geruch, der, wie Linné sagt, zur Vertreibung der Wanzen dienen soll. Michaux fügte noch zwei amerikanische Arten: C. *palmata* und *americana* und Pursh noch zwei andere: C. *cordifolia* und *Serpentaria* (Actaea racemosa *L.*) hinzu. Ja Actaea japonica *Thunb.* gehört wahrscheinlich auch hieher, weil Thunberg sie mit der Actaea racemosa vergleicht. (*Sprengel.*)

Cimicifuga Serpentaria *Pursh*, sonst weniger passend Actaea racemosa *L.*, gehört in die Klasse der adstringirenden Arzneimittel, welche schon länger von den gemeinen Leuten hier und da im westlichen Amerika angewendet wurden. Es wirkt, gleich der Digitalis, auf das Sensorium, vorzüglich aber auf das secernirende und absorbirende System. In großen Gaben deprimirt es sehr, und bringt Ekel, Schwindel, Gliederweh, Angst, Erweiterung der Pupillen, ganz kleinen Puls, und allgemeine Unruhe, doch nur vorübergehend, hervor. Seine letzte und entfernte Wirkung ist die entgegengesetzte von der obigen. Deßhalb hat es den Vorzug vor allen Arzneimitteln dieser Klasse. Garden u. a. amerikan. Ärzte haben neuerlich [1]), 1—2 Unzen von der aus der Wurzel bereiteten Tinktur, ein — zwei Mal täglich genommen, mehr oder weniger nach Umständen, bis sie auf den Kopf wirkt, in reinen und skrophulösen Lungenaffectionen, ja selbst in schon ausgebildeter Phthisis und Hektik schnell und entscheidend wirksam gefunden [2]). (*Th. Schreger.*)

1) S. Americ. Medical Recorder. Oct. 1823.

CIMINALIS, nannte Borkhausen in Römers Archiv die beiden Arten der Gentiana, Pneumonanthe und Acaulis, ohne daß seine Gründe für die Trennung dieser Arten eingeleuchtet hätten. (*Sprengel.*)

CIMINNA, eine Parlamentsstadt der sicilischen Intendantur Calatanisetta, welche den Titel eines Herzogthums führte, guten Wein baut und über 6000 Einw. zählt. Sie liegt nicht weit vom Meere am Flusse Ciotta. (*W. Müller.*)

CIMINUS MONS, ein Bergwald in Etruria, auch Silva Ciminia genannt. Er breitete sich zwischen dem Marta und Minione bis an die Küste hin und östlich bis gegen Viterbo, wo sich der Lacus Cimini befand. Dieser See heißt jetzt Lago di Vico, von dem Flecken Vico, vormals Vicus Matrini. Die Römer fanden diesen Bergwald bei ihrem ersten Vordringen in das Innere Etruriens so dicht und unzugänglich, wie die Waldungen Germaniens. In der Folge wurde er zwar etwas gelichtet, aber noch jetzt ist diese Bergstrecke mit Waldung bedeckt. Tab. *Peut. Liv.* IX, 36 seq. (*W. Müller.*)

CIMOLIT. Auf der Insel Argentiera (Cimolis der Alten) im griechischen Archipelagus, findet sich ein derbes, sehr weiches, graulichweißes, ins Perlgraue übergehendes Fossil, mit erdigem, mattem Bruche, das durch den Strich etwas Fettglanz erhält, und dessen specif. Gewicht nach Karsten 2,20 beträgt. Nach Klaproth enthält es 23 Thonerde, 63 Kieselerde, 12 Wasser, 1,25 Eisenoxyd und ist vor dem Löthrohre unschmelzbar. Es ist dieß wahrscheinlich die von Plinius (lib. XXV, 17.) erwähnte terra cimolia, die theils als Arzneimittel, theils zum Reinigen der Kleider von Fettflecken gebraucht wurde. (*Germar.*)

CIMONE, il Monte, eine der höchsten Hervorragungen in den Apenninnen. Dieser Berg, von konischer Gestalt, erhebt sich an den Gränzen der Herzogthümer Modena und Lucca, unweit Pelago und Fiumalbo unter dem 44° 11′ 20″ der Breite und 8° 21′ 44″ der Länge von Paris — 1112 Toisen über das Meer. Man kann ihn von Mailand, Parma, Modena, Bologna u. s. w. deutlich erkennen, obgleich er von der ersten dieser Städte 100 italien. Meilen entfernt liegt. Aus diesem Grunde bediente man sich auch seiner zum Abbrennen von Pulversignalen, als im J. 1822 die k. k. östreichische Regierung die astronomische Bestimmung der Länge mehrer italienischen Sternwarten anordnete*).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Cinabaris, s. Zinnober.
Cinae Semen, s. Santonicum.

2) Vgl. H. Sickmann i. Rud. Brande's Arch. d. nördl. Apothekervereins rc. XVIII, 3.

*) Über das dabei beobachtete Verfahren geben die damit beauftragten Beamten, der Astronom Carlini und der Oberst Freiherr von Welden, eine beachtenswerthe Nachricht in der Biblioteca italiana. Milano (1822) T. XXVI. p. 137 — 141.

CINALVA, 1) ein Stat der mexikanischen Union. Dieß Land, das man nur vom Meere aus kannte, wurde 1546 unter dem Vicekönige Mendoza von Alvar Nuñez Cabeza de Vaca entdeckt, und war damals von Indianern bewohnt, die zu den Stamme der Tubar gehörten, 1590 sendeten die Jesuiten Missionarien dahin und diese benannten es von einem Flusse. Bei der Errichtung der Intendanturen wurde es mit Ostimury und Sonora zu einer Intendanz erhoben, welche beide letzten sich indeß 1821 davon trennten und zu einem eignen State erhoben. Das Land liegt von 268° 14′ bis 272° 23′ östl. L. und 22° 45′ bis 26° 58′ nördl. Br., gränzt im N. mit Sonora, im O. mit Chihuahua, im S. mit Xalisco, im W. mit dem Australozeane und dem Golfe von California, und bedeckt einen Flächenraum von etwa 2041 □Meilen. Es gehört theils zum Hochplateau von Mexiko, theils zum Küstensaume und wechselt mit tierras frias, templadas und calientes ab. Die Ostseite ist Hochland, die Westseite sandiger und wenig bewohnter Strand. Es hat nur Küstenflüsse, worunter der Fuerte, die Cinalva und Culiacan. Das Klima gleicht dem des übrigen Mexiko: im Innern regnet es fast gar nicht, und das Hochplateau würde daher fast Wüste seyn, wenn es nicht durch viele Flüsse und Bäche getränkt würde. Am Gestade ist die Luft feucht. Über die Produkte finden wir wenig aufgezeichnet: wir wissen nur, daß sich hier reiche Silbergruben finden, daß das Land Eisen und Salz habe, und eine starke Viehzucht unterhalten werden müsse, indem Pike Käse und Fleisch als Ausfuhrartikel anführt. Die Abhänge der Gebirge sind mit dichten Wäldern besetzt; eine Art Karube wächst wild, eben so Brasilienholz, auch hat man wilde Koschenille, Bienenzucht und im Meere und Flüssen Fische in Menge. Nur 2 Heerstraßen führen durch den Stat, die beide aus Xalisco kommen und theils durch den Minendistrikt im N., theils am Strande weggehen und sich nach Sonora ziehen. Mit beiden Staten und mit Chihuahua steht es auch vorzüglich im Verkehre. Die Einwohnerzahl schlägt Pike (voy. II. p. 139.) für 1806 auf 60,000 Köpfe an, wovon $\frac{1}{10}$ Chapetonen, Kreolen, Mestizen und Mulatten, der Rest Indianer seyn sollen; nach Humboldt fand man 1793 in Cinalva und Sonora 93,396 Köpfe, die sich 1803 auf 121,400 vermehrt hatten. Wahrscheinlich enthält Cinalva allein jetzt zwischen 80,000 bis 89,000 Köpfe. Die Zahl der Wohnplätze gibt v. Humboldt zu 5 Ciudades und Villas, 92 Dörfern, 30 Kirchspielen, 14 Haciendas und 450 Ranchos an. Die Indianer gehören zu den Stämmen Tepahuana und Tubar und reden verschiedne Dialekte; sie sind sämmtlich civilisirt und Indios bravos sollen sich gar nicht finden. Cinalva war bisher mit Sonora verbunden und gehörte zur Diözese von Durango und zur Audienz Guadalaxara; seit 1824 ist es in die mexikanische Union getreten, von der Einrichtung seines innern Hauswesens ist aber noch nichts bekannt. Die Hauptstadt ist Culiacan (nach v. Humboldt, Pike und Alcedo). — 2) Eine Stadt in dem vorgedachten State und am gleichn. Flusse, heißt eigentl. Villa de S. Felipe y Santjago, hat nach v. Humboldt 9500 Einwohner und gilt für die nahrhafteste Stadt des Stats. (*Hassel.*)

CINCA, Fluß in der span. Prov. Aragon, entspringt in den Pyrenäen, nimmt den Alcanadre mit der Isuela auf, und fällt bei Fouga in den Ebro. (*Stein.*)

CINCHONA, eine höchst merkwürdige Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der fünften Linné'schen Klasse. Der Name rührt von der Gräfin Cinchoa, Gemahlin des Vicekönigs von Peru her, welche durch die Rinde einer Art dieser Bäume sich vom Wechselfieber heilte, und durch deren Empfehlung dieß Mittel (Chinaride) auch in Europa (1638—40) bekannt wurde [1]). Der Charakter der Gattung ist: ein oberer fünfzähniger Kelch: trichterförmige Blume, mit offenem Saume, eingeschlossene Staubfäden, zweitheiliges Stigma, zweifächerige, einsamige Kapsel mit geflügelten Samen. Sämmtliche Arten wachsen in Südamerika, doch sind einige auch in Ostindien und Nepal entdeckt worden.

I. Mit behaarten Korollen.

I) Amerikanische.

1. C. *Condaminea* Humb., mit ablangen, glatten Blättern, deren Venen-Achseln Grübchen haben, dreitheiligen Blüthenrispen, und eiförmigen Corollenläppchen. Wächst in Peru und ist C. officinalis *L.*, lancifolia *Mut.*, scrobiculata *Humb.* 2. C. *lancifolia* Mut. Unter diesem Namen gab Mutis erstlich die vorige, und dann diese gewiß verschiedene Art, welche sich durch Mangel an Grübchen in den Venen-Achseln, durch zurückgeschlagenen Rand der Blätter und durch schmale, linienförmige Corollen-Fetzen unterscheidet. Sie wächst in Neu-Granada, liefert die pomeranzenfarbene Chinarinde, und ist von Ruiz und Pavon unter vier Namen, als C. rosea, micrantha, lanceolata und nitida, von Ruiz in seiner Quinologia als C. glabra und angustifolia aufgeführt worden. 3. C. *cordifolia* Mut., mit etwas herzeiförmigen, unten filzigen Blättern, blattreichen Blumenrispen und Antheren, die so lang sind, als der Corollensaum. Wächst in Neu-Granada, liefert die gewöhnliche gelbe Chinarinde, und ist von Ruiz und Pavon als C. ovata, purpurea und hirsuta, von Vahl als C. pubescens aufgeführt worden. 4. C. *oblongifolia* Mut., mit umgekehrt eiförmigen, ablangen, etwas zugespitzten, glatten Blättern, armförmig, ausgebreiteten Rispen, ungeschlossenen Antheren und lanzetförmigen, langen Corollenfetzen. Diese Art, die auch in Neu-Granada wächst, liefert die rothe Chinarinde. Ruiz und Pavon nennen sie C. magnifolia, Poiret grandifolia. 5. C. *ovalifolia* Mut., mit ovalen, unten behaarten Blättern, dreiblüthigen Ästen der Rispe, Antheren, die länger als die Corollenröhren sind, und lanzetförmigen Corrollenfetzen. Diese Art wächst bei Cuenca in Peru, lieferte die so genannte weiße China der Spanier, und ist von Vahl C. macrocarpa genannt worden. 6. C. *acuminata* Poir., mit herzeiförmigen, ablangen, zugespitzten Blättern, der Blüthenrispe im Gipfel und fast ungestielten Blumen, wächst in Peru, und ist von Ruiz

1) *Morton* opp. vol. II. p. 68. *Condamine* in Mém. de l'ac. de Paris, a. 1738 p. 221 sq.

und Hayne als Cosmibuena acuminata aufgeführt werden. 7. C. *brasiliensis* Willd., mit oblongen, zugespitzten Blättern, deren Venen unten behaart sind, Blüthen in Rispen und einer mit dem Kelche gleich langen Corollenröhre. In Brasilien. 8. C. *ferruginea* Hilar., mit oblong lanzettförmigen, am Rande zurückgeschlagenen, lederartigen Blättern und unterbrochenen, langen Blüthentrauben. In Brasilien. 9. C. *Vellozii* Hilar., soll der vorigen Art durch eiförmige Blätter und strauchartigen Wuchs unterschieden. Wächst in Brasilien. 10. C. *Remijana* Hilar., steht der vorigen nur allzu nahe, zeichnet sich aber durch elliptische, an der Spitze geschärfte, in den Blattstiel herab laufende Blätter aus. In Brasilien.

II) Ostindische.

11. C. *excelsa* Roxb., mit oblongen, an beiden Enden zugespitzten, unten behaarten Blättern, gefügten Blattansätzen, zusammengesetzten Blüthentrauben, Antheren, die länger als die Corollenröhre sind, lang vorstehendem Pistill und zurückgewendeten Corollenlappen. Auf den Circarbergen der Halbinsel diesseits des Ganges. 12. C. *gratissima* Wallich., mit elliptisch-oblongen, zugespitzten, unten etwas behaarten Blättern, hinfälligen, lanzettförmigen Blattansätzen, zottigen Ästen der Rispe und gekerbter Flügelhaut der Samen. Ist die schönste Art, und wächst in Nepal. 13. C. *thyrsiflora* Roxb., mit eiförmigen, behaarten Blättern, drüsig-gefranzten Blattansätzen, einer nickenden gedrängten Blüthenrispe und zottigen Kelche. In Bengalen.

II. Mit glatten Corollen.

I) Amerikanische.

14. C. *grandiflora* R. et P., mit umgekehrt eiförmigen Blättern, venenlosen, lederartigen, unten weißlichen Blättern, Blüthen in Doldentrauben und eiförmigen, zurückgeschlagenen Corollenfetzen. In Peru. 15. C. *caducifolia* Bonpland., mit elliptisch-oblongen, oben glänzenden Blättern, deren Venen-Achseln unten behaart sind, armförmigen Zweigen der Blüthenrispe und eingeschlossenen Antheren. In Neu-Granada. 16. C. *glandulifera* R. et P., mit oblangen, oben glänzenden, unten zottigen Blättern, deren Venen-Achseln unten Drüsen haben, und einer Rispe nach Art einer Doldentraube. In Peru. 17. C. *acutifolia* R. et P., mit eiförmigen, zugespitzten, oben glänzenden Blättern, deren Venen unten zottig sind, und armförmigen Zweigen der Blüthenrispe. In Peru.

II) Ostindische.

18. C. *flaccida* *, mit eiförmig elliptischen, zugespitzten, glänzenden, lederartigen Blättern, spathelförmigen Blattansätzen, und in den Achseln hängender Blüthentraube (Hymenodictyon flaccidum *Wallich.*). 19. C. *obovata* *, mit umgekehrt eiförmigen, zugespitzten, glatten, unten netzförmig geaderten Blättern, eiförmigen Blattansätzen, die gewimpert sind, und aufrechten Blüthentrauben in den Achseln (Hymenodictyon obovatum *Wallich.*). Andere Arten gehören zu Exostemma *Humb.*; Cinchona spinosa *Vavass.* zu Catesbaea [2]).

(*Sprengel.*)

2) Vgl. Chinarinde, Th. XVI. S. 349 fgg.

CINCHONIN (Chinastoff, Chinaharz), Cinchoninum, ein schon von Andrew Duncan, dann von Vauquelin in verschiedenen dünnern Chinarinden entdeckter, eigenthümlicher Stoff, den dieser einen resinös-extractiven nannte, und Pfaff für ein wirkliches Harz ansah, Gomez aber und Lambert, sowie Pelletier, Dumas und Caventou zuerst rein darstellten, und für ein besonderes Pflanzenalkaloid, oder für ein Chinakali, eine vegetabilische Salzbase der Chinarinde erkannten. Es steht dem Chinin (s. d. Art. Bd. XVI. S. 383 ff.), sehr nahe, und wird, wie dieses, gewonnen [1]) bei langsamer Verdunstung in dünnen prismatischen Nadeln, bei schneller in weißen, prismatischen, durchscheinenden, das Licht stark brechenden Blättchen. Nach Haüy ist dessen Krystallform ein 4seitiges Prisma von 108° und 72° mit zweiseitiger Zuspitzung.

Die Menge desselben beträgt in unserer braunen Chinarinde, nach Peschier, den 160sten, nach Andern den 500sten Theil des Gewichts der Rinde, weit mehr liefern die rothe Chinarinde, die Königschina, die dicken Huanucosorten etc. Nach Guerette und Jul. Fontanelle soll die abgekochte oder durch Weingeist ausgezogene Chinarinde noch viel Chinin und Cinchonin liefern, nämlich noch zwei Dritttheile der Menge, welche eine frische Rinde liefert.

Das Cinchonin ist nach dem Chinin das wirksamste, und der Verfälschung weniger, als dieses, unterworfene antifebrilische und stärkende Princip der Peruvinden, das in deren Aufgüssen und Absuden als Neutralsalz vorkommt, und dann auflöslich ist. Daß Galläpfeltinctur im Aufgusse einer guten Chinarinde einen so reichlichen Niederschlag bildet, erklärt sich aus der geringen Auflöslichkeit des Cinchonin in Wasser.

Das reine [2]) Cinchonin ist weiß, durchsichtig, von bitterlichem Geschmacke, erst in 7000 warmen Wassers löslich, weit löslicher aber im warmen Weingeiste, zumal je weniger Wasser er enthält. Letztere Lösung schmeckt sehr bitter, und macht das geröthete Lackmuspapier schnell wieder blau. Im Äther löst sich das Salz, zumal in der Kälte, weit weniger auf, so auch in den Äther- und Fettölen. An der Luft zieht es mit der Zeit Kohlensäure an, ohne sich weiter zu verändern. In verschlossenen Gefäßen erhitzt, schmilzt es nicht vor seiner Zersetzung. Mit Kupferoxyd erhitzt, verbrennt es vollkommen.

Nach Dumas und Pelletier besteht es aus 76,97 Kohlenstoff, 9,02 Stickst., 6,22 Wasserst. und 7,97

1) Ein anderes Verfahren s. i. Stoltze's Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1822. XXIV. 1. S. 44. etc.; vgl. Stratingh's Methode bei Chinin, u. d. Robert'sche i. d. Revue médic. hist. et philos. par *M. N. V. Bally* etc. 1821. V. S. 410. 11. — Das nach Geiger's Methode (s. Buchner's Repert. f. d. Pharm. XI. S. 79. XV. 3.), erhaltene Cinchonin fällt zwar nicht absolut chemisch rein aus, eignet sich aber vorzüglich zum pharmaceutischen Gebr. Vgl. Stoltze über Chinaalkaloide i. Schweiggers Journ. f. Ch. u. Ph. 1825. XIII. 4. S. 457. etc. — Ducflos Bereitungsart, s. i. Stoltze's Berl. Jahrb. d. Pharm. XXVI. 1. S. 108 etc. 2) Geiger's Reinigungsart, s. i. Dessen Magaz. f. d. Pharm. Jul. 1824. Die von Hermann, s. i. Stoltze's Jahrbuch etc. XXVII. 1. S. 116 etc.

Sauerstoff, oder 80 C. 4 Az. 40 H. 3 Ox., nach Brande dagegen aus 79,30 KSt., 13,72 StSt., 7,17 WSt. und 0,00 SSt., welche Abweichungen! —

Wenn man Cinchonin mit Jode und Wasser behandelt, so wird Jodsäure und Jodwassersäure gebildet, die mit dem Cinch. Verbindungen eingehen. Aus der Flüssigkeit fällt beim Erkalten ein weißes Pulver: jodsaures und wasserstoffjodsaures Cinchonin nieder. — Concentrirte Salpetersäure wandelt es in Bitter- und Gärbestoff um. Seine neutralen Verbindungen mit Säuren haben sämmtlich einen bittern, dem Chinadekokt ähnlichen, nur weniger adstringirenden Geschmack. — Übrigens liefert das Cinchonin dieselben Resultate, wie das Chinin (s. Chinin a. a. O.).

1) Schwefelsaures Cinchonin; a) neutrales: in sehr harten Parallelepipeden von Glasglanz, oder in 4seitigen, mit 2 breiten Seiten- und schiefen Endflächen versehenen Prismen, gewöhnlich in Bündel vereint, phosphorescirt schwächer, als das schwefels. Chinin, dessen Phosphorescenz elektrischer Natur ist, löst sich leicht in 54 Wasser und in 11½ absol. Alkohol bei 13° C. auf, aber nicht in Äther, schmilzt etwas über den Siedpunkt des Wassers wie Wachs, und wird durch noch mehr Hitze zerlegt. Es enthält 100 Cinch. und 13,021 Säure, oder, nach Baup [3]) 84,324 Cinch., 10,811 Säure u. 4,865 Wasser [4]). Sein arzneilicher Gebrauch ist der des schwefels. Chinin, auch in der Hemeralopie etc. und besonders in einfachen Wechselfiebern angezeigt [5]). Man gibt es 5—7jähr. Kindern zu 1½ — 2 Granen alle 2 Stunden, und überhaupt mehr davon, als vom schwefels. Chinin. b) Saures schwefels. Cinchonin ist, nach Baup [6]) im reinen Zustande ganz ungefärbt, ziemlich luftbeständig, verwittert in gelinder Wärme schneller, als das saure schwefels. Chinin, krystallisirt in rhomboidalischen Octaedern, löst sich in 0,46 Wasser von 140 C., so wie in gleichen Theilen absoluten Alkohols, aber nicht in Schwefeläther auf. Es enthält 67,241 Cinch., 17,241 Säure und 16,538 Wasser.

2) Salzsaures Cinchonin in zusammengehäuften Nadeln, die in Wasser und Alkohol ganz, in Schwefeläther äußerst wenig sich lösen, in der Wärme leicht flüssiger sind, als Nr. 1, und aus 100 Cinch. und 7,900 bis 8,901 Säure bestehen.

3) Das salpeters. Cinch. schießt unter besonders günstigen Umständen zu Prismen an, deren Grundfläche rechteckig ist; zwei Flächen davon besitzen Perlmutterglanz, wodurch sie sich wesentlich von den Prismen des salpeters. Chinin unterscheiden. Das Salz erscheint bei concentr. Säure, als eine bittere gärbstoffartige Materie, bei verdünnter aber als ein neutrales Salz, das sich beim langsamen Verdampfen aus der concentr. Lösung in ölähnlichen Tropfen ausscheidet, welche bei niederer Temperatur dem Wachs ähneln. Somit läßt sich das Cinchon. leicht von den übrigen Pflanzenkaloiden unterscheiden. Das salpetersaure ist aus 100 Cinch. und 17,594 Säure zusammengesetzt.

4) Das phosphors. Cinch., in dünnen, durchsichtigen Blättern, die sehr leicht in Wasser sich lösen, und schwierig, nur unter besonders günstigen Verhältnissen, krystallisiren.

5) Arseniksaur. Cinch., ein sehr lösliches, schwer krystallisirendes Salz.

6) Essigs. Cinch., mit überschüssiger Säure in kleinen Körnern, oder durchscheinenden Flitterchen, die nach dem Abwaschen nicht sauer sind, aber auch nur sehr gering löslich in Wasser. Die mit etwas Essigsäure geschärfte, wäßrige Auflösung derselben gibt nach dem Verdampfen eine gummige Masse, welche, mit kaltem Wassen übergossen, wieder in das saure, leicht lösliche, und in das neutrale unauflösliche Salz getrennt wird.

6) Sauerklees. Cinch., ein weißes, ohne Säureüberschuß in kaltem Wasser schwer, in kochendem aber stark, und in heißem Weingeiste noch stärker lösliches Neutralsalz. Durch überschüssige Säure wird es in Wasser leichter löslich.

7) Weinsteins. Cinch., ein in Wasser etwas löslicheres Salz, als Nr. 6.

8) Gallussaur. Cinch., in kleinen körnigen, durchscheinenden Krystallen, die in kaltem Wasser schwerer löslich, als im heißen sind. Das Salz wird auch in den Chinadekokten durch Galläpfeltinktur gefället.

9) Chinasaur. Cinch., ein in Wasser sehr auflösliches Chinasalz. (*Th. Schreger.*)

Cincia lex, s. am Ende des Buchst. C.

CINCINALIS, nannte Desvaux die schon von R. Brown bestimmte und Notholaena, besser Nothochlaena genannte Farrenkraut-Gattung *). Daher ist Desvaux Name nicht angenommen. (*Sprengel.*)

CINCINNATI, City und Hauptort der Ohio-Grafschaft Hamilton. Sie liegt Br. 39° 6′ L. 293° 7′ am Ohio und vom Deerfrick durchströmt, so niedrig, daß sie den Überschwemmungen der Springfluten zuweilen ausgesetzt ist, sonst regelmäßig gebauet, hat geräumige Marktplätze, verschiedene öffentliche Gebäude, worunter das Rathhaus und 3 Markthäuser, 10 Kirchen, 1 Akademie, 1 Lancastersches Seminar, 1 Lesebibliothek, mit 8000 Bänden, 4 Banken, 4 Druckereien, worin 2 Zeitungen erscheinen, 1200 meistens backsteinerne Häus. und 1820. 9732 Einw., ist auch der Sitz eines Landamts, 1 Handelsges., 1 Bibelges. und andrer friendlys societies. Sie ist die volkreichste und wichtigste Stadt in Ohio und unstreitig der vornehmste Handelsplatz zwischen Pittsburgh und Neworleans; sie macht besonders lebhafte Geschäfte in Korn, Salz und Kolonialwaren; 1819 versendete sie allein 130,000 Bushels Mehl auf dem Ohio und setzte 120,000 Bushels Salz um. Ihre beiden Wochen- und 4 Jahrmärkte sind mit allen Waren angefüllt und lebhaft besucht. Auch unterhält sie vielerlei Fabriken, worunter 1 Tuch- und 4 Baumwollenzeugmanuf., 2 Glashütten, 2 Reperbahnen, 1 steinerne Dampfmahlmühle,

3) Bei Schweigger a. a. O. S. 476. 4) Vgl. Baup bei Stoltze a. a. O. S. 119. etc. und bei Buchner a. a. O. 1825. 2. Hft. 5) S. oben a. a. O.; vgl. Günther's i. Hufeland's Journ. d. HK. 1825. Retz. — *H. D. A. Ficinus* Cinchonin., medic. efficaciss. adversus cachex. e febre intermittente obortam, tutissime adhibendum. Dresdae. 1815. 8. 6) Bei Buchner a. a. O. S. 243. etc., bei Stoltze S. 120. etc., bei Schweigger a. a. O. S. 472. etc.

*) Berl. Magaz. Bd. 5. S. 311.

die 9 Stockwerk hoch ist, 1 Dampfsägemühle, die in 1 Stunde 800 Fuß schneidet, gute Gärbereien, Töpfereien, Sicheln-, Sensen- und Nagelschmieden. Die Umgegend ist höchst anmuthig; in derselben sieht man mehre Überreste von altindianischen Verschanzungen [1]). (*Hassel.*)

CINCINNATO, 1) Romulo, geb. zu Florenz 1502, gest. zu Madrid 1593. Er lernte die Malerkunst bei Francesco Salviati, wo Pedro Rubiales sein Mitschüler war. Nachdem er in Rom durch seine Kunst sich Achtung erworben, ward er nach Madrid berufen, wohin er im J. 1567 sich begab. Man hat daselbst viele sehr treffliche Frescomalereien von ihm im Alkazar, im Eskurial, und im Palast del Pardo. Die Stoffe derselben sind sämmtlich aus der heiligen Geschichte entnommen, die aber zu seinen Gemälden im Palast des Herzogs del Infantado aus der Mythologie. Eins seiner Gemälde ist aus der Kirche der Jesuiten zu Cuenca in die kön. Akademie des heiligen Ferdinand zu Madrid gekommen. Es stellt eine Beschneidung Christi vor, in welcher man vorzüglich die Verkürzung der einen Figur, welche dem Betrachter den Rücken zukehrt, bewundert. C. sagte auch selbst, er achte einen Fuß von dieser Figur höher als alle Gemälde im Eskurial. — Zu Madrid wurden ihm zwei Söhne geboren; 2) Diego und 3) Francisco Romulo, welche beide dem Vater zur Ehre gereichten. Diego ging im Gesandtschaftsgefolge des Don Fernando Henriquez de Ribera, Herzogs von Alcala, mit nach Rom, und malte daselbst den Papst Urban VIII. drei Mal, zu so großer Zufriedenheit, daß er, außer kostbaren Geschenken, den Christorden erhielt. Er starb zu Rom im J. 1626, und auf Verwenden Philipps IV. übertrug der Papst Diego's Ritterwürde auf dessen Bruder Francisco. (*H.*)

CINCINNATUS (L. Quinctius). Der römische Freistat, unlängst erst aus der Königsgewalt hervorgegangen, und im jugendlich-kräftigen Aufstreben nach Außen, mußte, in nothwendiger Rückwirkung, auch im gleichen Maße in der innern Ausbildung seiner Statsformen mancher Erschütterung unterliegen. Vor Allem war jedoch die Rechtspflege, um aus der willkürlichen Entscheidung der Magistrate, oder der nur ihnen allein bekannten Übung alten Herkommens, in eine, der Gesammtheit zugängliche, geschriebene Gesetzkunde überzugehen, einer gründlichen Verbesserung bedürftig. In sofern jedoch der erste Anstoß hiezu aus dem Volke hervorgehen mußte, konnte das Gesetz des Volkstribuns C. Terentillus Arsa, welches (292 v. R. Erb.) diese Reform, und mit derselben eine völlige Umkehr des Stats, bezweckte, von Seiten der Patricier nur den entschlossensten Widerstand finden, ohne daß diese gleichwol die, in der Folge so verhängnißvolle Ernennung von zehn Männern (Decemviri) für die Einrichtung der neuen Gesetzgebung zu hindern vermochten. Der heftigste Gegner des terentilischen Gesetzes war jedoch Quinctius Cäso, der Sohn des L. Qu. Cincinnatus, eines der angesehensten und verdientesten Männer im State; bis auch er sich bald vor der Volksgewalt beugen mußte, die das Übel der Verbannung und einer verwirkten hohen Caution über ihn aussprach. Vergebens hatte der Senat — vergebens der hart gekränkte Vater die Milderung dieses Spruches versucht. Cincinnatus, um die Strafgelder zu erlegen, sah sich sogar genöthigt, den größten Theil seines Vermögens aufzuopfern, und mit eben so tief verwundetem Vatergefühle, als zur tiefen Armuth herabgedrückt, zog er sich auf eine, unfern von Rom, jenseit der Tiber gelegene, kleine ländliche Besitzung, den ganzen geretteten Rest seiner Habe, zurück, wo er mit eigner Hand dem Boden seinen einfachen Unterhalt abgewann.

Bevor jedoch jenes Gesetz noch völlig durchdrang und als die Gemüther beider Parteien noch in voller Erbitterung gegen einander flammten, fand der Konsul P. Valerius Publicola seinen Tod in einem Gefechte, wodurch der Sabiner Herdonicus wieder aus dem Besitz des, nächtlicher Weise überfallenen, Kapitols verdrängt wurde; (294) und der Senat setzte nunmehr die Wahl des Cincinnatus für den Rest des Jahres mit einer entschiedenen Stimmenmehrheit in den Comitien durch, um sich an ihm eine entschiedene Stütze zu geben. Die Abgeordneten, welche ihm diese Ernennung ankündigen sollten, fanden ihn, in schlichter Größe, halb nackend, auf seinem Acker beschäftigt; wo er alsbald den Pflug und sein Joch Ochsen verließ, um sich in seiner Hütte in ein, dieser Gelegenheit angemesseneres, Gewand zu kleiden und sodann als Konsul feierlich begrüßt zu werden. Nachdenkend, schweigend und endlich sogar das Auge voll Thränen, brach er in den Seufzer aus: „So wird denn dieß Jahr mein Feld unbestellt bleiben!" — befahl seinem Weibe die Sorge des Haushalts, und folgte seinen Begleitern nach Rom. Hier donnerte er alsbald von der Rednerbühne eben sowol gegen den Senat, dessen Schwäche — als gegen die Volkstribunen, deren ungemessene Neuerungssucht nur Zwietracht ausbrüte und den Stat an den Rand des Verderbens führe. Zugleich schwor er, daß er Alles daran setzen werde, jenes Gesetz wenigstens in diesem Jahre niederzuhalten, indem er zur Stelle die Legionen gegen die Volsker ins Feld zu führen und bis zum letzten Tage seines Konsulats darin zu erhalten gedenke, nachdem sie bereits in die Hände seines Kollegen zur Fahne geschworen hätten. Dieser Eid behauptete auch seine Heiligkeit gegen alle Einwendungen der Tribunen, welche denselben vergeblich als ungesetzlich zu entkräften suchten und der eisernen Festigkeit des Konsuls weichen mußten. Sie mußten auch nur um so mehr in Furcht gerathen, da er, wenn auch nicht mit einer, außerhalb Roms, zu haltenden Volksversammlung, wo ihre gesetzliche Vollmacht aufhörte, und wo er alle ihre Entwürfe für immer vernichten wolle, drohte, sondern auch wiederholt erklärte, daß er die Wahl neuer Konsuln für das nächste Jahr verhindern werde, weil für ein Übermaß des Übels nur in außerordentlichen Mitteln Hilfe zu finden sei. — So groß war damals die Ehrfurcht vor den eingeführten konstitutionellen Formen, daß diese gedrohte Maßregel, gleich einem Talisman, mit Bestürzung und ängstlicher Sorge auf alle Gemüther wirkte. Die Tribunen verläugneten ihren Trotz und gelobten, sich allen Verfügungen des Konsuls zu unterwerfen.

1) *Dan. Drake* natur. and stat. view or picture of Cincinnati and the Miami country. Cincinn. 1815. 12.

Man verglich sich endlich dahin, daß dieses Jahr weder von dem terentillischen Gesetze noch von dem Feldzuge gegen die Volsker die Rede seyn, daß aber auch die Tribunen ihre amtliche Würde nicht, wie bisher, in das folgende Jahr verlängern sollten. Cincinnatus stellte darauf die, seit mehren Jahren unterbrochene, gewohnte Rechtspflege her; saß selbst mit Milde und Unparteilichkeit, unermüdet und Allen zugänglich, zu Gericht, und wußte sich die Herzen dergestalt zu gewinnen, daß die Tribunen keinen Stoff zu neuen Unruhen mehr fanden und dem Volke schier als überflüssig erschienen. Volk und Senat kamen demnach auch in dem Gedanken überein, ihn für das nächste Jahr wiederholt mit dem Konsulat zu bekleiden; und Letzterem lag dieser Wunsch nur um so näher, sich in ihm ein kräftiges Gegengewicht zu sichern, falls die Tribunen den Versuch erneuern sollten, sich in ihren Ämtern zu behaupten. Jedoch ferne blieb von dem strengen Römer der Gedanke, das Statsgesetz durch eine solche Neuerung durchlöchern zu lassen, oder Mißbrauch durch Mißbrauch zu hemmen. Sein Widerstand war so entschlossen und nachdrücklich, daß man die Sache endlich aufgab, und, durchdrungen von Bewunderung und Hochachtung, ihn zu seiner Hütte und zu seinem Pfluge, nach abgelegter Würde, wieder entließ.

Zwei Jahre später (296) hatte der Konsul L. Minucius sich, im Feldzuge gegen die Äquer, unvorsichtig in eine Gebirgsschlucht locken lassen, wo ihm der Feind von allen Seiten den Weg versperrte und, als der versuchte Durchbruch mißlang, der Hunger ihn mit einer nahen schimpflichen Ergebung bedrohte. Die Zeitung dieser Gefahr erscholl alsbald nach Rom und erregte eine allgemeine Bestürzung. Der Senat, das Äußerste befürchtend, foderte einen Dictator; und nur Cincinnatus schien den Stat retten zu können. Er ward ernannt, abermals hinter seinen Pflugstieren hervorgezogen und von seinen drei Söhnen und dem Senat, dieser höchsten Würde gemäß, feierlich in die Stadt eingeführt. Sein Zuspruch beruhigte flugs alle Gemüther, während er zugleich alle Tribunale, wie alle Werkstätten, schließen und das allgemeine Sinnen und Streben nur auf das Bedrängniß des, schon seit drei Tagen eingeschloßnen, Heeres gerichtet seyn ließ. Gleich am nächsten Tage trat Alles, was die Waffen zu tragen vermochte, auf dem Marsfelde zusammen; der Zug ward begonnen, und dem ganzen Heere galt es um so rastlosere Eile, da jeder nächste Augenblick vielleicht schon eine traurige Entscheidung herbeigeführt haben konnte. — Endlich steht man um Mitternacht in der unmittelbaren Nähe des feindlichen Lagers, das in seiner ganzen Ausdehnung umringt und stracks mit einem verpfählten Graben umzogen wird, während die Truppen, auf ein gegebenes Zeichen, ein Feldgeschrei erheben und dadurch eben sowol den erschreckten Äquern, als dem eingeschlossenen Konsularheere, ihre Gegenwart verkünden. Das Letztere säumt nicht, den willkommenen Entsatz durch einen Angriff im Rücken kräftig zu unterstützen; und bleibt auch der Erfolg dieses nächtlichen Kampfs unentschieden, so hinderte er doch den Feind, der seine Kräfte theilen muß: sich der vollendeten Einschließung durch das Heer des Dictators zu widersetzen. Jetzt, mit Tagesanbruch, erschien aber auch dieser neue Gegner in so drohender Haltung, daß die Äquer bei beiden römischen Feldherren um Schonung, auch auf die härtesten Bedingungen, flehten. Cincinnatus legte ihnen das schmählichste Loos auf, unter dem Joche durchzugehen und ihre Häupter, den Heerführer Gracchus an der Spitze, gebunden in die römische Willkür auszuliefern. Streng gegen den bezwungenen Feind, war es aber Cincinnatus nicht minder gegen das befreiete Heer, das er von der Theilnahme an der reichen Lagerbeute ausschloß, und gegen Minucius, den er vom Konsul zum Unterfeldherren entsetzte. Ihn selbst erwartete zu Rom einer der herrlichsten Triumphe, die je ein Sieger feierte, und zu welchem er sich das Verdienst durch einen Feldzug von drei Tagen erworben hatte. Schon nach 16 Tagen legte er die Dictatur wieder nieder und würde es noch früher gethan haben, wäre nicht die Anklage gegen den Tribun Volscius zu entscheiden gewesen, welcher durch sein, jetzt als falsch erwiesenes, Zeugniß vornehmlich zu Cäso's Verbannung den Ausschlag gegeben hatte. Jetzt traf denselben das gleiche Loos, während der Letztere ehrenvoll zurück gerufen wurde. Cincinnatus kehrte nun wiederum zu seinen 4 Joch Acker zurück, die noch lange nachher „das Feld des Quinctius" hießen und ihm theurer, als alle Genüsse des Ehrgeizes, waren. Der Senat hatte ihm von den feindlichen Ländereien so viel, als er selbst begehren würde, sammt einer verhältnißmäßigen Anzahl von Sklaven und Zugvieh, zum Geschenk erboten; seine Freunde und Verwandten wollten sich vereinigen, seine Glücksumstände mit seinen Verdiensten auszugleichen: aber großherzig wies er das Eine, wie das Andere, von sich zurück, ohne den Werth dieser Anerbietungen zu verkennen.

Noch aber war im folgenden Jahre (297) die Fehde gegen die Äquer und Sabiner nicht beendigt, als die fünf Volkstribunen, welche Mittel gefunden hatten, sich in ihren Ämtern jetzt schon ins fünfte Jahr zu behaupten, die neuen Konsuln an der Aushebung der nöthigen Truppen, wie gewöhnlich, zu hindern und dadurch in ihrer Wirksamkeit zu lähmen suchten. Cincinnatus, welcher seine Feldarbeiten verlassen hatte, gab seine energische Meinung dahin ab, dieses Hinderniß zu umgehen, indem die Konsuln, die Patricier, unrücksichtlich ihres Alters, und Alles, was als Freund oder Client zu ihnen hielte, die Waffen ergriffe, um gegen den Feind zu ziehen; — ein Beispiel, welches nicht verfehlen werde, alle gutgesinnten Bürger unwiderstehlich mit sich fortzureißen. Er selbst gedenke dabei in den vordersten Reihen zu stehen. Es geschah, wie er gewollt; und der Anblick dieser ehrwürdigen Schar ergriff die Gemüther der Menge dergestalt, daß die Tribunen, um nicht alle Volksgunst einzubüßen, es rathsam fanden, mit dem Senat auf Unterhandlungen einzugehen. Sie willigten in die Truppenaushebung; sie verstanden sich sogar zum Ausscheiden aus ihrem Posten für das nächste Jahr: allein sie foderten auch, zum Besten des Volks, die Vermehrung ihrer Zahl bis auf Zehn. Cincinnatus, welcher dafür hielt, daß in eben dem Zahlverhältniß auch die Einigkeit aus ihrer Mitte entweichen werde, vermochte seine Standesgenossen, in diesen Vorschlag zu willigen.

Vierzehn Jahre später, nachdem der Stat in dem

beschrieben, die beiden einander entgegen stehenden Gewalten als Gleichgewicht zu setzen, eine Reihe der heftigsten Erschütterungen in seinem Innern durchgegangen, war sie eine neue dringende Gefahr in der Konspiration des Spurius Mälius, vom Ritterstande, dessen Versuch ihn seine Blicke auf die Wiederherstellung der Königsgewalt in Rom richten ließ, und wozu er in Folge reichlicher Getreidespenden, während einer drückenden Hungersnoth, bei dem Volke, und selbst bei den Tribunen, bereits sehr weit gehende Verbindungen anzuknüpfen gewußt hatte. Erst spät kamen diese geheimen Umtriebe zur Kunde des Senats, welcher die Gefahr für bedeutend genug erkannte, um, zu Abwendung derselben, sofort auf die Ernennung eines Dictators zu dringen. Wiederum schien Cincinnatus gerade der Mann, dessen es hier bedurfte. Vergebens wandte er ihnen sein 80jähriges Greisenalter ein; er mußte sich bequemen, abermals seine erfahrne und immer noch kräftige Hand zur Rettung des Staats zu erheben.

Schon am nächsten Tage trat er demnach, unerwartet und in vollem Pomp dieser unbeschränkten Gewalt, unter das versammelte und nun so jäher bestürzte Volk, da es sich im vollen Frieden wähnte. Um so schneller aber ahneten Mälius und seine Genossen die Bedeutung dieser imposanten Erscheinung; und das nur um so ungezweifelter, da er stracks auch sich vor jenen Gebieter gefodert, und, als er schwankte, ob er folgen solle, vom Lictor ergriffen sah. Mälius rief das Volk, dessen Wohlthäter und Ernährer er gewesen sei, zu seinem Beistande; ein Theil desselben schlug sich zu ihm; er selbst versuchte, im dichten Gedränge zu entschlüpfen. Doch C. Servilius Ahala, des Dictators Beistand (Magister equitum), erreichte und durchbohrte den Schuldigen, während noch immer ein großer Theil der Versammlung diesen blutigen Vorgang nicht zu begreifen vermochte. Des Dictators Weisheit aber verstand sich darauf, die erschrocknen und ungewissen Gemüther schnell zu besänftigen und dieß Volk von Königshassern von der Strafbarkeit jenes verblendeten Thoren zu überzeugen. Seinen Verbündeten weiter nachzuspüren, hielt Cincinnatus nicht für erfoderlich, da mit ihrem Haupte auch ihre gefährliche Bedeutung erloschen war. Die Rache der Tribunen suchte sich indeß den Servilius zum Gegenstande, weil er, ohne gerichtliches Verfahren und selbst ohne Geheiß des Dictators, sich an dem Leben des Schuldigen vergriffen hatte. Um ihn, nach Abgang der Dictatur, zur Verantwortung zu ziehen, unterhielten sie allerlei unruhige Bewegungen im Volke, und erreichten es wenigstens, daß, statt der Konsuln des nächsten Jahres, wiederum, wie schon früher, Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt ernannt wurden, um zum Theil in deren Stelle zu rücken. Doch diese Hoffnung schlug fehl, und sogar L. Quinctius, ein Sohn des Cincinnatus (dessen hier allein und, als abermaligen Konsulartribuns, im J. 331, Erwähnung geschieht), war unter den drei wirklich Erwählten *). (*Haken.*)

CINCINNATUS (**Titus Quinctius Pennus**), ein dritter Sohn des Dictators, gelangte mit C. Julius Mento 324 zum Konsulat, ohne jemals mit diesem seinem Amtsgenossen zu einem friedlichen Einverständnisse gelangen zu können. Diese Mißhelligkeit erregte die Besorgnisse des Senats um so mehr, da ein schwerer Krieg mit den Äquern und Volskern bevor stand, und diese ihm die Nothwendigkeit zu Ernennung eines Dictators nahe zu legen. Doch gerade dieß, was jeder sehr gern ihre Wünsche und ihre Geltung umstieß, führte sie wenigstens zu der Einstimmigkeit zurück, eine solche, gefährlich von ihnen erachtete Ernennung beharrlich zurück zu weisen. Da schlug Q. Servilius Priscus, ein alter verdienter Konsular, den Tribunen den, in seinen Folgen nur zu verderblichen, Ausweg vor, mit der konstitutionellen Autorität, die in ihre Hände gelegt sei, einzuschreiten, und die Konsuln zu einer solchen Ernennung zu nöthigen. Gern und ergriffen die Tribunen eine Maßregel, welche ihrer Gewalt so schmeichelhaft sein mußte, erklärten einhellig die Konsuln hierin dem Willen des Senats untergeordnet, und drohten, sie im Weigerungsfalle verhaften zu lassen. Die Konsuln waren [illegible] genug, sich lieber den Tribunen, als dem Senat be[illegible] zu wollen. Doch auch selbst in dieser Wahl konnten sich ihre abweichenden Ansichten nicht einigen, und so mußte endlich das Loos das Ernennungsrecht unter Beiden entscheiden. Es fiel dem Cincinnatus zu, welcher sich darauf für A. Postumius Tubertus, seinen Schwiegervater, erklärte. — Der Dictator theilte sein Heer, dessen eine Hälfte er unter Cincinnatus Anführung stellte; und gemeinschaftlich erfochten sie einen ausgezeichneten, aber blutigen, Sieg über die, gleichfalls in zwei Lager getheilten Veier und Fidenater, worin alle Heerführer verwundet wurden, und der Konsul gleichfalls eine schwere Verletzung am Arme davon trug. Dieß hinderte ihn gleichwol nicht, den Rest der Feinde, der sich wacker in das andere Lager durchgeschlagen hatte, dahin zu verfolgen und dasselbe zu bestürmen. Er selbst schleuderte eine Fahne über den feindlichen Wall hinüber und ermuthigte dadurch seine Truppen zu so kühner Bestürmung, daß die Stellung erobert und der Feind zur unbedingten Ergebung genöthigt wurde. — Drei Jahre hierauf (327) gelangte Cincinnatus, in Anerkenntniß seiner Verdienste, aufs neue zum Konsulat, ohne daß ihm jedoch Gelegenheit zu neuer Auszeichnung gegeben wurde. Im J. 329 war er unter den erwählten vier Konsulartribunen und stand mit zwei seiner Gehilfen gegen die Veier im Felde; ein Vervielfältigung des Oberbefehls und dadurch auch der Meinungen, welche ihre Strafe sofort mit sich führte, indem der Gegner sie, nicht sowol mit Verlust, als mit Schimpf, aus ihrer Stellung vertrieb und in ihr Lager zurück drängte. In Rom indeß empfand man diesen Unfall so schmerzlich, daß man sofort wieder in der Ernennung eines Dictators eine Aushilfe suchte. Der daheim gebliebene Konsulartribun ernannte den Mamercus Ämilius, welcher alsbald dem Feinde bei Fidenä entgegen rückte. Cincinnatus erhielt von ihm den Befehl, sich einer Höhe im Rücken desselben zu bemächtigen, und entschied durch diese geschickte Bewegung das Treffen, welches zu den hartnäckigsten und blutigsten gehörte und sich mit der raschen Einnahme von Fidenä selbst endigte. Wie

*) Liv. IV, 13 f. — *Aurel. Vict.* 24. — *Eutrop.* I, 5. — *Val. Max.* VI, 3. 4. 7.

glänzend aber auch des Cincinnatus Antheil an diesem Siege gewesen, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Volkstribunen ihn, aus wüthendem Parteihaß, wegen jener früheren Einbuße gegen die Vejer, noch nach fünf Jahren, in einem vermeinten günstigen Augenblick zur Rechenschaft zogen. In der That auch mußte sein damaliger Genosse M. Posthumius die alte Schuld mit einer Geldstrafe büßen, während Cincinnatus, sowol im Betracht seines späteren Wettmachens, als der Verdienste seines Vaters und Großvaters, frei gesprochen wurde †).

(*Haken.*)

CINCINNATUS-ORDEN. Als sich, nach einem achtjährigen Kampfe, die britischen Kolonien in Nordamerika von dem Mutterlande abgerissen und zu unabhängigen Staten erhoben hatten, wurde zur Verewigung des Andenkens an diese große Begebenheit, von den Offizieren der amerikanischen Armee beschlossen, eine Gesellschaft zu errichten, deren Zwecke seyn sollten: über Aufrechthaltung der eben errungenen Rechte und Freiheit zu wachen und sich einander beizustehen. Entschlossen, nach vollendetem Kampfe, wie der Römer Cincinnatus, zu ihrem Herde zurück zu kehren, nannten sie sich die Gesellschaft der Cincinnaten. Das gewählte Ordenszeichen, das an einem 2 Zoll breiten, dunkelblauen, weißgeränderten Bande hing, stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, wie ihm drei Senatoren ein Schwert und andere militärische Attribute überreichen, im Hintergrunde seine Ehefrau an der Hütte steht, nebst Pflug und Ackergeräth, umgeben von den Worten: omnia relinquit servare rem publicam. Auf der Kehrseite sah man die aufgehende Sonne, eine Stadt mit offenem Thore, Schiffe, die in den Hafen einlaufen, die Fama, die den Cincinnatus krönt und die Worte: virtutis praemium societatis Cincinnati institutae 1783. Unten in einem Abschnitt waren noch zwei geschlossene Hände, die ein Herz hielten mit dem Motto: estu perpetua. Das Ganze umschlossen die Worte: Societas Cincinnatorum instituta A. D. 1783. Diese Dekoration sollte erblich seyn, sogar auf Seitenverwandte übergehen, Ehrenmitgliedern aber nur auf Lebenszeit ertheilt werden können. Als solche wurden viele französische Seeoffiziere bis zum Obersten einschließlich herab, die mit den Amerikanern gestritten hatten [1]), sogleich aufgenommen und ein eigener Deputirter in der Person des Majors Lenfant nach Paris geschickt, ihnen die Dekoration zu übergeben.

Als erster Präsident der Gesellschaft wurde Washington selbst erwählt und diese Stelle von ihm auch angenommen.

Das Statut der Gesellschaft war im Kantonnirungsquartier zu Hudsonsbai 1783 (ohne Angabe des Tages), ausgefertigt [2]) und von dem kommandirenden General, den Stabsoffizieren, den Delegirten verschiedener Regimenter und dem Corps der Armee unterzeichnet.

Kaum aber war der Inhalt desselben bekannt, als sich aus allen Theilen der neuen Freistaten die heftigsten Stimmen dagegen erhoben, die Cincinnaten für eine der Freiheit und dem Frieden der vereinigten Staten gefährliche und den angenommenen Grundsätzen ganz entgegen strebende Verbindung, ja, für einen erblichen Kriegsadel erklärten, der mit der Zeit aristokratische Unterdrückung zur Folge haben könne [3]). Und als nun gerade um diese Zeit aus Polen Dekorationen des Ordens der Vorsehung an die ersten Beamten der vereinigten Staten eingingen: so erklärte der Kongreß, daß dergleichen äußere Zeichen, den angenommenen Grundsätzen der jungen Republiken nach, ganz unerlaubt wären und verboten seyn sollten. Dieß veranlaßte die Cincinnaten, am 3. Mai 1783 in Philadelphia eine Generalversammlung zu halten. Washington, der wol fühlen mochte, daß die Cincinnaten von ihrer Opposition aus dem richtigsten Standpunkte betrachtet würden, bemühte sich nun selbst die Gesellschaft wieder aufzulösen. Er fand zwar großen Widerspruch, siegte aber doch, und schon war der Beschluß gefaßt, den Orden für aufgelöst zu erklären, als der nach Paris gesandte Major Lenfant zurück kam, mit sehr schmeichelhaften Erklärungen des Königs von Frankreich über die seinen Offizieren ertheilte Dekoration des neuen Ordens, die von denselben sogleich angelegt worden sei. — Dieser Umstand gab dem schon feststehenden Entschlusse der Cincinnaten wieder eine andere Wendung. Sie glaubten, den König von Frankreich, der sich so günstig darüber geäußert hatte, durch die Aufhebung des Ordens zu beleidigen und beschlossen daher, die Statuten desselben abzuändern und besonders den sehr anstößig gewesenen Punkt: daß der Orden erblich seyn solle, zu streichen, so wie auch keine neuen Mitglieder weiter aufzunehmen. Hiedurch war schon sein allmäliges Erlöschen ausgesprochen; aber er verschwand noch zeitiger, denn die Mitglieder legten die Dekoration nach und nach von selbst ab. Die französischen Offiziere trugen sie aber bis zum Ausbruche der Revolution ihres Vaterlandes. — Diese Dekoration erhielt bei der gehaltenen Versammlung am 3. Mai ebenfalls eine Abänderung. Sie wurde in einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln verwandelt, über dessen Kopfe Lorberzweige einen Kranz bildeten und auf dessen Brust das oben beschriebene Sinnbild stand. Im linken Knopfloche hing es an einem blauen, mit Lilien gestickten Bande, als Zeichen der Freundschaft zwischen Frankreich und Amerika. (*F. Gottschalck.*)

Cincinnurus *Viell.*, eine aus Paradisea regia *Gm.* gebildete Vögelgattung, s. Paradisea.

CINCIUS, Lucius Cincius Alimentus oder Alimentius, der im J. R. 541 zum Prätor erwählt wurde, wird öfters als geachteter historischer Schriftsteller aufge-

†) *Liv.* IV, 26—36.

1) Unter den Ausländern, die mit den Amerikanern gefochten hatten, und den neuen Orden erhielten, befand sich auch Kosciuszko. Vgl. Thadd. Kosciuszko, Polens Oberfeldherr von K. Falkenstein in den Zeitgenossen, N. R. XXII—XXIII. auch besonders gedruckt und mit mehren Aktenstücken erläutert. Leipzig 1827. gr. 8., wo über diesen Orden ausführlicher gesprochen ist. (*H.*)

2) Im Journal militaire v. 15. April 1785 ist das Statut wörtlich zu finden.

3) Vgl. hierüber, außer den allgemeinen Geschichten der nordamerikanischen Revolution, des Grafen von Mirabeau Sammlung einiger philosoph. und politischen Schriften, die vereinigten Staten von Nordamerika betr. Nebst einem Schreiben desselben an den Übersetzer (J. Brahl) A. d. Franz. Berl. und Libau 1788. 8. (*H.*)

führt. Er schrieb eine römische Geschichte vom Ursprunge Roms an (*Dion. Halic.* I, 74.), und Livius rühmt ihn als einen solchen, der auf alte Denkmale sehr aufmerksam gewesen sei (VII, 3.). Ferner schrieb er eine Geschichte des zweiten punischen Krieges, wie die vorige in griechischer Sprache. Er konnte hievon zum Theil als Augenzeuge sprechen, denn er überkam als Prätor Sicilien. Eine Zeit lang war er Hannibals Gefangener, und Livius legte deßhalb auf seine Berichte über Hannibal einen besondern Werth (XXI, 38.). Leider hat sich aber von allen seinen Schriften nichts erhalten. (*H.*)

CINCLIDIUM, nannte Swartz eine Moosgattung mit doppeltem Peristom, wo das innere eine kegelförmige, mit ovalen Fenstern durchbohrte Membran ist. Wir kennen nur eine Art: C. *stygium* Sw., die in Sümpfen des nördlichen Teutschlandes und Schwedens wild wächst *). (*Sprengel.*)

CINCLIDOTUS, nannte Palisot-Beauvois eine Moosgattung, deren einfaches Peristom aus gedrehten, mehren Theils zusammen mündenden, wimperartigen Zähnen besteht. Die einzige bekannte Art: C. *fontinalioides* P. B. wächst an Felsen und Steinen in Flüssen und Bächen Europens. Es ist Fontinalis minor *L.*, Trichostomum fontinalioides *Hedw.* †). (*Sprengel.*)

CINCLUS *Bechst.*, Wasserschwätzer, Gattung aus der Ordnung der Waldvögel (Insessores *Vigors*) und der Familie der Drosseln (Merulidae *Vig.*). Zur Charakteristik derselben dienen das braun und weiß gemischte Gefieder, der kurze, gerade, an der Spitze zusammengedrückte Schnabel, die mit einer Haut bedeckten Nasenlöcher, starke Füße und die vorn mit einer einzigen Tafel bekleideten Fersen. Der Schwanz ist kurz, und das dichte Gefieder schützt den Körper gegen das Eindringen des Wassers. Die Füße sind auf Kosten der kurzen Flügel ausgebildet und von letzteren die 3te und 4te Schwungfeder die längsten, die Nägel kurz, und die äußere Zehe an der Wurzel mit der mittleren verbunden. — Die eigentliche Lebensweise der Cinclus läßt auf manche Abweichungen in ihrer innern Bildung von ihren Familienverwandten schließen. Sie bewohnen die Ufer der Gebirgsgewässer von ganz Europa, lieben die Nachbarschaft der Wasserfälle und tauchen nicht bloß unter das Wasser, sondern laufen auf dem Boden der Bäche und Gewässer umher. In ihren Bewegungen auf der Erde sind sie äußerst rasch, und nähern sich in ihrem Betragen den Sumpfvögeln. Ihr Gesang ist angenehm und unterbricht die einförmige Stille der Gebirgsgegenden, welche sie im Sommer bewohnen. Im Winter streifen sie, ohne eigentliche Zugvögel zu seyn, weiter umher. Ihre Nester findet man in Felsenritzen und Uferlöchern.

Sturnus cinclus *Lin.*, Cinclus aquaticus *Bechst.*, braun mit weißer Kehle und Brust, bewohnt in Europa Italien, die Schweiz, Teutschland, Frankreich und England und findet sich in Skandinavien bis über den arktischen Kreis hinaus. Zetterstedt fand das Nest dieser Art in Lappland im Julius an den Felsen, über welchen sich die Torneå-elve aus dem See gleichen Namens herab stürzt. In südlicheren Gegenden brütet der Vogel frühzeitiger. Er legt 3 — 6 weiße Eier, und lebt von Insekten, und deren Larven, wie auch wahrscheinlich vom Fischlaich.

C. Pallasii *Temm.*, einfarbig, braun ohne Weiß, bewohnt wahrscheinlich die Krim.

Neuerdings hat Hr. Brehm zwei neue Arten von C. bekannt gemacht, die aber andere Naturforscher noch nicht als solche anerkannt haben. (*Boje.*)

Cinder, s. Torf.

CINDERS, eine Art von Coaks, welche man durch das Löschen brennender Steinkohlen mit Wasser erhält. Unter diesem Namen kommen auch zuweilen die Ofencoaks vor. (*Th. Schreger.*)

Cinellen, s. Becken Th. VIII. S. 293.

CINELLI Calvoli (Giovanni), ein italienischer Arzt, aber bekannter als Literator, war geboren zu Florenz den 26. Febr. 1625, studirte zu Pisa, wurde daselbst Doktor der Philosophie und Medizin und lebte nachher als praktischer Arzt, erst auf der Insel Elba, dann in dem Flecken S. Sepolcro bei Florenz. In der Folge rief die Erziehung seiner Kinder erster Ehe ihn nach einer zweiten Verheirathung in die Hauptstadt zurück, wo er sich, begünstigt durch die Freundschaft des berühmten Magliabecchi, welcher der Bibliothek des Großherzogs vorstand, in die Schätze dieser Sammlung vergrub. Sein Hauptaugenmerk war auf die toskanische Literaturgeschichte gerichtet, und er sammelte namentlich die Titel und Inhaltsanzeigen von Programmen und andern kleinen Werken, deren Auffindung für spätere Benutzung oft eben so schwierig als wichtig ist. Diese Arbeiten gab er in Heften unter dem Titel: Biblioteca volante, in 8. zu Florenz seit 1677 heraus. Das dritte und vierte Heft erschienen zu Neapel 1682 und 1685. Cinelli gerieth durch eine Bemerkung über einen medizinischen Streit im 4ten Hefte dieser Blätter in Händel mit dem Leibarzte des Großherzogs Cosmus III., und dieser setzte durch seinen Einfluß bei Hofe die Verbrennung der, wie er behauptete, verleumderischen Schrift durch. Der Verurtheilte unterwarf sich Anfangs dem Spruche, aber bald nachher verließ er Florenz und vertheidigte sich mit streitsüchtiger Heftigkeit. Er hielt sich in Venedig, Bologna und Modena auf, las hier und da über toskanische Sprache und Literatur, und mußte auch zu ärztlicher Praxis wieder seine Zuflucht nehmen. Seine literarischen Händel dauerten fort und bewogen ihn, in Folge eines Angriffs auf seinen und Magliabecchi's ehrlichen Namen seine Biographie als Apologie zu schreiben. Aber diese war so voll Galle und Geifer, daß sein eigener Sohn ein Mönch, sie aus christlicher Liebe zerriß. 1699 wurde Cinelli zum ersten Arzte des Kardinals Bichi, Bischofs von Ancona, berufen, und nach dessen Tode trat er mit demselben Titel in den Dienst der Casa Santa von Loreto. Hier kam er zu einer ruhigen Besinnung über sich und seine literarischen Händel, nahm Manches von seinen leidenschaftlichen Ausfällen zurück, vernichtete Anderes, das noch nicht gedruckt war, und starb den 18ten April 1706. Seine Biblioteca volante war bis dahin zum 16. Hefte vorgerückt, und vier erschienen nach sei-

*) *Schwägrich.* suppl. 1. 2. t. 67.
†) stirp. 3. t. 14.

nem Tode, redigirt durch seinen Freund, den Doktor Sancassano. Derselbe vereinigte die 20 Hefte später in einer Ausgabe von 4 Quartbänden: Vened. 1734, noch jetzt eine brauchbare Materialiensammlung für das Studium der italienischen Literatur. Cinelli's Manuscripte, Vorarbeiten und Bruchstücke einer Biblioteca degli Scrittori fiorentini e toscani, befinden sich in der Bibl. Magliab. zu Florenz *). (*W. Müller.*)

CINERARIA, Aschenkraut, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19ten Linné'schen Klasse. Sie hat einen einfachen, vieltheiligen, gemeinschaftlichen Kelch, nackte Fruchtboden und haarige Samenkrone. Senecio unterscheidet sich bloß durch schwarze Flecken an der Spitze des Kelches und durch eine äußere Hülle des Kelches. Fast hundert bekannte Arten dieser Gattung werden in zwei Hauptabtheilungen abgesondert, solche, deren Blumen einen Strahl haben, und solche, die ihn nicht haben. Bei den erstern fehlt auch bisweilen der Strahl, woraus man fälschlich eigene Arten gemacht hat. So ist C. capitata *Wahlenb.* nichts Anderes als C. aurantiaca *Hopp.* C. campestris *Retz.* verliert in Nordamerika entweder ganz den Strahl, oder er verkürzt sich bedeutend: dieß ist Senecio tomentosus *Michaux.* Die, bei denen der Mangel des Strahls wesentlich ist, wachsen alle im südlichen Afrika, und werden von *Thunberg* Doria genannt. (*Sprengel.*)

CINESI, ein am Meere gelegener Marktfl. der sicilischen Intendantur Palermo, mit 3000 Einw., welche einen ergiebigen Bau von Manna, Wein, Karuben, indischen Feigen rc. treiben. (*W. Müller.*)

Cinetus, s. Belyta.

CINEY, Stadt im Bezirk Dinant der niederl. Prov. Namur am Haljour, ist ummauert, hat 2 Kirchen, 1 Hospital und 1022 Einw., die erhebliche Töpfereien betreiben. (*Hassel.*)

Cingalesen, s. Singalesen.

Cingaroli, s. am Ende des Buchst. C.

Cinglus, s. Perca.

CINGOLI, eine ummauerte, am Abhange eines Berges erbaute Stadt mit 2022 Einw. in der päpstlichen Delegation Macerata; das alte Cingulum, s. Cingulum. (*W. Müller.*)

Cingst, s. Zingst.

CINGULATA, Gürtelthiere, bilden bei Illiger [1]) die erste Familie seiner Ordnung Effodientia, Scharrthiere. Jene Familie, die eine sehr gut getrennte und natürliche ist, zeichnet sich vor allen übrigen Abtheilungen der Säugthiere durch die höchst merkwürdige Körperbildung auf den ersten Blick aus. Es findet sich bei ihnen ein starker, aus eckigen harten Schildern gebildeter Rückenpanzer. Über die Mitte des Rückens laufen mehr oder minder zahlreiche getrennte Querreihen oder Gürtel von Schildern gebildet. Durch diesen sonderbaren Panzer erinnern jene Thiere, wenigstens entfernt, an die Gestalt verschiedener Amphibien, und insbesondere der Schildkröten. Vorderzähne und Eckzähne finden sich nicht, wol aber ganz einfache Backzähne. Die kurzen Füße haben getrennte Zehen, welche mit starken, zum Graben eingerichteten Krallen bewaffnet sind. Es besteht diese Familie nur aus einigen Geschlechtern, und zwar nach Illiger aus dem Gen. Tolypentes, Knäuelthiere, und Dasypus (besser wol mit *Brisson* Cataphractus genannt), Gürtelthier. Die Arten des erstern Geschlechts unterscheiden sich vor denen des zweiten nur dadurch, daß jene sich, wie die Igel, bei bevorstehender Gefahr zusammenkugeln können, diese dagegen nicht. Da sonst Körperform und Lebensweise ganz dieselben sind, so müssen wir das Gen. Tolypentes verwerfen, und die Arten als eine eigene Abtheilung unter Dasypus stellen. Außer den genannten Thieren müssen wir noch zu dieser Familie ein neues Säugethiergeschlecht, nämlich das Gen. Chlamyphorus, von Harlan, zählen. Die einzige hieher gehörende Art kommt im Innern von Chili vor, im Westen der Cordilleren, in der Provinz Cuyo, und ist Chl. Truncatus *Harl.* genannt. Der Körper hinten scharf abgestutzt. Nach Harlan's Bemerkung soll dieses Thier in seinem Baue die Charaktere der Geschlechter Dasypus, Talpa und Bradypus vereinigen: ein schönes Verbindungsglied also mehr in den Reihen der Säugethiere [2]). — Zu bemerken ist noch, daß alle bekannten Arten dieser Familie, wozu meistens kleine, eine wohlschmeckende Speise liefernde Thiere gehören, ausschließlich dem Süden von Amerika angehören. — Das Weitere s. im Art. Dasypus. (*Leuckart.*)

CINGULUM, ein Städtchen im innern Lande des Picenum, auf steilen Bergen westlich von Auximum gelegen. Cäsar machte es im Bürgerkriege zu einer Festung †), und es ist noch jetzt unter den Namen Cingoli vorhanden s. d. obigen Art. (*W. Müller.*)

CINNA, eine Grasgattung aus der ersten Linné'schen Klasse. Die Blüthen stehn in Rispen und haben einen sehr zugespitzten Kelch, der kürzer als die gestielte Corolle ist. Letztere hat eine Borste unter der gespaltenen Spitze der untern Spelze (*Palisot-Beauvois* agrost. t. 7. f. 12.). Außer der einen längst bekannten Art: C. *arundinacea*, die in Amerika wächst, hat Trinius auch das Anthoxanthum crinitum *Forst.* aus Neu-Seeland, als *Cinna crinita*, zu dieser Gattung gezogen. (*Sprengel.*)

CINNA, 1) Luc. Cornelius, Konsul für das Jahr 625 n. R. Erb., mit Lucius Cassius Longinus Ravilla, in einem der seltenen Zeitpunkte der römischen Geschichte, wo gleichsam eine Windstille des bewegten kriegerischen Lebens eintrat und die müßige Kraft sofort sich gegen sich selbst kehrte, um in jene innere Krämpfe auszubrechen, die den Aufstand des jüngeren Gracchus herbeiführten.

---

*) *Tiraboschi* VIII. 429 ff. *Ginguené* in der Biogr. univ. Ebert's bibliogr. Lex.

1) Prodom. Systemat. Mammal. et Avium. p. 110.

2) S. Harlan's Bemerkungen in den Ann. of the Lyceum of nat. hist. of New-York. Febr. 1825. — Annal. des Scienc. natur. Mai. 1825. p. 5. In beiden Schriften eine Abbildung, so wie auch in Edinb. Journ. of Sc. n. 6. Octbr. 1825. p. 334. Tab. VIII. — Bullet. des Sc. natur. Juil. 1825. p. 565.

†) *Caes.* B. C. I, 15.

2) Luc. Cornelius, der Sohn des vorigen, und, als Parteimann des rohkräftigen Marius, nur zu unglücklich ausgezeichnet in der Geschichte der römischen Bürgerkriege. Sulla, durch Marius Ränke seiner gerechten Ansprüche auf die Kriegsführung gegen Mithradates beraubt, hatte sich plötzlich gegen Rom gewandt, seinen kühnen Gegner durch noch größere Kühnheit überrascht, geächtet, zur kümmerlichen Flucht gezwungen und alle polit. Gewalt im State an sich gerissen. Je mißfälliger indeß alle diese Machtschritte empfunden werden mußten, um so geflissentlicher gab er sich den Schein einer Mäßigung, die weniger in seinen Gefühlen, als in seiner kalten Berechnung lag. So ließ er es auch ohne sichtbare Empfindlichkeit geschehen, daß seine beiden Schützlinge, Nonius, sein Neffe, und Servius Sulpicius, in ihrer Bewerbung um das Konsulat für das Jahr 665 dem Volkswillen zurück standen, durch dessen Wahl Cinna begünstigt wurde, und wollte darin einen sprechenden Beweis der durch ihn zurück geführten bürgerlichen Freiheit erkannt wissen. Die einzige Bürgschaft, die er von Cinna foderte, war ein, auf dem Capitol geleisteter Eid, daß er Sulla und dessen neuesten Einrichtungen im State nicht in den Weg treten wolle. Der erwählte Konsul verstand sich unbedenklich zu dieser Cerimonie. Er nahm einen Stein in die Hand und flehte zu Jupiter, ihn, wenn er je eidbrüchig erfunden würde, aus Rom zu schleudern, wie er jetzt diesen Kiesel aus seiner Hand werfe. Größere Gewährleistung mochte jedoch der Machthaber wol in der Vorsicht finden, womit er ihm den Cn. Octavius zum Collegen im Konsulate gab, dessen Rechtsinn und Friedensliebe seinem Ehrgeiz das Gegengewicht halten sollte. So beruhigt, schickte Sulla sich an, nach Beendigung seines eignen Konsulats, in den Orient zu einer langen Reihe von Siegen abzugehen. — Doch viel zu eng war Cinna, obwol selbst Patricier und Sulla's Verwandter, in das Interesse der marianischen Volkspartei verflochten, und viel zu heftig glühte in seiner wilden Brust der Ungestüm eines, keine Schranke achtenden Ehrgeizes, um nicht, nach Übernahme seines neuen Amtes, alsbald jeder geleisteten Verpflichtung zu vergessen. Marius und seiner Freunde Zurückberufung war sein großer Plan; und hiezu schien Sulla's beschleunigte Entfernung aus Italien erfoderlich, während Dieser, schnell eine solche Absicht ahnend, geflissentlich mit seiner Abreise zögerte. Cinna stiftete deßhalb den Volkstribun M. Virgilius an, den Feldherrn der gänzlichen Vernachlässigung des immer bedrohlicheren mithradatischen Krieges gerichtlich anzuklagen: doch Dieser fand keinen Beruf, sich auf eine gerichtliche Verantwortung einzulassen, sondern entzog sich ihr durch seine Einschiffung nach Griechenland. Jetzt galt es für Cinna und seinen Anhang die große Aufgabe, sich in den Volksversammlungen das entschiedene Übergewicht zu sichern, indem ein neuerlich verworfnes Gesetz des Tribuns P. Sulpicius wieder in Kraft gesetzt würde, vermöge dessen die unlängst mit dem Bürgerrechte beliehenen Städte der Halbinsel den alten römischen Tribus im Stimmrechte zugetheilt werden sollten, wodurch sich eben so viele erklärte Anhänger in die Volksversammlung bringen ließen. Der Tag zu diesem Vorschlag ward angesetzt, und unzählige neue Bürger aus ganz Italien strömten nach Rom und besetzten frühzeitig und mit versteckten Dolchen bewaffnet, das Forum. Allein ein solcher Einbruch in ihre Gerechtsame mußte nothwendig auch bei der Mehrzahl der alten Bürger Widerstand finden, der sich sofort in der Mißbilligung mehrer Tribunen aussprach. Cinna ließ daher rasch die Seinen zu den Waffen greifen, und drang wüthend auf die Gegenpartei ein, deren gleichfalls bewaffneter Widerstand ihre endliche gewaltsame Vertreibung nicht verhindern konnte. Nunmehr aber stürzte sich auch der zweite Konsul mit einem starken, dicht gescharten Gefolge der sich auflösenden Volksversammlung entgegen, fiel über Cinna's Spießgesellen her und trieb sie, ihrer Überzahl ungeachtet, mit blutigen Streichen aus einander. Zehntausend der Letzteren wälzten sich in ihrem Blute. Vergebens stemmte sich Cinna dem Strome seiner Widersacher entgegen; vergebens durchrannte er die Stadt und bot, unter Verheissung der Freiheit, sagar die Sklaven auf, seiner Sache zu Hilfe zu kommen. Sie war für den Augenblick verloren, und ihm, sammt sechs Volkstribunen, blieb kein anderes Heil, als schleunige Flucht aus Rom, um sich in den Schutz der ihm anhangenden Städte Campaniens zu begeben.

Nach dem Mißlingen eines so gewaltsamen Unternehmens konnte es nicht fehlen, daß die siegende Senatspartei gegen Cinna zu den strengsten Maßregeln griff. Er wurde, als Abgefallner vom Vaterlande und Aufwiegler der Sklaven, seines Konsulats und Bürgerrechts verlustig erklärt und L. Corn. Merula zu seinem Nachfolger ernannt. Doch nicht zu Boden geschlagen durch diesen Streich, richtete sich Cinna bald in schrecklicher Weise wieder auf, um nun seines Theils die Patricier zittern zu machen. Es galt ihm zuvörderst nur darum, einige Unterbefehlshaber des Heeres, womit eben damals Appius Claudius gegen die unruhigen Samniter vor Nola stand, durch Bestechung für seine Absichten zu gewinnen. Ihrer versichert, erschien er, mit allen Attributen der Konsularwürde, im Lager; aber nur, um plötzlich dieselben abzulegen, seine Lictoren zu entfernen und unter reichlichem Thränenerguß die staunenden Soldaten anzureden. Er erinnerte sie, daß seine Würde von ihnen, als Bürgern, stamme, und ihm gegen ihren Willen vom Senat entrissen worden. Ihre, der neuen Bürger, Sache habe er geführt; mit ihm würden auch ihre Rechte stehen oder fallen. Noch höher aber steigerte er den Eindruck dieser Scene, als er von der Tribune sich herab und zu den Füßen der Krieger in den Staub warf, bis Diese, von Mitleid überwältigt, ihn erhoben, auf seinen Sitz zurück führten, die Fasces von Neuem aufstellten und ihn als ihren Konsul ausriefen, der allein ihnen gebieten solle. Die einverstandenen Kriegstribunen benutzten den Augenblick, ihm den Eid als Feldherr abzulegen und ziehen das ganze Heer nach sich. Allein selbst nicht zufrieden mit diesem Gewinn, durcheilte er alle, neuerlichst mit dem Bürgerrechte beliehene Städte Italiens, um als der Verfechter ihrer Rechte aufzutreten; fand überall Geld und Anhang, und konnte in den verschiedenen Landschaften bald über eine Macht von 30 Legionen gebieten.

Diesem aufsteigenden Sturme hatten Octavius und

Merula in Rom nur unzureichende Kräfte entgegen zu setzen, da die Anführer der im Felde stehenden Heere entweder zu weit entfernt, oder in ihren Gesinnungen zu zweifelhaft waren. Dagegen säumte Cinna nicht, sein Parteihaupt, den schrecklichen Marius, aus der Verbannung in Afrika herbei zu rufen, der auch sofort, von einigen Freunden und Abenteurern gefolgt, wieder auf italischem Boden erschien, und bald aus seinen Anhängern, Landleuten und Sklaven einen Heerhaufen von 6000 Mann um sich versammelte. Jedoch ohne erst seine Erscheinung abzuwarten, — ja sogar mit der Miene, als trage er Bedenken, mit Jenem gemeinschaftliche Sache zu machen, eilte Cinna gegen Rom, zu dessen Beschützung Pompejus Strabo mit seinem Heere endlich aus Picenum herangerückt war und sich hart vor dem collinischen Thor gelagert hatte. Es kam zu offner, hartnäckiger Feldschlacht, deren Ausgang gleichwol unentschieden blieb, indem zuletzt beide Theile einander gegenüber in ihrer Stellung beharrten. Jetzt drängte die Nothwendigkeit, sich offen mit Marius zu vereinigen, der sich, obwol zum Prokonsul erklärt, mit scheinbarer Demuth, allen Befehlen Cinna's, gleich dessen beiden Unterfeldherren Cn. Papirius Carbo und Q. Sertorius, unterordnete. Eng von allen Seiten in Rom eingeschlossen und ohne Aussicht auf schnelle Hilfe, sahen die bedrängten Konsuln keine andere Rettung, als die Städte Italiens durch das versöhnende Anerbieten der Aufnahme in die Tribus auch Ihrerseits an sich zu fesseln; und indem sie diese Anträge zunächst an die Samniter richteten, hofften sie, dadurch das gegen dieselben im Felde stehende Heer des Metellus Pius zu ihrer Unterstützung frei zu machen. Allein während dieser Feldherr noch mit der Nation unterhandelte und mancherlei Schwierigkeiten in ihren hochgetriebenen Foderungen fand, sah er sich von Cinna und Marius so freigebig überboten, daß dieselbe nicht länger anstand, sich mit ihnen zu Roms Verderben zu verbinden. Fast aber hätte es Ihrer hiezu nicht einmal bedurft, da Marius sich durch Verrath ein Thor der Stadt geöffnet sah, und Cinna ihm bereits auf dem Fuße folgte, als Octavius und Pompejus noch zu rechter Zeit herbei eilten, um sie wieder zurück zu treiben. Dennoch lagerten sich nicht nur alle Schrecken einer feindlichen Einschließung über das bedrängte Rom, sondern auch eine verheerende Seuche wüthete innerhalb der Mauern und minderte die Zahl der Streiter um 17,000; ja, selbst Pompejus, auf dessen erprobtem Feldherrntalent die Vertheidigung vornehmlich beruhte, ward vom Blitz erschlagen und dann noch, als Leiche vom erbitterten Volke gemißhandelt, während sein Heerestheil in des Konsuls Octavius Anführung nur ein sehr zweifelhaftes Vertrauen setzte. Zwar erschien endlich Metellus als willkommener Beistand, und Jene begehrten allesammt, sich unter seine Fahnen zu drängen. Als er sie aber streng unter Octavius Gehorsam zurück wies, zogen sie es beleidigt vor, zu Cinna und Marius überzugehen.

Erst der zunehmende Hunger bewog Octavius und Metellus, mit ihren Truppen gegen die Seite von Aricia hervorzubrechen: allein auch jetzt noch scheute der Konsul die Entscheidung der Waffen, die, obgleich die Mehrzahl auf seiner Seite war, Roms Schicksal auf eine zu gefährliche Wage gestellt haben würde. Unschlüssig zog er sich wieder zurück; und nun gab auch Metellus seine Sache verloren und verließ den Platz, um in Afrika eine Zuflucht zu finden. Wenn Octavius, obwol von seinen Freunden dazu angetrieben, nicht einen ähnlichen Ausweg suchte, so geschah es vornehmlich im blinden Glauben an eine Wahrsagung, die ihm noch einen glücklichen Erfolg verhieß; obgleich seine Truppen täglich in immer größeren Scharen zu Cinna übergingen, gefolgt von unzähligen Sklaven, denen dort die, von Octavius ihnen hartnäckig versagte, Freiheit winkte. Als nun der Nothdrang innerhalb der Mauern stündlich stieg, die Samniter das Belagerungsheer verstärkten und ein Volksaufstand immer bedenklicher drohte, sah sich der Senat zu der traurigen Nothwendigkeit gedrängt, mit Cinna um den Frieden zu unterhandeln. Stolz empfing Dieser die Abgeordneten desselben mit der Frage: ob sie zu ihm als Konsul kämen? — und verstummend mußte sie ihres Weges heimkehren. Hätte man ihm aber auch diese Anerkennung noch länger weigern wollen, so erhob doch gleichzeitig die bisher unterdrückte marianische Partei in der Stadt so kühn ihr Haupt und stand in so offnem Einverständniß mit den Belagerern, daß Merula es gerathen fand, seine Würde freiwillig nieder zu legen. Nach Beseitigung dieses Hindernisses mochte denn Cinna durch neue, mit hinlänglicher Vollmacht ausgerüstete, Gesandte beschickt werden. Hätte Cinna, in allem Pomp seiner ihm bestrittenen Amtswürde, sie auch weniger hochfahrend empfangen, so gestattete ihnen doch der Drang der Umstände keine höhere Bitte, als um die eidliche Zusage, daß Niemandes Leben bedroht seyn solle. Er bedingte dieses Versprechen auf eine Weise, die wenigstens gegen die soldatische Wuth nur schwache Gewähr leistete; und zumal warnte er den Octavius, seine Person nicht öffnetlich bloßzustellen. Der Senat, ganz in die Willkür der Sieger gegeben, sah sich nunmehr dazu verurtheilt, Cinna und Marius selbst in die Stadt einzuladen, während Beide noch in öffentlicher Berathschlagung mit dem versammelten Kriegsrath standen, auf welcher sichern Grundlage der Frieden, d. h. der Triumph ihrer Partei festzustellen sei; und nur der Tod Aller, die sich unter ihren Widersachern auszeichneten, schien ihnen dahin zu führen. — Jetzt erfolgte der feierliche Einzug der Sieger: doch zu der Gewalt noch den Hohn fügend, weigerte sich Marius plötzlich, durch das Thor zu schreiten, aus welchem er verbannt worden. Cinna, von jetzt an in die zweite Rolle zurück tretend, ließ unverzüglich eine Volksversammlung zusammen rufen und jenen Beschluß, der seines Freundes Ächtung ausgesprochen hatte, vernichten. Von dem also wieder Aufgenommenen ging nunmehr die furchtbare Rache aus, die er sich, sitzend auf Karthago's Trümmern, gelobt hatte, und zu welcher seine rohen Leibtrabanten ihm nur zu willig die Hand boten. Auch Octavius unterlag ihrer Mörderfaust, weil er es unter seiner Würde hielt, sich durch die Flucht zu retten; und eine große Anzahl von Senatoren und Sulla's Freunden theilte, bei den alsbald geschlossenen Thoren, sein blutiges Geschick. Fünf Tage und 5 Nächte währte dieses gräßliche Blutbad, verbunden mit Niederreißung der Häuser und Einziehung aller Güter der Verurtheilten. Cinna

selbst und Sertorius vermochten nicht länger, Zeugen dieses ungemessenen Frevels zu seyn, und ließen die zügellosen Mörder, 4000 an der Zahl, durch nächtlichen Überfall aus dem Wege räumen. Nach solchen Vorgängen konnte es weiter nicht befremden, daß Marius und Cinna sich selbst eigenmächtig zu Konsuln des nächsten Jahres (666) ernannten: doch ereilte den Ersteren, mitten unter blutdürstigen Entwürfen, schon am dreizehnten Tage nach Antritt dieser neuen Würde das Ziel seines ungestüm bewegten Lebens. Rom und Italien athmeten einiger Maßen wieder auf; wenn gleich in der Ferne Sulla auf seiner Siegesbahn gegen Mithradates als ein fernes, schwarzes Gewitter drohte, ohne sich darum zu kümmern, daß er für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden. In diesem Ausspruch lag allerdings auch seine Entsetzung vom Feldherrnamte, worin L. Valerius Flaccus, den sich Cinna zum neuen Mitkonsul gewählt hatte, ihn, wiewol erfolglos, ablösen sollte; und ohne Volk oder Senat in höhere Betrachtung zu ziehen, erneuerte Cinna das Konsulat auch in den beiden nächstfolgenden Jahren (667 und 668) für sich und Cn. Papirius Carbo, seinen treuen Beistand und ihn an unwürdiger Gesinnung noch überbietend; Beide aber nur darauf bedacht, sich aus allen Kräften gegen Sulla's noch immer verzögerte Heimkehr zu rüsten, der es selbst in einem Schreiben an den Senat kein Hehl hatte, daß er sich eine genügende Rache an seinen Gegnern vorbehalte. Diese Drohung blieb nicht ohne Eindruck auf den Senat, welcher mit Sulla gütlich unterhandeln und deßhalb Cinna's kriegerische Vorkehrungen in Italien eingestellt wissen wollte, ohne jedoch weder den einen, noch den andern Zweck zu erreichen. Endlich, nachdem Mithradates vollständig besiegt worden, konnte Sulla, der zuvor den Statsfeind gedemüthigt sehen wollte, bevor er seine Privatgegner zur Rechenschaft zöge, diesen letzten und höchsten Wunsch seines Herzens der Erfüllung näher bringen und seinen Auftritt in Italien mit einem starken, siegesstolzen und ihm unbedingt ergebenen Heere vorbereiten. Ihm entgegen, und um die bevorstehende blutige Fehde von Italien fern zu halten, versuchte Cinna, seine Truppen nach Illyrien überzuschiffen. Stürme hinderten den Fortgang dieses Unternehmens; aber weit mehr noch die laut erklärte Unlust des sich zerstreuenden Heeres, sich aus der Halbinsel zu entfernen und im Bürgerzwiste schlachten zu lassen. Umsonst suchte Cinna, nur der Härte seines Charakters Gehör gebend, dasselbe durch trotzige Drohung einzuschüchtern: denn nun unterfing man sich, die Rechtmäßigkeit seines Konsulats in Abrede zu stellen, und endigte damit, ihm allen Gehorsam aufzukündigen. Er stand im Lager bei Ancona (668), wo er noch eine andre Abtheilung zusammen hielt, als die, zufällig einem Soldaten von Einem seiner Lictoren zugefügte Thätlichkeit einen Tumult erregte, in welchem er selbst ins Gedränge kam, mit Steinwürfen verfolgt und von einem Centurio niedergestoßen wurde. Dieß Ende seines heillosen Lebens ward dadurch noch schmählicher, daß er sich fußfällig vor seinem Mörder erniedrigte und durch Darbietung eines werthvollen Siegelringes loszukaufen versuchte. Der rauhe Krieger stieß das Kleinod verächtlich zurück und donnerte ihm entgegen: „Hier gilt es nicht, einen Vertrag zu besiegeln, sondern das Vaterland von seinem grausamsten Tyrannen zu befreien." — Und doch war selbst dieser Tod in einem soldatischen Aufstande immer noch viel zu ehrenvoll für ein Ungeheuer, das billiger für Sulla's Mordbeil hätte aufgespart bleiben sollen.

Cornelia, Cäsars erste Gattin, war eine Tochter Cinna's, mit welcher sich der junge Mann während dessen vierten Konsulates vermählte. Sulla, in seiner vollen Herrschergewalt verlangte die Scheidung, deren sich Jener muthig weigerte und nur durch ein besondres Glück der, von dem erzürnten Dictator über ihn verhängten Proscription entging *).

3) L. Corn., Sohn des Vorhergehenden, stand in der Zahl der 60 Verschwornen gegen Cäsars Leben, wider welchen er, im redlichen Wohlmeinen mit Vaterland und Freiheit, von jeher entschiedene Partei genommen hatte, ungeachtet er, als Bruder der Cornelia, sich jederzeit der besondern Gunst des Dictators zu erfreuen gehabt. Er war kurz zuvor zum Prätor ernannt worden, und hatte die nahe Aussicht auf das Konsulat vor sich. Nach der vollbrachten blutigen That hatten sich Brutus und seine Anhänger auf das Capitol zurück gezogen, sobald sie wahrnahmen, daß nicht alle Herzen Roms ihnen, als Befreiern vom Joch der Knechtschaft, freudig zuflogen. Schon indeß wirkte Brutus mit ruhiger Beredsamkeit günstig auf die umher versammelte Menge der Bürger; schon durft' er es wagen, mit Cassius vom Capitol in das Forum nieder zu steigen, und von der Rednerbühne herab dem still und ehrerbietig horchenden Volke die patriotischen Beweggründe seines Unternehmens aus einander zu setzen; da plötzlich erschien Cinna mit allen Zeichen seiner amtlichen Würde und begann eine Strafrede wider Cäsar, die ihn in den ungemessensten Ausdrücken als Tyrannen, Usurpator und Unterdrücker der Freiheit bezeichnete. Ja, um sich noch feierlicher von ihm loszusagen, warf er öffentlich alle Auszeichnungen als Prätor von sich, „Sie sind mir — rief er — gegen den Willen des Gesetzes ertheilt worden: ich gebe sie hier an das Volk zurück, dem allein es zusteht, sie zu spenden." — Doch dieser Theaterstreich verfehlte gänzlich seiner Wirkung und verdarb wesentlich Brutus schon halb gewonnene Sache. Cäsars Andenken war dem Volke, und zumal der Menge seiner Veteranen, noch immer theuer. Ein unwilliges, mit Drohungen untermischtes Geschrei erhob sich gegen den unvorsichtigen Redner; und Brutus, eingeschüchtert durch diese wilde Scene, sah sich genöthigt, auf das Capitol zurück zu kehren und sich weiterhin auf verderbliche Unterhandlungen mit Antonius einzulassen. — Cinna selbst fand seine augenblickliche Rettung nur in strenger Verborgenheit: aber dennoch würde, als Lepidus mit seinen Truppen in Rom einzog, sein Leben gefährdet gewesen seyn, wenn nicht der Feldherr ihn in Schutz genommen hätte †).

4) Helvius, des Dictators erklärtester Anhänger und Verwandter, war vom Schicksal dazu bestimmt, die

*) *Liv.* LXXIX.— *Appian.* de bell. civ. 1. — *Vellej. Pat.* II, 20. — *Flor.* III, 21. — *Plutarch.* Mar. Sull. Sertor. Pomp. — *Oros.* V, 18. — *Aurel. Vict.* 69.

†) *Appian.* bell. civ. II. — *Vellej. Pat.* II, 58.

Unvorsichtigkeit des eben genannten Prätors mit seinem Leben zu büßen. Antonius hatte, auf eine wohlberechnete Weise, durch Cäsars feierliches Leichenbegängniß die Wuth des Volks gegen seine Mörder aufs Höchste zu entflammen gewußt. Noch rasete es in den Straßen umher, um die Brandfackel in die Häuser jener Verschwornen zu werfen, als der Tribun Helvius Cinna zufällig unter den Haufen gerieth, um, obwol krank und deßhalb verspätet, dem Trauergepränge beizuwohnen. Ein sonderbarer Traum hatte ihn in der Nacht zuvor erschüttert und ihm sogar ein Fieber zugezogen. In demselben war ihm nämlich Cäsar erschienen, ihn zu einem Mahle einzuladen, und hatte, auf seine Weigerung, ihn bei der Hand ergriffen und in einen Abgrund mit sich fortgezogen. Jetzt, im Gedränge des Pöbels, wird er unglücklicher Weise von einem Bekannten mit seinem Zunamen Cinna begrüßt; die Verwechselung mit dem verhaßten Prätor, der so eben erst Cäsars Andenken geschmäht hat, läuft von Ohr zu Ohr; Alles um die Wette wirft sich auf ihn; in einem Augenblick ist er, ungehört mit seinem Widerspruch, zu Boden gestürzt und in Stücken gerissen; sein Haupt auf einen Spieß gesteckt und zur Schau umher getragen. — Verdient in einem andern Sinne muß man gleichwol dieß Schicksal nennen, in sofern es einen der unverschämtesten Schmeichler traf, die den Dictator in seiner Machtfülle umlagerten und durch ihren, jedes Maß überschreitenden Wetteifer, immer neue und unerhörte Ehrenbezeigungen für ihn zu ersinnen, so wie durch ihre Willfährigkeit, sich zu jedem solcher Entwürfe herzuleihen, verderblich auf seinen Geist einwirkten. Bekannt durch sein Unmaß im Genuß der sinnlichen Liebe, verfiel man endlich auch im Senate darauf, ihm das Vorrecht zuzuerkennen, daß er sich Gemahlinnen in selbst beliebiger Zahl und Weise zulegen dürfe, damit sein Stamm dem State erhalten bleibe. Cinna, als Volkstribun, sollte diesen Vorschlag als Gesetz durchsetzen, und er selbst sich geäußert haben, daß er den Entwurf dazu bereits fertig in der Tasche mit sich trage, und nur Cäsars Entfernung von Rom erwarte, um damit hervorzutreten. Ja, der Dictator selbst sollte damit einverstanden und der Gedanke ursprünglich von ihm ausgegangen seyn *).

5) L. Corn., (Dio nennt seinen Vornamen, wol aus Irrthum, Cneus), war mütterlicher Seits, ein Enkel des großen Pompejus, und hatte seine Jugend nicht nur glücklich durch die Bürgerkriege hindurch gebracht, sondern war auch von Augustus mit besonderm Wohlwollen ausgezeichnet und mit der Priesterwürde bekleidet worden. Nichts desto weniger glühte die Vorliebe für die republikanische Partei in ihm fort, der er durch seine Abstammung angehörte. Kühn und unvorsichtig gab er sich zum Haupt einer Verschwörung gegen das Leben des Machthabers her, deren weite Verzweigung unter den bedeutendsten Personen im State Diesen, selbst als sie ihm in ihren kleinsten Umständen kund geworden, mit der unruhigsten Besorgniß und dem Zweifel erfüllte, ob er die gewohnte Strenge, wie in sechs vorangegangenen Fällen, auch wider diesen bedrohlichen Angriff anwenden solle. Mehre Nächte lang ging er sinnend mit sich zu Rathe, bis endlich die statskluge Livia in sein Geheimniß eindrang und, mit siegenden Gründen, sein Gemüth zur Milde stimmte, als dem sichersten Mittel, seinen Gegnern die Waffen aus den Händen zu schlagen. Folgsam ihren Rathschlägen, ließ Augustus den, sich völlig sicher dünkenden Cinna in sein geheimstes Gemach berufen und alle Zeugen sich entfernen. Als Freund und Vater sprach er jetzt in einer zweistündigen Rede zu dem Überraschten, den er seiner That, wie seines Unrechts, auf das unwidersprechlichste überführte. Doch weit entfernt, setzte er hinzu — sich blutig zu rächen, ziehe er es vor, zu verzeihen und sein Freund zu bleiben (Corneille hat diesen Moment durch sein berühmtes Soyons amis, Cinna! verewigt). In der That entsprach Cinna, durchdrungen von dieser Größe, jeder Erwartung des Cäsar, der ihn sofort für das nächste Jahr (757) zum Konsul ernannte und Lebens lang sich den treuesten Anhänger an ihm erworben hatte. Dafür zeugt auch das Testament, worin er seinen Gebieter zum alleinigen Erben einsetzte. Nie auch ward seitdem wieder ein Anschlag auf Augustus Leben versucht *). (*Haken.*)

Cinnabaris, s. Zinnober.

CINNAMOMUM, *κιννάμωμον*, קִנָּמוֹן, die Zimmtrinde, kommt bekanntlich schon 2 Mos. 30, 24. und sonst öfter in den alten Büchern der Israeliten vor. Herodot sagt ausdrücklich [1]), die Griechen hätten von den Phönikiern diesen Namen *κιννάμωμον* gelernt. Das Wort ist also entweder phönikisch oder indisch, aber die Bedeutung des Worts hat noch Niemand mit Sicherheit angegeben. Herodot sagt [2]), der Zimmt komme aus dem Lande, wo Dionys (Bakchos) erzogen worden, und Theophrast schildert [3]) die Einsammlung der Zimmtrinde nach den Berichten der Begleiter Alexanders. Aber merkwürdig ist, daß Strabo [4]) und Ptolemäos [5]) auch in Afrika das Zimmtland suchen. Nach dem adulitanischen Marmor war Ptolemäos Euergetes auf seinem Zuge jenseits Meroë auch in diese Zimmtländer gekommen [6]). Die mosylitische Zimmtrinde des Dioskorides [7]) kam von der Küste des östlichen Afrika: denn Mosyllon war dort ein vorzüglicher Handelsplatz [8]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den Gegenden, westlich vom Kap Guardafui und auf den Küsten Adel und Ajan Zimmt wächst, obgleich kein neueres, sicheres Zeugniß dafür spricht. (*Sprengel.*)

CINNAMOMUM verum s. acutum (Canella Zeylanica), echter Zimmet (brauner Kaneel), eigentlich die zweite und dritte, von der äußern grauen, geschmack- und geruchlosen Oberhaut gereinigte Rinde von Laurus? Cinnamonum *L.* u. a. Zimmetbäumen, vorzüglich auf Zeylan [1]), bei Marendahn (Colombo), wo es ganze Kul-

*) *Sueton.* Caes. LII, 83. — *Plutarch.* Caes. — *Appian.* bell. civ. II. — *Val. Max.* IX, 9, 1.

†) *Dio Cass.* LIV. — *Seneca* de clem. 9.

1) III, 111. 2) a. a. O. 3) hist. IX, 5. 4) Lib. XVI. p. 448. 434. ed. *Tzschuck.* 5) IV, 8. 6) Cosen Indicoplaust. topogr. II. p. 141. 7) I, 13. 8) Peripl. maris erythr. p. 11.

1) über den dasigen Zimmetbaum, J. Hänle's Magazin f. d. neuest. Erfahr. I. S. 238. x. — Vgl. *C. G. Nees* ab *Esenbeck* et Th. F. L. ab *Esenbeck* Comment. de Cinnamomo etc.

selbst und Sertorius vermochten nicht länger, Zeugen dieses [illegible] zu seyn, und ließen die zügellosen Mörder, 4000 an der Zahl, durch [illegible] niederhauen. Nach seinem Vorgänger konnte er [illegible] nicht [illegible], daß Marius und Cinna sich selbst eigenmächtig zu Consuln des nächsten Jahres (668), ernannten [illegible]. [illegible] Sulla auf seiner [illegible] gegen Mithridates [illegible], daß er für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden. In diesem Augenblick lag allerdings auch keine Entfernung vom Schauplatze, wo L. Valerius Flaccus, der sich Cinna zum neuen Mitconsul gewählt hatte, [illegible], welcher [illegible] folgen sollte; und um Volk oder Senat zu [illegible] Beschränkung zu [illegible], ernannte Cinna das Consulat auch in den beiden nächstfolgenden Jahren (669 und 670) [illegible] Beistand und [illegible] Gesinnung [illegible]; [illegible] sich mit allen Kräften gegen Sulla's noch immer verzögerte Heimkehr zu rüsten, der es selbst in einem Schreiben an den Senat [illegible], daß er sich eine [illegible] Rache an seinen Gegnern vorbehalte. Diese Erklärung blieb nicht ohne Eindruck auf den Senat, welcher mit Sulla gleichsam unterhandelte und Cinna's kriegerische Rüstungen in Italien eingestellt wissen wollte, ohne jedoch weder den einen, noch den andern Zweck zu erreichen. Endlich, nachdem Mithridates vollständig besiegt worden, konnte Sulla, der [illegible] den Staat [illegible] gedemüthigt sehen wollte, bevor er seine Kriegsgegner zur Rechenschaft zöge, diesen letzten und höchsten Wunsch seines Herzens der Erfüllung näher bringen und seinen Auftritt in Italien mit einem starken, siegreichen und ihm unbedingt ergebenen Heere vorbereiten. Ihm entgegen, und um die bevorstehende blutige Fehde von Italien fern zu halten, versuchte Cinna, seine Truppen nach Illyrien überzuschiffen. Stürme hinderten den Fortgang dieses Unternehmens; aber weit mehr noch, die laut erklärte Unlust des sich zerstreuenden Heeres, sich aus der Halbinsel zu entfernen und im Bürgerzwiste schlachten zu lassen. Umsonst suchte Cinna, nur der Härte seines Charakters Gehör gebend, dasselbe durch trotzige Drohung einzuschüchtern: denn nun unterfing man sich, die Rechtmäßigkeit seines Konsulats in Abrede zu stellen, und endigte damit, ihm allen Gehorsam aufzukündigen. Er stand im Lager bei Ancona (668), wo er noch eine andre Abtheilung zusammen hielt, als die, zufällig einem Soldaten von Einem seiner Lictoren zugefügte Thätlichkeit einen Tumult erregte, in welchem er selbst ins Gedränge kam, mit Steinwürfen verfolgt und von einem Centurio niedergestoßen wurde. Dieß Ende seines heillosen Lebens ward dadurch noch schmählicher, daß er sich fußfällig vor seinem Mörder erniedrigte und durch Darbietung eines werthvollen Siegelringes loszukaufen versuchte. Der rauhe Krieger stieß das Kleinod verächtlich zurück und donnerte ihm entgegen: „Hier gilt es nicht, einen Vertrag zu besiegeln, sondern das Vaterland von seinem grausamsten Tyrannen zu befreien." — [illegible] Sulla's [illegible] hatte [illegible].

3) L. Cornel. Cinna, [illegible]. [illegible] Cinna's, mit welcher sich der junge [illegible] vermählte. Sulla, [illegible] der [illegible] die Scheidung. [illegible] und [illegible] Glück dar, von dem [illegible] Dictator [illegible] Proscription entging *).

3) L. Corn., Sohn des Vorhergehenden, trat in der Zahl der [illegible] gegen Cäsar's Leben, [illegible] er, [illegible] und [illegible] gewonnen hatte, ungeachtet er, als Bruder der Cornelia, [illegible] der besondern Gunst des Dictators zu erfreuen gehabt. Er war kurz zuvor zum Prätor ernannt worden, und hatte die nahe Aussicht auf das Consulat vor sich. Nach der vollbrachten blutigen That hatten sich Brutus und seine Anhänger auf das Capitol zurück gezogen. [illegible] wahrnahmen, daß nicht alle Herzen Brutus [illegible] als Befreier vom Joch der Knechtschaft, freudig [illegible]. Schon indeß [illegible] Brutus mit ruhiger Beredsamkeit günstig auf die [illegible] versammelte Menge der Bürger; schon durft' er es wagen, mit Cassius vom Capitol in das Forum nieder zu steigen, und von der Rednerbühne herab dem still und ehrerbietig horchenden Volke die [illegible] Beweggründe seines Unternehmens aus einander zu setzen; da plötzlich erschien Cinna mit allen Zeichen seiner amtlichen Würde und begann eine Strafrede wider Cäsar, die ihn in den angemessensten Ausdrücken als Tyrannen, Usurpator und Unterdrücker der Freiheit bezeichnete. Ja, um sich noch feierlicher von ihm loszusagen, warf er öffentlich alle Auszeichnungen als Prätor von sich. „Sie sind mir — rief er — gegen den Willen des Gesetzes ertheilt worden: ich gebe sie hier an das Volk zurück, dem allein es zustehe, sie zu spenden." — Doch dieser Theaterstreich verfehlte gänzlich seiner Wirkung und verdarb wesentlich Brutus schon halb gewonnene Sache. Cäsars Andenken war dem Volke, und zumal der Menge seiner Veteranen, noch immer theuer. Ein unwilliges, mit Drohungen untermischtes Geschrei erhob sich gegen den unvorsichtigen Redner; und Brutus, eingeschüchtert durch diese wilde Scene, sah sich genöthigt, auf das Capitol zurück zu kehren und sich weiterhin auf verderbliche Unterhandlungen mit Antonius einzulassen. — Cinna selbst fand seine augenblickliche Rettung nur in strenger Verborgenheit: aber dennoch würde, als Lepidus mit seinen Truppen in Rom einzog, sein Leben gefährdet gewesen seyn, wenn nicht der Feldherr ihn in Schutz genommen hätte †).

4) Helvius, des Dictators erklärtester Anhänger und Verwandter, war vom Schicksal dazu bestimmt, die

*) *Liv.* LXXIX. — *Appian.* de bell. civ. 1. — *Vellej. Pat.* II, 20. — *Flor.* III, 21. — *Plutarch.* Mar. Sull. Sertor. Pomp. — *Oros.* V, 18. — *Aurel. Vict.* 69.

†) *Appian.* bell. civ. II. — *Vellej. Pat.* II, 58.

Unvorsichtigkeit des eben genannten Prätors mit seinem Leben zu büßen. Antonius hatte, auf eine wohlberechnete Weise, durch Cäsars feierliches Leichenbegängniß die Wuth des Volks gegen seine Mörder aufs Höchste zu entflammen gewußt. Noch rasete es in den Straßen umher, um die Brandfackel in die Häuser jener Verschwornen zu werfen, als der Tribun Helvius Cinna zufällig unter den Haufen gerieth, um, obwol krank und deßhalb verspätet, dem Trauergepränge beizuwohnen. Ein sonderbarer Traum hatte ihn in der Nacht zuvor erschüttert und ihm sogar ein Fieber zugezogen. In demselben war ihm nämlich Cäsar erschienen, ihn zu einem Mahle einzuladen, und hatte, auf seine Weigerung, ihn bei der Hand ergriffen und in einen Abgrund mit sich fortgezogen. Jetzt, im Gedränge des Pöbels, wird er unglücklicher Weise von einem Bekannten mit seinem Zunamen Cinna begrüßt; die Verwechselung mit dem verhaßten Prätor, der so eben erst Cäsars Andenken geschmäht hat, läuft von Ohr zu Ohr; Alles um die Wette wirft sich auf ihn; in einem Augenblick ist er, ungehört mit seinem Widerspruch, zu Boden gestürzt und in Stücken gerissen; sein Haupt auf einen Spieß gesteckt und zur Schau umher getragen. — Verdient in einem andern Sinne muß man gleichwol dieß Schicksal nennen, in sofern es einen der unverschämtesten Schmeichler traf, die den Dictator in seiner Machtfülle umlagerten und durch ihren, jedes Maß überschreitenden Wetteifer, immer neue und unerhörte Ehrenbezeigungen für ihn zu ersinnen, so wie durch ihre Willfährigkeit, sich zu jedem solcher Entwürfe herzuleihen, verderblich auf seinen Geist einwirkten. Bekannt durch sein Unmaß im Genuß der sinnlichen Liebe, verfiel man endlich auch im Senate darauf, ihm das Vorrecht zuzuerkennen, daß er sich Gemahlinnen in selbst beliebiger Zahl und Weise zulegen dürfe, damit sein Stamm dem State erhalten bleibe. Cinna, als Volkstribun, sollte diesen Vorschlag als Gesetz durchsetzen, und er selbst sich geäußert haben, daß er den Entwurf dazu bereits fertig in der Tasche mit sich trage, und nur Cäsars Entfernung von Rom erwarte, um damit hervorzutreten. Ja, der Dictator selbst sollte damit einverstanden und der Gedanke ursprünglich von ihm ausgegangen seyn *).

5) L. Corn., (Dio nennt seinen Vornamen, wol aus Irrthum, Cneus), war mütterlicher Seits, ein Enkel des großen Pompejus, und hatte seine Jugend nicht nur glücklich durch die Bürgerkriege hindurch gebracht, sondern war auch von Augustus mit besonderm Wohlwollen ausgezeichnet und mit der Priesterwürde bekleidet worden. Nichts desto weniger glühte die Vorliebe für die republikanische Partei in ihm fort, der er durch seine Abstammung angehörte. Kühn und unvorsichtig gab er sich zum Haupt einer Verschwörung gegen das Leben des Machthabers her, deren weite Verzweigung unter den bedeutendsten Personen im State Diesen, selbst als sie ihm in ihren kleinsten Umständen kund geworden, mit der unruhigsten Besorgniß und dem Zweifel erfüllte, ob er die gewohnte Strenge, wie in sechs vorangegangenen Fällen, auch wider diesen bedrohlichen Angriff anwenden solle. Mehre Nächte lang ging er sinnend mit sich zu Rathe, bis endlich die statskluge Livia in sein Geheimniß eindrang und, mit siegenden Gründen, sein Gemüth zur Milde stimmte, als dem sichersten Mittel, seinen Gegnern die Waffen aus den Händen zu schlagen. Folgsam ihren Rathschlägen, ließ Augustus den, sich völlig sicher dünkenden Cinna in sein geheimstes Gemach berufen und alle Zeugen sich entfernen. Als Freund und Vater sprach er jetzt in einer zweistündigen Rede zu dem Überraschten, den er seiner That, wie seines Unrechts, auf das unwidersprechlichste überführte. Doch weit entfernt, setzte er hinzu — sich blutig zu rächen, ziehe er es vor, zu verzeihen und sein Freund zu bleiben (Corneille hat diesen Moment durch sein berühmtes Soyons amis, Cinna! verewigt). In der That entsprach Cinna, durchdrungen von dieser Größe, jeder Erwartung des Cäsar, der ihn sofort für das nächste Jahr (757) zum Konsul ernannte und Lebens lang sich den treuesten Anhänger an ihm erworben hatte. Dafür zeugt auch das Testament, worin er seinen Gebieter zum alleinigen Erben einsetzte. Nie auch ward seitdem wieder ein Anschlag auf Augustus Leben versucht *). (*Haken.*)

Cinnabaris, s. Zinnober.

CINNAMOMUM, *κιννάμωμον*, קִנָּמוֹן, die Zimmtrinde, kommt bekanntlich schon 2 Mos. 30, 24. und sonst öfter in den alten Büchern der Israeliten vor. Herodot sagt ausdrücklich [1]), die Griechen hätten von den Phönikiern diesen Namen *κιννάμωμον* gelernt. Das Wort ist also entweder phönikisch oder indisch, aber die Bedeutung des Worts hat noch Niemand mit Sicherheit angegeben. Herodot sagt [2]), der Zimmt komme aus dem Lande, wo Dionys (Bakchos) erzogen worden, und Theophrast schildert [3]) die Einsammlung der Zimmtrinde nach den Berichten der Begleiter Alexanders. Aber merkwürdig ist, daß Strabo [4]) und Ptolemäos [5]) auch in Afrika das Zimmtland suchen. Nach dem adulitanischen Marmor war Ptolemäos Euergetes auf seinem Zuge jenseits Meroë auch in diese Zimmtländer gekommen [6]). Die mosylitische Zimmtrinde des Dioskorides [7]) kam von der Küste des östlichen Afrika: denn Mosyllon war dort ein vorzüglicher Handelsplatz [8]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den Gegenden, westlich vom Kap Guardafui und auf den Küsten Adel und Ajan Zimmt wächst, obgleich kein neueres, sicheres Zeugniß dafür spricht. (*Sprengel.*)

CINNAMOMUM verum s. acutum (Canella Zeylanica), echter Zimmet (brauner Kaneel), eigentlich die zweite und dritte, von der äußern grauen, geschmack- und geruchlosen Oberhaut gereinigte Rinde von Laurus? Cinnamonum *L.* u. a. Zimmetbäumen, vorzüglich auf Zeylan [1]), bei Marendahn (Colombo), wo es ganze Kul-

*) *Sueton.* Caes. LII, 83. — *Plutarch.* Caes. — *Appian.* bell. civ. II. — *Val. Max.* IX, 9, 1.

†) *Dio Cass.* LIV. — *Seneca* de clem. 9.

1) III, 111. 2) a. a. O. 3) hist. IX, 5. 4) Lib. XVI. p. 416. 434. ed. *Tzschuck.* 5) IV, 8. 6) Cosen Indicopleust. topogr. II. p. 141. 7) I, 13. 8) Peripl. maris erythr. p. 11.

1) über den dasigen Zimmetbaum, J. Hänle's Magazin f. d. neuest. Erfahr. I. S. 238. rc. — Vgl. *C. G. Nees* ab *Esenbeck* et Th. F. L. ab *Esenbeck* Comment. de Cinnamomo etc.

wo er auch Baccalaureus und dadurch zu richterlicher Amtsführung befähigt wurde. Sein erster Posten scheint der eines Assessors bei dem Civiltribunal seiner Vaterstadt gewesen zu seyn, den er bis zum Jahre 1307 bekleidete. Dieses Jahr, besonders stürmisch und blutig durch die Parteiungen der Schwarzen und Weißen, nöthigte Cino, Pistoja zu verlassen. Er zog sich nach der Feste Sambuca zurück, welche, in dem pistojesischen Gebirge an der lombardischen Gränze gelegen, damals dem Häuptlinge der Weißen Filippo Vergiolesi und den Seinigen als Zufluchtsort gegen die zur Oberhand gelangte Partei der Schwarzen diente. Freundschaft und Liebe wiesen Cino diesen Weg; denn Selvaggia, die Tochter Filippo's, war das Ziel seiner heißesten und reinsten Wünsche und blieb auch nach ihrem frühen Tode der einzige Gegenstand seiner Lieder; und wie dem Dante seine Beatrice, so verklärte sich auch ihm die gestorbene Geliebte zu einem Ideale weiblicher Vollkommenheit [3]). Wahrscheinlich besuchte Cino in dieser Zeit auch Frankreich und kehrte, nachdem der beruhigte Zustand seines Vaterlandes ihm einen sichern Aufenthalt verhieß, in dasselbe zurück. Auf diesem Wege wallfahrtete er an das Grab seiner Selvaggia [4]) und ging dann, wie es scheint, von Hoffnungen auf den Kaiser Heinrich VII. getragen [5]), gerade nach Rom, wo er um das J. 1310 als Assessor des von dem Papste Clemens V. eingesetzten Senators Ludwig von Savoyen erscheint. Hier vollendete er sein großes juristisches Werk, den Kommentar über den Codex, welcher zuerst 1314 zu Bologna gedruckt wurde und seinem Verfasser im demselben Jahre den Doktorhut der Rechte und Ruf durch ganz Italien erwarb. Mehre Universitäten weteiferten, ihn als Lehrer zu besitzen. Er las einige Jahre in Treviso, und wurde von da durch eine Deputation seiner Vaterstadt abgerufen, welche ihn in die bürgerlichen Händel, jedoch nur auf kurze Zeit, verwickelte. Er hielt sich 1321 bei dem Marchese von Camerino auf, als er eine Einladung der Universität Siena empfing und annahm. Von Siena ging er nach Perugia, wo er den berühmten Bartolo zu seinen Schülern zählte. Im J. 1334 las er in Florenz: Einige lassen ihn, jedoch ohne sichere Gründe, auch in Bologna und Paris das Katheder besteigen. Er lehrte an allen angeführten Orten nur Civilrecht, und wenn man ihn auch für das kanonische Recht in Anspruch nimmt, so geschieht es aus Verwechselung mit seinem Landsmann Cino Tebaldi. Zum Gonfaloniere seiner Vaterstadt berufen, ging er 1336 dahin ab, starb aber vor dem Antritte dieser Ehrenstelle, die er auch abgelehnt hatte, gegen Ende desselben Jahres oder zu Anfange des folgenden. Er wurde in der Kathedrale begraben, wo ihm auch ein Denkmal errichtet worden ist [6]).

Cino, ein Zeitgenosse und Freund der großen Koryphäen der italienischen Volgarpoesie, des Dante und des Petrarca, ist als Lyriker Beiden würdig an die Seite zu stellen, und nähert sich besonders dem Letztern als verwandt durch zarte und sinnige Empfindungsweise und elegante Form, namentlich des Sonetts [7]). Jedoch erscheint Cino nicht selten natürlicher und einfacher fühlend, als sein berühmter Nachfolger, mit dem er die ideale Richtung der Liebe theilt, eben so sehr dem philosophischen Geiste seiner Zeit folgend, als auch durch den frühen Verlust des geliebten Gegenstandes in die höhere Region verwiesen. Seine Verdienste um die Kultur der poetischen Volgarsprache würdigt Dante [8]), und Petrarca hat sich ihn als Muster vorgesetzt. Cino's Gedichte, aus Sonetten, Canzonen, Madrigalen und Balladen bestehend, größten Theils seiner Liebe gewidmet, einige an Personen [9]) oder auf Begebenheiten seiner Zeit gerichtet, sind zuerst von Niccolo Pilli vollständig gesammelt und herausgegeben worden: Rime di Messer Cino da Pistoja etc. Roma 1559. 8. Wiederholt, Venedig 1589. II. 8. (besorgt durch Faustino Tasso). Die neuste und beste Ausgabe ist die von Sebast. Ciampi. Pisa 1813. 9. (Eine frühere von demselben 1808). Dabei das Leben Cino's nach den besten Quellen mit kritischer Sorgfalt bearbeitet [10]).

Cino's juristisches Werk [11]), welches auch nach dem Tode desselben noch lange in dem Ansehn klassischer Gediegenheit verblieb, ist oft gedruckt worden. Die drei Hauptausgaben sind: Lectura Domini Cyni de *Pistorio* super Codice. Pavia 1483. fol. Cyni de P. famosissimi legum explanatoris etc. lectura. Lugduni 1526. fol. Cyni Pistoriensis jurisconsu. praestantiss. in Codicem etc. doctissima commentaria, multo diligentius et emendatius quam antea excussa a jureconsulto celeberr. Dom. Nic. Cisnero. Francof. ad M. 1578. fol. [12]). (*W. Müller.*)

CINQ-ARBRES, Cinquarbres, Flor. Quinquarboreus (Johann), zu Anfang des 16. Jahrh. zu Ancillon in Auvergne geb., ein Schüler von Vatable im Fache der orientalischen Sprachen, seit 1554 Professor der hebräischen und syrischen Sprache am Collège de France, gest. als ältester Professor 1587., hat sich insonderheit durch eine oft aufgelegte hebräische Grammatik bekannt gemacht. Diese von ihm zuerst im J. 1546 mit einer kleinen Abhandlung de notis Hebraeorum her-

---

3) Selvaggia's Tod scheint in die J. 1308 bis 1310 zu gehören. (Die treue Liebe beider Dichter besingt Petrarca:
„Ecco Dante e Beatrice, ecco Selvaggia“
„Ecco Cin da Pistoja u. s. w.“
Triomfo d'Amore cap. IV.).
4) S. das Sonett: Io fui 'n sull' alto e 'n sul beato monte etc. 5) S. Cino's Gedichte auf Kaiser Heinrichs Tod. 6) Abgebildet in der Ausgabe seiner Rime. Pisa 1813. 8. In derselben auch sein Porträt nach einem alten Originalgemälde.

7) Vor allen anderen berühmt ist sein Sonett:
„Mille dubbj in un dì, mille querele“
„Al tribunal dell' alta imperatrice“
„Amor u. s. w.“
Muratori (Perfetta poesia II. p. 273.) und *Salvini* (Annotazioni zum Muratori) halten dieses Sonett für eines der besten italienischen Gedichte.
8) In der Schrift: Della Volgare Eloquenza. 9) Mehre an Dante, Gecco d'Ascoli etc. 10) Vgl. Ebert's allgemeines bibliogr. Lexikon I. No. 4714 und 4715. 11) Über den Werth der juristischen Leistungen von C. da P. s. F. C. von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter III. S. 197, 629 u. s. w. 12) S. außer Tiraboschi und Ginguené (der letztere auch in der Biogr. univ.) die Vita in Ciampi's Ausgabe und Corniani Isecoli della letteratura italiana. (Brescia [MDCCCIV.] p. 257.).

ausgegebene, dann 1549. 56. 82. zu Paris (auch 1588 zu Venedig) wieder aufgelegte Grammatik wurde im J. 1609 von P. Vignol mit Anmerkungen, einer lateinischen Erläuterung der hebräischen Wörter, einem rabbinischen Alphabet und einer Abhandlung über die Syntax und Dichtkunst der Hebräer von Genebrard, und einer grammatischen Erläuterung des 33. Psalms vom Card. Bellarmin (in 4.) herausgegeben (Linguae hebr. institutiones absolutissimae), wovon 1621 ein neuer Abdruck erschien. Außerdem übersetzte er die chaldäische Paraphrase des Proph. Jeremias von Jonathan, dem Sohne Uziel, (1549. 4.) und eb. desselb. Paraphrase des Proph. Hoseas (1554. 4.); später erschienen diese Arbeiten mit andern vermehrt: Targum in Oseam, Joelem, Amosum, Ruth et Threnos (1556. 4.). Im J. 1558 besorgte er einen Abdruck der hebräischen Übersetzung des Evangelium des Matthäus von Seb. Münster. — Auch hat er mehre Schriften von Avicenna ins Lateinische übersetzt*). (*H.*)

CINQ-MARS (Henri Coiffier de Ruzé, Mq.), zweiter Sohn von Ant. Coiffier, Mq. d'Effiat, Marechal de France und Oberintendanten der Finanzen, im Jahre 1620 geboren, einer der schönsten und geistreichsten Männer am Hofe Ludwigs XIII., wurde durch den Einfluß des Kardinals Richelieu schon mit dem 19. Jahre Stallmeister des Reichs, und sehr bald der Liebling des Königs; derselbe allmächtige Minister aber bewirkte auch seinen Sturz. Sobald der Kardinal bemerkte, daß C. statt sein Werkzeug zu seyn, wozu er ihn bestimmt hatte, sein Nebenbuhler geworden war, warf er seinen Haß auf ihn; C. haßte gegenseitig den Kardinal eben so sehr. Mehrmals rieth er dem Könige, den Kardinal ermorden zu lassen, und auf einen Augenblick ging der König in die Idee ein. Richelieu, davon unterrichtet, ließ den König darüber durch den Mq. v. Mortemart zur Rede stellen. Der König stellte sich erstaunt und schrieb an den Kanzler Seguier, um sich gegen diesen Verdacht zu rechtfertigen. Bald gab C. dem Minister neuen Anlaß zu Beschwerden. Er verband sich mit dem Bruder des Königs, dem Prinzen Gaston, einem erklärten Feinde des Kardinals, und trug viel zu dem Vertrage bei, den dieser durch Fontrailles mit den Spaniern schloß. Richelieu unterrichtete davon den König. C., eben mit dem Hofe zu Narbonne, wurde verhaftet und in die Citadelle von Montpellier, von hier aber, nach einem ersten Verhör, von 600 Reitern begleitet, nach dem Schlosse Pierre Encise bei Lyon gebracht, wo er am 4. Sept. 1642 anlangte. Hier wurde C., der den König in einem Schreiben an das Parlament mit den schwärzesten Farben geschildert hatte, der Prozeß gemacht unter der Leitung des ihm feindlich gesinnten Kanzlers Seguier, und unter dem Vorsitze des Kardinals Richelieu. Letzter reisete noch vor der Verurtheilung ab, derselben im Voraus gewiß, da Gaston zu viel ausgesagt hatte, als daß C. freigesprochen zu werden hoffen durfte; ein Gesuch seiner Mutter an den Kardinal um Begnadigung, wurde mit Härte beantwortet. C. wurde mit de Thou, einem Sohne des berühmten Geschichtschreibers, den der Kardinal als Gefangnen mit sich gebracht hatte, zum Tode verurtheilt und am 12. Sept. 1642 nur 22 Jahr alt, hingerichtet. Die gewöhnliche Sage, Ludwig XIII., der sich damals zu St. Germain en Laye aufhielt, habe zur Zeit der Hinrichtung seines Lieblings, auf seine Uhr sehend, gesagt: jetzt wird C. gräßliche Gesichter schneiden, ist sehr unwahrscheinlich *). (*H.*)

*) Vgl. Jöchers Gel. Lex. und Biogr. univ. T. VIII.

CINQMARS LA PILE oder S. Mars, Marktfl. im Bez. Chinon des franz. Dep. Indre-Loire, nahe an der Loire, hat 1 altes Schloß und 1200 Einw. (*Hassel.*)

CINQUE PORTS, nennt man in England die Häfen Dover, Sandwich, Hithe und Romney in Kent, und Rye, Winchelsea, Hastings und Seaford in Sussex. Anfänglich waren ihrer wirklich nur 5; späterhin wurden erst Winchelsea, Rye und Seaford mit den Rechten der Fünfhäfen beliehen. Sie senden jeder 2 Dep. zum brit. Parl. und genießen außerdem besondrer Privilegien und Immunitäten, zu deren Wahrung ein Lord Warden, Kanzler und Admiral der Fünfhäfen ernannt wird. Indeß sind die meisten, da sich das Meer zurückgezogen, sehr herabgekommen, und bloß Dover und Sandwich gehören noch zu den eigentlichen Häfen; 1810 gehörten nur noch 57 Schiffe zu denselben. (*Hassel.*)

CINQUE TERRE. So heißt ein Bezirk von fünf Ortschaften in der genuesischen Provinz Riviera di Levante. Sie liegen am Meere, um die Punta del Mesco, heißen Monterosso, Vernazza, Menarolo, Rio maggiore, S. Antonio †), bauen Wein und Öl und treiben Fischerei. (W. *Müller.*)

CINTE, Dorf in Tyrol, trienter Kreis, im gräfl. wolkenstein-trostburgischen Patrimonial-Land- und Lehngericht Ivano, im Tesinothale, dessen Einwohner (so wie jene in dem Pfarrdorf La Pieve und dem Kirchdorf Castello desselben Tesino-Thales), einen ausgebreiteten Bilderhandel mit Kupferstichen durch ganz Europa treiben. (*Rumy.*)

CINTEGABELLE, Stadt im Bezirk Muret des franz. Dep. Obergaronne am rechten Ufer des Ariège, hat 264 Häuser, 2984 Einw. und treibt Wein- u. Seidenbau. (*Hassel.*)

CINTORRES, Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Morella, mit 1250 Einw., die an 40 Stühle in wollnen Zeugen unterhalten. (*Stein.*)

CINTRA, Sintra, reizende Villa in der portug. Prov. Estremadura, am nördlichen Fuße des Gebirges gleiches Namens, mit 500 gutgebauten Häusern, worunter viele Landhäuser (besonders Penhaverde) englischer und lissaboner Familien, 4 Pfarrkirchen, 2500 Einw. und einem alten Schloß, wo der abgesetzte König Alphons VI. bis zu seinem Tode 1683 gefangen saß. Auf dem Gipfel des Gebirgs sieht man die Trümmer eines alten maurischen Schlosses und auf einer andern Seite das Korkkloster, in Felsen gehauene Einsiedlerhöhlen, die innerlich zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork belegt sind. (*Stein.*)

CINTRA (Convention von). Ohne Widerstand zu finden, hatte Marschall Junot im November des J. 1807

*) Vgl. de Thou und nach diesem Margnerit in der Biogr. univ. T. VIII.

†) Andere führen dagegen Corriglia an.

[illegible] Fam. [illegible]

[illegible] *V. Müller.*

[illegible] Familie [illegible]

[illegible] Familie [illegible]

[illegible] Familie [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] *V. Müller.*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Cipriani *Agnes*. [illegible]

[illegible]

CIRANI, 1) Giovanni Andrea C., ein geschickter italienischer Maler zu Bologna, geboren 1610, gestorben 1670. Er war ein Schüler Guido Reni's und Cavedone's und ahmte vorzüglich die schöne und zierliche Manier des Ersten mit Glück nach. 2) Elisabeth, Tochter des vorigen, geboren zu Bologna 1638. Auch sie ahmte die Manier Guido Reni's mit Glück nach. Ihre Gemälde haben eine schöne korrekte Zeichnung, ein angenehmes Colorit und eine anziehende Eleganz in den Mitteltinten, die durch kräftigen Schatten noch mehr gehoben werden. Sie wurde im J. 1665 vergiftet und in der Kirche S. Dominico neben Guido Reni beigesetzt. (*Rumy.*)

CIRCAEA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Onagren und der zweiten Linné'schen Klasse. Sie hat einen zweitheiligen Kelch, zwei Corollenblätter und zwei Samen in der zweifächerigen untern Kapsel. Der Name ist schon im Dioskorides (III, 134.), wo aber eine andere Pflanze, nach Anguillara (sempl. p. 229.) Cynanctum nigrum *R. Br.*, gemeint ist. Indessen nannte Lobelius zuerst diese Gattung so. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Arten: C. *lutetiana* und *alpina*, welche durch C. *intermedia* Ehrh. verbunden werden, so daß eigentlich nur eine einzige wahre Art da ist, die in feuchten Waldgegenden behaart und weniger ästig, in lichtern Stellen weniger behaart und ästiger, auf faulen Baumstämmen aber in Voralpen ganz glatt und ästig vorkommt. So geht C. lutetiana durch die Form der C. intermedia in alpina über. Am besten sind diese Formen in Sturms Flora, Heft 23. abgebildet: denn C. alpina engl. bot. 1057 ist, wegen starker Behaarung schwerlich etwas Anderes als die gewöhnliche Form. *Columna* (ecphras. 2. p. 80.) hat zuerst die so genannte C. alpina sehr gut dargestellt. Was Fl. Dan. 256. als C. alpina steht, wird man als C. intermedia Ehrh. anerkennen. Aber Fl. Dan. 1321 ist die rechte C. alpina. (*Sprengel.*)

CIRCAETUS *Viell.*, Schlangenadler, Gattung aus der zur Ordnung der Raubvögel gehörigen Familie Falconidae *Leach.* Typus derselben ist der von den ältern Schriftstellern unter dem Namen F. gallicus beschriebene, und von Wolf, Borkhausen und Bechstein unter dem Namen F. brachydactylus, F. leucophomma und leucopsis aufgeführte so genannte kurzzehige Adler (Jean le blanc der Franzosen). Als unterscheidende Kennzeichen der Gattung, deren Aufstellung durch die Eigenthümlichkeiten jenes Vogels und das Vorkommen verwandter Arten gerechtfertigt scheint, können die genetzten Fersen, die mit Flaum befiederten Augenlieder, die kurzen Zehen, die schwachen Krallen, die bläuliche Farbe der Wachshaut und Füße dienen. Der Schnabel ist ungezahnt, aber ziemlich stark, in den Flügeln die 4te Schwungfeder die längste, der Schwanz ziemlich lang und aus Ruderfedern von ungefähr gleicher Länge gebildet, die Klauen nicht sehr stark, die Iris im Auge gelb.

Der europäische Schlangenadler, den man erst in späteren Zeiten genauer kennen lernte, ist in vielen Gegenden Teutschlands nicht selten, lebt, wie schon der Name andeutet, vorzugsweise von Schlangen, und hat manche Ähnlichkeit mit dem gemeinen Mausehabicht. Die Farbe ist oben braun, unten weiß mit braunen Querflecken, die Ruderfedern sind an den äußern Fahnen braun, an den innern weißlich, mit drei breiten schwarzen Bändern, die Schwungfedern schwarzbraun, die Augenkreise weiß. Jüngere Vögel haben braune, so genannte Hosen. Das Männchen ist kleiner als das Weibchen. Die Art bauet ihre Nester auf Bäumen und legt 2 Eier, die sich von denen der meisten Raubvögel durch ihre weiße Farbe unterscheiden. Übrigens ist der Schlangenadler ein schöner Vogel; er fliegt sehr leicht und oft schwebend. — Eine afrikanische hieher gehörige Art ist F. thoracicus *Temm.*, welcher dem vorbenannten sehr nahe steht. — F. albidus *Cuv.* col. 19., macht durch den Occipitalschopf den Übergang zu einer andern Gattung. Häute desselben wurden von Pondichery an das pariser Museum gesandt. — F. pensylvanicus *Wilson* pl. 54. fig. 1., in Nordamerika einheimisch und F. plancus *Miller.* cimelia gehören höchst wahrscheinlich auch zu dieser Gattung. (*Boje.*)

CIRCAEUS MONS (Capo Circello), ein länglich runder Berg, welcher als halbinselartig vorlaufende Landspitze die flache Küste von Latium, 10 Miglien von Terracina entfernt, endigt, und gegen zwei geographische Meilen im Umfange hat. Er liegt also gerade an der Gränze des alten Latium. Aus der Ferne erscheint er in der tiefen rings umher verbreiteten Niederung als eine Insel, und die alten Erklärer der Mythen wollten hier die fabelhafte Insel der Kirke gefunden haben. Die homerische Darstellung jener Insel paßt jedoch wenig auf den Mons Circaeus, wenn wir auch annehmen, daß der Berg, bevor ihn das durch Flüsse herangeschwemmte Erdreich und der Meersand in ein Vorgebirge umgestaltet, eine Insel gewesen sei. Denn Odysseus überblickt von der Warte seines Schiffes Aäa als eine niedrige, von dem gränzenlosen Meere umgebene Insel [1]). Hier ist aber ein stark hervorspringender Berg, und das umgränzende Meer konnte unmöglich als unübersehbar erscheinen, wenn es auch den Berg damals noch von der Küste trennte. Indessen scheint die Meinung, welche die Insel der Kirke hieher versetzte, sehr alt, und vielleicht führte der Berg auch ursprünglich bei den Landeseinwohnern einen Namen, welcher auf die homerische Zauberin hinleitete. Schon Hesiodos läßt die Regenten Tyrrheniens von den Söhnen der Kirke und des Odysseus abstammen, und in der Folge huldigten Theophrastos, Varro, Virgilius, sein Kommentator Servius und Andre mehr der Meinung von der ursprünglichen Inselgestalt des Mons Circaeus.

Und in der That bezeugt dieß auch der Boden des Berges: der Sand, welcher seine Einfassung bildet, die zahlreichen Lagen von Muschelwerk am Fuße seiner nördlichen Spitze, der häufig vorkommende Tuffstein, dessen Poren mit Meerkörpern angefüllt sind, die hohen, mit Haidekraut bewachsenen Dünen u. s. w. Die Ursachen der angegebenen Veränderung finden sich in der Lage des Berges und der Natur der benachbarten Sümpfe. Denn

1) *Odyss.* X, 194 seq.

indem er sich der Gewalt der Strömungen entgegen setzte, bildete er einen Stützpunkt für alles Gerölle, welches die Gewässer ohne Unterlaß von den Höhen des Apennins herunter führen. Dazu kamen die Anschwemmungen des Mittelmeeres und die Revolutionen der pontinischen Sumpfebene, in deren Schoße, wie bekannt, viele alte Ortschaften begraben liegen. Der Mons Circaeus war zuerst von Volskern bewohnt. Tarquinius Superbus führte eine römische Kolonie dahin, aber es ist ungewiß, ob diese die Stadt Circeji schon vorfand oder erst gründete [2]). Aber wegen ihrer ungünstigen Lage konnte diese Kolonie zu keiner Blüthe kommen. Dennoch zeigte sie sich in den folgenden Zeiten den Römern widerspenstig und den Volskern geneigt, was ihr den Beinamen der Rebellischen zuzog. In den Bürgerkriegen wurde sie von den Syllanern verwüstet, erhob sich aber bald wieder und wurde dem Lepidus als Verbannungsort angewiesen. Zu Strabo's Zeiten war sie nur noch ein unbedeutendes Städtchen und mit dem Sinken der römischen Herrschaft verfiel sie gänzlich. Man sucht ihre Spuren in den Ruinen oberhalb St. Felice. Sie bestehen zum Theil aus jenen ungeheuern Mauerwerken, welche unter der Benennung der kyklopischen bekannt sind, und über denselben erkennt man römische Bauart. Außerdem haben sich noch hier und da Überbleibsel von Villen und Wasserleitungen erhalten [3]), und der Name Grotta della Maga erinnert an den alten Dienst der Zaubergöttin, welche hier in einer Höhle und einem Tempel verehrt worden seyn soll [4]). Diese Grotte liegt in den hohen, schroff abgeschnittenen Felsen am Meere zwischen den Thürmen Torre del Fico und Torre di Paola.

Jetzt heißt der Mons Circäus Monte oder Capo Circello. Er liegt 76 italienische Meilen von Rom, westlich begränzt von der Küste, nebst den Seen Fogliano, Monaci, Caprolace und Paola oder S. Maria, nordwärts durch Anhäufungen rothen Sandes, den Fluß Sisto und Heideland östlich durch den Meerbusen von Terracina, südlich von der hohen See. Der Bergrücken bildet, obgleich nicht unmittelbar mit ihm zusammenhängend, einen Theil des Apennins, der sich aus dem Abruzzo citeriore herab zieht, und sein Kern ist Kalkstein, welcher auf der Landseite unter Schlamm und einem feinen blutrothen Sande verborgen liegt. Aber gegen das Meer zu geht er in hohe, schroffe Felsen aus, deren Wände von Höhlen und Grotten zerrissen sind. Dahin gehört auch die Grotta della Maga. Die Gestalt des Bergrückens ist auf und absteigend und gleicht den Bergen vulkanischen Ursprungs. Die Höhe seiner Gipfelspitzen ist 1500 Fuß über der Erdfläche. Der Kalkstein des Circello ist Urkalkfelsen, der kein Muschelwerk enthält und durch Beschaffenheit, Dichtigkeit, rautenförmigen Schimmer und übeln Geruch, seine Verwandtschaft mit dem Apenninenstamme zu erkennen gibt. Der blutrothe Sand ist mit krystallisirten Schörlkörnern vermengt, welche der Magnet anzieht, und wird durch die Flüsse il Portatore (Amasenus) und Uffente (Ufens) herbeigeführt. Am Cervia-Thurm sind schöne Alabasterlagen.

Die reiche, mannichfaltige und seltene Flora des Monte Circello war schon im Alterthume berühmt, und der Berg liegt, die Nachbarschaft der pontinischen Sümpfe abgerechnet, in einem der herrlichsten Himmelsstriche und hat einen überaus fruchtbaren Boden. Besonders vortrefflich sind seine Feigen und sein rother Wein, von dem aber nur wenig gewonnen wird. Auch der Lattich des Monte Circello wird gesucht. Auf Höhen und Abhängen grünen Myrten, Lorbern, Mastixbäume, Citronen, Orangen, Cedraten, indische Feigen, Granaten, Korkbäume, mehre Palmenarten rc. Unter den Pflanzen ist namentlich das giftige Tryphillum glabrum zu bemerken, welches, nebst einigen andern schädlichen Gewächsen, Circello in den Ruf eines verrätherischen und an giftigen Säften reichen Reviers gebracht hat. Die Priesterinnen des Tempels der Kirke beschäftigten sich, aufgefodert durch den Reichthum an offizinellen Pflanzen, welche ihre Umgebung ihnen darbot, mit der Destillirkunst und standen wegen ihrer Wunderkuren in großem Ansehn. Die Küste lieferte im Alterthume vortreffliche Austern mit schwarzem Fleische. Die Wälder sind voll von Vögeln und kleinem Wildpret. Von Insekten schwärmen besonders bemerklich die Johanneswürmchen [5]) in leuchtenden Wolken um die Höhen und Tiefen.

Die ungesunde Beschaffenheit einiger Striche des Monte Circello rührt von den Stößen des Südwestwindes (libecciate), den Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe und dem erschlaffenden Einflusse des Scirocco her, und ist in den Sommermonaten am fühlbarsten.

Auf einer Anhöhe im Südosten des Berges liegt die kleine Ortschaft San Felice in der Lage des alten Circeji. Ihre Bevölkerung beläuft sich mit Ausnahme der Garnison auf 800 Selen, und außerdem mögen noch an 100 in den zerstreuten Wohnungen auf dem ganzen Vorgebirge gefunden werden. Das feste Schloß, dessen Bewachung den Bürgern von Terracina anvertraut war, hat in den Stürmen des Mittelalters den Päpsten oft als Zuflucht gedient. Um die ganze vorspringende Halbinsel stehen in Entfernungen von ungefähr zwei Miglien von einander sechs Wachtthürme zum Schutze gegen die Seeräuber, und die Bucht von Paola am Fuße des nordwestlichen Bergabhanges bietet einen Landungsplatz für kleine Fahrzeuge dar. Die armen Einwohner nähren sich größten Theils von dem Fischfange, dem Mannasammeln und ähnlicher leichter Benutzung der Produkte ihres Bodens und Meeres.

Die Aussicht von der Höhe des Monte Circello ist weit und reich an klassischen Erinnerungen. Landeinwärts die pontinischen Sümpfe mit den Gebirgen, die sie begränzen, bis über die albanischen Höhen hinaus, und auf der andern Seite die Felsen von Terracina. Gegen das Meer zu Corsika, Sardinien, die Ponzainseln, Ischia, Procida bis an das Vorgebirge von Misenum [6]).

(*W. Müller.*)

---

2) Einige Angaben lassen Lateiner aus Alba Longa Circeji gründen. 3) Auf dem Circäus Mons lagen die Villen des Licinius Murena, des Sergius Orata, des Lucullus. 4) Man zeigte hier einen Theil von dem Schiffe des Odysseus, den Zauberbecher, das Denkmal des Elpenor rc.

5) Lampyris italica, verschieden von unsrer Lampyris splendida. 6) Mannert's Geogr. von Ital. Bd. I. S. 621 f.

CIRCARS, in Ostindien bedeutet überhaupt eine nicht von einem besondern Nabob, sondern einem Unterstatthalter regirte Landschaft. Die zusammenhängenden s. g. fünf nördlichen Circars, Guntor, Kondapilly, Ellore, Rajamundry und Cicacola, eine zur Präsidentschaft Madras gehörige Provinz, von etwa 390 QM. mit 3 Mill. Einw., ein schmaler Küstenstrich am bengalischen Meerbusen, im Norden von Carnatik, ist sandig, aber durch mehre Flüsse (Gondegamma, Kistna und Godaweri) gut bewässert, liefert Getreide, Obst, Indigo, Zucker, Baumwolle, Tabak, und hat Viehzucht. Auch liefern die Bewohner feine Mousseline und Calicotte, gewinnen Bauholz und zimmern Schiffe bis zu 700 Tonnen. Die Hauptstadt ist Masulipatam. (*H.*)

Circassier, s. Tscherkessen.

Circeja u. Circella, s. Circaeus Mons.

CIRCENSES; LUDI CIRCENSES *), sind die Wettkämpfe verschiedener Art, welche in dem Circus zu Rom an den hohen Götterfesten gehalten wurden. Da nun ursprünglich in Rom nur Ein Circus existirte, der von Tarquin dem Ältern angelegte Circus Maximus, so werden auch zunächst ludi Circenses auf die in diesem Circus gehaltenen jährlichen Wettspiele bezogen und fallen in sofern zusammen mit den ludi Magni oder Maximi, welche gewisser Maßen an die Stelle der früheren Consualia getreten [1]). Fragen wir nach den religiösen Beziehungen dieser Spiele [2]), so mag wol auch hier, wie anderwärts, dieselbe in dem Sonnendienst zu suchen seyn, und in sofern auch die Angabe erklärbar werden, welche den Herakles auch zum Stifter dieser römischen Spiele macht. Dann dürften wir in jenen Wettläufen nichts Anderes erblicken, als das Bild des jährlich siegreich vollendeten Sonnenlaufs, und dürften selbst in einzelen Ausschmückungen der späteren Zeit Beziehung darauf entdecken, wie z. B. in den Metä oder in den im Mittelpunkte dieser Circi aufgerichteten Obelisken [3]). — Wollte man doch selbst in dem siebenmaligen Umlauf der Wettkämpfer eine Beziehung auf den siebentägigen Kreis der Woche entdecken [4]). Weiter aber könnte man selbst die Zeit der größern Spiele zu Anfang des Septemb. [5]), nahe dem Sommersolstitium darauf beziehen; was bekanntlich bei den olympischen Volksspielen noch bestimmter hervor tritt. Indeß verschwand in der Folge immer mehr die ursprünglich religiöse Beziehung und ist so das Ganze nach und nach zu einer bloßen Belustigung des Volks herabgesunken, die um so nachtheiliger auf Sitten und Volkscharakter einwirkte, je herrschender und allgemeiner sie geworden ist und von ihrer ursprünglichen Bestimmung sich immer mehr entfernt hat.

Diese Spiele wurden wol in früheren Zeiten von den Königen veranstaltet [6]), an deren Stelle später die höheren Magistrate, insbesondere Ädilen und Prätoren getreten sind. Die Spiele selber, ursprünglich bloß aus Wagenrennen und Faustkampf bestehend, und etrurischen Ursprungs, wie es scheint [7]), wurden in der Folge immer ausgedehnter, so daß wir wol sieben verschiedene Arten derselben namhaft zu machen haben [8]). Ein feierlicher Aufzug vom Capitolium aus, mitten durch die Stadt und den Circus ziehend, eröffnete die Spiele (Pompa Circensis) [9]). An der Spitze befanden sich die Götterbilder, auf Wagen gefahren, oder kleinere Bildwerke, die auf den Schultern getragen wurden. Dann folgten die zum Wettkampfe bestimmten Rosse, Wagen, die Kämpfer selber u. s. w., so wie die Magistrate und Priester, nebst Opferthieren und Opfergeräthschaften für das im Innern des Circus zu bringende Opfer. Nachdem der ganze Zug einige Mal im Innern des Circus um die Spira herum sich bewegt, begannen die Spiele auf ein von dem Prätor oder dem Magistrat, der das Ganze leitete, gegebenes Zeichen. Unter diesen Spielen nimmt billiger Weise das Wagenrennen die erste Stelle ein. Denn das eigentliche Pferderennen [10]), bald mit einem Roß (Singulatores), bald mit zwei, wo der Reiter, wenn das eine Roß ermüdet war, auf das andere sprang (Desultores), hat keineswegs eine solche Bedeutung gewonnen, als das Wettfahren oder Wagenrennen, an welchem die Römer solches Behagen fanden, daß wir als Wagenlenker (agitatores, aurigae [11]), die sonst meist Sklaven, Freigelassene u. dgl. waren, selbst römische Kaiser [12]) mehrmals in diesen Spielen bezeichnet finden. Es waren diese Wagenlenker in vier durch verschiedene Kleidung kenntliche und darnach benannte Abtheilungen (Factio alba, russata, veneta, prasina [13]) abgetheilt, wozu noch seit Domitianus Zeit [14]) zwei andere hinzu kamen (aurata, purpurea). Welch' lebhaften Antheil das Publikum an diesen Parteien nahm und bald für, bald gegen die eine oder die andere sich entschied, und welchen Einfluß dieß auf politische Verhältnisse äußerte, ist aus der Geschichte, zumal der späteren Zeiten bekannt. Von jeder dieser Parteien begann Ein Wagen den Wettlauf, und ein jeder solcher Wettlauf von vier oder sechs Wagen hieß Missus [15]), deren oft in einem Tage nicht weniger als fünf und zwanzig, ja unter manchen Kaisern noch mehre vorkommen; in letzterem Falle fuhren die Wagen nicht sieben Mal, wie gewöhnlich, sondern nur fünf Mal herum. Zwei, drei, am häufigsten aber vier Pferde bildeten das Gespann;

Thiebaut de Berneaud Aufsatz über den Berg Circello, teutsch in Hirzel's Ansichten von Ital. 1. B. *Brocchi* Viaggio al Capo Circello. Bibl. Ital. B. 7.

*) Man vergleiche damit durchweg den Artikel Circus, so wie die in der Schlußnote daselbst angeführte Literatur.

1) *Panvin.* de ludd. Circenss. I, 4. *Bulenger* de Circ. cp. 7. 9. *Livius* I, 35. fin. *Ascon. Pedian.* pag. 57. 2) Vgl. *Bulenger* de Circ. cap. 9. 3) Vgl. *Bulenger.* cp. 20. 4) *Cassiodor.* Varr. Epp. III, 41. 5) Vgl. *Cicer.* in Verr. V, 14. Philipp. II, 43 und daselbst Abrami und Garatoni p. 622. ed. *Wernsdorf.* 6) Vgl. *Bulenger.* cp. 42. 7) *Liv.* l. l. Vgl. damit *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. VII, 72. 8) *Cic.* de Legg. II, 15. §. 38. Jam ludi publici, quoniam sunt cavea circoque divisi, sint corporum certationis, cursu et pugilatione, luctatione, curriculisque equorum usque ad certam victoriam in circo (constitutis). S. dazu den Excurs p. 497. ed. *Creuzer* et *Moser.* 9) *Dionys. Halic.* l. l. *Panvin.* II, 2. *Bulenger.* I, 38. 10) *Panvin.* I, 9. *Bulenger.* de Circ. cp. 57. 58. 11) *Panvin.* I, 9. 11. 14. *Bulenger.* cp. 26. 50 sqq. 12) Vgl. *Panvin.* I, 12. 13) *Panvin.* I, 10. *Bulenger.* cp. 48 seq. *Juvenal.* VII, 114. und das. Ruperti's Note. 14) *Sueton.* Domit. 7. 15) *Bulenger.* cp. 15.

Augustus führte zwar auch das Sechsgespann ein; und in der Folge finden wir selbst diese Zahl überboten; auch statt der Pferde Hirsche, ja selbst Tiger, Löwen, Elephanten u. dgl. vorgespannt. Oft begleiteten Reiter den Wagen, wie wir dieß an alten Bildwerken erblicken; wahrscheinlich um dem Wagenführer beizustehen und ihn vor Unfällen zu hüten. Übrigens wurden die Plätze der einzelnen Wagen durch das Loos bestimmt, welches der Prätor in einer Urne geschüttelt. Wer mit seinem Wagen nach siebenmaligem Umlauf zuerst [16]) an die vor die Carceres gezogene Linie oder Kette und die den Carceres zunächst stehende Meta gelangte, ward als Sieger ausgerufen und erhielt den Preis, der nach Art der griechischen Kampfpreise, in einem Palmzweig, später auch in Kronen bestand, oder in einer Summe Goldes [17]).

2) Gehörten zu diesen Spielen auch gymnische Spiele [18]), hauptsächlich das Ringen und der Faustkampf. (Vgl. den Artikel Gymnastik und Quinquertium.)

3) Ludus Trojanus [19]), eine Art von Turnier, ein Scheingefecht, welches junge Leute von edlem Geschlecht zu Pferde darstellten. Nach längerer Unterbrechung rief Cäsar dasselbe wieder hervor, und so finden wir es seit dieser Zeit auch öfters unter den folgenden Kaisern.

4) Jagden und Hetzen wilder Thiere [20]), Kämpfe derselben unter einander oder mit Menschen (bestiarii [21]), die zu solchen Kämpfen theils verurtheilt oder durch Lohn gedungen waren, oder auch sich freiwillig dazu anerboten hatten. Fast unglaublich sind die Angaben der Alten [22]) von der ungeheuren Zahl wilder Thiere, die zu solchen Zwecken aus den entlegensten Gegenden mit den ungeheuersten Kosten zusammengeschleppt wurden, um durch ihre blutigen Kämpfe das schaulustige Volk zu ergötzen. Als später die Amphitheater aufgeführt worden, bediente man sich des Circus nicht mehr so häufig für diese Thierhetzen.

5) Reiter- und Fußkämpfe [23]), wo bald Mann gegen Mann einzeln, bald Schar gegen Schar kämpfte; so fochten z. B. in den circensischen Spielen, welche Cäsar dem Volke gab, 300 Reiter gegen 500 Fußgänger, und überdieß 20 Elephanten.

6) Schiff- oder Seegefechte [24]); sie wurden anfänglich im Circus Maximus gehalten, der durch eine besondere Einrichtung mit Wasser gefüllt werden konnte. Später ließen die Kaiser eigene Anlagen für solche Kämpfe aufführen (Naumachia); eine solche Naumachia ließ z. B. Domitianus anlegen, da, wo jetzt die Piazza di Spagna ist; und früher schon hatte August, nach dem Vorgange Cäsars, auf der andern Seite der Tiber einen See zu diesem Behuf ausstechen lassen.

7) Schauspiele, die jedoch in dem Circus selten gegeben wurden. Doch finden wir in der Periode des Augustus Beispiele [25]) (s. unten scenici ludi und den Art. Schauspiel).

Schon diese Übersicht mag genügen, um zu erkennen, welchen Umfang und welche Ausdehnung diese Spiele, die ursprünglich so einfacher Art waren, mit dem Laufe der Zeiten in Rom erhalten haben. Wir sehen den Hang zu solchen Festen, die zu einer bloßen Belustigung des schaulustigen und arbeitscheuen Volks, der Vornehmen, wie der Niedern, geworden waren, in gleicher Progression mit dem innerlichen Verfalle Roms und des gesammten römischen Lebens, so wie mit dem Sittenverderbniß. Benutzten in den letzten Zeiten der Republik einzele Große [26]) diesen Hang des Volks, um, indem sie ihm durch ungeheure Aufopferungen und durch die prachtvollsten Feste der Art schmeichelten, dasselbe für ihre ehrgeizigen Absichten zu gewinnen, so ward späterhin der Circus derjenige Ort, worauf die Politik der Kaiser alle Theilnahme und allen Sinn des Volks zu lenken, und alles öffentliche Leben dahin zu richten versuchte. So ward der Circus der Hauptort in Rom für das Volk; er bildete den allgemeinen Vereinigungspunkt für Alle, und alles öffentliche Leben war auf ihn eingeschränkt, er ward der nothwendige Mittelpunkt des gesammten römischen Lebens; und der Spruch Panem et Circenses [27]) Roms Wahlspruch. In dieser Gestalt und Bedeutung haben diese Spiele Jahrhunderte hindurch während der ganzen römischen Kaiserperiode fort gedauert, ohne daß wir ihr Ende, das wol durch die Einfälle der nordischen Völker, und die Verheerungen Roms wie Italiens herbeigeführt wurde, näher nachzuweisen im Stande wären [28]). Wagen- und Pferderennen haben gewiß am längsten fortgedauert, da noch im Jahr 1204 bei der Eroberung Konstantinopels durch die Venetianer der dortige Hippodrom zu diesem Gebrauch bestimmt war, und der Einfluß dieser Spiele auf politische Verhältnisse und Stat aus Justinians und Anderer Regirung bekannt ist. Die verschiedenen anderen Wettkämpfe mögen früher schon aufgehört haben. So verbot bekanntlich Konstantin die Gladiatorenkämpfe und Honorius zu Anfange des 5. Jahrhunderts erneuerte dieß Verbot ausdrücklich durch ein Edikt. Indeß scheinen Thier- und Menschenhetzen noch bis auf die Zeiten Theoderichs fortgedauert zu haben [29]), nachdem Anderes, wie z. B. die feierliche Prozession, mit der die Spiele eröffnet wurden, schon weit früher aufgehört hatte. Ohne Zweifel hat auch hier der Sieg des Christenthums über das Heidenthum und die durch jenes

---

16) Vgl. *Propert.* II, 25, 26. 17) *Panvin.* I, 16. *Bulenger.* cp. 55. *Livius* X, 47: Eodem anno (d. i. 459. n. R.) coronati primum ob res bello bene gestas, ludos Romanos spectaverunt; *palmaeque, tum primum translato e Graecia more*, victoribus datae. — Daher auch Palma *lemniscata*; s. die genannten. 18) *Panvin.* de ludd. Circenss. II, 1. 19) *Panvin.* II, 9. coll. II, 19. *Dio Cass.* XLIII, 23. *Suet.* Jul. Caes. 39. etc. Vgl. auch *Virgil.* Aen. V, 561. etc. 20) *Panvin.* II, 3 sqq. *Bulenger:* De venatione Circi (hinter der Schrift De Circo und ebenfalls in *Graevii* Thes. Antiqq. Romm. T. IX. pag. 750 f.). 21) S. *Bulenger.* l. l. cap. 30. 22) Man lese z. B. die Erzählungen von Cälius in *Cicer.* Epp. ad Divers. VIII, 2. 4. 6. *Dio Cass.* XXXIX, 38. u. dgl. m. 23) *Panvin.* II, 10. — *Sueton.* Jul. Caes. 39. 24) *Panvin.* II, 11. *Sueton.* Aug. 43. Domit. 5. 25) *Panvin.* II, 12 u. das. *Sueton.* Aug. 43. 26) So z. B. Pompejus, Cäsar (vgl. *Sueton.* Jul. 39.) u. A. 27) *Juvenal.* X, 80. Andere Stellen über diese Sucht und Liebhaberei des Volks für solche Spiele führt Ruperti an zu *Juven.* Sat. III, 223; auch *Bulenger.* de Circ. cp. 39. 45. 28) Vgl. *Panvin.* de ludd. Circenss. II, 18. 29) Vgl. *Cassiodor.* Var. [illegible] 42.

verbreiteten Ansichten beigetragen, diesen grausamen und unnatürlichen Belustigungen ein Ende zu machen. (*Bähr.*)

CIRCIDIUS (*Κιρκίδιος*), ein Fluß in Corsica, der beträchlichste an der Westküste der Insel, welcher seine Mündung in das Meer südöstlich von dem Promont. Viriballum (Capo Turglio) hat. Jetzt heißt er Liamone. (*W. Müller.*)

CIRCINARIA, nannte Fée (sur les cryptogames des écories officinal. Paris 1825.) die Arten von Lecidea, die einen laubartigen Thallus haben, und in Westindien an Bäumen wachsen, als L. Cocoës *Ach.* und einige andere. (*Sprengel.*)

CIRCINIANI, 1) Niccola, geb. 1516 zu Pomerancio im Toskanischen, gest. 1588 zu Rom, wohin er als noch sehr junger, aber schon guter, Maler kam, und sich bald vollends so ausbildete, daß man ihm Malereien in den Bogen und Sälen des Vatikan übertrug. Er hatte eine seltene Fertigkeit in Ausführung von Frescogemälden; seine Kompositionen haben etwas Großartiges und Kühnes; seine Zeichnung ist korrekt. Er bildete eine große Schule. Nach seinen Zeichnungen hat Giov. Battista di Cavalieri 31 Blätter herausgegeben unter dem Titel: die Siege der streitenden Kirche. So nannte man die Gräuelscenen der Bartholomäusnacht. Von seinem Geburtsorte hatte er den Beinamen Pomerancio oder dalle Pomarance erhalten, der dann auch auf — — 2) seinen Sohn Antonio, geb. 1559 und gest. 1619 zu Rom, überging. Er hatte die Manier und Kunstfertigkeit seines Vaters, dessen Gehilfe er an seinen vorzüglichsten Werken war. Zu seinen vornehmsten Mitschülern in der Schule seines Vaters gehörten Avanzino Nucci, Cristoforo Roncagli und Gasparo Celio. (*H.*)

CIRCINOTRICHUM, nannte Nees eine Byssoidee, die durch gekräuselte Flocken und helle Sporidien sich auszeichnet (Nees System, T. 5. F. 66.). Der Name indeß ist als Hybride nicht zu dulden, sondern muß in Gyrotrichum umgeändert werden. (*Sprengel.*)

CIRCIPANI, auch Cyrcipani, Zircupani und Curipani. Die Circipaner machten einen Stamm des slavischen Volkes der Wilzen aus, die in den Chroniken auch häufig Luticier, seltner Welataber genannt werden, und früher einen beträchtlichen Landstrich zwischen der Elbe, Oder und Ostsee, im 11. und 12. Jahrh. aber nur einen Theil von Vorpommern und Meklenburg inne hatten [1]). Die Circipaner [2]) bewohnten das heutige Neuvorpommern und [3]) einen Theil Meklenburgs. Sehr wahrscheinlich nahmen sie thätigen Antheil an den großen und verheerenden Kriegen der Wilzen gegen die Obotriten und Teutschen. Jedoch fehlen uns sichere Nachrichten hierüber. Nach Helmold, Buch I., Kap. 21, maßten sich die Redarier und Tollenser ihrer wichtigen Stadt und ihres berühmten Tempels mit dem Radigast wegen die Herrschaft über die Kiziner und Circipaner an. In drei hartnäckigen Kämpfen waren Letztere die Sieger. Da riefen Erstere den dänischen König, den Sachsenherzog Bernhard, und den Obotritenfürsten Godschalk zu Hilfe, und rächten durch einen großen Sieg die frühern Verluste. Mit 15,000 Mark erkauften die Kiziner und Circipaner den Frieden [4]). Bis in die Mitte des 12. Jahrh. machten die Circipaner (mit Ausschluß der Provinz Wolgast, die bald den Pommern bald den Rügiern gehörte,) einen Theil der rügenschen Lande aus, oder vielleicht richtiger ausgedrückt: verbanden sich mit den Rügiern. Dann kamen sie durch die Gewalt der Waffen unter die Herrschaft der Pommerfürsten, die sie zu Christen bekehrten. In den Achtzigern des 12. Jahrh. eroberten die Rügier mit Hilfe der Dänen Circipanien wieder [5]) und behielten es größten Theils [6]) auch, so lange sie einen selbständigen Stat ausmachten. Das Land, das man späterhin noch Circipanien nannte, ward in immer engere Gränzen zurück gedrängt. Cyrspanie kommt noch in der Urkunde von 1226 vor, aber bald nachher erlosch diese Benennung ganz. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

CIRCITORES, Circuitores, von circumire [1]) (*ἐφοδεύειν*, die Ronde machen), heißen diejenigen, welche bei den römischen Lagern Nachts herum zu ziehen und die ausgestellten Wachen zu besichtigen hatten [2]). Dazu gebrauchte man ursprünglich Reiter, welche nach ihrer Tauglichkeit und Tüchtigkeit für dieses Geschäft von den Tribunen auserwählt und bestimmt wurden [3]). Daß indeß in außerordentlichen Fällen sowol

1) L. A. Gebhardi's Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten. 4. I. Band, S. 101. u. s. w. — Hasselbach über Gell's Gesch. S. 35—40. — 2) Nach *Adam. Brem.* L. III. Cap. 24, und *Helmold.* L. I. C. 2. Letzterer sagt: Kyzini et Circipani, cis Panim, Tholenzi et Redari, trans Panim habitant. Hi quatuor populi a fortitudine Wilzi sive Lutici adpellantur. — *Saxo Gram.* L. XIV. — 3) Nach A. G. Schwartz's Einleitung z. Geographie des Norder-Teutschlandes [illegible] — 57, und desselben Erörterung zweier in die pommersch-mecklenburgische Historie tief einschlagender Fragen. Greifswald (1742). S. 14. — 4) P. F. Kanngießer's Bekehrungsgeschichte S. 238. — 5) Ausgenommen Lassan und Loitz, das sie erst 1212 einnahmen und behielten. Gebhardi Gesch. d. pomm. Reichs IV. Buch, S. 77., und nach ihm Gell I. Thl., S. 176. und Fr. Förster in seinem ausführlichen Handbuche II. Band, S. 217, geben an, daß die Pommern beim Frieden bloß Wolgast abgetreten haben. Gebhardi beruft sich auf Urkunden; jedoch die pommerschen nach dem J. 1185 sprechen nicht für ihn, die Stiftungsurk. des berger Klosters von J. 1193 aber geradezu und unläugbar gegen ihn. Nach Abtretung des größten Theils Circipaniens konnten die pomm. Fürsten immer noch westliche Slaven haben und Duces Luticie seyn. Gell und Förster berufen sich auf *Arnoldus Lub.* L. III. Cap. 7. Dieser erzählt bloß, daß die völlig geschlagenen Slaven die Burg Wollgast, nebst 12 Geißeln dem dänischen Könige übergeben hätten, welches dem noch nicht widerspricht, daß die Rügier das eroberte Circipanien behielten. Der besonnene Kantzow, Band I. S. 210, der unermüdliche Schwartz, Städtegeschichte S. 430. und Historia fin. S. 83 — 87, und mehre andre pomm. Geschichtschreiber, selbst *Arnold. Lub.* L. IV. C. 10. dienen auch zum Belege meiner Angabe, ohne welche überdieß nicht zu beseitigende Widersprüche bei den später folgenden historischen Nachrichten vorkommen würden. — 6) Loitz ging vor 1226 verloren, war aber 1299 schon wieder rügensch. Die Provinz Gützkow kam kurz vor, und Wolgast bald nach 1226 an Pommern.

1) S. z. B. *Sallust.* Jug. 45. *Liv.* I, 9. XLV, 37. 2) S. die genaue Beschreibung dieses Dienstes bei *Polybius* VI, 33., nebst den Erörterungen von *Scheel* (cp. 2. de custod. castror.) in *Graevii* Thes. Antiqq. Romm. X. p. 1189. *Lipsius* Milit. Rom. V. Dial. 9. 3) *Veget.* III, 8.: Idoneos tribuni et

die Tribunen [4]), als auch die obersten Befehlshaber des Heeres [5]), dieses wichtige Geschäft der Ronde vollzogen, bedarf kaum einer Erinnerung. In späteren Zeiten finden wir für diese Besichtigung der Wachen zur Nachtzeit eine eigene Abtheilung oder Klasse von Soldaten angeordnet, welche den Namen Circitores führten [6]).
(*Bähr.*)

Cirknitz, s. Czirknitz.

Cirknitzer See, s. Czirknitzer See.

CIRCULATIO CHEMICA, Cirkulirung, eine alchemische Operation, wodurch man in besondern Gefäßen (s. Circulirgefässe), verschiedene Materialien, durch gleichsam kreisförmige Umherführung der Dämpfe und Flüssigkeiten gleichzeitig und ununterbrochen destillirte und cohobirte, ohne die Fugen der Gefäße öffnen und wieder verkleben zu dürfen. Durch Digestion in Papin's verbessertem Digestor ꝛc. läßt sich Alles in kürzerer Zeit ausführen.

CIRCULIRGEFÄSSE, vasa circulatoria, eigene, chemische Geräthschaften, gewöhnlich zwei Glasphiolen, deren kleinere der andern zum Stöpsel dient, um mancherlei Stoffe, die man chemisch bearbeiten will, darin zu destilliren und zu cohobiren, ohne daß davon etwas verdampft, weil die Dämpfe, welche in die Höhe steigen, und sich in der kleinern Phiole verdichten, beständig wieder auf die in der größern Phiole befindliche Materie zurück fallen.

Unter die ältesten Circulirgefäße gehört der einfache und doppelte Pelican. Ersterer ist eine Art von Glaskolben, dessen immer enger werdender Hals sich wieder in den weiten Bauch zurück krümmt, und hier sich öffnet. Die Mündung zum Eintragen der Materialien ist an der Basis, und muß während des Circulationsprocesses hermetisch geschlossen seyn. Der doppelte Pelican (Dyota) stellt ein aus einem einzigen Stücke geblasenes gläsernes Brennzeug dar, mit tubulirtem Helme, aus welchem zwei einander gegenüber stehende Schnäbel hervor gehen, die sich gekrümmt in den Kolbenbauch wieder öffnen. Libav's altes Circulirgefäß ist eine Kugel mit einer langen, hermetisch verschlossenen Röhre. Das Hartmann'sche, zur Bereitung der so genannten versüßten Säuren ꝛc. bestimmte, bildet zwei aus dem Ganzen geblasene Kolben, so, daß der längere Hals des untern, welcher eine platte Basis hat, in den mehr rundlichen Bauch des obern von unten auf gerade in der Mitte durchgeht. — Ein neueres Circulirgefäß besteht aus einem langhalsigen Kolben, worauf vormals ein blinder Helm ohne Schnabel befestigt wurde, dessen aber der enge Hals eines kleinen umgekehrten Kolbens luftdicht gekittet wird. Der durch die Wärme gebildete, und aus dem Standkolben aufsteigende Dunst verdichtet sich im kleinen Kolben, und rinnt, als tropfbare Flüssigkeit wieder zurück auf die zu digerirenden Stoffe ꝛc. — Bei dieser Vorrichtung, wo fast gar Nichts von Feuchtigkeiten entweichen kann, muß behutsam und gelind geheizt werden, und die Gefäße müssen feuerfest seyn (s. Sam. Hahnemanns Apotheker-Lexikon. Art. Circuliren).
(*Th. Schreger.*)

Circuliröfen, s. Öfen.

Circumcellionen, s. Donatisten.

CIRCUMCISI, eine Religionssekte im 12. und zu Anfange des 13. Jahrh., die sich in Italien, vorzüglich in der Lombardei aufhielt, von welcher aber nur äußerst dürftige Nachrichten vorhanden sind. Alles, was uns von ihnen erzählt wird, besteht darin: daß sie die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, in Hinsicht der Speisevorschriften und anderer religiöser Gebräuche vertheidigten, ausgenommen die Opfer, und daß sie namentlich die Beschneidung wieder unter sich eingeführt hatten. Daher ihr Name: circumcisi. Außerdem hatten sie in der Lehre von der Dreieinigkeit einige abweichende Ansichten; denn sie behaupteten eine Unterordnung der göttlichen Würde des Sohnes unter die des Vaters, und erklärten Christus für ein bloßes Geschöpf, obgleich für das erste. Aus diesen Lehren hat man vermuthet, daß diese Sekte aus den Überresten der Arianer in Italien entstanden sei *). Sie werden auch Passagini genannt. Übrigens stehen sie zu sehr als eine abgerissene Erscheinung da, als daß sich ihr Zusammenhang und Verhältniß zu anderen Sekten jener Zeit weiter bestimmen ließe **).
(*Dr. H. Schmid.*)

CIRCUMFLEX, hieß in der griechischen und römischen Sprache die geschleifte Betonung einer langen Sylbe, im Gegensatze der geschärften, welche acutus tonus genannt ward. Der geschleifte Ton füllt zwei solcher Zeiten aus, welche der geschärfte fodert, und ist daher, während der geschärfte Ton bis auf die dritte Sylbe vom Ende eines Wortes zurück geht, ohne dem Ohre widerlich zu werden, nur auf der letzten oder vorletzten Sylbe möglich. Im ersten Falle wird das Wort *περισπώμενον*, im zweiten *προπερισπώμενον* genannt. Da nur ein gedehnter Laut sich schleifen läßt, so steht der Circumflex nur über einer natürlichen Länge, welcher aber keine andere natürliche Länge folgen kann, ohne die geschleifte Betonung in eine einzeitige zu verwandeln. Daher die Regel, daß die Endsylbe eines Properispomenon geschärft seyn müsse, wenn nicht der geschleifte Ton der vorletzten Sylbe zu einem geschärften werden solle. Man vergleiche nur Weise mit Weisheit, um zu fühlen, wie sich der geschleifte Ton des ersten Wortes beim zweiten zu einem einzeitigen verkürzt, ohne daß deßhalb die Sylbe selbst kurz wird. Noch klarer wird diese Regel aus der griechischen Contraction, bei welcher eine gedehnte Sylbe nur dann den Circumflex erhält, wenn der Ton auf dem ersten der beiden contrahirten Vocale lag, z. B. *φιλέετον* contr. *φιλεῖτον*, hingegen *φιλεέτων* contr. *φιλείτων*. Da also nicht einmal jede gedehnte Sylbe einen geschleiften Ton erhält, so irrte

---

probationis more elegunt, qui vigilias circumirent et renuntiarent, si qua emersisset culpa; quos circitores appellabant. Nunc militiae factus est gradus et circitores vocantur. Vgl. Reines. Inscript. Cl. XI n. 424. 4) S. W. Livius XXVIII, 24. 5) S. B. Sallust. Jug. 45. 100. 6) S. Veget. l. l.

*) Mosheim inst. hist. eccl. p. 435. **) Vgl. Bonacursi vita haereticorum in d'Achery spicilegium scriptt. vett. T. I., ed. nov. p. 211. Greg. Bergamensis contra Catharos et Passagios in Muratori antiq. ital. med. aevi. T. V. p. 151 sq. Schröckh K. G. Th. 29. S. 635.

man gleich sehr, wenn man den Circumflex (˜) der Griechen mit dem Apex (ˆ) der Römer verwechselte und ihn dem zu Folge für das Zeichen einer Zusammenziehung oder langen Sylbe hielt. Gleichwol ist dieses in den Töchtersprachen der lateinischen der Fall, indem z. B. die Franzosen den Accent circonflexe als betonte Länge betrachten, welche durch den Ausfall einer Sylbe oder auch nur eines Buchstabens entsteht, wie prêtre für Priester oder Presbyter. (*Grotefend.*)

CIRCUMSCRIPTIO, bezeichnet die Übervortheilung und zwar zunächst junger Leute unter 25 Jahren. Gegen eine solche Übervortheilung war Restitution durch die lex Laetoria angeordnet. Dieses Gesetz, wahrscheinlich durch den Tribunen M. Laetorius Plancianus 490 veranlaßt, bestimmte das Ende der Minorität auf 25 Jahre, verstattete keine Klage eines Gläubigers gegen einen jungen Menschen unter diesem Alter, erlaubte aber auch dem Letzteren nicht die Eingehung eines Vergleichs und verfügte Restitution in jedem Fall, wo man einen jungen Menschen unter 25 Jahren auf diese Art übervortheilt hatte. S. *Cic.* de Offic. III, 15., vgl. mit *Ernesti* Ind. Leg. in der Clav. Cicer. (T. XX. 4. p. 268 sq. ed. *Schütz*). *Heinecc.* Syntagm. Antiqq. Jurisprud. illustr. I, 23. §. 6., nebst *J. H. Hetzer* Diss. ad Legem Laetoriam. Lips. 1749. und in *Fellenberg.* Jurisprudent. antiq. T. II. nr. 21. p. 593 ss. S. daselbst pag. 604. S. das. besond. §. 5. 6. cp. V. und XI. (*Bähr.*)

CIRCUM- und CONTRAVALLATIONS-LINIEN sind bei einer Belagerung diejenigen Verschanzungen, womit der Belagerer auswärts seine Stellung umschließt, um sich gegen einen feindlichen Entsatz zu verstärken und die Ausfälle der Belagerten der Festung zurück zu halten. Ihr Gebrauch ist sehr alt und findet sich schon bei den Griechen und Römern, wo die belagerten Städte durch Wälle und Verschanzungen eingeschlossen wurden, um ihnen jede Gemeinschaft mit Außen abzuschneiden. J. Cäsar erwähnt ihrer bei allen von ihm geführten Belagerungen, und selbst die Gallier hatten auf diese Weise das Winterlager der Römer an der Schelde durch einen 11 Fuß hohen Wall mit einem 15 Fuß tiefen Graben eingeschlossen [1]). Die lange Dauer der Belagerungen jener Zeit erlaubte und foderte selbst größere und mühevollere Werke, als sie späterhin möglich waren; denn noch im niederländischen Kriege befolgte man den alten Gebrauch, und schloß die Städte durch zusammenhängende Reihen doppelter Verschanzungen ein [2]). In der Belagerung von Gertruydenberg 1593 betrug die Länge der verschanzten Linien Moritzens von Oranien zwei Meilen; sie waren durchgehends palissadiret, und auf den durchschnittenen Dämmen mit Wolfsgruben, Fußangeln und Fladderminen verstärkt. Auch die Belagerungen von Harlem 1572 und Antwerpen 1584, besonders aber von Ostende 1601 [3]), durch die Spanier, waren wegen der ungeheuren Arbeiten merkwürdig, durch die man der Besatzung alle Verbindung mit Außen abzuschneiden suchte. Vor Breda hatte der Marchese Spinola eine 52,600 Schritt lange Circumvallationslinie aufwerfen, und eine 16,000 Schritt lange Contravallationslinie gegen die Festung anfangen lassen, die beide durch 96 Reduten, 37 Forts und 45 andere kleinere Werke verstärkt waren, die befestigten Dörfer und Meierhöfe ungerechnet [4]).

Dieser Gebrauch erhielt sich bis nach dem 30jährigen Kriege, und selbst Vauban bediente sich ihrer stets, obgleich ihre Eroberung vor Turin 1706 nicht zu ihrem Vortheile sprach. Die leichten Eroberungen der Festungen in den Niederlanden brachten sie ziemlich aus dem Credit, und man findet sie nur noch bei der Belagerung von Charleroi 1746 angewendet, wo sie durch 20,000 aufgebotene Bauern erbauet wurden. Die Unmöglichkeit: einen Umkreis von mehr als 30,000 Schritten genügend in einer kurzen Zeit zu verschanzen, und auf allen Punkten mit gleichem Nachdruck zu vertheidigen, ist der Grund, daß man in der spätern Zeit ganz von diesem Gebrauche abging und sich stets begnügte: die wichtigsten Punkte und Zugänge gut zu verschanzen; die Belagerung aber durch ein besonderes, dazu bestimmtes Truppencorps zu decken. Bousmard, der sie von Neuem empfiehlt, folgte dabei zu unbedingt den früheren Ansichten und den Vorschriften Vaubans, ohne Rücksicht auf die, durch den Geist der Zeit herbei geführte Veränderung des Belagerungskrieges. (*v. Hoyer.*)

1) Comment. de bello Gallico L. V, 42. 2) *Strada* de bello belgico dec. 2; Lib. I. und Lib. 2. 3) *Meteren*, *Strada*, *Chappuys*, und *Carnero* a. mehren Orten.

4) *Hermanni Hugonis* Obsidio Bredana 1624.

CIRCUS [1]). Mit diesem Worte bezeichnet man die kreisförmigen Anlagen, welche in Rom sowol als an andern Orten des Alterthums für die öffentlichen, zu Ehren der Götter veranstalteten Spiele, besonders für Wagen- und Pferderennen bestimmt waren. Wettspiele der Art sehen wir schon in den ersten Zeiten Roms; wer erinnert sich nicht der Ludi Consuales [2]) und des an diesen Spielen durch Romulus verübten Raubs der Sabinerinnen? Unter diesem und den nächstfolgenden Königen mag wol das später unter diesem Namen bekannter gewordene Marsfeld (Campus Martius) für diese Wettspiele und Wettkämpfe an den hohen Götterfesten gedient haben, bis Tarquinius der Ältere [3]) diesen Spielen größere Ausdehnung und eine bessere Einrichtung gab, auch zuerst eine eigene Anlage dafür bestimmte, die in ihrem ersten

1) Über die Bedeutung des Wortes, s. unten Not. 5. 2) Vgl. *Bulenger.* de Circ. cp. 2. 9. *Hüllmann* de Consualibus. Bonn. 1819. — Vgl. mit Creuzer's Symbol. II. p. 608. 609. — Von der Anlage eines Circus, zu Ehren der Sonne, durch Romulus, wie der späte Cedrenus S. 121. versichert, kann im Ernste nicht die Rede seyn, da die Angabe auf einem Irrthum beruht (vgl. *Bulenger* l. l. cap. 5. init.) und die bestimmten Zeugnisse des Livius und Dionysios gegen sich hat. 3) *Livius* I, 35. fin. Aus der reichen im lateinischen Krieg gewonnenen Beute — (*Tarquinius*) ludos opulentius instructiusque quam priores reges fecit. Tum primum *circo*, qui nunc *maximus* dicitur, designatus locus est. Loca divisa Patribus Equitibusque, ubi spectacula sibi quisque facerent; fori appellati. Spectavere *furcis* duodenos ab terra spectacula alta sustinentibus pedes. Ludicrum fuit; equi pugilesve *ex Etruria* maxime acciti; solennes deinde annui mansere ludi, *Romani Magni*que varie appellati." Verbind. damit die klassische Stelle des *Dionys. Halic.* Antiqq. III, 68.

Ursprung einfach, in der Folge der Zeit immer mehr ausgedehnt und verschönert wurde. Dieß ist der in der Folge so berühmt gewordene Circus Maximus, lange Zeit hindurch die einzige Anlage der Art, bis in den späteren Zeiten der Republik und unter den Kaisern bei der Ausdehnung der Stadt und des Reichs und bei der erstaunlichen Sucht und dem Hang der Römer für solche Spiele, deren ursprüngliche Bedeutung dann fast ganz untergegangen war, mehre ähnliche Anlagen in verschiedenen andern Theilen der Stadt entstanden. Wie bei den dramatischen oder scenischen Spielen, so mag auch hier, der Erzählung des Livius zu Folge, Etrurien das Land gewesen seyn, aus welchem Rom diese, anfänglich in Pferde- (d. h. Wagen-) rennen und Faustkämpfen bestehenden Belustigungen empfing. Ob aber auch ähnliche Gebäude zu ähnlichen Zwecken bestimmt, in Etrurien, das Muster dieser ersten römischen Anlage gewesen, vermögen wir durchaus nicht zu bestimmen, eben so wenig als wir den unmittelbar griechischen Ursprung nachweisen können, obschon es nicht zu läugnen, daß späterhin manche Einrichtung im Innern namentlich, und in der Ausschmückung des Circus aus Griechenland genommen seyn mag.

Was nun die Form und Gestalt dieser Anlagen betrifft, so lassen sich hier gewisse Grundzüge und ein gewisser allgemeiner Grundcharakter, der allen gemein ist, so wie eine ziemlich gleiche Einrichtung im Innern nachweisen, so sehr auch sonst in Größe, oder in einzelen Auszeichnungen und Ausschmückungen eine nicht unerfreuliche Verschiedenheit sich darbot. Auch haben wir über den Circus Maximus, der als der älteste, und umfassendste gewiß füglich als das Muster der übrigen späteren betrachtet werden kann, einige nähere Nachrichten der Alten [4]), die wir in Verbindung mit dem, was die noch ziemlich erhaltenen Reste des so genannten Circus Caracallae uns zeigen, der folgenden Darstellung über die Beschaffenheit und Einrichtung dieser Circi im Allgemeinen zum Grunde legen können.

Es waren diese Gebäude sämmtlich oben geöffnet und ohne Dach in einer länglich runden Gestalt aufgeführt, — daher der Name Circi, Kreise [5]) — jedoch so, daß die vordere Seite von einer gerade laufenden Mauer, die hintere Seite aber der beiden längern Flügel von einer gerundeten Mauer eingeschlossen wurde. Der Umfang eines Circus war im Ganzen bedeutend, obwol keineswegs gleich; indeß doch immerhin größer als der der Theater und Amphitheater, und das Verhältniß der Länge zur Breite im Ganzen wol, wie drei zu Eins. Wenigstens finden wir bei dem Circus Maximus (s. unten) ein solches Verhältniß ausdrücklich angegeben; auch erklärt sich daraus die ungeheuere Menschenmenge, die in solchen Gebäuden Raum fand, und wovon wir unten Einiges anführen werden. Der innere, rings umschlossene Raum dieses Oblongum bildete eine weite, mit Sand bestreuete, freie Fläche in gleicher Richtung, in deren Mitte den ganzen freien Raum entlang eine zwölf Fuß breite und vier Fuß hohe, von Backstein aufgeführte Mauer sich hinzog, Spina [6]) genannt, um welche herum die Wettläufe geschahen. Nach einer neuerdings an dem Circus Caracallä gemachten Entdeckung [7]) müßte diese Mauer nicht ganz gerade gerichtet gewesen, sondern etwas schräg gelaufen seyn, damit die Wagen anfänglich mehr Raum neben einander gehabt. An den beiden Endpunkten dieser Mauer waren drei kegelförmige Säulen, metae [8]) genannt, früher aus Holz, später aus Marmor aufgerichtet, welche der Kämpfer 7 Mal mit dem Wagen links umfahren mußte. Auf diesen 7maligen Umlauf beziehen sich zweifelsohne auch die auf andern Säulen neben der ersten Meta (Phalae, Falae) angebrachten, länglich runden Kugeln (Ova [9]), in welche die Figur eines Delphin eingegraben war; wahrscheinlich waren sie bestimmt, um die Zahl der einzelen Umläufe eines jeden Wettkämpfers zu bemerken. Übrigens war der lange Raum der Mauer zwischen diesen an den beiden Endpunkten aufgerichteten Säulen auf verschiedene Weise ausgeschmückt, mit Altären, Götterbildern, andern Idolen und Figuren, auch in der Mitte gemeiniglich ein Obelisk oder etwas Ähnliches aufgerichtet [10]).

Wenden wir uns nun zu der äußeren Umgebung oder zu dem Gebäude selber, welches diesen länglich-runden Raum einschloß. Hier finden wir an der geraden Mauer, welche die obere Seite bildete, die Schranken, Carceres [11])), innerhalb deren Pferde und Wagen sich aufhielten, um von hier aus den Wettlauf zu beginnen. Sie waren von hinten nicht durch Mauerwerk getrennt, sondern vorn durch Pilaster geschieden, oben gewölbt [12]). Die Zahl der so durch einzele Pilaster gebildeten Öffnungen (Ostia [13])) belief sich auf sechs an jeder Seite, nebst einer größeren Öffnung in der Mitte, durch welche die Wagen einfuhren, während sie wahrscheinlich aus den sechs Öffnungen der rechten Seite ausfuhren und dann links um die Meta herum lenkten. Vor jeder Öffnung befanden sich eigene Klapp- oder Fallthüren (Repagu-

4) Außer den beiden, Not. 3. angeführten Hauptstellen, s. die Schlußnote *. Ebendas. Note 41. über den Circus Caracallae. 5) In dieser allgemeinen Bedeutung gebraucht z. B. Cicero in der lat. Übersetzung des Aratus dieses Wort. Wer Lust hat, Etymologien über Circus von Circe u. s. w. zu lesen, der vgl. *Bulenger*. l. l. cap. 2. — Über die Gestalt der Circi, s. ebend. cp. 3.

6) Schol. *Juven*. VI, 587. *Cassiodor*. Varr. Ep. III, 51. nebst *Panvin*. de Lud. Circenss. I, 14. *Bulenger*. de Circ. cp. 25. 7) *A. Nibby* Dissertazione de Circo volgaremente detto di Caracalla pag. 31 sq. (Rom. 1825 gedruckt auf Kosten des Banquier Tortonia, Herzog von Bracciano und als Manuscript unter Freunde vertheilt). 8) *Bulenger*. cp. 22. 29. *Panvin*. l. l. — Daher wird dieses Wort Meta oft bildlich genommen; z. B. *Cic*. pro Cael. 31. 9) Vgl. *Buleng*. cp. 19. Während Dio Cassius XLIX, 43. diese Einrichtung dem Agrippa zuschreibt, spricht bereits Livius XLI, 27. davon im Jahr 577 Roms. Vgl. auch Juvenal VI, 690. u. das. Ruperti's Note. Man bezieht diese eiförmigen Kugeln, auf welchen ein Delphin eingegraben, auf Castor und Pollux, die Dioskuren; den Delphin aber auf Neptun. 15) So war z. B. die Spina des Circus Maximus prächtig ausgeschmückt; s. unten Not. 28. 11) *Varro* de L. L. IV, 32. In circo primo, unde mittuntur equi, nunc dicuntur *carceres*. Naevius *oppidum* appellat. Carceres dicti, quod coercerentur equi, ne inde exirent, antequam magistratus misit. Oppidum, quod a muri parte pinnis turribusque carceres olim fuerunt. — *Liv*. XLI, 27. *Bulenger*. c. 10. 11. *Salmas*. Exercitt. Plin. p. 635. *Panvin*. I, 5. 12) Nibby in d. a. Schrift S. 27—30. 13) *Panvin*. de ludis Circenss. I, 5. *Bulenger*. cp. 14.

la [14])) um die Pferde zurück zu halten, die sich auf einmal öffneten. Vor diesen anfänglich aus Holz, später aus Stein aufgeführten Carceres standen an beiden Enden in gleicher Entfernung zwei kleine Statuen des Mercurius (Hermuli [15])), welche die Enden eines längs der Carceres hinlaufenden Seiles oder einer Kette hielten, die ursprünglich bestimmt gewesen, Pferde und Wagen anzuhalten, die deßhalb auch unmittelbar vor dem Anfang des Wettlaufs herabgelassen wurde und auf dem Boden liegen blieb. Sie ward daher zugleich als Zeichen des Anfangs der Spiele betrachtet und benachrichtigte auf diese Weise ihr Herablassen das Volk, das auf dem freien Raum des Kampfes sich herum trieb, sich zu entfernen. Früher finden wir auch statt dieser Kette eine weiße Linie (alba linea [16])), oder eine mit Kalk bezeichnete Querfurche (calx, creta [17])) gezogen, ebenfalls um den Anfang, wie das Ende des Laufs, und somit auch den Sieg zu bestimmen.

Oberhalb der Carceres war ein Balken oder eine Gallerie eingerichtet für diejenigen [18]), welche die Spiele gaben oder dieselben präsidirten, insbesondre die Ädilen und später besonders die Prätoren. Von hier aus ward das Zeichen der Abfahrt mittels eines Tuchs gegeben (Mappa [19])) und durch einen Trompetenstoß, wie bei ähnlichen Spielen, näher bezeichnet. Die beiden, in gerader Richtung laufenden Flügel oder Seiten, die an die beiden Endpunkte der geraden Mauer sich anschlossen, enthielten eine Reihe von Sitzen, über einander in Treppenform, wie bei den Theatern, sich erhebend; die unteren Sitze von Stein, die oberen von Holz [20]). Auf diesen Sitzen saßen die Zuschauer und zwar Senatoren, Ritter und Volk an abgesonderten Plätzen nach der Anordnung der Tarquinius Priscus [21]). Zu den Zeiten der Republik scheint das Volk ohne Unterschied des Standes gemischt unter einander gesessen zu haben, da wir zuerst im Jahre 558 Roms von einer Absonderung der Plätze des Senats von denen des Volks hören; was damals als eine Neuerung zu manchem Gerede Veranlassung gab [22]). So ließ auch Augustus besondere Plätze für die Senatoren und Ritter anweisen, und ähnliche Bestimmungen kommen unter Claudius und Nero vor. Ob für einzele Plätze in den spätern Zeiten Geld bezahlt worden sei, wird sich schwerlich zur Evidenz bringen lassen, da die einzige Stelle des Suetonius [23]) kaum dafür hinreichend seyn dürfte. Dagegen scheint es nach einer Stelle des Cassiodorus [24]), als wenn Privatpersonen sich eigene Plätze — Logen — eingerichtet und auf ihre Kinder fortgeerbt. Zu diesen Sitzen führten bedeckte Gänge von Außen, mittels welcher die Zuschauer mit Leichtigkeit und ohne sonderliche Störung ein und ausgehen konnten. An der Außenseite des Ganges aber befanden sich Buden der Kaufleute, Gewerbstätten u. dgl. mehr. Noch gedenken wir der Maeniana, oder der drei Gallerien oder Balkone, welche an der unteren halbzirkellichten Mauer angebracht waren [25]).

Die Bestimmung dieser Circi haben wir bereits oben angedeutet. Sie dienten für die öffentlichen Spiele, die anfänglich bloß an den hohen Götterfesten aufgeführt, hauptsächlich in Wagenrennen bestanden. Doch kamen in der Folge noch mehre andere Arten von Wettkämpfen hinzu; s. das Nähere in dem Art. Circenses.

Wir haben nun noch einige der in Rom vorhandenen Circi nahmhaft zu machen. Der erste und älteste, so wie auch der umfassendste von allen ist der schon oben genannte Circus Maximus [26]), auch oft schlechtweg bloß Circus genannt. Er lag in dem murtischen Thale zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel in der nachherigen elften Region der Stadt. Die erste Anlage desselben verdanken wir Tarquinius dem Älteren, wie bereits bemerkt worden. Doch mag er in den folgenden Zeiten, namentlich in den letzten Jahrhunderten der Republik bedeutend ausgedehnt und ausgeschmückt worden seyn, da er für die seit Tarquinius eingeführten jährlichen Hauptspiele (Ludi Romani oder Magni) bestimmt war. Neu aufgebauet ward derselbe durch Julius Cäsar, und möchten wir auf diesen Bau die Maße beziehen, welche Dionysius von diesem Bau angibt. Hienach betrug die Länge 3½ Stadien, die Breite vier Plethra, der Umfang des Ganzen acht Stadien, so daß dieser Circus nicht weniger als 150,000 Menschen zu fassen vermochte, oder wie Plinius [27]) berichtet, 250,000. Aurelius Victor gibt die Zahl auf 385,000 Menschen an, die in diesem Gebäude Raum finden konnten. Im Innern war der Circus umgeben an drei Seiten von einem zehn Fuß breiten und eben so viele Fuß tiefen Graben (Euripus), hinter welchem die drei Stockwerk hohen Gallerien (*στοαὶ τρίστεγοι*) sich erhoben, wovon die unteren von Stein,

---

14) *Festus* s. v. pag. 440. Repagula sunt, ut Verrius ait, quae patefaciendi gratia ita figuntur, ut ex contrario, quae oppanguntur etc, *Buleng*. cp. 12. 15) *Cassiodor*. Varr. Epp. III, 51. — Man hat wol hier an Hermes *ἐναγώνιος* zu denken, dess. Bild auch am Eingang des olympischen Stadium's stand (*Pausan*. V, 14.). Vgl. Creuzer's Symbol. II. p. 621. 16) *Cassiodor*. l. l. *Bulenger*. cap. 11. *Ovid*. Amor. III, 2, 19. Daher auch bildliche Ausdrücke, wie z. B. bei Horatius Ep. I, 16. fin. mors *ultima linea* rerum est. 17) *Plin*. H. Nat. XXXV, 58. Est et vilissima (*Creta*), qua Circum praeducere ad victoriae notam instituerunt majores. *Senec*. Ep. 108.: „Hanc, quam nunc in Circo *cretam* vocamus, *calcem* antiqui dicebant." *Lucret*. VI, 91. daher ebenfalls bildlich gebraucht, z. B. bei *Cicer*. Lael. 27. Cat. 23. 18) —*janua magistratuum*, consulum; vgl. *Auson*. Epist. XVIII, 11. *Sidon*. Carm. XXIII, 317. *Salmas*. Exercitt. Plin. p. 633. 19) *Juven*. Sat. XI, 191. u. das. Ruperti. *Buleng*. cap. 16. 20) Vgl. *Bulenger*. cap. 35. coll. 32 — 34. 21) S. die ob. angef. Stelle des Liv. I, 35. nebst Dionys. Ant. Rom. III, 68., welcher die Einrichtung der Sitze dem Tarquinius Priscus zuschreibt, der zuerst Sitze der Art (*ὑποστέγους καθέδρας*) veranstaltet; *τέως γάρ*, setzt er dann im Widerspruch mit Livius hinzu, *ἑστῶτες ἐθεώρουν ἐπ᾽ ἰκρίων, δοράτων ξυλίναις σκηναῖς ἐπικειμένων· καὶ διελὼν τοὺς τόπους εἰς τριάκοντα φράτρας, ἑκάστῃ φράτρᾳ μοῖραν ἀπέδωκε μίαν, ὥστε ἐν τῇ προσηκούσῃ χώρᾳ καθεζόμενον ἕκαστον θεωρεῖν.*

22) *Livius* XXXIV, 54. nebst *Panvin*. de ludd. Circenss. I, 5. 23) Caligul. 26.: — „Inquietatus fremitu *gratuita* in Circo *loca* de media nocte occupantium, omnes fustibus abegit." 24) *Varr*. Epp. IV, 42. 25) *Sueton*. Calig. 18. *Ascon*. in *Cicer*. Divin. pag. 36 (ed. Lugd. Bat. 1644). 26) *Dionys*. *Halic*. Antiqq. Romm. III, 68. *Nardini* Vet. Rom. VII, 1. *Panvin*. de ludd. Circenss. I, 5 — 7. *Bulenger* de Circ. cp. 4. 27) Hist. Nat. XXXVI, 15. sect. 24. *Suet*. Jul. Caes. 39., nebst d. Ausleg. Daher sagt Juvenal XI, 195: *Totam* hodie *Romam* Circus capit.

farben, der Rücken und die oberen Flügeldecken schwarz, die unteren Theile weiß. Brasilien und Paraguai. 6) F. histrionicus *Quoi* et *Gaim*.

Afrika: 7) F. ranivorus *Vaill.*, *Schaw*, ein dem F. rufus sehr ähnlicher Vogel, von dem er sich nach Vaillant hauptsächlich durch den längeren und weniger starken Schnabel unterscheidet. Er ist in Südafrika gemein, wo er, wie der europäische F. rufus, Sümpfe bewohnt und vorzugsweise von Fröschen lebt. 8) F. acoli *Daud.*, *Vaill.*, mit schön rother Wachshaut. Die Vertheilung der Farben ist, wie bei dem europäischen F. cyaneus, dessen Lebensweise er führt, doch zeigen sich auf der Brust und dem Bauche schwärzliche Querstreifen. Besonders häufig im Distrikte Swartland am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Asien: 9) F. melaleucos *Vaill.*, der glänzend schwarze Schnabel an der Basis mit schwarzen Haaren versehen. Kopf, Hals und Mantel dunkelschwarz, braun, Schulterfedern heller und so auch ein Theil der Deckfedern der Flügel, von denen andere zur Hälfte weiß sind. Im Nacken ein Gemisch von schwarzbraun und weiß. Steiß und untere Theile weiß.

Fal. hiemalis *Lath.*, *Wils.* 35, 1. und Fal. hudsonius *Edw.*, beide in Nordamerika zu Hause, gehören höchst wahrscheinlich als 10te und 11te Art hieher. (*Boje.*)

CIRELLA, eine kleine, aber gewerbfleißige Seestadt am tyrrhenischen Meere in der neapolit. Provinz Calabria citeriore. Ihre Einwohner bauen vorzügliche Rosinen und Wein, treiben auch Fischerei und einigen Handel. (*W. Müller.*)

CIRENCESTER, Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet, in der engl. Shire Gloucester (51° 44′ Br. und 15° 34′ L.) am Churn, hat 1 Kirche, 4 Bethäuser der Independenten, Methodisten, Baptisten und Quäker, wovon besonders letztre zahlreich sind, 1 Grammatikal- u. 3 Freischulen, 312 Häus. und 4540 Einw. Die Manufakturen sind nicht zahlreich; man verfertigt irdenes Geschirr, Leder, Gärbermesser, unterhält 2 Brauereien und hat 2 Wochen- und 3 Jahrmärkte. Aber die Wollenmanufaktur, die sonst blühete, liegt fast ganz darnieder, und die Wollenmärkte haben aufgehört. Auf den Ort führt ein Zweig des Thames- und Severnekanals. In ihrer Nähe liegen der Cirencesterpark des Lord Bathurst, der Barnesley- und Pinburypark. Es ist ein alter Ort, wo eine Römerstation war und 3 Römerstraßen zusammen stießen, hatte auch im Mittelalter eine Abtei. (*Hassel.*)

CIRILLO (Domenico), ein berühmter Arzt und Naturforscher, geboren zu Grugno im Neapolitanischen 1734. Von ausgezeichneten Talenten unterstützt, weihte er sich von frühen Jahren an den Studien überhaupt, und darauf der Arzneiwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange mit raschem und ungemeinem Erfolge. Als daher der Lehrstuhl der Botanik in Neapel erledigt wurde, erhielt er ihn, seines jugendlichen Alters ungeachtet. Einige Jahre nachher begleitete er die Lady Walpole auf einer Reise durch Frankreich und England, und benutzte seinen Aufenthalt in beiden Reichen sorgfältig zur Erweiterung seiner Kenntnisse. In Paris hatte er vielen Umgang mit d'Alembert, Buffon, Nollet und Diderot, in London besuchte er Will. Hunters Vorlesungen, und wurde in die königl. Societät der Wissenschaften aufgenommen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er in Neapel öffentlicher Lehrer der praktischen und darauf der theoretischen Arzneiwissenschaft, und zugleich königl. Leibarzt. Nicht allein in den Palästen der Reichen, auch in den Hütten der Armen war er ein eben so einsichtsvoller als uneigennütziger Berather der leidenden Menschheit, und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Neapel nahm er den lebhaftesten Antheil an Allem, was die wissenschaftliche Kultur beförderte. Eine traurige Störung in seinen preiswürdigen Beschäftigungen verursachten die politischen Stürme, welche 1798 in Neapel ausbrachen. Nachdem das französische Direktorium den König Ferdinand IV. genöthigt hatte, sich nach Palermo zu flüchten, hielten die Franzosen am 23. Januar 1799 ihren Einzug in Neapel, verwandelten das Königreich in die parthenopeische Republik, und setzten eine einstweilige Regirung ein. Cirillo, zum Repräsentanten des Volks wider seinen Willen ernannt, weigerte sich lange, dem allgemeinen Zutrauen zu entsprechen, und als er endlich nachgab, bediente er sich, als Präsident des gesetzgebenden Körpers, mit seltener Uneigennützigkeit seines Einflusses nur dazu, um das Gute zu befördern und das Böse zu verhüten. Dieß Alles schützte ihn aber nicht vor Verfolgungen, als die parthenopeische Republik eine schnelle Endschaft erreichte, und der König Ferdinand IV. den 13. Jul. 1799 nach Neapel zurück kam. Cirillo, der sich in Gemäßheit einer Kapitulation nach Toulon eingeschifft hatte, wurde verfolgt, und gefesselt nach Neapel zurück gebracht. Umsonst war es, daß Lord Nelson und William Hamilton, sich für ihn verwendeten; denn da er im Bewußtseyn seiner redlichen Gesinnungen und seines fleckenlosen Patriotismus, sich nicht entschließen konnte, als ein Schuldiger um Begnadigung zu flehen: so endete er auf der Blutbühne ein Leben, das ganz dem Wohle und der Belehrung seiner Brüder geweihet war. Die nämlichen Beweise von seinen Kenntnissen und von seinem großem Fleiße, bei sehr vielen amtlichen und ärztlichen Beschäftigungen, sind seine Schriften: Ad botanicas institutiones introductio. Neap. 1771. 4. Fundamenta botanica, sive philosophiae botanicae explicatio. Ib. Ed. III. 1787. Vol. II. 8. mit Kpf.; ein vortrefflicher Kommentar über Linnés Philosophie der Botanik, mit vielen eigenen Beobachtungen. De essentialibus nonnullarum plantarum characteribus. Ib. 1784. 8. Nosologiae methodicae rudimenta. Ib. 1780. 8. Osservazioni pratiche intorno alla lue venerea. Ib. 1783; Ven. 1786. 8. Teutsch mit Anm. u. Zusätzen von J. G. Dähne. Lpz. 1790. 8. Französ. von Auber. Paris 1803. 8. Riflessioni intorno alla qualità delle acque adoperate per la concia de' cuoj. Neap. 1786. 8. Plantarum rariorum regni Neapolitani Fasc. I. Ib. 1788. Fasc. II. 1793. fol. Jeder Fascikel, mit 12 prächtigen Kupfern, enthält mehre neue, und einige gänzlich unbekannte Pflanzen, als: scabiosa crenata; Lamium bifidum; Convolvulus stoloniferus etc. — Entomologiae Neapolitanae specimen primum. Ib. 1787. fol., mit 12 prächtigen Kpfrn., vom Verfasser selbst gezeichnet und ve

Elener gestochen. Linné sagt in seinem Systema naturae, daß er dem Cirillo die Kenntniß mehrer Insekten verdanke, als: Gryllus nasutus, turritus, phalaena rocella etc. Metodo di amministrare la polvere antifebbrile del dottor James. Ib. 1794. 8. Viele akademische Reden in lat. u. ital. Sprache und zwei Abhandlungen in den Transactions philos. Tom. LX. Die ersten zeichnen sich nicht nur durch die geschmackvolle Diction, sondern auch durch scharfsinnige, öfters neue, immer klare Ideen aus *). (*Baur.*)

CIRO, eine Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, auf einem Hügel, an dessen Fuße der gleichnamige Fluß strömt, ¼ Stunde vom Capo d'Alice am adriat. Meere. Hier lag das alte Crimisa, welches auch das Vorgebirge benannte; vgl. Crimisa. (*W. Müller.*)

CIRON, ein Fluß im südwestl. Frankreich, welcher im Dep. Lot-Garonne 1¼ Meile von Castel Jaloux entspringt, auf Villandrau zuläuft und sich im NO. von Langon in die Garonne mündet. (*Hassel.*)

CIRPIS (im Ablativ Cirpi), ein römisches Kastell in Pannonien, 12 römische Meilen nördlich von Castra Ulcisia (wo jetzt der Flecken Szent Endré in der Nähe von Alt-Ofen ist). Die Notitia Imperii verlegt dalmatische Reiter (equites Dalmatas) und andere Hilfstruppen (auxilia fortensia) in dieses Kastell, welches nach dem gegebenen Maße am nördlichsten Winkel der Donau, bei dem heutigen Schlosse von Vissegrad (Wischegrad) lag. In dem Itinerar. Anton. heißt es Sirpi und seine Entfernung von Salua, welches bei der St. Andreas-Insel in der Nähe von Waitzen lag, wird auf 21 römische Meilen angegeben. In den nämlichen Donauwinkel versetzt Ptolemäos seine Stadt Carpis (Κάρπις), welchen Namen Mannert für verschrieben hält statt Cirpis (was wol nicht der Fall ist, da auch bei Ammianus Marcellinus Carporum vicus vorkommt), und gibt die Breite von Carpis zu 47° 45′, oder nach andern Handschriften zu 47° 50′ an, welche Angabe allerdings der wahren Breite von Wischegrad nahe kommt. (*Rumy.*)

CIRQ (S.), Stadt im Bezirk Cahors des französ. Dep. Lot. am linken Ufer des Lot, mit 210 Häus. und 1090 Einw., die gute Mühlsteinbrüche haben. (*Hassel.*)

CIRRATULUS, nennt Lamarck ein zu den Ringwürmern gehörendes Genus, dessen einzige, bis jetzt noch nicht genau genug bekannte Art, früher von O. Fabricius, Gmelin u. a. zu dem Gen. Lumbricus, unter dem Namen Lumbr. cirratus, gerechnet wurde. Am besten wurde dieser Wurm von O. Fabricius [1]) beschrieben und erhielt von ihm folgende specifische Bestimmung: Lumbricus quadrifariam aculeatus, cirrisque utrinque longissimis, ad antica fasciculatis. Sehr unvollkommen und nach verstümmelten Individuen angefertigte Beschreibungen lieferten O. F. Müller [2]), Ström [3]). Blainville nahm nach Lamarck die genannte Art auch als eigenes Gen. an, dasselbe Cirrolumbricus nennend und zu der Familie Lumbricoideae rechnend [4]). — Schweigger [5]), hat jenes Thier später wieder als eine Unterabtheilung zum Gen. Lumbricus gestellt. Lamarck hatte offenbar Recht, wenn er daraus ein eigenes Geschlecht bildete, da wesentliche Merkmale vorhanden sind, um jene Wurmart von den eigentlichen Lumbricus-Arten zu trennen. Nebst Lumbricus und Thalassema bildet bei ihm das Gen. Cirratulus die Familie der Echiurées. — Die vorzüglichsten Merkmale dieses Genus möchten folgende seyn: äußere Form wie die des Regenwurms; an jeder Seite des Körpers aber 2 Längs-Reihen kürzerer Stacheln und, mehr nach dem Rücken hin, eine Reihe sehr langer, fadenartiger Verlängerungen. Zwei Büschel, aus sehr langen fadenartigen Verlängerungen bestehend, befinden sich vorn seitlich an den beiden ersten Segmenten. Kopf und hinterster Theil des Körpers nackt. An ersterm zwei Augen; unterhalb die Maulöffnung. Die einzige bekannte Art nennt Lamarck:

Cirratulus borealis. — Fabricius zählte, außer Kopf und hinterstem Theil des Körpers (Schwanz), 64 Körperringe. Länge des Wurms 2—3 Zoll. — Lebt im Meersande, unter Steinen am Ufer, in dem Nordmeere, um Norwegen u. s. w. — Sehr selten ist es, ein ganzes Exemplar zu erhalten. —

Zweifelhaft bleibt es, wohin am richtigsten dieses Thier zu stellen ist. Wenn etwa, bemerkt Lamarck [6]), die langen Cirren Kiemen seyn möchten, dann müßte dasselbe unter die Annelides dorsibranches oder antennées gebracht werden. Savigny [7]) sagt auch, daß der Lumbricus cirratus *F.*, nebst verschiedenen anderen zu Lumbricus von Fabric. und Müller gezählten Arten, zu einer ganz anderen Ordnung als der der Lumbricinen gehören möchte und der genau beobachtende O. F. Müller [8]) macht schon auf die Ähnlichkeit des hier näher beschriebenen Wurms mit den Amphitriten aufmerksam. — Ich bin sehr geneigt, bis auf weitere Untersuchungen anzunehmen, daß jene beiden vorderen Faserbüschel als die Kiemen betrachtet werden können und daß das Gen. Cirratulus unter Savigny's Abtheilung Serpuleae, und zwar zu der Familie Amphitritae gebracht werden dürfte. Der einzige Einwurf dagegen wäre das Vorhandenseyn der Augen; allein es fragt sich noch, ob

---

*) Biogr. univ. T. VIII. (von Chaumeton).

1) In sr. Fauna groenlandica. Hafn. 1780. p. 281 sq. Abbild. Fig. 5. 2) Prodrom. zoolog. danicae. Hafn. 1776. 8. n. 2608. — Derselbe von Würmern des süßen und salzigen Wassers. Kopenhag. 1771. 4. S. 193.

3) Physysk og oeconomisk Beskrivelse over Fogderiet Söndmör. P. I. Soroë. 1762. p. 188. (Man s. auch *Hans Ström* in Det Trondhiemske og Norske Videnskabers Saelskabs Skrifter. D. IV. p. 427. Tab. XIV. F. 7. und Det Kiövenhavnske Videnskabers Saelskabs Skrifter. D. X p. 26. Tab. VIII. [beide Schriften habe ich nicht vergleichen können]). 4) Man s. dessen Abhandl. über die Setipoden im Nouv. Bullet. de la Soc. philom. 1818. p. 78 und Oken's Isis. 1818. Hft. 12. S. 2067. 5) In s. Handbuche der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere. Leipzig 1820. S. 591. 6) Histoire naturelle des Animaux sans Vertèbres. Tom. V. 1818. p. 302. 7) in seinem trefflichen Système des Annelides, principalement de celles des Côtes de l'Egypte et de la Syrie. p. 104. S. Description de l'Egypte. Histoire naturelle. Livrais. III. Sect. II. 8) Von Würmern des süßen und salzigen Wassers, a. a. O.

es wirklich Augen sind, die Fabricius als solche angegeben hat. Sollten die seitlichen, fadenartigen Verlängerungen des ganzen Körpers, wie Lamarck vermuthet, Kiemen seyn: so müßte dieß Geschlecht wol zu der Abtheilung der Nereideae und zu der Familie Amphinomae von Savigny gerechnet werden, obgleich auch von diesen unser Ringwurm in verschiedenen Stücken abweicht. (*Leuckart.*)

Cirrhinus, s. Cyprinus.

CIRRHITUS. Eine von Lacépède nach Commerson aufgestellte Fischgattung, die zu den Bauchflossern unter den Knochenfischen gehört, und durch eine eigenthümliche Bildung merkwürdig ist. Die sehr verlängerten Bartfäden sind nämlich durch eine gemeinschaftliche Membran vereinigt, und so in der Nähe der Brustflossen befestigt, daß es auf den ersten Anblick das Ansehen hat, als ob auf jeder Seite zwei Brustflossen da wären, wie dieß bei der Gattung Lepadogaster Statt findet. Sonst legt ihr Lacépède noch als Gattungscharaktere bei, daß sie sieben Strahlen in der Kiemenhaut hat, von denen der letzte von den übrigen weit entfernt liegt. Die einzige Art heißt:

C. maculatus. *Lacép.* Der Fisch ist denen aus der Gattung Perca sehr ähnlich, auch ist, wie bei dieser, die erste Flosse des Kiemendeckels gezähnelt, und an der zweiten ein Stachel. Der Rücken ist bogig, der Körper und ein Theil der Kiemendeckel mit kleinen Schuppen bedeckt. (*Lichtenstein.*)

Cirrolumbricus, s. Cirratulus.

CIRROLUS, nannte Martius einen Bauchpilz, der mit Nemaspora verwandt ist. Das kugelichte Behältniß springt nämlich unregelmäßig auf, und mit Schnellkraft wird eine schraubenförmig gedrehte Säule hervor gedrängt, an welcher sehr kleine kugelichte Sporidien hängen. Die einzige Art: C. *flavus* fand Martius in Brasilien auf faulenden Baumzweigen (Nov. act. nat. cur. vol. X. t. 46. f. 10). (*Sprengel.*)

CIRRONEREIS, ist ein von Blainville (in der bei Cirratulus citirten Abhandlung über die Setipoden) aus einigen, nach früheren Naturforschern zum Gen. Nereis gehörenden Arten aufgestelltes Geschlecht. — Der Körper der hieher gerechneten Ringwürmer ist, nach Blainv., wenig gestreckt, aus ziemlich wenigen langen, fast gleichen Gliedern mit Anhängseln bestehend, deren Ranken sehr lang und ganz den Fühlern des ersten Ringes ähnlich sind; mit schwarzen Punkten. Kiefer fehlen. — Es gehören hieher Nereis prolifera, cirrigera, mucronata. — Die Nereis prolifera, welche Müller [1]) abbildete, gehört nach Gmelin [2]), zu seiner dritten Abtheilung der Nereiden: Ore Tubulato und kommt selten an den Küsten von Norwegen vor. Hat 4 Augen. Savigny [3]) glaubt, sie am zweckmäßigsten unter sein Gen. Syllis zu stellen [4]). Nereis cirrigera (mit 2 Augen) und N. mucronata sind beide von D. Viviani beschrieben und abgebildet [5]). — Da die Beschreibungen jener drei Würmer nicht genau genug sind und namentlich die nöthige Beschreibung der Freßwerkzeuge, besonders bei beiden letzten Arten, mangelt, so wage ich nicht, etwas über dieses Genus von Blainville zu entscheiden. (*Leuckart.*)

CIRSIUM, Seb. Vaillant und Tournefort nannten eine Distel-Gattung so, die bei dornigen Kelchschuppen eine federartige Samenkrone hat. Linné warf sie mit Carduus zusammen; doch hielt Scopoli jene Gattung aufrecht. Lamarck und Allioni erkannten ebenfalls die Richtigkeit dieser Gattung und behielten Vaillants Namen bei. Hoffmann dagegen, als ob er dieß nicht gewußt, glaubte eine neue Gattung Cricus schaffen zu müssen, welche nichts Anderes als dieß Cirsium war. Aber der Name war gar nicht zu dulden, da ihn Vaillant von einer ganz andern Pflanze, der Centaurea benedicta, gebraucht hatte. Allmälig hat man ihn auch verlassen und den früheren Vaillant'schen angenommen, worin Michaux, Ramond, Marschall von Bieberstein, Candolle und Lagasca voran gegangen. In meinem System (Th. III. S. 369—378.) sind 86 Arten aufgezählt. Darunter gehören Teutschland 17 Arten an, nämlich: C. lanceolatum *Scop.*, canum *MB.*, palustre *Scop.*, anglicum *Cand.*, tuberosum *All.*, eriophorum *Scop.*, heterophyllum *All.*, serratuloides *Scop.*, arvense *Lam.*, acaule *All.*, rivulare *All.*, oleraceum *All.*, tataricum *All.*, rigens*, ochroleucum *All.*, carniolicum *Scop.*, spinosissimum *Scop.* Bloß asiatische gibt es 25, südeuropäische 31, amerikanische 10, und 3 bloß afrikanische. (*Sprengel.*)

CIS, heißt der um eine chromatische halbe Stufe erhöhete Ton der ersten Stufe unsers, herkömmlicher Weise vom Tone C, als erste Stufe, anhebenden Notensystemes, und wird in unsrer Notenschrift durch eine Note auf der C-Linie mit vorangesetztem Erhöhungszeichen ♯, vorgestellt. Die Tonart Cis-dur würde in der Vorzeichnung sieben ♯ fodern:

man schreibt aber dafür gewöhnlich lieber Des-dur mit fünf ♭. — Für die Tonart Cis-moll pflegen vier ♯, wie für E-dur, vorgezeichnet zu werden (vgl. Tonart und Vorzeichnung). (*Gtfr. Weber.*)

CIS. Löcherkäfer. Eine von Latreille errichtete Käfergattung aus der Familie der Holzbohrkäfer (Xylophagi-Bostrichini). Sie enthält lauter kleine, walzenförmige Arten, mit ziemlich kurzen Fühlern, deren drei letzte Glieder eine durchblätterte Kolbe bilden. Bei den Männchen mancher Arten ist der Kopf mit kurzen Hörnern bewehrt. Man trifft diese Käfer, von denen man ungefähr zwanzig in Europa einheimische Arten kennt, in Baumschwämmen. Früher vereinigte man sie mit den Pochkäfern (Anobium). (*Germar.*)

1) In der Zoolog. dan. Part. II. Tab. 52. f. 5—9. 2) Syst. Nat. T. VI. p. 3120. 3) Im Système des Annelides u. s. w. p. 46. 4) Schweigger (in s. Handbuche d. Naturgesch. d. skeletlos. ungegliederten Thiere, S. 597.), hat die Nereis prolifera als Unterabtheilung beim Gen. Nereis gelassen.

5) In dessen Abhandlung: Phosphorescentia maris quatuordecim lucescentium animalculorum novis speciebus illustrata. Genuae. 1805. 4. p. 11. Tab. III. f. 1. 2. und f. 3. 4.

CISA, auch Cise, Ciese, Ciza, Ziza *). — Der Cisa-Berg liegt etwa ¼ Meile im W. von der Stadt Wolgast in Neuvorpommern. Obgleich dieser Berg von geringem Umfange und unbeträchtlicher Höhe ist: so zeichnet er sich doch als der einzige in seiner Art in dieser Provinz aus. Nach seiner Lage und Gestalt scheint es, als ob in uralten, vielleicht vor-slavischen Zeiten seinen Scheitel eine Feste oder eine weitgekannte heilige Stätte bedeckt haben; auch mag man wol früher oder später aus seinem Schoße Belege hiezu hervorgraben.
(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Cisalpinische Republik, s. Lombardisch-venet. Königreich.

CISANO, Gemeindedorf im lombardisch-venetian. Königreich, lombard. Gouvernement, Provinz Bergamo und Distrikt VII. Caprino, dessen Terrain vom linken Arme des Flusses Adda begränzt wird, mit einer Gemeindedeputation, 2 Pfarren, 2 Aushilfkirchen und 2 Oratorien, einem Eisen-, Schmelz-, Kalk- und Ziegelofen und einer Tuchfärberei, ½ St. von Caprino.
(*Rumy.*)

Ciscis, s. Cisis.

CISE-FLUSS, auch die Ziese, ist ein kleiner Fluß in einem breiten Moraste, der bei Wolgast mit der Peene und unweit Ludwigsburg und Neuendorf mit dem greifswaldischen Bodden in Verbindung ist, und dadurch die Kirchspiele Wusterhusen und Kröslin und die Gegend um Wolgast von dem übrigen Neuvorpommern scheidet, welcher Landstrich deßwegen auch in den alten Urkunden eine Insel genannt wird †).
(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

CISERANO, Gemeindedorf im lombardisch-venet. Königreich, lombard. Gouvernement, Provinz Bergamo und Distrikt XIII. Verdello, mit Vorstand, Pfarre, Aushilfkirche, 3 Oratorien, einer Gärberei, 3 Miglien vom Fl. Brembo und ½ St. von Verdello. (*Rumy.*)

CISIO-JANUS, nannte man vor der Einführung unserer heutigen Kalender die lateinischen Verse, aus welchen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monates erkannte: denn Cisio-Janus waren die ersten Anfangsworte derselben. Ehe die gedruckten Kalender in allgemeinen Gebrauch kamen, pflegte man das Datum nicht, wie es jetzt gewöhnlich ist, vermittels der Tageszahl im Monate, sondern nach den Wochentagen vor, an, oder nach einem Feste oder auch durch die Namen der Kalenderheiligen zu bestimmen. Um also ein Datum richtig zu beurtheilen, mußte man die Folge der Feste und Heiligentage kennen, und um dabei dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, hatte man die vorzüglichsten Feste und Heiligennamen eines jeden Monates auf eine solche Weise in lateinische Hexameter gebracht, daß sich daraus leicht erkennen ließ, auf welchen Tag eines jeden Monates ein gewisses Fest oder die Feier eines Kalenderheiligen fiel. Weil nämlich zwei Hexameter, je nachdem man drei oder mehr Spondeen darin statt der Daktyle setzt, gerade so viele Sylben enthalten, als ein Monat unsers Kalenders Tage zählte: so ordnete man in je zwei Hexametern die Namen der Feste und wichtigsten Heiligen so, daß jede Sylbe der beiden Verse einen Tag bezeichnete, und der Name selbst mit derjenigen Sylbe begann, welche die Tagezählung des Monats erfoderte. Weil sich dieses nun nicht leicht durch vollständige Namen erreichen ließ, so begnügte man sich Anfangs meist mit solchen Abkürzungen derselben, die zwar für den Geübten und den Kenner eines Fest- und Heiligenverzeichnisses oder eines Martyrologiums, dessen Bekanntschaft und Besitz daher von einem jeden Geistlichen als dem eigentlichen Gelehrten gefodert ward, verständlich genug waren, aber an sich doch einer vielfachen Belehrung bedurften, um verständlich zu seyn, und noch dazu nur mit Mühe gehörig erlernt, und nicht ohne mannichfaltige Übung behalten werden konnten. Daher ließ man es sich sehr angelegen seyn, die Schuljugend fleißig in der Erlernung jener Verse zu üben, und die Abkürzungen derselben durch die Erklärung der Feste und die Legenden der Heiligen zu erläutern: und es kann nun nicht befremden, wenn Mathesius in seinen „Historien oder Predigten von des sel. Dokt. Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben" nach dem Eingange der ersten Predigt von Luther meldet, „daß dieß Knäbelein in der lateinischen Schule zu Mansfeld seine Zehen Gebote, Kinderglauben, Vater Unser, neben dem Donat, Kindergrammatiken, Cisio-Janus und christlichen Gesängen fein fleißig und schleunig gelernet habe."

Eben deßhalb haben unsere Vorfahren vor 200 Jahren und darüber zum Frommen der Jugend ihren Gebetbüchern und andern dergleichen für die Schuljugend bestimmten Schriften zuweilen den Cisio-Janus einverleibt. So wird in den „Unschuldigen Nachrichten, oder fortgesetzter Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen (1732. S. 848 f.)" ein teutsches Gebetbuch von Luther, das meist aus katechetischen Schriften besteht, und die Aufschrift hat: „Ein Betbüchlein mit eym Calender und Passional, hübsch zugericht. Mart. Luther Wittenberg MDXXX." genau beschrieben, in welchem dem Cisio-Janus die Worte vorgesetzt sind: „Auf daß die junge Kinder den Kalender auswendig an den Fingern lernen, haben wir hiebei den Cisio-Janus in seinen Versen gesetzt." Daß man dem Gedächtnisse durch dergleichen Verse zu Hilfe kam, befremdet nicht in einem Zeitalter, in welchem alles Wissen fast nur im Auswendiglernen bestand, und auf die Menge des Gelernten ein sehr hoher Werth gelegt wurde. Seitdem Eberhard von Bethüra und Alexander von Dole in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die lateinische Grammatik in Verse gebracht hatten, welche durch die Umarbeitung des züricher Canonicus Conrad de Mure zu 10,560 Versen anwuchs, wurde beinahe Alles, was man in Schulen lehrte, in Verse oder Reime gebracht. Sowie Alexander de Villa-dieu, um das Behalten der Bibel zu erleichtern, den ganzen Inhalt des alten und neuen Testamentes in 212 Hexameter, Conrad de Mure aber die Götterlehre der Alten nach dem Alphabete in Denkverse gebracht hatte: so wandte man diese Methode auch auf die Denksprüche

*) Über die Etymologie dieses Wortes, s. *A. G. Schwartzen's* Historia fin. S. 177.

†) S. Gadebusch's pomm. Statskunde, Th. I. S. 33. u. vorzüglich S. 34. wegen der dort gedachten Aufräumung der Cise.

[illegible]

[illegible]

I. Januarius.

Circumcisio Genovefae Epiphania [illegible] Octava Epiph. Felicis Marcelli Anthonii
Cisio Janus Epy sibi vendicat Oc Feli Mar An
Fabiani Agnetis Vincentii Convers. Pauli Polycarpi Caroli M.
Prisca Fab Ag Vincen Pau Po Car [illegible]

II. Februarius.

Brigittae Purificat. Blasii Agatae Februarius Valentini
Br. Pur Blasius Agat Febru Scolastica Valent
Julianae Cathedr. Petri
Ju[illegible] [illegible] Petrum Matthiam inde.

III. Martius.

Luciani Perpetuae et Felicis Cyriaci
Martius Luci Per [illegible] Gregorius Cyr
Antonii [illegible]
Gertrud Agni [illegible] Maria genetrix

IV. Aprilis.

Apri[illegible] [illegible]
[illegible] Georgii [illegible]
[illegible]

V. Maius.

Philippi et Jac. Crucis invent. Gotthardi Johannis ante port. Lat. Servatii Sophiae
Philip Crux et Got Johan Latina [illegible] Ser et Soph
Cisinnae Petronillae
Maius in hac serie tenet Urban in pede Cis Pe.

VI. Junius.

Nicodemi et Petri Bonifacii Papae Medardi Barnabae
Nic Marcelli *Bonif* dat *Me Primi Ba Cirilli*
et Modesti Marci Prothasii et Gerv. Albani Bapt. Jeremiae Petri Pauli
Vitique *Mar* *Prothas* *Al* Sancti *Johan Jere* *Pe* *Pau.*

VII. Julius.

Julius mensis Processi Udalrici Octava Petr Paul. Willibaldi Kiliani VII Fratrum Benedicti Margarethae Apostolorum Divis.
Jul. *Proces Udal Oct* *Wil* *Kyli* *Fra* *Bene* *Margar* *Apostol*
Praxedis Magdalenae Apollinaris Christinae Panthal. Beatricis Abdon Germani
Arnolfus Prax *Magd* *Ap* *Cris* *Jacobi* *Pan* *Be* *Ab* *Ger.*

VIII. Augustus.

Petri vinc. Papae Justinae Oswaldi Sixti Afrae Cyriaci Romani Laurentii Tyburtii Hippoliti Eusebii.
Pe *Steph Jus* *Os* *Six* *Af* *Cy* *Ro* *Lau* *Tybur* *Ip* *Eus*
Assumptio B. Virg. Timothei Ruffi Augustini Decollatio S. Joh.
Sumpcio *Agapiti Thymo Bartholo Ruf Au* *Decolla.*

IX. September.

Confess. September Nativ. Mar. Mart. Proti Hyacinthi Cruc. exalt. Euphemiae
Egydium Sept habet *Nat* *Gorgon Prot Ja* *Crux* *Eu*
Matthaei Ap. Damiani et Cosmae Michaël Archang.
En *Lampertique* *Matth* *Mauricius* et *Dami* *Mich* *Ar.*

X. October.

Remigii et Bacchi Dionysii Gerconis Augustini Calixti
Remi sub *Octobre Sergi* *Di* *Ger* *Augustini* *Calix*
Evang. Ursulae Cordulae Severini Salomes Crispini Amandi et Judae Quintini
Galli Lucas Ur *Cor* *Se* *Sa* *Cris* *Aman* *Symonis Quin.*

XI. November.

Fest. O. O. Sant. Proculi Leonhardi Martini
Omne *Novembre* cole *Pro* *Leo* *Marti Briciique*
Elisabethae Caeciliae Saturnini Andreae
Succedunt istis *El* *Ce* *Katherina*que *Sat* *An.*

XII. December.

Barbarae Episcop.
December Barba *Nicolaus* et alma *Lucia*
Nativ. Domini Joh. Evang. Innoc. Pueror. Thomae Episc. Sylvestri
Sanctus abinde *Thomas* modo *Nat.* *Steph Jo* *Pu* *Thome* *Sil.*

So wie nicht alle diese Heiligennamen mit unserm Kalender zusammenstimmen, so findet man auch schon in andern Abschriften eines Cisio-Janus einzele Verschiedenheiten. So hat Dav. Chyträus im Anhange zu seiner Chronologia Historiae Herodoti et Thucydidis einen Cisio-Janus geliefert, in welchem der zweite Hexameter des Januarius also lautet: *Prisca Fab. Ag. Vincenti Paulus* nobile lumen. Hier sind also nicht nur die Tage des Polykarpus und Carolus Magnus ausgelassen, sondern Pauli Bekehrung ist auch fälschlich um einen Tag zurück gesetzt. Dagegen hat der Haltaus'sche Sylbenkalender wieder andere Fehler, welche hier anzuführen zu weitläufig seyn würde; statt dessen mag hier noch ein alter und neuer Cisio-Janus Raum finden, welcher sich im folgenden Buche findet: „Enchiridion piarum precationum cum Passionali, ut vocant, quibus accessit novum Calendarium cum Cisio jano vetere et novo, atque aliis quibusdam (Witembergae. D. Mart. Luth. Anno M. D. XLIII, 8.)." In diesem Buche geht den katechetischen Schriften und Predigten Luthers ein alter und neuer, von Phil. Melanchthon verfaßter Cisio-Janus voran, mit einer astronomischen Abhandlung de usu Calendarii, deren Verfasser Erasmus Reinholdus Salveldensis ist. Ich liefere zuerst den alten Cisio-Janus mit den wenigen Varianten des Chyträus, dann den neuen verbesserten, damit man jenen mit dem obigen von Haltaus vergleichen könne, und aus diesem ersehen möge, wie Phil. Melanchthon darauf bedacht war, mit Übergehung der minder wichtigen Heiligen einen schicklichen Sinn in das Ganze zu bringen.

I. Cisio-Janus vetus e Reinholdi Calendario:

Cisio *Janus* Epi sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincenti Paulus nobile lumen.
Bri Pur Basil [1]) Ag Dor *Febru* Ap Scholastica Valent
Juli conjunge tunc Petrum Mathiam inde.
Martius Adria Per decoratur Gregorio Cyr
Gerdrud Alba Bene juncta Maria genitrice.

1) Chytr. *Blasii.*

April in Ambrosii festis ovat atque Tiburti
Et Valer Sanctique Geor Marcique Vitalis.
Philip Crux Flor Got Johan latin Epi Ne Ser et Soph
Majus in hac serie tenet Urban [2]) in pede Cris Can.
Nic Marcelli Boni dat *Jun* Primi Ba Cyrini
Vitique Mar Prothus Al Sancti Johan Jo Dor [3]) Le [4]) Pe Pau.
Jul Visit [5]) Hulrich Oc Bil Chili Fra bene Margar Apost Al [6])
Arnolphus Prax Mag Ap Chris Jacobique Sim [7]) Abdon.
Pe Steph Steph Protas Six Don Cyr Re Lau Tibur Hip Eus
Sumptio Agapiti Timo Bartholo Ruff *Aug* Col Aucti.

Egidium *Sep* habet Nat Gorgon Protique Crux Nic
Euph Lampertique Mat Mauricius et Da Wen Mich Hier.
Remique [8]) Franciscus Marcus Di Ger Artique Calix
Galli Lucas vel Und Se Seve Crispini Simonis Quin.

Omne *November* Leon Qua Theo Martin Brictiique
Posthaec Eliza Ce Cle Cris Catherina(que) Sat An

December Barba Nicolaus et alma Lucia
Sanctus ac inde Thomas modo Nat Steph Jo Pu Thomae Syl.

II. Cisio-Janus novus Phil. Melanchthonis.

Januarius. Cisio Janus Epiphaniis dic dona Magorum,
Vincit ovans Agne, nova Paulum lumina vertunt.
Februarius. Et purgata Parens ad templum ducis Iesum,
Sede doces sacra cum Petro Matthia gentes.
Martius. Evocat ad studium puerile Gregorius agmen.
Aeterni gnatum patris Mariae tenet alvus.
Aprilis. Praesulis Ambrosii laudes imitare sacerdos,
Et pellant equites Georgi more tyrannos.
Majus. Laeta Crucis Helenae reperit pia cura trophaea,
Vinea cum floret, plebs Urbanum celebrabit.
Junius. Ardua Solis equos trahis in fastigia Vite,
Agni monstrat onus sed Baptistes tibi Petre.
Julius. Jam Mariae sobolem Baptista salutat in alvo,
Adficit Herodes nece Jacobum Sebedaeum.
Augustus. Vincula post Petri patitur Laurentius ignes,
Impie moeche dabas meretrici colla Johannis.
September. Aegidius celebrat Mariae virginis ortum,
Quo combusta die Solymorum moenia narrant.
October. Christe tuas leges Celtis Dionysius adfert,
Scriptis Lucatius fruimur, docuit Simo Persas.
November. Pannonius docuit Gallorum Martius oras,
Fertilis Elizabeth cantat Duringia laudes.
December. Post casti sacra Nicolai longissima nox est;
Fausta dies celebrat tibi *Christum* virgine natum.

Nun mögen auch zweierlei Cisio-Janus in teutschen Reimen einen Platz finden.

I. Wo jede Sylbe einen Tag bedeutet.

Jenner. New Jahrs Tag folgen König drey,
Das sagt dem Reinhard Felix frei,
Antoni Bastian verehrt,
Paul Polycarpum bekehrt.
Hornung. Nach Lichtmeß ist Agth Dorthi Zeit
Mit Scholastic und Valent nicht weit,
Concordien Stul
Führt Matthiam zur Schul.
Mertz. Im Mertz spricht Adrian Thom Aquin,
Geh mit Gregorio und Gerdrud hin,
Daß Benedict Heil Verkünd,
Weil man sonst keins fünd.
Aprill. Im Aprill Ambros Friedrich fragt,
Schaw was zu Leo Tiburt sagt,
Wil Valerian mit Gorg gahn,
Marcs kom mit nach Meilan.
Meymon. Philip Creutzfünder Johan Pfort
Hat Gordian Servats gehort?
Wenn nur kein Gangolff auß der Zell,
Urban brecht ihm Wein gar schnell.
Brachmon. Im Brachmon folgt Bonifatz Medard,
Mit Barnaba redt Vitus hart,
Führt Gervas Alban zum Teuffer,
Henslin bringt Peter.
Hewmon. Weil Mari Ulreich sucht heim,
Chilian gern der Greten Theil nem,
Nein, sagt Rufin und Magdalen,
Jacob gibs Pantaleon.
Augstmon. Peters Kett feiret Sixtus schon,
Wie Lorentz Claren Kron,
Mari fehrt auff, wie Bernhard gleubt,
Und Barthelme beweint Hanses Heupt.
Herbstmon. Egidi dir ich sag,
Nach Marien Burtstag,
Das Creutz erheb mit Tito schnell,
Matheus fragt, wo ist Cosmus, Michel?
Weinmon. Remigi Frantzen bring hertho,
Dionys kompt mit Burchard von Gallo,
Lucas mit Urseln tantzen solt,
Dieweil Simon nicht wolt.
Wintermon. All Heiligen feirt der Wintermon,
Most gibt Martin für Arbeitslohn.
Was hertzt Lisbeth der Cilli Hand?
Cathrin ist ein gut Pfand.

2) Chytr. *Urbanum sequitur Pe.* 3) Septem Dormientes. 4) Leo Papa. 5) Visitatio Mariae. 6) Alexius. 7) Simplicius. 8) Chytr. *Rem Le Lo.*

Christmon. Im Christmon Barber Niclas Empfengt,
Mechtild der Lucien Haar außschwengt,
Biß ihr Thomas vermeldt,
Christ sey geborn auff die Welt.

II. Wo jedes Wort einen Tag bedeutet.

Jenner. Jesus das Kind ward beschnitten,
Drey König von Orient kamen geritten,
Und opferten dem Herrn lobesan,
Antonius sprach zu Sebastian,
Agnes ist da mit Paulo gewesen,
Wir sollen auch mit genesen.

Hornung. Da Maria wolt mit Agathen gehn,
Jesum ihr Kind opffern schon,
Da rufft Valentinus mit Macht,
Frewet euch der Faßnacht,
Denn Petrus und Matthias
Kommen schier, wisset das.

Mertz. Der Mertz fehrt daher mit Herr Thomam,
Und spricht, er müsse Gregorium han,
Mit dem wolle er disputirn,
So kompt Benedictus, und wil hofirn
Marien Gotts Gebererin
Und dem jungen Kindelin.

Aprill. Aprill und Bischoff Ambrosius
Fahren daher, und sprechen Adesius,
Die Ostern wollen schier Tiburtium bringen.
So wil Valerianus das Alleluja singen,
Sprechen Georgius und Marcus zuhand,
Wuste das Peter Moyland.

Maymon. Philippus das Creutz erfunden hat,
Johannes leidet das Ölbad,
Gordian sprach zu Servatio,
Wir wollen trawn nicht baden also,
Gang flugs, und sag er Urban schnell,
Daß er uns bringe Petronell.

Brachmon. Wir sollen frölich leben,
Bonifacius wil uns alles vergeben,
Als Barnabas mir hat geseit,
Vitus sprach mit Bescheidenheit,
Gervasius und Alban wollen jagen,
Hans und Henselein sollen das Peter sagen.

Hewmon. Wolt Maria und Ulrich
Fahren in die Erndt gemeiniglich,
Des frewet sich Margreta trawn fast,
Und macht das alles Er Arbogast,
Magdalena wil auch Jacob lieb han,
Das verdreust Bischoff German.

Augstmon. Peter und Steffen wonniglich,
Oswald, Sixtus der frewet sich,
Lorentz sprach, das wisse menniglich,
Maria wil fahren zu Himmelreich,
Bernhard gang, sag das Bartholemeh,
Ludwig sagt, das wist Johannis Haupt eh.

Herbstmon. Egidius blies auff sein Horn,
Frewet euch Maria ist geborn,
Lasset uns das Creutz erheben,
So wird der Herbst nahen,
Mattheus, Moritz sprechen, Jo,
Des war Cosmus und Michel fro.

Weinmon. Remigius der hies Frantzen
Mit Gertrud frölich tantzen.
Dionysius sprach, was bedeutet das?
Es were Gallen und Lucas besonder baß,
Ursula sprach, wer tantzen wolle,
Der sey Simonis und mein Geselle.

Wintermon. Alle Heiligen fragen nach gutem Wein,
Felix sprach, kompt herein,
Martin schenkt jetzt guten Most,
Und hat dabey viel guter Kost,
Cecilia, Clemens sagen Cathrinen das,
Advent hies kommen Andreas.

Christmon. Wenn kompt Jungfraw Barbara?
Sprach Niclas zu Maria.
Wie lang sol denn Lucia beiten,
Daß sie die Kindelbett bereiten?
Denn Thomas bringt schier die Weinacht,
Steffen, Johan haben Thomam Bischoff gemacht.

Man findet noch im Anfange des 17. Jahrh. den Namen eines Kalenderheiligen statt des Datums in Verbriefungen angegeben: bis dahin quälte man also auch die Jugend mit dem Auswendiglernen und Erklären des abgeschmackten Cisio-Janus, und obwol Phil. Melanchthon demselben mehr Geschmack zu geben versucht hatte, legte man doch den alten Cisio-Janus wegen der größeren Heiligenzahl immer von Neuem auf. So erschien: „Lucae Lossii Cisio-Janus h. e. Calendarium Syllabicum. Witteb.“ 1551. 4., wiederholt in dessen Catechismus vom J. 1563. Frcft. p. 176 sq. Chytraei Chronologia aber 1586. Helmst. 4. u. 1592. Rostock. 8. *). Die Ursache davon war die Seltenheit gedruckter Hauskalender: denn obgleich schon Jo. Regiomontanus um 1476 zu Nürnberg die ersten Kalender teutsch und lateinisch drucken ließ, waren doch noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. besonders gedruckte Kalender eine Seltenheit, wie schon daraus hervor geht, weil man damals gemeiniglich den so genannten Hortuli Animae und Gebetbüchern Kalender beifügte. Man hat sich in den braunschweigischen Anzeigen v. J. 1746. 86 St. u. 1754 S. 1659 bemüht, die ersten gedruckten Kalender aufzusuchen und zu beschreiben; mit deren Abdrucke vom Ende des 15. Jahrh. ist aber noch nicht ihr gemeiner Gebrauch gegeben. In Rehtmeyers Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig II. Th. S. 231. findet man eine Erzählung aus dem geschriebenen Berichte des ersten evangelischen Predigers zu Braunschweig, Heinr. Lampe, woraus man sieht, daß damals noch die ersten Geistlichen sich des Cisio-Janus bedienten. Es heißt nämlich daselbst, daß sie zur Erhaltung der Union alle Jahr am 20. Jul. ein Gastmahl gehalten haben, welches nach der Sylbe Fus im Cisio-Janus Convivium Fus genannt sei. Im Anfange des 18. Jahrh. hatte man aber den Cisio-Janus schon so vergessen, daß Rehtmeyer selbst jene Erzählung nicht mehr verstand, und die Syllaba Fus für gleichbedeutend mit Cisio-Janus hielt, und statt des 20.

*) S. *Micraelii* Lexicon Philosophicum, *Dan. Crameri* Menologium.

Julius, auf welchen die Sylbe Fus im Namen Arnolfus fällt, den 20. Junius schrieb. Ja! D. Blumberg, der in seiner „kurzen Abbildung des Kalenders" (Chemnitz 1721. 12.) S. 159 die Rehtmeyerische Erzählung wiederholt, macht aus der Syllaba Fus eine Sibylle dieses Namens. Eben um solche Irrthümer zu vermeiden, und die Berichte unserer Vorfahren gehörig zu verstehen, müssen wir die Bekanntschaft mit dem Cisio-Janus unterhalten, so abgeschmackt er an sich auch ist. (*Grotefend.*)

CISIS oder C-doppeltkreuz, C♯♯, C×, (wofür sehr unpassend oft auch Ciscis gesagt wird), ist der Name des durch ein Doppeltkreuz erhöhten Tones C, oder, wenn man will, des noch weiter erhöhten Tones Cis, in unserm temperirten Tonsysteme mit dem Tone D in Eins zusammenfallend. Z. B.



(*Gtfr. Weber.*)

CISLIANO, Gemeindedorf im lombardisch-venet. Königreich, Provinz Pavia und Distr. VIII. Abbiategrasso, mit einer Gemeindedeputation, einer eigenen Pfarre, 2 Privat-Oratorien und einer Steingutfabrik. (*Rumy.*)

CISMAR, ein an die Ostsee stoßendes Amt in Holstein, in Wagrien $1\frac{1}{16}$ QM. mit 4200 Einwohnern. Außer dem Orte Cismar, wo ein 1248 gestiftetes Benediktinermönchskloster 1544 aufgehoben wurde, und den Flecken Grube und Grömitz, gehören dazu etwa 18 Dörfer, so wie 13 Stiftsdörfer der Stadt Lübeck, mit 4300 Einw., die unter königl. dänischer Landeshoheit stehen. (*Dörfer.*)

CISMONE, Fluß im venetianisch-lombardischen Königreich, der in Tyrol entspringt und bei dem gleichnamigen Marktfl. in die Brenta fällt. Dieser Marktfl. in der venet. Delegation Vicenza an der Brenta, liegt in einem schauerlichen und so engen Gebirgsschlunde, daß darin kaum die Brenta und die Landstraße Raum haben. Auch führt diesen Namen ein Dorf in der venet. Delegation Treviso. (*Rumy.*)

CISNA, Herrsch. und Pfarrdorf in Galizien, sanoker Kreis, im hohen Gebirge, am Flusse Solinka, nächst Dolzyca, mit einem Eisenbergwerk, welches aber kaum 20 procentigen Thonmergel-Eisenstein liefert. (*Rumy.*)

CISNER (Nicolaus). Dieser besonders um teutsche Geschichtschreiber verdienter Gelehrte, wurde am 24. März 1529 zu Mosbach in der Pfalz geboren. Nach vollendeten Studien zu Heidelberg, Straßburg, wo er unter Martin Bucer der Theologie oblag, und Wittenberg, wo er Melanchthon hörte, ging er 1552 als Professor der Moral nach Heidelberg zurück, wo er bereits 1547 die Magisterwürde erlangt hatte, und erläuterte Aristoteles Sittenlehre und Cicero de finibus. Da aber dort 1553 die Pest zu wüthen begann, ging er nach Frankreich und studirte zu Bourges, Angers und Poitiers die Rechte, deren Doktorwürde er sich darauf 1559 zu Pisa erwarb. In demselben Jahre rief ihn Kurfürst Friedrich III. nach Heidelberg als Nachfolger Baudoin's für das Civilrecht. Im J. 1567 ward er Reichskammergerichtsrath zu Speier; 1580 aber rief ihn der Kurfürst Ludwig, um ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, nach Heidelberg als Civillieutenant und außerordentl. Professor der Rechte zurück. Doch genoß er dieser Ehrenstellen nicht lange; ein Schlagfluß endigte sein Leben am 6. März 1583. Der heidelbergische Professor Quir. Reuter, sein Verwandter, besorgte eine Sammlung seiner Schriften unter dem Titel: *Nic. Cisneri* Icti, Polyhistoris, Oratorii et Poëtae celeber. opuscula historica et politico-philologica, tributa in L. IV. (Frankf. 1511. 8.) mit dem Leben des Vf. Den verschiedenen Inhalt bezeichnet der Titel; vollständige Angaben liefert Niceron *). Hier genügt die Bemerkung, daß man ihm gute Ausgaben von Aventini Ann. Boj., Alb. Krantzii Saxonia, Sim. Schardii scriptt. rer. germ. und mehre jurist. Arbeiten verdankt **). (*H.*)

CISOING, Dorf im Bezirk Lille des franz. Dep. Norden, nur $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Hauptstadt, hat 2400 Einw., die Baumwollspinnerei unterhalten. In dem Garten der alten Abtei steht ein Denkmal zum Andenken an die Schlacht von Fontenoy. (*Hassel.*)

Cisplatina, s. am Ende des Buchst. C.

CISSAMPELOS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Menispermeen und der 22. Linné'schen Klasse. Die männlichen Pflanzen haben einen 4blätterigen corollin. Kelch und 4 verwachsene Staubfäden; die weiblichen ein seitliches Kelchblatt, und ein diesem gegenüber stehendes Corollenblatt, drei Stigmen und eine einsamige Beere. Es gibt wenig Pflanzen-Gattungen, deren Arten wegen Ungleichheit der Blätter, bei verschiedenen Geschlechtern, so schwer fest zu setzen wären. Nur von wenigen Arten: C. Pareira *L.*, mauritiana *Thuars.*, tamoides *W.*, orbiculata *Cand.*, kennt man die Blüthen beider Geschlechter. Hiezu würde noch St. Hilaire's Ciss. communis kommen, wenn sich diese von C. Pareira hinlänglich unterscheiden ließe. Die meisten Arten sind Schlingpflanzen. Bloß die cap'schen Arten stehn aufrecht und sind auch, wegen Mangels der Bracteen an den weiblichen Blüthen so abweichend, daß sie kaum zu derselben Gattung zu gehören scheinen. (*Sprengel.*) — Die Wurzel von Cissampelos Pareira *L.*; (Grieswurzel, rad. Pareirae pravae) kommt zu uns in Stücken von verschiedener Größe und Stärke. Sie ist gekrümmt, außen runzlig, schwärzlich, innen schmuziggelb, mit holzigen Fasern durchflochten, ja durchkreuzt, ohne Geruch, und von süßlich bitterm Geschmack (s. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. 1822. VI. 2. S. 60 ꝛc.). Man rieth sie sonst vorzüglich bei Harngries- und Harnsteinbeschwerden an, auch bei Gelbsucht, Wassersucht, Leukorrhoe ꝛc. in Pulver zu 12 Gr. bis zu ½ Dr., und in Absud zu 2 — 3 Drachmen. Jetzt ist sie wenig oder gar nicht mehr im Gebrauch. (*Th. Schreger.*)

Cissites, s. Horia.

CISSOPIS *Viellot*, Bethylus *Cuv.*, Gattung aus

*) B. XVI. der teutschen Übers. **) Vgl. Weiß in der Biogr. univ. T. VIII.

der Ordnung der sperlingsartigen Vögel (Insessores) und der Familie Fringillidae *Vigors*. Die ältern Naturforscher rechneten die einzige Art dieser Gattung unter die Würger (Lanius picatus *Lath.* Lanius leverianus *Schaw.*). Daudin nannte sie Corvus collurio und Illiger versetzte sie unter die Gattung Tangara, der sie mit mehrem Rechte anzugehören scheint. Abbildungen dieses in den Kabinetten nicht seltenen Vogels findet man bei Vaillant, oiseaux d'Afrique pl. 60, und Viellot gallerie pl. 140. Er hat die Größe des gemeinen Stares und ähnelt in Betracht der Vertheilung der Farben der europäischen Elster. Der Schnabel ist ziemlich stark, sanft gebogen, oben und unten gewölbt und hat einen Ausschnitt an der oberen Kinnlade, die Beine sind stark, die Flügel abgerundet, der Schwanz stark abgestuft. Kopf, Hals, Rücken und Brust sind schwarz, mit blauem Stahlglanze; Schultern, Scapularfedern, Bauch, Schenkel und Steiß weiß, die Schwanzfedern schwarz, mit weißen Spitzen. Wahrscheinlich sind die Geschlechter nicht verschieden. Der Prinz von Neu-Wied fand im Magen eines von ihm erlegten Exemplares Insekten. Nähere Nachrichten über die Lebensweise dieses interessanten Vogels fehlen. Das Vaterland ist Brasilien, wo derselbe besonders am Flusse San Franzisco häufig vorkommt. (*Boje.*)

CISSUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ampeliden (Kunth) und der vierten Linne'schen Klasse. Ein kleiner ungetheilter Kelch, vier stehen bleibende Corollenblätter, ein krugförmiges Nektarium und eine einsamige Beere macht den Charakter aus. Unter etlichen achtzig Arten, die jetzt bekannt sind, wachsen die allermeisten in Ostindien, auf Java und den Molukken, sehr viele in Südamerika, eine in Neuholland, außer den Wendekreisen nur Cissus vitiginea (in Persien) capensis *Thunb.* (am Kap), japonica *W.* (in Japan und Nepal) und orientalis *Lam.* (in Klein-Asien). (*Sprengel.*)

CISTA, großes Dorf in Dalmatien, Spalato Kreis, Imoschier Bezirk, 2 Meilen vom Berge Omori entfernt, mit einem Gemeinde-Syndikat. (*Rumy.*)

CISTELA. Fadenkäfer. Käfergattung nach Fabricius, Olivier und Latreille aus der Abtheilung der Heteromeren, mit folgenden Kennzeichen: die Fühler körperlang, faden- oder borstenförmig, das zweite Glied sehr klein, im innern Augenausschnitt eingesetzt. Die Kinnbacken ungespalten und ungezahnt. Das letzte Tasterglied verkehrt kegelförmig, oder beinahe dreieckig. Die Tarsenglieder ungelappt, die Klauen fein gezähnelt. Man findet diese Käfer, die einen langgestreckten, länglich eirunden, oben gewölbten, unten platten Körper mit ziemlich langen Beinen und breitem, fast viereckigem Halsschilde besitzen, auf Blumen und Blättern, und man kennt gegen zwanzig in Europa und Nordamerika einheimische Arten. (*Germar.*)

Cistelides, s. Stenelytra.

CISTENA, hat Leach [1]) ein Geschlecht der Ringwürmer genannt, und er rechnet dahin ein von Pallas beschriebenes Thier, was Müller [2]) als Amphitrite Auricoma aufführte, unter welchem Namen dasselbe den Zoologen hinlänglich bekannt ist. Nach Savigny [3]) zum Gen. Amphictene gehörend, und zwar zu dessen erster Zunft, Amphictenae Cistenae. Amphict. auricoma, *Sav.* — Cistena Pallasii, *Leach.* — Pectinaria belgica, *Lam.* [4]). (*Leuckart.*)

CISTERCIENSER. Der Cisterzienser-Orden oder der Orden von Citeaux, gehört unter die vornehmsten Zweige des weitverbreiteten Benediktiner-Ordens, von welchem Helyot rühmt, daß er nicht bloß in seinem ersten vortrefflichen Zustande des hohen Ruhmes werth sei, mit welchem ihn die Höchsten der Erde auszeichneten, sondern daß er sogar noch zur Zeit seines Verfalles eine Zierde des ganzen Mönchthumes gewesen sei. Die Geschichte desselben und seiner mannichfachen Congregationen, deren mehre allerdings höchst beachtungswerth sind, um des Einflusses willen, den sie auch in weltlichen Dingen behaupteten, ist kürzlich folgende. Die Benediktiner hatten seit einiger Zeit auch durch ihr Beispiel die allgemeine Bemerkung bestätigt, daß großes irdisches Glück für die meisten Menschen schwerer als Unglück zu tragen ist. Sie hatten ihre alte gute Regel, die ihnen Mäßigkeit in Speisen und Getränken und regelmäßigen Fleiß vorschreibt, meist verlassen und waren durch zu großen Reichthum, den ihnen die Mildthätigkeit, die man gegen Klöster zu beweisen pflegte, zugewendet hatte, träge und genußsüchtig geworden. Dieß zeigte sich vor Allem in Frankreich, wo sie auch, Spanien ausgenommen, die meisten Güter besaßen. Die großen Unordnungen, die nothwendig daraus hervorgehen und dem gemeinen Manne oft zum Ärgerniß gereichen mußten, erweckten eben so natürlich wieder theils fromme, theils ehrsüchtige Herzen, die in Verbesserungen der gesunkenen Gesellschaft auf mancherlei Art sich nützlich und berühmt zu machen suchten dem Geiste der Zeit gemäß. Waren die Verbesserer in ihren Bemühungen glücklich und breiteten sich ihre strengeren Satzungen aus: so schrieb die Wundersucht des Mittelalters ihnen eben so gewöhnlich allerlei wunderbare Heilungen u. s. w. zu, die oft bei ihrem Leben, meist aber doch an ihren Gräbern sich zugetragen hatten. Der erste merkwürdige Verbesserer dieses Ordens war der heilige Robert aus Champagne, von edeln und frommen Ältern geboren. Seine Mutter, Ermengard, hatte vor seiner Geburt geträumt, sie habe einen Sohn geboren, dem die Jungfrau Maria einen goldenen Ring entgegen hielt und ihm deutlich versprach, daß sie sich einst mit ihm vermählen wolle. Daher weihete sich auch schon der Knabe der Himmelskönigin und ging in seinem 15. Jahre in das Kloster Montier la Celle, das den Benediktinern gehörte. Bald erhob ihn sein musterhaftes Leben zur Würde eines Priors in seinem Kloster. Von hier rief man ihn als Abt nach Tonnère in das Kloster St. Michael. Hier schon trieb ihn sein Eifer, die verlassene Zucht wieder einzuführen: allein seine Mönche waren anderer Mei-

1) Encycl. britann. Supplem. T. I. p. 452. Tab. XXVI. f. 6.

2) Zool. dan. P. I. p. 26. T. XXVI. 3) Système des Annelides, u. s. w. p. 89. 4) Hist. nat. des Anim. sans Vertèb. T. V. p. 350. Man s. d. Art. Amphitrite Bd. III. S. 222. d. Encykl.

nung, wenige ausgenommen, die ihn aufmunterten, seine Versuche zu wiederholen. Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, wurden bald so groß, daß er sich von hier wieder in sein erstes Kloster, als gewöhnlicher Mönch, zurück zog. Kaum hatten das Einsiedler aus Colan, einem öden benachbarten Walde, die ihn schon früher einmal gebeten hatten, ihr Führer zu werden, erfahren, als sie ihn von Neuem darum baten. Da er aber bereits zu St. Aigulf, einem zur Abtei Montier gehörigen Kloster, Prior geworden war: wendeten sich die Waldbrüder gerade an den Papst, auf dessen Befehl Robert sogleich der Pflicht des Gehorsams willigst nachkam. Er fand in Colan einen so ungesunden Ort, daß er bald seine Untergebenen in den Wald zu Molesme, zur Diöces von Langres gehörig, führte. Hier baueten sie sich mit eigenen Händen kleine Zellen von Zweigen und ein Bethaus zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, richteten sich eine Art Garten ein, lebten allein von Pflanzen und waren eine Zeit lang so arm, daß sie fast bloß gingen. Kaum war dieß in der Umgegend bekannt geworden, als auch von allen Seiten reiche Gaben ihnen zuströmten. Sogleich hörte die Frömmigkeit auf; die Ungebundenheit wurde so groß, daß Robert, dessen Ermahnungen fruchtlos blieben, sich von ihnen entfernte und zu andern Einsiedlern in die Wüste Haur ging, die ihn freundlich aufnahmen. Er arbeitete mit ihnen und machte sich so beliebt, daß sie ihn zu ihrem Vorsteher erwähleten. Weil aber die Mönche zu Molesme gefunden hatten, daß ihr Segen ohne ihn abnahm: so wendeten sie sich mit verstellter Reue wieder an den Papst, und Robert ging wieder zu ihnen. Dennoch fanden sich Einige, die, durch das tägliche Vorlesen der Regel gerührt, sich entschlossen, nach ihren Satzungen zu leben, so sehr sie auch von den Übrigen verspottet wurden. Bald davon ermüdet, entdecken sie Roberten, daß sie sich entschlossen hätten, sich anderswo nieder zu lassen, um ungestörter nach ihren Vorschriften leben zu können. Da begab sich Robert selbst mit 6 der Eifrigsten, weil sie an der Ausführung ihres Vorhabens vom Bischofe zu Langres verhindert worden waren, zum Erzbischof Hugo nach Lyon, dem damaligen päpstlichen Legaten, welcher ihre Absicht billigt und ihnen Briefe mit gibt. Robert wanderte nun mit 20 andern nach Citeaux, einer mit Gehölz und Dornen bedeckten Einöde, die von einem Bache bewässert wird, der eine Meile davon aus dem Quelle sans fonds entspringt, der das Eigene haben soll, daß er bei Regenwetter abnimmt und in dürren Zeiten austritt. Andere behaupten, der Ort habe seinen Namen von den vielen Cisternen, die daselbst gefunden wurden. Er liegt 5 Stunden von Dijon im Kirchensprengel von Chalons. Auf Erlaubniß des Bischofs und des Grafen von Beaune, Reinolds, baueten sie sich dort kleine hölzerne Zellen vom 2. März 1098 an. Unter Roberts vielen Genossen waren auch Alberich und Stephan, von denen der erste in Molesme Abt gewesen und von seinen zügellosen Mönchen fast todt geschlagen und eine Zeit lang ins Gefängniß geworfen worden war. Der Bischof von Chalons erhob das Kloster zur Würde einer Abtei und Robert wurde erster Abt zu Citeaux und führte eine so strenge Lebensweise ein, daß man nur 4 Stunden schlief, 4 Stunden sang, eben so lange Handarbeiten trieb, dann bis zur None las und darauf bis zum Abend Kräuter sammelte, zu ihrem Lebensunterhalt. Als aber die Mönche von Molesme den guten Fortgang der neuen Anstalt sahen, wurden sie neidisch, wendeten sich wieder an den Papst und erbaten sich Roberten zu ihrem Abte. Der Papst hatte dem Bischof die Entscheidung dieser Angelegenheit überlassen und dieser erlaubte Allen, die sich freiwillig dazu entschließen konnten, wieder nach Molesme zurück zu kehren. Robert allein sah es als einen Aufruf des Himmels an und ging willig wieder nach Molesme 1099, wohin ihm auch Einige aus Liebe zu ihm nachfolgeten, nicht weil sie der schlechten Kost überdrüssig geworden wären, wie Wilhelm von Malmesbury sie anklagt. Unter mancherlei glücklich besiegten Hindernissen verwaltete er das Kloster bis an seinen Tod 1108 (nicht 1110). Nach seinem Weggange von Citeaux wurde Alberich daselbst Abt. Sogleich sendete er zwei Mönche nach Rom, um die päpstliche Bestätigung des neuen Klosters zu bitten, die auch Pascal II., da er so gute Empfehlungsschreiben von verschiedenen Bischöfen empfing, ohne Schwierigkeit ausfertigen ließ. 1100 wurde Citeaux durch eine Bulle unter päpstlichem Schutz erklärt. Die Regeln Alberichs trugen anfangs den Namen „Satzungen der von Molesme ausgegangenen Mönche zu Citeaux" (Instituta Monachorum Cistertiensium de Molismo venientium). Ihr Leben blieb streng: doch nahmen sie auf Erlaubniß des Bischofs Laienbrüder, die bereits im 11. Jahrh. allgemeiner geworden waren, und bärtige Brüder an (ist eine Abtheilung der ersten), die wie die Mönche gehalten werden sollten. Ihre Kleidung war wie die molesmische, schwarz oder braun, oder genauer tannenfarbig. Bald darauf wurde sie jedoch in eine weiße verändert und nur das Scapulier blieb tannenfarbig. Diese Veränderung erfolgte nicht ohne Wunder. Maria selbst hatte dem frommen Abte ein weißes Gewand vom Himmel gebracht, weßhalb auch in diesem Kloster aus Dankbarkeit gegen die Himmelskönigin ein eigenes Fest angeordnet wurde, descensio B. virginis Mariae in Cistertium, das Chrysostomus Henriquez in seinem Menologium auf den 5. August setzet. (Außer dieser weißen Kleidung, trugen sie noch eine graue, wenn sie aus dem Kloster gingen, weßhalb sie in Teutschland nur die grauen Mönche genannt wurden. Die übrigen Mönche dieser Congregation vor Alberich, so wie alle, die seine Veränderung nicht annahmen, hießen ihrer Kleidung wegen die schwarzen. Später brachte die heil. Jungfrau auch noch dem heil. Stephan, dem folgenden Abte, den himmlischen Gürtel, woraus man einen großen Vorzug des Ordens machte.) Alberich, ein vorzüglicher Verehrer der heil. Jungfrau, nahm noch zur besondern Beschützerin seines Klosters die heil. Maria an, woher es kommt, daß späterhin der ganze Orden der Mutter des Herrn geweiht wurde, was zur Erklärung mancher Vorfälle und Einrichtungen des Ordens bemerkt werden muß. Nach Alberichs Tode 1109 wurde der vorige Prior, einer von den Eifrigen, die mit aus Molesme gezogen waren, Stephan Harding aus England zum dritten Abte gewählt. Die Heiligkeit seines Lebens und die Strenge, die er in seinem Kloster übte,

schien der Anstalt beinahe den Untergang zu bringen. Doch auch dadurch ließ er sich nicht schrecken: er schränkte vielmehr seine Untergebenen noch bedeutender ein und ihre Armuth nahm so zu, daß sie sogar zuweilen sich genöthigt sahen, vom Almosen zu leben. Darum hatten sich auch lange keine Novizen gemeldet. Stephan, der als eigentlicher Gesetzgeber der neuen Benediktiner-Abtheilung angesehen werden muß, erklärte sogar den übermäßigen Schmuck anderer Klöster, womit sie in ihren Kirchen prangten, für anstößig und unheilig, verbot daher ausdrücklich goldene und silberne Kreuze, und alles andere köstliche Tempelgeräth, duldete nur eiserne Leuchter, eiserne oder kupferne Rauchfässer u. s. w. Auch die Kleidung der dienenden Priester sollte ohne Gold und Silber seyn und nur aus Leinwand oder Tuch bestehen. Und der eifrige Mann setzte das damals Unerhörte so glücklich durch, daß man in Citeaux sogar nur einen einzigen eisernen Leuchter in der Kirche dulden wollte. Nur der Kelch durfte von vergoldetem Silber seyn und die fistula oder das Röhrchen, woraus man bei'm heil. Abendmahl den gesegneten Wein genoß. Denn unter andern Verordnungen Stephans war auch die, daß man in Citeaux, ob es gleich schon abgeschafft worden war, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen fortfuhr, was auch wahrscheinlich bis zum Jahre 1437 geschehen ist. Man findet den Gebrauch, wenigstens an gewissen Tagen sub utraque zu communiciren, auch in andern Klöstern, z. B. in Clugny und in St. Denys. Erst als Martin von Vargas die spanischen Cistercienser verbesserte und dabei den Papst befragte, wurde auf Eugens IV. Befehl geboten, daß sie das heil. Abendmahl nach den Gebräuchen der römischen Kirche genießen sollten 1434.—

Stephans Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen wurden zu einer Zeit, wo fast alle Hoffnung auf Vergrößerung, ja nur auf Erhaltung des Klosters verschwunden war, auf eine Art belohnt, die selbst Stephan als ein Wunder des Himmels betrachtete. 1113 kam nämlich mit 30 seiner Freunde und Bekannten der heilige Bernhard und begehrte unter die Religiosen dieses Ordens aufgenommen zu werden (s. Bernhard, von Clairvaux Bd. IX. S. 187 ff.).— Diese höchst unerwartete Vergrößerung, der vornehme Stand dieser Neulinge und das ausgezeichnet enthaltsame Leben derselben, vor Allem aber der Flammeneifer des jungen Bernhard, der in Allem, was er unternahm, sich hervorzuthun strebte, erregten das größte Aufsehn und nicht bloß in der Umgegend. Bald meldete sich eine so große Zahl Novizen, daß der heilige Stephan nicht mehr Raum für Alle fand und sich genöthigt sahe, auf die Errichtung neuer Klöster bedacht zu seyn. Schon in demselben Jahre wurde das erste Kloster, das von Citeaux ausging, zu La Ferte im Sprengel von Chalons erbaut, wo Bertrand von Stephan zum ersten Abt ernannt wurde. 1114 sahe man Pontigni im Sprengel von Auxerre entstehen, das Hugo, der später heilig gesprochen wurde, als erster Abt verwaltete. Im Jahre 1115 wurde Clairvaux in der Diöces von Langres erbaut und der heil. Bernhard seines seltenen Eifers wegen, als ein Jüngling von 17 Jahren, zum ersten Abt erwählt. Um dieselbe Zeit entstand das Kloster Morimond, in der Diöces von Langres, das unter der Aufsicht Arnald's, eines Bruders des Erzbischofs von Cöln, Friedrichs, erblühete. Das J. 1118 zeichnete sich durch 4 neue Stiftungen aus, eben so das folgende (s. Helyot 5 B. 33 Kap.). Für alle diese Klöster verfertigte der heil. Stephan eine gemeinsame Regel, die er Charte der christlichen Liebe (La charte de la charité) nannte, die in 5 Kapitel getheilt ist: 1) war die buchstäbliche Befolgung der Regel des heil. Benedikt ohne alle Befreiung geboten. Das 2) bestimmte die Gewalt der Äbte. Oberhaupt sollte der Abt von Citeaux seyn; auf ihn folgten die Äbte der 4 ersten Töchterklöster, und das Verhältniß zu Citeaux war genau darin festgesetzt. 3) Handelt von der Art, die Generalkapitel zu halten, die Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. 4) Von den Eigenschaften derer, die Äbte wählen und die dazu vorgeschlagen werden können. 5) Von der Absetzung der Äbte, warum und wie sie geschehen soll. Die Bischöfe der Klostersprengel, denen diese Satzungen zur Billigung übergeben worden waren, begaben sich willig ihrer Rechte, die Klöster zu besuchen und zu bestrafen und machten fernerhin keine Ansprüche auf Wahl und Bestätigung der Klostervorsteher. Calixt II. war der erste, der diese Regel genehmigte 1119, was hernach mehre Päpste wiederholten, unter andern auch Eugen III. 1152. Der heil. Stephan legte darauf 1133 sein Amt nieder und starb 34. Hatte der Orden unter dem heil. Stephan so gesegneten Fortgang gehabt: so war die Verbreitung desselben unter dem heil. Bernhard, dem höchst talentvollen Oberhaupte der biblischen Gottesgelehrten gegen die scholastischen Dialektiker, in der That beispiellos. Seine Strenge des Lebens in Clairvaux war so auffallend, daß man das schwärzeste Gerstenbrot und Suppe von Buchen- oder Eichenlaub genoß, womit sich Bernhard selbst seine Gesundheit zu Grunde richtete und nothgedrungen, seinen Eifer in etwas mäßigen mußte. Dennoch aß man nur in Krankheiten Fleisch; außerdem keine Eier, keine Milch, keinen Fisch: nur in außerordentlichen Fällen. So auch mit dem Weine. Man schlief auf Stroh und arbeitete fleißig mit den Händen. Diese strenge Observanz und der lebendige Geist des ausgezeichneten, immer thätigen Mannes wirkten nicht nur in seine klösterlichen, sondern auch in sehr verschiedene weltliche Verhältnisse zur außerordentlichen Verbreitung des Ordens kräftig ein. Was nun die bedeutenden Einflüsse dieses berühmten, allgemein verehrten Mönches in weltliche und allgemein kirchliche Angelegenheiten betrifft, ist sehr zweckmäßig in der Lebensdarstellung des Heiligen aus einander gesetzt worden, weßhalb wir uns in der Hinsicht nur auf diesen Artikel beziehen. Was aber seine Wirksamkeit in klösterlichen Dingen angeht, besonders Alles, was er für die überaus glückliche Verbreitung seines Ordens durchsetzte, soll hier näher dargestellt werden. Seine immer fortgesetzten Bemühungen um Vergrößerung und Verbesserung der Klostergesellschaft seiner Abtheilung wurden aber auch schon von seiner dankbaren Mitwelt so lebhaft anerkannt, daß man ihn bereits bei seinen Lebzeiten den zweiten Stifter des Ordens und seine Mönche Bernhardiner nannte. Kurz, sobald der kaum 15jährige Bernhard ins Kloster zu Citeaux getreten war, fing die glücklichste und leuchtendste Periode des ganzen abendländischen Mönchsthumes an, und dauerte ununterbrochen

über 150 Jahre so siegreich fort, daß es keinen Geschichtschreiber des Klosterlebens gibt, der nicht das 12. und 13. Jahrhundert die goldene Periode desselben genannt hätte. Im allervorzüglichsten Grade gilt dieß aber von unsern Cisterciensern, deren Fortgang so reißend war, daß der so gering anfangende Orden in den ersten 50 Jahren bereits 500 Abteien zählte. Diese Vergrößerung kam den Cisterciensern selbst so ungeheuer vor, daß man auf einem Generalkapitel 1151 beschloß, man wollte lieber von nun an darauf sehen, daß sich der Orden nicht weiter verbreite. Warum man diesen sonderbaren Entschluß faßte, ist nicht recht auszumitteln. Vielleicht war es auch nichts weiter, als ein vorübergehender Einfall. Wenigstens finden wir nirgend, daß der Orden sich besondere Mühe gegeben habe, dieses seltsame, ganz unmönchische Vorhaben nur mit einiger Kraft durchzusetzen. Vielmehr erfolgte das Gegentheil und der einmal in die größte Achtung gekommene Orden verbreitete sich nur noch gewaltiger, so daß man 100 Jahre später mehr als 1800 Abteien hatte, von denen bei weitem die meisten vor dem Jahre 1200 gestiftet worden waren. Wollte man nun dem Helyot, der ein sehr großer Bewunderer der Mönchsheiligkeit ist, unbedingten Glauben beimessen: so würde man den ganzen Segen seiner außerordentlichen Verbreitung, denn fast in allen Ländern hatten sich Cistercienserklöster erhoben, nur der genauen, länger als in andern Orden festgehaltenen Befolgung ihrer scharfen Regel zuschreiben. Zwar soll nicht geläugnet werden, daß auch dieß eine von den Ursachen ist, die nach dem damaligen Geiste der Zeit dieses Ordens Gewalt vergrößerte; und es ist allerdings für eine Ausnahme vom Gewöhnlichen zu halten, wenn wir von diesen Mönchen lesen, daß sie ihre strenge Observanz mit aller Pünktlichkeit bis in die Mitte des 13. Jahrh. befolgt haben. Der Kardinal von Vitri rühmt noch in seiner abendländischen Geschichte ihre feste Enthaltsamkeit, ihre Lobgesänge gleich nach Mitternacht, ihre fleißigen Handarbeiten, ihr Stillschweigen und ihre Mildthätigkeit gegen Arme mit sehr lebhaften Worten. Wenn jedoch Helyot früher selbst erzählte, daß unter dem heiligen und strengen Stephan durch dasselbe Mittel dieser junge Mönchsverein beinahe untergegangen wäre: so ergibt sich auch schon daraus, daß noch etwas mehr, als dieß, dazu gehörte, ihre Verkörperung so ansehnlich zu machen; und wir haben dieß vorzüglich in dem ganzen Wesen des heil. Bernhards zu suchen, welches durch seine seltene Beharrlichkeit auf lange sich dem Geiste dieser ganzen Mönchsgesellschaft mitgetheilt hatte. Bernhards Geist und Gemüth war keineswegs in einer solchen Einseitigkeit befangen, daß er nur allein in körperlichen Abtödtungen das Heil des Mönchslebens hätte finden können. Sein unaufhaltsamer Eifer erstreckte sich auf die mannichfachsten Gegenstände; und was er Einmal ergriffen hatte, das hielt er mit allen Mitteln, die ihm so vielfach zu Gebote standen, bis zur Erreichung seines Zweckes kräftig fest. Man sieht in ihm nicht bloß den vollkommenen Mönch, wie es die Begriffe seiner Zeit mit sich brachten, sondern auch in einer seltenen Vermischung den Mann von Welt, voller Klugheit und Gewandtheit, rastlos thätig, tapfer und unbiegsam in Verfechtung dessen, was er für Recht erkannte, wiederum zur rechten Zeit nachgebend und höchst geduldig und mild, ehrfürchtig und demüthig zugleich, einen Freund eben sowol äußerer Werkthätigkeit als innerer stiller Betrachtung, einen Liebhaber der Wissenschaften und einen strengen Verfechter des positiven Glaubens, einen Anhänger und Beförderer der Papstgewalt und, wo es galt, einen offenen und starken Bestreiter der Ungebührnisse derselben, also einen Eiferer, der das Entgegengesetzte lebendig in seiner Sele zu erhalten wußte, wie es das Eigenthümliche aller wahrhaft großen, darum keineswegs für fehlerfrei ausgegebenen Männer aller Zeiten ist. Dazu kommen noch seine großen Talente in Beredsamkeit, sein Sinn für Kunst und eine gewisse Natürlichkeit mitten in den unnatürlichen Verhältnissen seines Mönchsstandes und zuletzt eine große Kenntniß des menschlichen Herzens. Dieß ist das, nach unserer Überzeugung, treue und vollständige Bild des Mannes; aus diesem Ganzen gingen die wundersamen Erfolge seines höchst einflußreichen Lebens hervor. Es liegt uns ob, das gegebene Bild als ein der Wahrheit gemäßes mit unwidersprechlichen Thatsachen aus seinem Leben so kurz, als möglich, zu beglaubigen; und man wird es keine Abschweifung auch nicht der kürzesten Darstellungsweise nennen können, da gerade dadurch das Wissenswertheste der Geschichte jener Zeit desto zusammengehaltener in eine leichtere Übersicht gebracht wird, wozu man durch die weitläufige annalistische Art des gelehrten Mabillon und des gläubigen, gern Alles in Congregationen zerstückelnden Helyot nur mit Mühe gelangen wird. Einer der Biographen des heil. Bernhards, deren er bekanntlich sehr viele und mehre schon bei seinem Leben hatte, Gaufried, der Schreiber desselben, der später selbst Abt wurde, rühmt von seiner Enthaltsamkeit, B. habe es darin endlich so weit gebracht, daß er allen Geschmack für den Unterschied der Speisen ganz verloren habe. Auch hatte B. von der Vollkommenheit des Mönchslebens einen so hohen Begriff, daß er einem seiner Brüder, der sich über Einiges beschwerte, erklärte, man gehe in das Kloster, um täglich seine eigenen und die Sünden des Volks aufrichtig zu beweinen; und eigentlich stehe es ihnen an, jeden Bissen ihres schwarzen Brotes mit bittern Thränen zu benetzen. Der Mönchsstand werde nicht umsonst die zweite Taufe genannt, die auch wirksamer, als die erste seyn müsse, denn er mache eine vollkommene Verläugnung der Welt und ihrer Eitelkeit zur unerläßlichen Pflicht; er stelle das verlorene Ebenbild Gottes in den Menschen wieder her und mache den Menschen zum Engel, indem er uns mit Christus verbinde und umkleide und uns aus allen Sünden am herrlichsten heraus zöge. Von den Pflichten der Mönche spricht er am ausführlichsten in seinem Buche de praecepto et dispensatione. Aus dem Vorigen haben wir bereits gesehen, wie B. sein Wort stets mit seiner, wenn auch übertriebenen, doch aus seinem Glauben kommenden That in Übereinstimmung brachte. Trotz diesem von der Welt sich zurückziehenden Sinne wußte er sich dennoch mit allem Weltlichen, was Hilfe und Thaten erfoderte, auf das Genaueste in Verbindung zu erhalten und betrieb das Alles mit so ausnehmend gewandter Klugheit, daß es in diesem Punkte schien, als habe er stets mit der Welt den

vertrautesten Umgang gepflegt. Aber in keiner Sache scheint man ungerechter in der Beurtheilung Bernhards verfahren zu seyn, als in dieser. Man schrieb dieses sein Benehmen, seitdem sich die pragmatische Geschichte der Mönchsorden im 2. B. S. 76. dahin erklärt hatte, öfter einer innern Schlechtigkeit seiner Moralität zu und vergaß, daß eine so hoch gesteigerte Idee von Mönchsheiligkeit, ein so strenges Abtödten des Sinnlichen, verbunden mit dem eifrigsten natürlichen Drange nach ausgebreiteter Wirksamkeit in den vorzüglichsten menschlichen Dingen, mancherlei Ansichten und Handlungsweisen hervorbringen mußten, die nach dem psychologischen Gange unserer jetzigen Einwirkungen in völlig veränderte Verhältnisse einen ganz andern Grund finden lassen müssen, als der war, welcher damals Bernhards Feuerseele durchglühen mußte. Gewiß hat man ihm zu viel gethan, wenn man meint, es zeige sich nichts, als eine heuchlerische Klugheit in dem, was Gaufried von ihm erzählt: Bernhards vornehmstes Bestreben sei gewesen, sich der Bewunderung zu entziehen, daß er es im Gegentheil darauf angelegt habe, sich wie ein gewöhnlicher Mönch zu zeigen. Je mehr er aber den Ruhm geflohen sei, desto mehr habe ihn dieser verfolgt. Beides folgt so von selbst aus seinem Wesen, daß es unnatürlich seyn würde, wenn es anders wäre. Wir halten den Vorsatz, die Ehre der Welt zu fliehen, für völlig übereinstimmend mit seinem Glauben über Mönchsheiligkeit, sind aber überzeugt, daß es ganz wider sein natürliches Wesen lief, diesen seinen Willen mit Kraft durchzusetzen; immer zog ihn sein Thätigkeitstrieb, den ihm Niemand abspricht, wieder in die Vorfälle der Welt, die nur einiger Maßen mit seinen Mönchspflichten bestehen konnten, hinein und sein richtiger geistvoller Blick verschaffte ihm in der Durchführung des Unternommenen einen Ruhm, der seiner natürlichen Eitelkeit, die jeder großer Geist als Erdenzugabe mit sich trägt, zwar schmeichelte und ihn fast unwillkürlich zu neuen ähnlichen oder größern Unternehmungen spornte, aber auch in andern stilleren Stunden wohl zu schmerzlichen Gefühlen und zu dem, obgleich vergeblichen, Entschlusse bringen mußte, lieber allen diesen Eitelkeiten sich auf das Strengste zu entziehen. Daß er sich aber bei der ersten Gelegenheit wieder von seinem Verlangen nach möglichsten Thaten überwältigen ließ und daß er Gewandtheit und Klugheit genug besaß, die wirksamsten Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu wählen, zeugt von nichts weiter, als von einem lebendigen Geiste, der auch durch die unnatürlichsten Verhältnisse nicht unterdrückt werden konnte, sondern nur hin und wieder in Sonderbarkeiten sich oder vielmehr die Beurtheilung seiner Thaten von Andern verstricken mußte. Sehr viel Klugheit bewies er, z. B. in der Art, wie er den Papst Eugen III., der sein Schüler gewesen war, zu leiten wußte, und eine nicht geringere, mit dem liebevollsten Eifer verbundene, als er sich desselben bei den unruhigen Römern und bei dem Kaiser Konrad III. annahm, was man unter den Artikeln **Konrad** und **Eugen III.** ausführlich aus einander gesetzt finden wird. Wir wüßten auch kaum, wie er bei seinen doch immer mönchischen Überzeugungen und bei seiner Liebe und Dankbarkeit und seinem Thätigkeitstrieb in diesen Angelegenheiten anders [illegible] klüger hätte handeln sollen. Die auffallendste und am meisten getadelte Probe seiner Klugheit legte er in dem Schreiben gegen Clugny, mit welcher Benediktiner-Abtheilung schon eifersüchtige Mißhelligkeiten gegenseitig entstanden waren, an den Tag. Er nennt diese scharfe Anklage des Ordens von Clugny, die er 1125 schrieb, Apologia ad Guilielmum a. Theoderici Abbatem, der zu Clugny gehörte. Mit großer Gewandtheit leitet B. sein Schreiben so ein, daß es wie eine Entschuldigung seines und wie ein Lob des andern Ordens klingt, dem er doch die Wahrheit sagen wollte. „Wie sollten wir, schreibt er, die elendesten unter allen Menschen, einen so ruhmwürdigen Orden verleumden? Wir wären ja dann nicht reißende Wölfe in Schafskleidern, sondern stechende Flöhe und zerstörende Motten, die heimlich das Leben rechtschaffener Männer zernagten, das wir doch, öffentlich zu thun, uns nicht unterständen. Alle unsere Mühe würde in solchem Falle vergeblich seyn. Er fährt fort, den Orden zu rühmen; er habe ihn stets für eine nützliche Einrichtung gehalten und Mehre zurück gewiesen, die aus jenem in den seinigen hätten treten wollen. Verschiedenheit der Orden dürfe keine Uneinigkeit in der Kirche stiften. Das Reich Gottes sei inwendig; es bestehe nicht sowol in Kleidungen und Lebensmitteln, sondern in den Tugenden der Menschen; wo diese nicht wären, hülfen die äußerlichen Übungen nichts. Darauf aber hebt er an, mit einer geschickten Wendung die Ungebührlichkeiten des Ordens von Clugny desto schärfer durchzugehen. „Die Unordnungen, die jetzt im Schwange gehen, schreibt er, sind nicht vom Orden, sondern gegen denselben; ich nehme mich daher des Ordens an, wenn ich die Fehler der Menschen in demselben rüge." Darauf zählt er ihnen auf, wie unmäßig sie in allen Dingen geworden wären; Sparsamkeit nennt ihr Geiz, Nüchternheit finsteres Wesen, Schweigen Traurigkeit, Verschwendung Freigebigkeit, Schwatzhaftigkeit freundliches Gespräch, lautes Gelächter Fröhlichkeit, eine Menge prächtiger Pferde Anständigkeit, Putzsucht und Bequemlichkeitspracht Reinlichkeit u. s. w. Die Kunst ihrer Köche wird scharf getadelt; sogar den Wein, der mit Wasser vermischt, nicht mehr zugelassen werde, mischeten sie in einigen Klöstern selbst an Fasttagen mit Honig und Wohlgeruch. „Ich elender Mönch, warum lebe ich noch, um einen solchen Verfall unseres Ordens zu sehen? und so fort. Euer Anzug verräth ein eiteles Herz: aber die Äbte selbst geben kein besseres Beispiel." Darauf eifert er gegen den Glanz in den Kirchen der Mönche, der in Clugny besonders groß war. In bischöflichen Kirchen sei so etwas wohl erlaubt, denn sie hätten es mit den Thorheiten und dem fleischlichen Sinne der Menge zu thun. Aber, fährt er fort, „man versteht es mit ausnehmender Kunst, Geld auszustreuen, damit man desto mehr wieder empfängt: denn dem Reichen gibt man immer am liebsten und am meisten. Die Kirche schimmert an den Wänden, und darbt in den Armen" u. dgl. mehr. — Wenn man auch zugeben wollte, was doch keineswegs bewiesen werden kann, daß sich, wie bei andern Eisterzienfermönchen, in dem Gemüthe des heil. Eiferers einige Eifersucht gegen die weltberühmte Pracht der Cluniacenser und besonders ihrer Kirchen beigemischt habe: so muß doch die geschickte Art, wie er durch scheinbares Lob, so weit es nur mit

[illegible]

als demüthig und traurig aus. Doch könne auch diese geduldet werden. Die übrigen Ursachen des Zwistes setzt er in Stolz und Neid und zwar von beiden Seiten. Daß er jedoch die Cistercienser schärfer durchzieht, als seine eigenen Mönche, ist zu natürlich, als daß wir es weiter durchzugehen hätten. Zum Schlusse ermahnt er Bernharden, seinen Mönchen liebevollere Gesinnungen beizubringen. Ob Peter gleich nun einige Verbesserungen machte: so waren sie doch am wenigsten gegen die von Bernh. getadelten Gegenstände gerichtet. Deßhalb konnte auch der Streit zwischen den beiden Orden so bald noch nicht beigelegt werden. Wir werden auch in der Folge hören, daß noch ganz andere Dinge hinzu kamen, welche die Feindschaft beider nur noch vergrößern mußten. — Von Bernhards Unbiegsamkeit in Allem, was er einmal für Recht erkannt hatte, gibt nichts einen stärkeren Beweis, als die Verfolgung Abälards, von welcher unter Artikel Abälard Bd. I. S. 29 f. das Nöthige zu lesen ist. Doch wird man auch selbst diese Härte Bernhards ihm nicht zu hoch anrechnen dürfen, denn als Haupt der biblischen Theologen glaubte er sich nothwendig berechtigt, wenn anders, wie wir doch anzunehmen alle Ursache haben, sein Glaube in ihm fest stand, gegen das Oberhaupt der damaligen Dialektiker so lange mit äußerster Schärfe verfahren zu müssen, wie lange dieser sich nicht unter den Gehorsam des Glaubens beugen wollte. Bekanntlich verwandelte sich B—'s heftige Gegenrede sogleich in freundliche Tröstung, und beide wichtige Männer ihrer Zeit versöhnten sich mit einander, als Abälard, von seinem Geschick gebeugt, sich dem von B. geglaubten Besseren zuwandte. Wir fügen hier noch hinzu, daß wahrscheinlich Abälard das große Lob, das ihm Peter der Ehrwürdige zollte und das er am vorzüglichsten in einem seiner besten Gedichte, auf Ab—'s Tod verfertigt aussprach, unter andern wol auch mit der Feindschaft zu verdanken haben mag, die zwischen seinem Orden und den Cisterciensern noch immer heftig genug Statt fand. — So hart und scharf aber auch B. für seine Meinung fechten konnte, ja so schwer er sich zuweilen auch von seiner Festigkeit des Sinnes zu einzelen Unbilligkeiten gegen anders Denkende in Sachen des Glaubens verleiten ließ: so war er doch auch wiederum, sobald es nur nicht das Höchste galt, zur rechten Zeit äußerst nachgebend und höchst geduldig und mild. Am meisten rühmt diese christlichen Eigenschaften Gaufried an ihm; er sagt, daß der Heilige mit der strengsten Frömmigkeit die liebreichste Milde und Demuth vereinigt habe. Nur selten empfingen seine Untergebenen von ihm Scheltworte: dagegen wußte er sie desto stärker durch Bitten und Ermahnungen zum Guten zu bewegen. Auch Schmähungen wußte er mit Geduld und Sanftmuth zu ertragen. Und als ihm einst ein regulirter Canonicus, den jener auf Ersuchen nicht unter seine Mönche aufnehmen wollte, voller Zorn in das Gesicht schlug: ließ ihn B., ohne es nur im geringsten zu ahnden, sicher aus dem Kloster zurück bringen. S. Bernhards Werke von Mab. II. vol. S. 1142. u. 43. n. 25. Seine Milde, schreibt sein Schüler weiter, ging sogar auf die Thiere über. Und wenn auch diese Histörchen Manchem sonderbar und kleinlich vorkommen mögen: so zeigen sie doch, daß sich B. durch freundliche Behandlung derer, die mit ihm in genaueren Lebensverhältnissen standen, eine ausgezeichnet gute Meinung zu verschaffen gewußt haben mußte. Ein Mal soll er einen Hasen von den nahen Hunden, ein anderes Mal ein Vögelchen von dem würgenden Habicht bloß durch das Zeichen des heil. Kreuzes befreit haben. (II. vol. S. 1193 am Ende des Kap.) Wichtiger muß es seyn, wenn wir von ihm lesen, daß er noch kurz vor seinem Tode die Stadt Metz aus Liebe zur Eintracht mit den benachbarten Fürsten versöhnte, was man im 5. Buche der Lebensbeschreibung des heil. B. von Gaufried im II. vol. der pariser Ausgabe vom Jahre 1719 S. 1166 — 69, herausgegeben von Mabillon, ausführlich erzählt und, wie es Gaufried nicht anders thut, mit Wunderthaten versehen findet. Und S. 1141 heißt es in derselben Lebensbeschreibung: Dulcissimis enim affectibus plenum pectus ipse gerebat etc. Dennoch wird ihn Niemand von einer Ehrsucht freisprechen können, die es ihm nicht immer erlaubte, seine sonstige Gerechtigkeitsliebe bis auf solche Gegner auszudehnen, deren überwiegender Verstand gerade in der vorhandenen Streitsache sonst offenbar den Sieg über den seinen davon getragen haben würde. In solchen, jedoch nur sehr wenigen Fällen, ließ er sich verleiten, durch listige Mittel und verfälschte Darstellungen, Wahrheit, Gerechtigkeit und Milde seiner Ehrsucht aufzuopfern. Am klarsten sieht man dieß wieder in seinem Verhalten gegen Abälard auf der Kirchenversammlung zu Sens 1140 und aus dem Anzeigen dieser Sache an den Papst, so daß Abälard auch von Rom aus, ohne daß seine Sache untersucht worden war, verdammt wurde. Ob nun gleich dieser zu weit getriebene Hang dem heil. B. auch schon unter seinen verständigen Zeitgenossen keine wahre Ehre und bei den Freunden Abälards zuweilen beißende Angriffe brachte: so hat doch sicherlich gerade dieser Fehler nicht weniger zu dem äußerlichen, immer glänzenderen Fortschritte der Ausbreitung der Cistercienser beigetragen. Denn in den Augen der allermeisten Mönche, nach dem schon vor der Unterredung mit dem Philosophen feststehenden Glauben aller mystischen Theologen und im Geschrei der Volksmasse stand B. doch als wichtiger und verehrter Sieger da, den man um so lieber in allen Dingen bewunderte, je leutseliger und niedriger er sich in Kleidung und im Umgange mit dem gemeinen Manne zeigte und je mehr der Haufe von seiner mönchischen Frömmigkeit durch Zeichen und Wunder zu haben meinte. Ohne diese Neigung seiner Natur würde sich B. auch wol schwerlich bei aller Liebe zum Guten in so vielerlei Welthändel verwickelt und sich der Welt als ein Helfer aus so mancherlei Noth gezeigt haben; Äußerliches will nun einmal in der Welt auch durch Äußerliches gewonnen seyn. Und so möchte doch wol der Orden, in Hinsicht auf seine so beispiellose Verbreitung in alle Länder, eben diesem zuweilen übertriebenen Ehrgefühle B—'s nicht weniger zu verdanken haben, als er, in Rücksicht auf seine lange bewahrten wirklichen Vorzüge, seines zweiten Stifters wahrhaft herrlichen Tugenden schuldig ist. Man würde aber wenige Kenntniß der menschlichen Natur besitzen und das Doppelgesetz derselben völlig verkennen, wenn man B—s Demuth für nichts als Heuchelei ausgeben wollte. Vielmehr war sie in ihm überwiegend,

in den meisten Verhältnissen und sein natürlicher Verstand mußte so gut, wie unser eigener und jedes Menschen ohne Ausnahme, sich immer im lebendigsten Gefühle der Demuth gegen Gott den Gebrauch aller seiner Gaben als eine natürliche Pflicht gegen Gott und Menschen darzustellen, daß dieß auch manches ehrsüchtige Streben in ihm mit dem Mantel der Pflicht und der Liebe verhüllt haben mag. Nichts weiter, als die natürlichsten Erzeugnisse seiner großen Mönchsfrömmigkeit und seiner Liebe zur Auszeichnung, die sich gegenseitig durchdrangen, sind es, daß er öfter in seinen Reden und Schriften betheuerte, er sei ganz unwürdig, daß durch ihn etwas Gutes bewirkt werde, und daß er doch zu gleicher Zeit von dem lebendigsten Eifer durchglüht war, das Wohl so Vieler zu bewirken, als er nur Gelegenheit haben würde. Auf diese Weise wird es auch erklärt werden müssen, wenn B. im 7. Kap. des 3. Buches der Lebensbeschreibung von Gaufried redend eingeführt wird: „Ich wundere mich allermeist, was diese Wunder bedeuten sollen, oder warum es Gott gefallen habe, sie durch einen solchen Mann geschehen zu lassen. Ich meine in den heiligen Schriften nichts von dergleichen Wunderart gelesen zu haben. Wenn auch zuweilen Zeichen durch heilige und vollkommene Menschen verrichtet worden sind: so sind sie doch auch durch Scheinheilige vollbracht worden. Ich bin mir weder der Vollkommenheit, noch des Betrugs bewußt. Denn ich weiß, daß mir keine solchen Verdienste zu Theil geworden sind, die durch Wunder der Welt bekannt gemacht werden müßten: hoffe aber auch nicht unter die Zahl derer zu gehören, die im Namen des Herrn viele Thaten thun, und vom Herrn nicht erkannt werden." Eben so ist es auch, wenn Gaufried seinen geliebten Lehrer sogleich fortfahren läßt: „Ich weiß, daß solche Wunder nicht auf die Heiligkeit eines Einzigen, sondern auf das Heil Vieler gerichtet sind. Gott nimmt dabei nicht auf die Vollkommenheit des Thäters, sondern auf die Meinung Rücksicht; sie geschehen nicht für die, welche sie verrichten, sondern mehr für diejenigen, welche sie sehen oder erfahren u. s. w." Auch wird es seiner Bescheidenheit und Demuth keinen Abbruch thun, wenn er ein anderes Mal, wo von Gaufried im 6. Kap. von der Unterdrückung der Ketzerei Heinrichs zu Tolosa geredet wird, sich hinreißen läßt zu rufen: „Warum wartest du, Herr Gott? dieses Geschlecht sucht Zeichen. Wir richten sonst bei ihnen durch unsere Worte nichts aus, wenn sie nicht von dir bestätiget werden durch nachfolgende Zeichen." Man wird daraus erkennen müssen, wie in jedem Menschen eine Kraft die andere durchdringt, eine die andere modificirt, und daß man den Geist eines Mannes nicht wie ein Bruchstück, sondern als ein einiges Ganzes beurtheilen muß. Wie stark ihn sein Wesen zu vielfachen Thaten vor der Welt hinzog, davon redet sein ganzes Leben zu deutlich. So gern er aber auch immerhin seinen Einfluß nach allen Richtungen durch Thaten offenbarte, eben so sehr zog es seinen Geist wiederum nach stillen, in sich gekehrten Betrachtungen. Im 1. Kap. des 3. B. seiner Lebensbeschreibung von Gaufried heißt es: So oft er sich nur den Geschäften entziehen konnte, betete er entweder, oder las, schrieb, beschäftigte sich mit Wissenschaften oder erbauete die Brüder oder lag dem heiligen Nachdenken ob. Die Zeit zu Betrachtungen war ihm stets zu kurz und jeder Ort dazu schicklich; unter dem Getümmel der Menschen genoß er der Einsamkeit. Und in den Annalen der Cistercienser von Manrique wird erzählt, B. sei so eifrig in der innern Beschaulichkeit seiner selbst gewesen, daß er nach einem Jahre noch nicht gewußt habe, ob seine Zelle gewölbt gewesen sei, oder nicht. B. selbst sagt von sich, daß Eichen und Buchen seine besten Lehrer gewesen wären, daß ihm also der Sinn für das Höhere in der Einsamkeit der Wälder am schönsten aufgegangen sei. Und wenn er sich von irgend einer That wieder in die Stille seines Klosters begeben konnte, äußerte er seine Freude darüber oft sehr lebhaft; er nannte daher sein Kloster nur sein irdisches Jerusalem. Wie sehr ihn diese Gegensätze in seinem Wesen heben mußten, welchen Nachdruck dieses in sich gekehrt Seyn seinen Worten unter seinen Brüdern und vor der Welt geben, und wie das Glück seiner Thaten wieder in seine Stille einen, seine Sele entzückenden, Glanz werfen mußte, begreift sich von selbst. — Was Bernhards wissenschaftliche Bildung und seine Liebe zur Gelehrsamkeit angeht: so konnten diese, da er von seiner Mutter Aletha von Jugend auf klösterlich erzogen und schon im 15. Jahre ein so eifriger Mönch wurde, nur eine mönchische Richtung nehmen. Und ob er gleich auf der Schule zu Chatillon an der Seine, eine gelehrte Bildung erhalten hatte: so würde ihn doch die frühe Richtung seines Wesens, in welchem sich von Natur schon die Phantasie thätiger bewies, als der spekulirende Verstand, von mancher Kenntniß völlig zurück gehalten haben, wenn ihm nicht durch eine wunderbare Verknüpfung der Dinge eben diese Frömmigkeit, die ihm für sein ganzes Leben die mystisch-theologische Ansicht vor Allem lieb gemacht hatte, zwar etwas später, aber doch noch früh genug wieder dazu verholfen hätte. Denn der fromme Sinn jener Zeit, schreibt der Abt Ernald von Bonneval, der Fortsetzer der Lebensnachrichten Bernhards, sendete viele Gelehrte nach Clairvaux, damit sie daselbst sich in aller Gottseligkeit üben möchten. Die mancherlei Unterredungen mit diesen gelehrten Leuten bereicherten nicht bloß Bernhards mit so trefflichen Gaben ausgerüsteten Geist, sondern dieß brachte auch überhaupt eine größere Vorliebe für wissenschaftliche Bildung in einen Orden, der sich sonst nicht so sehr darum bekümmert hatte, und man hat nichts weiter nöthig, als daß man die Bibliotheca Scriptorum Sacri Ordinis Cisterciensis von Karl von Visch, Cöln 1656. in 4. durchsieht, um sich zu überzeugen, daß der Geist wissenschaftlicher Bildung von der Zeit an vor vielen andern dieser bernhardinischen Congregation besonders eigenthümlich geworden ist. Auch sahe sich Bernh. genöthigt, seiner verschiedenen Streitigkeiten und seiner Liebe wegen, dem außerklösterlichen Leben seine Hilfe auf keine Weise zu entziehen, mit sehr mannichfachen Gegenständen bekannt zu machen und fortwährend in Bekanntschaft zu bleiben. Wenn er auch gleich selbst fühlte, daß er im philosophischen Streit dem ihn dazu herausfodernden berühmten Scholastiker Abälard nicht gleich kommen könnte, weßhalb er auch diesen Kampf, auf der bereits angeführten Kirchenversammlung zu Sens klüglich vermied: so war ihm doch auch dieses Feld damaliger Ge-

lehrsamkeit keineswegs ganz fremd, konnte es auch nicht seyn, weil Mystik und Scholastik sich damals eben so wenig entbehren konnten, als heut' zu Tage sich Theologie und Philosophie entbehren können. Seiner Stellung nach, mußte sich allerdings sein Verstand weit mehr in Auslegungen der Bilder der h. Schrift, vorzüglich des hohen Liedes, als in strengern scholastischen Grübeleien offenbaren. Und hierin zeigt er wirklich nicht selten auf eine überraschende Weise eine Erfindsamkeit und glückliche Durchführung, daß er nicht umsonst sehr lange für einen der scharfsinnigsten Köpfe seiner Zeit gehalten worden ist, ja von Vielen noch gehalten wird. Wir werden, wenn von ihm als Kanzelredner gesprochen wird, einige Beispiele anführen. Daß er aber als strenger Verfechter des positiven Glaubens besonders glänzte, ergibt sich zur Genüge aus seinem Eifer gegen Abälard und Gilbert de la Porée, der ihm jedoch seine theilweise Verdammung vom Papst Eugen III. schwer genug machte (s. *Gilbert* de la Porrée). Dennoch nahm er nicht Alles an, was man zum rechtgläubigen Begriffe der Kirche rechnete; wenigstens druckte er seinen Glauben an die Transsubstantiation so aus, daß man ihn lieber für einen Gegner derselben halten muß. So spricht er in seiner Rede am Feste des heil. Martin: „Auch bis heute noch wird uns dasselbe Fleisch, aber geistlich, ertheilt." Und in der Rede: das Abendmahl des Herrn, sagt er: „der Herr hat seine Schüler mit seiner Gnade belohnen lassen, damit die sichtbare Gnade durch irgend ein sichtbares Zeichen mitgetheilt werde." Und darin stimmte er auch noch mit andern beliebten Mystikern seiner Zeit überein. — Wie sehr er bemüht war, die Papstgewalt aufrecht zu erhalten, damit diese wieder seinen Orden begünstigen möchte, was sie auch that, sah man deutlich an seinem Eifer, die schismatischen Unruhen seiner Zeit mit Kraft und Klugheit zu nichte zu machen. Dahin gehören seine Bemühungen für Innocenz II., auf dem Concil zu Etampes 1131, wo er es durchsetzte, daß Innocenz von ganz Frankreich als rechtmäßiger Papst angenommen wurde. Auch in Aquitanien und ganz Italien, nur nicht von Roger, König von Sicilien, dem er dafür die ihn bald treffende Niederlage prophezeiete, wurde durch ihn Innocenz als rechtmäßiger Papst erkannt. So wußte er auch den Kaiser Lothar in Lüttich zu überreden, dem Papste das Investiturrecht von Neuem zuzugestehen. Und wie groß seine Anstrengungen für Eugen III., den er noch als seinen Schüler liebte, gewesen sind, ist weltbekannt. Selbst der Kreuzzug, zu welchem er endlich den Kaiser Konrad III., in Speier von der Kanzel herab beredete, für dessen glücklichen Ausgang er so große Erwartungen erregt hatte, deren Vereitelung ihn (B.) bis an seinen Tod bekümmerten, hatte sichtlich genug, außer der Eroberung des heil. Landes, den besonderen Zweck, zum Vortheile des Papstes und der Geistlichkeit die ankämpfende Macht der Fürsten, auf einen andern Gegenstand zu lenken und dadurch sie zu lähmen. Sogar den Gebrauch und die Anwendung der Bibel, die er doch so oft anführte, räumt er der Kirche, das ist, den Kirchenversammlungen und dem Papste ein (III. Sermo in Vigilia Nativitatis Domini). Wie dreist dagegen derselbe Mann den Päpsten die Wahrheit zu sagen, Muth hat, liest man an mehren Stellen in seiner Schrift de considerat. ad Eugen. III., wo er unter andern den römischen Stuhl der häßlichsten Gewinnsucht und der strafbarsten Simonie anklagt. Eben dieser Freimüthigkeit bediente er sich auch mehr als Einmal gegen Innocenz II., dem er schon in seinem 178. Briefe meldete: er wolle aus Liebe zu ihm die lauten Klagen gegen den Papst nicht verschweigen. Man betrüge sich öfter so, daß alle Gerechtigkeit darüber zu Grunde ginge und die Gewalt der Bischöfe würde von Rom aus vielfach und hart zum Schaden der Christenheit schmerzlich beeinträchtigt u. s. w. Ja, was das Auffallendste ist, B., dessen Kloster doch manches Vorrecht von den Päpsten erhalten hatte und sich selbst von der Oberaufsicht der Bischöfe befreit sah, trat öffentlich gegen Rom auf die Seite der schwer gekränkten, auch in ihren Einnahmen sehr beeinträchtigten Bischöfe und erklärte das Betragen der Päpste gegen sie für völlig ungerecht; er behauptet, die Päpste hätten gar nicht die Befugniß, jedem Kloster so viele Immunitäten zu ertheilen. Die gar zu häufig bewilligten Exemtionen bewiesen nicht bloß Stolz und Übermuth, sondern es läge auch Unverstand darin, von Andern blinden Gehorsam zu fodern und ihnen in ihren Ämtern von ihren Untergebenen denselben schuldigen Gehorsam geradehin zu entziehen u. so fort. Was nun auch die wahre Ursache gewesen seyn mag, die den gewaltigen Abt bewog, zum Nachtheile der Papstmacht und der von ihm sonst so sehr geliebten Klöster so scharf zu reden; ob man es, wie nicht Wenige glauben, seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, oder nach Andern mehr seinem Ehrgeize, der sich selbst gegen die höchste Gewalt versuchen wollte, zuzuschreiben habe, überlassen wir jedem selbst, so sehr wir auch geneigt sind, uns für die Meinung der Ersten zu erklären. — Genug, B. hatte nicht nur den Muth dazu, sondern diese und andere überaus großen Wagstücke befestigten sein Ansehn nur um so mehr und machten ihn zum bewundertsten Manne seiner Zeit. Nimmt man nun zu dieser großartigen Mischung von Kraft und Sanftmuth noch sein von Allen anerkanntes Talent dazu, in seinen heiligen Reden den Ton zu treffen, der überall zu Herzen ging: so wird man sich nicht wundern können, wenn Mit- und Nachwelt in ihm das Vorbild aller Frömmigkeit verehrt haben. Zwar wird man, nach dem Stande der Kanzelberedsamkeit unserer Zeiten zu urtheilen, seinen Predigten manchen Fehler zugestehen müssen, der sie auch von den Mustern frommer Vorträge geradehin ausschließen müßte; man gibt mit Recht an, daß seine frommen Reden öfter viel zu sehr vom Hauptsatze abweichen und Nebendinge viel zu wortreich durchgehen; man wird in ihnen nicht selten falsch angewendete, ja ganz unrichtig erklärte Bibelstellen antreffen und überhaupt eine gewisse Künstelei nicht nur an den Vorschriften der Sittenlehre, sondern auch der heiligen Schrift bemerken, und viele seiner häufigen Spielereien mit den Worten und seine Vorliebe für mystisch geheime Deutungen der Schrift nicht billigen können: aber dieß Alles, so tadelnswerth es in unsern Zeiten auch immerhin ist, wird der Trefflichkeit und Kraft seiner Reden nicht im Geringsten im Wege stehen, wenn man sie nur, wie man doch stets soll, nach der Zeit beurtheilt, in welcher sie gehalten wurden. Und für jene Zeiten gehören

sie allerdings unter die Muster, daß auch sogar Bonaventura, ein Mann, der bekanntlich damals nicht geringes Aufsehn erregte, unter seine Nachahmer gezählt werden muß. Die jetzt mit Recht getadelte mystische Deutung, die ihm so eigen ist, war in jenen Jahrhunderten nur zu beliebt; und was die Erfindsamkeit und einen gewissen süßen Ton der Liebe, doch ohne zu weit getriebene Spielerei, anlangt: so wird man in ihm auch darin den Mann nicht verkennen, der selbst Fehler zum Bessern zu wenden, gesunden Verstand und oft schlagend richtiges Gefühl genug besaß. Man wird also auch nicht in Schröckh's Urtheil über ihn einstimmen können, will man sich nicht des Fehlers schuldig machen, Anfoderungen höchst verschiedener Zeiten mit einander zu vermengen, welcher behauptet, B. habe mit allerlei Zierereien nicht selten seine kräftigsten Ermahnungen durchwässert. Gerade dieser künstelnden Art, dem oft Neuen und Erfindungsreichen in derselben, der etwas auffälligen, jedoch, gegen Andere jener Jahrhunderte gehalten, noch sehr gemäßigten Süßigkeit des Ausdrucks wird man es unter andern mit zuzuschreiben haben, daß seine Reden so großes Aufsehen machten. War doch die Hauptrichtung der Zeit in Religion keine andere. Der öftere Gebrauch biblischer Bilder und moralischer Bibelstellen mußten ihnen einen noch höhern Werth, ja ein schriftmäßiges Ansehn verschaffen, und die darin vorherrschende, nach Augustins Vorbild gegebene Mönchsmoral mußte ihnen nur zu größerer Empfehlung, keineswegs zum Tadel gereichen und dieß um so stärker, je häufiger man in ihnen auf wirklich, auch noch für unsere Zeiten höchst rührende Stellen stößt. Bei aller Anhänglichkeit an jenes Mystische und an eine damals auch von den Weltlichen für das Höchste gehaltene Mönchsmoral ist doch auch der rechte, für alle Zeiten giltige Grund wahrer Frömmigkeit, nämlich auf richtige Besserung des Herzens und Lebens so wenig übersehen, daß man es bei aufmerksamem Lesen sehr vieler seiner Reden höchst begreiflich finden wird, warum unter der großen Zahl seiner Verehrer sogar Männer sind, die zu den größten Kanzelrednern von Allen, die in dieser Angelegenheit eine Stimme haben, gerechnet werden müssen, z. B. Luther, Calvin u. s. w. Ja wir würden uns nicht wundern, wenn manche seiner Vorträge noch bis auf den heutigen Tag ihre Freunde hätten. Man lese nur, z. B. seine 2 Reden in capite jejunii und die 3te in festo Pentecostes von den mannichfachen Wirkungen des heiligen Geistes in uns. Die Art seines Vortrags muß in der That hinreißend gewesen seyn. Ein sehr anziehendes Bild davon liefert uns der Fortsetzer der Lebensbeschreibung B—s im 3. Kap. p. 1135 der Ausgabe Mabill. Seine Stimme war, ungeachtet seines schwachen, durch Strenge gegen sich selbst abgemagerten Leibes, stark und verständlich, angenehm und lieblich, so daß aus seinem Munde bald Feuer zu strömen, bald Milch und Honig über seine Lippen zu fließen schien. Stets richtete er sich in seinem Ausdrucke nach seinen jedesmaligen Hörern. Mit Landleuten sprach er ländlich, mit Gelehrten gelehrt u. s. w. Man sahe sogar Teutsche, die doch seine Sprache nicht verstanden, die aber allein durch das Lebendige seiner Rede so ergriffen wurden, daß sie an ihre Brust schlugen und Thränen der Rührung vergossen. Wäre man auch geneigt, diese Schilderung seines Schülers mehr der Anhänglichkeit an die Person seines verehrten Lehrers, als der strengsten Wahrheit beizumessen: so würden doch die Thatsachen selbst nicht viel Geringeres aussagen. Man denke nur an die Wirkung seiner Predigt in Speier, wodurch er den lange widerstrebenden Kaiser Konrad III. zum Kreuzzuge überredete. — Seinen Sinn für Kunst beweisen 1) seine Gedichte. Wenn auch unter diesen bei weitem die allermeisten ihm mit Unrecht zugeschrieben werden; wenn auch sogar der oft genannte und zu viel belobte Jubilus rhythmicus, de nomine Jesu, nicht ihm, sondern einer ungenannten Nonne gehörte; ja wenn auch kein einziges weiter, als die Prosa de nativitate Domini, die sich anhebt Laetabundus Exsultet fidelis chorus, Alleluja — ihn zum ausgemachten Verfasser haben sollte, wovon wir für unsere Person überzeugt sind, was aber an einem andern Orte ausgeführt werden muß: so würde doch auch schon dieses einzige Gedicht ihm einen Namen unter den frommen Sängern seiner Zeit sichern. Es hatte sich auch wirklich so viel Ansehn in der Kirche erworben, daß es von Andern zu ähnlichen frommen Zwecken nachgeahmt wurde, wie man aus der Sammlung von Clichtovåus sieht. 2) Zeigt dieß der Auftrag, der ihm wurde, mit einigen von ihm Auserwählten, ein neues Antiphonar, statt des alten, nach und nach verschlechterten, so genannten gregorianischen, für den Orden der Cistercienser zu verfertigen, was er auch mit gewohnter Ausdauer und Geschicklichkeit vollendete. Man liest die Anzeige davon, die zugleich eine Entschuldigung dieser Neuerung und eine Belehrung von dem ist, was damals zum heiligen Gesang gerechnet wurde, im I. volum. S. 699—708, der hier gebrauchten Ausgabe der Bernh. Schriften von Mabill. Paris 1719. — Die von ihm gerühmte Natürlichkeit seines Sinnes mitten unter den mönchischen Verhältnissen, die sowol seinem Verstande als seinem Herzen Ehre macht, ersehen wir z. B. in dem Schutz, den er den Juden angedeihen ließ. Als nämlich ein gewisser Mönch Rudolph in den Rheingegenden das Kreuz gegen die damals oft und stark Bedrückten und Bedrückenden gepredigt hatte: trat er mit gewohnter Kraft sogleich auf und drang mit der sehr menschlichen Behauptung siegreich durch, man müsse die Juden nicht sowol verfolgen und durch Verfolgung bekehren wollen, sondern durch Unterweisung. Eben so verwendete er sich für die, ihrer Meinung und ihres Lebens wegen von ihm streng getadelten Ketzer, Apostolici genannt, die namentlich in der Diöces von Cöln ihr Wesen trieben, und wollte sie eben so wenig mit Feuer und Schwert bekehrt wissen, als er es bei den, besonders um Toulouse sich stark verbreitenden Ketzern, den Henricianern billigte. Er verhütete nicht allein bei den Verführten alle Blutgerichte, sondern brachte es auch durch sein Ansehn bald dahin, daß ihr Oberhaupt Heinrich nur mit lebenslänglicher Einsperrung in ein Kloster zum Heil seines Lebens davon kam. — Wie natürlich wird es nun seyn, daß eine höchst abergläubige, wundersüchtige Zeit in ihm den größten Wunderthäter während seines Lebens und nach seinen Tode erblickte! Seine Wunder sind daher kaum zu zählen, und oft sehr

die Volksmenge Wunder! ohne daß er selbst erfuhr, was eigentlich geschehen war. Er trieb die Teufel aus den Besessenen und gebot einmal in Italien bei einer solchen Gelegenheit dem bösen Feinde, künftig die Frauenzimmer nicht mehr zur Unzucht zu reizen, was er ihm jedoch in Hinsicht auf die Männer, die Mönche und den Klerus, über welchen er dieses Punktes wegen laut klagte, mit eingeschlossen, gleichfalls hätte verbieten sollen. Kurz er übertrifft alle Wunderthäter, die jemals gelebt haben. Horstius fängt seine Einleitung in das Buch von den Wundern des heil. Bernhard mit den Worten an: **Inter Sanctos miraculorum gloria celebres eminere mihi Bernardus videtur, aut paucos sibi habere pares.** Daß ihm die Gabe des prophetischen Gesichts zu Theil geworden war und daß er mehren Personen nach seinem Tode erschien, um sie zur Änderung ihres Lebens zu bringen, versteht sich, dem Geiste der Zeit gemäß, fast von selbst, weßhalb man uns erlauben wird, das Weitere über diese Dinge zu übergehen, bis auf eins, daß in seiner Art zu merkwürdig ist. Unter Andern erschien der heil. B., der in einem Alter von 63 Jahren am 20. Aug. 1153 starb, nach seinem Tode auch dem damaligen König von Jerusalem, Amalrich, verkündete ihm einen Sieg über die Ungläubigen, nahm ihm aber auch dafür ein Stückchen Holz vom Kreuze Jesu, das jener an seinem Halse trug, weg und brachte es nach Clairvaux, wo er überhaupt auf vielfache Weise fortfuhr, den Mönchen daselbst allerlei Liebe zu erweisen und Wunder für sie zu thun, ob er das gleich öffentlich unterließ, weil ihn der nachfolgende Abt nach gehöriger Berathung in einem ordentlichen Kapitel sehr ehrerbietig um des Mönchsgehorsams willen darum ersucht hatte, damit die Unordnung, der zuströmenden Volksmenge wegen, nicht alle Schranken überschritte. So half denn der fromme und geistreiche Mann der Welt und den Seinen im Leben und im Tode. In seinem Kloster fanden sich bei seinem Heimgange 700 Mönche; er selbst hatte nach Helyot 60 und nach der pragmat. Geschichte der Mönchsorden 160 Klöster gestiftet, und aus der **Chronologia antiquissima Monasteriorum Cisterciensis etc. ex pervetusto Dunensis Bibliothecae Codice eruta etc. per Carol. de Visch**, der seiner **Bibliotheca Scriptorum sacri Ordinis Cisterciensis** angehängt ist (Cöln 1656 in 4.), ergibt sich, daß der Orden von Citeaux bis zum Tage des Hinscheidens des heil. B. 397 Abteien zählte, die sich fast in alle Länder Europa's verbreitet hatten. Und wenn diese Zahl mit den Angaben Helyots und Anderer nicht übereinstimmt: so ist das nur ein offenbarer Beweis mehr, wie wenig man sich im Allgemeinen auf die meist zu gläubigen Berichterstatter, daß wir nicht sagen Geschichtschreiber, des Mittelalters verlassen kann, und daß stets eine große Vorsicht nöthig ist, wo es in den Verhältnissen der geistlichen und weltlichen Macht der Wichtigkeit der Sache wegen nöthig wird, die Wahrheit auszumitteln. Aus Allem aber ergibt sich, daß Bernh. den Orden der Cistercienser zu einem außerordentlichen Glanze gebracht hatte und daß man es hauptsächlich seinen Einrichtungen, seinem musterhaften Beispiele und seinem wundersamen Wirken in [illegible] zu danken hatte, [illegible] nach [illegible] im angesehensten der ganzen Christenheit immer mehr erhob und sich diese Ehre bis ins 14. Jahrhundert erhielt. — Bei aller Verbreitung und allem Ansehn der Cistercienser war doch immer der Orden von Clugny so mächtig, daß er den Kampf mit jenem noch lange kräftig genug fortführen konnte. Und so sehr reizte das freiere Leben in Clugny viele Mönche der Cistercienser, daß in der nähern Umgebung bei weitem Mehre nach Clugny gingen, als von dort zu den Cisterciensern zu kommen, fromme Lust bezeigten. Das Andenken an den Ruhm Bernhards, that nach seinem Tode immer noch genug, fast so viel, als seine Überredungsgabe bei seinem Leben gewirkt hatte, daß nicht noch eine größere Zahl sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurück wünschte. Auch hatte der lebhafte Streit mit Clugny eine andere Gestalt gewonnen und wurde nun um viel weltlicherer Dinge willen nur desto eifriger geführt. Bernh. hatte bereits im ersten Streite gegen die damals trotz ihrer Üppigkeit sehr beliebten Cluniacenser ihnen es zum Verbrechen gemacht, daß sie Pfarrkirchen besäßen und den Zehnten von vielen Gütern nähmen. Dagegen hatte sich Peter der Ehrwürdige, vertheidigt: sie wären an die Stelle der Leviten getreten und machten sich für die Seligkeit der Gläubigen durch Beten und Singen nicht weniger nützlich, als der Klerus; meint auch, es stimme vollkommen mit ihrer Regel, daß sie Ländereien und Schlösser besäßen, denn es heiße, die Novizen sollten ihre Güter den Armen oder ihren Klöstern geben. Weil aber auch die Cistercienser Güter besaßen, die sonst den Zehnten an Clugny entrichtet hatten und die Letzten fortfuhren, ihn von den Ersten zu verlangen: so wendete sich der heil. Bernh. an den Papst Innocenz II., der ihm, wie früher gesagt, so große Verbindlichkeiten schuldig war und dieser bewilligte den Cisterciensern 1132 bedeutende Vorrechte und befreiete sie auch von dem Zehenten. Daher der Streit beider Orden besonders um des Zehenten willen. Die Cluniacenser waren dabei ihres offenbaren Verlustes wegen so entrüstet, daß sie es sogar wagten, den Papst selbst deßhalb anzugreifen. Bernhard erlebte das Ende dieses langen Kampfes nicht; erst 2 Jahre nach seinem Tode 1155 wurde dieser wichtige Streitpunkt so ziemlich in Güte beigelegt. Daß aber bei so offenbaren, besonders auch weltlichen Verlusten der Cluniacenser die innere Feindschaft zwischen beiden fortdauerte, ist zu sehr in der Ordnung, als daß wir es mit Belegen zu vergewissern hätten. Hatte doch die Erbitterung der Cluniacenser sich so weit zu gehen erlaubt, daß sie sogar das Cisterzienserkloster Miroir von Grund aus zerstört hatten. Ob nun gleich einige Klöster derer von Citeaux durch häufiges Überlaufen zu ihren viel weltlicher lebenden Gegnern fast leer wurden und auch wol zuweilen unter diesen Männern von Einfluß, ihrer vornehmen Verwandtschaft wegen, waren: so waren diese kleinen äußerlichen Vortheile, welche die Mönche von Clugny über ihre Gegner davon trugen, doch nur scheinbare, so lange der Geist Stephans und vor Allen des heil. Bernhards die Brüderschaft von Citeaux belebte. So lange das Volk in den so weit verbreiteten Cisterciensern eine von Allen damals so hoch geachtete, ja fast abgöttisch verehrte Enthaltsamkeit und Pönitenz zu bewundern und anzustaunen fand: so lange

mußten auch freilich die Cluniacenser in dem unerhörten Wachsthume ihrer Feinde nicht nur die immer zunehmende Macht derselben beneiden, sondern auch noch, was immer den Gegnern das Bitterste ist, in ihnen einen stillen und doch so offenbaren Vorwurf gegen sich selbst sehen, der in unterdrückter Furcht eines bösen Gewissens die Härte ihrer Verfolgung so sehr vermehren mußte, daß sie auch sogar zu unbedachten Grausamkeiten und nichtigen Nachreden ihre Zuflucht nahmen, die stets den eigenen Thäter schlagen und dem Feinde weit mehr nützen, als das größte Lob der treuesten Freunde es nie vermag. Kurz, die Schuld der Cluniacenser, von der sie sich eben so wenig, wie die damalige öffentliche Meinung frei sprechen konnten, machte nicht allein den Einfluß ihrer oft mächtigen weltlichen Freunde, sondern sogar die kluge Mäßigung einiger ihrer Vorsteher so weit zu nichte, daß der erkünstelte Friede nie lange anhalten, jeder erneuerte Kriegsversuch aber immer zu größerem Nachtheile für sie und zum leuchtenden Vortheile der Cistercienser ausfallen mußte. Das Ansehn der Letzten hatte sich daher bald so sehr gehoben, daß selbst mehre tüchtige Päpste es nicht wagten, gegen sie aufzutreten und in manchen wichtigen Angelegenheiten um ihre Freundschaft buhlten. Selbst ein Innocenz III., dessen dreifache Krone keine Krone der Welt zu fürchten hatte, unter dessen gewaltiger Klugheit die päpstliche Allbeherrschung ihren höchsten Glanz feierte, fand es wohlgethan, beim Antritt seines hohen Amtes sich und seine Regirung dem frommen Gebete der vielgeltenden Cistercienser zu empfehlen. Und als er, der nachherige Gründer der Inquisition, ihren beim Volke so vielvermögenden Einfluß gegen die Ketzer im südlichen Frankreich brauchen und die aus mannichfachen, nicht rechtgläubigen Parteien bestehenden Albigenser vernichten wollte, bediente er sich desselben Mittels noch einmal, und lockte sie dadurch so gewaltig auf seine Seite, daß auch, wie Philipp August von Frankreich den entsetzlichen so genannten Kreuzzug gegen seine eigenen, für ketzerisch erklärten Unterthanen hatte zugeben können, die Cistercienser die eifrigsten Kreuzprediger nur mit zu glücklichem Erfolge wurden. Der damalige Abt von Citeaux, Arnold war vom Papst zum Legaten (nebst dem Bischofe von Conserans) ernannt worden, und man muß gestehen, daß Innocenz seine Leute sich nicht besser hätte wählen können. Arnold heftete nicht nur selbst einer Menge Menschen das Kreuz auf die Brust, sondern er wurde auch von dem, meist von geistlichen Herren befehligten, ansehnlichen Kreuzheere in Lyon zum Oberbefehlshaber ernannt 1209. Mit welcher übermüthigen Härte der Graf Raymund von Toulouse, und mit welcher empörenden Grausamkeit viele Tausende behandelt wurden, davon gehört nichts weiter hieher, als was Cäsarius, ein damaliger Mönch in Heisterbach im Erzbisthume Cöln von Arnold berichtet. Als die Stadt Beziers unter Psalmensingen erstürmt wurde und man den Abt fragte, wie man die Einwohner behandeln solle, da auch viele Katholiken darin wohnten: soll Arnold geantwortet haben „Schlagt sie nur todt! der Herr kennet die Seinen." — Auch Innocenz IV., nachdem er auf einem Concil zu Lyon den Kaiser Friedrich II., für abgesetzt erklärt hatte, sendete ein Schreiben nach Citeaux 1245, in welchem er diesen mächtigen Mönchen sehr artig aus einander setzte, daß dieser Schritt nichts weniger als Übereilung, sondern vielmehr traurige Nothwendigkeit sei, wofür er sie es auch zu halten bittet. — Wenn man den Cisterciensern in der Mitte des 13. Jahrh. auch durchaus noch nicht Vernachlässigung ihrer strengen Regel, denn einige Ausnahmen wird man einem so ausgebreiteten Orden nicht zur Last legen wollen, vorwerfen kann: so war doch schon durch die so große Verehrung, die man ihnen von allen Seiten so reichlich erwies, ein Geist des Stolzes unter ihre Vorsteher gerathen, der die Anfangs geheim gehaltenen Streitigkeiten nur zu bald immer lauter hervor brechen ließ, bis sich unter der Regirung des Papstes Urbans IV., völlige Unruhen im Orden erhoben. Die Sache machte so allgemeines Aufsehen, daß sich derselbe Papst ins Mittel schlagen und den Bischof zu Troyes, Nikolaus, den Abt von Marmontier, Stephan und Ludwigs des heiligen Beichtvater, Gottfried von Baujeu zu Schiedsrichtern ernennen mußte. Da aber dieser Papst die Beseitigung dieser ärgerlichen Streitigkeiten nicht erlebte, so war es eine der ersten Sorgen seines Nachfolgers, Clemens IV., gleich im J. 1265 zur Beendigung derselben alles Mögliche zu thun. Er entschied daher, um die übeln Folgen zu verhüten, daß sich der Abt von Citeaux und viele Andere zu ihm nach Perusa begeben möchten. Dort wurden nun von dieser Versammlung einige Veränderungen des Ordens vorgenommen, die jedoch auf ihre Observanzen gar keinen Bezug hatten, sondern sich nur auf die Regirungsverhältnisse des Ordens bezogen. Diese Veränderungen heißen nach ihm Clementina. Diese neue oder vielmehr erneuerte Satzung war mit so vieler Milde abgefaßt, daß wirklich die alte Ordnung in den Orden wieder zurück kehrte und sich auch bis zum Anfange des 14. Jahrh. erhielt. Wie sehr die Vorsteher des Ordens darauf bedacht waren, diesen Geist der Ordnung länger unter ihren Untergebenen zu erhalten, beweist eine Generalversammlung im Jahre 1289, wo man übereinkam, alle frühern Verordnungen zu sammeln und die Zucht des Ordens, die schon wankend zu werden anfing, mit Schärfe wieder herzustellen. Besonders strenge Verfügungen wurden in Ansehung des Fleischverbotes eingeschärft; alles Fleischessen wurde von Neuem in den Klöstern untersagt, ja sogar aus den Krankenzimmern wurde es zu gewissen Zeiten verbannt, namentlich von Septuagesima an bis Ostern. Dagegen war das Weintrinken, das früher gleichfalls verbotene, erlaubt worden. Aber diese, obgleich etwas gemäßigte Strenge wollte den Brüdern so wenig mehr behagen, daß selbst die Äbte bald anderer Meinung wurden und jene Gesetze zu vernachlässigen anfingen. Schon zu Anfange des 14. Jahrh. erlaubte man sich wieder mancherlei Einschränkungen; man setzte einige Tage in der Woche fest, an denen man Fleisch genoß und sagte sich von einigen Fasten gänzlich los. Der Eifer der Vorfahren war dahin. Da machte wieder der Papst Benedikt XII., der früher Abt dieses Ordens zu Fond-Froide gewesen war, 1334 einen Versuch, den Geist der Unordnung zu bannen, widerrief alles Fleischessen, ausgenommen in Krankenzimmern, und verordnete, wer dagegen sündige, der solle bei Wasser und Brot 3 Tage lang fasten und seine Disciplin

in dem Kapitel anfangen; wer sich öfter auf diesem Vergehen habe finden lassen, solle aller Ämter ledig seyn und zu keinem wieder gelangen können. Diese geschärfte Regel, die nach seinem Namen Benedictina genannt wurde, war zwar 1350 angenommen, aber doch nur so kurze Zeit einiger Maßen gehalten worden, daß man bereits auf dem Generalkapitel 1390 die wieder eingerissenen Mißbräuche so groß fand, daß man auf allerlei Hilfsmittel dagegen sann und ernstlicher auf die erneuerten Gebote zu halten sich entschloß. Alle diese Bemühungen, die bis etwa zum Jahre 1396 fortgesetzt wurden, zeigten sich in ihrem Erfolge eben so wichtig, als die früheren Versuche; und wir lesen sogar, daß man bereits 1396, und noch freier und unumwundener 1399 angefangen hat, den Abteien und Klöstern nicht allein, sondern sogar einzelen Mönchen Eigenthum zu erlauben. Man sprach z. B. einem Mönch das Einkommen von 10 ererbten Äckern auf Lebenszeit zu u. s. w. Bis hieher hatte der Orden der Cistercienser eine streng verbundene Einheit durch alle Länder gebildet, die aber nun, seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, trotz aller Bemühungen nicht mehr erhalten werden konnte. Die Verfassung des Ordens war bis auf diesen Zeitpunkt folgende gewesen: Nach des heiligen Stephans Verordnungen, wurden alle Generalkapitel zu Citeaux, dem Haupte der ganzen Verbrüderung, gehalten und zwar alle Jahre. Diese Einrichtung gefiel so sehr, daß man sie in andern Klöstern nachahmte und sich sogar Anfangs zu jedem Generalkapitel in Frankreich 2 Äbte des Cistercienserordens ausbat, die den Vorsitz erhielten, um von ihnen zu lernen. Man kam gewöhnlich im Herbste zusammen. Die häufigen Kriege in Frankreich machten aber bald eine Änderung nothwendig und man verschob diese Versammlungen auf 2 Jahre, auch zuweilen auf 3, bis man sie in der Regel auf 3 Jahr setzte. Zuweilen machten die bürgerlichen Unruhen sogar Unterbrechungen bis auf 20 Jahre nothwendig. Endlich verordnete der Papst Alexander VII. im Jahre 1666, daß die Generalkapitel von 3 zu 3 Jahren wieder gehalten werden sollten. Gleich Anfangs, als noch jährlich die Versammlungen gehalten wurden, war für die auswärtigen Äbte festgesetzt worden, daß sie im 3ten oder vierten Jahre erscheinen mußten, und als sich der Orden in größere Entfernungen ausgedehnt hatte, wurde die Zeit für solche auf 7 Jahre verlängert. Bei diesen Generalkapiteln hatte man seine äußerlichen Rangordnungen so gut, wie im Weltlichen. Nur den vier ersten Häusern des Ordens war es erlaubt, mit 4 Pferden zu fahren und jeder Abt derselben durfte 2 Sekretäre mitbringen. Die übrigen Abgeordneten der Klöster fuhren dagegen nur mit 2 Pferden und zwar nur bis zu den 4 ersten Klöstern, durften auch nur einen einzigen Schreiber haben. Man sprach keine andere als die lateinische Sprache während dieser Kapitel. Der Abt von Citeaux, als das Haupt Aller, hatte das Vorrecht, 4 so genannte Definitores von seinem besondern Geschlechte zu erwählen, d. h. von den unmittelbaren Töchterklöstern, die 4 ersten weggerechnet, welche beständig Definitoren waren: jeder dieser 4 Erwählten wählte sich 4 andere und in den Händen dieser Erlesenen war nun alle Gewalt zu lösen und zu binden, in allen die Einrichtungen des Ordens betreffenden Dingen. Dieses Gerichtscollegium bestand folglich aus 25 Personen, nämlich den 20 Gewählten und den 5 beständig herrschenden Äbten. Es dauerte in der Regel 5 Tage. Könige und Fürsten gaben dazu willig Geschenke und Kardinäle und Päpste wohnten nicht selten diesen geehrten Kapiteln bei. Allerdings eine sehr kluge Einrichtung, die der nothwendigen Subordination eben so sehr, als der nicht minder glücklichen Beschränkung der Obergewalt des Generals zu Statten kam. Die 4 ersten Töchter oder Klöster von Citeaux waren la Ferte, Pontigni, Clairvaux und Morimond. Die Äbte derselben hatten das besondere Vorrecht, nach ihrem Gefallen zu jeder Zeit bei dem Abte zu Citeaux, ob er gleich das Haupt des Ordens ist, Untersuchungen anzustellen. Dieses große Vorrecht hatten sie dem Umstande zu verdanken, daß sie, und zwar in der Folge, wie sie hier angegeben worden sind, wirklich der Zeit nach, die ersten Klöster waren, die von Citeaux ausgingen. La Ferte (Abbatia de Firmitate) in Burgund wurde schon 1113 gestiftet; erster Abt desselben war Bertrand, der zwar seine Untergebenen wohl regirte, aber keinen neuen Sitz gründete, was seinem Nachfolger Peter I., besser gelang; Tiletto in der Lombardei und Locedio in Piemont entstanden durch ihn. Später wurde noch Mazieres, Barona und San Sergio hinzu gethan. Von diesen sind nur noch 10 Klöster erbaut worden. Auch haben sie sich nicht über Frankreich und Italien hinaus verbreiten können. In den entsetzlichen innern Kriegen, die von den übermüthigen und herrschsüchtigen Eiferern für den Katholicismus gegen die Hugenotten geführt wurden, mußten freilich auch von den oft auf das Äußerste gebrachten Reformirten die Klöster nicht wenig leiden. Dieß Loos traf auch la Ferte 1532 und noch mehr 1567, wo alle Gebäude desselben zerstört, die heiligen Gefäße, nach Helyots, des Eiferer's, Angabe, entweiht und die Religiosen, die nicht entflohen waren, hingerichtet wurden. Lange lag das Kloster verödet, dann wurde es aber so schön wieder aufgebaut, daß man es zu den prachtvollsten Gebäuden der Klosterwelt rechnete. Wie es den Klöstern in der großen Revolution Frankreichs erging, braucht eben eben so wenig erwähnt zu werden, als das jüngste Streben Frankreichs, das Mönchthum im Allgemeinen wieder zu heben. Das zweite Tochterkloster war Pontigni (Pontigniacum) in Campanien, etwa 4 Meilen von Auxerre, im Jahre 1114 vom heil. Stephan erbaut, Anfangs nur für 12 Mönche, die er unter dem Abte Hugo von Citeaux aus hinsendete. Da sich die Anzahl schnell und außerordentlich mehrete, so ließ der Graf von Champagne Thibald ihnen herrliche Gebäude und eine vorzüglich schöne Kirche erbauen. Obgleich auch dieses Kloster in den grausamen Hugenottenkriegen sehr viel litt: so hat sich doch dasselbe bis in die neuere Zeit erhalten. Das Kloster machte sich noch besonders dadurch merkwürdig, daß sehr viele Äbte desselben zu den höchsten Würden gelangten, und zu Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinälen erhoben wurden. Von den 17 Töchtern desselben lagen 3 in Ungarn, Egres, Fünfkirchen und Vesprin, die aber alle 3 von den Türken wieder vernichtet worden sind, daß sich also auch seine Kindschaft nur in Frankreich ausbreitete und im Ganzen etwa 40 Klöster betrug. — Von der

Abtei Clairvaux, wie von allen, die eine größere geschichtliche Bedeutsamkeit erlangten und daher nicht gut mit Wenigem abgefertigt werden können, muß an ihrem Orte geredet werden; wir führen sie also nur dem Namen nach hier auf, nichts weiter, als die Zeit ihres Entstehens berührend. Clairvaux wurde 1115 auch vom heil. Stephan gegründet. — Das 4te Morimond (Morimundus) in Champagne, an der Gränze von Lothringen, im Sprengel von Langres, entstand in demselben Jahre, 1115. Die Erbauer waren Olderich und Aigremont, Marquis von Choiseul und seine Gemahlin Adeline. Der erste Abt desselben heißt Arnald, den Bernhard, der Heilige, in einem seiner Briefe eine starke Säule des Ordens nennt. Nur 8 Mönche hatte er von Citeaux aus mit in sein neues Heiligthum nehmen können: im Kurzen hatten aber seine Predigten dem Himmelreiche eine nicht geringe Zahl Selen zum Mönchthum beredet. Bald darauf stiftete er bei Cöln das berühmte Kloster Aldevet, gewöhnlich Camp genannt, was sich gegen 70 neue Klöster, unter denen auch einige in Teutschland, Polen und Liefland waren, unterwürfig machte. Arnald I. starb in Flandern 1126. Der Abt Walther I. führte seine Mönche wieder nach Morimond zurück und machte unter Andern auch viele teutsche Edelleute zu Mönchen, z. B. Otto, den Sohn des Markgrafen von Östreich, Leopolds. Dieser Otto wurde sein Nachfolger in Morimond. Von da kam er als Bischof nach Freisingen und hat sich durch eine Geschichte seiner Zeit berühmt gemacht. Unter anderm schrieb er Libri VII. chronicorum bis zum Jahr 1146 und De gestis Frederici II., Imperatoris, libri II.; auch historia domus Austriacae u. s. w. Seine Mutter war Agnes, die Tochter des Kaisers Heinrichs IV. Gewöhnlich wurde er Sortitus zubenannt. Er starb 1159. Der eigentlichen Töchter dieses Klosters waren 26, deren Kindschaft sich über das ganze römische Reich verbreitete; einige Klöster hatten sie sich auch noch, außer den schon angeführten Ländern, in Spanien, Savoyen und Italien gegründet. — Zu einer sehr großen Menge von Mönchsklöstern waren auch gleich Anfangs Nonnenklöster gekommen. Die Cistercienserinnen wurden in Frankreich Bernhardinerinnen genannt. Ihr Ursprung wird von den hauptsächlichsten Schriftstellern über diesen Orden verschieden angegeben. Chrysostomus Henriquez macht die Schwester des heil. Bernhards, Humbelinen, zur Stifterin derselben, Andere geben den heil. Bernhard selbst als Gründer an, z. B. Dom le Nain in seiner Geschichte dieses Ordens. Das Kloster Humbelinens, das ihr von dem Abte zu Citeaux übergeben wurde, war Juilly, im Sprengel von Langres gelegen, was Viele als das Haupt aller Bernhardinerinnen ansahen. Unter diese gehört z. B. Mabillon, der für seine Behauptung mehre Manuscripte anführt. Ein kleinerer Theil alter Schriftsteller nimmt mit weit weniger Grund das Kloster Billette an. Dagegen beweist Helyot im 5. Bande S. 435 und 542 mit siegenden Gründen, daß Tart in der Diöces von Langres das erste Frauenkloster dieses Ordens war. Unter Andern führt er an, daß sonst zu Tart alle Generalkapitel gehalten worden sind. Es war vom heil. Stephan 1120 gestiftet worden und 1147 hat es von Eugen III. die päpstliche Bestätigung erhalten. Trotz der großen Strenge breiteten sich doch auch die Nonnenklöster außerordentlich aus; und obgleich besonders körperliche Anstrengungen und selteneß Stillschweigen den Klosterfrauen dieser Congregation auferlegt waren: so sollen doch die Cistercienserinnen, wahrscheinlich ist die Zahl übertrieben, über 6000 Klöster besessen haben. Auch sie waren in alle Gegenden der Christenheit verbreitet, kamen zu sehr bedeutenden Reichthümern und blüheten dennoch, lange genug im Rufe großer Heiligkeit stehend, bis in das 15. Jahrhundert, wo der weltliche Sinn, wie bei den Mönchen, auch unter ihnen sehr auffallend überhand nahm. Das berühmteste dieser Frauenklöster war zu St. Maria der königlichen bei Burgos, gewöhnlich Huelgas de Burgos genannt; es stand seines großen Reichthums, seiner prächtigen Gebäude und der ausgebreiteten Gerichtsbarkeit wegen, in dem größten Ansehn. Über 12 andere Klöster, über die Hospitalbrüder von Burgos und über Andere hatte es zu gebieten. Es war 1187 vom König Alfons VIII. erbaut worden. Der ersten Äbtissin Michol oder Misol folgte die Tochter des Erbauers Constantia, und dieser die Tochter des K. von Arragonien Sancha u. s. w. Auf des Königes Gesuch erhielt das Kloster von Citeaux aus 1188 bereits das Recht, in den Königreichen Castilien und Leon eigene Generalkapitel zu halten und das erste, obgleich mehre Klöster sich noch nicht dabei einfanden, wird in das Jahr 1189 gesetzt. Die Einrichtungen waren bis auf geringe Kleinigkeiten denen in Citeaux gleich, und die Versammlungen sind bis auf das tridentinische Concil, wo die Verschließung der Nonnen streng geboten wurde, fortgesetzt worden. Von dieser Zeit an schickten die Äbtissinnen ihre Commissarien. In Frankreich aber wurden die Generalkapitel der Nonnen, wie schon gesagt, zu Tart gehalten. Die vornehmen Äbtissinnen zu las Huelgas maßten sich aber sogar priesterliche Verrichtungen an; seit 1210 segneten sie nicht nur Novizen ein, sondern sie bestiegen sogar die Kanzel und hörten Beichte, welchen Anmaßungen Innocenz III., Schranken setzte. Die 5te Äbtissin Elvira hatte 1260 selst den Besuch des Abtes von Citeaux, Guido's des dritten, nicht zugelassen, weßhalb sie vom Generalkapitel zu Citeaux in den Bann gethan wurde. Seit 1587 wurden ihre Versammlungen alle 3 Jahre gehalten. — Das reichste Kloster derselben in Frankreich war St. Anton, eine Vorstadt in Paris; es besaß den größten Theil der Vorstadt und hatte noch überdieß sehr bedeutende Vorrechte. In Italien führte die Äbtissin des Klosters Conversano sogar den Bischofsstab, was keiner andern erlaubt war. Der Orden dieser Nonnen zählt eine Menge Heilige und Selige und maßt sich noch mehre an, als ihnen gehören, z. B. Elisabeth von Schönaug, die durch Schriften und Offenbarungen sich auszeichnete. — Der Ruhm dieser Nonnen ging in der Mitte des 15. Jahrh. unter, wo sie anfingen, besonders in Frankreich der vielen kriegerischen Unruhen wegen, sehr weltlich zu leben. Sie hielten in ihren Klöstern Gesellschaften, kleideten sich äußerst prächtig, ja üppig, spielten und tanzten, und vernachlässigten alle Gebote der Sittsamkeit bis 1620, wo sich unter ihnen allerlei Reformen zeigten, von denen an ihrem Orte geredet werden muß.

Die erste ordentliche Congregation, die sich der eingerissenen Mißbräuche wegen von ihrem Oberhaupte Citeaux los riß, war die spanische von der Observanz. Der Cisterciensermönch Martin von Vargas oder Bargas, war nämlich über die Vernachlässigung aller Regel so sehr in seinem Innern entrüstet, daß er, noch mehr von 12 eifrigen Mönchen entflammt, nach Rom wanderte und sich dort die Erlaubniß auswirkte, 2 Klöster in Castilien und Leon zu errichten, wo man völlig nach der alten Regel von Citeaux und nach den Verbesserungen Benedikts leben wollte. Zugleich erhielt er Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Generals von Citeaux. Es konnte ihm nicht schwer fallen, da er als ein wohlunterrichteter, auch in heiligem Eifer berühmter Mann, der in Italien eine Zeit lang als Einsiedler des heil. Hieronymus gelebt hatte, auch Beichtvater des Papstes Martin V. gewesen war, dem heil. Stuhl schon hinlänglich bekannt seyn mußte. 1425 fing er seine Verbesserungen an und bauete sich in einer Einöde unweit Toledos am Tajo kleine Zellen von Baumzweigen. Er nannte den Ort Venghalia, auch sein Zion, und war so eifrig, daß man Anfangs daselbst nur von wilden Kräutern lebte, sich sehr ärmlich kleidete und ein fast beständiges Stillschweigen beobachtete. Sogar eine prächtige Kirche, die ihnen Don Alvarez de Luna hatte erbauen lassen, verschmähete man. Ihre Abtödtungen erreichten unter Martin einen ungewöhnlichen Grad. Ein einziges Mal in der Woche durften seine Mönche etwa eine halbe Stunde nach Tische mit einander spazieren gehen, was im Advent und in den Fasten ganz wegfiel. Nur im dritten Jahre war es jedem Mönch ein Mal erlaubt, aus dem Kloster zu gehen. 1430 wurde ihm schon das ungebunden lebende Kloster Val de Bueno unterworfen und 1434 erhielt er die Erlaubniß, noch 6 Klöster errichten zu dürfen. Er nannte sich nicht Abt, sondern nur Verbesserer, was seine Nachfolger beibehalten haben. Wahrscheinlich auf Gesuch des Ordensgenerals oder aus Anhänglichkeit an ihn, unterwarf Eugen IV. diese Klöster Vargas 1437 wieder der Gerichtsbarkeit von Citeaux. Auch hatte der eifrige Martin nicht wenig von seinen eigenen Mönchen zu leiden. Sie warfen ihn sogar in seinem Zion ins Gefängniß, wo er 1446 gestorben ist. Nach ihm sollten die Verbesserer nur 3 Jahre ihr Amt verwalten. Die Strenge machte, daß sie sich Anfangs nicht ausbreiteten; erst 1469 wendete sich das Kloster Huerta ihnen zu, was dann viele nachahmeten; sogar mehre Nonnenklöster thaten dasselbe, z. B. St. Maria, die Königliche, auch de las Huelgas genannt, weil es sich nach dem Kloster dieses Namens gerichtet hatte. Es lag bei Valladolid. In der Folge erhielten die Mönche das Recht, auf den spanischen Universitäten Collegia zu lesen. Ihre Kleidung blieb die der Cistercienser, nur daß sie sich durch einen Gürtel von weißer Wolle unterschieden. — Eugen IV., der Citeaux wohl wollte, rieth dem Oberhaupte des Ordens, die ganze Verbrüderung nach den Satzungen von 1444 zu vereinen und vor Allem auf ein besseres Beispiel zu halten. Nikolaus V. that dasselbe. Man versuchte auch einige Male durch gemäßigte Einrichtungen wieder Ordnung zu schaffen: es war aber Alles vergebens; die vielen innern und äußern Kriege Frankreichs machten jeden Versuch zum Bessern rückgängig. Die Kriegsleute betrugen sich so unanständig gegen Mönche und Nonnen, daß diese genöthigt wurden, in die Städte zu flüchten. Viele Güter gingen verloren, andere wurden vernachlässigt und die Theurung nahm so überhand, daß man auch wol gezwungen wurde, sich an das Fleisch zu halten, das öfter, vor andern Eßwaren wohlfeilern Preises wegen und aus Mangel an andern Lebensmitteln zu haben war. Da verfielen die eifrigsten oft in Krankheiten. Das Generalkapitel sah sich daher genöthigt, den Papst zu ersuchen, sie für jetzt von der Enthaltsamkeit in Speisen und Getränken loszusprechen. Sixtus IV. gab also den Äbten die Erlaubniß, im Nothfalle ihre Untergebenen davon zu befreien. Dieß geschah, aber es wurde eine Quelle neuer und noch größerer Zänkereien. 1485 versuchte man abermals, einerlei Ordnung in allen Klöstern herzustellen. Man erlaubte 3 Mal wöchentlich Fleisch zu essen, des Sonntags, Dinstags und Donnerstags; ja man ließ einen besondern Ort dazu erbauen, damit die Strengeren nicht dadurch geärgert werden möchten. Je billiger man aber mit den schon Verderbten verfuhr, desto anmaßender und unordentlicher wurden diese, und nicht bloß im Essen und Trinken. Darüber wurden endlich die Fürsten so entrüstet, daß einige den Papst Innocenz VIII. baten, den Orden zu verbessern, Andere ihm geradezu vorschlugen, ihn ganz aufzuheben 1486. Innocenz wählt das Erste und befiehlt unter ernsten Drohungen 1487 Besserung. Als auch dieses ohne Erfolg blieb, so ließ Karl VIII., K. von Frankreich, mit Genehmigung des Papstes, eine allgemeine Versammlung der Äbte im Bernhardinerkollegium zu Paris bekannt machen. Viele erschienen 1493 und man setzte fest: die Äbte sollen sich weltlicher Pracht enthalten, nicht mehr 2 Abteien besitzen, ohne besondere Erlaubniß des Generalkapitels; die Mönche sollen zusammen speisen, kein Eigenthum für ihre Person besitzen; die Klosterthüren sollen zu bestimmten Stunden geschlossen werden, keine Frauenzimmer, außer vornehme und alte Frauen, die für Milch sorgen, an regulirte Orte kommen; die Mönche sollen öffentliche Lustbarkeiten, als Theater und Wirthshäuser, nicht mehr besuchen, keine Waffen tragen, kein Kind aus der Taufe heben und keine Gevatterinnen haben, in den Schlafsälen keine Kamine und keine Federbetten, auch nicht fluchen u. s. w. Aber Citeaux selbst, das sich freilich in seinen Vorrechten beeinträchtigt sahe, erklärte, daß jede Versammlung, die nicht in ihrem Kloster gehalten worden sei, für ungiltig angesehen werden müsse und ließ sich vom Parlamente zu Dijon, dessen Mitglied der Abt von Citeaux seit lange war, einen Ausspruch geben, der jene Artikel völlig als aufgehoben bestätigte. — Über diese wiederum fehlgeschlagene Hoffnung einer ernstlicheren Verbesserung wurden nun die strenger Gesinnten ganz aufrührerisch gegen Citeaux, wandten sich, da von Seiten der Päpste keine Abhilfe mehr erwartet wurde, an die ebenfalls darüber mißvergnügten Fürsten und ließen sich von diesen eine längst gewünschte Unabhängigkeit von ihrem Ordensgenerale zusichern. Und schon 1497 ertheilte der Herzog von Mailand, Ludwig Maria Sforza den Cistercienserklöstern in Toscana und der Lombardei die Erlaubniß, eine eigene Congregation unter dem Namen der Verbrü-

derung des heil. Bernhards von Toscana und der Lombardei zu errichten. Das Gelingen dieses Unternehmens ermuthigte auch Andere. So entstand die Congregation von Arragonien seit 1616. Auf Bitten Philipps III., der die Entfernung von Citeaux vorschützte, welche die Generale abhielte, die spanischen Klöster zu besuchen, ertheilte Paul V. die Erlaubniß, ihre eigenen Kapitel alle 4 Jahre zu halten. Doch mußten sie schwören, nichts gegen den Vortheil von Citeaux zu unternehmen. 1623 machte Gregor XV. die römischen und neapolitanischen Klöster zu einer besondern Congregation, die römische genannt, die jedoch ihre Verordnungen erst zur Bestätigung nach Citeaux senden mußte. Überhaupt richteten sich diese Congregationen sämmtlich nach den allgemeinen Gesetzen des ganzen Ordens und der Unterschied bestand nur darin, daß sie ihre eigenen Verordnungen, unabhängig von Citeaux, sich geben durften. 1633 wurde von Urban VIII. die berühmte Congregation des heil. Bernhards von Calabrien gebildet unter denselben Bedingungen. Ihr erstes Kapitel hielt sie in dem Kloster U. L. Fr. von der Hilfe, welches sonst mit dem Orden von Flore vereinigt war. S. Flore. — Auch in Frankreich waren unter der Zeit mancherlei, zum Theil sehr wichtige Verbesserungen hervorgetreteen. Einen der ansehnlichsten Zweige der Cistercienser bildeten die Feuillanten und Feuillantinnen, die ihren Namen von der kleinen Stadt Feuillans, 6 französische Meilen von Toulouse empfingen. Sie hatten ihre Entstehung dem Joh. von Barriere 1577 zu verdanken. Die Geschichte des Ordens, s. Feuillanten. — Die verbesserten Mönche der Cistercienserordens in Frankreich von der strengen Observanz, die 1615 entstanden, sind unter Clairvaux nachzusehen, so auch die verbesserten Bernhardinerinnen — die mit Citeaux verbundenen Nonnen von Portroyal und der Stiftung des heiligen Sakramentes sind in mehrfacher Hinsicht so wichtig, daß sie ebenfalls unter ihrem Buchstaben nachgelesen werden müssen. Die beiden neuesten Verbesserungen gegen das Ende des 17. Jahrh. sind die zu la Trape von dem wichtigen Herrn von Rancé, und die zu Septfonds durch Eustachius von Beaufort, die unter dem Artikel Clairvaux geliefert werden sollen. — Im Ganzen gibt es wol gegen 2000 kleine Mönchsgesellschaften, die alle mit Citeaux mehr oder weniger verbunden waren, obwol manche von ihnen unmittelbar unter dem Papste standen und andere von der Obergewalt des Generals von Citeaux sich hatten befreien lassen. Von ihnen gibt Helyot im 5. Buche cap. 36, 37, 40, 42 und 43 Nachricht. Wer über die besondere Kleidung einer jeden Congregation das Genauere ersehen will, wird in demselben Buche befriedigende Erklärungen finden; jeder Verbrüderung ist ein Kupfer gegeben. Wir haben nur das Allgemeine davon zu berichten. Außer dem weißen Rocke trug man einen schwarzen wollenen Gürtel, ein schwarzes Scapulier, was damals bereits aus 2 langen viereckigen Tuchstreifen bestand, das nach vorn und hinten von den Schultern herab hing; eine schwarze Kapuze, die in runder Gestalt über die Brust bis an den Gürtel reichte, über den Rücken hingegen spitz zulaufend bis auf die Waden ging, was Mozetta hieß. Unter der Kapuze trug man ein weißes Chorhemd oder Kutte. Die Novizen

gingen weiß und die Laienbrüder tannenfarbig oder g
manche auch braunschwarz. Die Kleidung mag sich
doch zu verschiedenen Zeiten etwas geändert haben,
man der verschiedenen Nachrichten wegen annehmen m
Es ist jedoch zu unwichtig, mit Genauigkeit die Geschi
ihrer Kleiderveränderung umständlich zu erörtern.
sonders verschieden war das Scapulier. Wenn sie a
gingen, trugen sie eine Kutte und eine große schw
Kapuze. — Ihre große Macht beweisen auch unter
dern die mancherlei Ritterorden, die Citeaux unterwü
waren. Unter diese gehören vorzüglich der Ritteror
von Calatrava, von Alcantara, Montesa, Alfama,
St. Moritz und Lazarus, die Hospitalbrüder von B
gos, vom Flügel des heil. Michaels, die Ritteror
Christi, und von Aviz, deren kurze Geschichte gleich
gegeben werden mag. Den Orden von Calatrava s. i.
Art. (XIV. 105.). Der Orden von Alcantara hieß so
von St. Julian von Pereyro (d. i. vom Birnbaum
Sein Ursprung ist ungewiß, aber sein Einfluß auf
Geschichte Spaniens bedeutend. Nach Manrique soll
1156 von 2 Brüdern Suarez und Gomez entstan
seyn, die auf den Rath eines Einsiedlers eine Fest
St. Julian vom Birnbaume im Sprengel Ciudad R
drigo gegen die Mauren erbauten und 1158 habe
Erzbischof von Salamanca, Odo, ein Cistercienser,
hineingelegten Rittern ihre Regel vorgeschrieben. Da
gen sagt Franz von Rodez, der Ursprung sei unbekann
jedoch gab es 1176 Brüder vom St. Julian von P
reyro, was ein Freiheitsbrief des Königs Ferdinand b
weist; auch ist es gewiß, daß Alexander III. auf Bitte
des Gomez, der Prior heißt, den Orden bestätigte. L
bensart und Kleidung sind unbekannt, später wurde
der gemäßigten Regel Benedikts unterworfen nach de
Vorbilde von Calatrava. Die Cistercienserkleidung fa
man im Kriege zu unbequem; man trug einen kurz
Waffenrock und darüber ein Scapulier, d. h. hier ei
Art Mantelkragen. Benedikt XIII. erlaubte ihnen, d
Scapulier abzulegen und ein grünes Ordenskreuz zu tr
gen. Schoonbeck in seiner Geschichte der Ritterorden gi
noch einen rothen Gürtel an, den sie Anfangs getrag
haben sollen. 1183 wurden die Prioren zu Großmeister
bestätigt vom Papste Lucius III. Der erste war Gome
Sie nahmen den Mauren viele Plätze weg. Unter ihrem
Großmeister bekamen sie von Calatrava, die Stadt Alcantara
wenn sie sich mit ihnen verbinden und den Cisterciensern unte
werfen wollten. Sie thaten es und 1219 wurde zu A
cantara der erste Konvent gehalten, wo sie auch den N
men annahmen. Länger als 100 Jahre führten sie glü
liche Kriege gegen die Mauren. Darauf aber erhob
sich blutige Streitigkeiten mit Calatrava, von welchen
Letzten die Schuld trugen. Man sah sogar einmal 3 Gro
meister zu gleicher Zeit, bis sich der König für Don Go
salvez Nugnez erklärte, der sich auch überaus tapfer g
gen die Mauren bewies. Darauf verleumdet von ein
königlichen Mätresse, wollte ihn der König verhaft
lassen. Er begab sich nach Moron, befestigte und ve
theidigte es mit der größten Tapferkeit, bis seine treul
sen Ritter die Königlichen heimlich in die Festung ließe
1338 wurde er verhaftet und 1350 hingerichtet. D
wichtigen Streitigkeiten wegen der Nachfolge im Köni

reiche, verwickelten auch die Ritter in die unangenehmsten Verhältnisse. Kurz, die Unordnungen gingen fort, bis der König Ferdinand die Administration des Ordens überkam 1494, die ihm schon 1492 vom Papste Innocenz VIII. bestätigt worden war. Die Ritter besaßen 37 Komthureien und 53 Flecken und Dörfer. Sie unterscheiden sich von den Rittern von Calatrava nur durch das grüne Lilienkreuz. Zu dem gewöhnlichen dreifachen Gelübde haben sie noch ein 4tes, die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau. 1540 erhielten sie die Erlaubniß, sich zu vermählen. In ihrem Wappen führen sie einen Birnbaum mit 2 Balken. Ihr Statskleid ist ein weiter Mantel und gestickte Priesterkläppchen am Halse. — Den Ritterorden von Montesa, mit dem der kleinere von St. Georg von Alfama (beide in Spanien) verbunden ist, verweisen wir, wie den von St. Moritz und den mit ihm verbundenen älteren von St. Lazarus unter den Buchstaben M. und die Hospitalbrüder von Burgos unter H. — Aviz, s. Avizorden Th. VI. S. 508. Das Wichtigste von dem Ritterorden Christus und vom Flügel des heil. Michael fügen wir gleich mit bei, da sie nur zu leicht übersehen werden können. Beide Orden sind portugisische. Der Ritterorden Christus wurde 1317 vom Könige Dionys errichtet. Er bestimmte dazu die Güter der untergegangenen Tempelherren und bestimmte sie, gegen die Ungläubigen zu fechten Johann XXII. bewilligte das Gesuch 1319; sie erhielten, wie die Ritter von Calatrava, ihre Satzungen von Citeaux. Der Abt von Alcobaza nahm von dem Großmeister den Eid der Treue. Der erste war Don Gilles Martinez und ihr erster Sitz zu Castro Marino in Algarbien. 1366 wurde er unter ihrem 6ten Großmeister Don Nugno Rodriquez nach Thamar verlegt. Die Ritter durften sich vermählen und hatten von ihren Einkünften den 3. Theil zur Erbauung der Komthureien abzugeben. Ihre zahlreichen Eroberungen in Afrika wurden ihnen vom König Eduard 1433 geschenkt. Mehre Könige versahen sie mit großen Vorrechten. Selbst in Ostindien besaßen sie Komthureien; überhaupt mehr als 450 und 1½ Millionen Livres Einkünfte. Jeder, der aufgenommen werden sollte, mußte erst 3 Jahre gegen die Ungläubigen gefochten haben. Nachdem sie 12 Großmeister gehabt hatten, übernahm das Amt der König Johann III. 1522 nach Hadrians VI. Bestätigung. 1550 bekam er auch das Großmeisterthum von Aviz. Die Ritter tragen einen weiten weißen Mantel und auf der Brust ein rothes Kreuz, in dessen Mitte noch ein silbernes prangt. Man hat auch Mönche vom Orden Christus, die 1567 vom Papste bestätigt und dem Abte von Alcobaza unterworfen wurden. — Fast zu gleicher Zeit hatte auch der Papst Johann XXII. in Italien einen Orden Christus errichtet, der mit unserm nichts gemein hat, als den Namen. Man nennt diese italienischen gewöhnlich Brevetsritter.

Der Ritterorden des Flügels von St. Michael wurde von Alfons I., König in Portugal 1167 gestiftet, nach einem Siege über den König Alberich von Sevilla. Die Meisten setzen jedoch die Gründung erst 1171. Er schrieb den Sieg über eine weit überlegene Armee der Kraft des Gebetes zu. Da seine Hauptfahne verloren war und er sich unter die Feinde stürzte, sie wieder zu erobern, stand ihm der Engel Michael zur Seite. Die Feinde wurden völlig geschlagen. Daher der Name des Ordens, den der König, der sich 30 Tage betend und betrachtend in Alcobaza aufhielt, daselbst stiftete. Nur Adelige, die sich an seinem Hofe aufhielten und besonders diejenigen, die mit gekämpft hatten, wurden aufgenommen. Der Abt von Alcobaza ertheilte das Kreuz und die Ritter mußten täglich die Gebete der Laienbrüder der Cistercienser verrichten; auch konnte sie der Abt von Alcobaza excommuniciren, wenn sie schlecht lebten und seinen Ermahnungen nicht gehorsameten. Sie durften sich vermählen, aber nur einmal, wenn sie Kinder aus der ersten Ehe hatten. Ihr Gelübde bestand nicht allein in der Vertheidigung des Glaubens, sondern auch der Frauen. Sie trugen auf einem weißen Mantel einen rothen Flügel, von einer Sonne umstrahlt. Der Orden hat aber nur unter diesem Könige und unter seinem Sohne Sancho I. bestanden.

Welch eine ausgebreitete Gerichtsbarkeit übten also diese Mönche! Dazu kam nun noch ein außerordentlicher Reichthum. Man war so freigebig gegen sie, daß man ihnen oft ganze Provinzen und Länder schenkte, wie es z. B. mit dem Kloster Alcobaza geschahe, so daß Lauterbach diese Abtei die reichste in der ganzen Christenheit nennt. Zugleich war dieser Abt Großalmosenpfleger des Königreichs Portugal. So gehörte auch las Huelgas zu den reichsten Klöstern der Welt: dennoch übertraf der Reichthum des Hospitals bei Burgos die Güter desselben dreifach. Und keines dieser Güter durfte veräußert werden! Kurz, ihre Besitzungen waren königlich. Es hatten aber auch Könige und Fürsten, das Ordenskleid genommen. In dem schlesischen Kloster Trebnitz, waren allein 40 poln. Prinzessinnen Cistercienserinnen geworden u. s. w. Es ist daher nicht zu bewundern, daß bei solchem Ansehn aus ihren Klöstern sehr viele Bischöfe und Erzbischöfe, ja sogar 40 Kardinäle und 2 Päpste (nicht 6) hervorgegangen sind. Auch Gelehrte haben sie aufzuweisen, obgleich die Gelehrsamkeit durch ihre erste Regel nicht gerade geboten war, was auch der berühmte Rancé wider seinen gelehrten Gegner Mabillon durchzufechten suchte. Dennoch hat Karl Visch einen ziemlich starken Band, in 4., bibliotheca Cisterciensium füllen können. Freilich waren die Meisten Asketen, die uns nicht sonderlich erbauen würden: aber es finden sich auch Männer unter ihnen, die des Gedächtnisses würdig sind; es hat daher wol die pragmatische Geschichte der Mönchsorden im 3. B. ihnen zu viel in der Hinsicht abgesprochen; denn daß der Geist ihrer Gelehrsamkeit und Schriftstellerei dem Geiste der Zeit gleich war, kann ihnen nicht zur Last fallen. Vorzüglich viele Schriftsteller sorgten für die Geschichte ihres Ordens, theils im Allgemeinen, theils im Besondern, z. B. Balduin Moreau oder Moräus (starb 1622); seine Geschichte ist nicht gedruckt worden. Barnabas de Mont-aldo chronicorum Cisterciensium 2. V. gedruckt zu Madrid 1602 in Fol. Cyprianus Rodriquez chronic. Cist. Cöln 1614. — Cisterc. ord. viri illustres und Cist. ord. constitutiones vielfach abgeschrieben. — Claudius Chalemot Annales Cisterc. 2. Th. und Series Sanctorum ord. nostri. Paris u. s. w. Über Hymnen, z. B. Gerardus

Porepart. Catalauniae 1619. Über Musik: Cyprianus Huergensis de ratione musicae et instrumentorum usu apud veteres Hebraeos (er starb sehr belobt 1560), Joannes Caramuel Lobkowitz im 17. Jahrhunderte, der für sehr gelehrt gehalten wurde und seine Schriften in 9 Cursus theilte, von welchen der dritte die Musik behandelt. Chrysostomus Henriquez, Thomas Becket, Joannes Guon, ein mittelmäßiger Dichter, Joannes a Vepria, der über gallicanische Sprichwörter schrieb, Otto Frisingensis u. s. w., gehören unter ihre Schriftsteller. — Ferner ist schon berührt worden, daß Cistercienser-mönche in Spanien und Portugal an den Universitäten, namentlich in Salamanca und Complutum (Alcala de Henares) angestellt waren und in Coimbra, der vorzüglichsten Universität Portugals, auch zu Lissabon und Evora. Ausdrücklich waren die Mönche vom Orden Christus angewiesen, Theologie und Grammatik zu lehren. Das Bernhardinerkollegium in Paris muß unter Clairvaux angeführt werden. Unter ihren Schulen, deren sie allerdings nicht viele gehabt zu haben scheinen, ist die berühmteste zu Edwerden bei Gröningen, die fast einer Akademie gleich geachtet wurde. — Noch muß ein kurzer Abriß ihrer Mönchsgeographie gegeben werden, die wir aus der pragmatischen Geschichte der Mönchsorden, als einer gut und kurz dargestellten, entlehnen. 2. B. S. 164. Citeaux war und blieb rechtmäßiges Oberhaupt und die Residenz des ganzen Ordens. Außer den 4 ersten, mit sehr großen Vorzügen begabten Töchterklöstern Ferte, Pontigni, Clairvaux und Morimond hatte Citeaux noch 26 unmittelbar gestiftete Klöster. Diese mit den genannten 4 ersten, führen den Namen der unmittelbaren Töchter oder des Geschlechts von Citeaux. Dieses Geschlecht hat denn wieder ungefähr 170 andere gezeugt. Alle diese Kinder und Großkinder von Citeaux zusammen genommen, heißen die Kindschaft von Citeaux. Es besteht also ihre Kindschaft beinahe aus 200 Klöstern. Sie erstreckt sich über Frankreich, Spanien, Savoyen, die Niederlande, und vor der Reformation Luthers auch über Dänemark und England. Ihre Klostersprache ist hier mit Fleiß beibehalten worden. Dergleichen Kindschaften hatten auch die 4 ersten Hauptklöster, die bereits angegeben worden sind. So verhält sich auch die Sache mit den reichsten, unabhängig gewordenen Klöstern Spaniens und den mancherlei Congregationen *). (*G. W. Fink.*)

CISTERNA, kleines Städtchen auf dem Wege von Rom in die pontinischen Sümpfe, deren ungesunde Luft hier, am Abhange der Anhöhen von Velletri schon anfängt. Es wird für das alte Tres Tabernä gehalten, von wo aus der Apostel Paulus nach Rom zog. Andere suchen auch hier Forum Appii, welches jedoch sicher weiter in die Sumpfebene hinein lag. — Cisterna nimmt wahrscheinlich den Platz ein, wo die Villa stand, in welcher Cäsar Severus erwürgt wurde †), und Tres Tabernä lagen drei Milliarien südöstlich davon ††). (*W. Müller.*)

Cisterna, heißt auch ein Marktflecken in der piemont. Provinz Asti; und Cisternino, eine Stadt an der Gränze von Otranto, in der neapol. Provinz Bari, mit 3586 Einw. (*W. Müller.*)

CISTOPHORI, oder cistiferi nummi, *κιστοφόροι*, heißen diejenigen griechischen und römischen Münzen, welche die Bakchuskiste, einen Kasten mit halb aufgehobenem Deckel, aus welchem sich eine Schlange erhebt, im Gepräge führen. Sie gehören meistens dem pergamenischen Reiche in Kleinasien an, welche Attalus III. 130 J. v. Chr. den Römern in seinem Testament vermachte. Man kennt ihrer etwa dreißig verschiedene Arten, welche nach dem theilweise abgeänderten Gepräge und der daraus zu entnehmenden Zeit ihres Ursprunges in drei Klassen zu theilen sind, als: pergamenische Städtemünzen, römische Prokonsularmünzen und Kaisermünzen, die wir nun einzeln betrachten.

Das pergamenische Königreich begriff in seiner weitesten Ausdehnung den nordwestlichen Ausschnitt von Kleinasien zwischen den Flüssen Mäander und Sangarius, also Mysien, Phrygien, Lydien, Jonien und Aolis in sich. Der vorherrschende Bakchusdienst dieser Gegenden, die mit großer Feierlichkeit begangenen Sabazien, bei welchen die Mysterien des Gottes in einem verschlossenen Behältniß umgetragen wurden, und die Mysterien selbst, unter welchen goldne Schlangen eine Hauptrolle spielten, gaben Veranlassung, daß man jenen Schlangenkasten als ein heimisches Symbol auf die Landesmünze setzte. Wahrscheinlich hatte dieser Gebrauch anfänglich in der Hauptprovinz Mysien Statt, verbreitete sich aber bei der Vergrößerung des Reiches durch die neu hinzu gekommenen Lande, so daß die Bakchuskiste gleichsam zum Reichswapen ward. Daher finden sich Kistophoren von sechs Münzstädten des pergamenischen Reiches, als: von Pergamos in Mysien, von Ephesos in Jonien, von Sardes und Tralles in Lydien, von Apamea und Laodikea in Phrygien. Alle diese Münzen sind, zum Beweise, daß sie unter gemeinsamer Auctorität entstanden, im Wesentlichen von gleicher Einrichtung und mit griechischen Aufschriften versehen. Die Vorderseite stellt innerhalb eines Kranzes von Epheulaub und Beeren die halb geöffnete Bakchuskiste dar, aus welcher sich die Schlange windet. Der Name des Münzortes ist auf der Rückseite in monogrammatischer Abkürzung angemerkt, als: *ΑΠΑ.*, *ΕΦΕ.*, *ΛΑΟ.*, *ΠΕΡΓ.*, *ΣΑΡ.* oder *ΤΡΑΛ.* Außer diesen Städtenamen kommen in Wahrheit keine vor; doch haben hin und wieder abgeführte Stücke gelehrte Münzforscher verleitet, aus den Überbleibseln jener Buchstaben noch andere Namen zusammen zu lesen, wie denn Goltz kretische Kistophoren aufführt, deren angebliche Aufschrift *ΚΡΗ.* sich nach Eckhel's Recension in ein halb verwischtes *ΠΕΡΓ.* auflöst. Ver-

*) Die hier vorzüglich gebrauchten Schriften sind: die Werke des heil. Bernhard, herausgegeben von Mabillon. P. Hippolyt Helyots ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Klöster- und Ritterorden beiderlei Geschlechts u. s. w., aus dem Franz. übersetzt. Leipz. 1755. (in 4.). Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden u. s. w. Leipz. 1774. (8.). *Angel. Manrique* Annal. Ord. Cistert. und die Schriften des Chrysostomus Henriquez, Schröckh's Kirchengeschichte u. a. m.

†) Itin. *Anton.* p. 107. not. *Almelov.* ††) Vgl. Acta Apost. XXVIII, 15. *Cic.* ad Attic. II, 12.

zeibliche Irrungen, vor welchen der gründlichste Kenner nicht sicher ist, wenn ihm nicht zahlreiche Suiten zur Vergleichung zu Gebote stehen.

Die Rückseite dieser Kistophoren führt außerdem entweder eben dieselbe Bakchuskiste im Gepräge, oder andere Figuren, welche mit Wahrscheinlichkeit als besondere städtische Wahrzeichen zu betrachten sind, z. B. zwei Schlangen mit verwickelten Schwänzen, die einen Köcher empor halten (*ΑΠΑ.*). Im ersteren Falle stehen kleine Figuren um die Hauptfigur, z. B. ein weiblicher Kopf, eine Thurmkrone, zwei Füllhörner mit einer Ähre dazwischen, ein Hirsch, zwei Flöten, zwei Fackeln, ein Schlangenstab, ein Büffel, ein Dreifuß u. s. w. Daneben führen die Rückseiten auch Zahlbuchstaben und Namen, welche, wie der Beisatz *ΠΡΥΤΑ.* (nes) andeutet, die zeitigen Regenten und Magistratspersonen bezeichnen, z. B. *ΑΤΤΑΛΟΥ.*, *ΣΩΚΡΑΤΟΥ.*, *ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ.*, *ΤΙΜΕ.*, *ΘΕΟΔ.*, *ΜΕΝΑ.* u. s. w.

Begreiflicher Weise sind die Kistophoren dieser ersten und ältesten Klasse die seltensten; doch kommen unter ihnen die von Pergamos noch am ersten vor, weil man ohne Zweifel aus dem in der Hauptstadt sich sammelnden Silber die meisten prägte. Diese haben regelmäßig das Beizeichen des einfachen Schlangenstabes, in Beziehung auf den zu Pergamos hochverehrten Äskulap, woran man sie auch dann leicht erkennt, wenn die Ortsaufschrift zerstört seyn sollte. Eben so sind der Hirsch für Ephesos, der Büffel für Tralles, die Flöten des Marsyas für Apamea und Merkurs doppelter Schlangenstab für Laodikea orientirende Merkmale.

Als das pergamenische Königreich nun Rom zugefallen war und unter dem Namen der Provinz Asien, späterhin mit abgeänderten Gränzen als Provinz Cilicien, von Prokonsuln verwaltet ward, behielt man zu Gunsten der Popularität das Hauptgepräge der Vorderseite unverändert bei, ließ auch die Städte- und Personennamen der Rückseite in griechischer Schrift fort bestehen, fügte aber die Namen der Prokonsuln in römischen Umschriften bei. Diese halbgriechischen und halbrömischen Kistophoren würden nach der Folge der Prokonsuln chronologisch zu ordnen seyn, wenn alle Prokonsulate neue Münzschläge bewirkt hätten oder die Reihe noch vollständig vorhanden wäre. Es kommen vor: P. LENTVLVS. P. F. IMP. (Publius Cornelius Lentulus Spinther, 56 — 54 v. Chr.) AP. PVLCHER. AP. F. PRO. COS. (Appius Claudius Pulcher Appii Filius, 53—50 v. Chr.) M. TVLL. IMP. (Marcus Tullius Cicero, 50 v. Chr.) C. PVLCHER. PROCOS. (Cajus Clodius Pulcher) C. FAN. PONT. PR. (Cajus Fannius, Pontifex, Praetor) A. M. PROCOS. (Acidinus? Manlius?) Q. METELLVS. PIVS. SCIPIO. IMPER. (Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica und Schwiegervater des Pompejus, 47 v. Chr.) M. ANTONIVS. IMP. COS. DESIG. ITER. ET. TERT. IIIVIR. R. P. C. (Triumvir Markus Antonius, auf dessen Kistophoren die Kiste zwischen zwei Schlangen steht).

Unter den Münzen dieser zweiten Klasse hat für uns ein besonderes, persönliches Interesse die hier als dritte aufgeführte, bei Morelli vorkommende Silbermünze der Stadt Laodikea, welche den Markus Tullius Cicero Imperator nennt, weil er als Prokonsul in Cilicien einen unbedeutenden Sieg erfochten, von welchem er selbst ruhmredig scherzend schreibt: Ita victoria justa Imperator appellatus (sum) apud Issum, quo in loco, saepe ut ex te audivi, Clitarchus tibi narravit, Darium ab Alexandro esse superatum (ad famil. L. II. ep. 10.).

Zur dritten Klasse endlich, den kaiserlichen Kistophoren, gehören einige Münzen des Oktavianus Augustus, auf welchen die Bakchuskiste nicht Hauptgepräge ist, sondern in allegorischen Zusammenstellungen das römische Asien andeutet. Eine derselben stellt auf der Hauptseite Augustus Kopf im Lorberkranze dar, mit der Umschrift: IMP. CAES. DIVI. F. COS. VI. LIBERTATIS. P. R. VINDEX. Die Rückseite zeigt neben der Aufschrift PAX. eine weibliche Figur mit dem Caduceus in der Rechten, und daneben die Bakchuskiste mit daraus empor gerichteter Schlange, Alles von einem Lorberkranze eingeschlossen, um anzudeuten, daß Roms Siege Asien den Frieden wieder gegeben hätten.

Eine andere Münze Oktavians führt auf dem Avers dessen unbekränztes Haupt mit der Umschrift: CAESAR. IMP. VII., auf dem Revers die römische Viktorie, sonst stehend auf den Quinarien, hier sitzend auf der Bakchuskiste, neben welcher auf beiden Seiten sich Schlangen empor richten, mit der Beischrift: ASIA. RECEPTA. Dieses Gepräge hat eine doppelte Beziehung. Offen rühmt sie Roms Siege in Asien, was die Beischrift bestätiget. Da aber die Münze, wie aus dem IMP. VII. und dem noch fehlenden Namen Augustus hervor geht, im Jahre 29 v. Chr., mithin unmittelbar nach dem Falle des Antonius ausgegeben ist, und die Bakchuskiste hier in derselben Form, mit zwei Schlangen erscheint, wie man sie auf den Kistophoren des Antonius wieder findet, so deutet die darauf gesetzte Viktorie versteckt auf Oktavians Sieg über den Antonius.

Alle Kistophoren sind Silbermünzen, die griechischen Tetradrachmen, die römischen der dritten Klasse Quinarien. Daß zuweilen Kistophoren der ersten und zweiten Klasse in Gold oder Kupfer vorgekommen sind, beruht auf Falschmünzerei, wie denn der goldne bei Goltz nur übergoldet, der kupferne, den Eckhel beschreibt, nach seinem Urtheil ein Subaeratus ist, dessen Versilberung sich abnutzte.

Die Kistophoren waren in Kleinasien durch ihren guten Gehalt beliebt und müssen in ungeheurer Menge in Umlauf gewesen seyn, wie schon aus den Summen hervor geht, welche notorisch in dieser Sorte als Beute nach Rom gingen. Sie waren den attischen Tetradrachmen gleich, verloren aber in Rom 20 Procent gegen den Curs der Denarien und sind so durch Umprägung selten geworden *). (*Schmieder.*)

CISTUS, eine Pflanzen-Gattung aus der 13ten Linné'schen Klasse, die mit Helianthemum *Tourn.*,

*) Vgl. *Alexand. Xaver. Panelius* de Cistophoris. Cum fig. Lugdun. 1734. 4. *Eckhel* Doctrina numorum veterum. Vol. IV. p. 352 — 368.

Hudsonia u. *Lechea* eine eigne natürliche Familie, der Cisteen, bildet. Die Gattung Cistus hat einen in fünf tiefe Abschnitte getheilten Kelch, eine fünffächerige Kapsel, deren Fächer nur wenige Samen enthalten. Unter den bekannten 28 Arten wachsen die allermeisten in den Ländern am Mittelmeer, also im südlichen Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, Kleinasien und dem nördlichen Afrika. Nur zwei, C. candidissimus *Dun.* und vaginatus *Ait.*, kommen auf den kanarischen Inseln vor. Die Farbe der Blüthen ist standhaft roth oder weiß, und dieser Umstand hilft die oft schwer zu treffenden Unterschiede der Arten erkennen. Auch die Flecken am Boden der Corollenblätter sind z. B. bei C. purpureus *Lam.* charakteristisch, für den in Gärten oft C. incanus, villosus u. albidus ausgegeben werde. C. creticus liefert das griechische Ladanum †). (*Sprengel.*)

Citadelle, s. Festungswerke.

CITATION. Im weitern Sinne bedeutet Citation jede richterliche Verfügung, wodurch der Partei irgend eine Auflage geschieht; im engern Sinne, eine Ladung, d. h. Auffoderung, entweder persönlich, oder durch einen Bevollmächtigten vor Gericht zu erscheinen. Man theilt die Ladung in die öffentliche oder Privatladung, je nachdem der Vorgeladene zum Erscheinen öffentlich, d. h. durch Anschlag oder Auffoderung in öffentlichen Blättern, durch öffentlichen Ausruf, Austrommeln und auf ähnliche Art zum Erscheinen vorgefodert wird, oder je nachdem ihm die Ladung persönlich zugestellt (insinuirt) wird. Die letztere macht die Regel, die erstere die Ausnahme, in sofern nämlich der Aufenthalt des Vorzuladenden unbekannt ist, oder eine besondere Rücksicht, wie z. B. im Concurse, eine allgemeine Vorladung aller Interessenten erheischt (vgl. unter Edictalladung). — Die Privatladung geschieht entweder schriftlich, oder, namentlich in summarischen Fällen, mündlich. Gewöhnlich wird in der Ladung für das Nichterscheinen dem Vorgeladenen ein gewisser Nachtheil (Präjudiz) angedroht, und dieser richtet sich nach dem Zwecke der Ladung, und der Lage der Sache, worin sie geschieht. Ist solches nicht der Fall, so nennt man die Ladung eine monitorische, sonst, eine arctatorische. Zu diesen angedrohten Nachtheilen gehört auch die Bedrohung, daß der Vorgeladene bei beharrlichem Ungehorsam durch Wache geholt, und vor Gericht gestellt werden solle. Eine Ladung dieser Art, zu welcher jedoch nur im äußersten Nothfalle zu schreiten ist, nennt man eine Realcitation. — Das ehemalige Reichskammergericht kannte eine Generalcitation, d. h. eine Ladung für den ganzen Prozeß; diese ist jedoch ganz außer Gebrauch gekommen, indem jetzt nur Specialcitationen, nämlich nur Ladungen für einzele Prozeßhandlungen üblich geblieben sind.

Die Befugniß zu einer Ladung setzt immer bei dem Richter voraus, daß er entweder in Betreff der Person des Vorzuladenden, oder in Betreff der Sache, in welcher die Ladung geschehen soll, competent sei. Personen, in deren Hinsicht er competent ist, kann er unmittelbar (direkt) vorladen, in sofern sie sich in seinem Gerichtssprengel befinden; ist dieses nicht der Fall, oder ist er nur in Hinsicht der Sache competent, so muß er die Ladung dem Vorgeladenen durch das über denselben competente Gericht, mittels Requisition desselben, zustellen lassen. Ist solcher Gestalt die Ladung gehöriger Weise geschehen, so ist der Vorgeladene, derselben nachzukommen unbedingt verpflichtet, und nur dann würde er Einwendungen gegen dieselbe machen können, wenn er eine Unmöglichkeit oder wichtige Hindernisse, die sein persönliches Erscheinen unthunlich machten, zu bescheinigen im Stande wäre. Dahin gehört denn auch, außer dem Criminalprozesse, die exceptio loci non tuti, wenn der Geladene, da, wo er erscheinen soll, für seine Person gefährdet ist, z. B. weil ihm Verhaftung droht.

Die Personen, welche solcher Gestalt vorgeladen werden können, sind nun sehr mancherlei, z. B. Verdächtige und Übelthäter, im Criminalprozesse, Parteien, Zeugen, Sachverständige u. dgl. im Civil- und Criminalprozesse, dabei hat die Vorladung des Beklagten im Civilprozesse noch eigene, hier zu erwähnende Besonderheiten.

Im römischen Prozesse machte zwar auch die Vorladung des Beklagten den Anfang jedes gerichtlichen Verfahrens, wie bei uns, aus, indessen geschah dieselbe, nicht, wie bei uns, unter Mitwirkung der Obrigkeit, vielmehr lediglich durch den Kläger, welcher den Beklagten an einem Gerichtstage vor die Obrigkeit foderte, was *in jus vocatio* hieß. Der Beklagte mußte dann *sogleich* folgen, widrigenfalls der Kläger die Weigerung durch Zeugen gewiß machte, und dem Geladenen den Weg versperrte, auch ihn, wenn er fliehen wollte, durch manus injectio vor Gericht schleppte. Alten und Kranken mußte der Kläger ein jumentum geben, gegen Ältern und Patrone mußte erst die Erlaubniß der Obrigkeit zur vocatio in jus ausgewirkt werden. Zur Sicherung der in jus vocatio dienten theils gegen den Geladenen, welcher nicht mit ging, theils gegen einen dritten, welcher den Geladenen gewaltsam befreiete, prätorische Actiones in factum auf das Interesse. Durch einen Bürgen (vindex) wurde der Geladene frei; später auch durch cautio judicio sistendi causa. Daneben kam aber auch die Ladung durch das Edikt der Obrigkeit auf. Nach der dritten konnte der Kläger bis zur Einlassung, die Immission in alle Güter des Beklagten erlangen, oder auch den Prozeß bloß auf einseitigen Vortrag entscheiden lassen, indessen galt der ungehorsame Beklagte nicht als confessus, sondern der Kläger hatte noch erst seinen Anspruch zu beweisen [1]).

Auch bei den germanischen Völkern [2]) war Anfangs nur die Ladung des Beklagten durch den Kläger, vor Gericht, und zwar ohne Mitwirkung desselben üblich. Sie hieß mallatio, mannitio, adrhamitio, Solsadia, und geschah in Gegenwart von Zeugen, entweder schriftlich, oder mündlich, mit symbolischen Zeichen begleitet,

†) Vgl. Ladanum, Harz und Manna.

1) Vgl. Schweppe röm. Rechtsgeschichte. §. 556. Ausg. 2.
2) Lex. *Sal.* tit. 52. *Alemann.* tit. 36. §. 3. *Wisigoth.* II. 1. 18. *Bajuvar.* tit. 12. c. 20. *Langob.* II. 43. §. 4.

z. B. so daß der Kläger dem Beklagten einen Halm, Splitter und dgl. in den Schoß warf. Dagegen kennt schon der so gen. Sachsen- und Schwabenspiegel [3]) die gerichtliche Ladung, und zwar von 14 zu 14 Nächten, deren dritte arctatorisch war.

Gegenwärtig ist nur noch die gerichtliche Ladung üblich geblieben, und an diese werden dann bestimmte Folgen geknüpft: 1) die Ladung, oder auch das Insinuationsdekret der Klage, welches meist im schriftlichen Verfahren die Ladung vertritt, macht den Anfang des Prozesses aus [4]), und zieht daher alle die Folgen nach sich, die der Anfang des Prozesses auf einzele Rechtsinstitute, z. B. die Unterbrechung der Verjährung, die Setzung in mala fides, das Zuerkenntniß der Früchte, die Prävention und Litispendenz u. dgl. hat. 2) In der Regel ist erst die dritte Ladung erfoderlich, um die angedrohten Strafen des Ungehorsams, nach Gelegenheit der Umstände (z. B. poena confessi et convicti, recogniti, praeclusi u. s. w.) gegen den Ausgebliebenen erkennen zu können. 3) Hiezu gehört aber, daß die Ladung dem Geladenen ordnungsmäßig zugestellt (durch eine dazu verpflichtete oder gerichtliche Person insinuirt) sei, nämlich in Person (ad faciem), oder, wenn dieses nicht möglich war, an dessen Angehörige (ad domum), oder, wenn der Geladene selbst nicht die Befugniß hatte, vor Gericht sich zu stellen, an dessen Vertreter, mithin Vormünder, Curatoren u. s. w.

Über die Ladung von Streitgenossen, s. d. Artikel Adcitation Th. I. S. 374. (*Spangenberg.*)

CITEAUX, Dorf im Bez. Beaune des franz. Dep. Côte d'Or, nahe an der Vouge, berühmt durch eine der angesehensten Cisterzienserabteien, die ein Herzog von Bourgogne am Ende des 11. Jahrhunderts in der Mitte eines großen Waldes errichtete, in welcher seine und die Asche seiner Nachkommen ruhen sollten. Sie ging bei der Revolution unter; vgl. Cistercienser in diesem Bde S. 301 ff. (*Hassel.*)

CITHAREXYLON, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Viticeen und der zweiten Ordnung der 14. Klasse. Ein 5zähniger Kelch, eine röhrige Corolle mit 5lappigem Saum, eine Beere mit zwei Körnern, von denen jeder zwei Samen enthält, machen den Charakter dieser Gattung aus. Wir kennen 13 Arten, die alle in Westindien und Südamerika wachsen, alle in Trauben blühen, und, außer der Form der Blätter, durch die runde oder vierkantige Beschaffenheit der Zweige unterschieden werden. (*Sprengel.*)

Citharinus, s. Salmo.

Citillus, s. Arctomys, Th. V. S. 167.

CITIUM, ein römischer Flecken im Noricum, nach der peutingerischen Tafel von Comageni (zwischen Tuln und Zeiselmauer in Östreich unter der Ens), 7 Mill. gegen Osten entfernt, wahrscheinlich verschrieben statt Cetium, denn es lag am nördlichsten nächsten Übergange des Mons Cetius oder heutigen Kalenberges (nach anderer Schreibart Kahlenberges), übrigens von der Festung Cetium in Noricum, die 30 Milliarien westl. von Comageni lag (s. Cetium) wohl zu unterscheiden. (*Rumy.*)

CITLALTEPETL (d. i. Sternberg), oder Pico de Orizava, ein 16,302 Fuß hoher Vulkan im mexikanischen State Vera Cruz, aber schon seit 1566 nicht mehr thätig; seine mit hohen Eichen und Tannen gekrönten Wände zeigen keine Spur von Ausbrüchen und Lava. Der Gipfel hat sich im Südosten etwas gesenkt, so daß man den Ausschnitt des alten Kraters sogar in Xalappa sieht. (*Stein.*)

CITOYEN. Diese von cité, wie das italienische cittadino von città, hergeleitete Benennung wurde schon in ältern Zeiten gebraucht, um die Genossen des Bürgerrechtes in den Städten zu bezeichnen. Der weitere Umfang, welchen das republikanische Frankreich ihr gab, um damit diejenigen zu benennen, welchen die vollen Rechte des französischen Statsbürgers zukamen *), war vornehmlich dem genferschen Statsrechte nachgebildet. Dieses unterschied den citoyen von dem bourgeois, und räumte ihm die vollen Rechte des Statsbürgers, dem letztern nur beschränktere ein. Citoyens hießen nur diejenigen genferschen Bürger, deren Großväter bereits bourgeois waren. Mit diesem letztern Namen bezeichnete das genfersche Statsrecht sowol diejenigen, welche das Bürrecht erhielten, als ihre Kinder. Die citoyens sowol als die bourgeois bildeten die allgemeine Bürgerversammlung, conseil général. Zu den obersten Statsstellen waren nur die citoyens wählbar, indeß die bourgeois zu den untern und mittlern Statsstellen wählbar waren. Die Gränzlinie erfuhr im Laufe der Zeit Veränderungen zum Vortheil der bourgeois, bis endlich die Einführung des Grundsatzes der gänzlichen Gleichheit der genferschen Bürger dieselbe vollends aufhob. In dem letzten Jahrhundert der alten genferschen Verfassung waren nur die citoyens wählbar in den kleinen Rath der XXV., mithin zu den Stellen eines Syndics, Lieutenants und Säckelmeisters, so wie auch eines Auditors, Generalprocurators, Gerichtsschreibers, Chatelains, Richters zu St. Victor und Chapitre (Gerichtskreises des vormaligen Kapitels daselbst). — Das Reglement vom 21. November 1782 räumte auch den Kindern der citoyens, welche außerhalb der Stadt sowol im Gebiete der Republik als außer demselben geboren wurden, die Rechte der citoyens ein. (*Meyer von Knonau.*)

Citrin, ist die technische Benennung des weingelben Bergkrystalls, s. Quarz. (*Germar.*)

CITROSMA, *R.* et *P.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Urticeen und der 12ten Linné'schen Klasse. Es sind monöcische Blüthen, mit glockenförmigen, 4—8zähnigen Kelchen, auf denen viele schlaffe Staubfäden und pfriemenförmige Pistille stehn. Der Kelch schwillt in der Folge an, wird fleischig, und

---

3) Sachsenspiegel. B. I. Art. 67. B. III. Art. 5. 39. Schwabensp. Kap. 91. 1. 4) Anderer Meinung ist Gesterding Alte und neue Irrthümer. Nr. 5. Aber vgl. Gött. gel. Anz. 1819. Nr. 74. S. 741 fgg.

*) Es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, daran zu erinnern, daß die französische Nationalversammlung durch ein Dekret vom 22. Aug 1792 diesen Titel folgenden Ausländern ertheilte: den NAmerikanern Washington, Hamilton und Maddison, dem poln. Generale Kosciuszko, den Briten Priestley, Bentham, Wilberforce u. Clarkson, den Teutschen Campe und Klopstock, dem Schweizer Pestalozzi. (*H.*)

viele einsamige Beeren ein. Die Gattung **Mollinedia** *R.* et *P.*, ist wahrscheinlich eins mit diesen. Wir kennen ungefähr 20 Arten, die alle in Brasilien und Neugranada wachsen. (*Sprengel.*)

Citronätchen, Citronat, Citronate, u. a. m., s. unter Citrus.

Citronbiscuit, Citronenbrot u. Citronenconfect u. a. m., s. unter Zuckerbackwerk.

CITRONEN-CREME, ein Brei, der aus feinen, abgeriebenen Citronenschalen, und aus Citronsaft, mit Wein und Wasser, Zucker und Zimmt unter beständigem Umrühren durch gelindes Kochen bereitet, und mit Eigelb und etwas Kartoffelmehl gehörig eingedickt, schnell in eine Schüssel ausgegossen wird, damit er nicht gerinne. — Wohlschmeckend und leicht verdaulich zum Nachtische ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Citronen-Elixir, oder **Essenz,** und **Citronen-Liqueur,** s. unter Liqueur.

CITRONENGALLERTE oder **Gelée,** durch Abkochen von Kalbsfüßen mit Hirschhorn, oder Hausenblase, und Zusatz der dadurch erhaltenen gereinigten Gallerte von fein gewiegten Citronenschalen und von Citronensaft, mit feinen Gewürzen und Zucker, durch kurzes Sieden bereitet, und nach dem Durchseihen und Abkühlen noch über klein zerschnittene Citronenschalen oder auch Citronat gegossen, und zugleich damit überlegt. — Ein gut nährendes und wohlschmeckendes Speisemittel, auch für Reconvalescenten ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Citronennaphtha, s. unter Citrus.

Citronenöl, s. ätherische Öle.

CITRUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Agrumen und der 18ten Linné'schen Klasse. Die beerenartige, vielfächerige Frucht, deren Samen in einem klosigen Brei eingebettet sind, macht den Hauptcharakter dieser Gattung aus, zu welcher Citronen, Pomeranzen, Apfelsinen und Pompelmusen als Arten gehören. Im nordwestlichen Afrika, Marocos, Fes, Tunis und Tripoli, wachsen Citronen und Pomeranzen wild. Die erstern überdieß in Persien, die Apfelsinen in China. Die Väter der griechischen Kultur, Herakles, der Repräsentant des phönikischen Handelsstandes, und Dionys, mit Osiris einerlei, sollen aus dem Lande der Hesperiden diese goldenen Früchte eingeführt haben (*Hesiod.* theogon. 215. 333. 357). (*Sprengel.*)

CITRUS, I) Aurantium *L.*, Orangen- oder Pomeranzenbaum; im Orient und südlichen Europa heimisch, kommt er auch in Westindien und Südamerika vor. In Oberitalien findet man ihn in Doppelreihen längs der Mittagsseite einer hohen weißen Mauer im freien Lande gepflanzt, im Winter durch ein Ziegeldach ꝛc. geschützt, in der so gen. Cedrera, einem Winterhause. Bei uns wird er in Scherben und Kübeln cultivirt. 1) Pomeranzen- oder Orangeblüthen, **flores Aurantiorum s. Naphae,** mit fünfspaltigem Kelche, der aus 5 weißen, länglichen, dicken, saftigen, abstehenden, frisch sehr stark, durchdringend angenehm riechenden und bitterlich schmeckenden Kronenblättern besteht. Sie enthalten das Ätheröl der Pomeranze in seiner feinsten Entwickelung. Statt ihrer lassen sich auch die Blüthen der andern Arten dieses Geschlechts: Citr. Decumana u. s. w. benutzen, nur riechen sie schwächer. Weil alle durchs Trocknen am Geruch verlieren, so müssen sie eingesalzen aufbewahrt werden. Doch sind sie auch im getrockneten Zustande anwendbar. Mittels Weingeistes zieht man daraus eine gelbe Lackfarbe ꝛc. Man setzt sie auch mit Branntwein an, bereitet daraus Bischoffessenz. a) **Aqua florum Aurantii, s. Naphae** *Bor.*, Orangeblüthwasser. Es muß, nach der neuen bessern Methode, durch Wasserdämpfe aus den Blüthen gezogen, fast durchsichtig weißlich aussehen, stark und einzig nach Pomeranzenblüthen riechen und schmecken, keinen Beigeruch haben, und deßhalb in Glasflaschen mit eingeriebenen Glasstöpseln gut aufbewahrt werden. Es hat einen schwach bittern Geschmack, scheidet kein Öl während der Destillation, und setzt auch keinen Schleim in den Standgefäßen ab. — Das auf die alte Weise bereitete ist trübe, riecht stark, aber weniger angenehm, schmeckt merklich bitter, und sondert beim Stehen mehr oder weniger Öl- und Schleimtheile ab. Seines ungemein lieblichen Geruchs wegen, und als feines analeptisches Constituens, setzt man es Mixturen oder Pflanzenemulsionen, auch äußerlichen Arzneien zu. Für sich ist es bei hysterischen Anfällen sehr wirksam. Übrigens benutzt man es in der Küche und Konditorei, so wie zu mancherlei Parfüms ꝛc. b) **Syrupus florum Aurantii** *Bor.*, ein ungefärbter, aber sehr wohlschmeckender Zuckersaft, als Zusatz zu reizenden und stärkenden Arzneien ꝛc. c) **Oleum fl. Aurant. s. Naphae (Essentia Neroli),** ein Anfangs grünliches, nach einigen Tagen aber röthliches, leichtes, dünnes, höchst lieblich riechendes Ätheröl, das wir aus *Italien* und Südfrankreich erhalten, wo es vorzugsweise nach der alten Art durch unmittelbares Zusammenbringen der Blüthen mit dem Wasser, im Großen bereitet wird. Hundert Pfd. Blüthen geben nur gegen 4 Dr. reines Öl. Das verkäufliche ist gewöhnlich weiter nichts, als einige Zeit auf Orangeblüthen gestandenes, oder darüber abgezogenes Bergamottöl, manchmal auch bloß mit obigen Blüthen aufgestelltes Beenöl.

2) Pomeranzenfrüchte (Orangen), **poma s. mala aurantiaca:** a) unreife, bittere, **fructus Aurantii immaturi,** von der Größe einer Erbse bis zu der einer Kirsche. Sie müssen frisch grün, von etwas herbem Geschmack, getrocknet grünbraun, ins schwärzliche fallend, etwas runzlig, schwer, von angenehm würzigem Geruch und anhaltend bitterm, mild gewürzhaftem Geschmack seyn. Schlechter sind die von selbst abgefallenen leichten, bleichen Früchtchen. Alle enthalten sehr wenig ätherischen Stoff, desto mehr Bitterstoff. Sie eignen sich insbesondere für die torpidern, tiefer begründeten Formen der Verdauungsschwäche. Vormals bereitete man aus ihnen Tinkturen und Elixire; auch noch jetzt sind sie ein Bestandtheil namentlich des **Elixir Aurantior. compositum** *Bor.*, der **Tinctura amara,** u. a. Magenelixire, auch der Bischoffessenz und des Bischoffextrakts, der aqua amara. Übrigens setzt man mit ihnen gemeinen Branntwein an. b) Die reifen bittern od. sauren Pomeranzen, oder Orangen, **poma Aurant.** matura, von St. Miguel, einer der Azoren, sind ihres Wohlgeschmacks und ihrer Saftigkeit wegen vorzüglich berühmt. Sie sind so groß, wie die größten Citronen, rund, an

beiden Seiten etwas eingedrückt, und haben eine ungleiche, höckerige Schale, nebst einem nabelförmigen Auswuchs. Ihre Farbe ist gelbbraun, etwas gelber die der Curassavischen. Reif besitzen sie ein gelbliches, saftreiches Fleisch, und ein häutiges, bleiches, inneres Mark, voll von einem angenehm bitterlich schmeckenden Safte, riechen sehr balsamisch, und schmecken sehr gewürzhaft bitterlich. Die dunkel- oder braungelben und feinschaligen, nicht allzu alten und schrumpfigen, sind die besten. Bahlmann sah eine reife Pomeranze, merkwürdiger Weise, mit nur geringer Umfangsverminderung, in einem feuchten Zimmer in eine derbe Erdmasse verwandelt. — Die frischen Orangen werden zu Bischof benutzt. — Der frisch ausgepreßte Saft ist erquicklich und stärkend. Die frische Schale (Orangeschal), cortex Aurantiorum enthält in ihrem gelben äußern Theile viele eirunde Saftbläschen, strotzend von einem Ätheröle. Wir erhalten sie getrocknet, und müssen vor ihrer Anwendung die äußere gelbe Schale (Flavedo Cortic. Aurant.) von dem innern, markigen, unkräftigen Theile derselben absondern. Daher zieht man auch die Cort. Aurant. Curassaviensium von einer südamerikanischen, vorzüglich auf Curassao wachsenden Abart des Orangenbaums, welche größten Theils schon entmarkt, ungleich dünner und wohlriechender sind, als die europäischen, allen andern vor. Nach diesen sind die spanischen in Viertelschnitten die besten. Bei weitem nicht so gut sind die dicken, pelzigen portugisischen in zusammenhängenden Viertelschnitten, und die italienischen schlangenförmig und länglich geschnittenen Schalen. Wohl behandelt und aufbewahrt, geben sie durch Aufgießen mit siedendem Wasser und mehrstündiges Aufstellen im heißen Sandbade ein kräftiges Extrakt; fast ganz unwirksam ist das durch Kochen bereitete; Alkohol mit gleichviel Wasser, oder Wein sind die kräftigsten Auszugsmittel. Die vorwaltenden Grundbestandtheile sind ätherisches Öl, Bitter- und Harzstoff.

Sie sind, als ein treffliches, mildes und doch kräftiges Erregungsmittel für des Nervensystem, insbesondere für die Nerven- und Gefäßthätigkeit der Abdominalorgane, arzneilich angezeigt bei gelindern Graden allgemeiner Schwäche, bei den ersten Vorboten asthenischer Fieberformen, in Verbindung mit Wein, Schwefeläthergeist &c., auch bei höherer Asthenie, zumal des Darmkanals, setzt man sie mit Nutzen stärkern Reizmitteln zu. Allgemeiner aber ist ihr Gebrauch bei nachbleibender Schwäche von anhaltenden Fiebern, bei schwacher, fehlerhafter Verdauung und ihren Folgen. Man gibt sie hier in Pulverform, im weinigen Aufgusse und in ihren Präparaten, fast jedes Mal mit Zimmt, Pfeffermünzwasser, Schwefeläthergeist, Kaskarille, Kolumbo, oder mit bittern Extrakten, Ochsengalle, Eisen &c., oder läßt sie mit diesen abwechselnd nehmen. Überhaupt setzt man sie bei chronischen Asthenien: Wassersucht, Würmern &c., zu allen Arzneien, um deren Geschmack zu verbessern, und deren Wirksamkeit zu erhöhen. Deßgleichen sind sie ein sehr zweckmäßiger Zusatz zur China bei höherm Schwächegrade, und bei Leiden des Verdauungssystems in leichten Wechselfiebern. Ein Theeaufguß davon mit Zucker und Milch gibt ein gutes Stomachale. Auch hat man sie bei passivem Hämorrhoidal- und Mutterblutflusse, zumal die Tinktur, oder den Absud davon, mit Vitriolelixir &c. angerathen, wie überhaupt bei Geschlechtsschwäche und Impotenz. Endlich sollen sie die zu hohe Sensibilität der Augen herab stimmen. — Man setzt sie zu wohlriechenden Haarpudern u. a. trocknen Parfüms.

Man läßt sie zu 10 — 40 Gr. in Pulver mit Zukker, oder den Aufguß von 6 Drachmen mit 12 Unzen Wasser oder Wein zu 1 — 2 Unzen nehmen, den wäßrigen mit andern Kräutern auch als Thee trinken. aa) Aqua cort. Aurant., nicht officinell, aber keineswegs kraftlos. bb) Extractum cort. Aurant., größten Theils seiner ätherischen Theile beraubt, und daher im Wesentlichen nur bitterstoffig und harzig. cc) Oleum Cort. Aur. *Bor.*, theils durch Auspressen, theils durch Destillation gewonnen. Das ausgepreßte, als das beste, ist sehr fein, weißgelblich, älter goldgelb von Farbe, von starkem, bleibendem Wohlgeruche und lieblich gewürzhaft bitterm Geschmacke. Es setzt mit der Zeit krystallinische Klümpchen ab. Von etwa 160 Früchten erhält man 1 — 1¼ Unzen Öl (vgl. Bergamottöl, Th. IX. S. 99.). Man benutzt es, wie dieses. dd) Elaeosacharum flavedinis Aur., sollte man, wie ähnliche Ölzucker, aus einer bestimmten Menge Öl und Zukker bereiten, und nicht, wie gewöhnlich, durch das willkürliche Abreiben frischer Schalen auf Zucker. Es dient, um Pulver &c. wohlschmeckender zu machen. ee) Tinctura Cort. Aur. *Bor.*, wirkt mehr flüchtig reizend, als die Tinct. Cort. Aur. *Hass.* u. a., namentlich zu 1—2 Dr., mit reinem, schwarzem Kaffe in Wechselfiebern &c.— Concentrirter bildet sie die einfachste und reinste Bischof-Essenz (Essentia s. Tinct. episcopalis), mit Rothwein zum Bischofgetränk. ff) Elixir Aurant. compos. *Bor.*, ein sehr stark reizendes Magenmittel zu 1—2 Dr. ein- bis dreimal täglich. Nicht so reizend wirkt gg) das Elixir stomachicum *Hoffmanni*, aber besonders wohlthätig für Hypochondristen, kachektische und hämorrhoidalische Personen zu 60 — 100 Tropfen. — Außerdem kommen die Pomeranzenschalen zur Tinctura amara, T. Gentianae compos., zum Elix. balsam. *Werlhof.* u. a. Magentropfen. hh) Den Syrup. cort. Aur. *Bor.*, gebraucht man als Zusatz zu stärkenden Arzneien. — Fürs Haus setzt man mit Pomeranzenschalen Aquavite an, Kräuterbiere &c. ii) Gute konfitürte, candirte oder eingemachte bittere Pomeranzenschalen, Confectio Cort. Aur., müssen frisch, fleischig, durch und durch zuckerig, von einem anziehenden bitterlich süßen Geschmack seyn. Sie gehören zu den beliebtesten, magenstärkenden Confectarten, und können die Stelle des Pulvers der Schalen arzneilich vertreten. Alte, verlegene, milbige, modrige, zusammengeschrumpfte, oder allzu feuchte, widrig schmeckende sind verwerflich.

c) Die Apfelsinen (Pomesinen), oder süßen chinesischen Pomeranzen, eine eigene Spielart, müssen eine schön rothgelbe Schale haben und einen hellgelben oder rothen, würzig süßen, oder säuerlich süßen Saft enthalten, der Gesunden und Kranken zur wahren Labung dient. Die besten darunter sind die malthesischen, dann die dünnschaligen Genueser, nur sollen sie

groß genug, schwer, rein-, glatt- und dünnschalig, ganz reif, etwas teigig anzufühlen, saftreich und wohlriechend seyn. — Außer zum Rohverspeisen im Sommer, wo sie aber nicht leicht verdaulich sind, benutzt man sie auch zum Champagnerpunsch oder Cardinal, zu Aquaviten u. a. geistigen Kunstgetränken, zu Conditoreiwaren ꝛc. Man bereitet daraus durch Gährung mit Zucker den **Apfelsinenwein.** Das jezuweilige Einbeißen in rothe Apfelsinen färbt die Lippen frischroth.

3) Die **frischen Pomeranzen-** oder **Orangenblätter**, folia Aurant. viridia s. rec., sind eirund, scharf zugespitzt, am Blattstiele an beiden Seiten mit kleinen, breiten, herzförmigen Blattansätzen versehen, dick, fleischig, fest, zähe, oberhalb lebhaft grün und glänzend, unterhalb bleich mattgrün, frisch gegen das Licht gehalten voll durchsichtiger Punkte, oder mit Ätheröle gefüllter Bläschen, von eigenem, starkem, bitterlich würzigem Geschmacke, und, zumal gerieben, von sehr angenehmem Geruche. Sie enthalten viel weniger Ätheröl, als die Fruchtschale, und erhitzen deßhalb weniger, scheinen aber fixer, anhaltender zu wirken. Man gibt sie möglichst frisch in Pulver mit Zucker zu 20 Gr. — 1 Dr. 3 — 4 Mal täglich, oder in Theeaufguß zu 1 — 2 Unz. mit 16 Unz. Wasser, täglich zu verbrauchen, oder in weinigem Aufguß: bei allgemeiner Nervenschwäche, bei krampfhaften Nervenleiden, Magenkrampf, Hysterie, Hypochondrie, Windkolik, Zuckungen ꝛc., mit Baldrian, Calmus, Stinkasant, Eisen, China ꝛc., bei nervösen Wechselfiebern, wahrhaft specifisch gegen epileptische und kataleptische Anfälle ꝛc. Ein schwacher Aufguß davon mit Zucker und Rum gewürzt, gibt einen wohlschmeckenden und gesunden Thee. —

II. **Citrus medica**, gemeiner Citronenbaum; einheimisch in Persien ꝛc., wird er häufig im südlichen Europa angebaut, wie der Pomeranzenbaum (s. oben), und bei uns, so wie im tiefern Persien in Glashäusern cultivirt. Sein Holz gibt ein echtes Gelb auf Wolle ꝛc., in der Färberei. Alle Citronenfrüchte mit ihren Arten, Ab- u. Spielarten: den großen **genuesischen Citronaten**, den **Peretten** oder **Spataforen**, **Pompelmusen**, den **Lumien**, **Bigaraden**, **Limen**, **Bonzinen**, **Bergamotten** und **Limönchen**, kleinen, aber sehr saftreichen und sauren Citronen, müssen rein- und dünnschalig, saftig, und wenig fleischig seyn, folglich sich teigig anfühlen, und eine liebliche, nicht bittere Säure enthalten, wie die besten portugisischen und sicilianischen. Es hat sich gezeigt, daß die Orangenbäume, welche man in den südl. Strichen von Devonshire in England ꝛc. aus den Kernen zieht, und vorsichtig pfropft, die Kälte ungleich besser vertragen, als solche, die man aus südlichen Gegenden in Kisten kommen läßt. — Schlechter sind 1) die dickschaligen, fleischigen aus Genua, St. Remo, und Mentano, die zwar größer, dicker und fester, aber nicht so saftreich sind; 2) die zu sehr gefleckten, anbrüchigen, halbmodrigen, und bis aufs Mark durchfaulten; denn bei jenen, wo bloß die Schale angefault ist, bleibt der Saft ganz unverändert; 3) die gefrornen, welche leicht verderben; 4) die unreifen, harten, blaßgelben, grünfleckigen.

Die Citronen enthalten in den Bläschen ihrer äußersten Schale ein eigenes Ätheröl (s. unten), nebst Schleim- und Bitterstoff, ganz reif in ihrem weißen Marke Schleimzucker, und in ihrer innern, fleischig-zelligen Masse, außer den bittern Samen, einen angenehm sauern Saft, welcher außer einer eigenthümlichen Säure, aus Apfelsäure, und aus Pflanzenschleim besteht.

Sie sind eine sehr nützliche Frucht, in arzneilicher, diätetischer u. a. Hinsicht; ihre verschiedenen Theile besitzen ganz verschiedene Eigenschaften und Kräfte (s. weiter unten).

Arzneilich bedeckt man mit den frischen Citronenscheiben scorbutische und andere bösartige Geschwüre, legt dergleichen, mit feinem Zucker bestreut, auf die lechzende Zunge vieler Kranken, und setzt sie ihrem Getränke bei. —

Diätetisch dienen sie zur kräftigen Würze vieler Speisen, Brühen, Sulzen ꝛc. und mancher Getränke, wie des Trinkwassers, des Punsches, des kalten und warmen Weißbieres, des feinern Sorbet (Scherbet) der Türken ꝛc., außerdem zu Gelee's, Crème's, zu Torten u. a. Backwerk.

1) Die **Citronenschale**, Cortex Citri, und zwar ihr äußerer gelber Theil, flavedo cort. Citri enthält in vielen eirunden Saftbläschen nicht wenig Ätheröl, und gibt mit Weingeist $\frac{1}{4}$, mit Wasser $\frac{5}{16}$ Extrakt. Man benutzt die Schalen theils in Pulverform, theils als Zusatz zu Thee- u. a. Aufgüssen, zu Tinkturen, doch stehen sie den Pomeranzenschalen nach (s. oben). Um ihre volle Kraft zu behalten, müssen sie nach dem Trocknen sogleich gepulvert, und in gut verstopften Gläsern aufbewahrt werden. — 'Frisch dient die äußere gelbe Schale zu einem Küchen- und Kuchengewürze, zur Bischofessenz u. a. Liqueurs, zu Kräuterbieren ꝛc.; getrocknet zu Pulver gemacht, setzt man sie zu wohlriech. Haarpudern u. a. trocknen Parfüms ꝛc. a) Aqua cort. Limonum recentium ist ein Vehikel für magenstärkende und reizende Mixturen. b) Oleum Cortic. C., **Cedroöl** aus Italien und Sicilien, wo es theils aus den frischen Schalen durch Aufritzen und Auspressen derselben, theils auch durch Destillation der schon ausgepreßten gewonnen wird. Hundert Citronen sollen 1 Unze Öl geben, angefaulte, nach **Liphart**, noch mehr. Es gehört zu den leichtesten Ätherölen, ist wasserhell, sehr dünnflüssig, leichter, als Wasser, und von lieblichem Citronengeruche. Das ausgepreßte, noch viel angenehmer riechende, und nicht so brennend schmeckende, hat eine blaßgelbliche Farbe. Es bildet, nach **Hasse**, mit rauch. Salpetersäure unter Schäumen ein braungelbes Harz, absorbirt, nach **Thenard**, $1\frac{1}{3}$ seines Gewichts salzsaur. Gas, und gesteht zu einer braunen Masse. Die frischen Schalen liefern durch Destill. zuerst ein dünnes, wasserhelles, dann ein mehr dickliches, grünes Öl. Durch eine rothglühende Porzellanröhre zersetzt, geben 10,08 Grammen desselben, nach **Th. v. Saussüre**, 6,39 brennbares Gas, und 1,7 Ther, oder schwarzes brenzliges Öl, durch Verbrennung im Sauerstoffgase aber 100 Theile desselben 80,899 Kohlenstoff, 12,326 Wasserstoff und 0,775 Stickstoff. — **Arzneilich** benutzt man es größten Theils nur als Zusatz zu andern, besonders äußerlichen Mitteln,

und 2 — 3 Tropfen in Wasser bei Flatulenz und Verdauungsschwäche, so wie zu einem Ölzucker, Elaeosaccharum Citri, als Bestandtheil des gewöhnlichen Limonadepulvers (s. Limonade), der Punschessenz, des Punschsyrups, des Citronpunsches selbst (s. Punsch). Noch braucht man das Öl in den abgezogenen, geistigen Wassern zu Citronenessig, zu Parfumerien rc. c) Die in Zucker eingemachtn, oder candirten Citronschalen (Sukade) müssen fleischig, klar, durchscheinend, außen dunkelgrün, innen gut gezuckert, und gleichsam mit Eis überzogen, trocken seyn, und sich leicht schneiden lassen. Die besten kommen aus Italien und Frankreich; schlecht sind die alten, feuchten, schmierigen, schimmligen, schwarzfleckigen, durchlöcherten Schalen. Sie geben, gleich d) dem frisch, und gut gehaltenen Citronat, jenen größern, dickern, süßfleischigen, mit Zukker eingemachten und ganz durchdrungenen genuesischen Citronaten oder ostindischen Pompelmusen, ein wohlschmeckendes Gewürz für mancherlei feines Backwerk, nürnberger Lebkuchen u. s w.

e) Citronensaft, succus Citri s. Limonum wird aus dem fleischigen Theile und Marke ganz reifer, von ihrer Schale und ihren Kernen befreiter Citronen ausgepreßt, und abgeklärt. Er muß einen schwach gewürzhaften sauern Wohlgeschmack und eigenthümlichen Wohlgeruch besitzen; ½ Unze davon muß 16 Gr. trocknes Kali ganz sättigen. Aus Sicilien rc. erhalten wir einen Citronensaft in Tonnen und Flaschen, der aber nicht selten verfälscht oder verdorben, und daher vor seiner Anwendung zu prüfen ist. Aller Citronensaft besteht aus eigentlicher Citronen- und aus Äpfelsäure, nebst vielem Schleim, wovon er, um lange haltbar zu bleiben, möglichst rein seyn muß. Der aus ganz verdorbenen Früchten gepreßte, oder durch die Zeit verschlechterte, läßt sich leicht am Geruche und Geschmacke erkennen. Der schon gegohrne ist schimmelig, und hat einen widrig bitterlichen Geschmack, wie der mit den Kernen ausgepreßte, und einen modrigen Geruch. — Mit Wasser verdünnt, sättigt er weniger Kali. — Seine Verfälschung mit dem Safte unreifer Weinbeeren (Succus Agrestae), davon 96 Unzen, 1 Unze und 2 Dr. Citronensäure geben, läßt sich nur durch Vergleichung mit dem Ansehen und Geschmacke eines notorisch reinen und echten Citronensafts entdecken. Ist er mit Essig verfälscht, so wird das damit gesättigte und zur Trockene abgedampfte Kali durch Auftröpfeln von mäßig starker Schwefelsäure einen flüchtigen Essiggeruch entwickeln. Die Verfälschung mit Weinsteinsäure verräth sich durch die Entstehung von Weinsteinkrystallen, bei der nicht vollen Sättigung desselben mit Kali. Dasselbe erfolgt auf einen Zusatz von salzsaurer Kaliauflösung. — Ist er mit Schwefelsäure versetzt, so läßt er bei der Sättigung mit Kali, und nachherigen gelinden Verdampfung ein feines, bitteres Salz (schwefelsaur. Kali) fallen. In dem freien unverbundenen Safte bewirkt auch das aufgelöste salzsaure Blei einen weißen Bleivitriolniederschlag.— Wenn das durch die Sättigung mit Kali gebildete Neutralsalz auf Glühkohlen verpufft, so ist er mit Salpetersäure, und, wenn einige Tropfen schwefelsaur. Silberlösung, als salzigsaures Silber oder Hornsilber daraus zu Boden fallen, mit Salzsäure verfälscht. Der Zusatz von irgend einem äpfelsäurehaltigen Fruchtsafte thut sich kund, wenn damit gesättigter Kalk viel leichter, und meist in einer zehnfachen Menge Wasser wieder auflöslich ist.

Am häufigsten setzt man den Citronensaft zu Getränken, um damit zu kühlen und den Durst zu löschen, arzneilich bei Blutwallungen aller Art, mit schwachem Chamillen- oder einem andern arom. Thee, bei Mutterblutflüssen nach der Geburt, und andern Blutflüssen, bei Neigung zum Abortiren, beim Herzklopfen, bei fieberlosen Petechien, bei der Synocha, beim gelinden Typhus, hier mit Wein und einem gewürzhaften Wasser. Vorzüglich dient er auch bei Gallenfiebern, und, mit Wein, bei galligfauligem Typhus, bei der Gall- und Gelbsucht, gegen See- und Landskorbut, skorbutische Zufälle, einige Eßlöffel voll täglich mit gleichviel starkem, schwarzem Kaffee am fieberfreien Tage warm früh nüchtern theetassenweise getrunken gegen Wechselfieber, mit Kochsalz, oder einem muriatischen Mineralwasser, z. B. dem Pyrmonter rc., gegen Ruhr, Harnruhr, Kolik, faulige Bräune und dergleichen Krankheiten aller Art; bei Harnsteinbeschwerden wirkt er diuretisch. Auch hat man ihn zu 3 — 8 Unzen täglich, mit 3 Mal so viel Wasser verdünnt, gegen syphilitische Krankheitsformen versucht (Rollo).

Mit kohlensauren Kalien während des Aufbrausens genommen, oder so, daß man jene zuerst und unmittelbar darauf den Citronensaft nehmen läßt, ist er heilsam bei Erbrechen, und gegen schmelzende Durchfälle. — Endlich nützt er auch, mit Wasser in großer Menge getrunken, wie andere Pflanzensäuren, gegen Vergiftung mit narkotischen und scharfen Stoffen, z. B. den Euphorbienarten rc., gegen Magensäure und Sodbrennen. — Äußerlich räth man ihn gegen rein örtliche, flechtenartige Hautausschläge, Hautflecken, Sommersprossen, Skorbutflecken, gegen das Durchliegen der Kranken, und leichte Blutungen, deßgleichen bei skorbutischer Mundfäule, und überhaupt bei skorbutischen u. a. bösartigen, fauligen und brandigen Geschwüren, als Hauptmittel, an, ferner bei Beinfraß, Mastdarmfisteln und syphilit. Geschwüren; man befeuchtet die Geschwüre damit, oder bedeckt sie mit frischen Citronenscheiben, oder legt den Saft mit Charpie auf; bei Trippern mit skorbutischer Anlage, bei Fisteln rc., spritzt man ihn, mit Wasser verdünnt ein.

Vorzugsweise aus diesem Safte, selbst dem gährenden, schimmelnden, ja sogar aus dem mit Essig- oder Schwefelsäure versetzten, läßt sich eine reine krystallisirte Säure ziehen (s. unten Citronensäure).

Präparate: aa) Limonadenpulver, pulvis Limonadae, ein sehr angenehmes, trocken bleibendes Pulver, das theils aus feinem Zucker, wesentlichem Weinsteinsalz und einigen Tropfen Citronenöl, theils aus der reinen, mit vier Theilen Zucker zusammengeriebenen Citronensäure bereitet wird. Eine Drachme in 4 Unzen Wasser gelöst, macht eine sehr gute Limonade. Sie ist ein kühlendes, den Durst stillendes Getränk, sowol für Gesunde, zumal mit etwas weißem Weine gewürzt, damit sie der Magen besser vertrage, als auch ohne Wein für solche, die an Blutwallungen, Erhitzungen, Fiebern, Blutflüssen u. s. w. leiden. Die ungekochte führt mehr Säure

bei sich, als die gekochte, in welcher der Zucker durch die Einwirkung der Säure eine Modifikation seiner Grundstoffe erleidet, wodurch sie gefärbter und consistenter wird, daher schwieriger sich durchsieben läßt. bb) Citronensyrup. Syrup. succi Citri *Bor.*, wird zu kühlenden Tränkchen und Julepen gesetzt. Fürs Haus, oder bei Gebirgs-, See- u. a. Reisen dient er auf weitmündige Flaschen oder Zuckergläser gefüllt, zur Limonade, zur Verbesserung des Trinkwassers auf Schiffen. Dergleichen Limonadensyrupe, sowol von gelber Farbe, als durch Himbeeren-, Kirschen- oder Berberitzbeerensaft geröthet, müssen klar, gleichförmig, hell genug, weder zu dick noch zu dünn sein, und ihre eigene frische Farbe, ihren reinen Wohlgeruch und Wohlgeschmack haben. Schlecht gerathene werden schimmelig, riechen muffig, und schmecken übel und sauer. [illegible] — cc) Der Citronen- oder Limonadensyrup [illegible] — dd) Citronenmolke [illegible]

[illegible]

gen, diese Masse auslaugen und dann durch so viel Schwefelsäure, als zur Sättigung des Kalks nöthig ist, die Säure abscheiden. Ihre Krystalle sind luftbeständig, völlig geruchlos, aber von sehr saurem Geschmack und effloresciren etwas an der Luft. Im Wasser sehr auflöslich, bedürfen 100 Theile davon nur 75 kaltes, und 50 heißes Wassers zu ihrer Auflösung, welche an der Luft sich von selbst zersetzt. — Auf einer Glühkohle erhitzt, schmilzt die Säure Anfangs, schwillt dann auf, stößt einen wie gebrannter Zucker riechenden Dampf aus, und hinterläßt nur wenig Kohle. In einer Glasgeräthschaft behandelt, fängt sie, nach Lassaigne, an zu schmelzen, nimmt darauf eine gelbe Farbe an, die nach und nach immer dunkler wird, und zugleich entwickelt sich ein weißer Dampf, der in der Vorlage sich verdichtet. Gegen das Ende der Arbeit erscheinen bräunlich-gelbe Dämpfe, und es bleibt eine leichte Glanzkohle zurück. Die Vorlage enthält am Boden eine ölige, bernsteinartige Flüssigkeit, auf der eine rangefärbte, wäßrige [illegible]. Erstere hielt Lassaigne für eine leichte zersetzbare Verbindung von brenzliger Citronensäure [illegible] ; die zweite enthält wieder Citronen- und Essigsäure.

Die [illegible] der Citronensäure sind [illegible] und [illegible] (4 [illegible]), nach Berzelius, 41,3[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], nach [illegible] 33,8[illegible] [illegible], 6,330 [illegible]

[illegible]

bringt noch im Magen eine kühlende Empfindung hervor.

4) Citrons. Kalk, Calx citrica, Calcaria citrata, welcher auf Sicilien aus frischem Citronensafte mit Kalk gesättigt, im Großen fabricirt, und nach England gesendet wird, um hier daraus die Citronensäure ohne Verlust an Säure auszuscheiden. Er ist ein weißes, krystallinisches Pulver, nur durch einen Säureüberschuß, als saures Salz, leicht, aber als neutrales schwer auflöslich in Wasser, doch auflöslicher, als sauerkleesaurer Kalk, bestehend aus 37,34 Kalk und 62,66 Säure und Wasser. Das feuchte Salz fault, nach Proust, in der Wärme, und zersetzt sich in kohlensaures, in Wasserstoffgas und in kohlensaur. Kalk. Es ist in folgenden zwei Formen officinell: a) Conchae citratae, citronensaure Austern- und Muschelschalen; b) Lapides cancrorum citrati, citronensaure Krebssteine, in welchen beiden Präparaten der citronensaure Kalk mit Phosphor- und Apfelsäure, nebst schleimigen Theilen verbunden ist. Vormals galten sie für ein auflösendes, schweißtreibendes und kühlendes Mittel. Selle will damit hektische Kranke geheilt haben. Andere empfehlen sie, während des Aufbrausens genommen, gegen Erbrechen und Blasenkatarrh. Man hält sie indeß jetzt für sehr entbehrlich.

5) Citronens. Baryt, Baryta citrica ist, im neutralen Zustande pulverartig, seidenglänzend, und schwierig, doch leichter, als Nr. 4, in Wasser löslich, und enthält 50 Baryt und 50 krystallisirte Säure. — Durch mehr Säure löst sich das Pulver wieder auf.

6) Citrons. Strontion, undeutlich krystallisirbar, und leichter auflöslich.

7) Citrons. Bittererde, Magnesia citrica, a) neutrale, ein weißes Pulver; b) saure, eine in Wasser leicht lösliche, formlose, undurchsichtige Masse aus 33,34 Erde und 66,66 Säure.

8) Citrons. Alaunerde, Alumina citrica, ein bei Erdeüberschuß, in Wasser schwer auflösliches Pulver; bei Säureüberschuß aber eine auflösliche Gummimasse.

9) Citrons. Zirkonerde, deßgleichen

10) Citrons. Yttererde, weiße, unauflösliche Pulver.

11) Citrons. Glycina, weniger auflöslich, weniger süß von Geschmack, und mehr zusammenziehend, als die sauerkleeſ. Glycina.

b) Citronensaure Metallsalze:

1) Citronens. Silber, pulverartig, am Lichte sich schwärzend, von scharfem Metallgeschmack, und in Wasser unauflöslich, enthält es, nach Vauquelin, 64 Silberoxyd und 36 Säure.

2) Citronens. Quecksilber, als Oxydul weiß, krystallinisch, von sehr metallischem Quecksilbergeschmack, in Wasser, kaum aber in Salpetersäure auflöslich. Das Oxyd ist eine weiße feste Masse.

3) Citronens. Zink in glänzenden Blättchen, die einen herben Metallgeschmack haben, im Wasser kaum löslich sind, und 50,84 Zinkoxyd auf 49,16 Säure enthalten.

4) Citronens. Blei, ein weißer, in Wasser schwer löslicher, süßlich schmeckender, und in Feuer, unter Reduction des Bleies, zerstörbarer, pulveriger Niederschlag, nach Berzelius, aus 62,82 Bleioxyd u. 34,18 Citronensäure.

5) Citronensaur. Kupfer, in hellgrünen Krystallen.

6) Citronens. Eisen, ein durch freiwillige Verdunstung sich bildendes, krystallinisches, dunkelbraunes, aber durch Abrauchen erhalten, ein tintenschwarzes, pulveriges, in der Kälte sprödes, in der Hitze biegsames Salz. An der Luft zerfließt es nicht, löst sich aber in Wasser leicht auf. Es besteht im trocknen Zustande aus 30,38 Eisenoxyd und 69,62 Säure.

7) Citronensaur. Tantaloxyd; die Säure löst das frisch gefällte Oxyd, nach Wollaston, auf, nach Andern aber kaum eine Spur davon.

8) Citronensaures Manganoxydul. Nach Scheele löst sich das Mangan in der wäßrigen Citronensäure unter Entbindung von Kohlensäure auf.

9) Citronensaur. Nickeloxyd, grünlich weiße Flocken von schwach metallischem Geschmack, und, nach Tupputi, in überschüssiger Säure löslich.

10) Citronensaur. Uran, blaßgelb, schwer auflöslich in Wasser.

11) Citronens. Cerer., durch einen Überschuß der Säure löslich.

12) Citronens. Cadmium, ein weißes, krystallinisches Pulver, welches vom Wasser kaum aufgenommen wird.

Die übrigen Verbindungen sind noch unbekannt. Mit Alkohol bildet die einfache Citronensäure eine Auflösung, und den Citronenäther, naphtha citri, eine gelbliche, geruchlose, sehr bittere, nicht flüchtige Flüssigkeit, die etwas schwerer, als Wasser, wenig darin, leichter in Weingeist löslich, und daraus durch Wasser fällbar ist. Kali nimmt ihr die Citronensäure. Thenard stellte sie zuerst dar, was Scheele früher mißlungen war, durch Destillation von 15 Theilen einfacher Citronensäure mit 18 Weingeist und 5 concentr. Schwefelsäure, bis sich ein wenig Schwefeläther bildete; der saure Retortenrückstand setzte, mit Wasser verdünnt, die Naphtha ab, welche mit wäßrigem Kali und kaltem Wasser gewaschen wurde.

2) Brenzlige Citronensäure wird, nach Lassaigne, ihrem Entdecker, erhalten, wenn man aus dem Kalksalze, das die bei der Destillation der einfachen Citronensäure mit übergangene farblose, wäßrige Flüssigkeit (s. oben), mit kohlens. Kalk gesättigt, gibt, mittels Sauerkleesäure den Kalk niederschlägt, oder das Salz mit essigsaur. Blei zersetzt, und den Niederschlag mit Hydrothionsäure behandelt.

Sie ist weiß, farblos, schmeckt sauer und zugleich etwas bitter, und bildet insgemein nur eine weiße, aus sehr feinen Nadeln bestehende Masse. Sie ist leicht löslich in Weingeist und Wasser, die wäßrige Lösung röthet stark das Lackmuß, fället weder das Kalk- noch das Barytwasser, noch den größern Theil der Metalllösungen, mit Ausnahme des essigsaur. Bleies und des salpeters. Quecksilberoxyduls. Auf einem heißen Körper erhitzt, fließt sie [illegible] scharfer und sehr [illegible] Dämpfe, [illegible] einiger Spuren von Kohle. In einer [illegible] erhitzt, zersetzt sie sich

theilweise, und man erhält neben der Säure ein gelbes flüssiges Öl. Mit den metallischen Oxyden bildet sie andere Salze, als die einfache Citronensäure (s. oben). Sie besteht aus 47,6 Kohlenst., 43,5 Sauerst. und 9 Wasserstoff, mithin aus ganz andern Mischungsverhältnissen, als Nr. 1. (s. oben). Dagegen ist ihre Säuerungsfähigkeit mit der von Nr. 1. ganz gleich.

a) Das brenzlich citronensaure Kali erscheint in kleinen, weißen, luftbeständigen Nadeln, die sich in etwa 4 Wasser lösen. Diese Lösung fällt nicht, wie die des citronensaur. Kali (s. oben), den salpetersaur. Baryt, noch auch das salpeters. Silber.

b) Brenzl. citronens. Kalk, weiß, in farrenkrautartig aufgestellten Nadeln von scharfem Geschmack, in 25 Wasser bei + 10° löslich, 50 Proc. Krystallwasser enthaltend, besteht er aus 34 Säure und 66 Kalk.

c) Brenzl. citronens. Baryt, ein sehr weißes, krystallinisches Pulver, welches in 150 kalten, und 50 sied. Wassers auflöslich ist, und 43,90 Säure auf 56,00 Baryt enthält.

d) Brenzl. citronens. Blei, eine weiße, halbdurchsichtige Gallerte, durch Zersetzung von b) mit gelöstem essigsaur. Blei erhalten, welche beim Eintrocknen an der Luft, gleich der Thonerde, zusammen schrumpft. Sie enthält 8 Proc. Wasser, und 33,4 Säure auf 66,6 Bleioxyd *). (*Th. Schreger.*)

Citronen-Gallerte, lehrt die Kochkunst aus wohl gereinigter Fleischgallerte, klar gewiegten Citronenschalen, und Citronensafte, mit feinen Gewürzen und Zucker durch kurzes Sieden bereiten. Nach dem Durchseihen und Abkühlen wird die Gallerte dann noch über klein zerschnittene Citronenschalen, oder auch Citronat gegossen, und zugleich damit überlegt. (*Th. Schreger.*)

CITTA, *Lour.*, eine Pflanzen-Gattung, welche füglich den ältern Namen Stizolobium *P. Brown.* behält, und Negresia *R.* et *P.*, Pachyrrhizos *Cand.*, Mucuna *Adans.*, und mehre Dolichos-Arten mit knolliger Wurzel umfaßt. (*Sprengel.*)

Città, mehre Orte in Italien mit verschiedenen Beinamen: Città della Pieve, Stadt und Bischofssitz unfern der Chiana, mit vielen Kirchen und Klöstern und 2400 Einw. in der päpstl. Delegation Perugia. — Città di Castello, Stadt und Bischofssitz an der Tiber, in derselben Delegation, mit vielen Kirchen und Klöstern und 6000 Einw., die sich von Wein- und Ölbau und Seidenspinnerei ernähren. — Città nuova, s. unten. — Citta vecchia, 1) Name der Stadt Malta. 2) Marktflecken auf der dalmatischen Insel Lesina, s. unten. Città vittoriosa auch il Borgo genannt. S. Valetta, wovon es als Vorstadt zu betrachten ist. (*W. Müller.*)

CITTADELLA, Stadt und Hauptort eines Districtes in einer Ebene an der Brentella, zur lombardisch-venetianischen Delegation Vicenza gehörig. Sie zählt gegen 6600 Einw., welche viele Manufakturen, besonders von Wollenzeug unterhalten. (*W. Müller.*)

CITTADINI (Celso), geb. zu Rom 1553, stammte von einer edeln sienesischen Familie ab, lebte in der Hauptstadt der Kirche, bis er auf einen Ruf zur Professur der toskanischen Sprache und Literatur nach Siena ging, und starb daselbst 1627. Er war einer der gründlichsten und umfassendsten Gelehrten seiner Zeit. Seine Studien und Kenntnisse verbreiteten sich über das klassische Alterthum und die mittlere und neuere Geschichte und Literatur seines Vaterlandes, dessen Genealogie und Heraldik er sogar inne hatte. Daneben trieb er Botanik, Geographie und Kosmographie, und auch die hebräische Sprache war ihm nicht fremd geblieben. Die bleibendsten Verdienste hat er sich um die toskanische Sprache erworben, besonders in Bezug auf höhere Grammatik und Kritik ihrer Klassiker. Mit dem größten Aufwand von Mühe und Kosten hatte er sich viele autographische Handschriften des Petrarca, Boccaccio, Bembo und andrer toskanischer Klassiker verschafft und benutzte diese zur Berichtigung der Texte. Seine gedruckten Arbeiten sind: Rime platoniche del Sign. Celso Cittadini dell' Angiolieri. Ven. 1585. 12. Eine Ausgabe der Rime di Guido Cavalcanti mit Kommentar und Biographie des Dichters. Siena 1602. 8. Tre Orazioni. Siena 1603. 8. Parthenodoxa, ovvero esposizione della Canzone del Petrarca alla Vergine madre di Dio. Siena 1604. u. 1607. 4. Trattato della vera Origine e del processo e nome della nostra lingua, scritto in volgar sanese. Ven. 1601. 8. Origini della volgar toscana favella. Siena 1604. 8. 1628. 8. Verbessert und vermehrt unter dem Titel: Opere di Celso Cittadini Sanese in einer zu Rom 1721. 8. von Girolamo Gigli besorgten Ausgabe. Dabei ein Leben des Auctors. Discorso dell' antichità delle famiglie. Mit Anmerkungen zuerst herausgegeben von Giov. Girol. Carli. Lucca 1741. 8. [1]). (*W. Müller.*)

CITTADINI (Peter Franz), italienischer Maler, geboren zu Mailand im Jahre 1615 (wegen seines Geburtsortes il Milanese genannt), gestorben zu Bologna. Er zeichnete sich durch frisches Colorit und einen kräftigen

*) Über die Citrusarten s. J. Ch. Fr. Graumüller's Handbuch der pharmac.-medizinischen Botanik. Eisenb. 1813—19. V Bände und Register. 8. IV. Bd. *Citrus.* — l'Hist. naturelle des Orangers, par M. M. *Risso* et *Poiteau.* (mit 109 Kpfrn.) à Paris. 1823. 4. Über einfache Citronensäure, s. *Scheele* de succo citri i. Dessen Opp. I. S. 181 rc. — Hermbstädt i. s. phys. chem. Versuchen. I. S. 207 rc. Dize i. Scherer's a. Journ. der Chemie VIII. S. 613 rc. — Richter's neue Gegenstände der Chemie rc. I. S. 59. VI. S. 68 rc. — Westrumb's kleine ph. chem. Abhandl. II. 1. S. 253 ff. — Über brenzliche Citronensäure, s. *Lassaigne* i. d. Ann. de Ch. et d. Ph. 1822. Septembre. p. 100. u. im Journ. de Pharmac. 1822. Octbr. p. 490 etc., teutsch i. Stoltze's berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXV. 1. S. 117 rc. — Dictionn. technologique. I. p. 678, teutsch i. Dingler's polytechn. Journ. 1824. XV. 2. S. 162 rc. — Dierbach in Geiger's Magaz. f. Pharmacie rc. 1825. III. 10. Maiheft.

1) *Tiraboschi* VIII, 518 ff. *Ginguené* in der Biogr. univ. VIII.

Pinsel aus, und malte geschichtliche Gegenstände, Landschaften und Früchte. Seine drei Söhne, Giambattista, Karl und Michael, waren auch geschätzte Maler. (*Rumy.*)

CITTA NUOVA (d. h. Neustadt), 1) Stadt im Distrikte Capo d'Istria des Königreichs Illyrien, auf einer Erdzunge, in einer ungesunden Gegend, mit einem guten Hafen (an der Mündung des seichten Quieto) *), 4 Kirchen, einem Bisthum, 850 (nach Andern 900) Einwohnern **), die größten Theils Fischer sind (Breite 45° 18′ 17″ Länge 31° 14′ 13″). Hier stand einst die blühende römische Kolonie Hämonia oder Amonia. 2) Marktflecken auf der Insel Lesina im Königreiche Dalmatien, mit einem Hafen und 2200 Einwohnern. 3) Marktflecken im ungarischen Gränzdistrikt bei Carlossago in Kroatien, ottochaner Regimentsbezirk. (*Rumy.*) 4) Stadt am Durone in der neapolitanischen Provinz Molise mit ungefähr 2000 Einwohnern. †) 5) S. Valetta, woven Città nuova Cottonera als Vorstadt zu betrachten ist. (*W. Müller.*)

CITTA VECCHIA (d. h. alte Stadt) ††), Marktflecken auf der Nordwestküste der Insel Lesina des Königreichs Dalmatien, im Kreise Spalato, mit einem Hafen und 2200 Einwohnern, die Fischerei, Schiffbau und Schiffahrt treiben. Das Ufer wird durch das von dem benachbarten Berge abgeschwemmte Erdreich hier immer mehr erhöht. Man findet hier noch griechische und röm. Alterthümer †††). (*Rumy.*)

Citula, s. Scomber.

CIUBRANOVICH [spr. Tschubranowitsch] (Andreas), ein Dalmatiner aus Ragusa, Goldschmied und glücklicher Dichter in der dalmatinischen Sprache in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Mehre andere Dichter, z. B. Junius Palmotta, schalteten ganze Stellen aus seinen Gedichten den ihrigen ein. Seine Jeghinyka (wahrsagende Ägyptierin oder Zigeunerin), zuerst zu Venedig 1699 und dann mehrmals gedruckt, erhielt ungetheilten Beifall. Seine ungedruckten Gedichte gingen in der Folge der Zeit verloren. (*Rumy.*)

Ciudad de las Palmas, s. Palmas.

Ciudad della Hacha, s. Hacha (2te Sect. I. S. 73).

CIUDAD REAL (13° 44′ L. 39° 7′ B.), Hauptstadt der spanischen Prov. Mancha, 1 Meile von der Guadiana, in einer Ebene, gut und regelmäßig gebaut, ist mit Mauern umgeben, aus denen 8 Thore führen, und hat 3 Kirchen, 9 Klöster, 2 Oratorien, 5 Hospitäler (das eine mit einer Armen- und Versorgungsanstalt, in welcher Wolle und Esparto verarbeitet wird), 1 Collegium und 8400 Einw., die Wollzeugweberei, Gärbereien und Handschuhfabriken betreiben und jährlich einen Esel- und Mauleselmarkt halten, wo an 10,000 dieser
zusammen getrieben werden. Die Stadt hieß sonst
Pozuela. (*St*

CIUDAD REAL, 1) de la Bedra, eine
in dem Columbiadepart. Orinoco oder dem vorma
spanischen Guyana am rechten Ufer des mächtigen
noco: sie ist 1759 gegründet, aber noch ein elender
der meistens von Landläufern aus Barcelona und
zuela bewohnt wird.— 2) de Chiapa, die Haupt
des Mexicostats Chiapa, der Sitz der höhern Beh
und eines Bischofs, liegt nördl. Br. 16° 35′ L. 283
an dem Yeizhihujat auf einer schönen, an Zucker, B
wolle und Kakao reichen Ebene. Sie ist 1528 von
go de Mazariejos auf der Stelle einer alten Indi
stadt erbauet, erhielt Anfangs den Namen Villa
den sie nachher in Villa de San Cristoval de los
und zuletzt in den von Ciudad Real verwandelte,
enthält 1 Kathedrale, 4 Mönchs- und 1 Nonnenkl
2 Oratorien, 1 Hospital, 1 Collegium oder latei
Schule, aber nur (1778) 3833 Einw., die sich vo
Landwirthschaft, einigen Gewerben und dem Handel
ren. Das Bisthum ist 1538 errichtet; der edle Las
sas trug seine ersten Mütze. Es ist der Geburtsor
beiden Franciskaner, des heiligen Francia Salcedon
Diego de Saëz. In den Umgebungen findet man
periodische Quelle und verschiedne Stalaktitenhöhlen;
Chiapa, Th. XVI. S. 303 f. (*Has*

CIUDAD RODRIGO, feste Ciudade in der
Prov. Salamanca, an der Agueda, über die eine B
von 7 Bogen führt. Sie ist mit Mauern und Boll
ken umgeben, hat 2 Vorstädte, 7 Thore, 1800 Häu
eine starke Citadelle, den Plaza mayor mit 3 römisch
Säulen mit Inschriften, 8 Pfarrkirchen, 9 Klöster,
Hospitäler und 11,000 Einwohner. Sie ist der Sitz
nes unter Compostella gehörigen Bischofs, und hat
Kollegium, ein bischöfliches Seminar, eine freie Zeich
schule und eine ökonomische Gesellschaft. Die Einwo
unterhalten Leinen- und Wollzeugweberei, Gärbere
eine Seifenfabrik (welche die meiste harte Seife, Ja
de piedra, Steinseife, liefert), Kupferschmieden, Ha
mit Landesprodukten, auch nach Portugal. Am
sind 3 schöne Spaziergänge. Die Stadt ward 1810
den Franzosen und am 28. Oktober 1811 von dem
Wellington erobert; er führt von ihr den Titel
Herzogs von Ciudad Rodrigo, welchen Titel ihm die
tes mit der Würde eines Grand von Spanien der
Klasse gaben. (*Ste*

CIUDADELA (21° 14′ L. 39° 50′ Br.), Ciudad
Bischofssitz auf der Westküste der span. Prov. Men
zwischen 2 schmalen Meereinschnitten, mit Mauern u
ben, mit 3 Thoren, 600 Häusern, einer geräumigen
thedral- und einer Pfarrkirche, 3 Klöstern, 2400 Ei
der vorzüglichste Aufenthalt des Inseladels. Die
hat einen durch das Castello de S. Nicolas vertheidi
Hafen, etwas Küstenschiffahrt und Handel. In der
ist die große Tropfsteinhöhle Cova Perella. (*St*

CIULLA D'ALCAMO. Dieser Name steht
dem ältesten [illegible] der italienischen Poesie,
Dialog [illegible] Versen, woven sich
erst [illegible] wieder die zwei

*) Der Hafen ist tief genug für die größten Schiffe. **) Die erste Angabe ist richtiger, denn der Ort wird wegen der ungesunden Luft immer mehr entvölkert.

†) Nicht zu verwechseln mit Civita nuova, einer kleinen Hafenstadt am adriatischen Meere, an der Mündung des Chienti, in der päpstlichen Delegation Macerata. ††) Diesen Namen hat die Ortschaft wahrscheinlich daher, weil sie aus den Trümmern der alten Stadt Pharia (siehe den Artikel) erbaut ist. †††) Das vorzüglichste Stück darunter ist ein griechischer Marmor, [illegible] eine Barke mit Segel und Steuerruder auf den [illegible]

elfsylbigen mit einander reimen. Das Gedicht ist in altsicilischer Mundart geschrieben, ein anmuthiges Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Geliebten, ziemlich einfach in Gedanken und Ausdruck. Die Erwähnung des Sultans Saladin in demselben gibt uns die Bestimmung, daß es vor dessen Tode, also vor 1193, gedichtet seyn muß. Abgedruckt ist diese Canzone bei Crescimbeni und in den Sammlungen der Rime antiche; s. Cavalcanti Th. XV. S. 406*). (*W. Müller.*)

CIUM, römisches Kastell in der niedermösischen Provinz Klein-Scythien, 10 Mill. von Karsum (*Καρσουμ* Ptolem.) oder Karsus (Hieroclis), dem heutigen Hirsowa (spr. Hirschowa) oder Kerschowa in Bulgarien, von dem Itinerar. Antonini und der Notit. Imperii aufgeführt. (*Rumy.*)

CIUTIM, kleine dalmatinische Insel, nahe an der Küste, in gleicher Breite mit der Stadt Osero. Man findet auf ihr versteinerte Knochen. (*Rumy.*)

CIVEAUX, Dorf im Bezirk Montmorillon des franz. Dep. Vienne mit 740 Einw. Auf einer weiten Ebene am linken Ufer der Vienne, soll nach einer Tradition Chlodwig die Westgothen überwunden haben; man sieht auf derselben noch viele steinerne Gräber. (*Hassel.*)

CIVETTA, Zibeththier, von Dumeril und einigen andern Zoologen angenommen, ist von Cuvier, Desmarest u. A. richtiger nur als eine Unterabtheilung des Gen. *Viverra* betrachtet, wozu die Zibeththiere schon früher gerechnet wurden, s. Viverra. (*Leuckart.*)

CIVIDALE oder CIVIDALE DI FRIULI, Stadt im venetianisch-lombardischen Königreich, in der venetianischen Delegation Friaul, alte Hauptstadt des Herzogthums Friaul und Sitz der altfriaulischen Herzoge, auch ein Lieblingsaufenthalt der Patriarchen von Aquileja, am Natisone, gegen Nordosten von Palma nova. Die Stadt wurde von den Römern angelegt, die sie Forum Julii nannten. Unter den Longobarden erhielt sie den Namen Civitas Austriae und daraus machten die Italiener Cividale. Unter venetianischer Regirung hatte in dieser Stadt ein eigener Statthalter seinen Sitz, und sie war in Bezug auf die Verwaltung seit 1558 ganz von Udine getrennt. Die Stadt liegt an einem freundlichen Mittelgebirge, hat eine über den Natiso führende, sehenswerthe Brücke, einen uralten Dom, ein Domkapitel, gegen 3500 Einwohner, eine Linnenzeug- und Ledermanufaktur. Seit 1817 besitzt Cividale durch den Sammlerfleiß des Domherrn Michael Grafen von Thurn und Valsassina [1]), und die Freigebigkeit des Kaisers von Östreich eine auch andern Orten zu wünschende Anstalt, ein Museum von Alterthümern aus den Zeiten der Römer und des Mittelalters, wie es nicht leicht eine Provinzialstadt des östr. Kaiserstats aufweisen kann. Dieses reichhaltige Museum brachte der erwähnte Domherr Graf von Thurn durch systematisch von ihm eingeleitete Ausgrabungen und durch seine Verwendung bei Sr. k. k. Majestät zu Stande. Einiges kam in dasselbe von Zuglio (dem Julium Carnicum der Römer), das übrige wurde Alles in und um Cividale zu Tage gefördert, und von dem Domherrn systematisch geordnet, verzeichnet und beschrieben [2]).

Das Kapitelarchiv, eine schätzbare Fundgrube friaulischer Mittelzeit, befindet sich im zweiten Stocke des Kapitelhauses und besteht aus zwei Zimmern. Die dort befindlichen Codices sind meistens Bibeln, Psalterien, Liturgien, Dyptichen, Gebetbücher. Die größte Merkwürdigkeit ist der berühmte Codex der heil. Evangelien aus dem 5. Jahrh., nach der lateinischen Übersetzung des heil. Hieronymus, mit Uncialcharakteren, einer der ältesten in ganz Europa. Merkwürdig sind auch das Gebetbuch der heil. Gertrud, Königin von Ungarn aus dem 11. Jahrhundert mit Gemälden (worunter eine echte Abbildung der ungrischen Krone) und das Gebetbuch der heil. Elisabeth (1205 zu Regensburg geschrieben, mit vielen schönen Gemälden), das Decretum Gratiani von 1244 u. s. w. (*Rumy.*)

*) Ginguené will eine achtzeilige Strophe daraus machen, und diese würde allerdings in der provenzal. Poesie nähere Vorbilder haben. Vgl. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. I, 337 ff.

1) Er ist Archivar des Domkapitels, ein rastloser Geschichtsforscher seines Vaterlandes, der in den friaulischen Alterthümern, die er zu Tage fördert, lebt und webt. Er war früher Barnabit zu Mailand; seit 1801 ist er Canonicus zu Cividale.

2) Das Lokal ist ein geräumiger Saal, an welchen noch ein Kabinet für die Ausgrabungen von Zuglio stößt. An der einen Wand sind in chronologischer Ordnung alle weltlichen und geistlichen Oberherren von Cividale, so wie sich diese aus den Denkmälern und Urkunden nachweisen lassen, angefangen von Julius Cäsar, verzeichnet. In der Mitte dieser cividalischen Geschichtstafeln befindet sich ein Diskus mit Waffen aus der Römerzeit und dem Mittelalter, geschmackvoll geordnet. Besonders merkwürdig sind die bei Grüschberg in einer alten Feste gefundenen Steinballen, wie man sie einst mittels der Ballisten schleuderte, von verschiedener Schwere zwischen 40 und 80 Pfund. Unter den Fragmenten musivischer Arbeit zeichnen sich ein Atriskopf und die Darstellung eines ludus latrunculorum aus. An bleiernen und irdenen Wasserröhren, an Tuben und römischen Ziegeln mit und ohne Inschrift, ist die Sammlung sehr reich. Merkwürdig ist ein vollkommen erhaltener Hausaltar mit einer Statue des Merkur aus Bronze. Man findet auch longobardische Wandmalereien. Für Epigraphik findet man in diesem Museum schöne Ausbeute. Man hat bei Cividale auch einen römischen Getreidekasten (Granarium) sammt den Körnerbehältnissen aus gebrannter Erde ausgegraben. Groß ist die Zahl von Krügen, Amphoren, Lampen u. s. w. aus gebranntem Thon. An Aschenkrügen aus Stein fehlt es gleichfalls nicht. Sehr interessant ist ein kleiner Sarkophag aus weißem Marmor, der an das Denkmal des Antenor zu Padua erinnert. Von entschiedenem Werthe ist eine Statue der Göttin Rubigo und eine Statue des Jupiter Viminatus. Fragmente von Granitsäulen, Porphyrgesimsen und andern Zierathen, sind gleichfalls sehr zahlreich. Dasselbe gilt auch von den Glaswaren, worunter sich nicht bloß Ampullen und die fälschlich so genannten Thränenfläschchen, sondern auch größere Urnen und Geschirre finden. Groß ist die Zahl von Waffen und eisernen Instrumenten, worunter ein wohlerhaltener römischer Pflug am merkwürdigsten ist. Von Utensilien und Kleinodien aus Gold, Silber, Bronze u. s. w. findet man: Ringe, Kreuze, Halsketten, Griffeln, Schließen, Schnallen, Gold-, Glas- und Bernsteinperlen, geschnittene und ungeschnittene Edelsteine, einen Genius alatus aus Bronze, verschiedene Insignien römischer Magistratspersonen, Patenen von schönem Metall mit arabischer Inschrift (sehr auffallend bei römischen Utensilien), andere von dem schönsten korinthischen Erze u. s. w. Die Wände des Sales sind mit Bildnissen cividaler Gelehrten geziert, z. B. des Bischofs von Adria della Torre de Rubeis, des Prof. Zanottini zu Padua, des Antiquars Zancaroli, Siliani, Leonardo Maniago, Valoni, des Bischofs Fulcherius, des Laurentius von

zeitig, unter Civilis lebhaftem Betrieb, eine Empörung aller zwischen dem Rhein und der Marne gelegenen gallischen Provinzen, welche der römischen Oberherrschaft förmlich den Gehorsam aufkündigten und unter Classicus und einigen andern eingebornen Anführern, nicht nur sich der bedeutendsten Plätze bemächtigten, sondern auch bald die römischen Legionen unter Vocula, der diesen schmachvollen Tag nicht überlebte, in Folge ihrer beharrlichen Abneigung gegen Vespasian, zum Übertritt zu ihrer Sache und Schwur für das Reich der Gallier bewogen. Einig mit den Galliern in ihren Zwecken, wenn er gleich anstand, mit den Seinen irgend eine Verpflichtung gegen sie zu übernehmen, säumte auch Civilis nicht, den beiden in Castra veterum eingeschlossenen und vom Hunger aufs Äußerste gebrachten Legionen, den erbetenen freien Abzug unter Anerkennung der gallischen Unabhängigkeit zu gestatten; konnte aber, oder wollte nicht verhindern, daß die Teutschen unfern des Lagers über sie herfielen und sie nieder machten. In eben dem Maße, wie seine Anhänger, besonders unter den germanischen Stämmen durch diese glücklichen Fortschritte wuchsen, vermochte er nun auch gefürchteter aufzutreten und, wenn es seyn müßte, zu Behauptung seiner Macht, sein gewichtigeres Schwert selbst gegen die Gallier zu kehren. Jetzt auch erst hielt er sein früheres Gelübde für erfüllt und brachte sein verwildertes Haupthaar wieder in Ordnung. — So seine eigene, gebietende Stellung behauptend, vermochte Civilis es auch, das Loos der Plünderung und Verheerung, womit Classicus die Colonia Agrippinensium bedrohte, von derselben abzuwenden und sich solcher Gestalt an ihr eine neue Stütze zu erwerben. Die Tungrer zog er durch Verheißung seiner, von aller Herrschsucht entfernten Absichten zu seiner Seite hinüber. Ihnen folgten die Nervier und mehre andere gallische Völkerschaften.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Wendung der Dinge am Rhein auch in Rom eine sehr lebhafte Besorgniß für die Folgen erwecken mußte. Mucianus Licinius, welcher dort des, noch im Orient beschäftigten Vespasians Interessen wahrnahm, fand es dringend nothwendig, die theils unsichern, theils abtrünnig gewordenen Truppen jenseit der Alpen durch frische Legionen zu ersetzen, welche Petilius Cerealis an den Oberrhein führte, um sich den ferneren Entwürfen des Classicus und Civilis mit Kraft und Nachdruck zu widersetzen. Seine Erscheinung und einige erste glückliche Erfolge brachten die, zu den Galliern getretenen Legionen zur Besinnung; mit reuiger Beschämung rückten sie, von ihm aufgefodert, in das Lager ihrer Landsleute, gelobten dem neuen Cäsar den Treueid und fanden bei Cerealis eine gütige und versöhnende Aufnahme. Neue und größere Anstrengungen von Seiten der Gallier und Bataver waren nunmehr erfoderlich, um sich in ihren bisherigen Vortheilen zu behaupten. Vereint mit Classicus, überfiel Civilis nächtlicher Weise das Lager des römischen Feldherrn hart vor Colonia Trevirorum (Trier), bemächtigte sich desselben, so wie der Verbindungsbrücke über die Mosel und drang selbst in die Stadt, wo auch Cerealis beinahe im Bette aufgehoben worden wäre. Die ganze Geistesgegenwart und der neugebrochne Muth dieses Feldherrn ward erfodert, die Flucht der Seinigen zu hemmen, sie zu ermuthigen, von Neuem gegen den Feind zu führen, die Brücke wieder zu gewinnen und selbst im Lager die Ordnung unter den aufgelöseten Legionen durch kräftige Ansprache herzustellen. So gelang es ihm, an der Spitze derselben, die Eingedrungnen aus den Verschanzungen wieder zu vertreiben und noch am nämlichen Tage ihr eigenes Lager zu erobern, wie entschlossen auch die Gallier für die Freiheit, die Bataver für den Ruhm und die Teutschen für die Beute kämpfen. Nach diesem unglücklichen Versuche konnte Civilis und sein Verbündeter sich auch in Köln gegen die römischen Waffen nicht länger behaupten und mußte dort seine Gattin und Schwester, so wie Classicus Eines seiner Kinder, welche dem Einwohner anvertraut worden, in Cerealis Hände fallen sehen. Beide Theile waren indeß gleich eilfertig, sich durch neue Truppen zu verstärken. Civilis zog sich, durch eine Reihe kleiner Vortheile in verschiedenen Gegenden ermuthigt, bei Castra veterum in seine frühere Stellung am Rhein zurück, die er durch künstliche Überschwemmungen unzugänglich zu machen gewußt, und wo er den versuchten Angriff seines Gegners blutig zurückwies. Alles drängte nunmehr zu der Entscheidung einer Hauptschlacht, wozu schon am nächsten Tage beide Heerführer durch den Stachel der Rede befeuerten. In der That auch ward hier lange und heftig, mit schwankendem Glück gestritten; bis endlich die römische Reiterei, durch Umgehung der Sümpfe, wo die Teutschen sich unantastbar wähnten, diese warf und über den Rhein zur ungezügelten Flucht drängte. Nur der einbrechenden Nacht, einem heftigen Platzregen und dem Säumniß der römischen Flotte hatten die Verbündeten es zu danken, wenn nicht der ganze Krieg an diesem Tage sein Ziel fand. Ihrer Seits zeigten sich dieselben durch den unerwarteten Fehlschlag ihrer Hoffnungen so wenig erschüttert, daß Classicus sofort jenseits des Rheins unter den teutschen Volksstämmen neue kriegerische Scharen in bedeutender Zahl unter die Waffen brachte und gegen Arenacum (Arnheim) und zugleich noch an 3 andern Punkten auf die röm. Besatzungen andrang, ohne gleichwol sie überwältigen zu können. Nichts desto weniger entschloß sich, wenige Tage später, Civilis in stiller Nacht zu einer abermaligen Überrumpelung des Standlagers, welches Cerealis, unterstützt von seiner Flotte, am Ufer des Rheins bezogen hatte. Der dreiste Schlag gelang vollkommen. Das Lager ward überschlichen, die Römer schlafend in ihren Zelten aufgejagt und ein großer Theil gefangen hinweg geführt. Cerealis selbst, der die Nacht und, wie behauptet wurde, bei einem Liebesabenteuer, auf der Flotte zubrachte, entwischte nur, weil man ihn irrthümlich auf dem Hauptschiffe gesucht hatte.

Nichts gibt einen deutlicheren Beweis, mit welcher rastlosen Anstrengung von beiden Seiten dieser Krieg geführt wurde, als daß alsobald der römische Feldherr, sich aufs neue im Vortheil befindend, in die batavische Insel selbst eindringt, aus welcher sich jenseits des Rheins zurück zu ziehen, Civilis sich genöthigt sieht. Verheerung folgt den Schritten des Siegers, wohin er sich wendet; nur seines Gegners Eigenthum bleibt, entweder aus persönlicher Achtung, oder aus Klugheit, unangetastet: dem

Ubier und Treoirer, so wie die batavischen Turmen, mit vorgespiegeltem großen Pflichteifer anschlossen. Unweit von Castra veterum (welches wir auf dem Vorsten- oder Varusberge in der Nähe von Xanten zu suchen haben), stießen beide Theile auf einander: doch kaum hatte das Treffen begonnen, als auch die batavische Reiterei, all ihrer Verheißungen uneingedenk, sich zu ihren Landsleuten schlug und ihre Waffen gegen die Legionen kehrte. Diese behaupteten sich nichts desto weniger standhaft in ihrer mißlichen Lage, bis auch die Ubier und Trevirer sich, wie verabredet, überall hin in schimpflicher Flucht zerstreuten. Nur die hitzige Verfolgung derselben durch die Bataver gab den Römern Raum, sich in ihr Lager zurück zu ziehen. Das Gerücht dieses neuen Sieges, oder auch die Botschaften des Siegers, erreichten gar bald 8 batavische Cohorten, welche sich bereits auf dem Marsche nach Rom befanden. Flaccus, um sie im gelobten Pflichtgehorsam zu erhalten, steigerte vergeblich seine Verheißungen mit ihren trotzigen Foderungen, deren Verweigerungen sie selber dadurch erzwingen wollten, um einen scheinbaren Grund ihres Abfalls zu gewinnen, bis sie endlich eigenmächtig sich gegen den Niederrhein wandten, um sich mit Civilis zu vereinigen. Lange war der römische Feldherr mit sich selbst und dem geringen Eifer seiner übrigen Truppen im Zweifel, ob er es wagen dürfe, ihnen den Weg zu verlegen; doch übertrug er zuletzt dem Herennius Gallius, der in Bona (Bonn) befehligte, dieses mißliche Geschäft, während er selbst die Ausreißer im Rücken bedrängen würde. Lieber wären diese an dem Lager des Legaten friedlich vorüber gezogen, der ihnen 3000 Legionsoldaten und eine Anzahl eilig zusammengeraffter, belgischer Cohorten entgegen zu setzen hatte, und, als es nun zum Handgemenge kam, seine schwachen Linien bald durchbrochen sehen mußte. Selbst das Standlager ward überwältigt und so die Niederlage vollkommen. Die Sieger umgingen darauf Köln und stießen zu Civilis, der durch diese Vereinigung sich endlich an die Spitze eines regelrechten Heeres gestellt sah. Aber auch jetzt noch hielt der Schlaue, in richtiger Erwägung des Wagstücks seiner Auflehnung gegen die römische Herrschaft, es scheinbar mit Vespasianus und ließ seine Truppen ihm den Treueid schwören. Ein gleiches Anmuthen an die beiden Legionen in Castra veterum ward mit Stolz von diesen Vitellianern zurück gewiesen und lieh ihm nun um so eher einen Vorwand, sie im vorgespiegelten Zorne feindlich zu behandeln. Das ganze Volk der Bataver ward in die Waffen entboten; Kriegs- und Beutelust führten ihm die Bructerer und Tenchterer in großen Scharen zu. Der Angriff des seit lange vernachlässigten, weiten und nur von 5000 Römern, aber zahlreichem Trosse vertheidigten Lagers ward mit vereinter Kraft und Anstrengung, selbst nicht ohne einige Mitwirkung von Kriegsmaschinen, begonnen, aber mit Muth und glücklicher Ausdauer zurück gewiesen. Civilis sah sich demnach, nach mehrmals versuchtem Anlauf, genöthigt, seine Hoffnungen auf die nicht zweifelhafte Wirkung einer engen Einschließung und des nahen Hungers im Lager zu beschränken. Flaccus Hordeonius erkannte die Gefahr dieser Maßregel und beeilte sich, den Bedrängten die 22. Legion, unter Dillius Vocula's Anführung, und die Truppen des Herennius zum Entsatz zu schicken. Schon war diese Verstärkung, obwol voll Unmuths über das zweideutige und kraftlose Betragen ihres Oberfeldherrn bei Gelduba (Gelnub, unweit Uerdingen) angelangt und gelagert, als die Zeitung von Vitellius Niederlage bei Cremona sie ereilte und, nach Flaccus und der Anführer früherem Vorgang, dahin vermochte, sich, obwol mit widerwilligem Herzen, für die glücklichere Partei zu erklären. Zunächst ward nun auch Civilis mit diesem Wechsel bekannt gemacht und aufgefodert, von den ferneren Feindseligkeiten abzustehen, falls er es aufrichtig mit Vespasians nunmehr triumphirender Sache hatte. Jetzt war es denn an der Zeit, den Schleier, in welchen Civilis sein Unternehmen gehüllt hatte, fallen zu lassen. Es galt, einen großen Schlag zu wagen; und da Castra veterum ihn keinen Erfolg hoffen ließ, sollte das Lager bei Gelduba mit dem Kern seiner Cohorten und der teutschen Hilfstruppen plötzlich überfallen werden. Schon auch war der erste verwirrte Widerstand überwältigt und ein Theil der Scharen wirklich in die Verschanzungen eingebrochen, als einige gallische Cohorten, noch von Galba gebildet, im Angesichte der Kämpfenden erschienen und stracks, unter wildem Geschrei, die Angreifenden im Rücken faßten. Jetzt verwandelte sich die Scene; die Überfallenen gewannen neuen Muth; ihre Gegner wandten sich zur Flucht; die Niederlage ward vollkommen, und Vocula gelang es, im raschen Nachdringen, auch Castra Veterum nach einem neuen blutigen Gefecht zu befreien. Streitiger ohne Zweifel wäre ihm dieser letztere Sieg gemacht worden, wenn nicht Civilis im wildesten Kampfgedränge vom Pferde gestürzt und von beiden Seiten, wenn nicht für erschlagen, so doch hart verwundet gehalten worden wäre. Anstatt jedoch seinen Sieg durch kräftige Verfolgung entscheidend zu machen, begnügte sich Vocula, die entsetzte Feste durch einige neue Werke zu verstärken und sich sodann bis nach Novesium (Neuß) auf Hordeonius Hauptmacht zurück zu ziehen. Civilis, ohne jenes Lager frei zu geben, folgte ihm mit einigen nach Gelduba, ward aber bei dem letzteren Orte durch die römische Reiterei zurück gewiesen.

Die röm. Heertheile waren theils ein zucht- und zügelloser Haufe, wie stets in bürgerlichen Kriegen, theils von jeher mehr in des Vitellius als in Vespasians Interesse gewesen und mißtrauten ihren Anführern, bei denen sie ein geheimes Verständniß mit Civilis, oder doch eine Neigung, den Krieg zu verlängern, voraus setzten; und so brachen endlich die mancherlei unruhigen Bewegungen in einen nächtlichen Aufstand aus, der Hordeonius das Leben kostete, und dem auch Vocula sich nur kaum durch die Flucht entzog. Zugleich bekannten sie sich öffentlich wieder zu Vitellius Fahne, als dieser bereits längs seinen Untergang gefunden; gaben aber durch diese Unordnungen Civilis nur um so freiere Hand, sie in ihren Stellungen zu bedrängen und selbst Mogontiacum durch seine Bundestruppen unter den Katt., Usipiern und Mattiakern zu berennen. Da erwachte dann doch einige Reue bei drei Legionen, die sich wieder zu Vocula schlugen und diese letztere Unternehmung blutig vereitelten. In noch viel weiterem Umfang aber, als dieser mißlungene Einfall der Teutschen, entwickelte sich gleich-

zu erweitern strebten, und hiedurch eine weitere Bedeutung des Civilrechts herbei führten, indem nunmehr jus civile auch die solcher Gestalt aufgenommenen und angeeigneten Theile des jus gentium in sich begriff. Im weitern Sinne bestand nämlich, seit der Entstehung der Edikte der Prätoren und Magistratspersonen, das Civilrecht: 1) aus dem jus civile im engern Sinne, d. h. aus dem Rechte, welches nicht aus dem Edikte entsprungen war, sondern „ex legibus, plebiscitis, senatus consultis, decretis principum" erwuchs [5]), und hiebei unterschied man noch das jus civile im engsten Sinne, in sofern es nur auf responsa prudentum und Gewohnheit [6]) ging. 2) Aus dem jus honorarium, d. h. aus den Edikten der Magistratspersonen, so genannt von den honores, welche diese bekleideten. — Solcher Gestalt umfaßte das spätere jus civile das gesammte Recht des römischen Stats, sowol das öffentliche als das Privatrecht, im Gegensatze des Rechts fremder Staten. — Die Wirkung des Gegensatzes zwischen jus civile und gentium oder naturale, sowol nach der frühern als nach der spätern Ansicht, in Bezug auf die einzelen Rechtsinstitute, je nachdem sie in der einen oder der andern dieser Rechtsquellen begründet waren, muß ihre Erörterung in den Artikeln, wo jene Rechtsinstitute behandelt werden, finden; hier möge nur die einzige Andeutung genügen, daß die aus dem besondern Civilrecht des römischen Volkes entspringenden Rechtsinstitute civilia hießen, worauf denn auch der Ausdruck ex jure Quiritium, civiliter possidere, civilis obligatio u. s. w. geht; wogegen bei den aus dem jus gentium entspringenden das allgemeine Beiwort naturale, und seitdem das Edikt aufgekommen war, für die aus diesem entspringenden Institute, das Beiwort honorarium, praetorium, aedilitium vorkommt.

II. In Bezug auf unsern heutigen Rechtszustand ist Civilrecht gleichbedeutend mit bürgerlichem Recht oder Privatrecht, indem es den Inbegriff derjenigen gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Stats in ihren gegenseitigen Privatverhältnissen sich zu richten haben, in sich faßt, und dem öffentlichen Rechte, wohin denn auch das peinliche, Kirchen- und Prozeßrecht gehören, so wie dem jetzt so genannten Natur- und Völkerrechte, entgegen gesetzt wird. Indessen finden sich auch hiebei Abweichungen vor, in sofern einige Rechtslehrer die privatrechtlichen Verzweigungen des öffentlichen Rechts mit zu dem Civilrechte rechnen, andere dagegen den Begriff desselben auf das römische Privatrecht, so wie es gegenwärtig als allgemein geltendes Privatrecht gelehrt wird, beschränken; noch andere endlich sogar, das jetzt so genannte Naturrecht in den Kreis des Civilrechts gezogen haben, indem sie zwischen einem allgemeinen Civilrecht (jus civile universale vel naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt werden mußten, und einem particulären oder positiven Civilrecht (jus civile particulare vel positivum), wenn die Rechtsvorschriften desselben der besondern Bestimmung eines Gesetzgebers ihr Daseyn verdankten, unterscheiden. (*Spangenberg.*)

5) Fr. 7. D. I. 1. de just. et jur. 6) Fr. 2. §. 5. D. I. 21. de orig. jur.

CIVILVERDIENSTORDEN, nennt man, im Gegensatz von Militärverdienstorden, solche, welche bestimmt sind, Personen zu ehren und zu belohnen, die sich durch edle Handlungen, höhere bürgerliche Tugenden oder durch Treue und Brauchbarkeit im Civildienst, hervor thun. Militärpersonen erhalten sie daher nie, so lange sie noch im wirklichen Militärdienst sind. Gegenwärtig gibt es fünf Orden, welche die Benennung: Civilverdienstorden ausdrücklich haben und deßhalb hier vereinigt aufgeführt werden. Sie gehören den Kronen Baiern, Niederland, Portugal, Sachsen und Wirtemberg an.

1) Der königl. baiersche Civilverdienstorden der baierschen Krone. Ihn stiftete König Maximilian Joseph von Baiern am 27. Mai 1808. Er besteht aus vier Klassen: Großkreuzen, Kommandeurs und Rittern. Die vierte Klasse bilden die, welche Civilverdienstmedaillen haben. Mit den drei ersten Klassen ist der persönliche Adel verbunden. Ein Ordensmitglied, dessen Vater und Großvater diesen Orden auch trugen, hat Ansprüche auf taxfreie Verleihung des erblichen Adels. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges, weißes, mit einem Eichenkranze umgebenes Kreuz von einer Königskrone gedeckt. In der Mitte sind die blauen und weißen Rauten, nebst einer goldnen Krone und der Umschrift: virtus et honos. Auf der Kehrseite ist das Brustbild des Stifters mit der Umschrift: Max. Jos. rex Bojariae. An einem blauen Bande mit weißer Einfassung trägt es die erste Klasse von der linken Schulter nach der rechten Hüfte und dabei auf der linken Brust einen silbernen Stern, in dessen Mitte die Vorderseite des Ordenskreuzes mit einem Eichenkranze umgeben ist. Die zweite Klasse trägt es um den Hals, die dritte im linken Knopfloche.

2) Der königl. niederländische Civilverdienstorden des niederländischen Löwen. Wilhelm I., erster König der Niederlande, stiftete ihn am 29. Sept. 1815. Er besteht aus 4 Klassen, welche Großkreuze, Kommandeurs, Ritter und Brüder heißen. Die Mitglieder der letzten haben einen Jahrgehalt von 200 Gulden, wovon die Hälfte auch der Witwe noch gezahlt wird. Das Ordenszeichen ist ein weiß emaillirtes Kreuz, mit 8 goldenen Spitzen. In der Mitte ist auf blauem Grunde der Buchstabe W. mit den Worten Virtus nobilitat. Auf der Kehrseite ist der Löwe mit den niederländischen Pfeilen.

3) Der portugis. Civilverdienstorden des heiligen Jakob oder vom Schwert. — A. Orden de Santjago da espada. — Im J. 1170 vereinigten sich edle Spanier zur Sicherung der Pilger, welche das Grab des heiligen Jakob von Kompostella besuchten, gegen die herumschweifenden Mauren. Früher hatten schon Chorherrn v. St. Eligius, im Königreiche Galicien, Hospitäler auf dem Wege nach Kompostella angelegt, solche Pilger zu beherbergen. Mit diesen vereinigten sie sich, verjagten die Mauren, nahmen ihnen Besitzungen weg, die König Ferdinand II. von Leon ihnen schenkte und erhielten im J. 1174 vom König Alphons v. Kastilien das

Schloß Uries, bei welchem sie ein Kloster bauten, das der Hauptsitz des Ordens wurde. Das Jahr darauf erhielten sie die päpstliche Bestätigung ihrer Vereinigung, die nun immer ausgebreiteter und mächtiger ward. Anfänglich wählte der Orden seinen Großmeister selbst, dem ein Kollegium, die Dreizehner genannt, beigegeben war. Späterhin trennten sich aber die Ritter in Portugal von dem Großmeister in Kastilien und wählten sich einen eigenen Großmeister. Dieß entzweite beide Großmeister, wovon die Folge war, daß die Könige von Portugal und Spanien die Großmeisterwürde selbst übernahmen und dadurch den Orden in zwei Linien theilten, die noch jetzt blühen. Diese Trennung geschah im ersten Viertel des 16. Jahrh. und die Päpste bestätigten sie. Beide Zweige waren sehr begütert und sind es noch. Der spanische ist noch jetzt geistlich, der portugisische war es bis 1789. Damals verwandelte die Königin Maria denselben, mit Beibehaltung seiner Besitzungen, in einen Civilverdienstorden, der aus 3 Klassen, Großkreuzen, Kommandeurs und Rittern, besteht. Die erste zählt 6, die 2te 150 Mitglieder, die der 3ten ist unbestimmt. Das Ordenszeichen ist noch das alte, ein roth emaillirtes Christuskreuz, dessen Ober- und Seitenenden lilienartig ausgehen, dessen untere aber gerade aus läuft, daher es auch Ähnlichkeit mit einem nieder gehaltenen Schwert hat. Die 2 ersten Klassen unterscheiden sich durch ein über dem Kreuze befindliches rothes Herz, das die Königin Maria, als das geheiligte Herz Christi, hinzu fügte. Die Großkreuze tragen dieß Zeichen, an einem violetten Bande von der Rechten zur Linken, die Kommandeurs um den Hals, die Ritter im Knopfloche. Erstere zwei Klassen haben auch einen silbernen Stern auf der linken Brust, mit dem Kreuze in der Mitte.

4) Den königl. sächsischen Civ.-Orden, stiftete König Friedrich August von Sachsen am 7. Junius 1815, als er, nach einem 18monatlichen Aufenthalt in der Mark, nach Sachsen zurück kehrte, und zwar, wie die Statuten *) sagen: um ein öffentliches Zeichen des Dankes für Beweise von Treue und Anhänglichkeit allen denen geben zu können, die in seiner Abwesenheit echt patriotischen Sinn und Vaterlandsliebe gezeigt hatten. Er besteht aus 3 Klassen, Großkreuzen, Kommandeurs und Rittern: die Besitzer der Civilverdienstmedaillen bilden die 4te Klasse. Das Ordenszeichen, das an einem weißen Bande mit grüner Einfassung, — von der ersten Klasse, von der rechten Schulter zur linken Hüfte, von der zweiten, um den Hals und von der dritten, im Knopfloche getragen wird, — ist ein goldenes weiß emaillirtes, achteckiges Kreuz. Vorn ist das sächsische Wapen, mit dem Namen des Stifters, und dem Tage der Stiftung. Auf der Rückseite umgibt ein Eichenkranz die Worte: Für Verdienst und Treue. Diese Kehrseite ist auch im Stern befindlich, den die erste Klasse auf der linken Brust trägt.

5) Der königl. wirtembergische Civilverdienstorden. Friedrich I., erster König von Wirtemberg stiftete diesen Orden am 6. Nov. 1806. Er besteht aus drei Klassen und ertheilt dem Besitzer den persönlichen Adel. Seine Dekoration, mit der des wirtembergschen Militärverdienstordens ganz gleich, ist ein weißes, viertheiliges Kreuz, auf welchem die Worte: bene merentibus stehen. In der Mitte ist der Namenszug des Stifters FR von einer goldnen Krone gedeckt. An einem schwarzen Bande mit gelber Einfassung *), trägt es die erste Klasse, von der linken Schulter zur rechten Hüfte, nebst einem goldnen Stern auf der linken Brust, der ganz wie das Ordenszeichen geformt ist. Die zweite Klasse trägt es um den Hals, der dritte im Knopfloche.

(*F. Gottschalck.*)

CIVIS. CIVITAS [1]). So wie dem Römer alle Menschen entweder liberi oder servi, d. h. Freie oder Sklaven sind, eben so zerfallen auch alle Freie ursprünglich in cives und peregrini, wozu später noch ein Mittelstand, die Latini, kommen. Während früher der geographische und der juristische Begriff der beiden zuerst genannten (der civ. und peregr.) mit einander zusammen trafen oder vielmehr noch nicht geschieden waren, da peregrinus jeden freien Ausländer (hostis — hospes [2])) im Gegensatz gegen den freien römischen Bürger (civis) bezeichnet, finden wir später durch die Ausdehnung Roms und seine Verhältnisse zu andern, mit ihm verbündeten Städten neue Verhältnisse ausgebildet. Jetzt ist Civis jeder freie Römer, welcher die höchste Rechtsfähigkeit, oder die persönliche Fähigkeit zu allen Geschäften des jus civile [3]) besitzt, im Gegensatz gegen den peregrinus, der zu allen streng römischen Rechtsverhältnissen unfähig und nur zu dem fähig ist, was das jus gentium [4]) gibt, also z. B. zu Miethe, Kauf und andern Kontrakten. Jenes jus civile aber [5]), als jus privatum schließt in sich das jus connubii und das jus commercii. Jenes begreift die Fähigkeit zu einer römischgiltigen Ehe und Allem dem, was darauf sich gründet, so wie zu allen den Rechtsverhältnissen, die daraus entspringen, z. B. Agnation, väterliche Gewalt. Dieses enthält hauptsächlich die Fähigkeit zu quiritarischem Eigenthum und zu allen den darauf sich beziehenden Handlungen. Als jus publicum aber begreift das jus civile nun weiter in sich das jus suffragiorum oder das Recht in der Volksversammlung zu stimmen, und das jus honorum oder das Recht zu den höchsten Würden des Stats zu gelangen. Weßhalb auch diejenigen, die das jus civile in diesen beiden Beziehungen besitzen und ausüben, vorzugsweise Cives optimo jure genannt

*) Sie sind abgedruckt im 252. Stücke der Leipz. Zeitung vom J. 1815.

*) Beim Militär ist das Band gelb mit schwarzer Einfassung.

1) S. v. Savigny „über die Entstehung und Fortbildung der Latinität als eines eigenen Standes im röm. Stat," in den Abhandlungen d. Berliner Akademie 1812. pag. 202 ff. 2) S. *Cic.* de Offic. I, 12. mit den Auslegern und Hugo Rechtsgeschichte S. 86, daher der Gegensatz von civis und peregrinus bei *Cicero* de orat. I, 38. 3) S. Savigny a. a. O. — *Gajus* Institutt. I. §. 1. — nam quod quisque populus ipse sibi jus constituit, id ipsius proprium est vocaturque *jus civile*, quasi jus proprium ipsius civitatis. 4) *Gajus* l. l. — quod vero naturalis ratio inter omnes homines constituit, id apud omnes populos peraeque custoditur vocaturque *jus gentium*, quasi quo omnes gentes utuntur. 5) Vgl. *Haubold.* Epicris. ad Heinecc. syntagm. pag. 925 f.

werden, wenn auch schon die, welche das jus civile nur in der ersten Beziehung besitzen, eben so gut Bürger, Cives, heißen [6]).

Dieses Recht eines Bürgers oder die Civität (Civitas, jus Civitatis), erlangt man [7]) einer Seits durch die Geburt in einer römischen Ehe, ohne dieselbe durch die Geburt von einer freien römischen Mutter, ferner durch die Freilassung von einem Römer, anderer Seits durch Aufnahme, letzteres namentlich in den früheren Zeiten, wo Einwanderung in die Stadt Rom dem Freien den Stand und die Rechte eines römischen Bürgers verlieh [8]): ein Umstand, der freilich damals zum Aufkommen und Wachsthum der Stadt nicht wenig beigetragen hat. Dann wurden auch andern Städten, wie z. B. solchen, die mit Rom verbündet gewesen oder die in die Gewalt der Römer gerathen u. dgl., gewisse einzele Rechte ertheilt, welche, als Theile des jus civile, sonst nur ein in Rom lebender Bürger (Civis) besaß. So erhielten z. B. schon frühe die Cäriten [9]) das römische Bürgerrecht, jedoch mit Ausschluß des Stimmrechts und somit auch des jus honorum, und andere ähnliche Fälle bietet uns die Geschichte der früheren Zeiten Roms dar [10]). Es bildete sich bald zwischen der vollen Civität oder dem vollen Bürgerrechte des freien, in Rom lebenden Bürgers und dem von aller römischen Rechtsfähigkeit ausgeschlossenen Ausländer (peregrinus) eine Zwischen- oder Mittelstufe, je nachdem einzelen Personen oder Völkern ein Theil der an die Civität geknüpften Rechte verliehen war. Es zeigt sich dieß zunächst in den mit Rom verbündeten Städten Latiums, und dann auch weiter bei andern, außerhalb Latium in ähnlichem Verhältniß zu Rom stehenden Städten Italiens. Nun finden wir in diesen rechtlichen Beziehungen genannt, Latini, socii, socii Latini nominis [11]), und ein jus Latii als Gegensatz zu dem jus civitatis und jus Quiritium. Letzteres — jus Latii, Latinitas — ursprünglich mehr an bestimmte Lokalitäten geknüpft und so mit dem rechtlichen Begriff zugleich mehr die geographische Bedeutung vereinigend, ward aber später zu einer allgemeinen Bezeichnung eines geringeren Grades oder vielmehr einer Mittelstufe zur Civität, wobei die geographische Bedeutung sich natürlich verlor und dann von einem jus Latii nicht bloß außerhalb Latium, sondern selbst außerhalb Italien die Rede ist. Als Mittelstufe zur Civität zeigt sich dieses Recht darin [12]), daß der Latinus gleich dem peregrinus das connubium (s. oben) entbehrt, aber gleich dem Civis das commercium (s. oben) also die vindicatio, cessio in jure, mancipatio oder nexus besitzt, und mit dem letzteren auch die testamenti factio. Auf diese Weise entbehrt also der Latine, außer den zum jus publicum (s. oben) gehörigen Rechten der Civität, z. B. aller der Rech[te] welche in das Familienrecht gehören, wie der patri[a] potestas, oder der auf die Verwandtschaft bezüglich[en] er hat darum auch keine Intestaterbfolge, er hat a[uch] keine Adoption; seine Ehe [13]) ist nicht als matrim[o]nium civile zu betrachten, und knüpfen sich daher den[n] auch nicht die Rechte und Verbindlichkeiten, die aus de[m] matrimonium civile entspringen; von der Tutel ist zwar nicht im Allgemeinen ausgeschlossen, aber doch sofern, als sie von der Agnation abhängt. Dagegen h[at] er alle Rechte, die auf das römische Eigenthum sich [be]ziehen, er kann eine Sache im römischen Eigenthum [ha]ben, er kann vindiciren, mancipiren, er kann ein [Te]stament in römischer Form machen, kann in einem rö[mi]schen Testament zum Erben ernannt oder dabei als Ze[uge] gebraucht werden. In Bezug auf das Letztere ist von [be]sonderer Wichtigkeit die Stelle des Cicero in der R[ede] pro Caecina cap. 35, vgl. mit *Livius* XXVII, 10 [14]). Als Mittelstufe und Übergang zur Civität ze[igt] sich die Latinität ferner darin, daß der Latine ein Civ[is] werden und die Civität rechtmäßig dann erlangen kon[nte], wenn er nach Rom wanderte und seine Nachkomme[n]schaft in der Vaterstadt zurück gelassen, oder wenn er [ei]nen römischen Bürger repetundarum angeklagt, die aber verurtheilt worden war, oder endlich, wenn er in seiner Vaterstadt eine Magistratur geführt [15]). — Di[e] Rechte nun, wodurch sich der Cives vom Latinen un[ter]schied, in sofern sie bloß dem ersteren zukommen, [be]greift das jus Quiritium [16]); es ist dasselbe demnach das Auszeichnende in der Civität, das Höchste derselbe[n]. Doch ist es nicht in Abrede zu stellen, daß auch beide das jus Quiritium mit dem jus civitatis verwechselt oder Ersteres auch allgemein von der Civität gebraucht wird; weßhalb wir auch uns nicht wundern dürfe[n], wenn früher die verschiedensten Ansichten über den zw[i]schen beiderlei Rechten Statt findenden Unterschied her[vor]geführt worden sind. Außerdem sprach man wol frü[her] von einem Jus Italicum [17]), welches einen eigenthüm[]lichen Stand von Personen (Itali) im römischen St[aat] hervorgebracht, welche zwischen den Latinen und Peregri[]nen eine ähnliche Mittelstufe gebildet, wie die Latin[en] selbst zwischen den Cives und peregrini. Die Un[zu]länglichkeit dieser Ansicht ist aber jetzt wol als erwie[sen] anzusehen, seitdem Savigny [18]) bewiesen, daß dies

---

6) Vgl. Haubold a. a. O. pag. 926. 7) Vgl. Hugo Rechtsgesch. S. 87. 8) S. z. B. *Heineccii* Syntagm. I. Append. §. 3. 9) *Heinecc.* ibid. §. 6. pag. 233. — Daher der Ausdruck: in Caeritum tabulas referre, vgl. Jarke Darstellung des censorischen Strafrechts S. 76 — 81. Hauptstelle darüber ist bekanntlich *Asconius* in Cicer. Oratt. p. 20. (ed Lugd. Bat 1675. 10) Vgl *Heinecc.* l. l. § 4. 6. 11) Vgl. *Heinecc.* § 14. Creuzer Abriß d. röm. Antiquit. § 202. 205. 12) Vgl. Savigny a. o. a. O.

13) Man glaube darum ja nicht, als wenn dem Latine[n] Ehe mit Römern versagt worden, oder ihre Ehe keine wirkl[iche] Ehe gewesen. Das war sie allerdings, aber ex jure genti[um] und nicht ex jure civili, also ohne die Rechte und Verhältn[isse] die aus einer römischen Ehe entspringen. 14) S. Savi[gny] a. a. O. S. 204 ff. *Haubold.* Epicrisis ad Heinecc. pag. — Latini coloniarii, Latini Juniani. Vgl. Creuzer a. a. [O.] §. 202. 15) S. die Beweisstellen bei *Heinecc.* l. l. §. 7. Es kommt nun noch hinzu die Causae probatio und die in [...]chen Beziehungen noch dunkle Erroris probatio; s. *Gajus* [In]stitutt. I. §. 29 — 31. 16) S. *Heinecc.* l. I. §. 23. [...] *Haubold.* Epicris. p. 925. Creuzer röm. Antiquit. §. 203. 243. 17) *Heinecc.* I. Append. cap. III. §. 97 f., vgl. Creuzer a. a. O. §. 204, p. 243 f. §. 216. p. 261 ff. [18)] „Über das jus Italicum" in den Abhandl. d. Akad. d. Wissen[sch.] Berlin 1817. Vgl. Creuzer a. d. a. St. *Haubold.* Epicris. 929.

jus Italicum keineswegs ein Personenrecht, sondern ein Städterecht gewesen, ein Recht, das stets Städten und zwar Provinzialstädten beigelegt wird, und das Recht freier Verfassung, Freiheit des Bodens von der Grundsteuer, so wie Fähigkeit des Bodens, in römischem (quiritarischem) Eigenthum zu seyn, in sich schließt. So bleiben uns also immer nur die drei Klassen übrig: Cives, Latini, peregrini. Zu den letztern gehören dann in der Regel die Provinzialen eben sowol als die Ausländer. Sie haben durchaus keinen Theil an dem eigentlichen jus civile, wenn ihnen nicht einzele Rechte desselben ausdrücklich verliehen sind, so wie wir denn überhaupt Fälle finden, wo einzele Vorrechte der Civität den Bürgern einer solchen Klasse ertheilt werden, die im Ganzen davon ausgeschlossen war, so z. B. das Connubium an die Campanen vor der Erlangung der Civität [19]), oder Ertheilung des jus suffragii in Folge einer besonderen Begünstigung an Latinen u. dgl. m. [20]).

Eine wesentliche Änderung in diesen Verhältnissen bewirkte die lex Julia [21]), gegeben 664 n. R. E. in Folge des bekannten Bundesgenossenkriegs. Sie verlieh den treu gebliebenen Bundesgenossen und den übrigen, die bei den folgenden Friedensschlüssen einzeln nach und nach, mit Niederlegung der Waffen an Rom sich wieder anschlossen, die Civität. Noch näher bestimmte die lex Plotia [22]) vom J. 666 n. R. E., daß jeder Bürger einer verbündeten Stadt, der jetzt in Italien wohne und binnen 60 Tagen beim Prätor sich melde, die Civität besitze. Da die lex Julia nur auf ganze Städte sich bezog, so wurde durch diese Lex auch einzelen Personen solcher Städte, die noch nicht fundi legis Juliae geworden waren, die Civität angeboten. Während also auf diese Weise fast ganz Italien die Civität erhielt, wurden die Rechte der ehemaligen Bundesgenossen allmälig auf manche Provinzen ausgedehnt, wie denn z. B. ein Theil von Gallien oder Sicilien das jus Latii oder die Latinitas erhielt [23]). Letzteres hieß also in allgemeiner Bedeutung das (oben bezeichnete) Recht der vormals mit Rom verbündeten Völkerschaften Italiens (nicht bloß Latiums). In den späteren Zeiten unter den Kaisern wurde theils die Civität, theils die Latinität vielen Provinzen und Städten verliehen [24]), so verlieh z. B. Julius Cäsar der Gallia cisalpina die Civität (daher Gallia *togata*), eben so den Bewohnern von Gades in Spanien; so Antonius unter dem Namen einer testamentarischen Verfügung des Cäsar den Bewohnern Siciliens, so nach Augustus, der im Ganzen spärlicher mit Ertheilung des Bürgerrechts war, andere Kaiser, bis zuletzt Caracalla Allen, die in dem römischen Reiche sich befanden, die Civität verlieh. Diese berühmte, vielbestrittene Konstitution [25]) bezog sich wol, wie Savigny meint, ihrem ganzen Zusammenhange nach, nicht sowol auf Individuen, sondern auf Gemeinden und machte so alle Städte im Reiche, die es noch nicht waren, zu Gemeinden. Auch scheint sie bloß auf Freigeborne sich erstreckt zu haben [26]), da wir noch später Latini Juniani und Dedititii finden, bis endlich Justinian auch diesen die Civität verlieh und so allen Unterschied der Stände aufhob. Nun gibt es bloß noch Cives (Bürger) und Peregrini (Ausländer). (*Bähr.*)

CIVITA, mit verschiedenen Beinamen: 1) C. Aquana, Stadt und Bischofssitz in der neapol. Prov. Abruzzo ulteriore I., in einem Thale am Fuße des Apennins gelegen. — 2) C. Campomarano, eine kleine Stadt von 2500 Einw., in der neapol. Provinz Molise, deßwegen merkwürdig, weil ein altes Herkommen dem weiblichen Geschlechte das Weintrinken als schimpflich verbietet. — 3) C. Castellana, eine Stadt mit einem Bischofssitze im Kirchenstat, zur Delegation Viterbo gehörig, ungefähr 3000 Einwohner umfassend. Die Straße von Rom nach Foligar berührt sie. Sie ist auf einem hohen und schroffen Berge erbaut und von einem zerrissenen Felsenthal umgeben, durch welches die Treja oder Triglia strömt. Die schönste Aussicht gewährt der Thurm der Citadelle, in welchem Statsgefangene sitzen. In der Stadt ist die Kathedrale als ein Bauwerk des Mittelalters mit vielen eingemauerten, antiken Bruchstücken zu bemerken. Westlich von Civita Castellana finden sich die Überreste des alten, durch seinen bösen Schulmeister bekannten Falerii. — 4) C. di Chieti, s. Chieti, Th. XVI. S. 313. — 5) C. Ducale, Stadt, Distriktshauptort und Bischofssitz am Velino, am Fuße des Monte Saffuolo, unfern der päpstlichen Gränze in der neapolit. Provinz Abruzzo ulteriore II., mit 1750 Einw. Herzog Robert von Calabrien hat den Ort erbaut. — 6) C. di Penna, Stadt und Hauptort eines Distrikts in der neapolit. Provinz Abruzzo ulteriore I. Sie ist der Sitz eines Bischofs, schlecht gebaut, und gewerblos und zählt 8800 Einwohner. Sie liegt auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Tavo und Fino, gegen Südwesten die Hauptkette des Apennins, welche sich in dem Monte Elvino längs dem Flusse Tavo östlich nach dem Meere hinauf zieht — 7) C. oder Citta la Vigna (Lavinia), ein Flecken auf dem albanischen Gebirge, rechts von der alten Via Appia und drei Miglien von Genzano entfernt, gegen den Abhang nach der Meerebene zu gelegen, über die es eine schöne und weite Aussicht gewährt. Es wächst hier ein guter rother Wein. — Der Name deutet auf die Verwechselung dieses Orts mit dem alten Lavinium,

19) S. die Nachweisungeu bei Creuzer a. a. O. §. 204. p. 244. unten. 20) Es hat dieses Einzelen ausnahmsweise zugestandene Recht zu der irrigen Meinung Veranlassung gegeben, als ob das jus suffragii überhaupt zu den Vorrechten der Latinität gehört. Vgl. *Sigon.* de jur. Ital. I, 4. *Heinecc* App. I. §. 92. 21) *Heinecc.* l. l. §. 9. und die übrigen Nachweisungen bei Creuzer a. a. O. §. 206. p. 247. S. besond. *Vellej. Patерс.* II, 15. und II, 16. — *paulatim* deinde *recipiendo in civitatem, qui arma aut non ceperant, aut deposuerant maturius,* vires refectae sunt. 22) Über die lex *Plautia* oder *Plotia* (Silvani et Carbonis), s. die in Note 21 citirten. Hauptstelle ist *Cicer.* pro Arch. 4. §. 7. 23) Vgl. Savigny über d. Entstehung d. Latinit. a. a. O. S. 206. 24) Die einzelen Belege zum folgenden, s. in *Heinecc.* l. l. §. 10 — 14.

25) S. *Heinecc.* l. l. §. 15 — 19. Savigny a. a. O. 207. — Digest. I, tit. 5. §. 17.: In *orbe Romano* qui sunt, ex constitutione Imperatoris Antonini *cives* effecti sunt. 26) Vgl. *Heinecc.* l. l. §. 20. 21. Cod. Justin. VII. tit. 5. 6. Novell. XXVIII, 2. 5.

und damit hängt der fabelhafte Ring zusammen, welcher hier gezeigt wird und woran Äneas bei seiner Landung sein Schiff angebunden haben soll. Nach Andern soll Diomedes der Landende gewesen seyn; jetzt aber liegt der Punkt 10 Miglien vom Meere entfernt. — C. la Vigna, nimmt die Lage des alten Lanuvium (nicht Lavinium) ein, und es finden sich in dem Orte und seiner Umgegend mancherlei Überreste des Alterthums, zum Theil in Bauwerke des Mittelalters eingemauert. Gegen Westen fand man die Juno Lanuvina, welche im Vatikan steht. Daher sucht man in jener Richtung die Lage des berühmten Tempels und Hains der Juno Sospes. Auch die übrigen Ruinen sind von den Alterthumsforschern mit Namen alter Tempel u. Villen belegt worden. — Man findet hier noch die Gattung drei Zoll dicker Schlangen, von denen schon Cicero und Livius erzählen, daß sie bei Lanuvium einheimisch gewesen wären *). — 8) C. Reale, eine kleine Stadt mit 1450 Einw., in der neapol. Provinz Abruzzo ulteriore II. Dicht bei dieser Stadt entspringt der Velino und fließt zuerst durch das Thal Valle Falacrina. — 9) C. vecchia, eine kleine Delegation des Kirchenstaats, die einen Theil der Meerebene zwischen den Flüssen Mignone und Turbino umfaßt, im Südwesten das Meer berührt und an den übrigen Seiten von Viterbo eingeschlossen wird. Sie ist nur $8\frac{1}{4}$ Q.M. groß und hat 19,266 Einw. in einer Stadt, einem Marktflecken, 5 Dörfern und mehreren einzelnen Wohnungen. Ihre Luft ist ungesund, wie in der ganzen Meerebene. Im Nordosten einige Hügel, die den berühmten römischen Alaun geben. — 10) C. vecchia, die Hauptstadt der Delegation, ein befestigter Ort mit dem bekannten Seehafen, dem einzigen des Kirchenstaats am tyrrhenischen Meere, welcher zwei Eingänge hat und der päpstlichen Flotte als Station dient. Er bringt die Produkte des Kirchenstaats zur Ausfuhr und hat daher einigen Verkehr von Fremden. Aber die ungesunde Luft verscheucht auch diese in den Sommermonaten, und im Ganzen ist der Handel von Civita vecchia lau und unbedeutend. Die Stadt ist ziemlich öde und zählt kaum 7000 Einwohner, unter denen viele Wollweber sind. Die benachbarten Küsten beschützen mehre Wachthürme gegen die Seeräuber. In der Nähe die Bagni di Palazzi. (*W. Müller.*)

Civitas nova, s. Noviodunum.

CIVITELLA auch CIVITATELLA del Tronto, Stadt auf einem Felsen, am Flusse Salinetto, fest durch ihre Lage, in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I., mit ungefähr 1700 Einw. Westlich davon die hohen Spitzen des Apennins Monte Faltone u. Monte Fiore. (*W. Müller.*)

CIVO, Gemeindedorf im lombardisch-venetianischen Königreich, lombard. Gouvernement, Provinz Sondrio (Prov. della Valtellina) und Distrikt V. Traona, nahe zu den Flüssen Masino und Adda und der Gemeinde Mello, 9 Migl. von Sondrio, mit Vorstand, Pfarre S. Andrea, 11 Oratorien, einer Kapelle und 11 Mühler. (*Rumy.*)

*) Vgl. Sickler im Almanach aus Rom: 2r Jahrg. S. 215. und den Art. Lanuvium.

CIVOLI oder CIGOLI, nannte man von dem Orte, wo er 1559 geboren worden, den Maler Ludovico Cardi, der ein Schüler erst des Alessandro Allori, dann Santo di Titi war, am meisten aber sich selbst ausbildete im gemeinsamen Studium und Streben mit seinem Freunde Gregorio Pagani. Zu der Zeit war ein Gemälde des Barozzio, eine Kreuzabnahme, zu Arezzo angekommen. Entzückt über die Vorzüge dieses Kunstwerks, verließen sie die Manier ihrer bisherigen Meister, und schlossen sich der des Barozzio so lange an, bis sie entdeckten, daß selbst Barozzio sich erst durch Correggio zu solcher Trefflichkeit erhoben habe. Von da an suchte Cardi alle Werke des Correggio, die er in der Lombardei auffinden konnte, um diesen großen Meister gründlich zu studiren, und wußte die Vorzüge seines Vorbildes so glücklich aufzufassen, daß er sich den Namen des florentinischen Correggio, und dadurch die Gunst der Medicis im hohen Grade erwarb. Einige seiner Werke, in denen er sich als vollendeter Meister zeigt, sind: die Marter des heil. Stephanus, welche er für die Nonnen di monte Domini im J. 1587 ausführte; für die Kirche von Maria Novelle, eine Höllenfahrt Christi, und für die Kirche St. Pietro maggiore eine Anbetung der drei Könige, vieler andern Werke nicht zu gedenken. — Mit Empfehlungen des Großherzogs versehen, ging er endlich nach Rom, wo sein eigner Ruf und die Fürsprache seines Fürsten ihm den Auftrag verschafften, ein Gemälde für die Peterskirche zu malen. Schon war die Anlage desselben entworfen und er wollte eben zur Ausführung schreiten, als er nach Florenz gerufen wurde. Eine solche Gelegenheit ließ der Neid römischer Künstler nicht unbenutzt; denn während seiner Abwesenheit schlich sich ein hämischer Mensch auf das umhängte Gerüste, um so den ganzen Entwurf abzuzeichnen. Die genommene Kopie wurde in Kupfer gestochen, und um den Abdrücken ein altes Ansehen zu geben, beräucherte man das Papier, und breitete nun aus, Cardi habe seine Komposition von einem alten Kupferstich entlehnt. Civoli aber, nach seiner Rückkehr, ließ den Verschlag von dem Gerüste nehmen, löschte die entworfne Zeichnung aus, und fing öffentlich ein neues Gemälde an, noch vollkommener in der Zusammenstellung, als das erste, und beschämte auf diese Weise seine Feinde.

Von den vielen Gemälden, die er für Kirchen und hohe Personen in Rom ausführte, erwähnen wir nur der Tribune, welche Paul V. ihm in St. Maria maggiore gemeinschaftlich mit Gasparo Celio, und Cherubino Alberti übertrug. Er malte an der Kuppel Gott den Vater mit Engeln umgeben, in die Mitte des Gemäldes die Maria, und mehr am Schluß desselben, die zwölf Apostel. Bei dieser Arbeit stieg er gar nicht von dem Gerüste, um die Wirkung von unten zu berechnen, obschon ihn seine Freunde baten, es zu thun. Er hatte gar sehr Ursache, dieß zu bereuen, denn es fand sich, daß zwar in der Nähe betrachtet, die Arbeit ohne Fehler war, daß aber von unten besehen, die Figuren da, wo die Kuppel sich wölbte, viel zu lang erschienen. Tief gekränkt hierüber, wollte er die Arbeit von neuem anfangen, es wurde ihm aber vom Papste untersagt. Um des Künstlers Schmerz zu mildern, und seine übrigen großen Ver-

dienste zu belohnen, brachte es der Papst dahin, daß er unter die Zahl der Maltheserordensritter aufgenommen, und das Breve ihm 1613 ausgefertigt wurde. Er starb aber noch in demselben Jahre.

Daß Cardi große Kenntnisse in der Anatomie besaß, zeigt die berühmte anatomische Figur, welche er verfertigte, und die man in Gyps in den Werkstätten vieler Künstler findet. Nicht minder geschickt war er als Baumeister. Als Schriftsteller ist er bekannt durch eine Abhandlung über die Perspektive. Sie führt den Titel: Prospettiva pratica di Ludovico Cigoli Cav. e Pittore, divisa in due libri con le figure in rame intagliate do Bastiano Cardi di lui fratello. — Mehre Notizen findet man in *Baldinucci* Vocabolario Toscano del Arte del disegno, Firenze. 1681. in 4. (*Weise.*)

CIVRAY, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Vienne, welcher auf 20,88 □Meilen in 5 Kantonen und 48 Gemeinden 37,433 Einw. enthält. Sie liegt 46° 10′ Br. 17° 54′ L. am rechten Ufer der Vienne, hat 3 Kirchen, 328 Häus. und 5500 Einwohner, welche Vieh- und Wollhandel treiben. Unweit der Stadt bricht Marmor. (*Hassel.*)

Cixius, s. Flata.

CIZZAGO, Gemeindedorf im lombardisch-venet. Königreich, lombard. Gouvernement, Provinz Brescia und Distrikt II. Ospitaletto, 16 Migl. von Brescia entfernt, mit Vorstand und Pfarre S. Giorgio, einer Kapelle, und einem alten, von einem Graben mit Wasser umgebenen Schlosse. (*Rumy.*)

CLACKMANNAN, 1) eine der kleinsten Shiren im südlichen Scotland, von 13° 41′ bis 14° 2′ östl. L. und von 56° 5′ bis 56° 12′ nördl. Br. reichend, im S. und SO. an den Forth, auf den übrigen Seiten an Perth stoßend, und 2,07 □Meilen oder 30,720 Acres groß, wovon 23,000 in Kultur liegen, und 900 mit Walde, 2000 aber mit Anwuchse bestanden sind. Die Ochils durchziehen das Ländchen von O. nach W.: ihre höhern Spitzen der Bencleugh und Dunmyal erheben sich jener 2450′, dieser 1345′ über das Meer. Am Gebirge ist der Boden steinig und streng, übrigens gewellet, leicht und ziemlich fruchtbar. Der Forth bildet die Gränze mit Stirling, im Innern fließt der Devon. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptgewerbe; zwar wird nicht vieles Rindvieh, aber desto mehre Schafe und Schweine gehalten. Die Berge führen Eisen, Steinkohlen, Kalk und Bausteine, dann Silber, Kupfer, Blei und Kobalt, aber man baut nur auf Steinkohlen und Eisen, und hat den Bau der übrigen Metalle wegen Geringhaltigkeit der Erze aufgegeben. Der Kunstfleiß beschäftigt sich mit der Musselin- u. Linnenweberei: was ausgeführt wird, sind Steinkohlen 1,344,000 Zntr., Wolle, Musselin und Leinewand, fette Hammel. Die Einkommentaxe beträgt 264,820, die Landtaxe 320,000 Guld. Die Volksmenge belief sich 1821 in den 5 Kirchspielen der Provinz auf 13,263, wovon 6356 männl. u. 6907 weibl. Geschlechts, in 1995 Häus. und 2881 Familien: 1811 wurden 12,010 in 2781 Familien gezählt; von letzteren beschäftigten sich 280 mit der Landwirthschaft, 803 mit dem Kunstfleiße und Handel und 1608 auf andre Art. Hauptort ist 2) der gleichn. Marktflecken auf einem Hügel, der 190′ Fuß hoch über den nahen Forth und den schwarzen Devon, welcher jenem zufließt, sich erhebt. Die einzige Straße, woraus der Ort besteht, zieht sich den Hügel hinauf bis zu einem 79′ hohen Thurme. Die 3605 Einw. des Kirchspiels besitzen einen Flußhafen, aus welchem viele Kohlen versendet werden, und nähren sich übrigens von der Musselin- und Leinweberei. In der Nähe liegen die bedeutenden Eisenwerke des Devon. (*Hassel.*)

CLADANTHUS. Unter diesem Namen hat Cassini eine Pflanzengattung aufgestellt, welche nur aus einer Art, Cl. arabicus *Cassin.*, besteht: dieß ist Anthemis arabica *Linn.*, welchen Namen man füglich beibehalten kann. (*A. u. K. Sprengel.*)

CLADIUM. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cyperaceen und der ersten Ordnung der zweiten Linné'schen Klasse bestimmte zuerst Patrick Browne (History of Jamaica), nach ihm nahmen sie Schrader (Flora german.) und Robert Brown (s. Prodr. Flor. nov. Holl.) auf. Der Gattungscharakter ist: Dachziegelförmig-schuppige, ein- bis zweiblumige Ährchen, deren unterste Schuppen leer sind; zwei oder drei Staubfäden; ein Nüßchen mit doppelter Schale. Von den 15 bekannten Arten dieser Gattung wächst eine, Cl. germanicum *Schrad.* (Fl. germ. t. V. v. 7. — Schoenus Mariscus *Linn.*, English Bot. t. 950.) an sumpfigen Orten in Europa, Amerika und Neuholland, eine andere, Cl. occidentale *Schrad.*, auf St. Domingo und Jamaika und die übrigen in Neuholland. (*A. u. K. Sprengel.*)

CLADIUS. Eine von Illiger errichtete Gattung aus der Familie der Blattwespen (Tenthredinetae). Ihre Kennzeichen sind: neungliederige, bei dem Männchen ästige Fühler, auf den Vorderflügeln eine Randzelle und drei Nebenzellen. Jurine vereinigt sie mit seiner Gattung Pteronus, jedoch als besondere Abtheilung. Die bekannteste Art C. difformis, *Panz.* Faun. fasc. 62. tb. 10. schwarz, die Beine gelb, die Hinterschenkel braun, Vorderflügel mit gelbem Rande und braunem Randfleck, ist im nördl. Europa zu Hause. (*Germar.*)

CLADOBOTRYON. Diese von Nees v. Esenbeck gebildete Gattung aus der Familie der Pilze, fällt mit der Persoonschen Gattung Botrytis zusammen; und zwar Cl. varium *Nees* mit Botr. macrospora *Ditm.* (*A. u. K. Sprengel.*)

CLADONIA *Hoffm.* Eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Flechten, und der 24. Linné'schen Klasse, welche Acharius in seiner Methodus Lichenum (1805) unter dem Namen Baeomyces, später in seiner Lichenographia univ. (1810) und Synopsis Lichenum (1814) unter dem Namen Cenomyce (S. d. Art. Th. XVI. S. 35.) aufgeführt hat; da aber die Hoffmannsche Benennung die ältere ist (Teutschlands Flora 1795), so muß man sie beibehalten. Der Charakter dieser Gattung ist folgender: knopfförmige Keimfrüchte (sporocarpia), deren Träger (podetia) hohl sind, und sich mehr, oder minder bestimmt nach oben zur Becherform erweitern; die fast fleischige Schlauchschicht bläht sich bald auf, und hat einen zurückgeschlagenen Rand. Von den Arten der Gattung Cladonia,

welche, wie überhaupt die Individuen dieser Familie über die ganze Erde verbreitet sind, und auf dem Boden, so wie an Baumstämmen und auf Felsen wachsen, ist das so genannte Rennthiermoos (richtiger Rennthierflechte) die bekannteste und wichtigste. Diese Flechte, Cl. rangiferina *Hoffm.* (Lichen rangiferinus *Linn.*, Baeomyces und Cenomyce *Ach.*) ist fast ohne Lager (thallus), und hat verlängerte, aufrechte, scharf anzufühlende, weißlich-graue Keimfruchtträger mit durchlöcherten Achseln und fast strahlenförmigen, nickenden Zweiglein, deren Knötchen braunroth sind, und einzeln oder in Afterdolden beisammen stehn. Sie wächst auf dürrem Boden, und ist nebst der so genannten isländischen Flechte (Parmelia islandica *Spr.*, Cetraria *Ach.*) im Winter fast die ausschließliche Nahrung der Rennthiere. Abbildungen findet man Engl. bot. t. 173., Flor. dan. t. 539. Außerdem sind als officinell anzuführen Cl. pyridata *Spr.* und Cl. coccifera *Baumg.* (Feuerkraut, ehedem Herba ignis der Apotheken).

(*A. u. K. Sprengel.*)

CLADOSPORIUM, *Link.* Berl Mag. Eine Gewächsgattung aus der Abtheilung der byssusartigen Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und der 24. Linné'schen Klasse, deren Charakter gegeben wird durch aufrechte, steife, ästige, an der Spitze mit Scheidewänden versehene Flocken, an deren Enden durchsichtige, fast kettenförmig zusammenhängende Sporidien sitzen. Die Arten dieser Gattung kommen auf Kräuterstängeln und Baumzweigen vor. Cl. herbarum *Link.* Berl. Mag. VII. p. 37. (Acladium herbarum *Link.* l. c. III. p. 12) mit ziemlich einfachen, olivenfarbenen Flocken und eiförmigen Sporidien ist abgebildet im Berl. Mag. III. t. 1. f. 17. (*A. u. K. Sprengel.*)

CLADOSTEPHUS. Unter diesem Namen hat Agardh eine Gewächsgattung aus der Abtheilung der Conferveinen der natürlichen Familie der Algen, und der 24. Linné'schen Klasse aufgestellt, welche aus einigen Arten der Linné'schen Gattungen Fucus und Conferva, der Rothschen Gattung Ceramium, und aus der Lyngbyeschen Gattung Sphacelaria gebildet ist. Ihr Charakter ist: fadenförmiges, nicht hohles Laub, welches aus gegliederten, steifen Fäden mit zahlreichen, quirlförmig beisammen stehenden Zweigen, die zu Kapseln anschwellen, besteht; die Gliederungen der Fäden sind bandartig. Die Arten dieser Gattung kommen im atlantischen Ocean, im Mittelmeer und in der Nordsee, einige parasitisch auf anderen Algen vor. Cl. spongiosus *Ag.* Syst. Alg. (Fucus hirsutus *L. Mant.*, Conferva spongiosa *Huds.* angl.) mit knorpelartigem, etwas ästigem Laube, und dicht beisammen stehenden, einfachen, einwärts gekrümmten Fäden, wird im atlantischen Meere und in der Nordsee gefunden. Abbild. Engl. bot. t. 2427. (*A. u. K. Sprengel.*)

Cladostyles. *Humb.*, s. Evolvulus *L.*

Clai, s. Claius.

CLAIBORNE, 1) eine Grafschaft in dem nordamerik. State Mississippi am Mississippi, 1820 mit 5963 Einw., worunter 3123 Sklaven; der Hauptort Gibson. 2) Eine Grafschaft in dem nordamerik. State Missury, erst seit 1821 gebildet, mit dem Hauptorte Redbluff. 3) Claiborne oder Clairborne, eine Grafschaft in dem nordamerik. State Tennessi und zwar zu den obern Grafschaften gehörig und vom Powele und Clinch bewässert, 1820 mit 5508 Einw., worunter 327 Sklaven, und dem Hauptorte Tazewell. (*Hassel.*)

CLAIR (S.), Marktflecken im Bezirk S. Lo des franz. Dep. Manche, mit 1800 Einw. und Wollenzeugweberei. (*Hassel.*)

CLAIR (S.), 1) der Abfluß des Huronensee, eines der größern kanadischen Seen. Er geht auf seiner südlichen Spitze aus demselben ab, und führt die große Wassermasse des Huron sowol als des Michigan und Obernsee in den St. Clairsee ab; ein breiter mächtiger Strom, der 12 Meilen lang ist und zwischen hohen Flußufern durch eine malerisch schöne Landschaft, Oberkanada rechts, den Stat Michigan links lassend, zieht. 2) ein See zwischen Oberkanada und Michigan, fast rund, 18 Meilen im Umfange und 6 Meilen im Durchmesser. Er empfängt auf seinem nördlichen Gestade den Fluß S. Clair, der ihm die Wasser der 3 obern kanadischen Seen zubringt, trägt verschiedne waldige Eilande, ist tief genug für die größten Schiffe, und führt sein Wasser durch den 8 Meilen langen Fluß Detroit in den Eriesee. (*Hassel.*)

CLAIR (S.), 1) eine Grafschaft in dem nordamerik. State Alabama, von der Cusa bewässert, hat die Quelle der Cahawba, 4166 Einw., worunter 553 Sklaven, und zum Hauptorte S. Clairsville. 2) Eine Ortschaft in der Pennsylvania Grafsch. Alleghany an der Monongahela mit 3080 Einw., bekannt durch ihre reichen Steinkohlengruben. 3) Eine Grafschaft in dem nordamerik. State Illinois an der Kaskaskia und Cahokia, 1820 mit 5253 Einwohnern und dem Hauptorte Cahokia. (*Hassel.*)

CLAIRAC, Stadt im Bezirk Marmande des französ. Dep. Lot-Garonne am Lot, hat 2 Kirchen, 550 Häus., 2600 Einw. und treibt Wein-, Tabaks- und Hanfbau. (*Hassel.*)

CLAIRAUT (Alexis Claude), einer der berühmtesten Mathematiker neuerer Zeit, geb. zu Paris den 13. Mai [1]) 1713 [2]). Sein Vater, Joh. Baptista Clairaut, welcher Lehrer der mathematischen Wissenschaften und in seinem Fache so ausgezeichnet war [3]), daß ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, gab unserm A. Clairaut eine sehr sorgfältige Erziehung [4]), ungeachtet ihn seine Gattin nach der Geburt dieses ihres zweiten Kindes noch mit 19 andern Kindern beschenkte, von denen sie jedoch nur Alexis und einen unmittelbar

---

1) Dieses Datum finde ich in der unten anzuführenden akademischen Lobrede auf C.; dagegen gibt Lacroix den 7. Mai als C's Geburtstag an.

2) Dasselbe Datum ist auch aufgeführt in *N. L. M. Desessarts*: Les siècles litéraires de la France. T. II. p. 113.

3) Beweise davon sowol in französischer als lateinischer Sprache sind niedergelegt in den Miscellanea Berolinensia der Jahrgänge 1734, 1737 und 1743. (*St.*)

4) Es wird nicht unzweckmäßig seyn, über diese Erziehung hier etwas ausführlich zu reden, da durch dieselbe erklärlich wird, wie es möglich war, daß C's Talente sich schon so früh und glänzend entwickelten.

auf ihn folgenden Bruder, der späterhin mit ihm wetteiferte, selbst säugte. Schon in seiner frühesten Kindheit zeigte der junge C. eine ungemeine Fassungskraft, und veranlaßte dadurch seinen, über so glückliche Anlagen hoch erfreuten Vater, ihn, sobald er sprechen konnte, die Buchstaben an Figuren aus Euklid's Elementen kennen zu lehren, und so die Wißbegierde des Kindes schon auf die Geometrie hin zu lenken. In seinem 4ten Jahre konnte A. Cl. schon lesen und ziemlich gut schreiben; auch waren ihm die geometrischen Figuren im Gedächtniß geblieben, und er fragte oft nach ihrer Bedeutung. Sein Vater fand es jedoch für gut, ihn erst mit den Elementen der Arithmetik etwas bekannt zu machen, ehe er ihm Geometrie vortrug, und erreichte seinen Zweck auch durch ein dem Kinde angenehmes Spiel mit Kästchen, worin die Ziffern vertheilt wurden. — Bei fortschreitender Entwickelung des Kindes zeigte dasselbe große Neigung für die Kriegskunst, über welche es sich sehr gern mit den jungen Offizieren unterhielt, die von seinem Vater unterrichtet wurden. Wahrscheinlich hätte diese Neigung die Studien des jungen Cl. gestört, wenn man ihm nicht bemerklich gemacht hätte, daß das Studium der Mathematik für den Kriegsdienst unentbehrlich sei. Algebra und Geometrie wurden nun von dem Knaben als Vorbereitung zu den Kriegswissenschaften eifrig getrieben, und seine kindische Vorliebe für letztere wurde sogar benutzt, ihm das Studium der lateinischen Sprache angenehm zu machen, indem man ihm in dieser Sprache verfaßte Werke über Kriegsmaschinen in die Hände gab. Auch veranlaßte ihn jene Vorliebe dazu, seine Mußestunden zum Copiren von Landkarten zu benutzen. — In seinem 9. Jahre gab man ihm die Anwendung der Algebra auf die Geometrie von Guisnée in die Hände, die er Anfangs unter der Leitung seines Vaters studirte, zum zweiten und dritten Male aber allein durcharbeitete, und zwar so, daß er beim dritten Male schon im Stande war, die meisten Aufgaben einfacher und eleganter als Guisnée aufzulösen. So zeigte sich schon damals sein Erfindungsgeist und dieß erwachende Gefühl seiner eignen Kraft belebte seinen Eifer für die Studien so sehr, daß man ihn von seiner Arbeit abziehen mußte, damit er nicht seiner Gesundheit schadete. Um ihn zu zerstreuen, nahm ihn ein Bekannter, der Chevalier d'Allemand, Capitän beim Regimente des Königs, mit nach Montreuil, wo man ein Lager errichtet hatte, um dem damals noch sehr jungen Könige (Ludwig XV.) das Schauspiel eines Angriffs auf ein Polygon zu geben. Der junge Clairaut war entzückt über dieses Schauspiel und erregte allgemeine Bewunderung durch die Einsicht, womit er alle Operationen zu erklären wußte. Bald nachher stellte ihn d'Allemand dem Marschall v. Cheulnes vor, der ein gutartiges Kind zum Gespielen seines Sohnes suchte, und C. hatte das Glück, sich die Achtung und das Wohlwollen dieses würdigen Mannes zu erwerben.— In seinem 10. Jahre ging Clairaut an das Studium von l'Hôpital's Werk über die Kegelschnitte. Es gelang ihm, dieß Buch zu verstehen, aber mit größerer Mühe als die andern Werke, welche er bisher studirt hatte. Man rieth ihm daher jene Schrift noch einmal durchzulesen; allein er entschloß sich fast mit einigem Widerwillen dazu; zum Glück wurde sein durch einen Zufall erweckter Ehrgeiz ein neuer Sporn für ihn. Der Akademiker de l'Isle, ein Freund seines Vaters, besuchte diesen und fand den jungen Cl. mit l'Hôpital's Werke in der Hand. In der Meinung, daß ein Kind von diesem Alter unmöglich schon ein solches Buch verstehen könne, sagte de l'Isle mit etwas spöttischem Lächeln zum jungen Cl.: von dem Buche, was er da habe, kenne er doch wol nur Titel und Einband. Der Knabe schwieg, fühlte sich aber durch diese Äußerung so getroffen, daß er das Buch ein zweites, ja sogar noch ein drittes Mal eifrig durchstudirte. Er durchlief nun schnell die Analyse des infiniment petits von demselben Verfasser und wurde bald mit den damals noch neuen Methoden der Differential- und Integralrechnung vertraut. — Der Umstand, daß der berühmte Destouches mit seiner Gattin aus England kam und in das Haus zog, worin C's Vater wohnte, machte den jungen C. mit diesem Manne und durch denselben mit dem Abbé Bignon und einigen andern Akademikern bekannt, welche Alle ihn lieb gewannen. Dieser Anfang von Berühmtheit vermehrte den Eifer des Knaben so sehr, daß er und sein schon erwähnter jüngerer Bruder des Nachts heimlich aufstanden und arbeiteten. Unser A. Clairaut insbesondere beschäftigte sich ganz ins Geheim mit einem Aufsatze über vier Curven der dritten Ordnung, die er entdeckt hatte, und vermittels welcher man eine beliebige Anzahl mittlerer Proportionallinien zwischen zwei gegebenen geraden Linien finden kann. Er gedachte diesen Aufsatz, erst wenn er ganz fertig damit wäre, seinem Vater zu zeigen; allein der Vater entdeckte früher sein Geheimniß, und verbot ihm streng die übermäßige Anstrengung. Um jedoch seinen Sohn nicht der Früchte jener Anstrengung zu berauben, überreichte der alte Cl. dessen Aufsatz der Akademie, welche denselben so sehr im Mißverhältniß zum Alter des Kindes fand, daß sie es für nöthig hielt, sich durch Fragen an den Knaben zu überzeugen, daß er wirklich der Verfasser sei, ihn dann aber mit gerechten Lobsprüchen überhäufte. Der Aufsatz selbst wurde nachher in den Miscellanea berolinensia vom J. 1724 mit dem Zeugnisse der pariser Akademie zusammen abgedruckt. — Um diese Zeit fing Cl. auch schon seine vortreffliche Arbeit über die Curven mit doppelter Krümmung an, und zwar mit so übertriebenem Eifer, daß er sich ein heftiges Fieber zuzog. Unthätig zu bleiben, war aber dem nunmehr dreizehnjährigen Knaben unmöglich, und er benutzte daher die Verzögerung jener Hauptarbeit zur Theilnahme an der Stiftung einer im J. 1726 errichteten Gesellschaft zur Beförderung der Künste, welcher, außer ihm und seinem Vater und Bruder, die beiden berühmten französischen Uhrmacher Leroy, der engl. Uhrmacher Sully, die Abbé's Nollet und de Gua, ferner Condamine, Rameau und mehre Andere beitraten. Endlich im J. 1729 beendigte er sein Werk über die Curven mit doppelter Krümmung [5]) und überreichte dasselbe der Akademie, welche es mit einem ehrenvollen Zeugnisse drucken ließ, worin sie die Vorsichtsmaßregeln angab, wodurch sie sich überzeugt hatte, daß ein kaum 16jähriger

5) **Recherches sur les courbes à double courbure**, einzeln gedruckt Paris 1731 in 4.

Schriftsteller ein Werk habe vollenden können, welches den berühmtesten Geometern Ehre gemacht hätte. Die Hochachtung, welche sich Cl. durch diese Schrift erwarb, machte es der Akademie wünschenswerth, ihn zum Mitgliede zu haben; da aber hierzu nach den Statuten ein Alter von wenigstens 20 Jahren erforderlich war, so musste beim Könige eine Dispensation nachgesucht werden: der König ertheilte dieselbe und am 14. Julius 1731 wurde der 18jährige Cl. als Adjoint mécanicien wirklich aufgenommen, ein Fall, der bis dahin einzig in seiner Art war. Die Freude über diese Beförderung wurde leider bald darauf durch den Tod seines oben erwähnten jüngern Bruders getrübt. Dieser bewunderungswürdige Jüngling, welcher ebenfalls schon in seinem 14. Jahre ein von ihm verfasstes Memoire der Akademie vorgelegt hatte, wurde ein Opfer der Pocken, welche ihn binnen 2 Tagen hinrafften: ein harter Schlag für unsern A. Clairaut, der in ihm eben so sehr den Genossen seiner Studien als den Bruder geliebt hatte. — Die engen Grenzen, welche uns bei dieser Biographie vorgeschrieben sind, erlauben es nicht, auch nur die Titel aller der Abhandlungen hier anzugeben, welche A. Cl. bald in schneller Folge der Akademie überreichte. Es müssen daher nur ein paar dieser Abhandlungen noch bemerkt gemacht werden, um bald auf seine wichtigsten literarischen Arbeiten zu kommen. Schon im Jahre seiner Aufnahme reichte er 2 Abhandlungen ein, wovon die erste auf einem leichtern als dem früher üblichen Wege die Formeln für den Schwerpunkt finden lehrt, die andere eine Vereinfachung der Theorie der sphärischen Epicykloiden und der Curven, welche auf der Kugelfläche beschrieben werden können, enthält. — So geachtet auch Cl. war, so weit war er doch davon entfernt, zu glauben, dass es für ihn nichts mehr zu lernen gäbe; vielmehr wünschte er Maupertuis' Beispiel nachahmen zu können, welcher eine Zeit lang in Basel gewesen war, um dort unter Joh. Bernoulli's Leitung zu arbeiten. Dieser Wunsch ward dadurch nur so leichter zu erfüllen, dass sich Maupertuis erbot, ihn nach Basel zu begleiten, eine Reise, welche unserm Cl. die persönliche Bekanntschaft mit dem [illegible] der damaligen Mathematiker, der so thätigen Antheil an der Erfindung der neuen Rechnungsarten genommen hatte, und zugleich eine Menge neuer Kenntnisse gewährte. Bei seiner Rückkehr von Basel fand er die Akademie außerordentlich beschäftigt mit der Frage über die Gestalt der Erde und wurde bald ganz in diese interessante Untersuchung mit hineingezogen. Um sich desto ungestörter damit beschäftigen zu können, zog er sich mit Maupertuis auf den Mont Valérien zurück, wo sie indessen auch häufige Besuche von der Marquise du Chatelet, der berühmten Freundin Voltaire's erhielten, weil diese Dame Cl.'s Schülerin in der Geometrie war; für sie schrieb Cl. seine im J. 1741 herausgegebenen Elemente der Geometrie *). Als die bekannte Gradmessung in Lappland unternommen wurde, gehörte Cl. zu den Akademikern, welche den thätigsten Antheil daran nahmen. Nach ihrer Rückkunft ertheilte ihm der König einen Gehalt von

*) Élémens de géométrie. [illegible] J. 1753.

1000 Livres, wozu nach weniger als einem Jahre [illegible] durch Chevalier's Ernennung vacant werdende Besoldung kam, denn schon 1733, zwei Jahre nach seinem Eintritt in die Akademie war Cl. Pensionnaire geworden. [illegible] einigen andern kleinen Abhandlungen theilte Cl. im J. 1743 der Akademie seine berühmte Theorie der Gestalt der Erde *) nach hydrostatischen Grundsätzen mit, die [illegible] bedeutende Schrift eines französischen Mathematikers, worin die Entdeckungen Newton's weiter gebracht wurden, und zugleich die erste, wenn man den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts [illegible] flüssigen Erde. — In demselben Jahre beschäftigte [illegible] auch schon den Anfang seiner Mondtheorie und die Auflösung des Problems der drei Körper. Eine genaue und ausführlichere Auseinandersetzung über diesen Gegenstand las jedoch Cl. erst am 15. November 17[illegible] in der Akademie vor, an welchem Tage zugleich d'Alembert seine Auflösung des Problems mittheilte. Beide fanden indess, so wie auch Euler, der sich um dieselbe Zeit mit dieser Untersuchung beschäftigte, dass [illegible] die auf Newton's Grundsätzen beruhende Rechnung [illegible] jährliche Bewegung des Apogeums des Mondes nur halb so groß geben müsse, als sie nach den Beobachtungen wirklich ist. Das große Geheimniss, welches Cl. [illegible] und das Zutrauen [illegible], welches er in [illegible] Hinzufügung eines Gliedes zu dem [illegible] für das Gesetz der Attraction zu finden glaubte, [illegible] einen [illegible] Stoß [illegible] Systems, dessen [illegible] doch den Rechnungen nicht erhalten konnten. Schon Buffon und einige Andere sich so [illegible] Newton's Theorie als völlig [illegible] die Freunde dieser Theorie und [illegible] den nahe bevorstehenden Umsturz derselben [illegible]. Aber dieser Triumph währte nicht lange; denn da [illegible] übrigen Erscheinungen am Himmel sich so vortrefflich [illegible] dem Gesetze der Attraction erklären ließen, so ruhte [illegible] nicht eher, bis er fand, dass dieses Gesetz bei [illegible] Rechnung auch zur Erklärung der Mondbewegung [illegible] reiche. Dieses Resultat theilte er der Akademie im J. 1749 mit. Als Euler hiervon hörte, veranlasste er die petersburger Akademie, die Theorie des Mondes im J. 1750 zum Gegenstande einer Preisfrage zu machen. [illegible] erkannte der darüber eingelaufenen Beantwortungsschriften [illegible] nach strenger Prüfung aller davon [illegible] Sitzung am [illegible] J. 1752 den Preis zu *). [illegible] dieser Theorie berechnete nun Cl. neue Mondtafeln **)

*) Théorie de la figure de la terre suivant les principes de l'hydrostatique. Paris 1743 in 8. [illegible] 1808. [illegible] Die Akademie [illegible] Abhandlungen, [illegible] Système du monde [illegible]. **) Théorie de la lune déduite du seul principe de l'attraction [illegible] in 4. [illegible] J. 1765. ***) Tables de la lune calculées suivant la théorie de la gravitation universelle. Paris 1754 in 4. [illegible] J. 1765.

welche alle damals vorhandenen an Genauigkeit weit übertrafen, aber durch den allgemeinen Beifall, den sie erhielten, die Eigenliebe d'Alembert's, welcher um dieselbe Zeit eine Mondstheorie und Mondstafeln geliefert hatte, in dem Grade kränkten, daß er darüber einen langwierigen Streit mit Cl. anfing [11]). Dieser Streit erhielt neue Nahrung, als Cl. im J. 1758 der Akademie eine Berechnung der Störungen überreichte, welche die obern Planeten im Laufe des berühmten Halley'schen Kometen hervorbrächten. Cl. wandte auf diesen Gegenstand seine Auflösung des Problems von den drei Körpern an, und fand, daß die Rückkehr des Kometen durch den Jupiter um 511, durch den Saturn um 100 Tage verzögert werden würde. Der Erfolg zeigte, daß er sich hiebei nur um 22 Tage geirrt hatte [12]). Bei den langen Rechnungen, worin Cl. sich durch diese Untersuchung verwickelt sah, wurde er von Lalande und sogar von einigen Damen unterstützt, welche, so wie der berühmte, nachmals so unglückliche Bailly von ihm unterrichtet worden waren. Cl's Werk über die Kometentheorie [13]) kam im J. 1760 vollständig heraus; schon vorher hatte er aber durch eine ähnliche Schrift einen neuen Preis von der petersburger Akademie errungen. Während dieser Arbeiten schrieb Cl. auch seine Elemente der Algebra [14]), worin er dieselbe Methode wie in seinen Elementen der Geometrie befolgt [15]). Als im J. 1758 Bouguer starb, wurde der Gehalt von 3000 Livres, welchen derselbe für seine Arbeiten bei der Marine bezogen hatte, zwischen Cl. u. Lemonnier getheilt, und Cl. dadurch veranlaßt, ein Mémoire sur la manoeuvre des vaisseaux zu schreiben, so wie er sich späterhin auch ausführlich mit der Theorie der Fernröhre beschäftigte. Von der Menge seiner übrigen kleinern Arbeiten mag hier nur noch erwähnt werden, daß er Mitredacteur des Journal des Savans war. — Cl. war nicht bloß ein großer Gelehrter, sondern auch ein sehr angenehmer Gesellschafter und wurde daher häufig eingeladen; er hatte es sich aber zum Gesetz gemacht, nie außer dem Hause zu Abend zu essen. Durch Bitten seiner Freunde bestürmt, ließ er sich verleiten, gegen diesen Vorsatz zu handeln, hatte aber bald Ursache, es zu bereuen. Eine Indigestion und Erkältung, die er sich zuzog, warfen ihn auf das Krankenlager und raubten ihn am 17. Mai 1765 den Wissenschaften in einem Alter von 52 Jahren, leider noch vor dem Tode seines trostlosen Vaters, der ihm jedoch bald folgte. Von den zahlreichen Geschwistern Cl's überlebte ihn nur eine Schwester, welcher der König aus Achtung für das Andenken ihres Bruders eine Pension von 1200 Livres aussetzte. Verheirathet war Cl. nie. Seinem Äußern nach war er von mittlerer Statur, wohl gebaut und von angenehmer Haltung. In seinen Zügen drückten sich die Sanftmuth, Bescheidenheit und Geradheit seines Charakters deutlich aus. Eigensinn und launisches Wesen waren ihm völlig fremd, vielmehr war er stets freundlich und gefällig. Die berühmtesten gelehrten Gesellschaften und Akademien zählten ihn zu ihren Mitgliedern [16]).

(*Gartz.*)

Clairobscur, s. Grau in Grau u. Helldunkel.

CLAIRON, Claire, Josephe, Hippolyte, Leyris de la Tude, unter dem Namen Clairon als eine der vorzüglichsten französischen Schauspielerinnen berühmt, wurde 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Nachdem sie in ihrer Kindheit eine sorgfältige Erziehung erhalten, trat sie in ihrem 12ten Jahre zuerst in der italienischen Komödie auf, spielte ein Jahr lang Soubretten-Rollen, und ging dann zur Bühne nach Rouen, wo sie in der komischen Oper sang und im Ballet tanzte. Nachher spielte sie auf den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent; bis sie 1743 als Sängerin an die Oper nach Paris berufen wurde, wo man sie aber bald bei der Comédie française engagirte. Sie war nur für Soubretten-Rollen und Hilfsrollen im Trauerspiel engagirt, bestand aber darauf, als Phädra zu debutiren, in einer Hauptrolle der berühmten Dumesnil. Gegen alles Erwarten erhielt sie bei diesem Debüt einen glänzenden Triumph, wetteiferte nun mit der Dumesnil, und erwarb bald gleichen Ruhm. Ihre Kunst hat Dorat in folgenden Versen charakterisirt:

> Ses pas sont mésurés, ses yeux remplis d'audace,
> Et tous ses mouvemens déployés avec grace.
> Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
> Quel auguste maintien! Quelle noble fierté!
> Tout, jusqu' à l'art, chez elle a de la verité.

Bei allem glänzenden Beifall fehlte es ihr aber auch nicht an Gegnern, und die 1743 erschienene Histoire de Frétillon beschmitzte ihr Privatleben. Ihr Stolz zog ihr im J. 1765 Mißfallen des Publikums und Gefängniß zu; sie betrat aber auch von da an die Bühne nicht wieder. Sie besaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Da sie aber große Verluste erlitten, glaubte sie in der Hauptstadt nicht leben zu können; sie nahm eine Auffoderung an den Hof des Markgrafen von Ansbach an. Da blieb sie 17 Jahre lang, und begab sich dann wieder nach Paris, wo sie 1803 starb. Im J. 1798 erschienen von ihr Mémoires d'Hippolyte Clairon, et réflexions sur la déclamation théatrale (übers. von J. H. Meister. Zürich 1798. 99), wovon noch in demselben Jahre eine neue Auflage erschien. (*H.*)

11) Die darüber gewechselten Schriften findet man im Journal des Savans, im Mercure und im Journal encyclopédique aus jenen Jahren. 12) Clairaut würde sich, wie Laplace bemerkt, nur um 13 Tage geirrt haben, wenn er damals schon die Saturnsmasse genauer gekannt hätte. 13) Théorie du mouvement des comètes. Paris 1760 in 8. 14) Elémens d'algèbre in 8., zuerst herausgegeben im J. 1746. Die letzte, von Cl. besorgte Ausgabe ist vom J. 1760. Lacroix hat im J. 1797 eine neue (fünfte) Auflage in 2 Bden in 8. veranstaltet avec des notes et des additions tirées en partie des leçons données à l'école normale par *Lagrange* et *Laplace* et précédée d'un traité élémentaire d'arithmétique. 15) Clairaut drückt sich über diese Methode so aus: J'ai taché de donner les règles de l'Algèbre dans un ordre que les inventeurs eussent pû suivre. Nulle verité n'y est présentée sous la forme de théorêmes. Toutes, au contraire, semblent être découvertes en s' [illegible] que le besoin ou la curiosité ont fait [illegible] naître.

16) Vgl. Eloge de M. Clairaut in der Hist. de l'acad. des sciences Année 1765. — Hist. des mathématiq. par *Montucla*. Nouv. édit. T. IV. p. 66 ff. — Biographie univ. T. VIII. (von *Villenave*).

CLAIRVAUX, 1) Marktflecken im Bezirk Bar sur Aube des franz. Dep. Aube in dem großen gleichn. Walde und an der Aube mit 222 Einw., die 1 Eisenhammer, 1 Glashütte, 1 Papiermühle und 1 Brauerei unterhalten. Hier stand sonst die berühmte und reiche Cistercienserabtei. — 2) Marktflecken im Bez. Rhodez des franz. Dep. Aveyron mit 500 Einw., die Leinewand und Serges fabriziren. — 3) Mit dem Zusatze les Vauxdain, Stadt im Bez. Lons le Saunier des franz. Dep. Jura an einem Teiche, der schöne Krebse liefert; hat 190 Häus. und 1121 Einw., die ein großes Eisenwerk unterhalten, wozu 1 Hochofen, 2 Hammer und 1 Hammerschmiede gehören. — 4) Stadt in dem Bez. Diekirch der niederl. Provinz Luxemburg an der Wilz, hat nur 341 Einw., die einige Gerbereien und Leimsiederei betreiben. (*Hassel.*)

CLAIRVAUX, Clara Vallis, weiland eine der berühmtesten Abteien der christlichen Welt, gegenwärtig ein Arbeitshaus (Dépôt de mendicite), liegt in dem französischen Aubedepartement, Bezirk von Bar-sur-Aube, 2 St. östlich von Bar-sur-Aube, in einem waldichten Thale, an der Aube, neben einem Dorfe, welchem sie Ursprung und Namen gegeben. Stifter der Abtei war der h. Bernhard *, dem Hugo, Graf von Troyes, zu dessen Erbe, das anliegende Thal geschenkt hatte, und den Theobald, Graf von Champagne, nach Kräften in seinem frommen Beginnen unterstützte. [illegible]

Stifters Geist und Segen von seiner Stiftung noch [illegible] gewichen. Damals lebten in dem Kloster, welches [illegible] mer noch unter einem Regularabte stand, (bekanntlich [illegible] in Frankreich seltene Auszeichnung, ohne welche [illegible] wahre Klosterzucht kaum denkbar), 50 — 60 Capi[illegible] ren, 20 Converse, 40 Bediente; die Einkünfte [illegible] zwischen 150,000 und 180,000 Livres betragen. [illegible] Klostergebäude stand noch, wie es der h. Bernhard [illegible] terlassen, eng und demüthig; an dasselbe schlossen [illegible] die neuen Gebäude, in weiten Höfen prächtige Pa[illegible] die alle wieder durch die majestätische Kirche verbu[illegible] wurden. Eine Bibliothek war hier, die an Klosterb[illegible] theken kaum ihres Gleichen fand; in den Kellern [illegible] man St. Bernhards Faß, von 800 Tonnen Gehal[illegible] Als die dritte Tochter von Citeaux, d. h. als das [illegible] Kloster, welches von Citeaux aus besetzt worden, wa[illegible] das Haupt oder die Mutter einer Filiation von 81 [illegible] stern, die Frauenklöster ungerechnet, die sich über F[illegible] reich, die Niederlande, die Rheinlande, Ungarn, It[illegible] Spanien und Portugal, vor der Reformation auch [illegible] England, Schottland, Irland, Dänemark, Nor[illegible] und Schweden, verbreitete. Damals, d. h. vor der [illegible] formation zählte die Filiation 357 Mannsklöster * [illegible]

*) [illegible]

*) [illegible]

Das Wapen der Abtei Cl. ist ein blauer Schild, mit goldnen Lilien besäet, in der Mitte das Wapen von Champagne als Beischild. Vermöge Stiftung Königs Alfons I., vom J. 1143 waren die Könige von Portugal verbunden, alljährlich auf Marien-Verkündigung einen Zins von 50 Gold-Maravedis nach C. zu entrichten;

Rouergue, Manwel, in Stirlingshire, Casamario, in der Campagna di Roma, Mellifont, in der ireländischen Grafschaft Louth, Clairmarais, in Artois, Blankeland, in Carmarthenshire, Sant-Anastaggio bei Rom, Ossera (l'Escurial de los Bernardos), in Galizien, Melon, in Galizien, le Reclus, in Champagne, Holcotran, in Northumberland, Pipewell, in Northamptonshire, Cliente, unweit Lodi, Fontevivo, in dem Parmesanischen, Hautcrest, in dem Waadtlande, Dundranain, in Galloway, Sobrado, in Galizien, Boheries, bei Guise in der Picardie, Cumhir, in Nordwallis, Meyra, in Galizien, Alwastra und Nidal, in Ostgothland, Belleperche, bei Montauban, de l'Espina, in der Provinz Palencia, Monstier-en-Argonne, in Champagne, S. Stefano, in Calabria ultra, Schönau, unweit Heidelberg, Newry, in der irelåndischen Grafschaft Down, Salzeda, unweit Lamego, Grandselve, in Gascogne, unweit Toulouse, Machlin, in Cunninghamshire, Wooborn, in Bedfordshire, Marmosoglio, bei Terracina, Otterberg, bei Kaiserslautern, Fontfroide, bei Narbonne, la Prée, in Berry, Saon Pedro das Agujas, in Beira, Lysekloster, in Norwegen, in dem Kirchspiel Dus des Stiftes Bergen, Folina, in dem Gebiete von Ceneda, San Giusto, in Basilicata, Berley, in Kent, Vau-Richer, in Poitou, Holme, in Cumberland, Chehéry, unweit Varennes und St. Menehould, Rufford, in Northumberland, Saltrey, in Huntingtonshire, Salley, in Northumberland, Godesdale, in Lincolnshire, Kirkenstall, in Yorkshire, Calers, in der Grafschaft Foix, Morgan, in Glamorganshire, Hofwätte, in Bohuslehen, Valroi, in Champagne, Boyle, in der irelåndischen Grafschaft Roscommon, Warnhem, in dem westgothischen Dalsland, Alcobaça, in dem portugisischen Estremadura, Alne, in dem Lüttichischen, an der Sambre, Cambron, in Hennegau, Font-Morigny, in Berry, Sibbeton, in Suffolk, Hore-Abbey, in der irelåndischen Grafschaft Tiperary, Auberpierre, in la Marche, Longuay, in Champagne, Looz, bei Lille, Boulancourt, in Champagne, Joraval, in Richmondshire, Melse, in Yorkshire, Renesby, in Lincolnshire, Athlone, in der Grafschaft Roscommon, S. Maria di Casanuova, bei Carmagnola, in Piemont, Casa nova, in dem Erzbisthum Gran, Tironneau und Champagne, in Maine, Châtillon in Verdunois, Kilflos oder Kinlos, in der schottischen Grafschaft Murray, Bectif, in East-Meath, an der Bonne, Renay, in der Grafschaft Limerick, Inislawnaght, in der Grafschaft Tiperary, Battinglaß, in Wicklowshire, Bela, in dem Bisthum Vesprim, Tiltey, in Essex, de las santas Creuzes, in Catalonien, Clairmont, in Maine, Cardail, in Albigeois, Esserum, auf der dänischen Insel Seeland, Morolles, in Poitou, la Peyrouse, in Perigord, Mores, bei Bar-sur-Seine, Poblet, in Catalonien, Monteramo und Armentera, in Galizien, Kyrie-Eleison oder Odorney, in Kerry, les Châteliers, in Poitou, Valacé, in der Normandie, Beckaskog, in Schonen, Haddington, in East-Lothian, Cuperl, in Angus, Rewnham, in Glocestershire, Sambuccina, in Capitanata, Säbye, in Jütland, Roche, in Cumberland, Soroe, auf Seeland, Sora, in Terra di Lavoro, Saon Pablo, bei Coimbra, Gudholyn, auf Gothland, Bonaval, in Roussillon, Om, in Jütland, Clårcamp, in Friesland, Bonnecombe, in Rouergue, la Charmoy, unweit Epernay, Monaster ne Chrochnu, in Tiperary, Walverde de Vega, in dem Königreich Leon, Bouro, in Portugal, unweit Braga, Fermoy, in der irelåndischen Grafschaft Cork, Beaulieu, in der Nähe von Langres, Sandoval, in Leon, Polis, in dem Pesther Comitat, Junquera, in Galizien, St. Helena, in Slavonien, Donbrothy, in Wexfordshire, Nogales, in Galizien, l' Ile-Dieu, in Poitou, Mawre, in der irelåndischen Grafschaft Gallway, Stratmarchet, in Nordwallis, Tamaraens, in dem portugisischen Estremadura, Mont-Sainte-Marie, in Hochburgund, di San Spiritu, bei Palermo, Coracio, in dem südlichen Calabrien, Colbar, in Schonen, S. Jacobi in insula Danubii, in Ungarn, Doest, in Flandern, Roccadia, in Sizilien, Val d'Iglesias, in der Provinz Avila, Ashroe, in der Grafschaft Dunnegal in Ireland, Rosglas, in der Grafschaft Kildare, Strathflur, in Nordwallis, Roberts-Briggsie, in Sussex, Ferrara, in Terra di Lavoro, San Galgano, in Toscana, Chore, in der Grafschaft Cork, Jeripont, in der Grafschaft Kilkenny, Oliva, bei Danzig, Languest, in Nord-Wallis, Band, in dem Vesprimer, St. Gotthard, in dem Eisenburger Comitat, Leer, in Queens-County, Benissons-Dieu, in Lyonnais, della Trinita, in dem südlichen Calabrien, Capell, in dem Kanton Zürich, Oya, in Galizien, Inis, in der Grafschaft Dunnegal, Heisterbach, in dem Siebengebirge, Mariwald, in Schonen, Bebenhausen, in dem Würtenbergischen, Val-Parayso, in der Provinz Zamora, Lucentia, in dem Erzbisthum Colocsa, Boscan, in Dauphiné, Glen-Luce, in dem schottischen Galloway, Knockmoy, in der irelåndischen Grafschaft Gallway, Paszto, in dem Hewescher Comitat, Charon, in Aunis, Floorcamp, in Friesland, Güldenholm, unweit Schleswig, Leigh, in der Grafschaft Down, Azylum, in Schonen? Kill-fothuir, in der Grafschaft Dunnegal, Ceiça, in Beira, Piedra, in Aragonien, Corcumro, in der irelåndischen Grafschaft Clare, Arnsburg, in der Wetterau, Roccamadori, in Sizilien, Kilson, in der irelåndischen Grafschaft Gallway, Laniano, in Basilicata, Val de Dios, in Asturien, Zircz, in dem Vesprimer Comitat, Comerer, in der Grafschaft Down, Hildar, in Schonen, San Clodio, in Galizien, Putton, in Staffordshire, S. Dogmael, in Nordwallis, Balmuren, in der Grafschaft Fife, Hospitale, in dem Venetianischen, S. Martino de Bossi, in dem Parmesanischen, Sagittario, in Capitanata, Aquaformosa, in Terra d'Otranto, Glangrach, in Ulster, Shrowle, in der Grafschaft Longford, Benavides, in der Provinz Palencia, Maceiradam, in Alemtejo, della Trinita, in Sizilien, Aberconway, in Carnarvonshire, Villeneuve, in Bretagne, Monfero, in Galizien, Breuil-Groland in Poitou, Duiske, in der Grafschaft Kilkenny, Vau-S. Lambert, in dem Lüttichischen, St. Peter, in dem Walpoer Comitat, Font-Daniel, in Maine, Padules, in Sardinien, Woney, in der Grafschaft Limerick, S. Remy, in dem Lüttichischen, unweit Rochefort, Weißerholm, in dem Stifte Drontheim, Teplicz, in Slavonien, Kilcowly, in Tiperary, Aldweert, in dem Lande Gröningen, Ryekloofter, in dem Stifte Aarhuus, Larhe, in der Grafschaft Longford, del Arco, in Sizilien, Marienstatt, auf dem Westerwalde, Valdieu, in dem Limburgischen, Tschawnik, in dem Zipser Comitat, Schola Dei, in Friesland, Deer, in der Landschaft Buchan, Menterna, in Friesland, Bono Solatio, in Toscana, Clearn, in Connaught, Tracton, in der Grafschaft Cork, della Corona, in Terra d'Otranto, Baudeloo, in Flandern, Kamormach, in dem Erzstifte St. Andrews, Glandie, in der Grafschaft Cork, Brondolo, in Toscana, San Spiritu del Valle, in Terra d'Otranto, del Regalo, auf Mallorca, San Nicolo, in Sardinien, Cana, in Cremonese, Grandpré, in der Grafschaft Namur, Valence, in Poitou, Beel, in dem Bisthum Erlau, Honesta Vallis, in dem Bisthum Vesprim, Cornu, in Lodigiano, Galesio, in Terra d'Otranto, San Pantaleone, unweit Lucca, Landstraß, in Krain, Pornu, in dem Bisthum Vesprim, Benefassa, in Catalonien, Settimo, in Toscana, St. Bernhard, bei Antwerpen, S. Salvatoris, in der Grafschaft Wexford, Gerkenskloofter, in Friesland, Hayles, in Glocestershire, l'Ile-du-Pont, in Savoyen, Coldstream, in Berwickshire, Karlion, in Süd-Wallis, San Vito, in Sizilien, Prières, in Bretagne, Elcho, in Perthshire, Northberwick, in East-Lothian, Sandal, in Caithneß, Egles, in Berwickshire, Disibodenberg, in der Rheinpfalz, Erchi, in dem Bisthum Vesprim, Beaulxen, in Roßshire, Abraham, in dem Stifte Colocsa, Sweet-Heart, in Dumfriesshire, S. Maria zu Stuhl-Weißenburg, in Ungarn, San Vincente, in dem Königreich Valencia, Valdina, ebenfalls in Valencia, Walhey, in Lancashire, Apemma, auf den Orkaden, St. Michael, bei Ofen, del Parco, in Sizilien, Cistello, in Toscana, New-Abbey oder East-Smithfield, in London, dell Angeli, in Sizilien, Santa Croce di Gerusalem zu Rom.

dieser Zins mag in der Abtei Veranlassung gegeben haben, nach König Sebastians Tode das Königreich selbst als Eigenthum anzusprechen. (*v. Stramberg.*)

CLAIRVAUX. Der Ursprung und ein Theil der Geschichte dieses berühmten Klosters ist unter dem Art. Cistercienser bereits angegeben worden, was meist in dem vorangegangenen Artikel „Clairvaux“ von einem andern Verf. wieder erzählt und dem manches Wissenswerthe noch hinzugethan worden ist, namentlich die Aufführung der, dieser Abtei unterworfenen Klöster, was demnach hier übergangen wird. Der bessern Übersicht wegen, setze ich nur das Entstehungsjahr dieser Abtei, 1115 (es liegt in dem Sprengel von Langres) und den ersten Abt desselben, den allbekannten heiligen Bernhard wieder hieher, von dem genugsam unter seinem Namen und in der Darstellung der Cistercienser gehandelt worden ist; eben so von der großen Verbreitung des Ordens, seinen außerordentlichen Reichthümern, besonders in Spanien und Portugal, z. B. in Alcobazar, von Alfons I. gestiftet im Jahre 1148, und endlich von der Sage, Alfons I. habe sein Königreich der Abtei Clairvaux als ein Lehn übergeben, wovon wenigstens so viel wahr ist, daß die Nachfolger dieses Königs vom Tage Mariä Verkündigung jährlich der Abtei Cl. eine kleine Summe (50 Morabitonen Gold) zahlten, und daß diese Mönche seit 1578 wirklich Ansprüche auf das Königreich Portugal machten. — In der That blieben diese Mönche, in Frankreich gewöhnlich Bernhardiner genannt, viel länger, als andere reich gewordene, ihren strengen Regeln treu, brachten auch, nach dem Beispiele ihres vorzüglichsten Verbreiters, mehr Liebe zur Gelehrsamkeit in ihren Orden, als andere Zweige der Benediktiner zeigten, oder auch nur dulden wollten. Nach dem Laufe der Dinge, kamen jedoch auch sie, meist durch eigene Schuld, in Verfall; oft versuchte Mittel, ihnen wieder zum alten Eifer zu verhelfen, wollten nichts fruchten und die Eiferer fingen an, mancherlei neue Congregationen zu bilden, die meist vom Papst und den Landesherren bestätigt wurden, die aber auch nach der Verbesserung in einem gewissen Verhältniß zu Clairvaux, meist untergeordnet blieben. Ein Theil dieser Verbesserungen sollte nun unter diesem Hauptkloster, wie in dem Artikel von den Cisterciensern versprochen wurde, dargestellt werden, und zwar solcher, die für die Mönchsgeschichte wichtig genug, aber doch nicht von einer Bedeutung sind, daß sie eine Bearbeitung für sich unter ihren Buchstaben erfodern. Diesem Versprechen will ich nun hier in möglichster Kürze und Deutlichkeit nachkommen.

1) Von den verbesserten Bernhardinern zu Orval.

Die Geschichte dieser Verbesserung erzählt Helyot vorzüglich im 46. Kap. seines 5. Bandes, womit man die pragmatische Geschichte der Mönchorden vergleichen mag. Der Stifter dieser Verbesserung ist Dom Bernhard von Montgaillard. Er stammt aus einer altenglischen Familie und wurde 1562 geboren. Schon in seinem 16. Jahre trat er zu den Feuillanten (s. diesen Art.) und zeigte sich bereits in seiner Jugend so thätig für den Orden, daß man ihn auch gewöhnlich den kleinen Feuillanten nannte. Er war in seinem Eifer für eine größere Mönchsheiligkeit so glücklich, bald Viele durch die Kraft seines Wortes und seines Beispiels zu bekehren; die meisten Anhänger erwarb er sich zu Toulouse, Rhodes und Rouen. Sein Ruf verbreitete sich so außerordentlich, daß Heinrich III. und dessen Mutter Katharina von Medicis ihn sogar nach Paris beriefen, seine Predigten zu hören und seinen Einfluß auf die Gemüther näher kennen zu lernen. Das Leben dieses Bekehrers war von der frühesten Jugend auf so streng gewesen, daß man sich deßhalb für berechtigt hielt, ihm schon in seinem 14. Jahre die Priesterweihe zu ertheilen. Sein jugendlicher Eifer verleitete ihn wol auch nicht selten, zu weit zu gehen, so daß er sich mit übertriebnen Anfoderungen auch wol sichtbaren Schaden that. Dennoch ließ sein offenbar gut gemeinter Eifer sich so weit verleiten, daß er nicht nur zu der bekannten Ligue trat, sondern daß er sich auch hier als einen übermäßigen Streiter zu seinem vielfachen Nachtheile bewährte. Nachdem die furchtbaren Religionsunruhen in Frankreich eine Zeit lang in beseitigt worden waren, unternahm er eine Reise nach Rom, wo er vom Papste Clemens VIII. sehr freundlich aufgenommen wurde. Clemens gebot ihm, in den Orden der Cistercienser zu treten und nach Flandern zu reisen. Wahrscheinlich wollte der Papst durch diesen Feuer-Mönch die alte verlassene Ordnung der Dinge unter den sonst so einflußreichen Cisterciensern wieder herstellen. — Montgaillard gehorchte und hatte die Freude, in Flandern das größte Aufsehen zu erregen; besonders gefielen seine Predigten in der reichen und üppigen Stadt Antwerpen nach dem gemeinen Gange, der gern vom Äußersten zum Entgegengesetzten schweift. Hier und in dieser Gegend blieb er gegen 6 Jahre, bis er vom Herzog Albrecht zum ordentlichen Prediger in Brüssel gemacht wurde. Darauf durchreisete er im Gefolge seines Herrn Teutschland, Italien und Spanien, setzte seine strenge Lebensweise und seinen Eifer im Predigen überall fort, erhielt darnach die Abtei Nivelle und 1605 die Abtei Orval (aurea vallis). Das Kloster liegt in der, zum Herzogthume Luxemburg gehörigen Grafschaft Chini, 2 Meilen von Montmidi und 6 von Sedan, in einem sehr angenehmen, holzreichen Thale, das dem Kloster den Namen gab. Es war schon 1070 von calabrischen Benediktinern gestiftet worden, deren Armuth sich bald in Reichthum verkehrte, vorzüglich nachdem die Gemahlin des Herzogs von Niederlothringen, Gottfried des Buckeligen, der in der Schlacht blieb, die auch noch durch den Verlust ihres Sohnes trostlose Mechtilde sich ihrer annahm. Sie erbaute nicht nur ein prächtiges Kloster mit einer vortrefflichen Kirche, sondern beschenkte sie auch mit großen Einkünften. Als aber diese Mönche von ihrem Abte in Calabrien Befehl erhielten, wieder in ihr Land zurück zu kehren, leisteten sie Gehorsam und das noch nicht ganz vollendete Gebäude wurde den Chorherren zu Trier übergeben. Der Reichthum machte sie bald üppig, sie wurden verjagt und man berief an jener Stelle Cistercienser-Mönche aus Trois-Fontaines 1131. Anfangs standen nur 7 Mönche unter dem ersten Abte Constantin. Der 38ste Abt wurde 1605 unser Bernhard von Montgaillard, der dieses Amt (er hatte früher manches eben so einträgliche ausgeschlagen) nur darum annahm, weil er hier für seinen Bekehrungseifer ein weites Feld vorfand,

die Herde hatte sich bereits seit langer Zeit von rechten Mönchswege auf einen ziemlich weltlichen :. Die letzten Vorsteher dieses sonst so gerühmten rs hatten ihre Pflicht so weit vergessen, daß selbst Weltliche in Unordnung gekommen und die Gebäude eise verfallen waren. Bernhard von Montgaillard sogleich mit lobenswerther Sorgfalt, das Gute je- rt nach seiner Erkenntniß eifrigst wieder herzustel- nd fand, wie gewöhnlich, die größten Hindernisse inen entarteten Untergebenen, die sich die plötzli- allerdings weit getriebene Strenge nicht gefallen wollten. Seine Verbesserungsmaßregeln waren in Hauptsachen denen zu la Trape und zu Septfonds), von denen wir bald reden werden. Bernhard die größten Verleumdungen über sich ergehen las- ian verklagte nicht bloß seine außerordentliche Mild- keit, sondern man war keck genug, auch seine Keusch- erdächtig zu machen; alles Widerwärtige schob man eine Rechnung und sogar den Tod eines Mön- der sonderbarer Weise in eine Feueresse gefallen schrieb man ihm zu. Dieses Alles kränkte ihn je- veit weniger, als die Beschuldigungen der Treulo- ; sie hatten ihn nämlich angeklagt, er sei der Ur- einer Verschwörung gegen seinen Wohlthäter, den zog — und noch empfindlicher war ihm das aus- ete Gerücht, er habe aus Haß gegen die Hugenot- denen er freilich auch sehr übel mitgespielt hatte, Mordanschlag gegen Heinrich IV., den König von reich, unternommen. Der vorzüglichste Gewährs- dieser Erzählung ist der früher hugenottische Prediger , der später seinen Glauben abgeschworen hatte und Katholiken übergetreten war. Dieser hatte in sei- jährigen Chronologie diese Verschwörungsgeschichte das Leben Heinrichs IV. weitläufig vorgebracht, pätere katholische Schriftsteller natürlich verdächtig chen suchen. Unter Andern gaben sie auch als Ge- nd die lebhafte Freude des Abtes an, die der itt Heinrichs zur katholischen Religion ihm verur- und das Factum, daß Heinrich IV. selbst den Bernhard nach Frankreich berief, welchen Ruf der e Mann jedoch ablehnte aus Dankbarkeit und An- chkeit an seinen Wohlthäter, den Erzherzog. Da aber weiß, daß Heinrich von seinen neuen Glau- nossen bald nach seinem Übertritt eben nicht für rigsten Katholiken, so gut wie Cayet, erkannt , und da es dieses Königs Lebensgrundsatz war, seinen eifrigsten Gegnern die größten Wohlthaten iben, um sie dadurch für sich zu gewinnen, daß es um Sprichwort geworden war: „man muß Hein- Feind seyn, wenn man von ihm große Wohlthaten n will:" so dürften diese Gegenbeweise doch nicht nlänglich anzusehen seyn; desto gewisser ist Bern- überspannter Eifer für alle Mönchsheiligkeit, für alle seine Kräfte bis auf den letzten Hauch seines anstrengte. Auch wurden die großen Schwierigkei- ie ihm entgegen gesetzt wurden, wirklich besiegt, und te die Freude, eine bessere Zucht in sein Kloster ihren und so fest zu gründen, daß sie lange nach Tode noch bestand. Die Zahl seiner Mönche sich auf 50 vermehrt. In ihrer Kleidung ist nichts verändert worden; ihr Wapen war ein Ring in einem blauen Felde. Noch in der andern Hälfte des 17ten Jahrh. entwarf der Hr. de Ville-Forre, der eine kleine Geschichte der abendländischen Kirchenväter schrieb, ein anziehendes Bild von der Lebensweise dieser Mönche. Bernhard von Montgaillard starb, abgezehrt von seinem strengen Leben und von Krankheiten gedrückt, am 8. Jun. 1628, im 65. Jahre seines Alters. Auch diese verbesserte Mönchsgesellschaft blieb mit Citeaux in genauer Verbindung. Überhaupt werden beinahe 2000 kleine Mönchsverbrüderungen angegeben, die sämmtlich mit den Cistercienſern in Verbindung fortlebten, wenn auch viele von diesen von der strengen Obergewalt des Hauptklosters sich hatten entbinden lassen und andere unter der unmittelbaren Herrschaft des Papstes standen.

2) Von der Verbesserung zu la Trape. La Trape, in le Perche im Sprengel von Sens (Senz) gelegen, war 1140 von Serlon, dem 4. Abte zu Savigni auf Veranlassung und durch die Freigebigkeit des Grafen von Perche, Namens Rotrou gestiftet. Die ersten 5 Äbte wurden von Serlon gewählt, unter dessen geistlicher Oberherrschaft la Trape stand. Der 5. Abt Wilhelm, auch aus dem Orden von Savigni, brachte es durch seine Vermittelung dahin, daß sein Kloster, nach dem Vorbilde von Citeaux, der heiligen Jungfrau geweiht wurde, der erste Schritt, durch den es sich den Cisterciensern näherte. Auch Serlon fand so viel Wohlgefallen an den Einrichtungen der Mönche von Citeaux, daß er seine ganze Congregation mit Citeaux vereinigte 1148, wodurch also auch la Trape sich an dasselbe anschloß. Der heil. Bernhard von Clairvaux wußte sie seiner Kindschaft einzuverleiben. Lange war la Trape wegen der Strenge ihrer Äbte und Mönche berühmt; ihr 2. Abt, Adam, wird sogar unter die Wunderthäter gezählt, die damals nicht selten waren. In diesem guten Rufe erhielten sie sich fast 200 Jahre und ihre Reichthümer und Gerechtsame, die ihnen die Fürsten ertheilten, vermehrten sich, bis die Engländer durch viele Plünderungen sie so arm machten, daß Viele ihre Klöster verließen, Andere den drückendsten Mangel litten. Zwar kamen die Meisten nach dem Kriege wieder zusammen, aber sie waren in der Welt weltlich geworden so, daß sie auch im ganzen Lande als ein Ärgerniß angesehen wurden. Unter der Zeit waren in Frankreich die Commenden eingeführt, und als eine solche, wurde das schon verderbte Kloster dem Cardinal du Bellai übergeben, was die Mönche nicht dulden wollten und gegen des Königs Befehl sich ihre Äbte von Rom aus bestätigen ließen. Dennoch mußten sie sich endlich fügen, wodurch der Verfall immer größer wurde. Sogar die Gebäude verfielen, wie es in Commendator-Abteien zu gehen pflegte, und die Mönche entarteten so weit, daß sie sich fast nicht eher mehr vereinigten, als wenn sie mit einander auf die Jagd, oder zu einer andern Lustbarkeit gehen wollten. In diesem ärgerlichen Zustande befanden sie sich, als im Jahr 1662 Dom Armand Jean le Bouthillier de Rance das Kloster la Trape als Commende erhielt. Dieser Mann gehört zu den merkwürdigsten, welche der ganze Orden der Cistercienser aufzuweisen hat, daß man ihn auch dem heil. Bernhard in vieler Hinsicht an die Seite stellen will. — Er war in sehr günstigen Verhältnissen

1626 am 9. Jan. geboren. Sein Vater hatte, als Secretair der Königin Marie von Medicis und als ordentlicher Staatsrath, alle Mittel und Kräfte, seinen Kindern eine zweckmäßige Erziehung angedeihen zu lassen, auf welche er auch so viel hielt, daß er seinem Sohne, ob er ihn gleich zum Malteser-Ritter bestimmt hatte, 3 geschickte Hauslehrer hielt, von denen der erste über die Aufführung des Knaben zu wachen und ihn sittlich zu bilden, der zweite die lateinische und der dritte die griechische Sprache zu lehren hatte. Diesen wurden noch die erfahrensten Meister in den übrigen, seinem Stande und künftigen Berufe angemessenen Gegenständen beigesellt. Als aber sein ältester Bruder, der bereits viele Pfründen besaß, schnell starb und sein Vater die großen Vortheile nicht aus der Hand zu geben geneigt war, bestimmte er nun seinen 2ten Sohn zum geistlichen Stande und der kaum 10- bis 11jährige Knabe wurde Oberherr zu U. L. Fr. zu [illegible], Abt zu la Trappe, Cistercienser-Ordens, zu U. L. Fr. du Val, Augustiner-Ordens u. s. w., so daß er eines jährlichen Einkommens von 15—20,000 Livres genoß. Seine Neigung zum Studiren nahm unter geschickter Leitung täglich zu, und es ist merkwürdig genug, daß der junge Besitzer dreier Abteien, zweier Priorien und eines Kanonikates gab in seinem 12. oder 13. Jahre die Gedichte Anakreons mit Anmerkungen heraus, die allgemeines Aufsehen erregten; im 14. Jahre folgte eine französische Übersetzung dieses Dichters *). Darauf warf er sich in dem Collegium zu Harcourt auf die Philosophie und studirte endlich mit gleichem Eifer die Theologie, ließ sich 1651 von seinem Oheim, dem Erzbischof zu Tours, zum Priester weihen, und wurde 1654 Doctor der Theologie, ohne daß die geistlichen Würden irgend einen Einfluß auf seine äußerst weltliche Lebensart gehabt hätten. Zu dieser trieb ihn seine leidenschaftliche Natur, seine Lage erleichterte ihm die Befriedigung seines Hanges und seine Anmuth machte, daß jede Art von Vergnügen es sich zum Vergnügen machte, ihm von selbst entgegen zu kommen. Liebe, Schmaus, Jagd, prächtige Verzierungen seiner Wohnung und seiner Kleidung nahmen seine Zeit hin, die er nach dem Tode seines Vaters gewöhnlich auf seinem Landschlosse zu Veret in Touraine zubrachte. Hier war es auch, wo er mit mehrern lustigen jungen Gesellen den abentheuerlichen Entschluß faßte, ein jeder von ihnen solle mit 100 Pistolen im Beutel sich auf sein Roß schwingen und auf gut Glück so lange in der Welt herumstreifen, bis die Noth sie zwänge, wieder heim zu kehren. Von der Zeit an ereigneten sich aber schnell hinter einander so viele Unglücksfälle, daß er wohl die Ausführung seines romantischen Planes aufgeben mußte. Es starb ihm sein Vetter Leon le Bouthillier de Chavigni, auf den er alle Hoffnung seines künftigen Glücks gebaut hatte; dann hätte ihm beinahe hinter der Kirche U. L. Fr. zu Paris, wo er gar auf Vögel schießen wollte, eine Flintenkugel, die vom Ufer des Flusses her abgeschossen wurde, das Leben geraubt, sie prallte aber von dem Eisen seiner Jagdtasche wirkungslos ab.

Bald wußte aber die Welt die frommen Stimmungen wieder zu ersticken; besonders waren es die großen Ansprüche, die man ihm seiner Gelehrsamkeit wegen [illegible] man bat ihn, eine genauere Ausgabe vom Eusebius und einigen andern griechischen Kirchenvätern zu besorgen und neue Aussichten auf hohe Anstellungen. Da kam ihm plötzlich der Argwohn, als habe er sich durch sein Verfahren in der Versammlung der französischen Geistlichkeit 1655 das Mißfallen des Hofes zugezogen und der [illegible] Mann wurde von diesem bloßen Verdacht in Unruhe gesetzt, daß er die Versammlung verließ und sich auf sein Jagdschloß Veret zurück zog. Seine Entfernung verstärkte die Gedanken von der Unbeständigkeit des irdischen Glücks noch mehr, da der Kardinal Retz, dessen Partei er immer vertheidigt hatte, gegen Mazarin [illegible] geführt wurde. Bald darauf starb auch noch einer seiner einflußreichsten Gönner, der Herzog von Orleans, was ihm noch mehr wehe schien. Dazu kam noch folgender Vorfall, der S. 170 im 2. B. des [illegible]dres monast. erzählt wird. Als ein galanter, bei den Damen sehr beliebter Mann, stand er unter andern auch mit der Herzogin von Montbazon im freundlichen Verkehr. Sie bekam auf ihrem ländlichen Wohnsitze die Blattern. Kaum hörte er dieß, als er auch schon abreiste und auf einer ihm wohlbekannten Hintertreppe gerade in das Zimmer der Herzogin eilte. Hier erblickte er sogleich den entstellten, abgeschnittenen Kopf seiner Geliebten, den man ihr hatte abnehmen müssen, um sie in einen zu kurzen bleiernen Sarg zu legen. Das erfüllte ihn mit Grausen und sogleich stand der Entschluß fest in seinem Herzen, die Welt zu verlassen und sich in eines seiner Klöster für immer zu begeben. Was nun auch die Ursache gewesen seyn mag: so waren es doch eine Anzahl von schnell auf einander folgenden Unglücksfällen, die ihn vermochten, alle seine Pfründen freiwillig nieder zu legen, ehe sie ihm vielleicht von der ihm feindlichen Hofpartei genommen würden, und nur la Trappe zu behalten, um daselbst den alten Ruhm der Frömmigkeit wieder herzustellen. Verschiedene Bischöfe, die er hatte zu Rathe gezogen hatte, bestärkten ihn in seinem [illegible] Vorhaben. Er verkaufte, was er hatte, bezahlte seines Vaters Schulden, machte Ordnung im Weltlichen mit seinen Geschwistern, beschenkte seine Dienerschaft, gab das [illegible], was übrig blieb, an einige fromme Anstalten zu Paris und verwendete den Rest zur Aufbesserung der verfallenen Gebäude seiner Abtei, was er auch ausführte. So leidenschaftlich er als Weltmann gewesen war, eben so eifrig zeigte er sich in Verbesserung der völlig vernachlässigten Klosterzucht. Die Zügellosigkeit war so groß, daß Rancé sogar mehrmals in Lebensgefahr kam, weil er ihnen gedroht hatte, Mönche von der strengen Observanz an ihre Stelle zu setzen. Endlich gelang es seiner Beharrlichkeit, mit ihnen einen Vergleich zu schließen, den sie 1662 am 17. Aug. unterzeichneten und den das Parlament zu Paris 1663 am 16. Febr. bestätigte. Jeder von den 7 alten Mönchen bekam jährlich 400 Livres. Auf des Königs Genehmigung nahm er nun das Ordenskleid zu Perseigne, das nach der Strenge lebte, und kehrte nach gehaltenem Probejahre als regulirter Abt in sein Kloster zurück 1664, im 38. Jahr

*) Anacreontis poemata, graece, cum notis graecis. Paris 1639 und 2. Auflage 1649.

Alters. Nun lebten ihm selbst die Mönche von
:engen Observanz nicht streng genug. Er beredete
ch und nach, sich auch des Weines und der Fische
thalten, und da er sich dem Geringsten in allen
n gleich stellete: so gelang es ihm, daß man nur
Eier und Fleisch genoß, den Umgang mit den
ichen immer mehr beschränkte und die Arbeiten der
Benediktiner wieder verrichtete. Noch in demselben
mußte er zu einem Convent der Bernhardiner nach
reisen und bekam den Auftrag, 2 Mal sich in ih-
ngelegenheiten nach Rom zu begeben. Unter der
)ar der von ihm eingesetzte Prior zu nachsichtig ge-
und es waren Spaltungen entstanden, die sich je-
nit der Versetzung des Priors durch den Abt von
glücklich endeten, ehe Rance wiederkehrete, was
ı Mai 1666 geschah. Von jetzt an verdoppelte sich
ifer; er selbst lebte in einem beständigen Fasten,
tete die schwersten Arbeiten und verordnete nichts,
r nicht durch sein Vorbild bekräftigte. Seine Ar-
waren wirklich ungeheuer; besonders streng war er
ehorsamfodern und in der Regel des Stillschwei-
was er die Sele der Klosterzucht nannte. Da nun
diese außerordentliche Strenge sein Kloster sehr be-
geworden war und er den neidischen Einspruch der
ienser fürchtete, denen er untergeben war: so ließ
von seinen Mönchen von Neuem den Eid der
schwören 1675. Die Strenge war so groß, daß
gen Jahren 30 der eifrigsten Mönche dahin starben
selbst schwer erkrankte. Das machte Aufsehen,
Gegner tadelten ihn heftig und bitter und schrieben
ınzes Thun der Ehrsucht und der Heuchelei zu in
)en Satiren. Einige Prälaten schrieben warnend
:chten ihn zu bereden, künftig milder zu verfahren:
h änderte er nicht das Geringste, besonders da die
)eit ihn und sein Kloster verlassen hatte: im Ge-
:l vertheidigte er die Lebensweise seines Klosters
bhaft in mehren Schriften. Das stärkste Aufse-
achte seine Abhandlung von der Heiligkeit und von
flichten des Mönchsstandes, die ihm abermals bei-
Ausfälle zuzog. Viele seiner Feinde, unter denen
: Abtheilungen der Benediktiner, deren Regel er
harf erklärt hatte, und hauptsächlich die Kartheu-
ren, denen er öffentlich schwere Vernachlässigung
Klosterzucht vorhielt, waren eifrig bemüht, ihn zum
isten, welcher Name damals höchst verhaßt war,
ı Augen der Welt zu machen, wahrscheinlich weil
viel auf eine werkthätige Buße hielt. Denn seine
obersten Grundsätze waren Arbeitsamkeit und
:ehrsamkeit. Die erste übte er selbst, wie schon
im bewundernswürdigen Übermaße, und zwar
meinte, er müsse seine frühere Verschwendung da-
:iniger Maßen wieder gut machen, daß er durch
lrbeiten für die Armen wieder so viel gewönne,
ihnen vordem durch seine Schwelgerei entzogen
Was aber die Ungelehrsamkeit betrifft: so behaup-
im Jahre 1682 in seiner Schrift: De la sain-
t des devoirs de la vie monastique, daß ge-
Beschäftigungen sich für einen Mönch nicht schick-
) daß ihm nichts weiter, als etwa das Lesen des
nd einiger Kirch[illegible] zugelassen werden dürfe. Das

verwickelte ihn nun in einen langwierigen, aber beschei-den geführten Streit mit dem berühmten gelehrten Mönch Mabillon, der ihm zuerst seine Schrift entgegen setzte: Reflexions breves sur le livre des devoirs etc. Paris 1683. Man antwortete gegenseitig mit vieler Gelehrsamkeit über die Pflicht ungelehrt zu seyn, dessen Gegentheil Mabillon freilich am besten durch das Beispiel Beider beweisen konnte. Dennoch hielt sich Rance für berechtigt, bei seinen Einrichtungen zu verharren, die sich nun schon über andere Klöster auszubreiten anfingen, z. B. über das Kloster Clairets, das zu den Cisterciensern gehörte, 1213 gestiftet. Die Abtei kam auch nicht eher wieder unter Clairvaux, bis sie eine Commende wurde. Die Äbte von Citeaux und Clairvaux baten ihn selbst um Aufsicht über dieses Kloster, da er ihnen schon seit 1675 das Visitationsrecht in allen seinen Klöstern klüglich zugestanden hatte. Nach vielfältigem Weigern übernahm Rance 1690 doch die Verwaltung dieses Nonnenklosters wieder, das in früheren Zeiten schon zu la Trape gehört hatte und nur an Clairvaux zurückgefallen war, als la Trape zu einer Commende wurde. Sogleich fing er auch hier seine Reformation an, die so gut von Statten ging, daß sich die Nonnen 1692 schon zur strengen Observanz bekannten. Wenn nun auch seine Ansichten übertrieben waren, so waren sie doch sicher gut gemeint und man thut Unrecht, wenn man ihn deßhalb verlacht, daß er nicht handelte und dachte, wie Andere in ähnlicher Lage gehandelt zu haben sich vorstellen. Selbst die hartnäckige Vertheidigung der nothwendigen Ungelehrsamkeit der Mönche hat ihren Grund in seiner frühern Ehrsucht, zu deren Befriedigung er die Wissenschaften gemißbraucht hatte. War es doch eben diese Eitelkeit gewesen, welche die frommen Regungen in ihm auf lange wieder erstickt hatte, was er in der stets einseitigen Stärke seines Wesens für einen nicht genug zu beklagenden Verlust ansehen mußte, den er von Andern angelegentlichst entfernen wollte. Seine ungeheuern körperlichen Anstrengungen, seine immerwährenden schweren Bußübungen und seine unermüdete Aufmerksamkeit auf Alles, was seiner Strenge des Lebens eine weitere Verbreitung bringen konnte, hatten ihn endlich so erschöpft, daß er den Handarbeiten und den Kapiteln immer seltener beiwohnen konnte, selbst seine öftern frommen Ermahnungen mußte er einstellen. Da entschloß er sich, damit keine Erschlaffung unter seine Mönche kommen möchte, sein Amt lieber niederzulegen. Der König erlaubte ihm, seinen Nachfolger sich selbst zu wählen und er übergab die Abtei seinem Prior Zosimus, welcher aber starb. Dom Franz. Armand erhielt die Stelle 1696. Rance fand Ursache, seinen Schritt zu bereuen und gab sich Mühe, die Stelle selbst wieder zu erhalten: aber der König wählte Jacob de la Tour 1699, der auch das Kloster im Geiste des Verbesserers verwaltete. Armand Jean de Bouthillier de Rance starb am 20. Oktbr. 1700 in einem Alter von 75 Jahren. Kurz nach seinem Tode kamen die Satzungen von la Trape heraus (Les reglemens de la Trape. Vol. II. Paris. 1701). Auch verbreitete sich diese Verbesserung noch in die Abtei Buon-Solasso, nicht weit von Florenz gelegen, wohin unter dem Großherzoge Cosmus III. und Papst Clemens XI. 18 Mönche von la Trape geführt wurden.

Die Ordnung ist folgende: des Sommers legen sie sich um 8, des Winters um 7 Uhr schlafen; um 2 gehen sie zur Metten bis halb 5, weil sie zum großen Amte noch das Amt der Marie sagen und zwischen beiden eine halbstündige Betrachtung halten; dazu noch das Todtenamt, außer an den Festen der Heiligen. Bis zur Prime beten und lesen sie, gehen dann eine halbe Stunde in das Kapitel, eine Ermahnung des Priors zu hören. Um 7 Uhr zur Arbeit. Jeder legt die Kutte ab, schürzt sein Kleid auf und thut, was ihm befohlen ist, macht, wenn er Lust hat, und immer ohne zu reden, im Freien oder im Trockenen. Ihre Geräthschaften verfertigen sie sich selbst. Halb 9 fängt das Amt an. Nach der Terzia und Sexta singen sie die Nona. Darauf verfügen sie sich in das große Refectorium mit 2 Reihen Tafeln; des Abtes Tisch [illegible] in der Mitte. Alles sehr reinlich, aber ohne [illegible]; jeder hat jedoch seine Serviette und ein irdenes [illegible] Messer, Löffel und hölzerne Gabel, die stets am [illegible] bleiben. Brot und Wasser so viel, als sie wollen, dazu ein wenig Cider. Das Brot ist grob. Die Suppe von Kräutern oder Hülsenfrüchten ohne Butter und Öl; das Gemüse besteht aus Erbsen, Bohnen, Spinat u. dgl., nur in Wasser mit Salz gekocht, zuweilen etwas Milch dazu. Nachtisch ein wenig gekocht oder rohe Äpfel oder Birnen. Nach der Mahlzeit begeben sie sich in die Kirche, darauf in ihre Zellen zur Betrachtung. Von 1 — 3 Uhr zur Arbeit; darauf wird in der Zelle gelesen bis zur Vesper um 4; um 5 in das Refectorium, wo sie 2 Unzen Brot, 2 Äpfel oder Birnen erhalten und, wenn sie nicht fasten, Wurzeln. Bis um 6 wird gelesen, dann die Complet, darauf eine halbstündige Betrachtung, nach welcher man sich in den Schlafsaal begibt, nachdem man Weihwasser aus den Händen des Abtes erhalten hat. Sie schlafen in ihren Kleidern auf Brettern, worauf ein Strohsack, ein Kopfkissen und eine Decke liegt. Im Krankenzimmer, wo sie gut verpflegt werden, auch Eier und Fleisch essen, sind die Strohsäcke nicht durchnäht. In der Kirche sieht man weder Schmuck noch silberne Leuchter. Der Altarschmuck ist von Seide, das Crucifix von Ebenholz, und an den Seiten des Altars sind 2 Arme von Holz, die Messgeräthe tragen. Die Fremden werden freundlich aufgenommen; sie bekommen Suppe, 2 — 3 Hülsengerichte und Eier, aber keine Fische, ob sie gleich welche haben; zum Getränke nur Cider.

Vergleiche außer den genannten Schriften: Marsallier et Maupeou Vie de l'Abbé de la Trape. Constitutions de la Trape. Felebien. Description de la Trape.

3) Von den verbesserten Bernhardinern zu Sept-Fonds.

Zu derselben Zeit wurde auch Sept-Fonds im Herzogthume Bourbon gestiftet, 3 [illegible] Meilen von der Hauptstadt Moulins, gleichfalls zur Strictobservanz von Citeaux gehörig, verbessert. 1654 wurde daselbst auf Empfehlung des Kardinal Mazarin, der auf [illegible] Dom. [illegible] de Beaufort Abt, nicht aus Liebe zum Mönchsstande, [illegible] auf Verwendung seiner Eltern, um der [illegible] zu wollen. Eustach hielt sein Probejahr in [illegible], dann in Paris nicht sehr [illegible] und [illegible] in Sept-Fonds, ob er gleich verderbt genug war, nicht lange aushalten: er lebte er in Moulins bei Frauen. Sogar, nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, setzte er seine [illegible] Lebensweise, wie vorher, fort; am ganzen [illegible] hatte für den eiteln Menschen nichts Reiz [illegible] Damenschmuck, in welchem er sich gern [illegible]. Da besuchte ihn 1663 sein Bruder, ein Geistlicher, zwar ein frommer Mann; er erstaunte über die [illegible] und drang so lange in den Entarteten, bis das Herz rührte und er einwilligte, sich mit dem Bruder zugleich zu den Carmeliter-Mönchen der innern Besserung wegen in die Einsamkeit zu ziehen. Beide wurden dort sehr willig aufgenommen, und Eustach erfuhr bald eine so gänzliche Sinnesänderung, daß er auch nur im Geiste und in der [illegible] wandeln wollte. Sein Entschluß stand nun fest, [illegible] wollte in seinem Kloster die buchstäbliche Regel wieder einführen, wobei er von seinen 4 [illegible] [illegible], die ihn sogar verwarfen, [illegible] wollten, so viel zu leiden hatte, [illegible] Willens war, sich nach la Trappe, das eben [illegible] gewegen berühmt wurde, zu begeben, [illegible] Entschluß ihn jedoch bald wahrscheinlich ein [illegible] der zum Entschluß wieder zurück brachte. Er [illegible] Weg der Güte gegen die Halsstarrigen, die [illegible] Hausgeräthe [illegible] und Getreide verkauft [illegible] hatten. Er versprach ihnen ein [illegible], wenn sie sich zu den Carmelitern begeben und [illegible] Observanz annehmen wollten. Der [illegible] [illegible] und er war allein. Seine erste Sorge [illegible] Wiederherstellung der verfallenen Gebäude. [illegible] kamen 3 Mönche von der gemeinen Observanz [illegible] [illegible] von der Abtei Fontevraux; [illegible] die Strenge aus. Nach einigen Monaten [illegible] [illegible]. Diese Mönchen fingen nun an [illegible] zu bearbeiten, einen großen Garten sich anzulegen [illegible]. Nach einigen [illegible] [illegible] sich die Zahl und die Einrichtung wurde [illegible] la Trappe nach, nur mit vernünftigeren [illegible] [illegible], daß sie zu verschiedenen Zeiten [illegible] ihren am [illegible] anfingen u. s. w. [illegible] [illegible] für die Mönche; die Befehlen [illegible] [illegible] die Kranken und die Gäste; alle [illegible] der Kirche aus, die in der Mitte steht, [illegible] werden fast vor dem Sommer alles [illegible] gemeinsam. [illegible] werden 3 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] was er [illegible] gegeben hat, die ihm der Abt gab, [illegible] ganz [illegible] darunter zu mischen. Die [illegible] [illegible] [illegible]. Ihre [illegible] [illegible] [illegible] man [illegible] lange Zeit. [illegible] der [illegible] werden sehr lang [illegible] [illegible] sie nur die [illegible]. Ihre Gastfreundschaft [illegible] [illegible]. Eustach regierte [illegible] [illegible] Jahre und starb 17[illegible] im [illegible]. — [illegible] la Trappe [illegible] de Sept-Fons.

4) Verbesserte Bernhardiner zu Frankreich der [illegible] Observanz.

Wie die Welt mit allen ihren Lockungen [illegible]

ich unter den Mönchen sehen will, wer noch nicht eugt ist, daß auch diese geistliche Herde die Sünd- des bittersten Zankes, des listigsten Neides und der vollsten Eifersucht eben so heftig liebt, wie die ver- ;hteste Statspolitik es nur je geliebt hat, der lese usführliche Geschichte der verwickelten Ränke des Ci- enser-Ordens zu Anfange des 17. Jahrhunderts, es den größten Theil dieser Mönchsverbrüderung in rgerlichsten Ungebundenheit sahe. Die durch Üppig- :ntstandene Verwirrung hatte einen solchen Grad er- , daß sogar Helyot, der einseitigste Lobsprecher der chsanstalten, den lebhaftesten Tadel nicht unterdrücken . Eine solche Zügellosigkeit mußte Reformen herbei n, die den Weltleuten eben so nothwendig erschie- als sie den erwähnten Mönchen unangenehm seyn en. Ganz natürlich entstanden daraus die lebhaftesten tungen, die erst nach einem 50jährigen Kampf be- t werden konnten. Ein Abt zu Clairvaux, Dom ysius l' Argentier hatte um 1615 in seinem Kloster lte Strenge nach dreijähriger Mühe glücklich wieder stellt. Schon hatten 8 andere Klöster seiner Kind- seine Verordnungen angenommen. Dieß verdroß weitem die Meisten und selbst der damalige Abt von ux, Nikolaus Boucherat war mit dem Generalkapi- agegen, so geneigt sie sich auch stellten. Man schlug , um die ganze Congregation, wie man sagte, zu- en zu halten, einen Mittelweg vor, für dessen Be- ng aber nichts gethan wurde. Da mischte sich die dem fortgesetzt üblen Betragen der meisten Mönche rte weltliche Obrigkeit in das Spiel und erbat sich Papst einen Commissar zur Verbesserung aller alten n in Frankreich. Der Kardinal von Rochefoucaut e gesendet und 1622 unterwarf sich auch Citeaux: man that nichts für die Sache und wagte es, sich gegen den ausdrücklichen Willen des Königs Lud- XIII., als auch des Papstes Gregors XV. zu set- Desto eifriger fuhren die Strenggesinnten in ihren sserungen fort und das Generalkapitel fand es für den Strengen eine eigene Congregation zuzugestehen. Orden wurde also in die strenge und in die laxe vanz getheilt, und die erste hielt schon 1624 ihre : Versammlung und erhielt das Visitationsrecht ih- löster. Als Dionysius l'Argentier, der Gründer der en Observanz, in demselben Jahre deßhalb nach schon längst verbesserten Orval reisete, starb er da- . Ihm folgte sein Vetter Claudius l'Argentier, wel- er Reform eben so feindlich war, als der neue Abt aux, Peter Nivelle. Die Streitigkeiten wurden er und die Klöster der gemeinen Observanz verspra- 1628 wieder Besserung, ohne etwas dafür zu thun. rneuerte Klagen des Königs fing Rochefoucaut auf l des heil. Stuhles 1632 seine Untersuchungen noch icher an; er berief eine Versammlung aller Äbte; sehr e kamen. Dennoch wurde 1634 eine allgemeine sserung des ganzen Ordens von Neuem befohlen nur die von der strengen Observanz sollten das Recht , Novizen aufzunehmen. Da wandte sich das hart- e Citeaux an den Papst, an den König und den ls bekanntlich sehr mächtigen Minister Richelieu, der unter der Bedingung Schutz zusagte, daß sie sich

seinen Vorschlägen unterwürfen. Man versprach es, weil man glaubte, der vielbeschäftigte Minister würde ihre Angelegenheiten außer Acht lassen. Und da sich dennoch die Bernhardiner in Paris der strengen Observanz hatten unterwerfen müssen, machten die von Citeaux sogar den Richelieu, eine milde Behandlung hoffend, zu ihrem General 1635. Richelieu führte aber die strenge Observanz ein und verwies die Unfolgsamen in andere Klöster des Ordens. Im Kurzen waren 40 Klöster zur strengen Observanz übergegangen. Richelieu starb 1642. Sogleich fing Citeaux den alten Streit wieder an, und zwar ärger, als je. Man setzte alles Mögliche daran, einen gelinden Abt nach Citeaux zu bekommen, und der Papst verwilligte ihnen wirklich den Claudius Vaussin, der völlig nach ihrem Willen handelte, die Verbesserung nicht nur in Citeaux aufhob, sondern sie sogar gänzlich zu unterdrücken suchte. Der König wollte daher die Wahl nicht gelten lassen. Die Mönche wendeten sich nun bittend an den König, da das nichts half, an das Parlement und an den Papst. Der König, des langen Streites müde, wollte einen Mittelweg zwischen beiden Observanzen einschlagen, gab beiden vor der Hand völlige Gleichheit in der Wahl des General-Abtes und überließ die Schlichtung des Streites über Aufnahme der Novizen dem Papste. Dadurch verdarb er es aber, wie gewöhnlich, mit beiden. Ja als der Papst die Wahl Vaussins in Citeaux bestätigte, wagte es sogar ein Mönch, von der dadurch beleidigten strengen Observanz die Unfehlbarkeit des Papstes zu bestreiten, was den Strengen freilich ein desto mißlicheres Spiel machen mußte, da der General von Citeaux selbst in Rom sich befand und Alles zum Nachtheil der Gegner darzustellen wußte. Da nun vollends der Abt von Prieres, der damalige General der strengen Observanz den gewagten Satz des Mönches nicht bestritt: so gab der Papst Alexander VII. 1666 am 19. April ein Breve, was der Statsklugheit des römischen Hofes alle Ehre macht, den Hauptsachen noch folgendes Inhalts: Beide Observanzen sollen neben einander bestehen, beide genau abgesondert seyn, kein Mönch von der strengen oder von der gemeinen Observanz soll zu der andern übertreten dürfen, wenn es nicht zum mindesten von seinem Abte ihm erlaubt wurde. Kein Mönch soll weder von der einen, noch von der andern gezwungen werden: doch gebe der Papst den Strengen seinen Segen und ermuntere Jeden, in der Besserung fortzufahren; auf diese Art werde man für die alte Ordnung in beiden Observanzen am besten sorgen, besonders wenn man im Frieden und in Einigkeit mit einander leben wolle. Die Strengen sollten 10 Diffinitoren haben, die von den 5 hauptsächlichsten Äbten der laxen Observanz gewählt werden sollten. Diese 15 Diffinitoren sollten 2 Visitatoren für die 2 Provinzen wählen, in welche die strenge Observanz getheilt seyn solle, und so fort. Man sieht sogleich, daß dieses Breve bei allen freundlichen Worten doch eigentlich mehr zu Gunsten der gemeinen Observanz eingerichtet war, was auch die Königin Mutter erkannte und sich für die Mönche von der strengen Partei beim Papste verwendete, jedoch ohne Erfolg. Der Beschluß wurde nicht geändert. Helyot rühmt zwar, daß dadurch die nöthige Einigkeit bei aller Verschiedenheit wieder her-

gestellt werden sei: wenn aber auch die Heftigkeit des langen Streites zwischen beiden Parteien, wodurch allerdings schon viel gewonnen war, ruhete, so konnte dennoch die Wirksamkeit des Ordens nie wieder die alte Höhe erreichen, was freilich auch zum Theil den veränderten Zeitverhältnissen zugeschrieben werden muß.

Die Geschichte der verbesserten Bernhardinerinnen aber soll unter dem Art. Feuillanten und Feuillantinnen abgehandelt werden. *(G. W. Fink.)*

CLAIX, Marktfl. im Bez. Grenoble des französ. Dep. Isere, hat 1346 E. u. 1 Porzellanfabrik. *(Hassel.)*

CLAJUS, seltener Klajus [1]), eigentlich Clai oder Klai, Name zweier teutschen Schriftsteller, beide mit dem Vornamen Johann, weshalb sie durch den Beisatz: der ältere und jüngere unterschieden werden.

1) Johann Clajus der ältere, einer der ersten Begründer der teutschen Grammatik, wurde 1530 zu Herzberg (Hirzberg) im sächsischen Kurkreise geboren, erhielt durch den dortigen Magistrat eine Stelle in der Fürstenschule zu Grimma und studirte daselbst 5 Jahre lang, so wie 2 Jahre auf der Universität zu Leipzig. Er war hierauf 2 Jahre lang Schullehrer in seiner Vaterstadt, dann 9 Jahre hindurch Lehrer der Musik, Poesie und griechischen Sprache an der berühmten Schule zu Goldberg in Schlesien. Hierauf erhielt er das Rectorat zu Frankenstein im Fürstenthum Münsterberg, legte es aber 1569, obwol er bereits Ehemann und Vater war, freiwillig nieder, um auf der Universität Wittenberg noch theologische Vorlesungen zu hören. Nachdem er hier 1570 die philosophische Magisterwürde angenommen hatte, wurde er Rector zu Nordhausen und nach einigen Jahren (1576) Prediger zu Bendeleben im thüringenschen Amte Weißensee, wo er, drei Mal verehelicht, am 11. April 1592 starb. Er war ein gelehrter und gründlicher Kenner der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache und hinterließ mehre Schriften, von denen einige viel in den Schulen gebraucht worden sind. Zu ihnen gehören: drei Bücher von der lateinischen, griechischen und hebräischen Prosodie, eine hebräische Grammatik, eine hebräische Übersetzung der augsburgischen Confession, die jährlichen Evangelien und Episteln, zuerst Leipz. 1578 in hebräischer Übersetzung gedruckt, dann eben daselbst 1586 in teutscher, lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache wiederholt, der kleine Katechismus Luthers in denselben vier Sprachen, drei Bücher geistlicher, fünf Bücher vermischter und sechs Bücher griechischer Gedichte, mehre Gebetbücher u. a. m. Was ihn aber unter den Literatoren seiner Zeit besonders auszeichnete und ihm noch jetzt Beachtung erwirbt, ist sein Eifer für die wissenschaftliche Bearbeitung der damals gänzlich vernachlässigten teutschen Sprache. Er wendete einen mehr als 20jährigen Fleiß auf die Abfassung einer teutschen Grammatik, die in lateinischer Sprache unter dem Titel: Grammatica germanicae linguae *M. Johannis Claji Hirtzbergensis* ex bibliis *Lutheri* germanicis et aliis ejus libris collecta zuerst Lpz. 1578. 8. erschien. Diese Sprachlehre, welche die frühern Versuche von Valentin Ickelsamer (1537), Laurentius Alberts (1573)

und Albert Ölinger (1574) bedeutend übertraf,
nicht weniger, als 11 Auflagen erlebt; die letzte
erschien Nürnberg und Prag 1720. gr. 12. Auch h
Friedrich Andersen Klyne davon eine abge
dänische Übersetzung, Kopenh. 1686. Clajus hatt
Absicht, noch eine ausführlichere teutsche Sprachkunst
ein teutsches Wörterbuch herauszugeben, wozu er
nicht gelangt ist. Seine Arbeit ist für jene Zeiten
vollständig, wohl geordnet und reich an guten un
genen Bemerkungen. Alle Beispiele sind, wie der
ankündigt, aus Luthers Bibelübersetzung und den a
teutschen Schriften desselben entlehnt. In der a
hängten Prosodie erkennt Clajus bereits die Mögl
des jambischen und trochäischen Sylbenmaßes im
schen, während sein nächster Vorgänger Ölinger blo
Sylben zählen lehrte; er räth die Nachahmung der
nischen und griechischen Sylbenmaße an und gibt
Proben selbst verfertigter teutscher Hexameter.
war seine Theorie hierin noch sehr schwankend un
sicher, denn er stellt zu gleicher Zeit auch den Gru
auf: Versus non quantitate, sed *numero syll*
rum mensurantur [2]).

2) Johann Clajus, der jüngere, geb. zu
ßen 1616, studirte zu Wittenberg Theologie und
daselbst zum Dichter gekrönt. Die Unruhen des 3
rigen Krieges vertrieben ihn 1644 aus Sachsen
Nürnberg, wo er sich mit dem Unterrichte der Jugen
schäftigte. Gemeinschaftlich mit Philipp Harsdö
stiftete er hier den pegnesischen Blumenorden, der
bis zu unsern Tagen erhalten hat. Auch war er
glied der von Philipp von Zesen gegründeten teu
gesinnten Genossenschaft, in der er den Namen
Fremden führte. Im J. 1647 wurde er Lehrer
3ten Klasse an der St. Sebaldi Schule zu Nürnberg
1650 Prediger zu Kitzingen in Franken, wo er scho
J. 1656 starb. Er hat geistliche und weltliche
Trauerspiele, Reden und andere Erzeugnisse hinterl
die, obwol er zu seiner Zeit eines bedeutenden Ruf
noß, doch nie in einer Sammlung vereinigt ersch
sind. Auch erkannte man schon ziemlich früh das
gelhafte seines Geschmacks, der sich vornehmlich i
zwungenen und frostigen Witzspielen gefiel. Seine
men, deren eines das Leiden Christi zum Gegens
hat, sind in hohem Grade verfehlt; das tragiko
Schauspiel Herodes der Kindermörder unterwarf El
Schlegel einer ausführlichen Zergliederung, um
Begriff von dem schlechten Geschmacke seiner Zeit z
ben [3]). In diesen Dramen tritt zuweilen unter den
delnden Personen auch der Dichter selbst redend au
wechselt darin mit verschiedenen Versarten. Beifallsw
ger erscheint er, wenn er im lyrischen Gedicht sein

---

1) Gottsched gebraucht abwechselnd beide Formen.

2) S. Joh. Eustachius Goldhagens (damals R
zu Nordhausen und folglich eines der Nachfolger des Clajus
ter Rektor's zu Magdeburg, gest. 1772) Leben Magister Jo
Claji. Nordhausen 1751. 5 Bogen 4. Elias Kaspar
chard's Versuch einer Historie der teutschen Sprachkunst
burg 1747). S. 48—54. Dunkel's Nachrichten von ver
nen Gelehrten. Bd. 1. Th. 1. S. 45 ff. Gottsched's t
Sprachkunst an mehren Stellen und besonders das Lexikon
scher Dichter und Prosaisten von Jördens, Bd. 1 und 5
ches noch mehr literar. Nachweisungen liefert. 3) Dies

fühle ohne Künstelei ausspricht, wozu ihn die Vorliebe für das Gesuchte und Geschraubte jedoch nur selten gelangen ließ [4]). (*Rese.*)

CLAM, Klam, Klamm (die erste Schreibart ist die üblichste), Clamium 1) Distrikt-Commissariat im Mühlviertel (Mühlkreise) von Östreich ob der Ens, in dessen Bezirke sich befinden: der gleichnamige Markt Clam, 25 Dörfer, 368 Häuser, 495 Wohnpartien, 2273 Einwohner, eine Herrschaft, 2 Pfarren und Schulen, 4 Steuergemeinden, ein Spital u. s. w. Der Amtssitz dieses Distrikts-Commissariates mit einem Pfleger, ist im Schlosse Clam, welches mit der gleichnamigen Herrschaft seit d. 11. Aug. 1820 dem Grafen Karl von Clam-Martinitz gehört. — Die zwei Pfarren und Schulen befinden sich zu Clam und Saxen, mit 9 und 17 Ortschaften. Patron darüber ist der Religionsfond. — 2) Der Markt Clam im gleichnamigen Distrikts-Commissariat, am Bache Clam (Cluna), ½ Stunde von Saxen, 1 St. von Grein, mit 31 Häusern, 35 Wohnpartien, 162 Einw., einer Pfarrkirche, einem Schulhause und einem Bürgerspitale. Nachdem der Ort in den Hussitenkriegen zerstört worden war, verödete er durch oftmalige Feuersbrünste so sehr, daß er zu einem elenden Dorfe herab sank, welches Kaiser Ferdinand III., auf Bitten des Gottfried von Clam, neuerdings zu einem Markte erhob. Der alte Markt hat Privilegien von 1384 bis 1564 aufzuweisen.— 3) Das Schloß Clam, mit einem Meierhofe, in der Nähe des Marktfleckens [1]). Das Schloß kam 1524 von den Grafen von Hardeck durch Kauf an die Herren Perger, die sich in der Folge Freiherren von Clam nannten. 1756 besaß es Leopold, Graf von Clam, 1815 Christoph, Graf von Clam. Das alte Schloß war einst stark befestigt und wurde daher von den Hussiten vergeblich belagert. Da es aber nach und nach den Einsturz drohte, gab ihm Joh. Gottfried, Freiherr von Clam 1636 eine schönere Gestalt. Zwischen Clam und Außernstein in einem Walde, liegt die Ruine des Schlosses Maseneck. Die Gegend von Clam und an der Sperken litt um das Jahr 1521 viel durch die Straßenräubereien des Ritters Zeller von Schwertberg und seiner Genossen [2]). (*Rumy.*)

CLAM, Clam-Gallas, Clam-Martinitz (Familie). Von dem Markte Clam nannte sich (z. B. 1154) jener Walchun von Clam, den verschiedene Urkunden der Abtei Baumgartenberg, als den Bruder ihres Stifters, des Edlen Otto von Machland, bezeichnen. Walchun hatte von seinem Bruder die erbliche Schirmvogtei über dessen Gestifte, Baumgartenberg und Waldhausen erhalten: einer seiner muthmaßlichen Nachkommen, Otto von C., des Grafen Hermann Sohn, mißbrauchte sie, und wurde darüber 1188 von Herzog Leopold VI., zurecht gewiesen. Ulrich, Graf v. C. unterfertigt als erster Zeuge des Herzog Leopolds VII. Bestätigungsbrief für das Kloster Zwettel, vom J. 1213, und stirbt auf einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande, nachdem er vorher seine Herrschaft Clam, Klingenberg und Freistadt, an den Herzog verkauft hatte. Er war der Letzte seines Stammes, der übrigens mit der Ministerialenfamilie gleiches Namens, aus welcher 1139 ein Bruno de Clam, miles Friderici de Hunnesberg, und 1192 ein Weigandus de Chlamme erscheint, in keiner Geschlechtsverbindung stand. In spätern Zeiten kam Cl. an die Prüschenken, Grafen von Hardeck und Machland, dann von diesen, durch Kauf, 1524, an Christoph Perger. Christoph, † 1534, war ein Sohn des Stephan Perger, eines edlen Kärnthners, der sich, nach Erwerbung von St. Pantaleon, in Östreich nieder gelassen, und der letzte Sprößling eines alten und nicht unberühmten Geschlechtes, der Perger von Höchenberg, deren Stammhaus die Burg Hohenberg, zwischen Klagenfurt und Völkenmarkt, unweit der Drave, gewesen. Christophs Urenkel, Johann Gottfried, geb. 1598, wurde, sammt seinen Brüdern und Vettern, am 22. Nov. 1655 in den Freiherrnstand erhoben, worauf er fortan, wie seine Nachkommen, sich nur von Clam schrieb, erneuerte die Burg C. in ihrem ganzen Umfange, und starb auf der von ihm erkauften Feste Thal, V. O. W. W. den 8. Aug. 1673, unter acht Töchtern einen Sohn, Hans Christoph, hinterlassend. Dieser erkaufte das Schloß Außerstein, unweit Clam, und starb im Februar 1697, nachdem ihm Maria Elisabeth, Gräfin von Thürheim, fünf Söhne, und sechs Töchter geboren. Der jüngste Sohn, Johann Leopold, auf Außerstein, verm. mit einer Gräfin Salaburg, wurden durch seine Söhne, Ferdinand Joseph Johann Joachim, und Johann Christoph, der Ahnherr aller heutigen Grafen von Clam-Martinitz und Clam-Gallas. Ferdinand Joseph Johann Joachim, auf Ranariedl, geb. 1700, erzeugte in seiner Ehe mit Marie Anne Josephe, Gräfin von Thürheim, verm. 1728, einen Sohn, Johann Gottlieb. Dieser, Graf von Clam seit dem J. 1759, Herr auf Diedach und Ottstorf, in dem Traunviertel, auf Lizzelberg, Walchen und Wildenhaag, in dem Hausruckviertel, auf Ober-Bergham, in dem Mühlviertel, wurde in seiner Ehe mit Karoline, Gräfin Desfours, Vater von Karl Joseph, geb. 6. Sept. 1760. und Besitzer des Gutes Stauf bei Walchen, der sich am 6. Julius 1791 mit Marie Anne, des Grafen Franz Karl von Martinitz Erbtochter, vermählte, und seitdem, gleichwie seine Kinder, den Namen Clam-Martinitz führt, obgleich er nicht das gesammte Martinitz'sche Stammgut, sondern nur, durch Erbvergleich von 1791, die allerdings sehr ausgedehnten und wichtigen Herrschaften Schlan und Smeczna, in dem rakonitzer Kreise, besitzt. — Johann

lyse ist zuerst gedruckt im 27sten Stück der Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, dann im dritten Theil von Joh. Elias Schlegel's Werken. 4) S. die histor. Nachricht von dem Pegnitzer Blumenorden von Amarantes (Herdegen), S. 234—238. Will's nürnberg. Gelehrten Lexikon, Th. 1. S. 195—197. Die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen seit Luther, dargestellt von Franz Horn, Bd. 1. S. 338—340, und besonders das Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten von Jördens, Bd. 1 und 5.

1) Der runde Thurm des Schlosses schaut weit hinaus über den Donaustrom, über welchem man das herrliche Mallsee und alle Hügel und Berge, die am rechten Donauufer von der Ens im Westen bis zum Ottilienberge über einander empor steigen, vor sich ausgebreitet sieht, und hinter denselben die östreichisch-steierschen Alpen. 2) S. Bened. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogth. Östreich ob der Ens und des Herzogth. Salzburg. 1. Theil, 2. Abtheilg. (Linz 1827), S. 370 ff. und des Freiherrn von Hormayr's Archiv für Geschichte, Statistik und Literatur 1823. Jul. Nr. 87. 88.

Arnusfluß, bis zu dessen südlichster Biegung sie reichten, von beiden Seiten durch Anhöhen eingeschlossen, zu leiten suchte. Noch ist der Kanal unter dem Namen le Chiana vorhanden, ohne jedoch die völlige Austrocknung des Sumpflandes an beiden Ufern zu bewirken [3]). — 3) Clanis hieß auch in früherer Zeit, wie Plinius und Strabo [4]) versichern, der unter dem Namen Liris (jetzt Garigliano) späterhin bekannte Fluß in Latium, an dessen Mündung das bekannte Minturnä liegt. S. den Artikel Liris. — 4) Von dem Fluß Clanius muß dieser Clanis wohl unterschieden werden; eben so von dem Clasius [5]) (jetzt Chiagio), einem umbrischen Flüßchen, das mit der Tinias und dann mit der Tiber sich vereinigt. (*Bähr.*)

CLANIUS *) (auch Glanis), ist der Name eben des Flusses in Campanien, der an seiner Mündung, etwas südlich von der Stadt Liternum zwischen Cumä und Vulturnum den Namen Liternus führt. Oberhalb der Stadt, etwas nördlich fließt er durch einen See, den die Alten Palus Liternina (jetzt Lago di Patria) nennen, und ist mit Sümpfen umgeben, welche durch ihre Ausdünstungen die Luft verpesten**); weßhalb man Kanäle angelegt hat. Der Name Clanius, den der Fluß oberhalb dieses Sees führt, ist noch in der heutigen Benennung Clanio Vecchio erkennbar. (*Bähr.*)

Clanricard, s. Ireland.

CLAOXYLON, *Adr. Juss.* (de Euphorbiac. genn.), ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikokken, und der 9. Ordnung der 22. Linne'schen Klasse. Die männliche Pflanze hat einen drei- bis viertheiligen Kelch und zweifächerige Antheren; die weibliche einen dreigespaltenen Kelch mit drei fleischigen Anhängseln, zwei bis drei kurze Griffel, und eine zwei- bis dreiknöpfige Kapsel. Cl. parviflorum *Adr. Juss.* (l. c. t. 14. f. 45., Acalypha spiciflora *Burm.* Fl. ind.) ist ein Strauch mit alternirenden, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten Blättern, und unterbrochen-ährenförmigen Blüthen. Das Vaterland dieses Strauches, den man vielleicht zur Lakmus-Bereitung benutzen könnte, ist Hindostan. (*A.* u. *K. Sprengel.*)

CLAPROTH (Justus), geboren zu Cassel am 29. Dec. 1728, studirte seit Michaelis 1748 zu Göttingen, ward daselbst 1752 Stadtsekretär und 1753 Garnisonsauditeur. Nachdem er diese Stellen um Michaelis 1756 niedergelegt, und im April 1757 pro gradu disputirt hatte, ward er in demselben Jahre zum Beisitzer des Spruchcollegiums ernannt, 1759 außerordentlicher und 1761 ordentlicher Professor der Rechte, erhielt 1783 den Hofrathstitel und starb den 10. Febr. 1805. Er las vorzüglich über den Prozeß und über die Kunst, aus Acten zu referiren. — Seine Schriften sind sehr zahlreich; hier mögen nur folgende erwähnt werden, die sich auf das Hauptfach seiner Wissenschaft beziehen; nämlich: 1) Grundsätze von Verfertigung der Relationen aus Gerichtsacten 1756. 4te Ausgabe 1789; 2) Jurisprudentia heurematica, welche zwei Auflagen erlebte (1762. 65. 1774), und von ihm selbst umgearbeitet, unter dem Titel: Rechtswissenschaft von richtiger und vorsichtiger Eingehung der Verträge und Kontrakte, 1786 in teutscher Sprache erschien, sodann 1797; 3) Einleitung in sämmtliche summarische Prozesse, 1777; 2te Ausgabe 1785; 3te Ausgabe 1793; 4te Ausgabe, besorgt von F. L. Willich 1808; 4) Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Prozeß, 1779. 1780; 2te Ausgabe 1786. 1787; 3te Ausgabe 1795; 4te Ausgabe, besorgt von Willich 1816. 1817. 5) Vorträge und Entscheidungen gerichtlich verhandelter Rechtsfälle. Zwei Theile. 1794. 1796. 6) Abhandlung von Testamenten, Codicillen, Vermächtnissen und Fideicommissen 1792.

Als Prozeßlehrer hatte Claproth unläugbar viele Verdienste, wiewol aus jedem seiner Werke, Mangel an Urtheilskraft, an feinerer und gründlicher Rechtstheorie, und vorzüglich an Geschmack hervorleuchtet; letzteres, eine um so unbegreiflichere Erscheinung, als er sich auch in Übersetzungen französischer und englischer Werke versucht hatte. Unter seinen übrigen Werken verdient, der Curiosität wegen, seine „Erfindung aus gedrucktem Papier wiederum neues Papier zu machen, und die Druckerfarbe völlig herauszuwaschen" 1774. 8., noch erwähnt zu werden; dagegen möchte sein: „Ohnmaßgeblicher Entwurf eines Gesetzbuchs," 3 Theile 1770 — 1776. 4. eher zu ignoriren seyn *). (*Spangenberg.*)

CLAR DE LOMAGNE (S.), Stadt im Bezirk Lectoure, des franz. Dep. Gers unweit des Arrats, hat 310 Häus. und 1246 Einw. (*Hassel.*)

CLARA, Marktfl. in der Grafsch. Kings des Königr. Ireland an der Brosna, unbedeutend, aber mit erheblichen Märkten und der Stapelplatz für das Bettleinewand aus der Umgegend. (*Hassel.*)

CLARA (Santa), 1) kleine Stadt der spanischen Insel Cuba in Westindien. — 2) Eine 1770 angelegte Mission in Neucalifornien des mexikanischen Stats California, mit 1300 Einw. (*Stein.*)

CLARA, CLARISSINNEN. Die heil. Clara nahm unter dem weiblichen Geschlechte denselben Wirkungskreis ein, den der heil. Franciskus unter dem männlichen einnahm. Sie ist die Gründerin des Bettelmönchswesens in ihrem Geschlecht. Sie wurde in Assisi, von angesehenen, adeligen Ältern, im J. 1193 geboren, gab schon in früher Jugend Beweise von starker Neigung zu frommen Schwärmereien, und äußerte diese, im Sinne ihrer Zeit, durch strenge Übungen in der Mönchsheiligkeit, durch Fasten, Beten, Wachen und andere Versuche,

3) S. Mannert a. a. O. 4) *Plinius* Hist. Nat. III, 9. *Strabo* V, 3. pag. 378. ed. Tauchnitz. 5) S. *Cluver.* l. l. p. 701. Bei Silius Italicus VIII, 453. steht jetzt richtig Clasius statt des früheren Clanis, der in diese Verbindung mit dem Rubico, der Tinias u. a. nicht paßt. Vgl. Ruperti's Note zu dieser Stelle.

*) S. *Cluverii* Ital. antiq. p. 1098. Mannert Geograph. der Griech. und Römer IX. Bd. Abth. I. S. 711. — Vgl. insbes. *Virgil.* Georg. II, 225. nebst d. Auslegg. Ruperti zu *Silius Italic.* VIII, 535. **) Daher *stagnosus* Clanius; s. Ruperti zu *Silius Italicus* VI, 653. 654.

*) Vgl. Pütter's Versuch einer Gelehrtengeschichte von Göttingen. Th. I. S. 153. Th. II. S. 129 fgg. u. Saalfeld's Fortsetzung. S. 66 fgg., wo auch die sämmtlichen Schriften Claproths aufgeführt sind.

der Fleisch abzutödten und die sinnlichen Begierden zu ersticken. Sie sagte sie unter andern als Kind täglich 300 Gebete her, und zählte diese durch Steinchen ab. Voll [illegible] Bewunderung für das heilige Leben ihres [illegible] des heil. Franciscus, der damals in der Nähe von Assisi in dem von ihm neu gestifteten Kloster Portiuncula lebte, konnte sie ihrem Wunsche nicht widerstehen, diesen Heiligen persönlich zu sehen, und durch seine Unterredungen wurde von diesem [illegible] die Idee in ihr zur Flamme angefacht, für ihr [illegible] dasselbe zu thun, was er für das seinige gethan hatte. Sie verließ daher im J. 1212 in ihrem 18. Jahre auf seinen Rath das älterliche Haus, und floh in die Portiuncularkirche, wo sie von dem h. Franciscus mit allen seinen Mönchen feierlich empfangen, und durch Abschneiden ihres Haares und Ablegung ihres Schmuckes, wofür sie einen groben Sack mit einem Strick erhielt, zum Klosterleben eingeweiht wurde. Ihre Eltern und Verwandten, voll Unwillen über diese That, wandten List, Gewalt und [illegible] an, um sie zurück zu bringen, aber vergebens. Jedoch mußte sie, theils wegen größern Schutzes, theils weil die Regel des Franciscus kein Recht zu Klöstern gestattete, ihren Aufenthalt in das Kloster der S. Damianskirche, auch in der Nähe von Assisi verlegen. Bald war ihr ihre jüngere Schwester gefolgt; der Ruf ihrer [illegible] That, ihres heiligen Lebens und ihrer [illegible] Wunder, zog in kurzer Zeit noch mehrere Frauen und Jungfrauen in ihre Gesellschaft, und noch in demselben J. [illegible] wurde bei der Damianskirche ein eigenes Kloster für sie gegründet, und Clara wurde Äbtissin des ersten weiblichen Franciscanerordens, der den Namen der [illegible] [illegible] — Unter dem Schutze des Kardinals Hugolin, breitete sich dieser Orden in kurzer Zeit in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland aus; [illegible] Bewohner [illegible] wurde er im J. 1224 [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Jahre lang auf bloßer Erde und einem Kissen [illegible] und als Abtissin, und als Oberin [illegible] sie immer die schmutzigen Füße gemeiner [illegible] die in der Stadt kamen. Von den Schwestern und [illegible] [illegible], die sie hatte, und von den Wundern, die [illegible] werden große Dinge erzählt, die wir hier nicht wiederholen wollen. Sie starb im J. 1253, [illegible] Jahre alt, und wurde zwei Jahre darauf, [illegible] dem Papst Alexander IV. unter die Heiligen versetzt. [illegible] dieser außerordentlichen Heiligenverehrung der h. Clara [illegible] es natürlich, daß sich ihr Orden schon bei ihrem Leben außerordentlich vermehrt, nach ihrem Tode aber zu bedeutender Anzahl [illegible]. Nach der Verschiedenheit der Regeln, die sie befolgten (nämlich die des h. Franciscus, des Papstes Gregor IX., Innocenz IX. und Urban IV.), haben sie Clarissinnen, arme Frauen, [illegible] Schwestern, Damianisten und Urbanistinnen genannt worden, erhielten jedoch [illegible] Veränderungen [illegible], zu deren Abstellung Bonaventura als Franciscanergeneral im J. 1264 bei dem Papst Urban IV. eine [illegible] gemeine Regel für alle bewirkte, welche [illegible] Orden [illegible] sich die Meisten, und sie wurden [illegible] [illegible] genannt. Dennoch behielten [illegible] einige Klöster die alte strenge Regel bei, und diese [illegible] [illegible] genannt. Vorzüglich [illegible] die h. Colette um das J. 1433 diese Regel in [illegible] [illegible] wieder geltend, und bewirkte auf der [illegible] [illegible] zu Basel eine Bestätigung derselben. [illegible] Beobachtung dieser vom heil. Franciscus gegebenen [illegible] Regel der h. Clara in ihrer Strenge, [illegible] der Orden der [illegible]. Dessen [illegible] [illegible] im J. 1538 zu Neapel durch Maria [illegible] [illegible] und im J. 1600 vom [illegible] Clemens VIII. bestätigt wurde. Endlich ging auch [illegible] Orden der [illegible] der Orden [illegible] [illegible] [illegible] hervor, gestiftet [illegible] im J. 1631 [illegible] [illegible] und der Orden der [illegible] [illegible] [illegible], gestiftet von dem Kardinal [illegible], der [illegible] Regel der h. Clara in ihrer Strenge, [illegible] [illegible]

[illegible]

H. Schm.

[illegible]

CLARA-ELF, ein breiter und reißender Strom, der in Norwegen, an der Gränze der schwedischen Provinz Dalekarlien, dem großen Landsee Fämund *), unter dem Namen des Fämunds-Elv entfließt, bald den Namen Trysfildselv, von der norwegischen Kirche Trysfild, bei der er vorüber fließt, annimmt, und, nachdem er unter einem Laufe von etwa 12 Meilen mehre Flüsse in sich aufgenommen, unter dem Namen Stor- oder Dalby-Elf und dann Clara-Elf in die schwedische Provinz Wermeland eintritt, dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden durchfließt, und bei Carlstad in den See Wenern fällt. (*v. Schubert.*)

CLARE, 1) Marktflecken am Stour in der engl. Shire Suffolk, ein schlechtgebaueter, schmuziger Ort, der 1 Kirche und 1170 Einw. hat und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte hält. Von diesem Orte führt der Herzog von Newcastle den Titel eines Marquis (vgl. folgenden Art. — 2) Eine Grafschaft in der Prov. Munster des Königr. Ireland. Sie erstreckt sich von 7° 50′ bis 9° 23′ L. und 52° 31′ bis 52° 44′ nördl. Br., gränzt im NW. an die Galwaybai, im NO. an Galway, im O. und SO. an Limerick, im SW. an Tipperary, im W. an den Ozean, und ist 50,81 QMeilen groß. Die gebirgige Oberfläche öffnet sich doch zu weiten Thälern und kleinen Ebenen, die treffliche Weiden haben; das Klima ist heiterer, als es sich sonst in Ireland gibt, und sehr gesund. Das vornehmste Gebirge ist der Slieve Banghta an den Gränzen von Galway; Vorgebirge sind Loop Head oder Cape Lean auf der Spitze der Shannonmündung, Black Head, Ballyeva, Tinvarra in der Bai von Galway und Hagshead. Das Gestade ist wenig zerrissen, und hat außer der Galwaybai nur die kleinen Buchten Carrig Hoult und Moor im Shannon und Balliella am Ozeane. Der Shannon, welcher die Gränze mit Limerick und Tipperary macht, mündet sich zwischen Loop und Kerry Head, nachdem er den Fergus bei Clare aufgenommen hat; sein busenähnlicher Ausfluß ist bis Limerick für die größten Schiffe fahrbar, und liefert eine große Menge Lachse und Aale. Von Binnenseen fällt ein Theil des Longh Derg in den Umfang der Provinz; ein Kanal verbindet denselben mit einem andern Binnensee, dem Lough Ogram, der aber um Vieles kleiner ist. Rindvieh- und Schafzucht machen den Hauptreichthum des Landes aus; man macht viele Butter, mästet Ochsen für den Markt von Cork und gewinnt gute Wolle. Pferde u. Schweine werden ebenfalls häufig gezogen, und der irische Windhund ist hier zu Hause. Der Ackerbau, der großer Verbesserungen fähig ist, liefert hauptsächlich Hafer und Kartoffeln, fast die einzige Nahrung des gemeinen Mannes, dann Flachs, das Material zu dem Garne, dessen Spinnerei fast die einzige Nebenbeschäftigung ausmacht. Kelp wird zwar an dem Strande gebrannt, aber man scheint damit nicht gehörig umzugehen. Die Waldungen sind verschwunden, die Steinkohlenlager benutzt man nicht gehörig und zieht lieber Kohlen aus England und Scotland. Die Anbrüche von Blei und Eisen werden gar nicht benutzt; es gibt viele Bausteine, Kalk, Schiefer und Töpferthon. Die Anwohner des Strandes, sind fast alle Fischer. Die Volksmenge mag sich gegenwärtig auf 115,000 belaufen; der Edinb. Gaz. schätzt sie auf 100,000 in 2 Citys, 1 Borough, 4 Marktflecken, 79 Kirchspielen, und 20,400 Häus.; fast 11/12 arme Katholiken. 1788 gab man die Volkszahl zu 93,890, 1766 die Häuserzahl zu 11,361 an. Die Grafschaft, welche 3 Mitglieder zu dem brit. Parl. sendet, zerfällt in 9 Baronien; ihr Hauptort ist der Borough Ennis.— 3) Ein Dorf in der vorgedachten Grafschaft, welches ihr den Namen gegeben hat und am Fergus liegt. 1278 fiel hier ein blutiges Gefecht zwischen irischen Häuptlingen vor.— 4) Ein kleiner Fluß in Ireland, welcher ¾ Meilen von Galway in den Corrib fällt. — 5) Ein Eiland im Ozeane an der SW.-Küste der irischen Grafschaft Cork unter 51° 21′ Br. und 8° 11′ L. Es ist ¾ Meile lang, ¼ breit und wird von Fischern bewohnt. Auf der NW.-Spitze steht auf einem Felsen ein Kastell, das im O. die Tra Kieran Höhle hat; ein Stein in derselben, der ein rohes Kreuz vorstellt, soll von dem Heiligen Kieran aufgestellt seyn, und wird am 5. März, dem Feste desselben, von vielen frommen Pilgern besucht. — 6) Ein Eiland an der Küste der irischen Grafsch. Mayo unter 53° 49′ Br. und 7° 45′ L., ¾ Meilen lang und 1/10 breit; es ist nicht bewohnt, und wird bloß von Fischern besucht. (*Hassel.*)

CLARE, CLARENCE (Familie). Der obgedachte ärmliche Marktflecken der engl. Landschaft Suffolk (mit weitläufigen Burgruinen und den Resten des Priorats zu St. Neot,) gab im Alterthume den berühmten Grafen von Clare, so wie in der neuern Zeit den Herzogen von Clarence den Namen. Richard, der erste Graf von Clare, war der Urenkel Herzog Richards I., von der Normandie, durch dessen natürlichen Sohn, Gottfried, Grafen von Eu und Brionne. Seinen Vater, Gilbert I., hatte Richard durch Meuchelmord, seine Grafschaften durch des Herzogs Willkür verloren, er selbst lebte, sammt seinem Bruder Balduin, als heimathloser Flüchtling an des Grafen von Flandern Hofe, bis die Vermählung der Prinzessin Mathilde von Flandern mit Herzog Wilhelm dem Eroberer ihm die Erlaubniß verschaffte, nach der Normandie zurück zu kehren. Als Baron von Orbec und Bien Faite, unweit Lizieux, welche Güter ihm der Herzog angewiesen, erschien er in der berühmten Versammlung von Lillebonne, welche die Eroberung von England beschloß, und nachdem dieser Schluß zum Vollzug gekommen, wurde er, zu Belohnung seiner bei Hastings geleisteten Dienste, von dem neuen Könige mit 171 Ritterlehen (164 erhielt sein Bruder, der Ahnherr der Barone von Rivers), darunter die Grafschaft Clare, Tunbridge, in Kent, Tydenham und Wullaston, in Glocestershire, u. s. w. begnadigt, auch wurde ihm ver-

Abbildungen der geistl. Orden. Schröckh Kirchengesch. Th. 27. S. 422 fgg. Fuhrmann Handwörterbuch der Kirchengesch. Th. 1. S. 490. Duttenhofer Gesch. der christl. Rel. Bd. 4. S. 654 fg.

*) Wenn Rühs in „Schweden nach Büsching's Erdbeschreibung aufs neue bearbeitet (Hamburg 1807)" S. 207 behauptet: der Claraelf entspringe aus dem See Rogen, so hat es damit folgende Bewandtniß: der See Rogen in Herjeådalen, hart an der norwegischen Gränze, entladet sich in mehre Seen und Flüsse; einer dieser Flüsse ist der Röaelf, der nach einem kurzem Laufe in den Fämundsee fällt.

gönnet, so viel Land er den Wallisen abgewinnen möge, mit allen Hoheitsrechten zu besitzen, wogegen er auf den Anspruch an die Grafschaft Brionne verzichten mußte. Auch noch später diente Richard dem Könige mit großer Auszeichnung, vornehmlich als Groß-Justitiarius von England, und starb zu Ende d. J. 1090. Sein ältester Sohn, Gilbert II., folgte ihm in der Grafschaft Clare, der zweite, Roger von C. Herr von Bienfaite und Orbec, war einer der eifrigsten Anhänger des Prinzen Robert, an dessen Empörung er sogar Theil genommen, und meinte daher, als dem Prinzen endlich die Normandie geworden, wieder zu dem Besitze von Brionne zu gelangen; er mußte sich aber mit der Baronie du Hommet, bei St. Lo, als einer Entschädigung, begnügen. Dessen ungeachtet fuhr er fort, dem Prinzen mit großem Eifer zu dienen, und es lag nicht an ihm, wenn Robert den engl. Thron nicht besteigen konnte, nachdem er aber Wilhelms II. Unterthan geworden, zeigte er sich nicht weniger beflissen, sich dem neuen Herren, wie auch dessen Nachfolger, Heinrich I., angenehm zu machen. Als beinahe alle Barone der Normandie sich empörten, um das Herzogthum dem jungen Wilhelm Cliton, Herzog Roberts einzigem Sohne, zu geben, blieb Roger dem Könige treu, und hatte das Glück, demselben in dem Gefechte von Breneuille, bei Andelys, 1119, das Leben zu retten, indem er den Crespin, der eben dem Könige den Todesstoß versetzen wollte, zu Boden stürzte. Zehn Jahre früher, 1109, hatte er die Ehre gehabt, die Prinzessin Mathilde ihrem bestimmten Gemahle, dem Kaiser Heinrich V. zuzuführen, und bei dieser Gelegenheit reiche Geschenke empfangen. Er starb unvermählt, und wurde von seinem Neffen, Gilbert von C. Grafen von Pembroke, beerbt. Richards dritter Sohn, Robert, war König Heinrichs I. Seneschal, erhielt von ihm 1111 die confiscirte Baronie Dunmoro, in Essex, und das Kastell Baynard, in London, und starb 1134; seine Nachkommenschaft, die den Namen Fitz-Walter führte, erlosch mit Walter V. im J. 1432. Walter von C., ebenfalls ein Sohn von Richard I., erhielt in der Brüdertheilung Wullaston, Tydenham und des Vaters Erwerbungen in Südwallis, sammt der Berechtigung, so viel Land, als ihm möglich seyn würde, den Wallisen zu entreißen. Diese Anweisung benutzte er, sich zum Herren von ganz Südwallis zu machen, und aus Dankbarkeit für seine Siege, gründete er 1131 die Cistercienserabtei Tintern in Monmouthshire. Auch er starb unverheirathet, weßhalb ihn ebenfalls sein Neffe, der Graf von Pembroke, beerbte. Gilbert II. Richard's I. ältester Sohn, folgte dem [illegible], wie gesagt, in der Grafschaft Clare nach. Auch [illegible] zuerst Herzog Roberts Partei, verwechselte sie [illegible] mit der königlichen, und empfing dafür von [illegible] I. die Grafschaft Cardigan, die er doch gegen [illegible] nicht behaupten konnte. Er übergab der [illegible], in der Normandie, das Priorat zu Clare, [illegible] andere Priorate abhingen, und schenkte [illegible] Peter zu Glocester die Kirche und [illegible], in Wallis, dann den Mön[illegible] der Normandie, die Kirche zu Ty[illegible]

[illegible] Gilbert, mit dem Zunamen

Strongbow, diente in dem Bürgerkriege dem
Stephan, der ihn darum 1138 zum Grafen vo[illegible]
broke machte. In dem Treffen bei Lincoln, 11[illegible]
fehligte Gilbert die Reiterei, und seine übereilte[illegible]
wurde die nächste Veranlassung zu Stephans Ni[illegible]
und Gefangenschaft. Er erbte seiner Oheime Ro[illegible]
Walter Besitzungen, namentlich Chepstow und [illegible]
in Monmouthshire, Wullaston, Tydenham, Alve[illegible]
u. a. m. in Südwallis. Seine Gemahlin, El[illegible]
Gräfin von Meulan, früher König Heinrichs I. [illegible]
hatte ihm zwei Kinder geboren. Die Tochter w[illegible]
Raymund Fitz-Gerald verheirathet, der Sohn, [illegible]
Graf von Pembroke, Herr von Chepstow, Strigu[illegible]
denham, Wullaston, Alverdeston, ist der b[illegible]
Strongbow, dem England zunächst den Besitz v[illegible]
land verdankt. Richard, gleich zugänglich den Lo[illegible]
des Vergnügens und des Ehrgeizes, kämpfte mi[illegible]
Meer von Schulden, und war gewisser Maß[illegible]
dem Hofe verbannt, als Dermod, der entthronte[illegible]
von Leinster, nach Bristol kam, Freunde und Hil[illegible]
zu werben, wie ihm dieses König Heinrich II. [illegible]
hatte. In dem irrenden Ritter glaubte der irren[illegible]
nig den nützlichsten Bundesgenossen gefunden zu [illegible]
und er that mancherlei Vorschläge, sich seiner H[illegible]
versichern. Sie wurden alle verworfen, bis Dermo[illegible]
Grafen seine Tochter Eva zur Ehe, und zugleich die
folge in seinen sämmtlichen Besitzungen versprach.
fort traf Richard Anstalten, seinen künftigen Sch[illegible]
vater mit gewaffneter Hand nach Ireland zurück zu
ren; seine Rüstungen waren noch nicht beendigt, als
bert Fitz-Etienne von Montmorency, der ebenfalls
Dienste versprochen, mit 30 Rittern, 60 Knappen
300 Bogenschützen, in der Nähe von Werford la[illegible]
und gar bald die Stadt zur Übergabe nöthigte.
so schnell wurde Dermod, der sich sofort bei dem
nen Heere eingefunden, in seine Staten wieder [illegible]
setzt, der Fürst von Offory bezwungen, und [illegible]
rich selbst, der Großkönig der Insel, sammt [illegible]
zahlreichen Heere, durch eine trotzige Haltung [illegible]
schüchtert.

So unerwartete Ereignisse erweckten in Dermo[illegible]
kaum noch ein hilfloser Flüchtling gewesen, die ehr[illegible]
sten Gedanken: er beschloß, den Roderich zu entth[illegible]
und sich die Herrschaft über die ganze Insel anzu[illegible]
Boten auf Boten wurden darum an den Grafe[illegible]
Pembroke abgesendet, die Erfüllung seines Versp[illegible]
zu beschleunigen, ihm die Lage der Dinge, die gl[illegible]
den Vortheile, die sie gewähren könne, zugleich
auch die dringende Nothwendigkeit einer bedeutender[illegible]
stärkung aus einander zu setzen. Der Graf, der m[illegible]
weile eine Reise nach der Normandie gemacht, u[illegible]
Königs Genehmigung für sein Vorhaben einzuholen,
sich aber nach langem Zögern nur in kalten und [illegible]
deutigen Worten ausgesprochen, schiffte sich im [illegible]
1171 mit 200 Rittern und 1200 Bogenschützen in [illegible]
ford ein, wie eben ein königliches Schreiben eingetr[illegible]
welches ihm, bei Strafe der Confiscation, alle [illegible]
nahme an den irelåndischen Händeln verbot. Er la[illegible]
am Bar[illegible] in der Nähe von Wate[illegible]
und [illegible]age wurde die Stadt

genommen: was nicht in der Vertheidigung um-
.en, das mordeten die Sieger nach dem Kampfe,
r rauchenden Trümmern feierte Richard seine Ver-
g mit Dermods Tochter. Dublin vor Water-
Schicksal zu bewahren, eilte Roderich mit allen
äften des Reichs herbei: ein Heer von 30,000
schien mehr als hinreichend, der Abenteurer Häuf-
vernichten. Aber in der Stunde, die entscheidend
sollte, überlegte und zögerte Roderich: drei Tage
er mit unnützen Scharmützeln hin, den vierten
ie Oberhäupter, die seiner Fahne folgten, nach
weil ihre Dienstzeit verstrichen, und das Heer
fgelöset. Sofort erschienen des Grafen von Pem-
charen im Angesichte von Dublin, und während
lreiche Deputation, den Erzbischof Laurentius an
ize, mit Dermod um die Übergabe unterhandelt,
i die Engländer die nachlässig bewachten Mauern,
Blutbad ohne Gleichen bezeichnet den Tag ihrer
hme von der Hauptstadt Irelands (21. Sept.
Leinster war in Dublin erobert, die anstoßende
Meath unterwarf sich beinahe ohne Widerstand,
ehten Richards Fahnen in den Thälern von Con-
, als Dermods Tod ihn aller Unterstützung aus
nde selbst beraubte, und ein Edikt Heinrichs II.
gländer nach Hause rief: die nicht vor den kom-
Ostern Folge leisteten, sollten als Verräther be-
werden. Des Grafen von Pembroke Lage war
elt zu nennen; zwar scheiterte der Ostmänner An-
f Dublin, auch blieb eine gute Anzahl Engländer
allisen, trotz den königlichen Avocatorien, dem
treu, aber sie schien ganz unzureichend, um nur
gegen das ungeheuere, von Roderich versammelte
behaupten. Bald war auch die Stadt auf das
: gebracht, aller Vorrath an Lebensmitteln ver-
ine ansteckende Krankheit wüthete unter ihren Ver-
:n; Richard erbot sich, wolle man ihm den Be-
Leinster zugestehen, Roderichs Lehenmann zu wer-
Aber die Irländer bestanden auf der gänzlichen
ng der Insel, und Richard, nur im Rathe furcht-
d zweifelhaft, findet plötzlich seine ganze Thatkraft
mit 90 Rittern fällt er in der Feinde unordent-
ager ein, und sie verschwinden, wie Staub vor
inde.

zt aber läßt Heinrich II., den Grafen namentlich
laden, um die Strafe seines Ungehorsams zu
en. Er gehorcht zur Stunde, und es gelingt
vas er schon früher vergeblich versucht, den Un-
es Königs, den er zu Newnham, bei Glocester,
, zu entwaffnen: es wird ihm vergönnt, Leinster als
n von der Krone zu besitzen, Dublin hingegen, und die
Seestädte, dann seine Eroberungen in Meath,
an den König abtreten, und als dieser im Oktbr.
ine neue Erwerbung besucht, wird nicht nur der
Vertrag bestätigt, sondern auch der Graf mit dem
ines Seneschalls von Ireland bekleidet. Einige
t blieb indessen in des Königs Gemüthe zurück,
: allmälig konnte Richard, dessen Neigungen und
ten gar nicht geeignet waren, den größten der
enete zu beunruhigen, diese kleinliche Leidenschaft
n. Se ... Ehrgeize genügte es vollkom-

men, des Königs erster Unterthan zu seyn, und er war stets bereit, des Unterthanen Pflichten zu erfüllen. Als Heinrich von seinen rebellischen Söhnen und Baronen, von Frankreich, Schottland und Flandern zugleich bekriegt wurde, bildete ein Truppencorps, aus den irländischen Besatzungen zusammen gezogen, und von dem Grafen Richard angeführt, nebst den brabantischen Söldnern, die einzige Stütze seiner Gewalt, und der Graf legte in Vertheidigung der Normandie so viel Eifer und Ergebenheit an Tag, daß der König, nachdem auch die Angelegenheiten Irelands angefangen, beunruhigend zu werden, ihn als Vicekönig dahin sendete, und ihm zugleich Wexford und Wicklow verlieh. Richard fand die Insel in der größten Verwirrung, es gelang ihm, zuerst, das Mißvergnügen der Truppen zu stillen, dann, durch eine Reihe von Gefechten, die furchtbare Liga der eingebornen Fürsten aufzulösen, endlich den Großkönig Roderich selbst 1175 zur Unterwerfung zu nöthigen. Eben hatten auch der Fürst von Thomond und der mächtige Stamm Mac-Arthy, in Desmond, nach blutigem Kampfe dem Vicekönige gehuldigt, als eine schmerzhafte Krankheit am 7. Mai 1178 seinem Leben ein Ende machte. Sein Ableben wurde verheimlicht, die Begräbnißfeierlichkeit geraume Zeit ausgesetzt; nach den religiösen Ansichten des Jahrhunderts gewiß der sprechendste Beweis für die Wichtigkeit des Mannes. Der einzige Sohn, Walter, den die Prinzessin Eva geboren, starb in der Kindheit, die Tochter, Isabella, Gräfin von Pembroke und Strigul, Frau von Leinster, Wullaston, Tydenham wurde von ihrem Obervormunde, von Richard Löwenherz, gleich im Anfange seiner Regirung, mit Wilhelm Marshal dem Ältern, dem Ahnherren der folgenden Grafen von Pembroke, verheirathet.

Der älteste Sohn des Grafen Gilbert II., Richard II., Graf von Clare und Hertford, Herr von Tunbridge, war vorzüglich bedacht, die weitläufigen Besitzungen seines Hauses in Wallis in Aufnahme zu bringen, wurde aber 1136 von den Wallisen in einem Hinterhalte erschlagen. Sein Enkel, Richard III., war einer der Baronen ersten Ranges, welche von König Johann die magna charta erzwangen, und im J. 1215 einer der 25 Aufseher der öffentlichen Freiheit, starb 1218, und wurde in dem Augustinerpriorat zu Tunbridge, seiner Stiftung, beigesetzt. Seine Gemahlin, Amicia, eine Tochter und Miterbin des Grafen Wilhelm von Glocester, hatte ihm drei Kinder geboren. Der älteste Sohn, Gilbert IV., Graf von Clare und Hertford, auch von Glocester und Glamorgan, war mit Isabelle Marshall, einer Tochter und Miterbin des Wilhelm Marshal des Ältern, und einer Enkelin des berühmten Strongbow, verheirathet, wodurch also ein Drittel von dessen Erwerbungen in Ireland, woraus man mittlerweile die 5 Pfalzgrafschaften, Carlow, Wexford, Kildare, Kilkenny und Leix, gebildet hatte, an die Familie zurück fiel; er starb in Bretagne, im J. 1230, und wurde in der Abtei Tewksbury, dem Gestifte seiner mütterlichen Voreltern, der Grafen von Glocester, beerdigt. Er hinterließ mehre Kinder: der älteste Sohn, Richard IV., Graf von C., Glocester und Hertford, hatte kaum das Jünglingsalter zurück gelegt, als eine Empörung der Wallisen, im J. 1244, ihm

Gelegenheit gab, Proben ausgezeichneter Tapferkeit abzulegen. Im J. 1257 mußte er die teutschen Gesandten, welche nach England gekommen waren, dem Prinzen Richard von Cornwall ihre Krone anzubieten, nach ihrer Heimath begleiten, um die Fürsten Teutschlands vollends für den Prinzen zu gewinnen. Von dieser Sendung zurück gekehrt, verband er sich mit den Grafen von Leicester, Marshal und Warwick, mit den Bigod und Bohun, um den Stat zu reformiren (1258); er wurde einer der 24 Barone, welchen das unsinnige Parliament die Ausübung der königlichen Gewalt übertrug, und ließ sich ganzer drei Jahre als ein Werkzeug für Leicesters Ehrgeiz gebrauchen. Wie er endlich seinen Irrthum erkannt, und sich angeschickt hatte, denselben wieder gut zu machen, starb er in der Burg zu Emersfield, den 14. Julius 1262. Eine seiner Töchter, Margaretha, wurde mit Edmund, dem Sohne des römischen Königs Richard, verheirathet, was indessen ihren Bruder, den Grafen Gilbert V., den Rothen, nicht verhinderte, fortwährend mit Leicester gemeine Sache zu machen. Er war nächst Leicester, der vornehmste unter den 18 großen Baronen, welche der aufrührischen Stadt London versprachen, niemals ohne allgemeine Genehmigung mit dem Könige Frieden zu schließen. In der Schlacht bei Lewes mußte der römische König Richard sich ihm gefangen geben, und das Parliament von 1264 erwählte ihn, um sammt Leicester und dem Bischofe von Chichester, die neun Personen zu ernennen, welchen die ganze ausübende Gewalt anvertraut werden sollte. Aber der Graf mußte bald erfahren, daß es gleich gefährlich, Leicesters Freund oder Feind zu seyn: nicht nur wurde sein Gefangner, der römische König, ihm gegen alle Sitte entrissen, sondern er, der durch Einfluß, Macht und Wirken, so viel zu dem Fortgange der Partei beigetragen, dem es aber freilich nicht gefallen konnte, daß Leicester alle Früchte so vieler Anstrengungen ernten, alle Gewalt an sich reißen wollte, mußte am Ende eines andern Verbündeten, des Grafen von Derby, Schicksal, schimpfliche Gefangenschaft, befürchten. Dieser zu entgehen, verließ er das Parliament (1265), wähnend auf seinen Gütern an der Severne Sicherheit zu finden, wohin ihm aber alsbald Leicester, unter fortgesetzten Unterhandlungen und Drohungen, mit seiner Armee folgte. In dieser Armee befanden sich der König und der Prinz Eduard, beide als Gefangene, und dem Grafen gelang es, Verständnisse mit ihnen anzuknüpfen. Er schickte dem Prinzen einen Renner von unglaublicher Geschwindigkeit: diesen zu versuchen, ritt der Prinz unter starker Bedeckung, in das Feld, er tummelte sich eine Weile mit seinen Begleitern in die Wette herum; wie er ihre Pferde genugsam ermüdet glaubte, gab er dem seinen die Sporen, der Wache zurufend, er habe lange genug das Vergnügen ihrer Gesellschaft genossen, und empfehle sich jetzt zu geneigtem Andenken. Sie folgte ihm eine Strecke weit, ohne ihn erreichen zu können, bis das Erscheinen einiger Mannschaft, die der Graf von Glocester unter Mortimers Befehlen ausgesendet, der Verfolgung ein Ende machte. Auf die Nachricht von diesem Ereignisse, erhoben sich des Königs Anhänger auf allen Punkten, in wenigen Tagen bildete sich aus ihnen, mit des Grafen Unterstützung, ein Heer, dem Leicester ganz unvermögend zu widerstehen, und die Tage von Kenilworth und Evesham (1265) machten seiner Gewalt für immer ein Ende.

Die Verdienste des Grafen, der nicht nur dem Prinzen die Freiheit gegeben, sondern auch so wesentlich beigetragen, den Usurpator zu stürzen, waren so ausgezeichnet, daß es, wie herkömmlich, der Regirung unmöglich war, sie nach ihrem ganzen Umfange zu belohnen, und Jugend und Verwegenheit, wie seine große Macht, reizten den Grafen, das Mißvergnügen, das er empfand, thätlich zu äußern. Er bemeisterte sich des Towers, die noch immer schwierigen Bürger von London ergriffen, durch ihn hingerissen, die Waffen, und der Prinz war genöthigt, eine Armee von 30,000 Mann zu versammeln, um den einzelen Baron zur Ruhe zu bringen. G. mußte um Frieden bitten, und 20,000 Mark verschreiben, daß er nie wieder Aufruhr erregen wolle (1267), jedoch, da er schon früher das Kreuz genommen, dem Prinzen, der ihn nicht ohne Aufsicht zurück lassen wollte, auf diesen Zuge nach dem heiligen Lande folgen (1270). Er kehrte indessen zeitig genug zurück, um an dem Sterbebette des alten Königs gegenwärtig zu seyn (1272), und als der größte Baron des Landes, wurde er, gemeinschaftlich mit dem Erzbischofe von York und dem Grafen von Cornwall, zum Aufseher oder Reichsverweser bestellt, bis der neue König eingetroffen seyn würde. In dem Kriege mit den Wallisen erlitt er, unweit Cardigan, 1281, einige Einbuße, wofür er aber 1283 bei Lantelowbit seine Rache nahm. Nach der gänzlichen Unterwerfung von Wallis hatte er die Ehre, den König in seiner Grafschaft Glamorgan auf das glänzendste zu bewirthen. Dieser freundliche Verkehr war aber nicht von Dauer. Der Graf sollte 1286 dem Könige nach Frankreich folgen, weil er sich dessen aber weigerte, wurden ihm sträfliche Absichten Schuld gegeben, und seine Güter eingezogen; und er trotzte, bis der König ihm, der im J. 1285 von seiner ersten Gemahlin Aliz von Lusignan, wegen Schwermuth geschieden worden, mit der Hand seiner Tochter Johanna, verm. am 2. Mai 1290, zugleich Verzeihung angedeihen ließ. Zum letzten Male wird des Grafen wegen einer Fehde, die er mit Humfried Bohun, Grafen von Hereford geführt, gedacht. Gilbert, stolz auf seine Verbindung mit dem königlichen Hause, und stolzer noch auf seine unmäßige Gewalt, die ihn, seiner Meinung nach, über alle Gesetze erhob, ließ durch seine Dienst- und Lehenleute in der Bohuns Gebiete wiederholte Frevel verüben, die der Graf von Hereford so nachdrücklich erwiederte, daß eine blutige Fehde sich entspann. Die Zeiten Heinrichs III., waren jedoch vorüber, schnell machte der König sein Ansehn geltend, Gilbert und Humfried wurden als Friedensstörer in sichere Verwahrung gebracht, und mußten sich, dieser mit 1000, jener mit 10,000 Mark, loskaufen (1291). Der Graf von Glocester überlebte diese Demüthigung nur um wenige Jahre, er starb den 7. Nov. 1295 und wurde zu Tewksbury begraben. Seine Witwe, die Prinzessin Johanna, schritt bereits im folgenden Jahre 1296, ohne ihres königlichen Vaters Vorwissen, zur andern Ehe mit Ralph von Monthermer, einem Edelmanne von ganz gewöhnlicher Herkunft. Darüber gerieth der König anfänglich in heftigen Zorn, e

ließ sich aber besänftigen, und erlaubte sogar dem Ralph, den Titel eines Grafen von Glocester und Hertford zu führen, bis sein Stiefsohn, Gilbert VI., Graf von Clare, Glocester und Hertford, großjährig seyn würde. Dieser, geb. d. 11. Mai 1291, hatte kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht, als er sich mit Eifer dem Dienste seines Vetters, König Eduards II. widmete; er blieb ihm treu in allen Stürmen, die sich um Gavaston erhoben, und vermittelte nach des Lieblings gewaltsamem Tode, den Frieden zwischen dem Könige und den empörten Baronen (1312). In dem unglücklichen Treffen bei Bannockborn, 24. Junius 1304, führte Gilbert die Kavalerie des linken Flügels; mehr von jugendlicher Hitze, als von Erfahrung geleitet, griff er mit Ungestüm die Schotten an. Seine Reiter verwickelten sich in eine Reihe von Wolfsgruben, hinter denen Bruce sie erwartete, geriethen in Unordnung und wurden überwältigt: ihr Anführer, der 23jährige Graf, blieb auf dem Platze. Den Leichnam ließ Bruce verabfolgen, und er wurde in Tewksbury beigesetzt. Die trauernde Witwe, Mathilde de Burgo, des Grafen Johann von Ulster Tochter, überlebte ihren Gemahl nur um ein Jahr, sie starb den 2. Julius 1315, der einzige Sohn, den sie geboren, Johann Graf von C. im J. 1316. Gilberts VI. reiches Erbe fiel an seine drei Schwestern, Eleonore, Margaretha und Elisabeth. Eleonore, in erster Ehe mit Gavaston verheirathet, möchte wol dieselbe seyn, die Eduard II. im J. 1321 an seinen neuen Liebling, den jüngern Spenser verheirathete, die ihren Kindern zweiter Ehe (zum dritten Male heirathete sie den Wilhelm de la Zouche), die Baronien Glamorgan und Morganock hinterließ, und am 30. Jun. 1337 diese Zeitlichkeit gesegnete. Margaretha wurde die Gemahlin Hugo's von Audley, der über die Theilung, mit Spenser in so schwere, diesem endlich verderbliche Streitigkeiten gerieth, und, nach des Günstlings Fall, die Würde eines Grafen von Glocester bekleidete. Elisabeth endlich, der in der Theilung ein Drittel der väterlichen Besitzungen, nämlich die Grafschaft Clare, Walsingham und Sudbury, in Suffolk, Cranbourn und Pimpern, in Dorsetshire, Briolle, Bredefeld und drei andere Herrschaften in Wallis, zugefallen war, heirathete in erster Ehe den Johann de Burgo, Grafen von Ulster, und nach dessen Tode den Connetable von Ireland, Theobald II. Ihre Tochter erster Ehe, Elisabeth de Burgo, Rogers von Amory Witwe, die Erbin nicht nur der Grafschaft Clare, sondern auch der unermeßlichen Besitzungen und Ansprüche des Hauses de Burgo in Ulster, Connaught und Meath, freite König Eduard III., seinem zweiten Sohne Lionel, zu dessen Gunsten, gleichzeitig mit der Vermählung, die bisherige Grafschaft Clare in ein Herzogthum Clarence verwandelt wurde (1362 und war dieses, wenn wir nicht irren, in England die erste Verleihung des herzoglichen Titels).

Lionel, der zu Folge seiner Vermählung, in Ireland so wichtige Interessen zu verfechten, so viele Anhänger zu erwarten hatte, schien dem Vater das tüchtigste Werkzeug zu Beruhigung dieses unglücklichen Landes. Er wurde demnach mit unbegränzten Vollmachten dahin abgesendet (1361); wußte sie aber nur zu Befehdung und Verwüstung anzuwenden. Ein Heer von 1500 Helmen, dem Anscheine nach hinreichend zu Bezwingung eines dreimal größern Gebietes, versammelte sich unter seinen Fahnen; Lionel säumte aber nicht, durch eine unsinnige Verfügung an Tag zu legen, wie wenig er das Land, das er erobern und regiren wollte, oder den Geist seiner Bewohner kannte, es wurde bei schwerer Strafe allen Irländern oder ausgearteten Engländern verboten, dem Lager zu nahen. Auf diese Weise aller Unterstützung von seinen natürlichen Bundesgenossen, aller Wegweiser und Zufuhr beraubt, konnte der Prinz nur Schande ernten. Später wurde er noch zweimal als Vicekönig nach Ireland gesendet, und belehrt durch die Erfahrung, gelang es ihm, sich nicht alltägliches Verdienst um die Insel zu erwerben. Sein schönstes Werk war aber der berühmte, noch heute gewisser Maßen als Reichsgrundgesetz betrachtete Parliamentsschluß, oder das Statut von Kilkenny (1367), die erste öffentliche Acte, in welcher die Regirung einige Neigung zeigt, die Irländer als Menschen anzuerkennen, oder ihren Zustand zu verbessern. Unmittelbar darauf mußte der Herzog, der bereits Witwer geworden, Ireland verlassen, um sich in der Lombardei, mit Violanta Visconti, einer Schwester des ersten Herzogs von Mailand, die ihm, außer den Städten Alba und Mondovi (Mons regalis), in Piemont, einen baren Brautschatz von 200,000 Dukaten mitbrachte, zu vermählen (15. Junius 1368). Er starb aber noch im nämlichen Jahre, bald nach der unbeschreiblich prachtvollen Hochzeitfeier, zum größten Unglücke für England, denn unter allen jüngern Söhnen Eduards III., war er der einzige, der seines ältern Bruders, des schwarzen Prinzen, oder des großen Vaters, nicht unwürdig. Seine einzige Tochter erster Ehe, Philippa, wurde an Eduard Mortimer, Grafen von Marche, verheirathet, und ihr Sohn, Roger Mortimer, Graf von Marche und Ulster, auf König Richards II. Verlangen, durch das Parliament von Westminster 1385 feierlich als Thronerbe anerkannt. Roger blieb aber in einem Gefechte gegen die Irländer, 1398, der Herzog von Lancaster maßte sich gewaltsam die Krone Richards II. an, und von dem Erbrechte der Mortimer, die mittlerweile im Mannsstamme ausgingen, war keine Rede mehr, bis der Herzog Richard von York, dessen Mutter die Schwester des letzten Mortimer gewesen, solches aus der Vergessenheit erhob, um den langen und blutigen Kampf der beiden Rosen zu beginnen.

Zu Folge des wunderlichen Widerspruchs, der in England zwischen der Thronfolge und der gewöhnlichen Erbfolge besteht, konnte des Herzogs von Clarence Tochter wol ihre Rechte an die Krone, nicht aber das Herzogthum Clarence an die Mortimer und ihre fernere Nachkommenschaft vererben. Der Titel von C. erlosch mit ihr, bis König Heinrich IV., ihn 1411 zu Gunsten seines andern Sohnes erneuerte. Thomas, der neue Herzog von Clarence, folgte seinem Bruder in den französischen Krieg: als dessen Statthalter in der Normandie belagerte er die Stadt Baugé, in Anjou: der nachmalige Connetable, der schottische Graf von Buchan, eilte zum Entsatze herbei, und Clarence verlor Schlacht und Leben (1421). Er hinterließ keine rechtmäßige Nachkommenschaft, der Titel von Clarence ruhete demnach abermals, bis Eduard IV. das Recht des ersten Clarence durch den

lichen Verhältnissen stand, und einige Kenntnisse Mathematik und Astronomie besaß, wurde der ei angeklagt, gemartert und hingerichtet (1477). Herzog wurde beunruhigt, als er solche Gewaltthän an denen, die ihm am nächsten standen, verüben onnte aber nicht umhin, offen und frei seine Freunrechtfertigen, und die Leidenschaftlichkeit ihrer Veranzuklagen. Der König, höchlich beleidigt durch reimüthigkeit, oder sie auch nur zum Vorwande chend, ließ den Herzog in den Tower setzen, verlte ein Parliament, und klagte seinen Bruder vor ause der Pairs an. Er wurde beschuldigt, sich die Gerichtshöfe des Landes, gegen dessen Rechte reiheiten vergangen zu haben, indem er Leute, wel dem Gerichte verurtheilt worden, als unschuldig, n König, der befohlen, diese Verbrecher gerichtlich olgen, als einen ungerechten Fürsten dargestellt. rden ihm viele übereilte Ausdrücke, auch einige, es Bruders Recht zur Krone zu strenge beurtheilur Last gelegt, aber keine offenbare Verrätherei, an kann sogar bezweifeln, ob die thörichten Reie man dem Herzoge in den Mund gelegt, wirkn ihm ausgegangen, nachdem der König dadurch, selbst als seines Bruders Ankläger vor dem Hause , alle Freiheit der Untersuchung und des Urtheils ückte. Dem sei wie ihm wolle, nachdem auch das aus in einer Bittschrift um die Hinrichtung des s angehalten, wurde er von den Pairs für schulannt, und die einzige Gnade, die der König noch en Bruder hatte, war, daß er ihn seine Todesart ließ. Er wurde demnach im Tower, in einem Malvasier, ertränkt (18. Februar 1478). Eine alte zeiung, daß des Königs Söhne, von einem, desme mit dem Buchstabe G anfingen, das Au u befürchten hätten, soll nicht wenig beigetragen den König zu dieser grausamen That zu bestimie Prophezeiung wurde aber doch, nicht durch den Georg, sondern durch den Herzog von Glocester,

eorg, Wittwer seit 1476, hinterließ zwei Kinder. ohn, Eduard, Graf von Warwick, dessen Recht Krone offenbar dem Richards III. vorging, wurde sem Usurpator, während der kurzen Dauer seiner aft, zu Sherif-Hutton, in Yorkshire, in einer Art efangenschaft gehalten. Diese hätte mit der t bei Bosworth ein Ende nehmen sollen, denn ein von so zartem Alter war kein Gegner für Hein I., dessen Braut, die Prinzessin Elisabeth, sammt Schwestern, ohnehin dem Grafen in der Thronfolung. Allein von dem Schlachtfelde aus, wurde Willoughby von Heinrich VII. nach Sherif-Hutgesendet, um sich der Person des Grafen zu versiund ihn zu strenger Haft nach dem Tower zu brin Diese Härte, gegen Jugend und Unschuld verübt, zugleich des Volkes Unwillen und Mitleiden, und es Namen wurde das Losungswort für alle Mißte. Die Völker Irelands unterwarfen sich dem er Simnel, der sich für den Grafen ausgab, und hn, als Eduard VI. zum Könige aus, und der fand sich, um ähnliche Scenen in England zu verhüten, genöthigt, den Grafen in Prozession aus dem Tower nach der St. Paulskirche führen zu lassen, damit alles Volk ihn sehen, einige der vornehmsten Häupter der Yorkschen Partei ihn sprechen könnten (1486). Weitere Folgen hatte des Simnel Aufruhr für den Grafen nicht, verderblich wurde ihm aber ein anderer Betrüger gleichen Gepräges, der berüchtigte Perkin. Dieser, den die wunderbarsten Abenteuer endlich nach dem Tower geführt hatten, verschaffte sich, unter Begünstigung einiger Diener des Befehlshabers, Verständnisse mit dem Grafen. Die Einfalt des unglücklichen Prinzen, der von seiner zarten Kindheit an, allen menschlichen Umgang entbehren müssen, dem die gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens fremd waren, der ohne Unterlaß für sein Leben zittern müssen, war nicht schwer zu berücken, zumal sich ihr der natürlichste aller Triebe, die Liebe zur Freiheit, zugesellte. Er genehmigte Perkins Anschlag, den Befehlshaber zu ermorden, um in der Verwirrung zu entspringen. In dem Moment der Ausführung wurde aber das Vorhaben, welches der König wahrscheinlich selbst auf die Bahn gebracht, um beide Gefangene in das Netz zu locken, entdeckt, Perkin, nach kurzem Prozeß, gehenkt, der Graf aber angeklagt, nicht daß er habe entfliehen wollen (denn da er nicht um eines Verbrechens willen gefangen gehalten wurde, so mußte sein Wunsch, sich in Freiheit zu setzen, als etwas Natürliches und Unschuldiges betrachtet werden), sondern daß er Anschläge gefaßt, die öffentliche Ruhe zu stören, und Aufstand zu erregen. Warwick gestand, was man ihm Schuld gab, wurde den 21. Nov. 1499 verurtheilt, und dem Urtheile gemäß, hingerichtet. So starb der letzte Plantagenet, der rechtmäßige Erbe, nicht zwar, so lange noch Nachkommen von Eduard IV. vorhanden, des englischen Throns, aber doch aller der unermeßlichen Reichthümer, die der Königmacher gesammelt hatte. Der Mord selbst erregte so allgemeinen Abscheu, daß Heinrich VII. trotz der entschiedensten Verachtung der öffentlichen Meinung, sich zu einer Art Rechtfertigung herablassen mußte, in der er versichert, daß der König von Aragonien sich geweigert habe, die Infantin Katharina dem Prinzen Arthur zu vermählen, so lange noch ein Prinz aus dem Hause York am Leben. Während des Prozesses machte noch Wilson, eines Schuhmachers Sohn, einen letzten Versuch, sich für den Grafen auszugeben, und in dessen Namen Unruhen zu erregen.

Des Herzogs von Clarence Tochter, Margaretha, mußte noch in ihrem 70. Jahre ihres Bruders und Vaters Schicksal theilen. Heinrich VII. hatte ihr den Titel einer Gräfin von Salisbury (der aus der Erbschaft des Königmachers herrührte) verliehen, sie mit einem seiner Vettern aus Wallis, dem Richard Pole, verheirathet, und sie war eine kinderreiche Mutter geworden. Der vierte Sohn, der berühmte Kardinal Polus, hatte das Unglück, sich die persönliche Feindschaft Heinrichs VIII. zuzuziehen, und der Tyrann, dessen Arm den Kardinal nicht erreichen konnte, faßte den Entschluß, die ganze Familie zu verderben. Zwei ältere Söhne mußten, wegen einer angeblichen Verschwörung von Henkers Hand sterben, und die Mutter, die ohnehin dem Könige verhaßt, weil sie dessen verstoßene Tochter Maria aufgenommen und

erzogen, wurde angeklagt, daß sie ihre Pächter von dem Lesen der englischen Bibel abgehalten, daß sie mit ihrem Sohne, dem Kardinale Briefe gewechselt, daß sie von Rom verschiedene Bullen, die man auf ihrem Landsitze Cowdrey, in Sussex, gefunden haben wolle, empfangen. Aber Heinrich fühlte, daß diese unerweisliche Vergehen, nach dem Gesetze, die seinen Wünschen entsprechende Strafe nicht verdienten; um also summarischer und tyrannischer, wie gewöhnlich verfahren zu können, ließ er durch den Cromwel die Richter befragen, ob das Parliament eine Person, die bereit, zu erscheinen, ohne Vorladung und Verhör, schuldig erklären könne. Die Richter antworteten, es sei dieß eine gefährliche Frage, das Parliament, als das höchste Gericht, müsse den untern Gerichten in der Handhabung der Gerechtigkeit, ein Beispiel geben, kein untergeordneter Gerichtshof dürfe so willkürlich handeln, und sie glaubten, daß das Parliament niemals so handeln würde. Als Cromwel schärfer in sie drang, und eine bestimmte Antwort verlangte, meinten sie, daß wenn eine Person auf diese Weise für schuldig erklärt worden, das Erkenntniß niemals wieder in Zweifel gezogen werden könne, sondern in seiner Kraft verbleiben müsse. Aus dieser Entscheidung sah Heinrich, daß sein Entwurf, so sehr er allen Grundsätzen des Rechtes zuwider, ausführbar, und da er nur dieses wissen wolle, ließ er ihn sogleich auf die Gräfin von Salisbury anwenden. Cromwel zeigte dem Oberhause eine Fahne, worin die 5 Wunden Christi, das Zeichen, unter welchem die nördlichen Rebellen in den Kampf gezogen, gestickt, und versicherte, diese Fahne sei in der Gräfin Hause gefunden worden. Auf diesen Beweis erklärte das Parlament, ohne weitere Untersuchung, die Gräfin für schuldig (1536). Das Todesurtheil wurde aber nicht sogleich vollzogen; denn Heinrich wußte gar wol, daß anhaltende Todesangst weit schrecklicher, als der schmerzlichste Tod, die Gräfin sah noch Cromwels Haupt fallen, mußte aber doch endlich im nämlichen Jahre 1540 sterben. Auf der Richtstätte noch zeigte sie den stolzen Muth, der der letzten Enkelin so vieler Könige ziemte. Sie weigerte sich, ihren Kopf auf den Block zu legen, überhaupt ein Urtheil, das man gefället, ohne sie zu hören, vollziehen zu lassen. Sie rief dem Scharfrichter zu, wenn er ihren Kopf haben wolle, so müsse er ihn nehmen, wie er ihn bekommen könne, sie schüttelte ihre graue, ehrwürdige Locken, und lief auf dem Blutgerüste herum, und der Henker verfolgte sie mit dem Beile, und führte manchen vergeblichen Streich nach ihrem Halse, bis er ihr eine tödtliche Wunde beigebracht, bis sie ermordet war.

Vier und achtzig Jahre später, im J. 1624, den 2. Nov., ernannte Jakob I. den Lord Johann Holles zum Grafen von Clare, und dieser Titel blieb in der Familie Holles, die auch die Herzoge von Newcastle beerbte, bis zu ihrem Erlöschen, im J. 1711. In der neuesten Zeit hat König Georg III. den Titel von Clarence wieder erneuert, zu Gunsten seines dritten Sohnes, Wilhelm Heinrich, des heutigen Herzogs von Clarence, der in Schottland Herzog von St. Andrews, in Irelaud, seit 1789, Graf von Mounster ist.

Die Grafschaft Clare in Ireland, vormals zu Connaught, jetzt zu Mounster gerechnet, empfing ihren Namen von Richard und Thomas von Clare, des Graf[illegible] Richard IV. (s. oben) Enkeln, von dessen zweitem So[illegible] ne Thomas. Sie hatten sich in den irelándischen Kri[illegible] gen großen Ruhm erworben, und wurden darum [illegible] Eduard I. mit einem Theile von Thomond, den sie [illegible] dessen erst erobern und anbauen mußten, belehnt. Di[illegible] heutigen irelándischen Grafen von Clare, auch Viscount[illegible] Fitzgibbon, sind aus dem Hause Fitzgibbon.

(*v. Stramberg.*)

CLARENBACH (Adolph), einer der Märtyrer für die Sache der Reformation, wurde zu Lüttringhausen, einem Dorfe bei Lennep, in der Gegend von Elberfeld, geboren (sein Vater war wahrscheinlich Landmann in dem genannten Dorfe). Die Urtheile seiner Zeitgenossen sowol, als die Geschichte seines Lebens, lehren ihn uns als einen eifrigen und thätigen Kämpfer für die neue Lehre des Evangeliums kennen, der mit lebendiger Begeisterung für die gute Sache, Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit verband, und dem Kenntnisse, Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit in seinem Äußern, eine große Gewalt über die Gemüther seiner Umgebungen verlieh. Von seinen frühern Schicksalen fehlt es uns an allen Nachrichten, ausgenommen daß er die Theologie zu Köln studirte, wo er die tiefe Verderbtheit der damaligen [illegible] misch-pfäffischen Theologie im vollsten Maße kennen [illegible] lernen Gelegenheit hatte. Wahrscheinlich trug dieß [illegible] bei, ihn für die damals verbreiteten, gereinigteren lutherischen Lehren desto leichter zu gewinnen. Wir finden ihn in thätiger Wirksamkeit für diese zuerst zu *Münster*, wo er, seit 1523, als Lehrer an der Schule S. *Martin*, durch mündlichen Unterricht und durch Verbreitung der Schriften und der Bibelübersetzung Luthers, den ersten Samen zur Geltendmachung der Grundsätze der Reformation ausstreute, und zwar mit so großem Erfolge, daß, frei[illegible] lich ohne seine Absicht, durch seine Schüler ein öffentlicher Tumult erregt, und mit Gewalt die Bilder [illegible] den Kirchen geworfen wurden. Auf dieselbe Weise wirkte er auch zu Wesel, wo er seit 1525 Conrector an der Schule war, für die neue Lehre, und wurde deßhalb [illegible] dem Fiscal zu Köln, Namens Trip, bei dem Fürsten Johann von Cleve ꝛc. angeklagt, und von diesem [illegible] Amtes entsetzt und aus der Stadt entfernt. Zwar wurde er, nach seiner Rechtfertigung, von dem Fürsten frei[illegible] gesprochen, und in Stadt und Amt wieder aufgenommen, doch scheint er nicht dahin zurück gekehrt zu sein, sondern sich nur freies Geleit daselbst ausgewirkt zu haben, mit dem er sich 1526 nach Osnabrück begab. [illegible] eine Anstellung an der Schule oder Kirche zu haben, [illegible] er daselbst fort, durch außerordentliche Vorlesungen [illegible] Schriften des N. T. und über Melanchtons Dial[illegible] die er, theils in der Wohnung einer Witwe [illegible] dorp, theils in dem Schulgebäude hielt, für das Evangelium zu wirken. Mehre seiner Schüler aus [illegible] waren ihm dahin gefolgt, und außer vielen jungen [illegible] ten aus Osnabrück selbst, werden selbst mehre [illegible] Franzosen als seine Zuhörer erwähnt. Er erregte [illegible] dadurch den Haß und die Besorgniß der dortigen Domherren, und diese brachten es bald dahin, daß er [illegible] der Stadt vertrieben und des Bürgerrechts beraubt wurde.

Er begab sich nun in sein Vaterland, hörte aber auch hier nicht auf, für das Evangelium zu wirken. In seinem Geburtsort Lüttringhausen, in Büderich und in Elberfeld predigte er lutherische Grundsätze und verbreitete sie durch Schriften. Aber auch hier mußte er Verfolgungen erleiden. Der Graf Franz von Waldeck hatte zu Lüttringhausen öffentlich ausrufen lassen, Ad. Clarenbach, als Ketzer solle nicht mehr in seinem Gebiete erscheinen, oder aufgegriffen und festgesetzt werden, und zu Elberfeld war ihm gedroht worden, sich nicht wieder blikken zu lassen, weil er daselbst das Evangelium gepredigt habe. Unterdessen war er als Diakonus und Kapellan nach Meldorf in Ditmarsen berufen worden, und er war im Begriff, dahin abzureisen, als ihn eine andere Angelegenheit nach Köln rief. Ein Freund und Glaubensgenosse Clarenbachs, Klopreis, ein Mensch, der früher seinen Glauben verläugnet hatte, und später einer der Anführer der münsterschen Rotte wurde, also eines Opfers wie Clarenbach, nicht würdig, war wegen seiner religiösen Meinungen vor das Glaubensgericht zu Köln berufen, und diesen zu vertheidigen und im Glauben zu stärken, begleitete ihn Clarenbach nach Köln. Er folgte ihm bei seiner Gefangennehmung, über die Straße, beklagte sich öffentlich über die Gewaltthat, die seinem Freunde, ungeachtet des freien Geleits, widerfuhr, ermahnte diesen zur Standhaftigkeit im Glauben, und wurde deßwegen, als gleicher Ketzerei verdächtig und wie Klopreis, mit diesem gefangen gesetzt. Klopreis entkam aus dem Gefängniß, Clarenbach aber wurde ein Opfer der Freundschaft und des Glaubens. Über die Verhandlungen, die seiner Hinrichtung vorangingen, so wie über diese selbst, haben wir sehr ausführliche Nachrichten von einem Augenzeugen [1]). Nach diesen geschah die Gefangennehmung den 3. April 1528, am Freitage vor dem Palmsonntage. Eine langwierige Untersuchung zog ihm eine lange und harte Gefangenschaft zu. Die Untersuchung wurde vorzüglich dadurch erschwert, daß er standhaft verweigerte, den üblichen Eid der Wahrhaftigkeit zu schwören, weil Christus es verboten habe. Mit Freimüthigkeit und Mäßigung bekannte er die Grundsätze der Reformation, zugleich aber auch mit Kraft die falschen Beschuldigungen von sich abweisend. Offen gesteht er, das er den Papst nicht für das Haupt der Kirche anerkenne, sondern allein Christus, denn sonst wäre die Kirche ein monstrum mit zwei Köpfen, daß die Beschlüsse der Concilien nur in so weit Auctorität hätten, als sie mit Gottes Wort in der Bibel übereinstimmten, und daß der Glaube daran auch nur in so weit zur Seligkeit erfoderlich sei. Er erklärt sich nach lutherischer Weise über das Abendmahl, die Vorstellungen von der Verwandlung und von dem Opfer verwerfend, aber Achtung für dieselben, und die Beichte und letzte Ölung empfehlend. Eben so spricht er sich nach lutherischer Denkart gegen gute Werke, Verdienst und Freiheit aus, und leitet alle Seligkeit allein von dem Verdienst Christi und dem Glauben daran und der Gnade ab. Er gesteht die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria zu, so wie auch, daß sie zu achten und menschlich zu verehren sei, verwirft aber ihre unbefleckte Empfängniß, göttliche Verehrung und Anrufung. Eben so äußert er sich über die Heiligen, und verwirft ferner die Lehre vom Fegfeuer, die Selenmessen, die heiligen Legenden, das Mönchsleben, die Bilderverehrung und die wunderbaren Wirkungen des Weihwassers, der Wachskerzen, Palmen, Kräuter rc. Dagegen reinigt er sich von der Beschuldigung der gewaltsamen Zerstörung der Bilder und anderer kirchlichen Geräthe, und zeigt seinen Abscheu gegen jede auffallende Verletzung oder Beschimpfung kirchlicher Dinge. Erst nach 1½jähriger Gefangenschaft wurde er zum Tode geführt. Mit ihm zugleich mußte ein anderer Glaubensgenosse dasselbe Schicksal erleiden, Peter Flistedten. Dieser, weit verschieden von Clarenbach, hatte sich mit rasender Tollkühnheit absichtlich selbst in sein Verderben gestürzt. Getrieben von enthusiastischem Eifer, für seinen Glauben zu leiden oder im Großen zu wirken, war er nach Köln gekommen, und hatte, um seine Verachtung gegen den katholischen Glauben zu zeigen, öffentlich im Dom vor der Monstranz das Haupt bedeckt und ausgespien, war deßwegen gefangen gesetzt, und bei hartnäckiger Verharrung in seinem Glauben, zum Tode verurtheilt worden. Beide bewiesen Muth und Standhaftigkeit bis ans Ende. Bis zum letzten Augenblick nur für ihren Glauben lebend, benutzten sie den ganzen Weg zum Scheiterhaufen, die göttlichen Lehren, für die sie starben, dem umstehenden Volke zu predigen, und die Theilnahme, die ihnen hier von vielen Seiten bewiesen wurde, zeigt, daß auch in Köln, dem damaligen Hauptsitze des Pfaffenthums, die neue Lehre unter dem Volke schon Keime trieb, die aber später wieder unterdrückt wurden. Noch auf dem Schaffot, im Angesicht des Scheiterhaufens, hatte Clarenbach Besonnenheit genug, seine Gegner zu einer Disputation aufzufodern, um über die Wahrheit ihres Glaubens zu entscheiden. Die Hinrichtung geschah den 28. September 1529 [2]). (Dr. *H. Schmid.*)

Clarence, s. Clare.

CLARENDON, Dorf in der Shire Wilts des Königr. England, nur mit 145 Einw., aber in der Geschichte bekannt, weil hier die Könige einen Palast hatten, von welchem noch Trümmer übrig sind, und weil hier 1165 die Constitutions of Clarendon, welche die Macht der Hierarchie einschränkten, gegeben sind. (*Hassel.*)

CLARENDON (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, ein berühmter Statsmann

1) In Rabus Histor. der Gotteszeugen rc. Theil 2. Fol. 84 fgg.

2) Vgl. Wahrhafft Historia von den wohlgelahrten und beständigen Mennern Ad. Clarenbach und Pet. Flisteden. Wittenb. 1560. 4. G. D. Krummacher, Etwas über die Reformation. Elberf. 1817. *J. H. Beckhaus* narratio brevis de Ad. Clarenbachio. Marb. 1817. 4. J. A. Kanne, zwei Beiträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit oder Ph. Camerarius und Ad. Clarenbachs Martyrthum. Frankf. 1522. Ludens Nemesis. Jahrg. 1818. S. 384. Von Recklinghausen Reformationsgeschichte der Länder Jülich, Berg, Cleve rc. Th. 1. S. 20—32. L. Rabus Historia der auserwählten Gotteszeugen, Th. 2. S. 208—241. Jochmus Gesch. der Wiedertäufer in Münster. Münster 1825. Fuhrmanns Handwörterbuch der christl. Religions- und Kirchengeschichte, Bd. 1., s. v. Clarenbach. Die übrigen Quellen sind angegeben in Seibertz westphäl. Beitr. I. 328 fg. 417. u. II. 310.

und Gelehrter, Großvater der beiden engl. Königinnen Maria II. und Anna, geboren zu Dinton in Wiltshire im Februar 1608. Er war ein Abkömmling des alten und ansehnlichen Geschlechts der Hyde, das von Robert Hyde von Hyde in der Grafschaft Chester abstammte, der zu Heinrichs III. Zeiten lebte. Sein Vater Henry war ein Ritter, wohnhaft in Wiltshire. Da der Sohn ungemeine Talente verrieth, so wurde er in seinem 14. Jahre nach Oxford, und nach Vollendung seiner akademischen Studien im 17ten nach London gesandt, wo er sich besonders mit dem Studium der Rechte und Gesetze beschäftigte, in deren genauer Kenntniß ihm Wenige gleich kamen. Als König Karl I. nach 11 Jahren, im April 1640, nothgedrungen zum ersten Mal, und im November dieses Jahres zum zweiten Mal das Parlament versammelte, ward Edward Hyde jedes Mal als Deputirter dazu berufen; und bald fand er Gelegenheit, sich als einen eben so redlichen als einsichtsvollen Patrioten bekannt zu machen, dessen Absichten nur auf die Wohlfahrt und Ruhe der Nation, die der König mit seinen unweisen Rathgebern gefährdet hatte, gerichtet waren. Er wurde bei mehren Ausschüssen gebraucht, welche die vorgebrachten Beschwerden untersuchen, und dem Hause ihr Gutachten darüber geben sollten. Seine weise Mäßigung mißfiel aber den leidenschaftlichen Feinden des Königs, und als er bei der steigenden Erbitterung aus Grundsätzen sich zum Vertheidiger des Thrones aufwarf, wurde er von den Fanatikern mit offenem Haß verfolgt. Dieß hielt ihn indeß nicht ab, seiner Überzeugung zu folgen; und als der König im August 1642 sich genöthigt sah, gegen sein eigenes Volk zu Felde zu ziehen: so theilte Hyde fortan alle Beschwerden und Unfälle mit demselben. Er wünschte zwar aufrichtig, daß den gesetzlichen Klagen der Nation abgeholfen werden möchte, aber die Wege, die Cromwel und andere fanatische Feinde des Thrones einschlugen, mußten ihm mit Recht mißfallen. Indessen verschlimmerte sich die Sache des Königs immer mehr, und als er am 3. Junius 1647 in die Gewalt seiner Feinde gerieth und ihm der Proceß gemacht wurde, so begab sich Hyde nach Jersey, wo er anderthalb Jahr im Verborgenen lebte. Nach der Enthauptung des unglücklichen Königs (30. Januar 1649), begab sich Hyde nach Frankreich zu dem Prinzen von Wales, nachmaligem Könige Karl II., der jetzt zwar den Titel, aber nicht die Macht eines Königes besaß. Dieser sandte ihn zuerst nach Madrid, um vom spanischen Hofe eine Unterstützung zu erhalten, und bediente sich auch von nun an beständig seines Rathes und seiner Feder, um sich wieder auf den verlornen engl. Thron zu schwingen. Der König ernannte ihn 1657 zu seinem Großkanzler, und H. trug durch seine klugen Rathschläge das Meiste dazu bei, daß Karl II. 1660 als König nach London zurück kehrte. Das Ansehen, in welchem Hyde Anfangs bei dem Regenten stand, konnte nicht größer sein. Er bestätigte ihn in der Würde eines Großkanzlers, und erhob ihn, außer andern Auszeichnungen, 1661 zum Grafen von Clarendon in Wiltshire. Die Vermählung seiner Tochter Anna mit dem Bruder des Königs, dem Herzoge von York (nachmaligem Könige Jakob II.), trug ebenfalls zur Vergrößerung seines Einflusses bei *), erregte aber auch den Neid und Mißgunst der Großen, die nicht unterließen, ihn bei der Nation verdächtig zu machen, und den König gegen ihn einzunehmen, der jetzt um so geneigter war, der [illegible] leumdung Gehör zu geben, je lästiger ihm allmälig, seinem Hange zum Despotismus und zur Verschwendung, die Zurechtweisungen des Großkanzlers wurden. [illegible] erfuhr es immer mehr, wie schwer es sei, diesen [illegible] Pflicht zu überzeugen, und gegen Schmeichler [illegible] raktersschwäche und Hofkabalen anzukämpfen. Der [illegible] nig war ein geheimer Katholik, der Großkanzler [illegible] eifriger Protestant, und ein erklärter Feind der [illegible] des Hofes, und aller derer, die dem Monarchen [illegible] ten, und ihm mit der Hoffnung unumschränkter [illegible] schaft schmeichelten. Diese nannten ihn dagegen [illegible] hassten Schulmeister, und erregten Verdacht gegen [illegible] Redlichkeit seiner Gesinnungen. Der ganz verderbte [illegible] wollte sich von seiner Gemahlin, der portugiesischen [illegible] Katharina, scheiden, um die schöne Tochter eines [illegible] schen Edelmannes zu heirathen; allein Clarendon [illegible] derte diese Ungerechtigkeit dadurch, daß er das [illegible] mit dem Herzoge von Richmond vermählte. Der [illegible] darüber konnte den Unwillen des Königs gegen [illegible] Großkanzler um so höher, je mehr er seiner [illegible] überdrüssig war, und sich den Schmeichelein seiner [illegible] linge und Verführer hingab. Im ruhigen Besitz [illegible] Thrones vergaß er immer mehr der wichtigen [illegible] die ihm Clarendon erwiesen hatte. Der unglückliche [illegible] mit Holland, in den J. 1664—1667, zu dem der [illegible] zog von York das Meiste beigetragen hatte, beschleunigte der Fall des Großkanzlers, dem es die Nation nicht [illegible] zeihen konnte, daß 1662 Dünkirchen an Frankreich [illegible] kauft worden war. Man nannte seinen Palast [illegible] das Dünkirchner Haus, und legte ihm ohne Grund [illegible] andere Vergehungen zur Last. Dieß gab dem [illegible] einen erwünschten Vorwand, den um ihn und die [illegible] so verdienten Minister zu verabschieden. Am 30. Aug. 1667 wurde ihm das große Siegel abgenommen, [illegible] als sich im October das Parlament versammelte, [illegible] ten beide Häuser dem Könige, daß er den Grafen [illegible] Ämter entsetzt und von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernt hätte. Das Haus der Gemeinen ging [illegible] daß es eine Anklage gegen ihn vor das Oberhaus [illegible] te, und ihn des Hochverraths und anderer grober [illegible] brechen beschuldigte. Vergeblich verwendete sich für den Angeklagten der Herzog v. York; das Parlament [illegible] ihm die Kränkung nicht vergessen, daß es sich so [illegible] von ihm hatte beherrschen lassen müssen. Man [illegible] ihm förmlich den Proceß, konnte jedoch nur unbedeutende oder unerwiesene Beschuldigungen gegen ihn [illegible] Um seiner Sicherheit willen, fand es Clarendon [illegible] sein undankbares Vaterland zu verlassen, und sich [illegible] Frankreich zu begeben. Er sandte an das Haus [illegible] Lords eine Vertheidigungsschrift, die zwar alle [illegible] den der Freimüthigkeit und Wahrheit an sich trug, [illegible]

* [illegible] Anna [illegible] mit dem Herzoge von [illegible] die beiden [illegible] Maria und Anna entsprossen, [illegible] 1694 [illegible] mit dem Prinzen Wilhelm von [illegible] 1702 den engl. Thron bestieg.

ı Eindruck zu seinem Vortheil machte. Am wenig- war der König geneigt, sich des Verfolgten anzu- en, vielmehr genehmigte er den Vorschlag des Par- :nts, Clarendons Vertheidigungsschrift durch den er verbrennen zu lassen, und am 12. Dec. 1667 be- te er die Bill, durch welche derselbe Zeit Lebens dem Königreiche verbannt wurde. Selbst in seiner annung verfolgte den Unschuldigen der Haß seiner ie. Er wurde einst zu Evreux in seinem Hause von Matrosen überfallen, gefährlich verwundet, und mit Mühe ihren mörderischen Händen entrissen. Er sich während seiner Verbannung in verschiedenen Ge- n von Frankreich auf, und starb am 7. December unfern Rouen in der Normandie. Sein Leich- wurde von da nach England gebracht, und in der minsterabtei an der Nordseite der königl. Kapelle ben.

Clarendons Name ist gereinigt von den Vergehun- die ihm die Parteiwuth eines stürmischen Zeitalters ast legte, auf die Nachwelt gekommen. Durch ern- studien zum Statsdienste vorbereitet, kannte er die e und Gesetze seines Vaterlandes, wie nur wenige sgelehrte. Er war redlich und klug, unermüdet und patriotisch, und kein feiler Königsknecht, wie ihn beschuldigte; denn er kämpfte mit eben so fester hlossenheit gegen die konstitutionswidrige Willkür der ung als gegen die Anmaßungen des Parliaments. ifrig er dem Könige zugethan war, so räumte er ihm niemals eine uneingeschränkte Gewalt ein, hielt ihn llem Verfahren gegen die Gesetze ab, und sorgte , daß ihm keine übermäßigen Subsidien bewilliget en. Den Mätressen des Königs sich gefällig zu er- s, hielt er unter seiner Würde, daher auch die Her- von Cleveland viel zu seinem Falle beitrug. Von ärtigen Staten nahm er keine Gnadenbezeigungen und eine Pension, die ihm der französische Hof an- und zu deren Annahme ihm selbst der König rieth, er aus. Von seinen hohen Bedienungen bezog er andern Einkünfte, als die ihm mit Recht gebührten. die äußern Formen seines Benehmens waren nicht tet, ihm Zutrauen und Liebe zu erwerben. Von zum Ernst gestimmt, dabei fest und unerschütter- n seinen einmal mit Überlegung gefaßten Maßre- beleidigte er durch einen Stolz, den er zu wenig g. Dieser Stolz, obgleich aus dem Bewußtseyn redlichen Absichten und seiner Verdienste entsprun- zog ihm viele Feinde zu. Dazu kam, daß er als r Protestant die übrigen Religionsparteien zu wenig e. Ohne Rückhalt äußerte er seine Abneigung ge- ie Nonconformisten, wie gegen die Papisten, viel- oft in kirchlicher und politischer Rechtglaubigkeit gar rtnäckig, und zog sich dadurch den Haß beider Par- zu. Den unglücklichen Ausgang des gegen seinen unternommenen Krieges gegen Holland legte man u Last, weil man ihn schuldig finden wollte. Das Gewicht legten seine Ankläger auf die Veräuße- von Dünkirchen, zu welcher er dem Könige gerathen, die er wenigstens nicht verhütet haben sollte. Wenn h in dieser Hinsicht nicht von aller Schuld frei war, so verdiente er doch das Schicksal der Verbannung und den Undank nicht, der ihn traf.

Clarendon hat mehre Schriften hinterlassen, die nicht nur überhaupt von dem Umfange seiner Kenntnisse zeugen, sondern ihm insbesondere einen bedeutenden Rang unter den engl. Geschichtschreibern sichern. Schon während seines Aufenthaltes in Jersey fing er an, von Karl I. dazu ermuntert, eine Geschichte der bürgerlichen Unruhen zu schreiben, welche diesen König aufs Schaffot brachten. Er vollendete sie aber erst während seiner Verbannung, und sie erschien lange nach seinem Tode unter dem Titel: **History of the rebellion and civil wars in England begun in the year 1641** (bis 1660). Oxf. 1702 — 1704. Vol. III. fol.; ib. 1707. Vol. III. fol. u. 1731. Vol. III. 8. neueste Ausgabe ib. 1807. Vol. VI. 8., auch Basil. 1798. Vol. XII. 8. Französisch à la Haye 1704 — 1709. Vol. VI. 12. Dazu gehört: **The history of the civil war in Ireland or the first additional tome to his history of the rebellion etc.** Lond. 1721. 8. **An appendix.** Ib. 1724. 8.; 1726. fol. und: **Clarendons State-Papers, commencing from 1621** (bis 1660) **and containing the materials from which his history of the great rebellion was composed.** Oxf. 1767 — 1786. fol.; eine der wichtigsten und interessantesten Sammlungen von Statspapieren. Durchaus erkennt man in Clarendons reichhaltigen, aus Urkunden und andern Dokumenten geschöpften Berichten, ungeachtet der zeitgemäßen Aberglaubigkeit und Anhänglichkeit an Geister- und Gespenstergeschichten, den aufgeklärten, redlichen Mann von gemäßigtem, politischem Charakter, der, ohne um den Beifall einer Partei zu buhlen, nur seiner Überzeugung folgte, und weniger für die in ihrem Urtheil befangenen Zeitgenossen, als für die Nachwelt schrieb. Unparteiisch ist er indessen keineswegs, und besonders thut seine Vorliebe für den gekränkten König, so wie sein Widerwille gegen die Mitglieder der Opposition, seiner geschichtlichen Glaubwürdigkeit nicht geringen Eintrag. Vieles ist in seiner Geschichte entweder falsch oder einseitig vorgetragen, aber nie entstellt er die Thatsachen absichtlich oder spricht gegen seine Überzeugung. Der durchaus festgehaltene Charakter der tugendhaften redlichen Patrioten, macht die Lectüre seines Werkes sehr anziehend. Der Stil hat Kraft und Würde, ist aber etwas steif, und die vielen gedankenreichen Einschaltungen machen die Perioden allzu lang und schleppend. Als ein ergänzender Theil seines Geschichtswerks ist zu betrachten: **The life of Edward Earl Clarendon, from his birth to his banishment in 1667, written by himself.** Oxf. 1759. fol. oder ib. 1761. Vol. III. 8. auch Basil. 1790. Vol. V. 8.; auch dieses Werk, wovon aber der Anfang nur im Auszuge abgedruckt ist, enthält viele urkundliche Belege. Die religiöse Denkart des Grafen, und seinen Eifer für die Erhaltung und Aufnahme des Christenthums erkennt man aus seiner Widerlegung des Hobbes'schen Leviathan: **View of the dangerous and pernicious errors to the church and state in Mr. *Hobbes's* book intitled Leviathan.** Oxon. 1676. 4. Einige andere Abhandlungen, politischen Inhalts, können hier

übergangen werden *). — In der Würde eines Grafen von Clarendon folgte ihm sein ältester Sohn Henry, bekannt als ein eifriger Anhänger des Hauses Stuart. Unter der Regierung Jakobs II war er eine Zeit lang Groß-Siegelbewahrer und Lord-Lieutenant von Irland. Er huldigte zwar nach der Vertreibung dieses Regenten dem neuen König Wilhelm III.; weil aber dieser ihn nicht sonderlich zu achten schien, und ihn nicht zum Vicekönig von Irland machen wollte, ward er ein eifriger Jakobit. Er starb 1709, und soll insgeheim der katholischen Religion zugethan gewesen seyn. Aus seinem Nachlasse gab Rich. Parry heraus: State letters — — and his diary of the years 1688—1691. Oxf. 1763. Vol. II 4. Bei aller politischen Einseitigkeit geben diese Staatspapiere, aus Thatsachen und Aktenstücken, viele Aufschlüsse über den harten Despotismus des entthronten Königs Jakob II. *(Bauer.)*

CLARENTHAL, ein ehdiges Nonnenkloster, ½ St. von Wiesbaden, im Herzogthum Nassau. Seine Entstehung ist folgende. Die Mutter des Kaisers Adolph von Nassau, Adelheid von Katzenellenbogen, hatte nach dem Tode ihres Gemahls, des Grafen Walrams, Stifters der ältern nassauischen Hauptlinie, der Welt entsagt, und sich aus Vorliebe für den erst neu aufgekommenen weiblichen Franciskanerorden †), in dem Clarenkloster zu Mainz einkleiden lassen, worin sie auch 1288 starb und begraben wurde. Ihrem Beispiele folgten Richard, ihre Tochter, und Adelheid, ihre Enkelin, des Kaisers Schwester und Tochter. Dieses gab dem Letztern und seiner Gemahlin Imagina von Limburg Veranlassung für diesen Orden ein neues Kloster im J. 1296 zu erbauen. Es wurde auf Höfe und Güter in der Nachbarschaft hinlänglich fundirt, und durch zwei Urkunden 1298 sicher gestellt. Als aber Adolph bald darauf in dem Treffen gegen Albrecht von Östreich blieb, und Letzterer die nassauischen Länder verwüstete, wurde die völlige Einrichtung des Klosters sehr erschwert, und kam erst 1304 zu Stande. Obgleich der benachbarte Adel diese geistliche Kolonie, als eine anständige Versorgungsanstalt für seine unvermählten Töchter, unterstützte, und sie besonders an den Grafen von Nassau und den Pfalzgrafen, wovon Erstere ihr unter anderem 1313 die reiche Pfarrei Erbenheim und Letztere die Pfarreien Caub, Weisel und Reinhollen incorporirten, große Wohlthäter fand: so hat sie sich doch nie in einen blühenden Zustand erheben können, sondern hat meistens mit widrigen Schicksalen zu kämpfen gehabt, kam in immer tieferen Verfall, bis endlich 1553 die Pest alle Conventualinnen bis auf zwei wegraffte. Diese gingen zur evangelischen Confession über, und übergaben das Kloster mit allem Eigenthum an die Landesherrschaft im J. 1560. Jetzt wurde es zu einem Landhospital, das 200 unglückliche Menschen aufnahm, eingerichtet. Aber auch dieser wohlthätigen Bestimmung wurde es bald wieder 1629 durch das [illegible]tionsedikt entzogen, wodurch es zwar nicht wieder den Clarenorden, aber in die Hände der [illegible] überging, die es bis nach dem westphälischen Frieden 1650 besessen haben. Die Klostergebäude mit der [illegible] waren verfallen, und die noch [illegible] seitdem zur Verbesserung geringdotirter [illegible] Schulstellen, des Hospitals in Wiesbaden und [illegible] dien für Studirende verwandt worden. In dem [illegible] ster hatten viele Grafen von Nassau ihre Begräbniß gefunden. *(C. D. [illegible])*

Claret, s. Wein.

Clarias, s. Silurus.

CLARIDEN, die, ein bis 9000 Fuß über dem Meer sich erhebendes Gebirge in der Schweiz, [illegible] das Linththal im Kanton Glarus von dem [illegible]thal im Kanton Uri trennt. In einer [illegible] Länge und Breite dehnt es sich zwischen dem [illegible] dem Hüfistock, dem Geißbachstock (Gaisberg), [illegible] Scheerhorn, dem Hüfistock (Piz Valgronda), [illegible] Catscharauls, der Sandalp und dem [illegible] Das Ganze bildet ein ungeheueres Eismeer, [illegible] Gletscher in die benachbarten Alpen sendet. Die Benennungen der Claridenfirn, das Claridengrat und die eigentlichen Clariden bezeichnen [illegible] besondere Theile dieser Alpenscheidewand, über [illegible] sich einen zwar gebrauchten, dennoch aber [illegible] Paß zu bahnen gewußt haben *).

Graf Henckel von Donnersmarck)

Clarine, s. Trompete.

CLARINETT (das) †), ist ein in [illegible] Musiken sehr gebräuchliches, gewöhnlich aus [illegible] Ebenholz gefertigtes Blasinstrument, mit [illegible] Tonlöchern, deren 8 unmittelbar mit den [illegible] bedeckt, die übrigen aber mittels theils [illegible] verschlossener, Klappen regirt werden, wobei die [illegible] erzeugung mittels eines Mundstückes geschieht, [illegible] nicht, wie bei der Oboe und dem Fagott, aus [illegible] einander liegenden Blättern, sondern aus nur einem (gewöhnlich aus spanischem Rohrholze geschnittenen) [illegible] besteht, das über der gänseschnabelförmigen Öffnung eines hölzernen oder beinernen Mundstückes befestigt, [illegible] fähr auf dieselbe Weise, wie bei den so genannten [illegible]

---

*) *Burnet* hist. des derniers revolut. Brittische Biogr. 7. Bd. 1. Der brit. Plutarch 4. Bd. 23. *Chaufepié* nouv. Dict. T. II. s. v. Hyde. Eberts bibliogr. Lex. s. v. Clarendon. Wachlers Geschichte d. hist. Forsch. 1. B. 2. Abth. 834.

†) Vgl. Clara, Clarissinnen oben S. 351.

*) Vgl. Beschreibung des Claridenfirns und [illegible] desselben von Linththal aus in Joh. Hegetschweiler's [illegible] sen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden (Zür. 1825) S. 45.

†) Das minder gewöhnliche und, meines Wissens, [illegible] mir eingeführte Neutrum: „das Clarinett," [illegible] der Ableitung des teutschen Namens vom italienischen [illegible] oder Neutrum il Clarinetto, von woher wir unsere [illegible] Benennung Clarinett wol lieber aus der ersten [illegible] ten werden, als daß wir, erst durch die zweite [illegible] aus dem italienischen Il Clarinetto französirte, der [illegible] Girouette, Jeannette und Lisette entsprechende La Clarinette demnächst wieder zu einer, der verteutschten Lisette u. [illegible] de, italienisch-französisch-teutsche Demoiselle Clarinette [illegible] setzen. — Aus letzterem Grunde, und da, wie das [illegible] etto, so auch das otto, zunächst dem genus neutrum [illegible] schreibt man wol auch passender, mit mir, lieber das [illegible] als der Fagott. Clarinetto ist übrigens das Diminutiv

neten höheren Clarinett-Arten, wie das Es–, das hohe F–Clarinett und andere ähnliche Piccol-Clarinette, werden, dieses ihres eigenthümlichen Charakters wegen, fast nur bei Feldmusiken angewendet.

Gewährt nun aber gleich der vorstehend erwähnte Gebrauch mehrer Arten von Clarinetten für verschiedene Tonarten *dem Spieler manche Bequemlichkeit und Erleichterung*, so liegt doch auf der anderen Seite auch eine ziemlich unangenehme *Belästigung* darin, daß der Clarinettist genöthigt ist, nicht bloß, wie andere Instrumentalisten, nur Ein Instrument, sondern deren zwei bis drei bei sich zu führen, namentlich der Orchesterspieler, ein C–, ein B– und ein A–Clarinett, also eigentlich drei Instrumente. — Einige Erleichterung pflegt man sich wol dadurch zu verschaffen, daß man für B und für A nicht gerade zwei ganze eigene Instrumente führt, sondern statt eines eigenen A–Clarinettes, bloß das B–Clarinett durch Einschiebung eines längeren Mittelstücks verlängert, und es so um einen halben Ton herunterstimmt und aus einem B–Clarinett in ein A–Clarinett verwandelt; es ist aber augenscheinlich, daß, da solches Einschieben eines längeren Mittelstückes, das Instrument nur in der Mitte, und nicht in allen seinen Theilen in gleichem Verhältnisse, verlängert, eben darum auch die Verhältnisse der verschiedenen Töne des Instrumentes gegen einander nicht ungestört bleiben können, weßhalb denn in der That das also aus einem B–Clarinett gebildete A–Clarinett gewöhnlich merklich unvollkommener in Ansehung der Reinheit der Stimmung zu seyn pflegt.

Was hier von dem aus B–gebildeten A–Clarinette gesagt ist, gilt in gleichem Maße auch von dem H–Clarinett, welches manche Clarinettisten (z. B. X. *Lefèvre* in seiner Méthode de Clarinette,— *R. Vanderhagen*, nouvelle méthode de Clar. pag. 72.—) durch ein, in das C–Clarinett eingeschobenes, verlängertes Mittelstück bilden.

Der Gebrauch, je nach Verschiedenheit der Tonarten auch mit verschiedenen Clarinetten zu wechseln, ist von der einen Seite betrachtet, zwar freilich ein lediger Nothbedarf, welcher, genau betrachtet, weder dem Instrumente selbst, noch dem Instrumentalisten, zu besonderem Ruhme gereicht, da ja doch Flötisten, Oboisten, und Fagottisten aus allen Tonarten auf Einem und demselben Instrumente zu spielen verstehen. — Auf der anderen Seite aber gewährt der Gebrauch der verschiedenen Clarinettarten doch auch den nicht zu läugnenden Vortheil, daß der Clarinettist in manchen sehr transponirten Tonarten, in welchen sich jene anderen Instrumente am Ende doch nur mühsam und unvollkommen bewegen, sich mit größter Leichtigkeit und Vollkommenheit bewegt. Nie wird der Flötist, der Oboist oder Fagottist, z. B. in H–dur, fis–moll, oder cis–moll dasjenige leisten können, was der Clarinettist auf seinem A–Clarinett ganz bequem aus G–dur, a–moll, oder e–moll spielt, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der Gebrauch der verschiedenen Clarinettarten immerhin doch auch als ein Gewinn für die Technik der Kunst zu betrachten, indem er die Möglichkeit gewäh[illegible] Manches auszuführen, was auf andere Weise nicht, oder wenigstens gewiß nur schwieriger oder unvollkommener, geleistet werden könnte.

Ein anderer Nebenvortheil liegt auch noch darin, daß die verschiedenen Clarinettarten, durch ihre verschiedene Art von Klanggepräge, dem Tonsetzer auch als Mittel zu einer gewissen Mannichfaltigkeit von Effecten dienen, je nachdem er bald das weiche A–Clarinett, bald das derbe C–Clarinett anwendet, bald das zwischen beiden die Mitte haltende B–Clarinett; und es ist nicht zu läugnen, daß z. B. zu einem sanften Tonstücke aus H–dur die sanften zarten A–Clarinette sich wunderlieblich anschmiegen, indeß dieselben Töne, wollte man sie auf C–Clarinetten blasen lassen, durch die Derbheit ihres Klanges unangenehm vorschreien würden, — und wie im Gegentheile ein kräftiges Stück aus C–dur, durch dabei gebrauchte derbe C–Clarinette, kräftig und durchdringend gehoben wird, indeß dieselben Töne, auf A–Clarinetten geblasen, matt und schlaff, sich fast ohne Wirkung verlieren würden. — Diese Eigenthümlichkeit der A– und C–Clarinette ist demnach allerdings ein Gewinn für *sanfte* Tonstücke aus A–dur und andere ähnliche Tonarten mit Kreuzen, so wie für *kräftige* Stücke aus C–dur und ähnliche Tonarten, — aber freilich eben darum auch ein eben so großer Verlust für diejenigen Tonstücke, denen man einen entgegengesetzten Charakter zu geben wünschte; indem z. B. der Tonsetzer, welcher etwa gerade in A–dur oder E–dur derb und kräftig auftreten möchte, an den für diese Tonarten bestimmten A–Clarinetten nur sehr unkräftige Unterstützung findet, und umgekehrt. — Aus *diesem* Gesichtspunkte betrachtet, ist denn die Verschiedenheit der Klanggepräge der verschiedenen Clarinettarten nicht sowol als eine Bereicherung der Technik, sondern nur als ein zufälliger Umstand zu betrachten, welchen man da, wo er einem gerade zu Statten kommt, möglichst vortheilhaft zu benutzen, da aber, wo er nachtheilig ist, zu ertragen und möglichst zu umgehen hat, welches letztere dann freilich immer um so mehr thunlich seyn wird, je mehr die Clarinettisten sich dazu bequemen werden, so viel wie nur immer möglich auf jeder Clarinettart aus jedem Tone zu spielen, wo alsdann der Tonsetzer sogar die Willkür hätte, z. B. sanfte Tonstücke aus C–dur auch auf A–Clarinetten vortragen zu lassen, und kräftige Stellen aus E–dur oder H–dur auch auf C–Clarinetten.

In sofern man übrigens die vorstehend erwähnten beiden Vortheile (den der leichteren und vollkommeneren Ausführbarkeit chromatischer Stücke, und den der verschiedenen Klanggepräge der verschiedenen Clarinettenarten) als wirklich erheblich und beachtenswerth für das Clarinett ansieht, so wären sie es *in eben diesen Hinsichten wol eben so sehr auch für jedes andere Blasinstrument*.

Vorzüglich in neueren Zeiten hat man Vieles dafür gethan, die Mechanik des Clarinetts in der Art zu verbessern, daß es leichter werde, auf Einem und demselben Instrumente aus jeder beliebigen Tonart zu spielen. Das erste Verdienst hat sich in dieser Hinsicht der rühmlich bekannte Clarinettist *Iwan Müller* erworben, und durch die That bewährt, daß sich auf dem, nach seiner Erfindung mit 13 Klappen versehenen Instrumente (er hat

um B-dur zu erhalten, auf C-Clarinett aus B-dur,
oder auf B- — — C- —;
um H-dur zu erhalten, auf A- — — D- —;

wo also, wie die hintere Columne zeigt, für den Clarinettspieler überall höchstens nur zwei b oder ♯ vorkommen; nur um die seltenen Tonarten Cis- oder Des-dur, und Fis- oder Ges-dur, hervorzubringen, muß noch Ein Versetzungszeichen mehr zu Hilfe genommen werden, indem man nämlich:

um Des-dur zu erhalten, auf B-Clarinett aus Es-dur;
um Fis-dur zu erhalten, auf A- — - A-dur;

spielen muß, jenes also mit drei b, letzteres mit drei ♯.

Auf gleiche Weise lassen sich auf alle gebräuchlichen Molltonarten auf den genannten drei Arten von Clarinetten darstellen; man spielt nämlich:
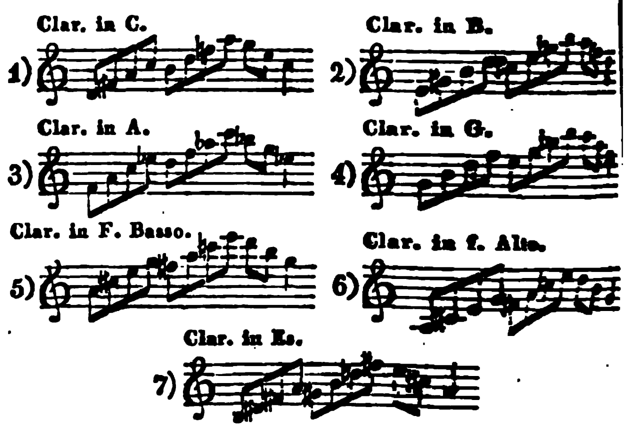
um a-moll zu erhalten,	auf	C-Clarinett,	aus a-moll,
	oder auf	B- —	- h- —;
— h- —	—,	— C- —	- h- —,
	oder	— A- —	- d- —;
— c- —	—,	— B- —	- d- —;
—cis- —	—,	— A- —	- e- —;
— d- —	—,	— C- —	- d- —,
	oder	— B- —	- e- —;
— e- —	—,	— C- —	- e- —,
	oder	— A- —	- g- —;
— f- —	—,	— B- —	- g- —;
—fis- —	—,	— A- —	- a- —;
— g- —	—,	— C- —	- h- —,
	oder	— B- —	- a- —;
—gis- —	—,	— A- —	- h- —;

also auch hier überall höchstens mit zwei vorgezeichneten Versetzungszeichen; nur für die seltneren Tonarten b-moll und es- oder dis-moll muß noch Ein Versetzungszeichen mehr zu Hilfe genommen werden, indem man

um b-moll zu erhalten, auf B-Clarinett aus c-moll,
—des- — —, — A- — — fis- —

spielen muß. — Übrigens können, außer den, in den vorstehenden Verzeichnissen aufgeführten, verschiedenen Arten, die Dur- und Molltonarten auf den drei genannten Arten von Clarinetten hervorzubringen, alle diese Tonarten auch noch auf gar mancherlei andern hervorgebracht werden, wie z. B. Es-dur dadurch, daß man auf dem C-Clarinett gerade zu aus Es-dur spielt, — G-dur, indem man auf dem B-Clarinett aus A-dur spielt, — c-moll, indem man auf dem C-Clarinett geradezu aus c-moll spielt, — a-moll, indem man auf dem A-Clarinett aus c-moll spielt, — b-moll, indem man auf dem B-Clarinett aus c-moll spielt, — es-moll, indem man auf dem B-Clarinett aus f-moll spielt, und dgl. m. — wie es sich denn gleichfalls von selbst versteht, daß auf noch anderen Clarinett-Arten, z. B. auf dem Es-, oder F-Clarinett, alle diese Tonarten wieder auf andere Art zum Vorscheine kommen, z. B. F-dur dadurch, daß man auf dem F-Clarinett aus C-dur spielt, oder auf dem Es-Clarinett aus D-dur, — B-dur dadurch, daß man auf dem F-Clarinett aus F-dur oder auf dem Es-Clarinett aus G-dur spielt, u. s. w.

Wie überhaupt eine und dieselbe Tonreihe oder Notenfigur auf verschiedenen Clarinett-Arten gleichlautend ausgeführt werden kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Die in Fig. 1 dargestellten Töne klingen, auf dem C-Clarinett gespielt, ganz so wie sie geschrieben sind, ganz dieselben Töne erscheinen auch auf dem B-Clarinett, wenn man auf diesem so spielt, wie Fig. 2 zeigt, — ganz eben so klingt Fig. 3, auf dem A-Clarinett, — eben so Fig. 4 auf dem noch tieferen G-Clarinett, — eben so Fig. 5 auf dem tiefen F-Clarinett oder Bassethorn; oder Fig. 6 auf dem Piccol—F—Clarinett, oder Fig. 7 auf dem Es-Clarinettchen; — überall erscheinen dieselben Töne wie bei Fig. 1; die als Fig. 2 vorgeschriebenen Töne sind in Ansehung der Tonhöhe ganz der Figur 1 gleich, die Tonhöhe der Fig. 5 ist ganz dieselbe, wie die der Fig. 6 ist, u. s. w.



Bei diesem Allen versteht sich aber freilich von selbst, daß, neben der erwähnten Gleichheit der Tonhöhe, doch die Klangpräge (das so genannte Timbre des Klanges) nicht überall einerlei, vielmehr sehr verschieden ist, je nachdem diese Töne auf dem einen, oder auf dem andern Instrumente vorgetragen werden, z. B. als hohe Töne des tiefen F-Clarinetts, oder Bassetthorns bei Fig. 5, — oder bei Fig. 6 als tiefere Töne des hohen F-Piccol-Clarinetts. — Was überhaupt die Klanggepräge oder den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Clarinettarten angeht, so ist die des B-Clarinetts diejenige, welche man als die schönste, allgemein vorzuziehen pflegt, weßhalb die meisten Concerte und sonstigen Solostücke gerade nur für das B-Clarinett geschrieben zu werden pflegen, gegen dessen weiche und doch zarte Klangfülle das schon härtere Klanggepräge des C-Clarinetts weit minder gefällig erscheint. Noch weicher als das B-Clarinett, aber eben darum auch etwas matter, ist das A-Clarinett, weßhalb es schon seltener als das B-Clarinett gebraucht zu werden pflegt. — Einen ganz eigenthümlichen, durch tiefe Weichheit verbunden mit der reichsten Klangfülle ausgezeichneten Charakter trägt das tiefe F-Clarinett oder Bassetthorn, wozu auch das seltnere tiefe G-Clarinett gehört. — Die durch scharfen gellenden Klang ausgezeich-

neten höheren Clarinett-Arten, wie das Es-, das hohe F-Clarinett und andere ähnliche Piccol-Clarinette, werden, dieses ihres eigenthümlichen Charakters wegen, fast nur bei Feldmusiken angewendet.

Gewährt nun aber gleich der vorstehend erwähnte Gebrauch mehrer Arten von Clarinetten für verschiedene Tonarten dem Spieler manche Bequemlichkeit und Erleichterung, so liegt doch auf der anderen Seite auch eine ziemlich unangenehme Belästigung darin, daß der Clarinettist genöthigt ist, nicht bloß, wie andere Instrumentalisten, nur Ein Instrument, sondern deren zwei bis drei bei sich zu führen, namentlich der Orchesterspieler, ein C-, ein B- und ein A-Clarinett, also eigentlich drei Instrumente. — Einige Erleichterung pflegt man sich wol dadurch zu verschaffen, daß man für B und für A nicht gerade zwei ganze eigene Instrumente führt, sondern statt eines eigenen A-Clarinettes, bloß das B-Clarinett durch Einschiebung eines längeren Mittelstücks verlängert, und es so um einen halben Ton herunterstimmt und aus einem B-Clarinett in ein A-Clarinett verwandelt; es ist aber augenscheinlich, daß, da solches Einschieben eines längeren Mittelstückes, das Instrument nur in der Mitte, und nicht in allen seinen Theilen in gleichem Verhältnisse, verlängert, eben darum auch die Verhältnisse der verschiedenen Töne des Instrumentes gegen einander nicht ungestört bleiben können, weßhalb denn in der That das also aus einem B-Clarinett gebildete A-Clarinett gewöhnlich merklich unvollkommener in Ansehung der Reinheit der Stimmung zu seyn pflegt.

Was hier von dem aus B-gebildeten A-Clarinette gesagt ist, gilt in gleichem Maße auch von dem H-Clarinett, welches manche Clarinettisten (z. B. X. Lefévre in seiner Méthode de Clarinette, — *R. Vanderhagen*, nouvelle méthode de Clar. pag. 72. —) durch ein, in das C-Clarinett eingeschobenes, verlängertes Mittelstück bilden.

Der Gebrauch, je nach Verschiedenheit der Tonarten auch mit verschiedenen Clarinetten zu wechseln, ist von der einen Seite betrachtet, zwar freilich ein lediger Nothbedarf, welcher, genau betrachtet, weder dem Instrumente selbst, noch dem Instrumentalisten, zu besonderem Ruhme gereicht, da ja doch Flötisten, Oboisten, und Fagottisten aus allen Tonarten auf Einem und demselben Instrumente zu spielen verstehen. — Auf der anderen Seite aber gewährt der Gebrauch der verschiedenen Clarinettarten doch auch den nicht zu läugnenden Vortheil, daß der Clarinettist in manchen sehr transponirten Tonarten, in welchen sich jene anderen Instrumente am Ende doch nur mühsam und unvollkommen bewegen, sich mit größter Leichtigkeit und Vollkommenheit bewegt. Nie wird der Flötist, der Oboist oder Fagottist, z. B. in H-dur, fis-moll, oder cis-moll dasjenige leisten können, was der Clarinettist auf seinem A-Clarinett ganz bequem aus G-dur, a-moll, oder e-moll spielt, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der Gebrauch der verschiedenen Clarinettarten immerhin doch auch als ein Gewinn für die Technik der Kunst zu betrachten, indem er die Möglichkeit gewährt, Manches auszuführen, was auf andere Weise nicht, oder wenigstens gewiß nur schwieriger oder unvollkommener, geleistet werden könnte.

Ein anderer Nebenvortheil liegt auch noch darin, daß die verschiedenen Clarinettarten, durch ihre verschiedene Art von Klanggepräge, dem Tonsetzer auch als Mittel zu einer gewissen Mannichfaltigkeit von Effecten dienen, je nachdem er bald das weiche A-Clarinett, bald das derbe C-Clarinett anwendet, bald das zwischen beiden die Mitte haltende B-Clarinett; und es ist nicht zu läugnen, daß z. B. zu einem sanften Tonstücke aus H-dur die sanften zarten A-Clarinette sich wunderlieblich anschmiegen, indeß dieselben Töne, wollte man sie auf C-Clarinetten blasen lassen, durch die Derbheit ihres Klanges unangenehm vorschreien würden, — und wie im Gegentheile ein kräftiges Stück aus C-dur, durch dabei gebrauchte derbe C-Clarinette, kräftig und durchdringend gehoben wird, indeß dieselben Töne, auf A-Clarinetten geblasen, matt und schlaff, sich fast ohne Wirkung verlieren würden. — Diese Eigenthümlichkeit der A- und C-Clarinette ist demnach allerdings ein Gewinn für sanfte Tonstücke aus A-dur und andere ähnliche Tonarten mit Kreuzen, so wie für kräftige Stücke aus C-dur und ähnliche Tonarten, — aber freilich eben darum auch ein eben so großer Verlust für diejenigen Tonstücke, denen man einen entgegengesetzten Charakter zu geben wünschte; indem z. B. der Tonsetzer, welcher etwa gerade in A-dur oder E-dur derb und kräftig auftreten möchte, an den für diese Tonarten bestimmten A-Clarinetten nur sehr unkräftige Unterstützung findet, und umgekehrt. — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist denn die Verschiedenheit der Klanggepräge der verschiedenen Clarinettarten nicht sowol als eine Bereicherung der Technik, sondern nur als ein zufälliger Umstand zu betrachten, welchen man da, wo er einem gerade zu Statten kommt, möglichst vortheilhaft zu benutzen, da aber, wo er nachtheilig ist, zu ertragen und möglichst zu umgehen hat, welches letztere dann freilich immer um so mehr thunlich seyn wird, je mehr die Clarinettisten sich dazu bequemen werden, so viel wie nur immer möglich auf jeder Clarinettart aus jedem Tone zu spielen, wo alsdann der Tonsetzer sogar die Willkür hätte, z. B. sanfte Tonstücke aus C-dur auch auf A-Clarinetten vortragen zu lassen, und kräftige Stellen aus E-dur oder H-dur auch auf C-Clarinetten.

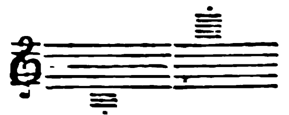
In sofern man übrigens die vorstehend erwähnten beiden Vortheile (den der leichteren und vollkommeneren Ausführbarkeit chromatischer Stücke, und den der verschiedenen Klanggepräge der verschiedenen Clarinettenarten) als wirklich erheblich und beachtenswerth für das Clarinett ansieht, so wären sie es in eben diesen Hinsichten wol eben so sehr auch für jedes andere Blasinstrument.

Vorzüglich in neueren Zeiten hat man Vieles dafür gethan, die Mechanik des Clarinetts in der Art zu verbessern, daß es leichter werde, auf Einem und demselben Instrumente aus jeder beliebigen Tonart zu spielen. Das erste Verdienst hat sich in dieser Hinsicht der rühmlich bekannte Clarinettist Iwan Müller erworben, und durch die That bewährt, daß sich auf dem, nach seiner Erfindung mit 13 Klappen versehenen Instrumente (er hat

dazu die Dimension des B-Clarinetts, um der vorzüglicheren Klangpräge willen, gewählt,) wirklich aus jedem Tone leicht und fertig spielen lasse. Als er aber im J. 1814 seine Erfindung dem pariser Conservatorium zur Approbation vorlegte, gab dasselbe darüber den Ausspruch: es lasse sich auf dem also verbesserten Instrumente wol allerdings aus allen Tonarten spielen, jedoch nur in langsamen Gängen und auch dieß nicht ein Mal völlig rein, — auch würde durch die Einführung des Iwan Müller'schen, für alle Tonarten dienenden Clarinetts, die oft wirkungsvolle Mannichfaltigkeit wegfallen, welche aus der Verschiedenheit der Klangpräge der verschiedenen Clarinettarten entspringe u. s. w. — ein Ausspruch, bei welchem wol Scheu und Vorurtheil gegen Neues, Ungewohntes, und von dem längst Geglaubten Abweichendes, sowie auch die Abneigung der Spieler, sich auf eine neue, bisher ungewohnte Mechanik erst einzustudiren, wenigstens mit von Einfluß gewesen seyn mag. Thatsache ist es indessen, daß bis auf den heutigen Tag unsere Clarinettisten sich noch durchaus nicht von ihren verschiedenen Clarinettarten losgesagt haben, und noch immer auf A-Clarinett, B-Clarinett, C-Clarinett rc. spielen.

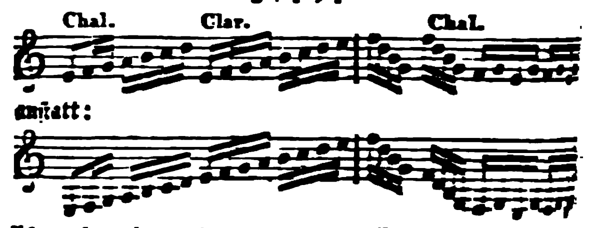
Eine neueste Vervollkommnung im Baue des Instrumentes hat neulich Janssen, Mitglied des Orchesters der Pariser Opéra-Comique, angebracht. Der bis jetzt üblichen Einrichtung der Klappen zu Folge, war es nicht wohl möglich, die Töne a und h, e und fis, h und cis, f und as, c̄ und es̄ in einander zu schleifen, weil es nicht wohl möglich ist, in demselben Augenblicke, wo man z. B. von c̄ zu es̄ den rechten kleinen Finger aufhebt, auch ganz gleichzeitig die es̄ Klappe mit eben diesem Finger nieder zu drücken; um diese Möglichkeit zu befördern, hat Janssen die betreffenden Klappen mit beweglichen Rollen (rouleaux) versehen, durch deren Hilfe der Finger leicht von einer Klappe weg und auf eine andere, ohne merklichen Zwischenraum, hingleiten kann. Die Einrichtung, dem ungewohnten Spieler anfänglich zwar etwas unbequem erscheinend, gewährt doch sehr bald große Erleichterung und hat auch bereits bei anderen Blasinstrumentisten Beifall gefunden, indem namentlich die Flötisten und Fagottisten sie auf ihre Instrumente angewendet haben. (revue musicale p. *Fetis*, Nr. 34, Vol. 2. Octbr. 1827. p. 218.) — Wie vortrefflich übrigens die Janssen'sche Vorrichtung auch seyn mag, so wird doch nicht zu übersehen seyn, daß das Zusammenschleifen der befraglichen Töne bereits durch die Iwan Müller'sche Einrichtung vollkommen möglich, und dadurch die Vorrichtung der beweglichen Rollen Janssen's unnöthig ist.

Der Tonumfang des Clarinetts erstreckt sich von e bis c (dreigestrichen),



also nächst durch vier Octaven; doch pflegt man die Töne, welche höher sind als c (dreigestrichen), nur von Soloisten zu fodern. Alle übrigen können ohne Anstand auch jedem Ripienisten vorgeschrieben werden; nur daß auf den hohen ... col-Clarinetten die höheren Töne an sich selbst minder leicht ansprechen als auf den Clarinetten g... Dimension.

Ins besondere pflegt man auf jedem Clarin... Reihe der Töne vom tiefsten e bis zum h̄ ausschl... das Chalumeau zu nennen, (vielleicht wegen des ... Maßen an die Schalmei erinnernden, etwas schna... Klanges der tiefsten Töne. —) — Das Wort Ch... meau (auch Cialumò) pflegt aber auch zuweilen ... Clarinettmusik beigeschrieben zu werden, um anz... daß die Noten um eine Oktave tiefer gespielt werd... len, als sie geschrieben sind, also in der tiefern ... des Instruments, und in diesem Sinne ist das ... Chalumeau dann gleichbedeutend mit all' ottava ... Sollen dann die Noten wieder gespielt werden, wi... geschrieben stehen, so wird das Wort loco, (... (luogo) bei, oder auch das Wort Clarino Clari... Clairon oder Solito gesetzt; z. B.



anstatt:

Über eine eigene Benutzung des Clarinetts im Orch..., s. den Art. Bässe. (Thl. VIII. S. 56.)

Über die Spielart des Clarinetts handeln meh... kannte Tonschulen, namentlich *Abraham*, — Mé... de clarinette, — Backofen Anweisung zur Clari... nebst Abhandlung über das Bassethorn, — *Bl*... nouvelle Méthode de clarinette, — *Demar* no... velle méthode; — Fröhlich Clarinettschule; *Lef*... Méthode, adoptée pour le conservatoire, (... teutsch bei André in Offenbach), *Michel* Méthode, — *Müller* (Iwan), Méthode pour la nouvelle clari... nette, — *Vanderhagen* nouvelle méthode pour l... clarinette moderne à 12 clefs, — *Woldemar* mé... thode u. a. m. (Gtfr. *Weber*.)

CLARIONA *Lagasc.* (Diss. ined., *Cand.* ... Ann. du Mus.). Eine Pflanzengattung aus der ... abtheilung der Perdicieen der natürlichen ... Compositae, und der zweiten Ordnung der ... schen Klasse, welche ihren Namen erhalten hat ... noch lebenden, französischen Botaniker Clarion. Der ... tungscharakter ist: ein dachziegelförmig-schuppiger, ... kenblättriger, gemeinschaftlicher Kelch; ein ... ter Fruchtbehälter; fast gleiche Blümchen, welche ... Außen strahlenförmig sind, nach Innen aber ... zusammengedrehte Fetzen haben; die haarige Samen... ist ungestielt und scharf anzufühlen. Die einzige ... Art dieser Gattung, Cl. magellanica *Cand.* (in ... nal. du Mus. Tom. XIX. t. 3. f. 2., Perdicium magell. *Forst.* in Comment. gotting., Perezia *Lag.* ... Amenid. natur. de las Españas). wächst an der ... gellhaen's-Straße, und ist ein niedriges, stängelloses, perennirendes Kraut mit leierförmig-gefiedertgetheilten

nerten Blättern, einblumigem, zottigem Blüthen- und weißlicher Blume. (*A.* u. *K. Sprengel.*)

LARISIA *R.* et *P.* (Flor. peruv.). Eine ngattung aus der Familie der Amentaceen und der Ordnung der 22. Linné'schen Klasse, welche Ruiz von so nannten nach Don Miguel Barnades y s, zu Ende des 18. Jahrh. Professor der Botanik drid, dem Sohne von Miguel Barnades, früher i den königlichen Fabriken zu San Fernando, spä- fessor in Madrid und Verf. der Principios de ca, Madr. 1767. 4. — Die Gattung Clarisia P. hat folgenden Charakter: die männliche Blüthe fadenförmiges Kätzchen mit einer Spiralfurche: je- schüppchen des Kätzchens birgt zwei Staubfäden; ibliche Blüthe besteht aus fünf bis sechs schildför- Schüppchen, und zwei Griffeln und setzt eine ein- Steinfrucht an. Die beiden bekannten Arten die- ttung sind Bäume und in Peru einheimisch: 1) cemosa *R.* et *P.* l. c. hat ablange, zugespitzte, e, liniirte Blätter, und traubenförmige, weibli- üthen, und wächst in den Urwäldern von Peru. biflora *R.* et *P.* l. c. mit umgekehrt eiförmigen, jten, geaderten Blättern, und zu zweien beisam- henden weiblichen Blüthen. In Peru, an den er Flüsse. — Außerdem hat Pedro Abat (in den rias acad. de Sevilla Tom. X, 1792) eine ngattung Clarisia genannt, welche mit der Gat- anredera *Juss.* zusammen fällt.

(*A.* u. *K. Sprengel.*)

arissinnen, s. Clara oben S. 351.

LARKE, 1) eine Grafsch. im nordamerik. State na, von Tombighi bewässert, 1820 mit 5839 Einw., er 2035 Sklaven, und dem Hauptorte Clarksville. Eine Grafsch. im nordamerik. Gebiete Arkansas den Seiten des Arkansas, 1820 mit 1250 Einw., er 178 Sklaven. In dieser Grafschaft liegt Br. 34° 285° 19'. die künftige Hauptstadt des werden- tats, Arkopolis, am Mississippi, nur erst aus ein äus. bestehend. — 3) Eine Grafsch. im nord- State Georgia an den Quellenflüssen der Alata- 1820 mit 8767 Einw., worunter 3461 Sklaven; auptort Watkinsville. — 4) Eine Grafsch. im Illinois am Wabash, 1820 mit 931 Einw.; der rt Sterling. — 5) Eine Grafschaft im Ohiothale tats Indiana, 1820 mit 8709 Einw.; der Haupt- arleston. — 6) Eine Grafsch. im State Kentucky ntucky, 1820 mit 11,449 Einw., worunter 5463 n; der Hauptort Winchester. — 7) Eine Graf- m State Ohio am Mad, 1820 mit 9533 Einw.; uptort Springfield. — 8) Auch führen den Na- larke verschiedene Flüsse im Gebiete der Union, als fluß der Susquehannah, des Ohio, des Yellows- nd der Columbia oder des Oregan, worunter der der im Felsengebirge entsteht und einen Theil des Oregan bewässert, der bedeutendste ist. (*Hassel.*)

LARKE, Clarks-Insel, ein Eiland von mäßi- öße zu der Furneauxgruppe an der Baßstraße be- und durch die Banksstraße von Vandiemensinsel, den Armstrongkanal von Cape Barreo geschieden. Es ist hoch und bewaldet; Flinders traf auf demselben ganze Herden von behaarten Robben. (*Hassel.*)

CLARKE, der Name mehrer durch Schriften rühm- lich bekannten engländischen Gelehrten, unter denen wir zuerst denjenigen Samuel Clarke auszeichnen, der am 11. Oktober 1675 zu Norwich geboren wurde, wo sein Vater Alderman war. Nachdem er die Freischule in sei- ner Vaterstadt besucht hatte, setzte er seit 1691 seine Studien in Cambridge fort, und mit welchem Erfolg er hier besonders Mathematik, Physik und Philosophie stu- dirte, beweist die neue lateinische Übersetzung von Ro- hault's (in französischer Sprache geschriebener) Physik, die er 1697 mit Anmerkungen heraus gab, von der schon 1718 eine vierte Auflage erschien, und die auch (von sei- nem Bruder John Clarke) ins Engländische übersetzt wur- de. Diese erste literarische Arbeit Clarke's trug sehr Viel dazu bei, die bisher eifrigst verfochtenen cartes'schen Leh- ren zu verdrängen, und den newtonschen Grundsätzen Ein- gang zu verschaffen. Nachdem er den theologischen Lehr- kursus vollendet hatte, kam er 1698 zu dem Bischof von Norwich John Moore, einem großen Gönner der Ge- lehrsamkeit und der Gelehrten, der ihn mehre Jahre als Kaplan bei sich behielt, und mit nicht gewöhnlicher Libe- ralität behandelte. Clarke fuhr nun fort, sich durch Schriften rühmlich bekannt zu machen, besonders durch seine Paraphrase der vier Evangelisten, nebst einigen kri- tischen Erläuterungen der schwersten Stellen (aus dem Engl. übers. von F. E. Wilmsen, Berl. 1763. 3. Bde. 4.), wovon das Original seit 1701 mehrmals gedruckt wurde. Mit nicht gemeiner Sprachkunde, Übung im Ausdrucke und feinem Gefühl, hat Clarke den Sinn der biblischen Schriftsteller fast überall richtig getroffen und deutlich ausgedrückt, nur ist er öfters zu weitschweifig. In den Jahren 1704 und 1705 wurde er berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Predigten zu halten. Er wählte zu seinem Gegenstande: das Wesen und die Eigenschaften Gottes, und im zweiten Jahre: die Beweise der natürli- chen und geoffenbarten Religion; zusammengedruckt (ohne das homiletische Gewand, in Form von Abhandlungen) unter dem Titel: Discourse concerning the being and attributes of God; the obligations of natural religion; and the truth of the christian revelation. Lond. 1706. 8. und seitdem sehr oft (lateinisch, Altd. 1713. 8. holländ. Leid. 1718. 8.; franz. von Rico- tier, Amst. 1721. 3. Bde 8., verm. Avignon 1756. 3 Bde 8. teutsch, Braunschw. 1756. 8.). Mit vielem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit sucht er das Da- seyn und die Eigenschaften Gottes auf eine ihm eigen- thümliche Art zu beweisen [1]), verbindet mehre meta- physische Beweise mit einander, und nimmt zugleich Rück- sicht auf die Systeme und Einwürfe des Spinoza, Hob- bes und Toland. Getadelt wurde, daß er die histori- schen Beweise zu wenig entwickelt habe. Die natürliche Religion setzt er (in der zuerst einzeln gedruckten Abhand- lung: Verity and certitude of natural and reveal-

1) Tiedemann's Geist d. spekulat. Philos. 6. Bd. 585 ff. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 6. Bd. 124.

[illegible]

[illegible] Collection of papers, which passed between the late learned Leibnitz and Dr. Clarke. [illegible]

[illegible]

subtilsten Dinge mit ungemeiner Deutlichkeit aus einander zu setzen. Und wie durch seinen Geist und seine Kenntnisse, so zeichnete er sich auch durch seinen Charakter und seine sittliche Denkart aus. Er war in hohem Grade religiös, menschenfreundlich, aufrichtig, bescheiden, gefällig, im Umgange angenehm, und selbst die orthodoxen Eiferer, welche ihn verkannten, mußten ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Königin Anna war geneigt, ihn zum Erzbischof von Canterbury zu erheben, aber der Bischof Gipson von London verhinderte es, indem er zu ihr sagte: „Madame, Clarke ist der gelehrteste und redlichste Mann in England, nur Schade, daß er kein Christ ist." Mit seltener Uneigennützigkeit schlug er nach Newtons Tode die ihm angebotene sehr einträgliche Stelle eines Münzdirektors aus, weil er sie seinem kirchlichen Charakter nicht angemessen hielt [6]).

Sein Bruder John Clarke, war in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Doktor der Theologie, erhielt eine Stelle unter den königlichen Kabinetspredigern, und wurde darauf Direktor des Gymnasiums zu Hull in Yorkshire. Er hat von Rohault's Physik, die sein Bruder ins Lateinische übersetzte, eine engländische Übersetzung veranstaltet, wider Wollaston, Shaftesbury, Bayle, die neuern Manichäer und andern Freidenker geschrieben, und eine oft gedruckte Einleitung in die Syntax der lateinischen Sprache herausgegeben [7]).

Ein Samuel Clarke, der 1623 zu Brackley in Northamptonshire geboren war und 1669 zu Oxford als Architypograph starb, ist als gelehrter Orientalist bekannt durch seinen Antheil an Waltons Polyglottenbibel, und eine Scientia metrica et rhythmica, seu tract. de prosodia arabica ex auctoribus probatissimis eruta. Oxon. 1661. 8. (bei Pococke's Ausgabe des Carmen Tograi) [8]).

Ein anderer Samuel Clarke, geboren zu Warwickshire 1599, war Prediger in London und starb 1682. Er war ein sehr geschätzter Prediger, und seine zahlreichen Schriften fanden nicht allein bei den Zeitgenossen Beifall, sondern werden zum Theil jetzt noch gebraucht: Lives of sundry eminent persones in this later age. Lond. 1683. fol. History of the life of Q. Elizabeth. Ib. 1682. 12. Medulla historiae ecclesiasticae; Martyrologium generale; Martyrologium anglicanum; Dictionarium anglicanum u. a. m. [9]).

Sein Sohn, ebenfalls Samuel, geboren 1626, war zu Cambridge, wo er studirte, Collegiat des Pembroke-Collegiums', verlor diese Stelle unter Cromwel, kam als presbyterianischer Prediger nach Grendon in der Grafschaft Buckingham, wurde 1662 durch einen Parlamentsschluß abgesetzt, und starb den 24 Febr. 1701. Er gab einige Schriften seines Vaters heraus, und verfaßte mehre eigene, die mit Beifall aufgenommen wurden, besonders sein: New Testament of J. Chr. with annotations. Lond. 1683. 4.; The holy Bible with annot. Ib. 1690. Concordance of the holy Bible. 12. u. a m. [10]).

Von Robert Clarke, einem englándischen Carthäuser, der in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, hat man ein Heldengedicht: Christiados, sive de passione domini libb. XVII. Brug. 1670; Aug. Vindel. 1708. 8. [11]).

John Clarke, zu Portsmouth in Newhampshire 1755 geboren, wurde 1778 Prediger der ersten Kirche zu Boston, und starb 1798 auf der Kanzel. Er war Mitglied der historischen Societät und der Akademie zu Boston, einer der Stifter der bostonschen Bibliothek, Correspondent der schwedischen Missionsgesellschaft und Mitglied der in Massachusetts zu gleichem Zwecke vereinigten. Außer Gelegenheitspredigten schrieb er An answer to the question, why are you a Christian, die in Boston und London mehrmals gedruckt wurde; Letters to a student at the University of (New) Cambridge, und nach seinem Tode erschien ein Band Sermons upon miscell. subjects, und Sermons to young men. Alle seine Schriften zeichnen sich durch innige Frömmigkeit und schöne Schreibart aus [12]). (*Baur.*)

CLARKE (Edward Daniel), der bekannte Reisende, wurde am 5. Junius zu Willingdon, in der Grafschaft Sussex, geboren. Sein Vater, Edward Cl., war ein sehr geachteter Prediger und mehre seiner Vorfahren hatten sich als Gelehrte ausgezeichnet. Nachdem er zu Uffield einige Jahre von dem früheren Lehrer seines Vaters, Gerison, unterrichtet war, kam er in seinem 10. Jahre in die damals unter der Leitung des Dr. Vicesimus Knox stehende lateinische Schule zu Tunbridge, indessen waren seine Fortschritte in den alten Sprachen sehr unbedeutend. Im J. 1786 wurde er durch die Verwendung des Dokt. Beadon, welches damals Master des Jesus-Collegiums zu Cambridge war und späterhin Bischof von Bath und Wells wurde, in dieses Collegium aufgenommen. Auch hier zeichnete er sich wenig aus. Mathematische Studien, welche damals vorzugsweise den Weg zu Ehrenstellen im Collegium bahnten, waren seiner Neigung nicht angemessen; in der Philologie waren seine Vorkenntnisse sehr unbedeutend und die damalige Einrichtung des Collegiums munterte wenig zu denselben auf. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit Geschichte, Numismatik und schönen Wissenschaften, besonders englándischen Poesie; auch Mineralogie und die übrigen Theile

6) *Sykes* elog. of *S. Clarke* in the present state of the republik of Letters. 1729. Vol. IV. 52. Französ. im Mercure de France Nov. 1729. p. 2567. *Hoadley* account of the life of Cl. bei dessen Sermons, auch bei der teutschen Übers. ders. *Whiston* memoirs of the life etc. Lond. 1730. 8. Bibl. britann. T. III. 414. Lebensbeschr. aus der brit. Biogr. 7. Bd. 383. Der britische Plutarch 5. Bd. 235. Mém. de *Niceron* T. XXXV. 346; nach der teutsch. Übers. Bd. 22. S. 227. *Chaufepié* Dict. 7) Adelungs Zusätze zum Jöcher. 8) *Wood* Athenae Oxon. Biogr. univ. T. VIII. (Zu näherer Bekanntschaft mit dem obgedachten Werke über arab. Prosodie führt die Rec. von Ewald's neuer Schrift über diesen Gegenstand in der allgem. Lit.-Zeit. 1827. No. 216—18. *H.*) 9) Sein Leben, von ihm selbst beschrieben, bei den Lives etc. *Witte* diar. biograph. *Wood* l. c. Catal. biblioth. Bunav. T. I. Vol. II. 1163. Biogr. univ.

10) *Grangers* biogr. hist. Baumgarten's Nachr. von einer hall. Bibl. 7. Bd. 120. Adelung a. a. O. 11) Adelung a. a. O. 12) A biographical dictionary of the first — literary men in New-England, by *J. Eliot.* Salem, 1809. 8. Hall. Lit.-Ztg. 1813. Jul. S. 452.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

rekop, Cherson und Nikolajef nach Odessa, von wo sie die Reise nach Konstantinopel am 31. Oktober 1800 antraten. Bei Ineada, wo die Brigantine einige Tage anhielt, entdeckte er mehre neue Pflanzen, von welchen er einen Rubus zu Ehren seines Begleiters Rubus Crippsii nannte [6]). Am 23. November kam er zu Konstantinopel an, besuchte das Serail und den Harem des Großherrn und nahm von hier seinen Weg nach der Ebene von Troja (März 1801). Nachdem er Rhodos und mehre andere griechische Inseln besucht hatte, reiste er nach Ägypten, von hier über St. Jean d'Acre nach Jerusalem, worauf er wieder nach Ägypten zurück kehrte. Im September 1802 verließ er dieses, wanderte durch einen großen Theil von Griechenland und kam im Januar 1802 wieder in Konstantinopel an. Von hier gingen Beide in Begleitung des damals nach Paris reisenden türkischen Gesandten über Bukarest, durch die Wallachei, über Temeswar und Schemnitz nach Wien, von dort über München, Augsburg und Strasburg nach Paris. Nachdem sie hier bis zum September 1802 geblieben waren, kehrten Beide nach England zurück, wo sie im Oktober ankamen.

Nach ihrer Ankunft in England beschäftigte er sich zunächst mit der Ordnung seiner Sammlungen. Vor seiner Abreise aus Konstantinopel hatte er mehr als 70, Cripps nahe an 80 Kisten nach England geschickt. Unter allen mitgebrachten Schätzen gab er der Statue der eleusinischen Ceres den ersten Rang; diese Bildsäule, welche durch die Gunst des engländischen Ministeriums zollfrei eingegangen war, wurde am 1. Julius 1803 in der Vorhalle zur öffentlichen Bibliothek zu Cambridge aufgestellt und die Namen Clarke und Cripps auf das Piedestal geschrieben. Bald darauf erschien Clarke's Abhandlung Testimonies of different authors respecting the Colossal Statue of Ceres [7]). Im Winter eben desselben Jahres wurde Clarke zum Doktor der Rechte, Cripps zum Magister Artium ernannt; um dieser Auszeichnung noch einen höhern Werth zu geben, wurden die Kosten von Clarke's Promotion ganz aus der Universitätskasse bestritten. Seine nächste Untersuchung betraf den gegenwärtig im britischen Museum befindlichen Sarkophag, welchen Cl. nur mit vieler Mühe aus den Händen der Franzosen rettete. Seine 1805 erschienene Abhandlung: the Tomb of Alexander, erhielt den Beifall ausgezeichneter Philologen.

Clarke ließ sich im Decbr. 1805 von seinem alten Freunde, dem Bischofe von Bath und Wells ordiniren; bald erhielt er das dem Jesus-Kollegium gehörige Vicariat zu Harlton und nun (25. März 1806) heirathete er Angelica Rush.

Außer der Bearbeitung seiner Reise nahmen mineralogische Untersuchungen seine Zeit vorzugsweise in Anspruch. Während auf dem Kontinente die Fortschritte der Oryktognosie sehr groß gewesen waren, hatte man in England um diese Wissenschaft sich fast gar nicht bekümmert. Cl., welcher auf seinen Reisen ein sehr reichhaltiges Mineralienkabinet gesammelt hatte, wollte die Liebe der Engländer für Mineralogie aufregen und er beschloß daher, zu Cambridge Vorlesungen über diese Wissenschaft zu halten. Bereitwillig räumte der Professor der Botanik einen Theil der Gebäude im botanischen Garten zur Aufstellung der Sammlungen ein und der ältere (Woodwardsche) Professor der Mineralogie, welcher sich vorzugsweise mit Geognosie beschäftigte, foderte ihn dringend zu Vorlesungen über Oryktognosie auf. Nachdem Cl. seine Synopsis of the mineral kingdom herausgegeben hatte, eröffnete er seine Vorlesungen am 17. März 1807. Glänzend war der Beifall, welchen er erhielt; Folge davon war, daß ihm zu Ehren eine eigene Professur der Oryktognosie errichtet wurde.

Nachdem Porson und mehre andere Philologen, die von ihm auf seiner Reise gesammelten Handschriften untersucht hatten, wurden dieselben im J. 1809 von den Curatoren der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford für 1000 Pfund gekauft. Seine griechischen Münzen überließ er 1810 an Payne Knight. In eben diesem Jahre erschien der erste Band seiner Travels, der zweite 1812, der dritte 1814, der vierte 18.., der fünfte 1816; von dem sechsten erschienen vor seinem Tode nur 12 Kapitel, das Übrige wurde von seinem Freunde Robert Walpole, welcher auch zu den früheren Bänden manche schätzbare Beiträge gegeben hatte, vollendet [8]). Im J. 1817, wo er zum Unterbibliothekar in Cambridge ernannt war, beschäftigte er sich sehr anhaltend mit Untersuchung von Mineralien in der Flamme des Knallgasgebläses; die meisten seiner Beobachtungen erschienen in den Annals of philosophy [9]). Sehr eifrig war er bei der Stiftung der Philosophical Society zu Cambridge und mehre Abhandlungen erschienen von ihm in den Schriften dieser Gesellschaft [10]).

Schon seit der Rückkehr von seiner großen Reise, war Clarke's Gesundheit nicht fest; späterhin griffen ihn seine Vorlesungen so an, daß er am Schlusse derselben

zum zweiten Bande seiner Reise ein Verzeichniß der von ihm in der Krimm gefundenen Pflanzen. Eine Vergleichung mit dem älteren von Pallas in den nordischen Beiträgen (VI.) zeigt eine Menge, welche in jenem Kataloge fehlen. 6) Er gibt die Charakteristik desselben Travels II, 413. Eine Aufzählung der von ihm an verschiedenen Stellen seiner Travels zuerst beschriebenen Pflanzen würde hier überflüssig seyn. 7) Auch C's Greek Marbles, Cambridge 1809. Die Bewohner jener Gegend hielten diese Statue noch in großer Verehrung und sie glaubten, daß in der Achtung derselben der Grund zu der Fruchtbarkeit ihrer Felder liege. Deßhalb häuften sie den für ihre Äcker bestimmten Dünger um dieselben auf und Clarke fand diese Bildsäule bis zum Boden in einem Kothhaufen versteckt. *Clarke's* Travels VI, 600.

8) Die Ausgabe, welche ich bei Bearbeitung dieses Artikels benutzt habe, führt den Titel: *Travels* in various Countries of Europe, Asia and Afrika by E. D. Clarke, L. L. D. 4th Ed. London 1816—1818. 8 Bände. 8. Vor dem ersten Bande steht ein Bildniß des Vf. Außer dem Journale befinden sich in dem Anhange zu jedem Bande manche spezielle Untersuchungen, so über die Wasser-Verbindungen von Rußland, eine Flora der Krimm, ein Verzeichniß der in Ägypten, Palästina und Griechenland gefundenen Pflanzen, meteorologische Beobachtungen u. s. w. 9) Annals of philosophy VIII, 313. 357. IX, 89. 162. 194. 326. X, 373. Diese Schmelzversuche gab er 1819 in einer eigenen Schrift heraus. Mehre antiquarische und geologische Aufsätze erschienen von ihm in den Annals of philos. IX, 395. N. S. VII, 73. 10) Transactions of the Cambrigde philosophical Society I, 53. 193. 209.

gewöhnlich unpäßlich wurde. Im Herbste 1821 ward er nach einer Krankheit seiner Frau und dreier von seinen Kindern sichtlich schwächer; zwar konnte er sehr bald wieder einige chemische Arbeiten beginnen, indessen Untersuchungen über Schwefelwasserstoffgas, welche er allen Bitten und Warnungen seiner Freunde ungeachtet fortsetzte, raubten ihm fast alle Kräfte. In der Mitte des Febr. 1822 ward er bettlägerig. Seine letzte Abhandlung über die beste Methode Kadmium aus Zinkblech zu erhalten, ist vom 6. Februar [11]); wenige Tage darauf verloren sich seine Geisteskräfte. Er starb am 9. März 1822 und wurde in der Kapelle des Jesus-Kollegiums begraben. Er hinterließ außer seiner Witwe 7 Kinder (5 Söhne und 2 Töchter) von welchen das älteste bei seinem Tode noch nicht 13 Jahr alt war [12]). (*L. F. Kämtz.*)

CLARKE (Heinr. Jakob Wilh.), Herzog von Feltre, Marschall und Pair von Frankreich, mehr bekannt durch diplomatische als militärische Dienste, die er mit gleichem Eifer dem Wohlfahrtsausschusse des Konvents und dem Direktorium, wie später dem Kaiser Napoleon und den zurückgekehrten Bourbons leistete, aus einer irländischen Familie abstammend, wurde am 17. Okt. 1765 zu Landrecies geboren. Jung verwaiset, kam er 1781 in die Militärschule zu Paris, trat aber bereits im folgenden Jahre in Dienst, nahm Theil an den ersten Feldzügen der Revolution, und wurde 1793 nach der Schlacht bei Landau zum Brigade-General ernannt. Einige Zeit nachher diente er bei der Rheinarmee, und wurde bald Stabschef bei derselben, 1795 jedoch als verdächtig abgesetzt und eingesperrt. Nach wiederum erlangter Freiheit, zog er sich auf kurze Zeit nach dem Elsaß zurück. Noch im Jahr 1795 wurde er von Carnot, der damals als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses die Militäroperationen leitete, als Chef des topographischen Bureau angestellt, und zu Ende desselben Jahres, nachdem er vorher zum Divisionsgeneral ernannt worden, vom Direktorium mit geheimen Aufträgen nach Wien, später aber nach Italien gesendet, um Bonaparte'n Aufträge zu überbringen. Zugleich hatte er es übernommen, B. zu beobachten. Bald aber verständigten sich Beide, so daß Cl. nur Berichte absendete, die der General gelesen hatte. Nach der Einnahme Venedigs (Mai 1797), nahm Cl. Theil an der Untersuchung der Papiere des dort verhafteten Grafen d'Entraigues. Nach dem 18. Fruct., der Carnot zur Flucht nöthigte, wurde zwar Cl. zurück berufen, von Bonaparte jedoch bis zur Unterzeichnung des Traktats von Campo formio (am 17. Okt. 1797) zurück behalten. Erst jetzt ging er, auf wiederholten Ruf, nach Paris. Hier lebte er zuerst in voller Ungnade, ohne Anstellung; doch wurde er vom Direktorium später zu Verhandlungen mit dem Könige von Sardinien gebraucht, die einen Allianztraktat zur Folge hatten. Nach dem 18. Brumaire stellte Bonaparte ihn nicht nur wiederum als Chef des topographischen Bureau an, sondern schickte ihn auch als außerordentlichen Kommandanten nach [illegible]neville, bei Eröffnung des dasigen Kongresses, und [illegible] der Unterzeichnung des Friedens mit Rußland (am [illegible] Okt. 1801) nach Lille, um dort die Freilassung [illegible] Heimsendung der kriegsgefangenen Russen zu bewirken. Nachdem er hierauf drei Jahre als Geschäftsträger bei dem zum Könige von Etrurien ernannten [illegible] von Parma zugebracht hatte, wurde er zum [illegible] und Kabinetssekretär des Kaisers für die Kriegs- [illegible] Marineangelegenheiten und in dem Feldzuge gegen [illegible]reich zu Ende 1805, in welchem er den Kaiser [illegible] zum Gouvernur von Wien und Großoffizier der [illegible]gion ernannt. Nach dem preßburger Frieden [illegible] am 20. Jul. 1806 mit dem russischen Minister [illegible] einen Vertrag ab, der jedoch in Petersburg nicht [illegible]cirt wurde; und am 5. Aug. 1807 entwarf er, mit [illegible] Yarmouth die Präliminarien eines Vertrags mit Groß[illegible]britannien, den Fox's Tod vereitelte. Während [illegible] Besetzung der preußischen Länder ward Clarke Gouverneur zuerst in Erfurt, dann in Berlin. Nach der [illegible]kehr übernahm er am 13. Aug. 1807 das Kriegsministerium, vorzüglich darauf bedacht, den Engländern [illegible]den. Ihre unglückliche Unternehmung gegen [illegible] verschaffte Cl., der unterdessen auch zum Grafen v. [illegible] ernannt war, den Titel eines Herzogs v. Feltre [illegible] große Band der Ehrenlegion *). Bei der [illegible] unglücklichen Feldzugs in Rußland zu Paris [illegible]nen Malletschen Verschwörung schien Cl., der [illegible] diplomatischen als kriegerischen Unternehmungen [illegible] war, alle Geistesgegenwart verloren zu haben. [illegible]haupt erlosch mit Napoleon's Sterne auch [illegible] Im Vertrauen auf dessen Glück, hatte er die [illegible]gungsanstalten des Reichs nur zu sehr vernachlässigt; [illegible] fiel in die Hände der Feinde und Cl. stimmte [illegible] dern ehemaligen Schützlingen Napoleons für [illegible]setzung. Er wurde vom Könige (am 4. Jun. 1814) [illegible] französischen Pair ernannt; doch blieb er ohne [illegible] bis zu Napoleons Landung bei Cannes. Auf die [illegible]richt von dessen Triumpheinzuge in Lyon, wurde Cl. [illegible] Soult's Stelle zum Kriegsminister ernannt. Auch [illegible] er dem Könige nach Gent, und wurde von diesem, [illegible]dem er für ihn eine Sendung an den Prinzen [illegible] von Großbritannien übernommen hatte, zu [illegible] J. 1815 von neuem zur Verwaltung des [illegible]riums an die Stelle von Gouvion St. Cyr [illegible] sen Maßregeln er durch Bildung einer neuen [illegible] entgegen wirkte, daß er scharfen Tadel gegen [illegible] Daher legte er zu Ende d. J. 1817 diesen Posten [illegible] (den Gouvion St. Cyr von Neuem antrat), und [illegible] zum Marschall des Reichs und Gouverneur der 15. [illegible]litärdivision ernannt. Doch genoß er diese Ruhe [illegible] lange; er starb bereits am 28. Okt. 1818 **). [illegible]

11) Annals of Philos. N. S. III, 195. 12) Über sein Leben, vgl. *Otter's* Life and Remains of Edw. Dan. Clarke, aus welchem E. W. B. in den Annals of Philos. N. S. VIII, 401—419 einen vollständigen Auszug gegeben hat, welcher bei der obigen Arbeit zum Grunde gelegt wurde.

*) Diese Ehrenbezeigungen hatten ihn, behauptet man, [illegible]nebelt, daß er sich für einen Nachkommen der Plantagenets [illegible]klärte; Napoleon bestrafte ihn dafür hart genug, indem er [illegible] vielen Anwesenden sagte: „Sie haben mir ja nie etwas von [illegible] Ansprüchen auf den engländischen Thron gesagt; man [illegible] geltend machen." **) S. außer einigen Zeitschriften [illegible] d. Contemp. T. IV. Die gehässige Partheilichkeit des franz[illegible] Biographen hat der Verf. des obigen Art. zu beseitigen [illegible]

CLARONISSI, eine Gruppe von mehren geringen Inseln vor dem Busen von Lepanto oder Baliabadra mit wenigem Wasser, aber Baumwolle und Oliven; nur die in der Mitte liegende Insel ist bewohnt, die übrigen sind bloße Scoglien. Sie gehört zur ionischen Insel Cephalonia. (*Hassel.*)

CLARUS (Julius), geb. d. 6. Januar 1525 zu Alessandria in der Lombardei, Mitglied des hohen Raths in Mailand, berühmt durch seine Absicht, alle in der Praxis angenommenen Rechtssätze in eine Sammlung zu bringen, von welcher jedoch nur das Volumen, in quo omnium criminalium materia sub receptis sententiis copiosissime tractatur, und die Abtheilungen de feudis, de testamentis, de donationibus et jure emphyteutico erschienen sind. Er starb zu Carthagena 1575. 13. April. — Seine Werke, die gegenwärtig nur noch von wenigem Gebrauche sind, erschienen, edente *Jo. Fichardo.* Francof. ad Moen. 1572. fol. und ein Nachdruck zu Lyon. 1661. Fol. (*Spangenberg.*)

CLARY und ALDRINGEN. Bernhard Clary, ein Florentiner, soll am 29. Januar 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat in Böhmen erhalten haben: den Beweis darüber wissen wir indessen nicht beizubringen. Franz Clary oder Clario de Riva, wahrscheinlich aus Welsch-Tirol, wurde 1641 vom Kaiser Ferdinand III. baronisirt, nachdem er, durch Ankauf mehrer confiscirter Güter (Dobriczan, im saatzer Kreise, erkauft am 20. Sept. 1623 um 41,304 Schock, 23 Groschen, Horaticz, nämlichen Kreises, erk. um 39,418 Schock, 57 Gr.) bedeutendes Grundeigenthum in Böhmen erworben. Sein Sohn Hieronymus, der von der Pike bis zum General-Major gedient, erwarb die gräfliche Würde, begründete aber noch außerdem, durch seine Vermählung mit Anna, des berühmten kais. Feldmarschalls Altringer Schwester, die Größe seines Hauses. Denn Anna wurde, da ihre beiden andern Brüder im geistlichen Stande lebten, des Feldmarschalls alleinige Erbin, und brachte solcher Gestalt nicht nur die große Herrschaft Teplitz, in dem leutmeritzer Kreise, die Altringer aus der Confiscation der Wilhelm Kinsky'schen Güter, um 94,477 Fl. erstanden hatte, sondern auch ein sehr großes bares Vermögen (800,000 Kronen, in den Banken von Venedig und Genua niedergelegt) an ihre Nachkommenschaft, die durch kais. Privilegium vom J. 1635 berechtigt wurde, dem angebornen Geschlechtsnamen den Altringerischen beizufügen. Des Hieronymus Sohn, Johann Markus Georg, Graf (seit dem 16. Junius 1680) von Clary und Aldringen, † 4. April 1700, k. k. Geheimerath und vieljähriger Gesandter an dem kursächsischen Hofe, wurde, in zwei Ehen, Vater von vier Söhnen. Der jüngste Philipp, kön. böhmischer Appellationsrath, und seit 1739 k. k. Geheimerath, † 20. August 1744 besaß die Herrschaft Kostenblat, Leutmeritzer, und die Güter Leneschitz, Saatzer Kreises und Posden, Rakonitzer mit Ausnahme von Posden, die er auf seine Tochter, Marie Anne verehelichte Freiin Desfin, vererbte. Der zweitgeborne, Johann Georg Raphael, wurde mit Dobriczan abgefunden, und der Ahnherr der noch blühenden gräflichen Linie in Dobriczan, in welcher vornehmlich der Graf Leopold Kaspar, geb. 2. Januar 1726, † 23. Nov. 1800, Anfangs, und zwar 1754, böhmischer Appellationsrath, dann kön. böhmischer Hofkommissär, darauf Burggraf zu Eger, 1770 Kammerpräsident zu Hermannstadt, 1772 Oberst-Landrichter in Mähren, 1776 Vicekanzler der vereinigten Hofstelle in Wien, von 1780 — 1796 Präsident der obersten Justizstelle, Stats- und Conferenzminister, auch, von 1800 an, Präsident der Gesetzgebungskommission, zu bemerken *).

Franz Karl, des Johann Georg Markus ältester Sohn, besaß, in Folge älterlicher Disposition, die Herrschaft Teplitz als ein Seniorat, erkaufte 1710 von den Grafen von Sternberg die Herrschaft Kraupen, leutmeritzer Kreises, um 32,000 Fl. und starb den 20. Januar 1751, nachdem er durch Disposition vom J. 1750, das bisherige Seniorat Teplitz, sammt Kraupen, in ein Majorat, damals auf 400,000 Fl. gewürdigt, verwandelt. Dessen dritter Sohn, Franz Wenzel, geb. 8. März 1706, k. k. wirkl. Geheimerath und Oberst-Hof- und Landjägermeister, auch Inhaber des Majorats Teplitz und der Herrschaft Binsdorf, leutmeritzer Kreises, ward am 2. Februar 1767 vom Kaiser Joseph II. in des h. r. R. Fürstenstand erhoben, und starb den 21. Junius 1788, aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Hohenzollern einen Sohn, den heutigen Fürsten, hinterlassend. — Joseph Sebastian, des Fürsten Franz Wenzel ältester Bruder, geb. 20. Januar 1698, k. k. Kämmerer und oberöstreichischer Regirungsrath, lebte in Tirol, war mit einer Tirolerin, einer Gräfin Kinigl, verheirathet, und starb den 2. Februar 1748; sein ältester Sohn, Johann Nepomucenus Franz Borgias, Pfandinhaber der Herrschaften St. Petersberg, im Innthale, und Neuburg, im Breisgau, 1778, und zwar Letzterer unvermählt, während des Grafen Johann Sebastian zweiter Sohn, Karl Ignaz, in seiner Ehe mit der Gräfin Marie Antonie von Fünfkirchen, der Erbin der Herrschaft Neu-Fistritz, im taborer Kreise von Böhmen, nur eine Tochter erzeugte. Karl Ignaz, k. k. Geheimerath und Kämmerer, Oberst-Münz- und Bergmeister, Landes-Administrationspräsident in Temeswar, zuletzt Gubernialrath in Böhmen, starb den 5. Junius 1791; das Gut Jetzichowitz, berauner Kreises, hatte er einige Jahre früher, an den Fürsten von Lobkowitz verkauft. — Des Grafen Franz Karl zweiter Sohn, Johann Anton, Unterjägermeister in Böhmen und kurbairischer Kämmerer, geb. 23. Junius 1702, † 24. Mai 1743, war mit der Gräfin Marie Josephe von Trautmannsdorf, Frau auf Obrzistwy, kaurzimer Kreises, verheirathet, und durch sie Vater von zwei Söhnen, von denen indessen nur der jüngere, Philipp, geb. 1742, †

---

*) Der Stat verlor in ihm einen einsichtsvollen, edeln und patriotischen Diener, der sich durch seine humane Gesinnung die Liebe Aller erwarb, die ihn kannten. Mit welchem Erfolge er sich den Wissenschaften gewidmet habe, zeigt sein Plutarchus redivivus's. comparatio virorum illustrium, Plutarchi methodo scripta. Vindob. 1755. fol.; Ed. II. auctior, novaque inedita versione germanica ipsius auctoris ornata. Ib. 1765. fol. Das Werk enthält eine Vergleichung des M. Ulpius Trajanus und Rudolphs von Habsburg mit 444 kritischen Anmerkungen. (Vgl. Hübners genealog. Tabellen 990. Fortsetz. d. allgem. histor. [Fritschischen] Lex. 1. Bd. de Luca's gel. Östreich. 1. Bd. 1. St. 58 — 72.) (*Baur.*)

[illegible]

Indeß war der Unterfeldherr Dillius Vocula an die Spitze der Legionen am Rheine getreten. Er sah das Ungewitter, das ihn bedrohte, herauf steigen: aber zu schwach, und in seiner eignen Lage zu unsicher, es mit Nachdruck zu beschwören, mußte er sich begnügen, der Verstellung eine gleiche Verstellung entgegen zu setzen und, unter dem Scheine des Vertrauens, sich der Häupter der Verschwörung zu bemächtigen. Er eilte nach Köln: doch auch Classicus und Tutor standen sorgsam auf ihrer Hut und lagerten sich mit ihren Truppen jetzt zum ersten Male abgesondert von den Legionen; während sie zu gleicher Zeit in die Gegend von Veterum, wie zu Erkundung des Feindes, vorauszogen, aber schlau diese Nähe benutzten, um sich mit den germanischen Stämmen über ihre Entwürfe zu verständigen. Vocula, von den Seinigen abstehend, konnte, indem er sich nach Novesium zurück wandte, seinem Unmuth dennoch nicht so ganz gebieten, daß er nicht in kühne Drohungen gegen sie ausgebrochen wäre. Immer jedoch hoben diese Vorgänge den Schein des freundschaftlichen Vernehmens nicht auf, das zwischen den beiderseitigen, nur zwei Millien von einander entfernten Lagern bestand; und bei den Galliern wurden die dort häufig einsprechenden Centurionen und Legionarier auf das geflissenste bearbeitet, um zu einem, unter römischer Kriegszucht bis dahin noch nie erhörten Verbrechen vermocht und, als gesammtes Heer, einem fremden Volke eidespflichtig zu werden, indem sie zugleich, als erstes Unterpfand dieses Verraths, den Mord oder die Fesselung ihrer Anführer gelobten. Vergeblich strebte Vocula, eine sichre Flucht verschmähend, diesen schmachvollen Übertritt der Seinen durch eine an ihre Ehre und Treue gerichtete Mahnung voll des edelsten Römersinns zu hindern. Indem noch die Gemüther schwankten und der Heerführer durch seine nächste Umgebung gehindert ward, sich selbst den Tod zu geben, fiel bereits Ämilius Longinus, von Classicus gesandt, über seinen verrathenen Feldherrn meuchlerisch her; während die beiden Legaten sich in Banden gelegt sahen, Classicus aber, mit allen Auszeichnungen eines römischen Imperators umgeben, zum Lager einzog und die Legionen dem neuen gallischen Reiche den Treueid schwören ließ.

Mit lähmendem Schreck wirkte dieß Ereigniß auf alle römische Posten längs am Rhein; und Classicus und Tutor säumte nicht, sich mit Macht auf sie zu werfen, selbst Köln zu berennen und die Einwohner, so wie die Besatzung, zu einem gleichen Eide zu nöthigen. Zu gleicher Zeit erklärten sie sich öffentlich für Civilis Sache, der ihren Beistand benutzte, aber mit überlegenem Genie seine Selbständigkeit gegen sie zu behaupten wußte und dabei auf die Unterstützung der Germanen zu rechnen hatte. Wir sehen daher auch beide trevirische Feldherrn fortan nicht nur in seinem Interesse handeln, sondern auch sich gelegentlich seiner Heerführung unterordnen. Sein Glück im Felde hielt auch, so lange es währte, ihr kühnes Beginnen aufrecht, bis der römische Feldherr Cerealis, mit neuen Verstärkungen und in Vespasians Namen, in diesen Gegenden auftrat und jene eben so große, als Gefahr drohende Bewegung, wiewol erst nach harten und von abwechselndem Glück begleiteten Kämpfen unterdrückte (vgl. den Art. Civilis oben S. 332).

Der Aufstand des Classicus und seine ersten überraschenden Erfolge hatten indessen in allen gallischen Provinzen bis an die Marne und Seine alle Gemüther für die neue geträumte Freiheit entflammt. Von Ehrgeiz trunken, ließ Sabinus alle Zeichen der römischen Oberherrschaft herabwerfen und sich selbst zum Cäsar ausrufen; ward jedoch von den treu gebliebenen Sequanern alsbald dergestalt bedrängt, daß er seine persönliche Rettung nur in dem ausgesprengten Gerücht von seinem Tode fand und, treu unterstützt von seiner Gemahlin 9 Jahre in dem Dunkel einer Höhle verlebte. So ward denn zwar der Ausbruch einer kriegerischen Fehde in Gallien noch gehemmt: doch hinderte dieß nicht, daß von allen Seiten her sich Abgeordnete bei den Römern (zu Rheims) einfanden, um in einem Augenblick, wo Alles auf der Wage zu stehen schien, einen gemeinsamen Beschluß über Krieg oder Frieden zu fassen. Mit glühendem Eifer drang hier der Trevirer Tullius Valentinus auf die Ergreifung der Waffen; und wie bedächtig auch Jul. Auspex die Mißlichkeit eines solchen Unternehmens entwickeln und zur Beibehaltung des gegenwärtigen ruhigen Zustandes der Dinge rathen mochte, so fand er zwar bei der Mehrheit den verdienten Beifall, konnte aber dennoch Valentinus nicht bewegen, seinen Landsleuten am Rhein und an der Mosel ähnliche Gesinnungen einzuflößen. Valentinus büßte bald darauf seinen Starrsinn durch eine schimpfliche Niederlage bei Rigodulum, worin er selbst in Cerealis Hände gerieth. Dieß hatte zugleich die Folge, daß auch die Legionen, welche zu den Galliern übergetreten waren, den Abgrund erkennend, an welchem sie schwankten, sich reuig und beschämt bei dem römischen Oberfeldherrn wieder einstellten und von ihm mit schonender Nachsicht in sein Lager aufgenommen wurden.

Keine kühnen Anstrengungen, welche Classicus mit Civilis vereint sich geben mochte, so wie keine errungenen augenblicklichen Vortheile, konnten nunmehr verhindern, daß nicht Cerealis mit immer entschiedenem Übergewicht der Kräfte auf sie drückte. Nach einer solcher Gestalt erlittenen harten Niederlage am Unterrhein trennte sich Classicus von seinem Freunde, der sich in die batavische Insel zurück zog, und ging mit einem Gefolge von 113 der Angesehensten seiner Landsleute über den Strom, um sich neue bedeutsame Bundesgenossen unter den germanischen Stämmen zu werben. Dieß kriegerische Aufgebot gelang auch in dem Maße, daß ein gleichzeitiger, vierfacher Angriff auf die römischen Besatzungen in der Nähe von Arenacum (Arnheim) mit Civilis verabredet werden konnte, den jedoch der Muth ihrer Gegner überall mit Verlust zurück wies. Classicus selbst vermochte sich nur mit Mühe auf einem Nachen über den Strom zurück zu retten und verschwindet, von diesem Augenblick an, aus der Geschichte; während Civilis, auch seiner Seits immer härter bedrängt, sich beeilte, seinen Frieden mit den Römern zu machen *). (*Haken.*)

CLASSICUS (Caecilius), stammte aus Hispania Bätica und stand auch dieser Provinz, unter Domitians Regirung, als Prokonsul vor, nachdem er früher ein

*) *Tacit.* H. II, 15. IV, 54—79. V, 14—26.

ähnliches Amt in der Provinz Afrika verwaltet hatte. In beiden aber waren seine räuberischen Erpressungen so ohne alles Maß gewesen und hatten die öffentliche Meinung der Gestalt empört, daß in den glücklicheren Zeiten, welche bald darauf unter Trajans Herrschaft eintraten, der jüngere Plinius, im Namen und auf Betrieb der ausgeplünderten Hispanier, es sich zum Verdienst anrechnete, als öffentlicher Ankläger wider ihn vor Gericht aufzutreten. Schuldbewußt kam Classicus seiner Verurtheilung, noch vor dem begonnenen Verhör, entweder zufällig oder freiwillig, durch einen jedenfalls schändlichen Tod zuvor. Dieß hinderte gleichwol nicht, daß gegen seine untergeordneten Genossen mit gerechter Strenge verfahren und mehrjährige Verbannung gegen sie ausgesprochen wurde. Seine Witwe Casta, sein Schwiegersohn Clavius Fuscus und seine Tochter, obgleich Letztere einer besondern Anklage der Provinzialen unterlag, wurden frei gesprochen. Auch ward dieser Tochter das volle Vermögen ihres Vaters, welches er bereits vor seiner Sendung nach Hispanien besessen hatte, zuerkannt, von dem Rest aber eine Entschädigung für die, amtlich von ihm Geplünderten ermittelt. Unter einer früheren Regirung wäre Beides, der rechtmäßige, wie der unrechtmäßige Erwerb, nur zu wahrscheinlich dem kaiserlichen Schatz verfallen geblieben †). (*Haken.*)

CLASSISCH (klassisch), ein Ausdruck von verschiedener, engerer und weiterer Bedeutung, der durch kein anderes teutsches Wort vollkommen ersetzt werden kann, und deßhalb mit desto größerem Rechte als eingebürgert betrachtet wird, da die Form des Wortes der teutschen Sprache analog gebildet ist. Die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung desselben muß aus der Verfassung des römischen States erklärt werden. Nach der vom Servius Tullius, dem Vermögensstande gemäß eingeführten Vertheilung aller Bürger in sechs Klassen, wurden diejenigen, die zu der ersten und reichsten gehörten, die, zu Folge ihrer Vertheilung, über alle andern Klassen zusammen genommen das Übergewicht hatte, vorzugsweise classici; die der übrigen infra classem, und die der letzten Klasse endlich proletarii genannt [1]). In dem hievon abgeleiteten Gebrauche bezieht sich daher der Ausdruck classisch nicht bloß im Allgemeinen auf einen gewissen Vorzug und Vorrang, sondern zugleich auf ein Gewicht des Ansehns, das in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben kann. In diesem Sinne ist ein testis classicus gleichbedeutend mit locuples [2]), und in der ersten Stelle eines Alten, wo der Ausdruck auf Schriftsteller übergetragen wird, ist der scriptor classicus auf die bestimmteste Weise mit den römischen comitia centuriata in Beziehung gedacht [3]); so wie auf gleiche Weise Cicero Philosophen von geringem Ansehn und Wichtigkeit in diejenige [illegible] verweist, die unmittelbar vor den proletarii und [illegible] voraus geht [4]). In dieser abgeleiteten Bedeutung [illegible]ner Ausdruck erst bei den neuen Latinisten in gewöhnlichen Gebrauch gekommen, und dann in alle [illegible] Sprachen aufgenommen worden. Da die ganze [illegible] Bildung von dem Studium der griechischen und [illegible]schen Schriftsteller und ihrer Nachahmung ausge[illegible] ist, wobei Rücksicht auf die Sprache das Erste und [illegible]tigste schien: so hat sich der Begriff des Classisch[illegible] vorzüglich an den Ausdruck in den alten Sp[illegible], hauptsächlich der römischen geknüpft; und ist [illegible] überhaupt auf dasjenige übergetragen worden, wa[illegible] Vorgange der für musterhaft anerkannten Werke [illegible] gebildet ist. Aus demselben Grunde wird durch cla[illegible]sches Alterthum ausschließend das griechische [illegible]mische, und durch classische Literatur die [illegible] Masse der Schriftsteller bezeichnet, die unter beiden [illegible]kern in allen Fächern bis auf die Zeiten des Verfall[illegible] Sprache aufgetreten sind. Die Vorzüge aber, die [illegible] in einem Theile dieser Schriftsteller fand, und in [illegible] Meisten zu finden glaubte; Vorzüge, die man [illegible] den Werken der bildenden Kunst und dem ganzen [illegible] der Alten antrifft, führten bald dazu, die Ausdrücke cl[illegible]sisch und Classicität in einer höhern Bedeutung [illegible] solchen Werken des Geistes zu gebrauchen, die sich [illegible] Schönheit der Form auszeichnen, und sie also [illegible]lich mit der Art der Darstellung verbunden zu denken, [illegible] welcher sich Angemessenheit, Ebenmaß, Harmonie [illegible] Richtigkeit auf eine ausgezeichnete Weise vereinigen [5]). [illegible] höchste Stufe der Classicität gebührt solchen Wer[illegible], [illegible] denen sich Fülle des Inhaltes mit vollendeter Form, [illegible]diegenheit und Tiefe der Gedanken mit dem [illegible] und angemessensten Ausdrucke verbindet; wo der [illegible] des Ganzen, das Gleichgewicht der Theile gegen [illegible]der, und die sorgfältigste Ausbildung des Einzelnen [illegible]

†) *Plin.* Sec. Epp. III, 4. 9.

1) *Gellius* VII, 13. *Classici* dicebantur non omnes, qui in classibus erant, sed primae tantum classis homines, qui CIↃCXXV aeris ampliusve censi erant. *Infra classem* autem appellabantur secundae classis caeterarumque omnium classium, qui minore summa aeris censebantur. 2) *Festus*: *classici testes*, qui censu aliquo sunt et fide digni. 3) *Cornelius Fronto* beim *Gellius* XIX, 8, sagt, in Beziehung auf den Gebrauch der Wörter quadriga und harenae: quando [illegible] erit otium, quaerite, an *quadrigam* et *harenas* dixerit e [illegible]horte illa duntaxat antiquiore vel oratorum aliquis vel [illegible]tarum, id est., *classicus* assiduusque (i. e. locuples) [illegible] scriptor, non proletarius. 4) *Cicero* Academ. Qu. [illegible] 73. qui mihi cum illo (Democrito) collati, [illegible] videntur. 5) Die Eigenthümlichkeit der alten [illegible] dert Herder, ob er sich gleich dieses Ausdruckes [illegible] dient, am richtigsten in der achten Samml. der [illegible] Humanität (Werke zur Liter. VII. S. 341.): In der Composition der Alten hat Alles Zweck, Plan und Ordnung. [illegible] am unrechten Ort; Nichts ist müßig und unschicklich [illegible] und im Ganzen herrscht, wo es irgend seyn kann, lebendige Darstellung und Handlung. Die griechische Sprache z. B. ist [illegible] Bildung der Worte an bis zum Bau ihrer Sylbenmaße und [illegible]rioden ein Muster des Wohlklangs, der Zusammenfügung, [illegible] Bedeutsamkeit und Grazie des Ausdrucks; die lateinische [illegible] eifert ihr nach. Wie in Statuen und Gebäuden die Kunst der [illegible]ten Einfalt und Würde, Bedeutung und Anmuth zu [illegible] wußte: so vereinigen es die Meisterwerke ihrer Sprache. [illegible] Homer und Pindar, im Herodot, Plato, Cicero, Livius und [illegible]raz diese Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur [illegible] des Ganzen weder zu finden, noch anschaulich zu machen [illegible] ist des Geistes, in dem sie arbeiteten und dachten, nicht [illegible] worden. In wenige Werke der Neuern hat sich dieser [illegible] Geist ergossen; wo er erscheint, macht er ein Werk seiner [illegible] nach unsterblich."

bildungskraft lebendig anregt und die Foderungen des
hmackes befriedigt. Der Sinn für Classicität in
r edelsten Bedeutung war vorzüglich den Hellenen ei-
. Schon in den homerischen Gedichten ist die Archi-
nik des Ganzen — mag es nun das Werk eines
gen hervorragenden Geistes, oder mehrer seyn —
t bewundernswürdig, und ist von den besten Köpfen
Alterthums erkannt worden 6), und seine Sprache
t, obgleich der grammatischen Correktheit erman-
d, wurde für classisch, und in der epischen Gattung
Muster erkannt. Auf gleicher Höhe sehen wir in ei-
spätern Zeit die Tragödien des Sophokles, die an
artigem Aufbau und kunstvoller Vollendung der in-
und äußern Form vielleicht das vollkommenste Bei-
von Classicität sind, was die Geschichte der Dicht-
aufzuweisen hat. Aber auch solchen Werken, die
t Inhalte nach nicht in das Gebiet der Einbil-
skraft fallen, gaben die Griechen oft eine classische
t; wie sich z. B. in Platon's Dialogen der tiefsin-
Inhalt in der schönsten Gestalt entwickelt; und in
Werken der Redner die logische Beweisführung durch
Ebenmaß der Theile, kunstvolle Gliederung und das
, Alles umhüllende Gewand der blühenden Sprache
um Kunstwerk gestaltet. Es erhellt hieraus, daß Cor-
heit keineswegs gleichbedeutend mit Classicität,
aber ein Bestandtheil derselben ist; indem jene ohne
iden und schöpferischen Geist Statt findet; so wie
er andern Seite der reichsten Fülle des Geistes und
Phantasie, die zur Classicität erfoderlichen Eigenschaf-
hlen können. Bei dem Gegensatze der klassischen
er romantischen Poesie, wird vorzüglich auf die
eit der Form in der Architektonik Rücksicht genom-
nach welcher jene erstere strebt; während die letz-
ich von dem strengen Gesetze der Eurhythmie entbin-
und sich dem oft launenhaften Zuge der Phantasie
es Gefühls überläßt. Eine allzu weite Bedeutung
nan dem Ausdrucke, wenn man Werke, die ohne
uch auf Schönheit der Darstellung zu machen, nur
liche Belehrung in einer Wissenschaft zum Zwecke
, klassisch in dieser Wissenschaft nennt, in-
nan damit nichts weiter als einen vorzüglichen Grad
üte und Brauchbarkeit bezeichnen will. In einem
ngen Sinne, und seiner ursprünglichen Entstehung
unangemessen haben ihn diejenigen gefaßt, welche
lassische Schriftsteller für solche erklärten,
den Schulklassen gebraucht und gelesen wer-
, was mit der wahren und eigentlichen Bedeu-
ur in sofern in Übereinstimmung gebracht werden
, als für den Schulgebrauch eben die musterhafte-
er alten Schriftsteller ausgewählt zu werden pfle-
Nicht viel richtiger ist es, wenn man um der Kürze
die sämmtlichen Schriftsteller des heidnischen Al-

terthums unter dem Namen der Classiker zusammen faßt; in welchem Sinne man Sammlungen von Classikern gemacht hat, die ohne Wahl Alles enthalten, was in griechischer und lateinischer Sprache geschrieben ist, und nicht dem christlichen Kirchenthume angehört. So nützlich dieses für den gelehrten Gebrauch ist, so müssen doch die, welche durch das Studium der Alten nach Bildung streben, aus der großen Masse diejenigen auszuscheiden wissen, die sich durch classische Vortrefflichkeit auszeichnen. Eine solche Sonderung unter den hellenischen Schriftstellern unternahm zuerst Aristarchus und der byzantinische Aristophanes, indem sie in jeder Gattung eine kleine Zahl von solchen ausschieden, die, ihrem Urtheile nach, des Lesens vorzüglich würdig wären; aber keinen ihrer Zeitgenossen in diesen ihren Kanon aufnahmen 8). Was sie hiebei für Grundsätze befolgten, ist unbekannt. Aber das Ansehn jener Männer war für die folgenden Zeiten von einem solchen Gewichte, daß es, mit wenigen Ausnahmen, im Ganzen immer befolgt wurde; so daß man bald aufhörte, diejenigen Schriftsteller abzuschreiben, die von dem Tribunale der alexandrinischen Grammatiker verworfen worden waren 9). Auf ähnliche Weise ließ Augustus bei der Anlegung der palatinischen Bibliothek durch Gelehrte entscheiden, wer als classisch darin aufgenommen zu werden verdiene 10). Wie nun in dem Alterthume gewisse Perioden sich durch eine vorzügliche Fruchtbarkeit musterhafter Werke auszeichneten, und deßhalb vorzugsweise classische Zeiten genannt werden; wie unter den Griechen das Zeitalter des Perikles; unter den Römern die letzten Zeiten der Republik und die Regirung Augustus: so rühmt sich auch in dem modernen Europa fast jede Nation einer Periode, in welcher sie klassische Schriftsteller hervorgebracht habe. So gilt den Italienern das 15. Jahrh. oder das Zeitalter Lorenzo's von Medicis; den Spaniern das 16te, den Franzosen das 17te (Siècle de Louis XIV), für die klassische Zeit, deren Schriftsteller von Kritikern der strengen Observanz, aber nicht ohne heftigen Widerspruch, als Muster und Kanon des guten Geschmackes und vorzüglich der Sprachrichtigkeit aufgestellt zu werden pflegen. So nützlich dieses für die Beförderung einer Allgemeinheit des Geschmackes ist, welcher ohne anerkannte Muster einer beständigen leichtsinnigen Schwankung ausgesetzt ist: so nachtheilig kann es für die Fortschritte der Sprachbildung werden, wenn die Bestre-

G. G. Lange Versuch, die poetische Einheit der Iliade
mmen. S. 9 ff. 7) So Adelung in der ersten Aus-
nes teutschen Wörterbuches, und die Franzosen nicht sel-
. B. *Sabatier* Dictionaire de Litérature: *Classique*.
se dit des auteurs, qu'on explique dans les collèges.
ampe Wörterbuch der Verteutschung fremder Ausdrücke.

8) *Quintilian.* Inst. Or. I, 4. 3. bedient sich hiebei der Ausdrücke in ordinem redigere und als Gegensatz eximere numero, die von *Wouverius* de Polymath. c. XVI. unrichtig verstanden, von *Ruhnken.* in Hist. crit. Orat. gr. p. XCVI. erklärt werden. Daß Aristarchus und Aristophanes dieses Geschäft hauptsächlich trieben, sagt ebenfalls *Quintilian.* X, 1. 53. Kallimachos hinterließ auch einen *πίναξ τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων*. Vid. Fragm. *Callim.* a *Bentl.* collecta p. 469. 9) *Wolf.* Prolegg. ad Homer. p. CXC. unus ille delectus classicorum scriptorum et in quoque genere principum, quem libro Xmo Quintilianus et quodammodo tota antiquitas sequitur, omnium saeculorum studia et librariorum manus direxit ad id, quod optimum erat in infinita copia. absque illo delectu esset, profecto nos non haec monumenta antiquioris Graeciae, et haud scio an minus praestantia haberemus. 10) *Wouver.* de Polym. c. 15. p. 132.

bungen des Geistes durch festgesetzte Schranken gehemmt werden. Meist ist eine Nation, wenn sie anfängt, sich aus der Barbarei zu erheben, sehr eilig, solche Schranken aufzustellen, indem sie diejenigen Werke, die sich den Beifall der eben vergangenen Zeit durch diese oder jene glänzende oder täuschende Eigenschaft gewonnen haben, ohne Weiteres als classisch anpreist, die dann meist nach kurzer Zeit andern weichen müssen; wodurch es bald dahin kommt, daß weniger der Geschmack als die Auctorität über die Classicität entscheidet, und daher wol gewisse Werke auf Treu' und Glauben classisch genannt werden, aber, vernachlässigt und ungelesen, keinen Einfluß auf die Bildung des Geschmackes und die Befestigung der Sprache ausüben. (*F. Jacobs.*)

CLASTIDIUM, ein befestigter Ort in dem cisalpinischen Gallien und zwar in dem Gebiet der Ananen, zwischen dem Po und der Trebia. Die Alten bezeichnen diesen Ort bald als vicus, bald als πόλις; schon vor dem zweiten punischen Krieg war er in römische Botmäßigkeit gefallen. Jetzt sucht man den Ort in der Nähe des heutigen Carteggio unweit des Po *). (*Bähr.*)

CLATERNA (*Κλατέρνα*), auch Claternum aber nicht Cliternum, ein befestigter Ort in dem cispadanischen Theile Galliens zwischen Bononia (Bologna) und Forum Cornelii (Imola) gelegen, auch von den Alten öfters genannt, in den Zeiten der Völkerwanderung aber gänzlich zerstört, so daß bloß noch in dem Namen des vorbeiströmenden Flüßchen Quaderna eine Spur desselben sich erhalten †). (*Bähr.*)

CLATHRUS *Michel.* gen. Eine Gewächsgattung aus der Unterabtheilung der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze, und der 24. Linné'schen Klasse, welche den Übergang von den Schwämmen zu den Bauchpilzen bildet u. folgenden Charakter hat: der Knopf besteht aus einem Gitter von gebogenen Bälkchen, und ist mit einer Hülle versehen; die Schlauchschicht zerfließt. Die drei Arten, welche diese Gattung ausmachen, wachsen auf der Erde, sind giftig und stinken: 1) Cl. cancellatus *L.* Syst. veg., ein umgekehrt-eiförmiger, ungestielter, rother Schwamm mit Bälkchen, die in schiefer Richtung zusammen stoßen. Wächst in Italien und im südlichen Frankreich (Cl. ruber *Michel.* gen. t. 93., Cl. volvaceus *Bull. Champ.* t. 441.). 2) Cl. columnatus *Bosc.* (im Berl. Mag. B. V. T. 5. f. 5.), ein ablanger, rother Schwamm mit vier aufrechten, an der Spitze verbundenen Bälkchen. In Karolina u. Westindien. Cl. triscapus *Fries* Syst. mycol. (Laternea triscapa *Turp. Champ.* f. 2.) ist eine Abart hievon. 3) Cl. Mokusin *Spr.* Syst. veg. (Phallus Mokusin *L.* suppl., Lysurus Mokusin *Fries* Syst. myc.), ein gestielter, rother Schwamm mit fünf an der Spitze freien Bälkchen. Wächst in China auf den Wurzeln der Maulbeerbäume, wo er besonders nach warmen Gewitterregen erscheint, binnen zwölf Stunden vollkommen [illegible] sen ist, und dann wieder verschwindet. Dieser Schwamm wird von den Chinesen bald als Mittel gegen [illegible] ge Geschwüre gepriesen, bald als giftig [illegible] nach anderen Nachrichten soll er auch gegessen werden; Abbild. in Nov. Comm. Petrop. XIX. t. 5. (*A.* u. *K. Sprengel.*)

CLATRA, eine Göttin der Römer, die über die Gitter wachte, und mit dem Apollo auf dem [illegible] schen Hügel einen Tempel hatte *). [illegible]

CLAUBERG (Johann), geboren zu Solingen im Herzogthum Berg [1]) den 24. Febr. 1622. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, nächst in Köln, und sodann zwei Jahre lang am Gymnasium zu Meurs bis 1639. Nun bezog er das akademische Gymnasium zu Bremen, wo er mit philosophischen und theologischen Studien 5 Jahre lang sich beschäftigte, auch in der Metaphysik Privatunterricht gab, und die von ihm selbst entworfenen Anfangsgründe dieser Wissenschaft seinen jungen Freunden mittheilte. Von Bremen wandte er sich nach Groningen, wo er zwei Jahre lang die Vorlesungen der Theologen Heinrich Alting, Samuel Maresius, Abdias Widmar und Matthias Pasor, so wie des [illegible] Martin Schoockius. Vornehmlich aber wurde der [illegible] tige Professor der Geschichte und der griechischen Sprache Tobias Andreä, sein Gönner und Freund. Dieser ermunterte ihn, mit der damals noch neuen cartesianischen Philosophie sich bekannt zu machen, was er auch mit dem besten Erfolge that. In dem ihm ertheilten akademischen Zeugnisse wird namentlich der öffentlichen Disputation über den Unterschied der Theologie von andern Wissenschaften, so wie seiner von den ersten Professoren eingesehenen und gebilligten Synopsis philosophiae primae mit großem Ruhme gedacht. Clauberg unternahm hierauf eine gelehrte Reise nach Frankreich und England. Ein ganzes Jahr verweilte er zu Saumür, um die dortigen berühmten Lehrer, Ludwig Capellus, Moses Amyraldus, und Josua Placäus zu hören. In Paris lernte er die angesehensten Theologen und Philosophen sowol der katholischen als der reformirten Kirche kennen. — Nach einem kurzen Aufenthalte in England, kehrte er wieder zu seinem Freunde Andreä zurück. Dieser nahm ihn mit [illegible] auf und hatte auch großen Antheil an seiner Berufung nach Herborn, wohin er 1649 zum ordentlichen Professor der Philosophie und zum außerordentlichen der Theologie berufen wurde. Um sich aber vorher in der cartesianischen Philosophie noch mehr zu befestigen, ging er auf Anrathen seines Freundes noch einige Zeit nach Leiden, um den Joh. de Raey zu hören, welcher nach Cartesius eigenem Zeugnisse das System desselben gut vortrug. Zugleich besuchte Cl. auch die Vorlesungen der dortigen Gottesgelehrten, des ältern Spanheim und des Abraham Heidanus. In Herborn [illegible]

*) Vgl. *Cluverii* Ital. antiq. p. 80. Mannert Geograph. d. Griechen u. Römer IX. Bd. Abth. 1. S. 201.

†) S. *Cic.* Philipp. VIII, 2. ad Divers. XII, 5. §. 5. *Cluverii* Ital. antiq. p. 288. Mannert Geograph. d. Griechen und Römer IX, 1. S. 229.

*) *Ruf.* Descr. Romae Reg. VI.

1) Nicht zu Crautres 1625, wie es in W. T. Krug's Handwörterbuch d. philosoph. Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. 1. Bd. (1827) S. 404. heißt.

t ausnehmendem Beifalle; hiedurch, so wie durch
ufsehen, welches die von ihm zuerst in Teutschland
rägene Philosophie des Cartesius machte, wurde in-
en der Neid seiner Kollegen, Joh. Heinius,
der Theologie, u. Cyriacus Lentulus, Lehrers
hilosophie erregt. Sie brachten es dahin, daß im
1651 in einer akademischen Conferenz der Beschluß
: wurde: den beiden cartesianischen Philosophen
berg und Wittich) sollte simpliciter geschrieben
n: daß, wofern sie nicht bei der alten peripateti-
Philosophie bleiben wollten, sie hiemit ihren Ab-
haben sollten. Diese Verdrießlichkeiten bewogen
dem Rufe als Prof. der Theologie und Philosophie
ie zu errichtende Universität Duisburg zu folgen.
vor der feierlichen Eröffnung dieser neuen Lehran-
ielt er Vorlesungen in D. und versah zugleich eins-
i die Geschäfte eines Rektor Magnificus; welches
er auch im Jahre der Einweihung gedachter Hoch-
1655 (wo er vom Prof. Heinrich von Diest
Deventer zum Doktor der Theologie, und von Ni-
us Theodor Armiger, einem zur reformirten
: übergetretenen Guardian der Franziskaner zu Duis-
zum Doktor der Philosophie creirt wurde), verwal-
Durch Vorlesungen und Schriften wurde sein Ruhm
r weiter verbreitet. Im J. 1660 erhielt er einen
n das akademische Gymnasium zu Nimwegen, wel-
er jedoch ablehnte. Bereits am 31. Jan. 1665
er nach einem kurzen Krankenlager im 43. Lebens-
Seine Grabstätte in der S. Salvatorskirche zu
burg neben der des berühmten Gerhard Merca-
dessen Ururenkelin Clauberg zur Gattin gehabt, ziert
Denkmal mit dem Bildnisse des Vollendeten und ei-
assenden lateinischen Inschrift. Mit mehren der be-
testen Gelehrten seiner Zeit, namentlich den Freunden
artesianischen Philosophie in Teutschland, den Nie-
nden und Frankreich stand er in Verbindung und
wechsel. Cartesius selbst empfahl die Schriften
erg's vor Andern wegen ihrer Ordnung und leich-
Methode. Leibnitz [2]), dieser große Kenner des
sophischen Geistes, ertheilt ihm das Lob einer grö-
Deutlichkeit und systematischen Anordnung der Ge-
n, als er bei Des Cartes selbst bemerkt habe [3]).
kann mit Tiedemann [4]) hinzu fügen, daß er
bloßer Nachbeter, sondern Selbstdenker und Erwei-
mancher Sätze ist; hätte er nicht zu festes Ver-
n in die cartesianische Philosophie gesetzt — er würde
ch tiefern Einsichten gelangt seyn. Die allgemeine
sophie, nicht nur mit diesem, sondern auch mit dem
en Ontosophie und Ontologie von ihm zuerst
:, verdankt ihm das Meiste, nicht nur durch ihre
tere und richtigere Absonderung von den übrigen
en der Metaphysik; sondern auch durch Aufhellung
er Begriffe: z. B. des Dings, des Gedankendings,
des Etwas, der Substanz, des Wesens, der Dauer, der metaphysischen Wahrheit. W. G. Tennemann [5]) stimmt mit diesem Urtheil im Wesentlichen überein. „Gelehrsamkeit — sagt er von Cl. — Deutlichkeit und Ordnung des Vortrags wurden an ihm besonders gelobt. Alle seine Schriften beschäftigen sich mit der cartesianischen Philosophie und er trug zu ihrer schnellern Ausbreitung durch die Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen der neuen und scholastischen Philosophie nicht wenig bei. Das System selbst, wovon Cartesius nur einige Grundlinien gezogen hatte, führte er weiter aus; bestritt auch einige Gegner, als den Cyriacus Lentulus und den Maresius." — Eine Sammlung seiner philosophischen Schriften hat Joh. Theodor Schalbruch, aus Duisburg, Rector des Gymnasiums zu Amsterdam, veranstaltet unter dem Titel: J. Cl. Opera omnia philosophica; ante quidem separatim, nunc vero conjunctim edita, multis partibus auctiora et emendatiora. Quibus accessere praeter indicem locupletissimum opuscula quaedam nova, nunquam antehac edita — Amstelod. 1691. gr. 4. — Ungleich weniger hat Clauberg als Theolog geleistet. Auch hier wendete er die cartesianische Philosophie, jedoch mit Bescheidenheit und Mäßigung, an. In den theologischen Abhandlungen, welche man von ihm hat [6]), ist die ihm eigne Deutlichkeit und Ordnung unverkennbar; so wie sein redlicher Wunsch und Eifer, nach dem Vorgange des J. Coccejus, den Inbegriff der christlichen Lehre auf einfache Sätze, mit Abschneidung aller subtilen Nebenfragen, zurück zu führen. Von der Exegese wird selten Gebrauch gemacht; übrigens sucht er die einzelen Dogmen des kirchlichen Systems z. B. von der Trinität, von der Identität des künftigen auferweckten Körpers mit unserm jetzigen u. dgl. mit der Philosophie in Übereinstimmung zu bringen, und durch manche, oft ganz unpassende, Vergleichungen zu erläutern. — Einen weit vorzüglichern Rang behauptet Cl. in der Reihe derjenigen Gelehrten, welche mit Erforschung der teutschen Sprache sich beschäftigt haben. Man stößt in seinen Schriften, selbst denen theologischen Inhalts gelegentlich auf schätzbare Sprachbemerkungen und Erläuterungen der Abstammung einzeler teutscher Wörter und Redensarten; sein Schediasma de arte etymologica Teutonum a philosophiae fontibus derivata (zuerst erschienen. Duisb. 1663. 8.) ließ Leibnitz in seine Collectanea etymologica aufnehmen. Ein von ihm hinterlassenes Manuscript de caussis linguae germanicae, wofür Leibnitz, Namens des Kurfürsten von Hanover und nachmaligen Königes Georg I., den Clauberg'schen Kindern die sehr ansehnliche Summe von 4000 Kronen geboten haben soll, brachte der duisburg'sche Professor H. C. Hennnin an sich; nach dessen Tode es mit seiner Bibliothek zu Utrecht öffentlich verkauft und vom Prof. Burmann

Eben dieser Leibnitz erzählt, Clauberg habe behauptet:
e den modus, die Natur der Sele auszusprechen, wolle
er nicht anzeigen. Oft sei er über seinem Denken in eine
ffase gerathen, und in einer solchen gestorben. Otium Ha-
num p. 146. §. 15. 3) *Brucker* hist. crit. Philos. T.
II. p. 261. 4) Geist der speculativen Philosophie. Bd.
153.

5) Geschichte der Philosophie Bd. X. S. 299. 300.
6) Theologorum Academiae Duisburgensis *Joannis Claubergi* et *Martini Hundii* disputationes selectae, quibus controversiae fidei adversus omnis generis adversarios, praecipue Socinianos et Pontificios, speciatim novos Methodistas Veronianos explicantur, et non paucae in Ecclesia recens motae quaestiones enodantur. Duisb. 1664. 4.

erstanden wurde *). J. G. Eccard soll eine Abschrift derselben erhalten haben. — So achtungswerth Clauberg als Gelehrter war; so liebenswürdig war er als Mensch. In seinen Vorlesungen bewies er Fleiß, Deutlichkeit, Gründlichkeit; gegen seine Schüler, die ihn als einen Vater verehrten und liebten, war er leutselig und mittheilend; im Umgange einfach, ernst, aufrichtig und friedliebend. Frömmigkeit, Mäßigung, Sanftmuth, Wohlwollen waren die Hauptzüge seines Charakters. Sein Leben (von Hennin nach Hundius) und Bildniß finden sich vor der oben angeführten Ausgabe seiner sämmtlichen philosophischen Werke. (*Beckhaus.*)

Claucene *Burm.*, s. Murraya *L.*

CLAUD (S.), Marktflecken im Bez. Confolens des französ. Dep. Charente am Son, hat 1860 Einw. und treibt auf seinen 12monatlichen Märkten einen starken Viehhandel. (*Hassel.*)

CLAUDE (S.), die Hauptstadt eines Bezirks im französis. Dep. Jura, welcher auf 18⁷² QMeilen in 5 Kantonen und 114 Gemeinden 48,667 Einw. zählt. Sie liegt 46° 20′ Br. 23° 35′ L. in einer von 3 Bergen eingeschlossenen Gegend am Zusammenflusse der Bienne und des Ison, ist ummauert, und nach dem großen Brande von 1799, wenn schon nicht regelmäßig, doch gut gebauet, hat 1 Pfarrkirche, die zugleich die Kathedrale ist, 1 Hospital, 510 Häuser und 3657 Einwohner, welche viele Drechslerwaren, Leder, Nagel, Stecknadeln verfertigen, 1 ansehnliche Kattunmanufaktur und 1 Papiermühle haben, und mit ihren Fabrikaten und den Produkten der Gegend einen direkten Handel nach Teutschland und der Schweiz treiben. Es gibt hier angesehene Handelshäuser, und die Stadt gilt für die industriöseste des ganzen Hochburgunds. Sie ist seit 1819 von Neuem der Sitz eines Bischofs und hat 1 Handelsgericht. Angenehme Promenaden begleiten die Wege, die nach Besançon führen; auch sieht man in der Nähe eine kleine Kaskade, schöne Marmorbrüche und eine Ochergrube. (*Hassel.*) — Das Städtchen verdankt Ursprung und Namen einem Kloster, welches der h. Romanus (28. Februar) um das Jahr 430 auf dieser Stätte, die damals Condat hieß, gründete. Der Heilige führte in seinem Kloster die Regel Cassians, des frommen Abtes von St. Victor zu Marseille ein, erkaufte in der Nähe drei andere Klöster, und starb um das J. 460. Sein dritter Nachfolger, der h. Eugendus (1. Jänner), gab dem Kloster eine durchaus veränderte Einrichtung. Er schaffte Cassians, meistens den morgenländischen Ordensstiftern entlehnte Regel ab, ließ die einzelen Zellen abreißen, um alle Mönche ohne Unterschied in ein gemeinsames Dormitorium zu vereinigen, untersagte jedes persönliche Eigenthum, und errichtete eine Klosterschule, in welcher der h. Viventiolus, der nachmalige Erzbischof von Lyon, lehrte. Eugendus (Oyan), starb 510, und wurde in dem Kloster begraben, das seitdem, ihm zu Ehren, monasterium S. Eugendi, St. Oyan, hieß. Der sechste Abt, der h. Olympius, muß als der Gründer des Städtchens betrachtet werden, indem er zuerst, um die [...] Jahrh., durch Verleihung von Klostergründen [...] munterte, sich um das Kloster anzusiedeln; [...] ger, der h. Sapientius, erbauete die St. [...] pelle, um der werdenden Kolonie zur Pfarr[...] nen. Der zwölfte Abt, der h. Claudius, z[...] schof von Besançon, erwarb sich um St. [...] ster, in welchem er 696 beigesetzt wurde, [...] ben so ausgezeichnete Verdienste, leuchtete [...] Tode mit so herrlichen Wunderwerken, daß [...] allmälig von dem 12. Jahrh. an, seinen N[...] ren begann *). In dem 8. Jahrh. war di[...] vielfältige Schenkungen, und besonders du[...] schreitenden Anbau der anstoßenden, gränze[...] niß, so bedeutend geworden, daß König P[...] anlaßt sah, ihr das Münzrecht zu verleihen, [...] welches, nach Mabillon, bisher noch keinem [...] liehen worden. Wie wichtig überhaupt St[...] reits geworden, geht auch aus dem 817 zu[...] fertigten Denombrement hervor; denn dari[...] selbe zu den Klöstern, welche dem Könige [...] daten und Subsidien zu liefern haben, also [...] stern ersten Ranges gezählt. Mit dem Anf[...] Jahrh., mußten die Sitzungen und Vorschr[...] Abtes Eugendus der Regel des h. Benedikts [...] wollten es die Capitularien der Könige, und [...] der Nationalconcilien. Im 13. Jahrh. bilde[...] mit den übrigen Klöstern der Lyoner Provin[...] Congregation in dem Benediktinerorden, in [...] tel, nach einer Bulle von Papst Innocenti[...] J. 1252, der Abt von St. Claude den [...] Die Abtei war demnach, vom 9. Jahrhund[...] mehr das Haupt einer Congregation, währe[...] als das Haupt eines Ordens betrachtet we[...] indem sie ihre eigene Regel, und eine gro[...] ihr abhängiger Klöster, oder so genannter P[...] In einer Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom [...] rin er alle Besitzungen und Rechte der Abt[...] werden dieser Priorate 32 gezählt. Unter d[...] der Fürsten aus dem Hause Burgund, wur[...] das Münzrecht, unter den östreichschen Fürs[...] Wahl des Abtes genommen. Der erste Com[...] Peter IV. de la Baume-Montrevel, ern[...] †. 4. Mai 1544; er war zugleich Erzbischof [...] çon, Bischof von Genf, Abt von U. L. F. [...] rol, von S. Just zu Susa, von Moustie[...] Unter seinen Nachfolgern befinden sich fünf [...] Bye, von 1546 — 1636, Don Juan d'[...] 1679, u. s. w.

Das geschlossene Gebiet der Abtei war [...] Lieues lang, 5, 6 bis 7 Lieues breit, und in [...] zeiten geschützt durch die Klöster zu St. Claud[...] Moirans, Château-des-Prés, la Tour-du-Château-blanc. In diesem ganzen Bezirk[...]

*) Bibliotheca Bremens. Cl. III. fasc. III. p. 518. der Amsterdamer Ausgabe in der Note.

*) S. Cl., dessen Gebeine im J. 1794 verbrannt [...] mehre Biographen gefunden; Chiflet ließ in den [...] unterm 6. Jun. Illus[...] Claud. drucken; auch schri[...] ben Bogu[...] u. Don Fr. Coqueli[...] dann [...]

die strengste Leibeigenschaft (strenger doch in der Theorie, als in der Praxis), bis beinahe in die Zeiten der französischen Revolution, und Voltaire selbst fand es nicht unter seiner Würde, die Abtei darum nach seiner Weise zu bekriegen. — Der Abt, Ehrendomherr zu Lyon, seit dem J. 1271, hatte 128 Beneficien zu vergeben, auch das Recht zu adeln, zu legitimiren und zu begnadigen; sein Großrichter, an den von allen Untergerichten des Stiftgebietes appellirt wurde, erkannte in allen den Fällen, die vor die königlichen Richter der Provinz gehörten, und stand einzig unter dem Parlement von Besançon.

Im J. 1742 den 22. Januar, wurde die bisherige Abtei St. Cl., die dem heiligen Stuhle unmittelbar unterworfen gewesen, von Papst Benedict XIV. in ein Bisthum verwandelt, und der Convent säcularisirt. Diese Veränderung war nothwendig geworden, da die 24 (früher 36) adeligen Mönche, die sämmtlich ihre 16 Ahnen beweisen mußten, seit Anfang des 19ten Jahrh. allmälig die ganze Klosterzucht abgeworfen, den gemeinsamen Tisch aufgehoben, einzelne Häuser bezogen, und aus der Conventual-Mensa (die Herrschaften Lonchaumois, Les Rousses und Mourbier, dann einige Dörfer der Herrschaft Moirans) abgesonderte Präbenden gemacht, sich mithin weltlichen Chorherren beinahe gleich gestellt hatten. Dem neuen Bisthum wurden 84 Pfarren und 23 Filiale, überhaupt der ganze Theil der Franche-comté, der zu dem Sprengel von Lyon gehört hatte, unterworfen. Der Bischof, Suffragan von Lyon berechnete sein Einkommen zu 34,000 Livres, und war an dem römischen Hofe zu 1500 L. angesetzt **). (*v. Stramberg.*)

CLAUDE, (Jean), ein berühmter reformirter Gottesgelehrter, geboren 1619 zu Sauvetat in der Landschaft Agenois, wo sein Vater Prediger war. Von diesem vorbereitet, studirte er zu Montauban, wurde 1645 Prediger zu la Treyne und St. Afrika, und kam von da nach Nismes, wo die Hugenotten eine höhere Lehranstalt hatten, und wo er sich um die Bildung junger Theologen sehr verdient machte. Von der Gemeinde zu Charenton 1666 berufen, setzte er seine Beschäftigungen daselbst fort, bis ihn 1685 die Aufhebung des Edicts von Nantes zwang, nach Holland zu flüchten. Der Prinz Wilhelm von Oranien bestimmte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt, er starb aber schon am 13. Januar 1687, tief betrauert von seinen Glaubensgenossen, um die er sich vielfach verdient gemacht hatte. Er war nämlich der angesehenste, gelehrteste und beredteste Gottesgelehrte der französisch-reformirten Kirche seiner Zeit, und gleichsam die Seele derselben, ihr einsichtsvollster Vertheidiger gegen ungerechte Unterdrückung, und ihr freimüthiger Vertreter am französischen Hofe. Von seinem Scharfsinn, seiner Gewandtheit im Disputiren, und seiner Geschicklichkeit, die wahren Absichten seiner Gegner zu enthüllen, zeugen seine Streitschriften gegen Bossuet, Arnauld, Nicole und Nouet. Dem listig entworfenen Plane zur Vereinigung der Reformirten mit den Römischkatholischen, widersetzte er sich mit allem Nachdruck, machte sich aber dadurch, und überhaupt durch die Geschicklichkeit, mit welcher er seine Glaubensgenossen vertheidigte, bei den Gegnern derselben so verhaßt, daß ihm der französische Hof mehre Male das Predigen verbot; und sobald das Edict von Nantes widerrufen war, mußte er, unter Begleitung eines königl. Bedienten, in den ersten 24 Stunden das Königreich verlassen. Unter seinen Schriften, meistens polemischen Inhalts, zeichnet sich besonders aus, seine Défense de la réformation contre le livre intitulé: Préjugés légitimes contre les Calvinistes. Quévilly 1673, 4.; la Haye 1680. Vol. II. 18., worin er die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Reformation und die Errichtung einer eigenen Kirche ins klarste Licht setzt, ohne seine Gegner durch beleidigende Äußerungen zu kränken. Noch immer lesenswerth sind: Les plaintes des protestants cruellement opprimés dans le royaume de France. Colog. 1686. 12.; sehr vermehrt von Basnage, ebend. 1713. 8. Ohne Redeschmuck, aber gründlich und überzeugend sind seine Sermons sur div. textes de l'écriture sainte. Gen. 1724. 8. In seinen Oeuvres posthumes. Amst. 1688. Vol. V. 8. sind am bemerkenswerthesten die Briefe, welche den 5ten Bd. ausmachen, und der Traité de la composition d'un sermon. T. I. p. 162—492., eine für die damalige Zeit sehr schätzbare Homiletik, die sich besonders dadurch auszeichnet, daß Claude überall seine Regeln mit einer großen Menge von Beispielen, Anwendungen und gelehrten Erläuterungen begleitete. *) — Sein Sohn Isaac Claude, geboren zu St. Afrika 1653, wurde 1678 Prediger zu Sedan und starb 1695 als Prediger der wallonischen Gemeinde im Haag. Er hat mehre Schriften seines Vaters herausgegeben, und soll Verfasser der historischen Novelle: Le comte de Soissons. Colog. 1699. 12. seyn. Auch dieser hinterließ einen Sohn, Jean Jacques, geboren im Haag 1684, gestorben als Prediger der französischen Kirche in London 1712, von dem man einige Schriften hat **). (*Baur.*)

Claude Lorrain, s. Gélée.

CLAUDEA. Diese Pflanzengattung aus der Unterabtheilung der Floridae, der natürlichen Familie der Algen und der 24. Linné'schen Klasse, hat J. V. F. Lamouroux (in dem Essai sur les Thalassiophytes) so genannt nach seinem Vater Claude Lamouroux; da aber dieser kein Botaniker war, hat Agardh den Namen Claudea mit Oneillia vertauscht. Der Gattungscharakter ist: ebenes röthliches Laub, welches aus einem Netz paralleler Nerven besteht, und auf einer Seite mit einem Stiel auf dem Meeresgrunde fest sitzt; die Sporophyllen sind elliptisch und hängen auf beiden Seiten an den Nerven des Netzes. Die einzige bekannte Art, Cl. elegans *Lamour.* (l. c. t. 2. f. 2—4., Oneillia elegans *Ag.* Syst., Fucus Claudei *Turn.* Fuc. t. 243.), welche an den Küsten von Neuholland gefunden wird, ist eine ästige Alge mit gestielten, sichelförmigen, ziemlich breiten Blättern, durch welche eine Längsrippe und sehr viele pa-

**) Durch das [illegible] rdat wurde das Bisthum aufgehoben. (*H.*)

*) Abrégé de la vie de Mr. Claude par *de la Devèze* Amst. 1687. 12. *Bayle* Dict. Mém. de *Niceron.* T. IV. 381. nach d. teutschen Übers. 5 Th. 125. Schröckhs Kirchengeschichte seit d. Reformat. 8. Bd. 623. Von s. Schriften s. die Vorr. zu seinen Oeuvr. posth. u. *R. Robinson* prefat. to Claude's essay on the composition of a sermon. Lond. 1798. 8. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII.

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] in verschiedenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. (A. L. Z. [illegible])

CLAUDIA GENS. Das Geschlecht der Claudier unterschied sich, als patricisches, [illegible], ursprünglich von einer [illegible] sabinischen Familie, [illegible] [illegible] [illegible] Namen in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Es theilte sich [illegible] in mehrere, nach ihren Beinamen [illegible] Zweige: [illegible] [illegible] der Claudier Clausus [illegible] Claudius [illegible]. (Vergl. diesen Art.). Die Tradition führt den Ursprung dieses Geschlechts bis in Romulus Zeiten hinauf, wo derselbe, gefolgt von zahlreichen Clienten, aus dem Sabiner-Lande nach Rom eingewandert, und, auf Titus Tatius Vorschlag, in der Person des Atta Clausus, vom Senat unter die Patricier aufgenommen worden sein soll. Es hat aber zugleich mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß dieß, wie Sueton sagt, erst etwa im sechsten Jahre nach Tarquin's Vertreibung geschehen sein mag. Welches Gewicht jedoch der Staat auf den Erwerb dieser Familie legte, mag daraus erhellen, daß derselben für ihre Clienten ein Strich Landes, dem Familienhaupte selbst aber ein Antheil von 25 Jugern jenseit des Anio bewilligt, und, als öffentliche Auszeichnung, eine Begräbnißstelle am Fuße des Capitols angewiesen wurde. Bis auf Suetons Zeiten herab zählte dieß Geschlecht 28 Consuln, 5 Dictatoren, 7 Censoren, 7 Triumphe und 2 Ovationen. Der Vorname Lucius ward aus demselben verbannt, seitdem von zwei Claudiern, die denselben führten, der Eine wegen Straßenraubes, der Andere als Mörder verurtheilt worden *). (Haken.)

CLAUDIA, hieß die römische Matrone, welche (508) das, bis dahin unerhörte Schauspiel gab, ein Frauenzimmer, als Angeklagte des Majestätsverbrechens gegen das römische Volk, vor Gericht gestellt zu sehen. Sie war die Tochter des App. Claudius Cäcus, der die ersten Staatswürden bekleidet hatte, und Schwester des übel berüchtigten App. Claudius Pulcher, der gegen Adherbal eine äußerst blutige Niederlage erlitten. Ahnenstolz, wie keine Römerin, fand sie sich doch beleidigt, als sie sich einst durch das dichte Volksgewühl beim Ausgange aus dem Circus aufgehalten sah, und brach unmuthig in die Verwünschung aus: „O, daß doch mein Bruder lebte und noch eine zweite Flotte einbüßte, um das Gewimmel dieses Gesindels noch mehr zu lichten.“ — Alles fühlte sich empört durch diese Worte; und wie sehr auch ihre Angehörigen und alle Optimaten sich mühten, ihr durch den Einwand, daß nicht Worte, sondern nur Thaten verpönt seyen, eine so erniedrigende Schmach zu ersparen, sah sie sich dennoch durch den Volkswillen gezwungen, vor dem Tribunal zu erscheinen, wo die Ädilen ihrem Vergehen eine Geldstrafe von 25,000 schweren Assen, welche zum Bau einer kleinen Kapelle der Göttin Libertas auf dem aventinischen Berge verwandt wurde, auferlegten **). Haken.

CLAUDIA eine, der Zeit nach nicht näher zu bestimmende Vestalin, deren Heroismus gleichwol ein bleibendes Andenken verdient. Ihr Vater [illegible] und der Bruder [illegible] [illegible] einen Triumph über [illegible] der Salasser gegen den Willen eines Volkstribunen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als sie ihre geheiligte Person [illegible] [illegible] und so den Triumphator [illegible] [illegible] glücklich [illegible] geleitet *). (Haken.)

Claudia Pulchra, s. Afer (Domitius), I. Sect. Th. II. S. 134.

CLAUDIA (Quinta). In einer spätern Periode des zweiten punischen Kriegs (547), als Hannibals Übergewicht in Italien sich bereits immer mehr neigte und es dem Senat angelegen daran galt, das Volk zu einem neuen und glücklichen Ausgange dieses großen und langen Kampfes zu ermuthigen, mußte es natürlich [illegible] Erscheinungen und eine daraus allgemein entstandene, abergläubige Befragung der Bücher zum Sammelpunkte dienen, das Orakelwort der sibyllinischen Bücher zu befragen. Die Antwort lautete: Um einen in Italien eingedrungenen Feind zu besiegen und aus der Halbinsel zu vertreiben, bedürfe es, das Steinbild der idäischen Göttermutter, welche zu Pessinunt in Phrygien verehrt werde, nach Rom zu verpflanzen. Bei dem schon nach Außen verbreiteten Gewichte des römischen Namens hielt es nicht schwer, den König Attalus von Pergamus zur Auslieferung dieses Heiligthums, welches in einem unförmlichen, schwarzen Meteorsteine bestand, zu bewegen. Die Abgeordneten, welche es in Empfang nehmen sollten, erhielten zugleich, während ihrer Reise, von der Pythia zu Delphi die Weisung, dasselbe bei der Ankunft in Rom nur in die Hände des unbescholtensten Mannes niederzulegen; und je schwieriger man eine solche Ermahnung fand, oder je eifriger auch eine solche Auszeichnung von den Ersten im Staate gesucht werden mochte, um so größer war die Verwunderung, den Ausspruch auf einen jungen Mann von kaum 27 Jahren, den P. Scipio Nasica fallen zu sehen. Kein Schriftsteller weiß einen nähern Grund für diese Auswahl anzugeben. — Schon war das Schiff, welches das erwähnte Götterbild trug, in die Tiber eingelaufen, als es, auf eine unbegreifliche Weise, im Flusse fest stand und nicht von der Stelle bewegt zu werden vermochte. Scipio, mit Roms angesehensten Matronen, war ihm nach Ostia zum Empfange entgegen gegangen. Unter der Zahl der Letztern war auch Quinta Claudia (ob Vestalin, ist nicht erweislich), aus dem angesehenen Geschlechte der Claudier, deren guter Ruf durch übertriebene Putzsucht gelitten hatte. Im gekränkten Gefühl ihrer Unschuld ergriff sie diese feierliche Gelegenheit, sich, wo möglich, durch ein augenfälliges Wunder zu reinigen. Ihren Gürtel um den Schiffsschnabel schlingend, rief sie begeistert zu den Göttern, und flehte, woferne ihr Sinn und Wandel stets unsträflich gewesen, das festgebannte oder auf den Grund gerathene Fahrzeug ihrer schwachen Hand nachgeben zu lassen. So geschah es auch, zu Aller Erstaunen, wirklich; und es konnte nunmehr zweifelhaft erscheinen, ob

*) Sueton. Tib. 1. — Quinctil. Inst. Orat. I. [illegible].
**) Aul. Gell. X. 6. — Liv. [illegible] — Sueton. Tib. 2. Val. Max. VIII, 1.

*) Sueton. Tib. 2. — Val. Max. V. 4. — Cic. pro Cael. 14.

Scipio auf den Preis der Unbeflecktheit den unbezweifeltesten Anspruch habe *). (*Haken.*)

CLAUDIA RUFFINA, in Britannien geboren, wenn vielleicht auch nicht, wie behauptet wird, eine Seitenverwandte des Kaisers Claudius, lebte wahrscheinlich zu Rom, als Gattin des Aul. Rufus Pudens, und galt als eine Frau von Geist, wie Martial sie charakterisirt; so wie sie sich auch als Dichterin ausgezeichnet haben soll. Ob sie sich zum Christenthume gewandt und die nämliche Claudia sei, deren Paulus (2. Tim. 4, 21) gedenkt, ist wol nur durch die nahe Zusammenstellung mit dem dort gleichfalls erwähnten Pudens ein Gegenstand der Vermuthung geworden †). (*Haken.*)

CLAUDIAE LEGES. Deren sind folgende bekannt: I. Die im Jahre Roms 536, unter dem Consulat des P. Cornelius Scipio und T. Sempronius Longus, von dem Volkstribun Q. Claudius gegen die Gewinnsucht der Senatoren, erlassene Lex Claudia, daß kein Senator, noch der Vater eines Senators ein Seeschiff „quae plus quam trecentarum amphorarum esset [1])" halten dürfe, weil solches genügend sei, um die eigenen Ackererzeugnisse zu führen; eine Vorschrift, welche nachmals in der Lex Julia repetundarum wiederholt wurde.

II. Die im Jahre Roms 576, unter dem Consulat des C. Claudius Pulcher und Tiberius Sempronius Gracchus, von dem erst gedachten Consul gegebene Lex Claudia, des Inhalts: „Qui socii ac nominis Latini ipsi, majoresve eorum, M. Claudio, T. Quinctio Censoribus, postque ea, apud socios nominis Latini censi essent, ut omnes in suam quisque civitatem ante Cal. Novembres redirent. [2])"

III. Die Lex Claudia, „ne scribae negotiarentur," aus einem ungewissen Zeitalter, vielleicht dieselbe, wie die erst bezeichnete. Sie wird nur Einmal, und zwar von Sueton [3]) erwähnt.

IV. Das in Form einer Lex Claudia, unter dem Kaiser Claudius erlassene Senatusconsult, wodurch die in dem Zwölftafelngesetze vorgekommene Geschlechtstutel der Agnaten abgeschafft und bestimmt wurde, daß eine Freigeborene unter keinem Tutor, der ihr nächster Erbe sei, fernerhin stehen solle [4]). Da die Lex allgemein redete, so wurde sie auch auf die Aufhebung der Tutel über unmündige Frauenzimmer bezogen, was jedoch Constantin [5]) und Leo [6]) für unstatthaft erklärten [7]). (*Spangenberg.*)

Claudianus, s. am Ende des C.

CLAUDIOPOLIS, ist der Name mehrer Städte, in der kappadokischen Präfectur Kataonien, in Bithynien, früher Bithynium genannt (s. dies. Art. Th. X. S. 275.) und in Galatien. (*H.*) — Es ist aber auch der lateinische Name für Klausenburg oder Kolosvár in Siebenbürgen, der jedoch keinesweges aus den Zeiten der Römer in Dacien abstammt und Klausenburg als eine römische Kolonie bezeichnet. Daß der Name Claudiopolis erst um das Jahr 1720 erdichtet wurde und Klausenburg keine römische Kolonie sei, hat Seivert in seinem schätzbaren Werke *) gezeigt **). (*Rumy.*)

CLAUDIUS MONS [1]), eine beträchtliche Bergkette Pannoniens, welche das Flußgebiet des Raabflusses und der Mur trennt, den Erstern zum Laufe nach Norden, den Andern zum Laufe nach Osten zwingt. Dieser Bergkette erwähnt der einzige Plinius. Er sagt von ihr (a. a. O.): Mons Claudius, cujus in fronte Scordisci, in tergo Taurisci [2]). Zu seiner Zeit lebte keins der beiden Völker mehr in der Nähe; aber einst war hier die streitige Gränze zwischen ihnen, wo durch Beihilfe der Geten der Kampf zum Vortheile der Scordisker entschieden wurde. (*Rumy.*)

CLAUDIUS, (Appius), stammte aus Regilli im Sabiner Lande, wo er sich Atta Clausus nannte und durch Geburt und Reichthum eines ausgezeichneten Ansehens genoß. Als seine Landsleute (250 n. R. Erb.) auf eine Fehde gegen die junge römische Republik sannen, rieth er mit aller Macht seiner Beredsamkeit zum Frieden. Doch eben dieser Eifer zog ihm den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Römern zu, um sich, von ihnen unterstützt, die Sabiner zu unterjochen. Seine Lage ward dadurch so kritisch, daß ihm nur die Wahl blieb, sich jener Gegenpartei mit gewaffneter Hand zu erwehren, oder der Einladung seines Freundes P. Valerius Publicola zu folgen, welcher ihm eine sichere Freistätte und ehrenvolle Aufnahme in Rom anbot. Atta folgte diesem letzteren Rufe und zog mit allen seinen Angehörigen, Freunden, Anhängern und Clienten und deren Familien, 5000 waffenfähigen Männern an der Zahl, in Rom ein, wo der Gewinn so bedeutender Streitkräfte die lebhafteste Freude erregte, und wo er selbst durch seine persönlichen Eigenschaften seinem neuen Vaterlande in der That als eine werthvolle Erwerbung gelten durfte. Seinen Namen in Appius Claudius umbildend, ward er zum Patricier ernannt und in den Senat aufgenommen; während zugleich alle seine Begleiter sich des römischen Bürgerrechts erfreuten und Ländereien zugetheilt erhielten. So ward App. Claudius der Ahnherr des eben so mächtigen, als ausgebreiteten Geschlechts der Claudier, (Vergl. den Art. Claudia gens, vorher S. 390.), dessen Sprößling, Tiberius, nach fünf Jahrhunderten, zur römischen Weltherrschaft gelangte.

Mit eiserner Strenge hielt Appius zu der patricischen Partei, in welche er aufgenommen worden, gegen die Plebejer, deren Übergewicht im State er auf jede Weise niederzuhalten während seines ganzen Lebens bemüht war. Noch aber gab es in jenem Zeitpunkte eine um Vieles dringendere Sorge für den Stat, als (256) der Bund der Latiner, in das Interesse des verjagten Tarquinius

*) *Liv.* XXIX, 14. — *Plin.* H. N. VII, 35. — *Sueton.* Tib. 2.

†) *Martial.* Epigr. IV, 13. XI, 54. — *Baron.* Annal. ad ann. 160.

1) *Liv.* XXI, 63. *Cic.* Verr. V, 18. 2) *Liv.* XLI, 8. 9. 3) in Domit. c. 9. 4) *Ulpian.* Fragm. XI, 8. *Gaji* Inst. comment. I, 157. 5) c. 2. C. Theod. (V. 17.) *de tut. creand.* 6) c. 3. C. (V. 30.) *de legit. tut.* 7) Vgl. *Heineccii* Comment. ad leg. Jul. et Pap. Popp. II, 11. 3. u. *C. G. Küstner* de tutella cessitia. Lips. 1745. 4.

*) Inscriptiones Monumentorum Romanorum in Dacia mediterranea. Viennae 1773. S. 19. **) Clausenburg wurde erst von den Siebenbürgen-Sachsen im J. 1178 angelegt und hieß Anfangs Clus. S. Haner's königl. Siebenbürgen. Erlangen 1763. 4. S. 77—87.

1) *Plinii* Hist. Nat. III. 25. 2) Die Scordisker lebten nach Strabo (lib. VII.) gegen Osten (πρὸς ἕω) in Pannonien.

verflochten, sich drohend gegen Rom erhob, welches nun zu außerordentlichen Gegenrüstungen schreiten sollte. Allein der Aufruf zu den Waffen fand nur ein sehr taubes Gehör bei dem Volke, welches den reichen Patriciern auf eine unerschwingliche Weise verschuldet war und diesen Zeitpunkt, wo man Seiner bedurfte, für besonders günstig hielt, sich seiner drückenden Verbindlichkeit auf Einmal zu entledigen. Trotzig und entschlossen stellte die Menge diese Forderung auf, oder drohte, die Stadt zu verlassen, welche sich von Stunde zu Stunde mit Unruhe und Bestürzung erfüllte. Selbst im Senat gab es eine billigere Partei der minder Vermögenden, welche zur Nachgiebigkeit rieth und den Verlust der Einzelnen dem überwiegenden Gewinne des Ganzen untergeordnet wissen wollte; zugleich daran erinnernd, wie leicht das Volk, auf's Äußerste gebracht, versucht seyn könnte, sich Tarquinius in die Arme zu werfen. Doch ihrem Wortführer, dem sanften M. Valerius, warf sich Appius Claudius mit aller Heftigkeit seines rauhen Charakters entgegen, um die heiligen Rechte der Gläubiger aufrecht zu erhalten und den öffentlichen Credit zu stützen, der durch das angerathene Verfahren, zum Nachtheile der dürftigen Klasse selbst, auf immer vernichtet seyn würde. Das Äußerste, wozu er rathen könne, sei die Bewilligung eines Indults für die zahlungsunfähigen Schuldner: denn selbst auch mit der Auswanderung der verarmten Prasser und Schwelger werde dem State eher gedient, als geschadet seyn. Die gerechte Unzufriedenheit der Optimaten sei wohl nicht minder zu fürchten, als das Murren des Pöbels, den einige wenige Beispiele des Ernstes bald in die Schranken der Ehrfurcht und des Gehorsams zurück scheuchen würden. Man vereinigte sich endlich dahin, jenen Indult vorläufig zu bewilligen, die große Rechtsfrage selbst aber erst nach beendigtem Kriege wieder vor den Senat zu bringen; — eine Maßregel, die gleichwohl das Volk, welches hierin nur ein trügliches Hinhalten erblickte, wenig befriedigen konnte. Es beharrte auf seiner Weigerung, sich zu bewaffnen; während die Erscheinung einer Kriegsmacht im Felde mit jedem Augenblicke dringender wurde.

Diese Verlegenheit des Senats führte denselben zu einem neuen, wirksamen Auskunftsmittel, — der Schöpfung eines Dictators, welcher, auf eine kurze Zeit mit der vollen monarchischen Gewalt bekleidet, jede gesetzlichen Vorrechte des Senats, wie des Volks, durch sein Machtgebot zu überwiegen befähigt seyn sollte, so oft das Wohl des States es erfoderte. T. Lartius, Einer der damaligen Consuln, sah sich zuerst mit dieser Würde bekleidet und wußte dieselbe mit so viel Geschick und Umsicht daheim und im Felde zu handhaben, daß die innere Unruhe sich friedlich stillte und Rom sein Ansehen nach Außen behauptete.

Als bald darauf die Schlacht am See Regillus den Kampf gegen die Latiner und Tarquinius siegreich entschieden hatte, gelangte Appius Claudius mit Publ. Servilius zum Consulat (259) und alsbald auch führte die Auflehnung der Volsker gegen das neue, von den Siegern ihnen auferlegte Joch den Krieg, und mit demselben zugleich bei dem Volke in Rom die nämlichen Gährungen herbei, gegen welche sich der neue Consul ehemals so hochfahrend ausgesprochen hatte, nur die durch den erneuerten harten Druck der Gläubiger gegen ihre Schuldner aufgeregt wurden. Endlich gedieh es darüber zu einem förmlichen Auflauf, den die Consuln nur mit Gefahr und Mühe zu besänftigen vermochten, indem sie auf der Stelle den Senat versammelten, um eine Angelegenheit, der man sich lieber entschlagen hätte, zu berathen. In der nämlichen Stunde aber langten auch Boten mit der Zeitung an, daß die Volsker im vollen Marsche auf Rom begriffen seien. Das Volk triumphirte und gab sich das Wort, zu keiner Waffe zu greifen; Schreck und Bestürzung kam über den Senat, dem Nichts übrig blieb, als dem Consul Servilius augenblicklich seine ganze Popularität, deren er genoß, versuchen zu lassen, um die erhitzten Köpfe durch sanfte Worte zu gewinnen. In der That gelang ihm dieß, indem er ihr Ehrgefühl und ihren Patriotismus in Anspruch nahm, den Austrag der Sache sofort nach Beendigung dieser neuen Fehde angelobte und bis dahin durch ein Edict den frühern Indult verlängerte. Die Aushebung zum Kriegsdienst fand nun keinen weitern Anstand und ging sogar mit Eifer von Statten; Servilius schlug und demüthigte den Feind; während Appius daheim die Ehre des römischen Namens durch eine Grausamkeit befleckte, die ihm vielleicht als nöthig erscheinen konnte, um jedes Volk umher von Bundbrüchigkeit abzuschrecken, aber nothwendig auch eben so viel Haß und Erbitterung erzeugen mußte. Er ließ nämlich 300 volskische Jünglinge, welche Rom beim letzten Frieden als Geisel empfangen hatte, auf's Forum führen, gleich Sklaven mit Ruthen peitschen und dann enthaupten. Konnte aber noch etwas mehr einen Schatten auf seinen Charakter werfen, so war es die Eifersucht, womit er eben sowol den Sieg, als die steigende Volksgunst seines Collegen Servilius betrachtete, dem, auf seinen Betrieb, vom Senat der verdiente Triumph versagt bleiben sollte. Dieser aber ließ sich denselben in der Volksversammlung zuerkennen und hielt ihn unter dem stürmischen Beifallsrufe der begleitenden Menge.

In eben dem Sinne der Mißgunst gegen seinen Collegen und des aristokratischen Standesgeistes verhinderte Appius auch, nach nunmehr beendigtem Kriege, daß keine der Verheißungen in Erfüllung ging, welche dem tief verschuldeten Volke gegeben worden. Vielmehr behandelte er die Schuldner vor Gericht mit der äußersten Strenge; achtete keinen Haß und keine Zurücksetzung, die ihm reichlich zu Theil wurden, und fand seinen Ersatz in dem Beifall und der Achtung des Senats, der ihn als seinen Vorfechter betrachtete. Allein auch die Plebeier, durch sein Verfahren auf's Höchste gereizt, beobachteten nunmehr eine neue Taktik, indem sie seine harten Urtheilssprüche regelmäßig im hellen Haufen überschrieen und dadurch unwirksam machten, anderer Seits aber auch, bei einem neu bevorstehenden Feldzuge gegen die Sabiner, entschlossener als je, den Waffendienst verweigerten. Ungebeugt, erklärte Appius, daß er wissen werde, seine und des Senats Würde aufrecht zu erhalten, und befahl zugleich, Einen der lautesten Stimmführer zu ergreifen, ohne es zu achten, daß sich dieser auf den Ausspruch der Volksversammlung berief. Indem jedoch der Tumult mit jedem Augenblicke größer und bedrohlicher ward, ließ sich

der Consul endlich von seinen weisern Freunden bewegen, von seinem Beginnen abzustehen. Dennoch war nunmehr die Lage der Dinge ernster, als je zuvor, geworden: denn an die Stelle jenes wüsten Geschreies trat eine dumpfe Stille, und geheime Zusammenkünfte an abgelegenen Orten wurden gehalten. Appius selbst endigte bald darauf sein Consulat.

Allein jene nächtlichen Versammlungen, worin die Volkspartei ihren geregelteren Widerstand verabredete, konnten nicht verfehlen, dem Senat eine lebhafte Unruhe zu erregen, welcher mit Ungestüm in die neuen Consuln drang, in Appius Geiste den Trotz der Menge zu beugen und die Aushebung zum Kriegsdienst zu beginnen. Wiederholt, aber vergeblich, unterzogen sie sich diesem Auftrage. Man beantwortete ihren Aufruf mit tiefem Schweigen; man stieß ihre Lictoren zurück und mißhandelte die Senatoren, welche es versuchten, Jenen zu Hilfe zu eilen. Eine stürmische Rathsversammlung, welche unmittelbar darauf folgte, sollte die Maßregeln bestimmen, welche in dieser Krise zu ergreifen wären. Appius, jede gelindere verwerfend, behauptete kühn: Es sei nicht die Noth, sondern der Müßiggang und der Übermuth des Volks, die man als die Quellen dieses Übels zu betrachten habe. Der Trotz desselben stütze sich auf sein, ihm eingeräumtes, Recht der Appellation. Ihm dieses abzuschneiden, bedürfe es nur der Ernennung eines Dictators, dessen Aussprüchen unbedingt gehorcht werden müsse. In der That ging dieser herbe Vorschlag, wenn gleich nicht ohne Widerrede, durch; ja, es fehlte wenig, daß nicht er selbst, zu nur zu wahrscheinlicher Gefährdung des Stats, mit jener absoluten Gewalt bekleidet worden wäre, die nun dem milder gestimmten Manius Valerius zufiel. Seine Beliebtheit beim Volke, verbunden mit der Mäßigung, die seine Anordnungen im Schuldenwesen ganz auf die früheren Maßregeln des Servilius zurückführte, brachten für den Augenblick Alles wieder in Ruhe und Ordnung.

Auch nach dem glücklich beendigten Feldzuge, während dessen die Wucherer in Rom jedes Mittel erschöpften, sich ihre Vortheile zu sichern, ermangelte der edle Valerius nicht, sein gegebenes Wort durch Einbringung der Sache der Schuldner beim Senat, zu deren endlicher Feststellung zu lösen; allein ohne bei dem Ungestüm, besonders der jüngeren Mitglieder, etwas Ersprießliches für sie bewirken zu können. Jetzt endlich kam der lange genährte Zwiespalt zwischen Plebejern und Patriciern zum offenen Ausbruche. Das Volk verließ Rom, wo es dem Druck zu erliegen Gefahr lief, in hellen Haufen, und sammelte sich, 3 Millien von dort, am Anio auf dem heiligen Berge; und diese Maßregel, mit festem Ernst behauptet, konnte auch nicht verfehlen, den Senat, der sich zuletzt doch nur durch das Volk mächtig sah, zur kühleren Besinnung zurück zu führen. Zwar immer noch beharrte App. Claudius und sein Anhang bei seiner alten, tief gewurzelten Ansicht: allein die Erfahrneren, mit Menenius Agrippa an ihrer Spitze, setzten es dennoch durch, sich mit den Ausgewanderten in gütliche Unterhandlungen einzulassen und sie zur Rückkehr zu bewegen. Man kennt die berühmte Fabel des Menenius, welche bei dieser Gelegenheit eine so entscheidende Wirkung hervorbrachte. Indem aber das Volk in dem eigentlichen Gegenstande des Zwiespalts, dem Verhältniß der Schuldner zu ihren Gläubigern, seine billigen Wünsche vollständig erreichte, nahm es zugleich auch seines augenblicklichen Vortheils wahr, um durch die Einführung von amtlichen Vertretern aus seinem eigenen Mittel, dem Institut der Volkstribunen, seine constitutionellen Rechte desto sicherer zu wahren; wie sehr auch Appius gegen einen solchen, in seinen Augen frevelhaften Gedanken entbrannte und Götter und Menschen zu Zeugen des Unheils aufrief, welches diese Neuerung gebären werde. Wie er, so urtheilten auch alle eifrige Patricier über diese neue Macht im State, welche sie gern um jeden Preis wieder vernichtet hätten.

So dachte und strebte auch Marcius Coriolanus, den eine Zurücksetzung bei seiner Bewerbung um das Consulat gegen das Volk noch mehr erbittert hatte, und der, als (263) eine schwere Hungersnoth auf Rom drückte, die aus Sicilien vom Senat herbeigeschafften Kornvorräthe nur unter der Bedingung an das schmachtende Volk vertheilt wissen wollte, daß es seinen Tribunen für immer entsagte. Nicht nur der Sinn, sondern auch die Ausdrücke dieses Vorschlags waren so ungemäßigt, daß die aufgereizte Menge darüber in Wuth gerieth und den stolzen Patricier durch die Tribunen zur Rechenschaft vor die Volksversammlung beschied. Jetzt galt es demnach die doppelte Frage: Ob die Tribunen berechtigt wären, einen Senator vor das Volksgericht zu stellen? und ob nicht, jeden Falls, die Sache, wie von Alters her, zuvörderst vor die Competenz des Senats gehöre, bevor sie vor das Volk gebracht werden könne? Als daher im Senat darüber verhandelt wurde, erhob sich Appius Claudius mit seiner gewohnten Heftigkeit, um der Versammlung zu Gemüthe zu führen, wohin die zeitherige zahme Nachgiebigkeit sie gebracht habe. Alle diese Schritte der Plebejer wären nur darauf abgesehen, die volle Statsgewalt in ihre eigenen Hände zu bringen, dagegen aber die ganze Auctorität des Senats zu vernichten, indem sie Alle nach und nach vor ein Gericht geschleppt werden sollten, welches Ankläger, Zeuge, Richter und Urthelsvollstrecker in Einer Person seyn würde. Einem solchen Beginnen müßte demnach die unbeugsamste Strenge entgegen gesetzt werden. — Dennoch konnte der Ungestüme eben so wenig verhindern, daß die nachgiebigere Meinung des Manius Valerius durchging, als Coriolanus selbst, daß das über ihn richtende Volk ihn zur Verbannung verurtheilte.

Nicht minder machte App. Claudius seine starre Sinnesart bemerkbar in den Zwistigkeiten, welche sich (269) zum ersten Male über die Vertheilung von Statsländereien unter arme Bürger erhoben, und welche, stets erneuert, im Gefolge der Zeiten den Stat bis in seine Wurzeln erschüttern sollten. (Vgl. d. Art. Leges agrariae.) Die Billigkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen Vorschlags lag am Tage: allein ausgegangen von Spurius Cassius, der sich durch denselben der Volksgunst für seine herrschsüchtigen Entwürfe versichern wollte, bedurfte es nur, daß die Volkstribunen denselben begierig aufgriffen, um den eifrigen Patricier zum unversöhnlichen Gegner einer solchen, seine Standesgenossen nur zu sehr gefährdenden, Maßregel zu machen. Stets kam er auf seinen

alten Grundsatz zurück: Das Volk sei faul und müßig, und dürfe dann auf Kosten des Stats, nicht bestärkt werden. Doch schlug er zugleich die Ernennung eines Ausschusses von Zehnmännern (Decemvir'n) vor, welche den Umfang und die Beschaffenheit der Statsländereien untersuchen, die unrechtmäßigen Besitzer daraus entfernen, eine neue Verpachtung derselben veranstalten und den Ertrag dem öffentlichen Schatze überweisen sollten. Diese Auskunft, welche die schreiendste Beschwerde der Gegenpartei zum Schweigen brachte, ward angenommen; allein es fehlte noch viel, daß sie auch alsbald zur Ausführung gekommen wäre.

Die Volkstribunen, auch ihrer Seits ihrer alten Taktik getreu, verhinderten nun bei der nächsten, gegen die Veier und Äquer gerichteten Fehde (273) die Aushebung der Mannschaften. Appius, mehr als irgend Jemand im Senat, durch diese Hemmung aufgeregt, glaubte endlich das bewährte Mittel dagegen ausgefunden zu haben. Die tribunicische Gewalt, bemerkte er, sei so groß, daß sie nur durch sich selbst gelähmt werden könne; und unter einer Zahl von fünf Tribunen werde immer wenigstens Einer zu finden seyn, der sich, gleichviel aus welchen Beweggründen, werde dahin bringen lassen, um durch eine entgegen gesetzte Erklärung jeden Antrag seines Collegen zu durchkreuzen. So möge es denn nur von der Geschicklichkeit des Senats abhängen, sich jeder Zeit eines solchen Partisans zu versichern; — ein Rath, der in der That auch sich zu nützlich erwies, um nicht auf der Stelle und auch in der Folgezeit stets wieder mit Erfolg ins Werk gerichtet zu werden *). (*Haken.*)

CLAUDIUS (Appius), der Sohn des Vorhergehenden und zugleich der treue Erbe seiner feindseligen Gesinnung gegen die Plebejer, so wie seines harten und ungestümen Charakters. Im Innern der Republik gab es neuerdings einen Zustand heftiger Aufregung zwischen Senat und Volk, herbeigeführt durch den Volkstribun P. Volero, welcher auf die Wahl der Tribunen nach Abstimmung der Tribus drang, wo das Volk ein entschiedenes Übergewicht behauptete, während die bisherige Wahlart nach den Curien dem Senat einen vielfältigen Einfluß auf dieselbe gestattete. Diesem Gefahr drohenden Plane kräftig entgegen zu wirken, ward Appius Claudius, eigentlich zwar gegen seine Wünsche, und selbst in seiner Abwesenheit, zum Consul mit T. Quinctius Capitolinus ernannt (283). Als darauf jener Antrag zur öffentlichen Verhandlung kam, bewirkte es Quinctius durch kluge Mäßigung und einleuchtende Gründe, daß eben sowol die Tribunen jeder vernünftigen Einrede ermangelten, als die Stimmung der Volksversammlung sich bereits zu seinen Gunsten wandte. Doch nun trat auch Appius auf und ergoß seine bittere Galle in einem so beleidigenden, und selbst dem Senate mißfälligen Vortrage, und scheute sich so wenig, das Institut des Tribunats als die erste Quelle aller innerlichen Spaltung im State zu bezeichnen, daß sich alle Gemüther dadurch empört fühlten. Appius, nur von seiner Hitze geleitet, sah sich thätlicher Mißhandlung bloß gestellt und ward derselben nur durch die Bemühungen seines sanfteren Collegen entzogen: aber auch der Senat selbst, durch diese Vorgänge allmälig zu kühlerer Besinnung gelangt, mußte ihn endlich beschwören, seinen Eifer zu mäßigen, und das neue Gesetz kam, ganz nach dem Willen des Volks, zu Stande.

Unmittelbar darauf führte Appius, voll kochenden Grimmes über seine Niederlage auf dem Forum, das ihm zugetheilte Heer gegen die Volsker; und sein Unmuth brach zunächst gegen die Truppen aus, von denen er sich gehaßt wußte, und die er mit der ausgesuchtesten Härte behandelte. Sie vergalten es ihm, wie in stiller Verschwörung, durch einen eben so bösen Geist der Vernachlässigung im Dienst und eines mürrischen Schweigens. Der Feind, nur zu wohl von dieser bedenklichen Stimmung unterrichtet, suchte die Schlacht mit einem Gegner, von welchem sich kaum ein Widerstand erwarten ließ; und seine bloße Erscheinung genügte, die Legionen zur schimpflichen Flucht in ihr Lager zu bewegen, auf dessen Vertheidigung sie sich beschränkten. So mußte es ihrem Feldherrn klar werden, daß sie den Sieg nicht gewollt hatten, um Schande auf sein Haupt zu bringen. Mit Mühe hielten die Unterbefehlshaber ihn zurück, seinen Zorn sofort in den härtesten Ahndungen gegen die Flüchtlinge ausbrechen zu lassen, weil er fürchten müsse, weiter keinen Gehorsam zu finden und wol gar ihren Übertritt zum Feinde zu veranlassen. Der Nothwendigkeit sich fügend, gebot er den Rückzug: doch lebhaft verfolgt, verbreitete sich gerade jetzt eine Unordnung unter den Meuterern, welche bald, selbst wider ihre Absicht, in völlig aufgelösete Flucht und Niederlage ausartete. Schrecklich aber war hierauf auch die Züchtigung, womit Appius die mühsam wieder gesammelten Trümmer des Heeres belegte. Die Centurionen, welche ihre Fahnen verlassen hatten, wurden gegeißelt und enthauptet; die Legionen gezehntet.

Nach Beendigung seines Consulats kam sogleich im nächsten Jahre (284) das agrarische Gesetz wieder in Anregung und würde beim Senat ein, von Vernunft und Politik gebotenes, willigeres Entgegenkommen gefunden haben, wenn Appius, unzugänglich für jede Befürchtung von Haß und Gefahr, sich nicht zum starren Gegner desselben aufgeworfen und die Mehrheit mit sich fortgerissen hätte. Allerdings aber sah er sich auch, von diesem Augenblicke an, der vollen Rache der Tribunen bloß gestellt, indem sie ihn vor das Volksgericht zur Rechenschaft über seine frühere Amtsführung foderten. Es war unausbleiblich, daß seine Sache vor solchen Richtern verloren gehen mußte: aber auch die Patricier mußten Alles daran setzen, sich diese kräftige Stütze ihres Ansehens im State zu erhalten; während der Angeklagte selbst dem Sturme, der ihn erwartete, mit stolzer Verachtung entgegen sah und jede Beschwörung zu einiger zeitkluger Nachgiebigkeit mit Unwillen von sich zurückwies. Selbst in seiner Vertheidigungsrede änderte er so wenig die bisher geführte Sprache, daß er vielmehr der Richter und die Versammlung der angeklagte Theil zu seyn schien. Die Tribunen, das Volk waren erstaunte Zeugen eines Sieges, den die Festigkeit dieses Mannes über ihr eignes feindseliges Gefühl davon trug. Man vermochte nicht zu einem Urtheil zu kommen, und der entscheidende Aus-

*) *Liv.* II, 16. 21. 23. 24. 26. 43. — *Dionys. Hal.* VI, 23—36. IX, 1. X, 30.

spruch ward auf den nächsten Morgen verschoben. In der nämlichen Nacht aber ereilte ihn der Tod; herbeigeführt entweder durch das Übermaß einer unterdrückten innern Gemüthsbewegung, oder von eigner gewaltsamer Hand. Sein Sohn foderte die Vergünstigung, ihm die feierliche Leichenrede zu halten; und wenn sich schon die Tribunen diesem Verlangen entgegen setzten, so bewies hier doch das Volk ein edleres Gefühl, indem es nicht zugeben wollte, daß ein so großer Charakter dieser ehrenvollen Anerkennung entbehre *). (*Haken.*)

CLAUDIUS (Appius), Sohn oder Enkel des Vorgenannten, war durch eben so glänzende als gefährliche Eigenschaften seines Geistes dazu bestimmt, Roms Constitution eben sowol durch die Einführung, als den selbst verschuldeten Umsturz einer neuen Regirungsform in seinem innersten Wesen zu erschüttern und in sich, für alle Zeiten, ein warnendes Beispiel gemißbrauchter Gewalt aufzustellen.

Schon in Roms ersten Zeiten vereinigten die Könige in sich den Gesetzgeber mit dem Richter, und ihre richterlichen Aussprüche galten als Gesetze. Eine gleiche Auctorität ging nachmals auch auf die Consuln über, welche in ihren gerichtlichen Entscheidungen fast nur ihrer Willkür folgten. Der Gesetze waren nur wenige, und ihre Kenntniß nur allein bei den Patriciern, den einzigen Pflegern des Rechts und der Religion im State. Nicht ohne Verdienstlichkeit war daher der Gedanke, welchen (292) der Volkstribun C. Terentillus Arsa faßte, die Rechtskunde auf feste Grundsätze zurück zu führen und die gerichtlichen Entscheidungen an allgemein bekannte und geltende Gesetze zu binden. Es hielt nicht schwer, das Volk für einen solchen Antrag zu gewinnen, wie unlieblich derselbe auch die Magistrate aus ihrem verjährten Besitze aufschrecken mochte. Noch aber war der Entwurf entweder zu wenig gereift, oder der Widerstand des Senats zu kräftig: genug, der Tribun gab die Sache vorläufig auf, und dieses nach ihm benannte terentillische Gesetz kam gleich im nächsten Jahre in der verbesserten Form wieder in Anregung, daß Decemvir'n vom Volke ernannt werden sollten, um eine, alle Zweige des Rechts umfassende Gesetzsammlung zu veranstalten, die, nach erlangter Genehmigung, öffentlich, zu Jedermanns Kenntniß, angeschlagen werden und den Gerichtsbehörden zur alleinigen Richtschnur dienen sollten. Allein auch jetzt noch scheiterte das Unternehmen an den entgegen gesetzten Bestrebungen des Cäso Quinctius; und erst sechs Jahre später (299) fanden die Tribunen es gerathen, auf die Annahme des terentillischen Gesetzes ein neues verstärktes Gewicht zu legen. In der That auch vermochten sie den Senat zu dem Beschlusse, drei Abgeordnete aus seinem Mittel an die griechischen Ansiedler in Italien und selbst nach Athen abzusenden, um diese fremden Gesetzgebungen aus dem Grunde kennen zu lernen und daraus zusammen zu tragen, was ihnen für Roms Verfassung angemessen schiene. So geschah es; und jene Männer brachten ihre Ausbeute zwei Jahre später (302) in ihr Vaterland zurück.

Hier indessen hatten die Wünsche und Ansichten beider Parteien eine Wendung genommen, welche sie beide weit über ihr vorgestecktes Ziel hinaus führte. Der Senat suchte das Institut der Volkstribunen um jeden Preis zu vernichten, und auch das Volk fand den Druck der consularischen Gewalt so schwer, daß es eben so wenig irgend ein Opfer scheute, sich desselben zu entledigen. Als es demnach zur Verhandlung über die endliche Ausführung des terentillischen Gesetzes kam, einigte man sich über die dem Volke zustehende Wahl von zehn der geachtetsten Senatoren, welche, als Decemvir'n, sich nicht nur mit der Abfassung der neuen Gesetztafeln beschäftigen, sondern einstweilen auch, damit jede hemmende Einwirkung auf ihr großes Geschäft im Voraus beseitigt würde, die Stelle der Consuln ersetzen und mit unumschränkter Machtgewalt bekleidet seyn sollten; während nicht nur keine Appellation von ihren Aussprüchen Statt fände, sondern auch alle übrigen Magistraturen, das Volkstribunat mit eingeschlossen, erlöschen sollten. Die Decemvir'n, zwar nur auf Ein Jahr ernannt, wurden gleichwohl auf's Neue wählbar erklärt. Appius Claudius, von welchem dieser Artikel handelt, und T. Genutius, Beide bereits zu Consuln für das nächste Jahr bestimmt, waren unter den zuerst Gewählten.

Wunderbar schien die Veränderung, welche mit Appius von dem Augenblicke an, wo er diese neue Würde annahm, vorgegangen. Anstatt, wie sonst, und im Charakter seines ganzen Geschlechts, sich dem Volke feindselig zu erweisen, ging, so wie seiner übrigen Collegen, so auch in noch ganz besonderem Sinne, sein ganzes Bestreben dahin, sich demselben durch eine gerechte und musterhafte Verwaltung gefällig zu erweisen; so daß in der That nunmehr Roms goldene Tage angebrochen schienen. Kein Zwist mit seinen Amtsgenossen störte die glückliche Harmonie ihres Wirkens; und doch war Appius eben sowol der eigentliche Mittelpunkt desselben, als er, im Urtheil der Menge, den Preis eines hervorstrahlenden Werthes davon trug. Zu gleicher Zeit kam auch, durch vereinten Eifer, die neue Gesetzsammlung zu Stande, welche auf zehn Tafeln eingegraben und so eine Zeit lang der öffentlichen Kritik anheim gestellt wurde, um ihr durch nöthig erfundene Hinzufügung oder Beschränkung desto sicherer den Stämpel der Volksmäßigkeit aufzudrücken. Dann von Senat und Volk eben so feierlich, als einstimmig, genehmigt, wurden diese neuen Grundgesetze Roms in Erz verewigt und fortan als die lautern Quellen des öffentlichen und Privatrechts betrachtet.

Das große Geschäft war beendigt, und die Decemvir'n hätten nunmehr, mit Ehre und Beifall gekrönt, abtreten mögen. Allein man hatte sich unter ihrem Regimente wohl befunden; und es schien angemessen, die nämlichen starken und erfahrnen Hände, welche die neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hatten, auch noch ferner, zu deren völliger Befestigung, walten zu lassen; hätten auch nicht die schon angedeuteten geheimen Gründe allen Parteien diese vermittelnde Maßregel empfohlen. Eben so lebhaft aber war nun auch der Wetteifer unter den Senatoren selbst, sich um diese Würde bei der bevorstehenden Erneuerung zu bewerben; während wenigstens bei Appius der nicht minder brennende Wunsch versteckt im Hinterhalte lag, sich in derselben zu behaupten. Kei-

*) *Liv.* II, 58. 61. — *Dionys. Hal.* IX, 50—54. — *Flor.* I, 22.

mer auch schien, in den Augen des Volks, diesen Vorzug besser zu verdienen; und je mehr er sich den Anschein gab, der ferneren Bürde dieses Amtes gern entledigt zu bleiben, um so mehr ward er von allen Seiten gedrängt, seine starken Schultern demselben noch ferner herzuleihen. Zugleich aber war auch nie ein Bewerber sorgsamer, sich die Gunst der Menge durch jede Art freundlicher und herablassender Beflissenheit zu sichern: je fremder jedoch ein solches Benehmen seinem sonst so stolzen und hochfahrenden Charakter war, um so gewisser auch mußte es seinen, ihm bisher so unbedingt ergebenen, Amtsgenossen die Augen über seine wahren Absichten öffnen.

Zu scheu, sich dem Ehrgeizigen offen in den Weg zu stellen, griffen sie, bei der Wahl selbst, zu einer Aushülfe, die ihnen eine unfehlbare Wirkung zu versprechen schien, indem sie ihn, obwol den Jüngsten aus ihrer Mitte, zum Vorsitzer bei jenem Geschäft ernannten, dessen Amt es mit sich brachte, die Bewerber öffentlich aufzurufen. Hatten sie indeß darauf gerechnet, daß Anstand und Ehre es ihm wehren würden, seinen eigenen Namen auf die Wahlliste zu bringen, so sahen sie sich durch Appius eiserne Stirne plötzlich enttäuscht; und noch mehr, als er der Abstimmung eine Wendung zu geben wußte, wodurch die übrigen neun Stellen, mit Übergehung sowol Ihrer selbst, als aller übrigen ausgezeichneten Bewerber, ausschließlich an seine Kreaturen fielen, unter welchen, zu noch größerer Kränkung des Senats, sich sogar drei Plebejer befanden, weil er darauf gedrungen hatte, daß auf diese Weise die Rechte des Volks besser gewahrt werden müßten.

Mehr bedurfte es nicht, um vollends der Abgott der Menge zu werden: allein nun war auch für Appius der Augenblick gekommen, eine ihm so lästige Verstellung von sich zu werfen. Durch einen geheimen eidlichen Vertrag verband er sich mit seinen neuen Collegen, Einer für Alle und Alle für Einen, in der Ausübung der erlangten Gewalt zu stehen und jeden fremden Einfluß nach Kräften von sich abzuwehren. Dem gemäß erschienen sie auch sofort, zum allgemeinen Schrecken, mit einer nie gesehenen Zahl von Lictoren umgeben, deren Fasces, die schrecklichen Beile, das Symbol des Blutrichteramts jetzt zum ersten Male innerhalb Roms Mauern blicken ließen. Jetzt erst sah man, daß man sich zehn Könige, ärger als Tarquinius, gegeben; und das Verfahren dieser Tyrannen rechtfertigte nur zu sehr jede Befürchtung, welche ein solcher enger Bund von Härte, Bedrückung und Ungerechtigkeit bei allen Volksklassen aufsteigen ließ. Während jedoch die Patricier durch so kühne Anmaßungen nicht minder gefährdet wurden, sahen sie doch mit stiller Schadenfreude auf die Plebejer herab, welche jetzt, ihres Bedünkens, den verdienten Lohn eines ungemessenen Freiheitsschwindels ernteten: denn die Wiederherstellung der alten Regierungsform mußte, wie sie wohl begriffen, der endliche Erfolg einer so harten Täuschung werden. Anderer Seits waren aber auch die Decemvir'n darauf bedacht, die Trennung zwischen Beiden, in der ihre eigene Stärke lag, sorgfältig zu unterhalten; und hierauf bezog sich ein Gesetz in den beiden Tafeln, die sie den zehn früheren noch beifügten, worin jede Heirath zwischen den Geschlechtern beider Stände untersagt wurde.

Bei allen Gewaltstreichen, welche die Decemvir'n zur Verhöhnung der von ihnen selbst ausgegangenen Gesetze sich erlaubten, und wobei ihnen selbst der jüngere, jeder Ausschweifung fröhnende Adel sich zu willigen Werkzeugen lieh, bei der verweigerten Rechtshilfe, bei den Ruthenstreichen, den Bluturtheln, den Confiscationen, und was irgend sonst nur das Regiment der Willkür unerträglich machen konnte, war es wenigstens der Trost der Unterdrückten gewesen, daß dasselbe mit Ablauf des Jahres sein Ende erreichen müsse. Appius aber und seine Spießgesellen waren, als dieser Zeitpunkt erschien (305), weit davon entfernt, es zu einer neuen Wahl kommen zu lassen, sondern bestätigten sich, aus eigner Machtvollkommenheit, in einer Würde, die sie fortan noch ungescheuter mißbrauchten. Roms Freiheit, ja das ganze Wesen des Stats, schien für immer verloren! Es gab dort nur noch Tyrannen oder Sklaven, und dem bessern Theile blieb guten Theils Nichts übrig, als in die Gebiete der nächsten Verbündeten auszuwandern.

Aber auch Roms feindlich gesinnte Nachbarn fanden diese innere Verwirrung so günstig zu einem plötzlichen Angriff, daß Sabiner und Äquer zu gleicher Zeit sich erhoben und Rom von verschiedenen Seiten mit starker Heeresmacht bedrohten. Diese dringende Gefahr schreckte die stolzen Machthaber plötzlich aus ihrer Sicherheit auf. Der Senat mußte versammelt — zwiefache Truppenaushebungen mußten veranstaltet werden; es mußte zu Erörterungen über ihre angemaßte Herrschaft kommen, die sie bisher sorgfältig vermieden hatten. Der bisher so ganz unterbliebene Aufruf zu einer Senatssitzung, dessen sich Niemand versah, oder dem man bedenkliche Absichten unterlegte, mußte daher auch wiederholt werden, bevor ihm Folge geleistet wurde. Um so stürmischer aber ward die Sitzung selbst: aber unbeweglich stand Appius den heftigen und nur zu verdienten Angriffen; welche mehre der angesehensten Senatoren gegen die zehn Unterdrücker erhoben; — unbeweglich selbst der sanfteren Beredsamkeit, womit sein Oheim Claudius ihn beim Andenken seiner edlen Ahnen beschwor, diesen unnatürlichen Bund zur Vernichtung seines Vaterlandes aufzulösen. Je offenkundiger die Gewalt der Decemvir'n — schloß Dieser endlich — eine ungesetzliche geworden sei, um so weniger dürfe sich der Senat zum Decret einer Truppenaushebung verstehen. Auf ein solches Argument ließ sich freilich nur erwiedern, daß der Augenblick zu dringend sei, um ihn in Streitigkeiten dieser Art, die sich bei besserer Muße entscheiden lassen würden, zu vergeuden; und wirklich brachte es, obwol unter wildem Tumult, der jüngere Theil der Versammlung dahin, daß das Decret gegeben und die Decemvir'n mit der Anführung der Truppen beauftragt wurden.

Während nun Appius in Rom zurückblieb, wo freilich für das Interesse der Verbündeten der gefährlichere Posten zu vertheidigen war, bedurfte er hier seiner vollen Energie auch um so mehr, als Jene im Felde, aus vorsätzlicher Schuld ihrer mißgelaunten Heere, nur schimpfliche Niederlagen erlitten und neue Aushebungen nothwendig machten, um den Krieg mit vollerem Nachdruck zu führen. Gebot nun aber auch der Drang der Noth eine willigere Folgsamkeit, so waren die entgegen stehen-

den Parteien doch nur für den Augenblick beschwichtigt; und zwei sich schnell folgende Ereignisse von empörender Art konnten nicht verfehlen, den verhaltenen allgemeinen Unwillen gegen die Tyrannenherrschaft zu einem gewaltsamen Ausbruche zu bringen.

Im Felde hatte L. Siccius Dentatus (vrgl. d. Art. Siccius) durch freimüthige Äußerungen über das Decemvirat und die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der Volkstribunen sich den tödtlichen Haß der Heerführer zugezogen. Je mehr dieser Plebejer für den wackersten Krieger galt, und je lebhafter er früher das agrarische Gesetz verfochten hatte, um so rathsamer erschien es den Decemvir'n, sich Seiner auf dem kürzesten Wege durch einen Meuchelmord zu entledigen, dessen besondere Umstände jedoch ein so gehässiges Licht auf die nicht zu verkennenden Urheber zurück warfen, daß der laute Unwille der Truppen kaum zu mäßigen stand, während gleichwol die Bestrafung der untergeordneten Thäter unter allerlei Vorwand verzögert wurde.

Allein noch schreiender war die Unthat, welche daheim, verblendet von der Fülle seiner Macht, wie vom Gebot einer sträflichen Begierde, sich Appius gegen die freigeborene Tochter des L. Virginius (vergl. den Artikel Virginius) erlaubte, deren Unschuld und Körperreiz seine Lüsternheit nach ihrem Besitz erregt hatte. Durch ein Gewebe von Ränken und die Anklage eines schändlichen Mitgehilfen (M. Claudius war sein Name) sollte die Unglückliche für eine Sklavin erklärt und durch Appius Richterspruch der Gewalt dieses seines Spießgesellen und Kupplers überliefert werden. Vergebens erhob sich eine allgemeine Stimme gegen dieß eben so ungerechte, als gewaltsame Verfahren; vergebens trat der Oheim als Vertheidiger auf, machte der Verlobte seine Rechte geltend, flog der Vater aus dem Felde herbei, sein Kind zu schützen. Der kalte Tyrann, von seinem Tribunal herab, that den entscheidenden Ausspruch und gebot dem Lictor, die Jungfrau dem Claudius zu überantworten. Sie ist verloren; sie ist entehrt; ihr Leben hat jeden Werth eingebüßt! So denkt, so fühlt der verzweifelnde Vater und stößt ihr, im Angesichte des Volks, den Dolch in's Herz.

Schrecken, Mitleid und Entrüstung wirken vereint auf die Menge. Ein Auflauf erhebt sich, dem der zürnende und mit allen seinen Gewalten sich waffnende Decemvir bald nicht mehr gewachsen bleibt. Seine Lictoren werden gemißhandelt, ihre Fasces zerbrochen, er selbst kommt ins Gedränge. Noch mehr verschlimmert er seine Sache durch eine, unkluger Weise zusammen berufene, Volksversammlung, wo Virginiens öffentlich zur Schau gestellter, blutiger Leichnam, so wie die donnernde Beredsamkeit der hochgeachteten Senatoren L. Valerius Potitus und M. Horatius Barbatus die Gemüther so heftig erregen, daß die kleine und entmuthigte Partei des Decemvirs ihn nicht mehr zu schützen vermag und er sich gezwungen sieht, zitternd und mit verhülltem Haupte vom Forum in ein benachbartes Gebäude zu flüchten.

Inzwischen war auch Virginius, seine Hand noch rauchend vom Blute seines Kindes, wieder im Lager bei Algidum erschienen, wo sein schmerzlicher Bericht von der verübten Gewaltthat jeden Hörer eben sowol zu Entsetzen, als zu flammender Rache mit sich fortriß. Auch was später in Rom geschehen war, blieb den Truppen nicht unbekannt. Sie griffen zu den Waffen, erhoben die Fahnen, und setzten sich, was auch ihre bestürzten Führer dagegen versuchen mochten, nach Rom in den Marsch, wo sie sich, stumm, wie das Grab, und ohne irgend eine Gewaltthätigkeit, auf dem aventinischen Berge lagerten. Noch ohne Haupt, foderten sie Virginius an ihre Spitze, der ihnen jedoch den weisern Rath ertheilte, zehn Militärtribunen zu ihren Führern zu wählen. Das gleiche Beispiel befolgte auch das andre, gegen die Sabiner ausgesandte Heer, indem es sich nicht minder gegen Rom in Bewegung setzte und mit Jenen vereinigte.

Alle diese Vorgänge setzten den Senat um so mehr in Bestürzung, als Valerius und Horatius das ihnen übertragene Geschäft einer gütlichen Vermittelung von sich ablehnten, so lange noch die Decemvir'n ihre usurpirte Würde beibehielten; während Diese einer Abdankung unter der Ausflucht, daß ihre legislatorische Function noch unbeendigt sei, ängstlich auszuweichen suchten. Wohl aber sahen die Truppen ein, daß der schwankende Senat ihrer Foderung zu Wiederherstellung der Volkstribunen sich nimmer fügen würde, so lange sie denselben nicht wehrlos gegen die äußern Feinde machten. So wiederholten sie denn das einst so wirksam befundene Beispiel ihrer Väter, indem sie ruhig, aber entschlossen, Rom verließen und das Lager auf dem heiligen Berge bezogen, gefolgt von einer unzählbaren Volksmenge jedes Geschlechts und Alters.

Jetzt erst erkannten sowol die Senatoren die Nothwendigkeit, sich in den Volkswillen zu fügen, als die Decemvir'n den Augenblick, sich ihrer verhaßten Gewalt zu entäußern. Die beiden Vermittler säumten aber eben so wenig, Worte des Friedens ins Lager zu tragen, wo sie als Befreier mit lautem Jubel empfangen und über die, vom Volke gestellten, billigen Bedingungen leicht mit demselben einig wurden. Nur über das Schicksal der Decemvir'n, die Jenes zum Feuertode ausgeliefert verlangte, gab es einen harten Meinungskampf, der endlich gleichwol durch die weise Mäßigung der Unterhändler besänftigt und zu deren eigner Entscheidung anheim gestellt wurde. Nicht minder willkommene Boten waren sie beim Senat und bei den gedemüthigten Decemvir'n selbst, die sich nun wenigstens der rohen Volkswuth entnommen sahen. Nur Appius, der Unbändigste, wie der Schuldbeladenste und Verhaßteste von ihnen Allen, theilte diese Ansicht nicht. Allein, konnte er sich gleich nicht verbergen, daß er als Opfer des allgemeinen Unwillens werde fallen müssen, so sah er sich gleichwol gezwungen, mit den Übrigen in die Abdankung einzuwilligen (306).

Seine Ahnung ging auch in der That nur zu bald in Erfüllung. Als die Ausgewanderten, froh empfangen, in das verlassene Rom heimgekehrt und die neuen Volkstribunen — Vater, Oheim und Verlobter Virginiens unter ihrer Zahl, — feierlich erwählt waren, während die glücklichen Vermittler nach Verdienst zum Consulat ernannt wurden, drang das entfesselte Volk stracks auch auf die peinliche Anklage jedes Einzelnen jener Zehnmänner, um ihnen desto sicherer beizukommen. Appius war der Erste, den dieß Los traf; Virginius trat als Anklä-

gen wider ihn auf; und keck erschien er vor seinen Richtern, gefolgt von einer Schar junger Patricier, den frühern Genossen seiner Gewaltschritte und seiner Ausschweifungen. Virginius erklärte, alle Unthaten einer zweijährigen Volksbedrückung mit Stillschweigen übergehen und sich auf die einzige, bestimmt zu beantwortende, Frage beschränken zu wollen: Ob Appius behaupten wolle, seine freigeborene Tochter nach Recht und Gesetz an Claudius als Sklavin überantwortet zu haben? — Der Schuldige verstummte; und schon sollte er zur Haft ergriffen werden, als er die Appellation an das Volk ausschrie. Gerade dieß theure Palladium der Volksfreiheit war es aber, was er jüngst noch so freventlich mit Füßen getreten hatte! Vergeblich demüthigte er sich in dieser äußersten Noth vor der nur noch höher entrüsteten Versammlung, und wollte die Heiligkeit jenes Rechts auch für sich geltend machen. Virginius dagegen betheuerte, ihn eben so oft und immer auf's Neue wegen gleicher Unthaten vor seine Richter zu schleppen, und setzte es durch, den Angeklagten wenigstens zur peinlichen Haft zu bringen, wenn gleich das entscheidende Urtheil für einen andern Tag ausgesetzt blieb.

C. Claudius, sein Oheim, der den Mißbrauch seiner Macht nie gebilligt und sich nach Regilli, seinem Stammorte, zurück gezogen hatte, hielt es gegenwärtig für Pflicht, nach Rom heimzukehren und seinen Neffen in diesem Bedrängnisse persönlich zu vertreten, indem er Alles, was die Umstände erforderten und die Sitte erlaubte, aufbot, um die Gemüther des Volks zur schonenden Milde zu stimmen; geschah gleich, was er that, weniger um Appius selbst willen, mit dem er noch immer gespannt blieb, als um die Ehre des Claudischen Geschlechts bei Mit- und Nachwelt nicht beflecken zu lassen. Wirklich auch schienen diese Bemühungen bei gar Manchen, weniger um des Neffen, als um des Oheims willen, nicht ganz ihres Eindrucks zu verfehlen, obwol Virginius und seine gerechte Sache ihnen ein Gegengewicht hielten, wogegen das Interesse eines stets hart und herrschsüchtig befundenen Geschlechts nur wenig aufkommen konnte. Appius fühlte dieß selbst; und so gab er sich den Tod mit eigener Hand, bevor noch der Tag des Urthelsspruches gekommen war. Oppius, Einer seiner Collegen, kam seinem Schicksal auf die nämliche Art zuvor; die Übrigen traf das Loos der Verbannung, und ihrer Aller Güter wurden für den Stat in Beschlag genommen. M. Claudius, das schändliche Werkzeug des Decemvirs, sollte gleichfalls mit dem Leben büßen, und dankte nur der Fürbitte des Virginius die Verwandlung dieser Strafe in Landesverweisung *). *(Haken.)*

CLAUDIUS (Appius), wahrscheinlich der Sohn des Vorbenannten. — Das durch den Decemvir eingeführte Gesetz der zehn Tafeln, wodurch die Heirathen zwischen den patricischen und plebejischen Geschlechtern untersagt wurde, schien den Letzteren eben so einzwängend, als ihre verfassungsmäßige Ausschließung von der höchsten Würde im Stat; und sie hatten das Übergewicht, welches der Fall der Decemvir'n ihren Tribunen verlieh, auch gar bald und glücklich dazu benutzt, diese beiden gesetzlichen Schranken ihres Ehrgeizes, wiewol unter innern Kämpfen, zu durchbrechen (310). Der Senat, um sich in diese letztere Nothwendigkeit wenigstens mit einigem Anstande zu fügen, wählte den Ausweg, die Statsverfassung in einem wesentlichen Punkte ganz zu verändern, dem Institute der Consuln zu entsagen, und statt deren, nach dem Beispiele des Volks bei seinem letzten Auszuge auf den heiligen Berg, alljährlich sechs Militärtribunen mit consularischer Gewalt zu erwählen, die zur Hälfte aus Plebejern sollten bestehen können. — Eine Einrichtung, welche sich, nachdem die Letzteren sich (355) dieser Würde gänzlich zu bemächtigen gewußt, 79 Jahre hindurch (bis 389) erhielt, wo endlich der erste plebejische Consul den curulischen Sitz bestieg.

Appius verwaltete das Amt eines Militärtribunen in dem, für Roms wachsende Größe so entscheidenden Zeitpunkte, wo es mit dem rivalisirenden State von Veji um die Oberherrschaft rang, und wo es ihm bereits gelungen war, diesen festen Platz durch eine enge Einschließung hart zu bedrängen (352). Uneinnehmbar durch seine Lage, schien derselbe nur durch Aushungerung bezwungen werden zu können; und dieß brachte die römischen Anführer auf den, für jene Zeit unerhört kühnen Gedanken, die Belagerung auch den Winter hindurch fortzusetzen, was für Mühseligkeiten für die Truppen auch damit verbunden seyn möchten. Ein willkommener Stoff zum Geschrei für die Volkstribunen, daß durch diese neue drückende Maßregel dem Volk ein unerträgliches Joch aufgelegt und durch die verlängerte Entfernung der Truppen von der Heimath und der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte auch der letzte Schimmer von Freiheit erstickt werde.

Appius, der, während seine Collegen im Felde standen, in Rom zurück geblieben war, um die nie ruhende Opposition jener Demagogen zu bekämpfen, bot die ganze Kunst seiner Beredsamkeit und seiner gereiften Statsklugheit auf, um das Volk über die genommenen Maßregeln aufzuklären und dessen lebhaft erwachte Besorgnisse zu beruhigen. Haben wir auch in der Rede, welche Livius ihm bei dieser Gelegenheit in den Mund legt, wahrscheinlich nur die Kunst des Geschichtschreibers zu bewundern, so gehört dieselbe doch ungezweifelt zu den gelungensten Proben römischer Eloquenz. Was und wie Appius aber auch gesprochen haben möge, so dürfte der Erfolg auf die Gemüther dennoch seiner Erwartung kaum entsprochen haben, wenn nicht die eben eingehende Kunde von harter Einbuße vor Veji jede innere Zwistigkeit schnell beseitigt hätte, um alle Parteien gleichmäßig mit jener Energie zu beleben, deren Rom gerade in den Tagen des öffentlichen Unglücks stets am wenigsten ermangelte †). *(Haken.)*

CLAUDIUS (Appius), ohne nähere Bezeichnung, war unter der Zahl der angesehensten Gegner Sulla's, denen, nach Cinna's Tode (668) die von dem Consul C. Papirius Carbo zusammen gezogenen Truppen zugetheilt wurden, um Jenem auf allen Punkten den Eintritt in Italien zu verwehren. *Plutarch.* Sull. *(Haken.)*

*) *Liv.* III, 32—57. — *Dion. Hal.* X, 54—61. XI, 28—46. — *Flor.* I, 24. — *Sueton.* Tib. 2.

†) *Liv.* V, 1—7.

CLAUDIUS (*Appius*), fiel, kämpfend an der Spitze der patricischen Jugend, vor den Thoren Roms (670), bei einem Ausfalle gegen die verbündeten Heere der Samniter und Lucaner, welche, von Pontius Telesinus geführt und kaum Sulla's Verfolgung entgangen, sich plötzlich gegen die Hauptstadt warfen und dort einen Schreck, wie einst Hannibal, verbreiteten. *Plutarch.* Sull. (*Haken.*)

CLAUDIUS Crassus, (*Appius*), ein Enkel des Decemvirs. — Die Plebejer hatten dem Senat durch das Organ ihrer Tribunen bereits Ein ausschließendes Vorrecht nach dem andern siegreich abgedrungen, als sie sich endlich nahe an dem Ziele glaubten, auch den Eintritt in das Consulat fodern zu dürfen (379). Der Vorschlag zu diesem Gesetze schien durch Nichts hintertrieben werden zu können, als durch die Bestechung Eines der Tribunen selbst, damit derselbe sein allgebietendes Veto gegen die begonnene Volksabstimmung einlegte. Allein eben diese lähmende Kraft ihres Einspruchs benutzten nunmehr auch die übrigen Volkstribunen gegen den Senat selbst, dessen Wahlen zu allen curulischen Würden sie fünf Jahre hindurch unausgesetzt hinderten. Insonderheit wurden diese Kämpfe durch C. Licinius und L. Sextius unterhalten, welche, neun Jahre hinter einander zu Tribunen erwählt, die Geschicklichkeit gehabt hatten, jenen Gesetzesvorschlag mit zwei andern, bei denen es sich um Erleichterung des Schuldwesens und Ackervertheilung handelte, in genaue Verbindung zu bringen und solcher Gestalt den Eifer des Volks auf's Lebendigste zu entzünden.

Unermüdet, ihr Ziel zu verfolgen, brachten sie (387) ihre bedenklichen Anträge auf's Neue, und kräftiger, als je, zur Sprache. Der Senat schwieg bestürzt und verlegen; nur Appius nahm — mehr in einer Anwandlung bittern Unmuths, als in der Hoffnung, gegen so entschlossene Sprecher durchzudringen, das Wort, um dem Volke über sein wahres Interesse die Augen zu öffnen. Er verglich die enge Vereinigung jener drei Gesetze, wie wenn man einem Verhungernden Gift und Brot zugleich darböte und ihn zwänge, das Eine nicht ohne das Andere zu genießen. Er fragte, wie das Volk es aufnehmen würde, wenn irgend ein Claudier solche Vorschläge laut werden ließe? und bewies ihnen, auf eine freilich etwas sophistische Weise, daß gerade die Foderung, stets den Einen Consul aus den Plebejern wählen zu sollen, ihre Wahlfreiheit mehr beschränken, als erweitern werde. — Wenigstens doch erlangte es Appius, daß die Abstimmung für dieß Mal unterblieb und die Tribunen ihren Angriff auf eine gelegnere Zeit verschoben. Ohnehin gab die Kunde von einem zweiten Anmarsch der Gallier gegen die Stadt den Römern andre und näher liegende Sorgen.

Auch dieß Mal rettete Camillus den Stat durch seinen Heldenmuth: aber nicht geringer vielleicht war der Sieg seiner Weisheit, womit er die stracks wieder entglommene innere Fehde über das plebejische Consulat, eben indem sie mit blutigem Ausbruch drohte, zu besänftigen wußte. Jene Foderung ward dem Volke endlich zugestanden; und L. Sextius Lateranus, der eifrigste und beharrlichste Verfechter derselben, genoß die Befriedigung, sich für das Jahr 389 zur Consulwürde ernannt zu sehen. Aber als Heerführer konnte sich erst vier Jahre nachher (393) der Plebejer L. Genucius, in seinem zweiten Consulat, in dem Feldzuge gegen die Herniker, und zwar mit so unglücklichem Erfolge, erweisen, daß er überfallen, erschlagen und seine Legionen zerstreut wurden; zum nicht geringen Triumph für die Patricier, welche hierin eine gerechte himmlische Ahndung des an ihnen begangenen Unrechts zu erkennen glaubten.

In einer solchen Stimmung konnte es nicht fehlen, daß die Blicke Aller sich auf Appius, den erklärtesten Feind jener Statsumwälzung, richteten, als es die Wahl eines Dictators galt, um jene Einbuße im Felde zu vergüten. Die Herniker, diesen Sturm voraussehend, hatten jede Kraft aufgeboten, ihn zu bestehen. Es kam demnach zu einer Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft blieb. Das Blut floß in Strömen; viele Anführer fielen, und besonders ward die römische Reiterei, welche zur Unterstützung ihres Fußvolks abgesessen war, hart mitgenommen; bis endlich doch die Reihen der Herniker durchbrochen und in die Flucht geworfen wurden. Selbst ihr Lager ward des nächsten Tages erobert.

Fortan schwankte jenes neu errungene Vorrecht nicht selten zum Nachtheil der Plebejer, und selbst Appius, als er (306) zum Consul gewählt wurde, hatte einen gleichfalls patricischen Genossen, den L. Furius Camillus, zur Seite: allein noch während dieses Consulats ging er mit Tode ab *). (*Haken.*)

CLAUDIUS Caecus (*Appius*). Durch einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten schweigt jetzt die römische Geschichte von irgend einem ausgezeichneten Sprößling des Appisch-Claudischen Geschlechts: aber wunderbar scheint sich gleichwol jener herrschsüchtige und gewaltsame Charakter in demselben von Generation zu Generation erhalten zu haben. — Dieser Appius erhielt seinen Beinamen von der Erblindung, die ihn im spätern Alter betraf und die von seinen Zeitgenossen als ein Strafgericht der Götter wegen einer frevelhaften Abänderung im Opferdienst des Herkules, wozu er gerathen haben sollte, betrachtet wurde. (Vergl. den Art. Potitii.)

Verdienteren Tadel jedoch zog Appius sich eben sowol durch die Art zu, wie er das, mit C. Plautius übernommene Censoramt (442) verwaltete, als wie er sich ungesetzlich in demselben behauptete. Man war es gewohnt, daß die Censoren, insonderheit bei der ihnen obliegenden Musterung des Senats, mit unnachsichtlicher Strenge zu Werke gingen: aber eigensinniger und willkürlicher, als von diesen Beiden, waren die angesehensten und verdientesten Männer noch nie aus jener erlauchten Versammlung verstoßen worden. Doch Appius ging in seinem Übermuthe noch weiter, indem er die solcher Gestalt erledigten Plätze großen Theils wiederum mit Söhnen von Freigelassenen besetzte; — Eine Maßregel, die den Stolz jedes Römers auf's Heftigste empörte, und die nur von dem ehrgeizigen Bestreben ausgegangen seyn konnte, sich durch diese neue Schöpfung einen bedeutenden Anhang im Senat zu sichern.

Das Institut der Censoren, ursprünglich von einer fünfjährigen Dauer, war durch die Lex Aemilia (321) auf 18 Monate in seiner Verwaltung beschränkt worden.

*) *Liv.* VI, 41. VII, 6. 7. 25. *Plutarch.* Camill.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible]

[illegible] des Kolumbus, welche [illegible]

bündigen Worten vertheidigte, je mehr und mehr beizufallen. Hiedurch noch höher gereizt, ergoß sich Appius in bittern Spott über das, bei seinem Gegner so plötzlich erwachte Talent der Rede, da er doch, während seines ersten Consulats, nie auch nur den Mund geöffnet habe. Aber in noch treffenderer Antwort erwiederte Jener: „Besser, du wärst mein Schüler im tüchtigen Dreinschlagen, als ich der deine in der Schönrednerei!" Zugleich stellte er ihm die Wahl, hier, wo es so dringend um einen Feldherrn gelte, entweder selbst zu bleiben, oder statt Seiner nach Samnium zu ziehen; wogegen jedoch die Truppen einstimmig darauf bestanden, daß sie Beide vereinigt den Krieg in Hetrurien fortsetzen sollten. Volumnius, auch hiezu sich bequemend, foderte eine noch bestimmtere Erklärung dieses allgemeinen Verlangens; und jetzt erhob sich ein so heller und gewaltiger Zuruf, daß der Feind im gegenüber stehenden Lager dadurch in Bewegung gerieth und stracks in Schlachtordnung hervorrückte. Sofort gebot Volumnius seinen Truppen ein Gleiches; so daß auch Appius, wollt' er nicht auf jeden Fall seinem Collegen die Ehre des Tages allein abtreten, — vielleicht aber noch mehr aus Sorge, daß seine Soldaten sich ganz zu Jenem schlagen möchten, — nicht umhin konnte, das Zeichen zur Schlacht zu geben. Gewisser ist's, daß beide römische Heere mit wetteifernder Tapferkeit fochten und nicht nur einen glänzenden Sieg errangen, sondern selbst das feindliche Lager eroberten und eine ansehnliche Beute davon trugen. Mit zwiefacher Ehre zog nunmehr Volumnius zu neuen Siegen gegen die Samniter ab, ohne daß, wie es scheint, jener glückliche Tag ihm Appius stolze Sele hätte versöhnen können; aber schwer und immer schwerer ward es Diesem, selbst nach erlangten neuen Verstärkungen, sich gegen die anwachsende Macht der Hetrurier und ihrer Verbündeten während der noch übrigen Zeit seines Consulats zu behaupten. Ein edleres Benehmen zeigte Volumnius, indem er seinen Einfluß dazu verwandte, seinen Gegner, dessen Geschick zu den Geschäften des Friedens er willig anerkannte, in der Wahl zum Prätor für das folgende Jahr (457) auch abwesend zu unterstützen.

Erblindet im höheren Greisenalter, hatte Appius sich längst von der Statsverwaltung in die engeren Gränzen seines Hausregiments, wo er mit unverminderter Kraft und Würde einen zahlreichen Haushalt lenkte, zurückgezogen, als unter allen auswärtigen Kriegen, welche Rom bis hieher noch bestanden hatte, die Fehde gegen Pyrrhos, unter mancherlei Glückswechseln, einen Charakter des Ernstes und der Waglichkeit annahm, welcher das reifste Nachdenken über den endlichen Ausgang derselben hervorrufen mußte. Konnte Pyrrhos, obwol im Vortheil, auch keine Bedingungen als Sieger vorschreiben, so war er doch so wenig ein verächtlicher Gegner, daß die Anerbietungen zum Frieden, zu welchen er den ersten Schritt gethan, und welche, ehrenvoll an sich, noch von der Aussicht auf ein enges Bündniß mit ihm, zu Überwältigung des ganzen Italiens, unterstützt wurden, beim Senat wol Eingang finden mochten, und auch ihn wirklich um so mehr fanden, als sein Friedensbote, Cineas, sie, mit allem Zauber griechischer Beredsamkeit, vor dieser Versammlung entwickelt hatte (472).

Jetzt drang auch das Gerücht von einer solchen Entgegenneigung des Senats zu Appius in seine stille Abgeschiedenheit, und der stolze Römergeist in ihm entbrannte bei dem Gedanken einer solchen knechtischen Herabwürdigung. Auf der Stelle ließ er sich in jene Versammlung tragen, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen in ihrer Mitte empfing. „Was — hub er zürnend an — ist aus uns Römern und jener stolzen Sprache geworden, die sich vermaß, es wol mit dem großen Alexander aufgenommen zu haben, wenn er gekommen wäre, das jugendliche Rom anzutasten? Und ein Diener seiner Diener, ein Abenteurer, wie Pyrrhos, irrend von Land zu Land, um seinen heimischen Gegnern zu entweichen, vermag euch durch seinen bloßen Namen zu schrecken? Er, der sein kleines Erbtheil in Makedonien nicht zu behaupten vermochte, darf euch Italiens Eroberung zusagen?"

Solch einer kräftigen Sprache schien es auch nur bedurft zu haben, um die alte Energie bei Roms Senatoren zu wecken. Sein Geist belebte Alles; und einmüthig erging nun an Cineas der Bescheid: Zuvor müsse Pyrrhos Italiens Boden geräumt haben; dann möge er senden und um Frieden bitten *). (*Haken.*)

CLAUDIUS Canina, (Cajus). Von ihm wissen wir nur, daß er sein erstes Consulat mit M. Aemilius Lepidus (467) ohne irgend eine Denkwürdigkeit verwaltete. Zum zweiten Male (479) mit dieser Würde bekleidet, triumphirte er am Tage der Quirinalien (7. Febr.) wegen eines, über die verbündeten Samniter, Lucaner und Bruttier erfochtenen Sieges **). (*Haken.*)

CLAUDIUS Crassus, (Appius), Sohn des App. Claudius Cäcus und Consul im Jahre 484, ging, zur Stillung einiger in Umbrien entstandenen Unruhen, gegen Camerinum und bemächtigte sich des Orts durch einen Vergleich, den er gleichwol so wenig erfüllte, daß er die Einwohner, zum Besten des öffentlichen Schatzes, als Sklaven verkaufen ließ und eben so alle Ländereien derselben einzog. Diese Wortbrüchigkeit ward jedoch, trotz ihrer Einträglichkeit, mit edlem Ernst vom Senat gemißbilligt, welcher die Verknechteten überall mit Sorgfalt aufzusuchen und zu befreien befahl und sie, statt des geringeren Jus Latii, das sie vorher nur besessen, mit dem vollen römischen Bürgerrechte beschenkte. Überdieß durften sie sich in Rom selbst auf dem aventinischen Berge ansiedeln und erhielten wiederum so viel Ländereien zugetheilt, als sie in Umbrien verloren hatten. Auch die in den Schatz geflossenen Gelder durften nur zu religiösen Zwecken verwandt werden †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Caudex, (Appius), ein Sohn des Vorigen, führte das Consulat im Jahre 488. Unlängst hatte eine Bande waffenrüstiger Abenteurer Messana überfallen, sich ihrer Weiber und Güter bemächtigt und, unter dem Namen der Mamertiner, sich auch in diesem Besitz zu behaupten gewußt; zur nicht geringen Beunruhigung der Staten von Syrakusä und Karthago, welche

*) *Liv.* IX, 29. 33. 34. 42. 46. X, 15. 18—20. — *Flor.* I, 18. — *Frontin.* Aquaeduct. Art. 5. — *Cic.* de senect. 16, 17, 37. — *Plutarch.* Pyrrh.

**) Fasti Capitol.

†) *Val. Max.* VI, 5. 1. — *Vell. Patere.* I, 14.

sich damals in die Herrschaft über Sicilien theilten. Jene näheren Nachbarn versuchten endlich einen ernsten Angriff gegen diese Freibeuter und würden sie auch ohne Zweifel überwältigt haben, wenn nicht der, in der Nähe befindliche karthagische Feldherr die Sieger unter dem Schein der Freundschaft hinzuhalten gewußt, zu gleicher Zeit aber den Bedrängten seinen Schutz verheißen und, zu dessen Versicherung, eine Besatzung in Messana geworfen hätte.

Allein bei ruhigerer Besinnung erschien den Mamertinern die Partie, welche sie ergriffen hatten, nur allzu bedenklich. Bei Karthago's entschiedener Übermacht zu Land und Meer konnten sie sich nicht in dessen Arme werfen, ohne zugleich ihre eigne Knechtschaft zu untersiegeln. Hingegen hatten sie schon früher Roms Schutz durch eine Gesandtschaft nachgesucht; und wie gewaltig dieses auch seine Hand über Italien ausstrecken mochte, so besaß es doch keinen Zoll breit Erde in Sicilien, war zur See nicht furchtbar und hatte ein gleiches Interesse, weder Syrakusä noch Karthago in jener Insel zu mächtig werden zu lassen. Jener Antrag ward also erneuert, allein von dem römischen Senat mit edlem Stolz verworfen, weil es entehrend seyn würde, sich jenes Raubnestes anzunehmen, während man vor Kurzem noch ein ähnliches und den Mamertinern verbündetes Gesindel zu Rhegium mit gerechter Strenge vertilgt habe. Anders aber urtheilte die Volksversammlung, der es ungleich wichtiger schien, Karthago's Macht, die bereits Afrika, Hispanien und die sardinischen und hetrurischen Inseln umklammerte, nicht auch, wenn man Messana ohne Beistand ließ, ganz Sicilien überwuchern zu lassen. So ward denn den Mamertinern Hilfe bewilligt und Roms erster punischer Krieg herbeigeführt.

Appius Claudius erhielt die Leitung dieses Krieges, und seinem Heere ging ein Kriegstribun, gleichfalls Claudius genannt, voraus, um seine neuen Schützlinge zur ungesäumten Vertreibung ihrer karthagischen Besatzung zu ermuthigen. Die Überrumpelung der allzu Sichern gelang vollständig: doch neue karthagische Truppen, zugleich mit einer Flotte, die sich am Vorgebirge Peloros stationirte, schlossen den Platz nordwärts ein, während der König Hiero von Syrakusä anderer Seits, im wieder hergestellten Einverständniß mit Jenen, gleichfalls heranrückte.

Nie noch hatten sich, bis jetzt, die Römer in einer Unternehmung zu Meere versucht; und doch sollten sie es jetzt, um über den Seearm zu setzen, der das feste Land Italiens von Messana trennte, und zwar im Angesichte der zahlreichen und wohlgerüsteten Flotte eines Feindes, dem damals die Herrschaft des Meeres unbestritten gebührte. Sie besaßen zu diesem kühnen Wagniß nicht mehr, als eine geringe Anzahl unbehilflicher Küstenfahrzeuge (naves caudicariae), deren glückliche Anwendung ihrem Heerführer nachmals den Beinamen Caudex einbrachte. Appius nämlich, jene Überlegenheit nur zu wohl erkennend, nahm seine Zuflucht zu einer List, und sich stellend, als kehre er, den Kriegszug aufgebend, mit seinem Geschwader wieder heimwärts, verleitete er die sicher gemachten Karthager, ihre Station für den Augenblick aufzugeben. Doch in der Stille der Nacht wandte er sich abermals gegen Messana, überschritt die Meerenge und betrat, unaufgehalten, Siciliens Boden.

Diese Landung geschah in solcher Nähe vom Lager der Syrakusaner, daß Appius unverzüglich über sie herfallen und nach einem, nicht lange zweifelhaften, Siege sie aus dem Felde schlagen konnte; ja in der folgenden Nacht zog sich Hiero, der sich hier abermals von seinen Bundesgenossen verrathen glaubte, vollends nach Syrakusä zurück, während der siegreiche römische Feldherr in Messana einzog und, als kaum mehr gehoffter Entsatz, mit Jubel empfangen wurde. Noch aber war ein karthagisches Heer zu bekämpfen übrig, das vor der Stadt in einer durch Natur und Kunst fast unangreifbaren Stellung stand. In der That ward der Consul von demselben zurückgetrieben: allein unvorsichtig verfolgt, wandte er sich schnell, und das römische Schwert machte sich den Gegnern in dem Gemetzel so furchtbar, daß sie es nicht wagten, sich wieder im Felde blicken zu lassen, so lange sie Appius in der Nähe wußten.

Dieser benutzte auch seine Vortheile so trefflich, daß er bald auch vor Syrakusä erscheinen durfte, wo es mehrfach zum Handgemenge von wechselndem Erfolge kam und im Ganzen wenig gewonnen wurde. Einst sogar verwickelte er sich eine so mißliche Lage, daß es um ihn gethan gewesen wäre, wenn er Hiero nicht mit gern gesehenen Friedensbotschaften so lange hingehalten hätte, bis er Zeit gefunden, sich aus der Schlinge zu ziehen. Da hiemit der Feldzug zu Ende ging, versah er Messana mit einer starken Besatzung und kehrte nach Rom zurück, wo Seiner ein ausgezeichneter Triumph — der Erste, auf fremder Erde erfochtene! — wartete *). (*Haken.*)

CLAUDIUS (oder Clodius) **Pulcher**, (*Appius*), tritt, als Consul des Jahres 503, in jener Periode des ersten punischen Krieges auf, wo dieser in Sicilien mit steigender Erbitterung geführt wurde und die Römer in der Belagerung von Lilybäum, trotz aller Anstrengungen, eine bedeutende Einbuße erlitten hatten. Es mußte schnell eine Verstärkung von 10,000 Mann dorthin gesandt werden, wohin Claudius, dem Sicilien für seine kriegerische Thätigkeit angewiesen worden, schon vorangeeilt war; laut eben sowol die Anordnungen seiner Vorgänger tadelnd, als die träge Feigheit der Truppen, die sich in Schwelgerei und Wollüsten verzehrt habe. So entwickelte er bereits im Voraus einen Charakter, der an ungestümer Härte, hochfahrendem Übermuth und Stolz auf seine Ahnen, wie auf eignes Verdienst, kaum irgend einem Appier nachstand.

Er begann seine Unternehmungen mit dem, schon früher als unausführbar befundenen Versuch, den Eingang des Hafens von Lilybäum zu verschütten, und mußte bald die Erfahrung der Vergeblichkeit desselben machen, da sich die Tiefe zu bedeutend und die Strömung zu reißend zeigte. Allein, ungeduldig, sich durch einen großen Schlag auszuzeichnen, faßte er stracks den Entschluß, den feindlichen Heerführer Adherbal in Drepanum, wo er denselben in voller Sicherheit wähnte, und bevor dieser noch Kunde von der eben angelangten Verstärkung gewonnen, zu überfallen. Mit 200 Schiffen und der Auswahl von Seeleuten, wie der Landtruppen,

*) *Polyb.* I, 3. 10. 11. — *Zonar.* VIII, 381. 384. — *Liv.* XXXI, 1. — *Flor.* II, 2. — *Frontin.* I, 4.

die, in der, ihnen eröffneten Aussicht auf reiche Beute, voll des besten Willens waren, stach er, unter Begünstigung der Nacht, in See und erschien mit dem frühen Morgen im Angesicht des Feindes. Adherbal war in der That überrascht, aber so wenig entmuthigt, daß er unverzüglich seine Truppen einschiffte und glücklich genug war, die hohe See zu erreichen, wo die leichtere Beweglichkeit seiner Schiffe ihm den Vortheil sicherte, von den schwerfälligern Römern nicht so leicht geentert zu werden.

Während solcher Gestalt die Karthager durch eine, zwischen den Klippen sich öffnende Durchfahrt entschlüpften, war eine Abtheilung der römischen Flotte, bevor sie noch die Absicht jener Bewegung erkannte, von einer andern Seite in den Hafen gedrungen. Allein, indem Claudius sie eilig zurückrief, konnte dieß so wenig ohne einige Verwirrung geschehen, daß der feindliche Admiral über den Rest der Flotte herfallen und sie an die Küste zurückdrängen konnte, wo sie seinen raschen und jeden Augenblick veränderten Angriff je länger desto weniger auszudauern vermochte. Noch kam ein geringfügiger Umstand hinzu, welcher gleichwol nur zu sehr dazu diente, den freudigen Muth der Legionen nieder zu schlagen. Kurz vor Beginn der Schlacht hatten die Auguren, der religiösen Sitte gemäß, die heiligen Hühner beobachtet, und berichteten dem Konsul, daß diese das vorgeworfene Futter, zum unglücklichen Anzeichen, verschmähten: Vermessen erwiederte Appius: „Wollen sie nicht fressen, so mögen sie denn trinken!" und ließ sie ins Meer werfen. Viel zu befangen vom Aberglauben war aber damals der römische Volksgeist, als daß ihm dieß nicht als Frevel hätte erscheinen und er daraus die unglücklichste Vorbedeutung schöpfen sollen.

Fest waren indeß bereits die römischen Schiffe in die Brandung und zwischen den Sandbänken eingeklemmt, wo sie sich weder gegenseitig unterstützen, noch dem Scheitern entgehen konnten. Nicht mehr, als 30, von Appius selbst geführt, entzogen sich diesem Schicksal mit Mühe durch eine eilige Flucht längs der Küste: aber auch sie wären, da sie am feindlichen Hafen von Lilybäum vorüber mußten, dem Verderben schwerlich entgangen, wenn sie sich nicht durch aufgesteckte falsche Siegeszeichen den Schein großer errungener Vortheile gegeben hätten. In die Gewalt des wirklichen Siegers fielen gleichwol 93 Schiffe mit ihren Besatzungen; 8000 Mann blieben oder ertranken, und 20,000 Gefangene wurden nach Karthago abgeführt.

Allein damit waren die Unfälle dieses sicilischen Feldzugs noch keineswegs geendet. Auch der zweite Konsul, L. Junius Pullus, welcher das Ungeschick seines Kollegen ersetzen sollte, war vor Lilybäum nicht glücklicher, wo er zu Land und Meer geschlagen wurde; und noch weniger konnte er den zerstörenden Wirkungen eines Sturmes, den die vorsichtigeren Gegner vermieden hatten, entgehen, wodurch seine Flotte, bis auf zwei Fahrzeuge, zertrümmert und seine Kraft gänzlich gebrochen wurde. Jetzt gerieth auch Rom in gerechte Besorgniß, ohne jedoch den Muth zu verlieren. Unzufrieden mit beiden Heerführern, beschloß man, den Befehl, wie in andern Augenblicken einer öffentlichen Gefahr, in die Hände eines Dictators zu legen.

Die Ernennung zu einer so unbeschränkten Machtvollkommenheit stand gesetzlich nur den Konsuln zu; und nur Appius, obgleich zunächst zu seiner eignen Verantwortung, nach Rom zurück berufen, konnte einen solchen Act vollziehen. Mit Grimm und bitterm Hohn, sowol über sein Mißgeschick, als über seine gesunkene Achtung, im Herzen, that er, was unerhört war: — Er gab Rom einen Dictator aus der Hefe des Pöbels, Namens C. Glaucia, oder Glycias (vgl. den nachfolgenden Artikel Claudius Glycias), den er bisher als Gerichtsboten gebraucht hatte. Allgemein und verdient war der flammende Unwille, womit dieses Possenspiel von Senat und Volk aufgenommen wurde. Die augenblickliche Absetzung eines so unwürdigen Magistrats erfolgte; das Volk forderte ihn vor sich zur Rechenschaft, und er wäre der Wuth desselben schon an diesem Tage schwerlich entgangen, wenn nicht ein plötzliches Sturmwetter die Versammlung vom Forum vertrieben hätte. Atilius Calatinus aber empfing nunmehr, mit besserem Rechte, die Dictatorwürde [1]). (*Haken.*)

CLAUDIUS Glycias oder Glaucia (Cajus), unbeachteter Client und Amtsdiener des Konsuls App. Claudius Pulcher (503), gab in seiner Person das Skandal einer Wahl zum Dictator, wozu Geburt und Verdienste ihn gleich wenig befähigten. (Vgl. den vorigen Artikel). Nach Vernichtung dieser anstößigen Wahl wußte sich gleichwol Claudius, dem es nicht an ausgezeichneten Eigenschaften fehlte, in der Folge durch rühmlichen Kriegsdienst dergestalt aus dem Staube empor zu heben, daß wir ihn (516) als Unterfeldherrn des Konsuls C. Licinius Varus erblicken, der ihn, bis seine eigene Rüstung vollendet worden, mit einer Flottenabtheilung nach Corsica voraus entsandte, welche Insel sich hatte verleiten lassen, die Partei Karthago's zu ergreifen. Angegriffen von dem Ehrgeiz, diese Unternehmung für sich allein zu beendigen, gestand Claudius den Corsen Friedensbedingungen zu, die nachmals dem Konsul so schimpflich dünkten, daß er sie für nichtig erklärte, die Insel mit Waffengewalt unterjochte und, zu einiger Rechtfertigung dieses Verfahrens, den unglücklichen Friedensstifter in die Willkür der solcher Gestalt Getäuschten auslieferte. Edelmüthiger, als Jener, entließen sie denselben ungefährdet nach Rom, wo jedoch der Senat, in strenger Folgerichtigkeit seiner Politik, den unbefugten Unterhändler dennoch im Gefängnisse hinrichten und dessen, von den gemonischen Stufen hinabgestürzten, Leichnam mit eisernen Haken in die Tiber schleppen ließ. Doch spricht Zonaras bloß von seiner Verbannung *). (*Haken.*)

Claudius Marcellus (Marcus), aus der plebejischen Linie der Claudier (s. d. Art. **Marcellus**).

Claudius Marcellus (Marcus), Konsul des Jahres 556 (vgl. d. Art. **Marcellus**).

1) *Polyb.* I, 49 — 53. — *Diodor. Vales.* IV, 270. — *Liv.* epit. 18. 19. — *Flor.* II, 2. — *Eutrop.* II, 15. — *Oros.* IV, 8. — *Cic.* de nat. Deor. II, 7. — *Suet.* Tib. 2. — *Val. Max.* I, 4, 3. VIII, 1, 4. — *Frontin.* II, 13.

*) *Liv.* supp. *Freinsh.* XX, 9. — *Val. Max.* VI, 3, 3. — *Zonar.* VIII, 18.

Claudius Marcellus (Marcus), Konsul des Jahres 701 — und

Claudius Marcellus (Cajus), Konsul der Jahre 702 und 703 (vgl. den Art. Marcellus).

CLAUDIUS Nero (Tiberius). Sein erstes Auftreten als Feldherr in Hispanien (541) gegen Asdrubal, dem er den Einbruch in Italien wehren, und wo er die Scipionen ersetzen sollte, zeugte von eben so wenig Glück, als Vorsicht. Das karthagische Heer, in die Gebirge eingeklemmt, fand sich bereits dergestalt aufs Äußerste gebracht, daß Asdrubal, gegen ungehinderten Abzug, die gesammte Halbinsel zu räumen versprach. Doch während über die Ausführung dieses Vertrags immer neue Anstände von ihm herbeigeführt wurden, fand er die erwünschte Gelegenheit, seine Truppen unbemerkt aus jenen wilden Schluchten heraus zu ziehen und alle Verfolgung der Römer vergeblich zu machen.

Im raschen Wechsel des Glücks war indeß (544) der Konsul M. Claud. Marcellus von Hannibal in Italien am Liris besiegt und, zusammt seinem Amtsgenossen, in der Schlacht geblieben. Der mißliche Stand der Dinge foderte einen Mann von Muth und Energie; und Claudius Nero, als neu erwählter Konsul (545) erhielt die Bestimmung, gegen den furchtbaren Sieger mit einem frisch zusammen gebrachten Heere im Felde aufzutreten. Durch einen glücklich gelegten Hinterhalt gelang es ihm, demselben bei Grumentum in Lucanien eine empfindliche Niederlage beizubringen. Auf seinem Rückzuge verfolgt und bei Venusium erreicht, zog Jener abermals den Kürzern und mußte bis nach Metapontos entweichen, um sich durch die Vereinigung mit Hanno wieder zu stärken.

Sechszehn Jahre hatte indeß Hannibal in Italien schier wie in seinem Eigenthume geschaltet, als des großen Scipio reißende Fortschritte in Afrika, wohin er den Krieg geschickt zu spielen gewußt, das aufgeschreckte Karthago bewogen, seinen Feldherrn aus der Halbinsel zum Schutz des eigenen Herdes zurück zu rufen. Mit unwilliger Sele gehorchte Hannibal einem Gebot, welches alle seine genialen Entwürfe für immer zertrümmerte. Aber auch dort stand er als ein so furchtbarer Gegner gerüstet, daß das römische Volk keinem Andern die Fortsetzung des Krieges, als Scipio's bewährter Einsicht und Tapferkeit anvertrauen wollte, wie geflissen auch die derzeitigen Konsuln (550) sich um diesen Austrag bewarben. Tib. Claudius, der Eine derselben, setzte es gleichwol beim Senate durch, daß auch er mit einer Flotte von 50 Quinqueremen und in gleicher Machtvollkommenheit, wie Scipio, nach Afrika abgehen durfte, nachdem diesem Kriegszuge die früher gelobten feierlichen Spiele und Opferungen vorangegangen waren. Allein in seiner Sele brütete der Neid gegen den größeren Feldherrn, dem er nur beigeordnet worden; und er beeilte sich eben nicht, auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Inzwischen überraschte ihn auf seiner Fahrt ein heftiger Sturm, der mehre seiner Schiffe versenkte und die übrigen so stark beschädigte, daß er sich gezwungen sah, im Hafen von Caralis (Cagliari) auf Sardinien den vollen Winter mit der Ausbesserung der Flotte zu verbringen. Darüber lief auch die Zeit seiner Magistratur zu Ende; er sank wieder zum simpeln Privatmann herab, und ihm blieb nur übrig, seine Flotte ruhmlos in die Tiber zurück zu führen *).

(*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher (Appius), befehligte im 5. Jahre des zweiten punischen Krieges, als Prätor, in Sicilien eine Flotte von 100 Segeln auf der Station von Murgentia, am Ausfluß des Simäthos. Seine Kriegsvorrichtungen waren jedoch den glänzenden Entwürfen seines Oberfeldherrn, des M. Marcellus, untergeordnet, und finden demnach ihre Stelle im Art. Marcellus. In der, von Diesem unternommenen berühmten Belagerung von Syrakusä (538) befehligte Claudius das römische Landheer, während Marcellus dem Platze von der Seeseite zusetzte. Wie kühn, überlegt und beharrlich auch der Angriff war, so entfaltete doch gegenüber insonderheit Archimedes eine so unerschöpfliche Kunst und Kraft des Widerstandes, daß die Belagerung, nach einer achtmonatlichen Dauer, endlich in eine Einschließung verwandelt werden mußte, zu welcher Claudius, bis weit ins folgende Jahr, mit Zweidritteln des Heers zurück gelassen wurde.

Hienächst entließ der Feldherr seinen getreuen Gehilfen nach Rom, um sich in gesetzlicher Weise um das Konsulat des Jahres 540 zu bewerben, welches Diesem auch nicht fehl schlug, und wobei er Q. Fulvius Flaccus zum Genossen erhielt, um einen der thatenreichsten Feldzüge dieses Krieges zu leiten. Alles schien sich um den Gewinn oder die Vertheidigung von Capua, welches sich Hannibal nach der Schlacht bei Capuä in die Arme geworfen hatte, als Mittelpunkt zu drehen. Zu diesem Zwecke führten beide Konsuln ihre Heere in die reichen Gefilde von Campanien, deren Verwüstung stracks einen glücklichen Ausfall der Belagerten zur Folge hatte und eben so schnell auch den karthagischen Feldherrn zum Entsatze herbei zog. Ein Reitergefecht entspann sich, das unentschieden abgebrochen wurde, als eine römische Heeresabtheilung in der Ferne sichtbar ward, welche beide Theile für eine feindliche Verstärkung hielten. Hannibals unbequeme Nähe zu beseitigen, zogen darauf die Konsuln in entgegengesetzten Richtungen von Capua ab. Jener entschloß sich, dem Claudius nach Lucanien zu folgen: doch eine Reihe von künstlichen Märschen und Gegenmärschen brachte den Letztern endlich wieder vor den bedroheten Platz zurück, während der Punier seinen Zeitpunkt ersah, über die vereinzelte Abtheilung des M. Centenius Penula herzufallen und sie zu vernichten.

Das Jahr war abgelaufen: aber beide Konsuln wurden, unter dem Titel von Prokonsuln, in ihrem Heeresbefehl bestätigt, um die Belagerung von Capua, welche Roms Nebenbuhlerin zu werden gedroht hatte, mit eben so viel Nachdruck fortzusetzen (541), als es, verstärkt durch eine karthagische Besatzung, mit Nachdruck vertheidigt wurde. Besonders machte sich bei den häufigen Ausfällen die Überlegenheit der Letzteren an Reiterei bemerkbar, bis die Römer sich durch die Anwendung eines leichten Fußvolks halfen, welches hinter den Reitern auffaß, bis es in der Nähe des Feindes plötzlich herab sprang und zum geschlossenen Angriffe vorrückte. Solcher Ge-

*) *Liv.* XXVII, 35. 42. XXX, 27. 38, 39.

stalt in immer engerm Kreise bedrängt, zeigte sich den Belagerten allgemach der Hunger als noch bedrohlicherer Feind; und Hannibal, eben damals mit Berennung der Burg von Tarent beschäftigt, erhielt die dringende Auffoderung, seinen Schützlingen zu Hilfe herbei zu eilen. Noch zögerte er: aber endlich überwog hier das höhere Interesse, sich alle seine italischen Bundesgenossen geneigt zu erhalten; und mit seinen erlesensten Truppen eilte er in Gewaltmärschen gegen Capua.

Angelangt auf einer Höhe zunächst der Stadt, verständigte er sich mit den Belagerten zu einem gleichzeitigen Angriff gegen die römischen Linien, welche, im ungestümen Angriff, zum Theil auch wirklich durchbrochen wurden und wobei Claudius eine bedeutende Wunde davontrug. Dennoch mußten die Verbündeten mit blutiger Einbuße von dem Versuche abstehen. Allein Hannibal, unerschöpflich an neuen, überraschenden Aushilfen, wandte sich stracks und zog unmittelbar gegen Rom; — entweder um sich der Stadt im ersten unversehenen Anlauf zu bemeistern, oder doch das Belagerungsheer hinter sich drein zu schleppen und solcher Gestalt seinen Freunden Luft zu machen. Auf jeden Fall doch mußte der Feind seine Kräfte theilen und ihm oder den Belagerten eine glücklich zu benutzende Blöße darbieten. Nur freilich durften diese Letztern von seinen Entwürfen nicht ununterrichtet bleiben, wenn die Bestürzung über sein plötzliches Verschwinden sie nicht zu einer unzeitigen Ergebung einschrecken sollte; und er fand auch Gelegenheit, sie insgeheim von seinem Zuge in Kenntniß zu setzen.

In der That auch gerieth Rom bei Hannibals Herannahen in die heftigste Bewegung. Fulvius ward mit dem Kern der Truppen von Capua abgerufen, um die hart gefährdete Hauptstadt zu decken, die den kühnen Gegner bereits dicht unter ihren Mauern erblickte und seinen Händen nur wie durch ein Wunder entrissen ward. Doch mehr auf einen schnellen Handstreich, als auf einen beharrlichen Angriff versehen, mußte der karthagische Heerführer sich bald wieder in das unterste Italien zurück ziehen und fortan das, von Claudius noch immer eingeschlossene, Capua sich selbst und seinem Schicksal überlassen. Noch ward dieser Stadt vom Senat eine unbedingte Verzeihung angeboten, die sie gleichwol im Trotz der Verzweiflung zurück wies. Endlich aber sah sie sich genöthigt, den Siegern die Thore zu öffnen, welche über die Behandlung der Besiegten um Vieles verschieden dachten. Fulvius bestand auf der vollen Strenge, welche das Recht des Stärkeren ihm verlieh: dagegen neigte Claudius sich zur Milde, und wollte die Entscheidung dem Senat anheim gestellt wissen. Ohnehin bedürfte es noch einer Untersuchung, ob sich nicht andre lateinische Städte wenigstens eben so strafbar gemacht hätten; wogegen sein Kollege, vielleicht nicht ohne Grund, bemerkte, dieser Punkt sei viel zu zart, um eine Berührung zu gestatten, wenn nicht alle noch treu verbliebenen Städte dadurch aufgeschreckt werden sollten. Ohne Jenes Wissen und Erwarten sogar ließ Dieser, bereits in der nächsten Nacht, eine große Anzahl der Optimaten von Capua vor sich bringen und erwürgen, und fuhr in diesem blutigen Geschäft sogar dann noch fort, als ihm bereits der Senatsbeschluß, worin jede weitere Maßnahme einer höheren Verfügung vorbehalten wurde, behändigt worden. Capua selbst erwartete nunmehr Untergang und Zerstörung: allein Rom begnügte sich, es seiner Municipalitätrechte zu berauben *). (*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher (Appius), bekleidete das Konsulat des Jahrs 567, ohne bemerkenswerthe Auszeichnung; außer einigen glücklichen Gefechten gegen die Ingauner, einen Volksstamm der Ligurier. Bei der Wahl seines Nachfolgers betrieb er das Interesse seines Bruders Publius Claudius mit einer so über alle Gränzen des Schicklichen hinausgehenden Gefügigkeit bei dem Volke, daß er sich dadurch die verdienten Vorwürfe der Senatoren zuzog. Er selbst ward darauf (568) an die Spitze einer Commission gestellt, welche das politische Betragen des Königs Philipp von Makedonien, in Griechenland selbst, zur Untersuchung ziehen sollte. Sein Benehmen dabei war fest und des römischen Namens würdig †). (*Haken.*)

Claudius Pulcher (Publius), Konsul des Jahres 568.

Claudius Centho (Appius), hielt (578) eine Ovation wegen einiger in Hispanien erfochtenen Vortheile.

CLAUDIUS Pulcher (Cajus), hatte, als Konsul für das Jahr 575, die Provinz Istrien zum Schauplatz seiner kriegerischen Thätigkeit angewiesen erhalten, wo im Jahr zuvor der Konsul A. Manlius Vulso, selbst von seinem Kollegen M. Junius Brutus unterstützt, gegen die aufgestandenen Gebirgsvölker nur mit wechselndem Glücke gefochten hatte. Mit Beginn des Frühlings jedoch erneuerten beide nunmehrige Prokonsuln ihren Angriff mit besserm Glücke; und die gedemüthigte Provinz stand auf dem Punkte, um Frieden zu bitten. Claudius, nicht gesonnen, seinen Vorgängern die Ehre der Beendigung dieses Krieges zu überlassen, beeilte sich, auf diese empfangene Nachricht, noch während der nächsten Nacht, Rom, ohne Erfüllung nur eines einzigen, der, beim Auszuge eines Konsuls üblichen Gebräuche, in stürmischer Hast zu verlassen und, in seiner Provinz, im römischen Lager unerwartet aufzutreten. Stracks auch ward das Heer zu einer Versammlung zusammen berufen, und in einer donnernde Rede schmähte der neue Feldherr das unrühmliche Betragen eben sowol der Truppen, als ihrer Führer, und schloß endlich mit dem Gebot an die beiden Letzteren, seine Provinz auf der Stelle zu verlassen.

Entrüstet erwiederten die schwer gekränkten Prokonsuln, daß sie keine Verbindlichkeit fühlten, die konsularische Machtvollkommenheit in ihm zu ehren, da er, ohne Verrichtung der feierlichen Opfer auf dem Capitol, mit keinem Kriegskleide angethan und von keinen Lictoren begleitet, die Stadt verlassen hätte. Diese Weigerung erfüllte ihn mit Wuth. Er wollte Beide in Fesseln nach Rom senden: allein der Quästor des Manlius, der dieß Gebot vollziehen sollte, verweigerte ihm eben sowol den Gehorsam, als die Truppen sich ihren Feldherrn anschlossen, die Sache derselben für ihre eigene erklärten und

*) *Liv.* XXIV, 34, XXV, 18, 19. XXVI, 4—8. 12, 15. — *Plutarch.* Marcell. — *Polyb.* VIII, 5t5.

†) *Liv.* XXXIX, 32 — 34.

noch lauten Hohn zu dieser Widersetzlichkeit fügten. So sah sich Claudius denn genöthigt, auf dem nämlichen Schiffe, worin er gekommen war, nach Aquileja zurück zu kehren, die ihm nachfolgenden neuen Truppen eben dorthin zu bescheiden, und die Zwischenzeit zur schnellen Wiedererscheinung in Rom und Erfüllung aller versäumten Zeremonien zu benutzen. Drei Tage später war er bereits wieder den Weg nach Istrien zurück.

Hier fand er die beiden Konsuln seit einiger Zeit mit der Belagerung der Feste Nesactia beschäftigt, wohin die Vornehmsten des Landes mit ihrem Könige Epulo sich geflüchtet hatten. Sobald auch nur seine beiden Legionen angelangt waren, entließ er Jene und ihr Heer dieses Geschäfts, und richtete nun selbst seine volle Kraft ins Werk, sich des Platzes mit stürmender Hand zu bemächtigen; zu welchem Ende jedoch zuvor einem Flusse, der die Stadtmauern bespülte und den Belagerten ihr Trinkwasser gewährte, ein neues, ableitendes Bette gegraben werden mußte. Wie dringend aber auch die Noth der Letzteren dadurch werden mochte, so steigerte es doch nur ihre Verzweiflung zu solchem Wahnsinn, daß sie ihre Weiber und Kinder, unbewegt durch deren Jammergeschrei, auf der Höhe der Mauern und im Angesicht des Feindes erwürgten und dann die Leichname zu dessen Füßen hinab stürzten. Gleichzeitig aber erstiegen auch die Belagerer die Zinnen und überwältigten die Besatzung; während der König, um nicht lebendig in ihre Hände zu gerathen, in sein eignes Schwert fiel. Eine unerwartet reiche Beute gerieth hier, wie in noch zwei andern eroberten Plätzen, in Claudius Hände, die er jedoch seinen Truppen überließ. Die Gefangenen wurden als Sklaven verkauft, die Anführer hingerichtet und so die Ruhe Istriens wieder hergestellt.

Mit gleichem Erfolge wandte sich hierauf Claudius gegen die unruhigen Ligurier; schlug sie in einem blutigen Treffen und verdiente sich solcher Gestalt bei seiner Heimkehr nach Rom die Ehre eines zweifachen Triumphs. Doch bald sah er sich genöthigt, den überwundenen Feind nochmals aufzusuchen, ihn zu schlagen und in die unzugänglichen Gebirge zurück zu führen. Vier Jahre später (579) ward derselbe vom Konsul M. Popilius vollends unterjocht und mit aller Strenge des Siegerrechtes behandelt. — Als Censor endlich machte Claudius (584) sich wohlverdient um den Stat durch Mitwirkung zur Anordnung, wodurch die Freigelassenen mit ihrem Stimmrecht auf die vier städtischen Tribus, und zunächst auf die Tribus Esquilina, beschränkt wurden (vgl. d. Art. Tribus). Größern Antheil hieran hatte jedoch sein Kollege T. Sempronius Gracchus, dessen Schwiegervater er war, und durch dessen Einfluß er auch unter die Triumvirn ernannt wurde, um die Vollziehung des wiederhergestellten licinischen Gesetzes zu beschleunigen (619) *). (*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher (Cajus), der Sohn des Vorigen, bekleidete das Konsulat im Jahre 622, während der, durch den älteren Gracchus hochbewegten Zeit, ohne sich jedoch darin weiter auszuzeichnen. (*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher (Appius oder Cajus), ergötzte Rom, als Ädil (653), durch öffentliche Spiele von so prachtvoller Einrichtung, wie bis dahin noch nie gesehen worden. Bewundert waren die dabei zum ersten Male angebrachten Dekorationen der Bühne von so erlesener Malerei, daß die Vögel versucht wurden, sich auf die dargestellten Häuser nieder zu lassen und auf den Zweigen der Bäume zu wiegen. Auch soll er damals zuerst in Rom Elephantenkämpfe im Circus veranstaltet haben. — Im J. 664 bekleidete er das Konsulat †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher (Appius), ward von Sulla zu dem Konsulat des Jahres 673 empfohlen, und späterhin von Lucullus, seinem Schwager, zum Könige Tigranes von Armenien entsandt, um die Auslieferung des geächteten Mithradates zu fodern. Tigranes, durch eigenes Verdienst zum mächtigsten Gebieter des Orients emporgestiegen, besaß einen Herrscherstolz, der ein solches Ansinnen nicht anders als höchlich beleidigen konnte; und das nur um so mehr, da Claudius in der Audienz, die ihm zu Antiochia gewährt wurde, ohne Umschweif erklärte: Er sei gekommen, den überwundenen König von Pontus zur Zierde für Lucullus Triumph, mit sich hinweg zu führen, oder, im Weigerungsfalle, den Krieg zu bringen. Nie noch hatte der Armenier eine so kühne Sprache vernommen; doch bezwang er seinen Zorn und begnügte sich mit der Erklärung, daß er es nie über sich erhalten werde, seinen Schwiegervater zu verlassen. Selbst von der Sitte, wonach Gesandte beschenkt zu werden pflegten, wich er bei dieser Gelegenheit nicht ab, wiewol Claudius seine Gaben zurück wies. Der König sandte ihm noch erlesenere Kostbarkeiten, und der Römer, um in diesem Wettstreit nicht minder edelmüthig zu erscheinen, begnügte sich, einen einfachen Becher auszuwählen.

Im offnen Widerspruch mit diesem Benehmen erscheint, in einer späteren Zeit (698) eben dieser Claudius (wofern nicht die Zeitgeschichte zwei oder gar drei verschiedene Personen dieses viel verbreiteten Namens vermengt, und wir ihn als einen Bruder des P. Clodius annehmen dürfen), als Konsul, von unentschiedenem Charakter, als Anhänger des Pompejus, jedoch nicht ohne sehr selbstsüchtige Rücksichten, zugänglich für Bestechung, aber gern sich mit dem Schein eines strengen Ernstes und feurigen Eifers für Freiheit und Gesetzlichkeit bedeckend. Nach Beendigung seines Konsulats erhielt er Cilicien zur Provinz, wo sein willkürliches und gewaltsames Verfahren das düstre Gegenbild der milden und gerechten Verwaltung Cicero's, seines nächsten Nachfolgers, darbot. Doch aber dieser schneidende Kontrast erfüllte ihn mit bitterm Groll gegen den großen Redner, wie geflissen Dieser auch Alles zu vermeiden suchte, was den Bruder seines Todfeindes noch höher hätte reizen können.

Claudius hatte, bei Endigung seines Prokonsulats, Anspruch auf die Ehren eines Triumphs gemacht, welche ohne Zweifel auch ihre Befriedigung gefunden hätten, wären sie nicht durch die gerichtliche Anklage, welche P. Cornelius Dolabella, um sich im State geltend zu machen, gegen seine frühere Verwaltung erhob, zurückgestellt worden. Da dieser junge Mann sich zu gleicher Zeit um die Hand von Cicero's Tochter Tullia bewarb, so möchte der Zwiespalt zwischen den beiden Konsularen dadurch

*) *Liv.* XLI, 10—13. — *Cic.* de Orat. I, 38.

†) *Plin.* H. N. XXXV, 4. VIII, 7.

leicht zum öffentlichen Ausbruche gekommen seyn, wenn nicht jene Anklage selbst, wie hart sie auch lauten mochte, durch Pompejus geheime Einwirkung, vollkommen nichtig geworden wäre. Der losgesprochene Claudius erhielt zugleich die Entschädigung, mit L. Piso zum Censor ernannt zu werden (702); — Beide merkwürdig vielleicht nur dadurch, daß sie die Letzten waren, welche diese Würde in dem noch freien Rom bekleideten. Außerdem aber affectirte Claudius in diesem Amte eine Strenge, welche eben so wenig zum Geiste jener verderbten Zeit, als zum gar nicht tadelfreien Charakter des Sittenverbesserers selbst, paßte. Ausstoßungen aus dem Senat und aus dem Ritterstande, bald wegen Abstammung von Freigelassenen, bald wegen anbrüchigen Lebenswandels (wie es dem Geschichtschreiber Sallustius begegnete), bald wegen verletzter Augurien (auf deren vollkommene Kenntniß er selbst nicht wenig stolz war), warfen eben sowol ein ungünstiges Licht auf ihn, als sein Eifer gegen den Luxus der Reichen und Großen nur dazu diente, ihn lächerlich zu machen. Sein, von Pompejus geleiteter Angriff gegen den Volkstribun C. Tribonius Curio, Cäsars Günstling, schlug, wie sehr dessen Sitten auch Stoff zur Censur gegeben hätten, durch die Parteiung im Senate gänzlich fehl, und diente nur, so wie ähnliche, übel berechnete Schritte, dazu, die Partei Cäsars durch eine Menge Beleidigter zu verstärken.

Im bald ausgebrochenen Bürgerkriege hielt es Claudius um so mehr mit Pompejus, als er an dessen älterem Sohne einen Tochtermann gefunden. Dennoch beunruhigte ihn der mißliche Ausgang dieser Fehde mehr um seiner selbst, als um der ergriffenen Partei willen; und von jeher auf alle Künste der Wahrsagerei erpicht, begab er sich nach Delphi, in dessen Nähe ihm Pompejus einen Kriegsbefehl zugetheilt, um die Pythia um sein bevorstehendes Los zu befragen. Nur gezwungen ertheilte ihm die Priesterin, deren Orakel bereits immer seltener gesucht wurden, den Ausspruch: „Römer, was kümmert dich dieser Krieg? Dir ist Euböa's Himmel beschieden." — Zufällig aber ward diese Voraussagung in einem ganz andern Sinne, als der Fragende sich geschmeichelt hatte, erfüllt: denn er starb noch vor der pharsalischen Schlacht, nachdem er auf jener Insel erkrankt war †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Pulcher, römischer Prätor (679), befehligte in der Nähe von Capua, als eine Sklavenbande, unter Spartakos Anführung, hier ihre Fesseln brach, die Besatzung überwältigte, und, als der Prätor, um diesen verächtlich scheinenden Haufen schnell zu erdrücken, mit 3000 Mann gegen denselben heran zog, sich in eine feste Stellung auf den Vesuv zurück zog. Gerade aber hier glaubte Claudius sie so sicher umstellt zu haben, daß ihm kein Mann zu entrinnen vermöchte. Er täuschte sich dennoch, da die Eingeschlossenen Mittel fanden, sich an Leitern, die sie aus wilden Weinreben zusammen geflochten, an den steilen Abhängen hinab zu lassen. Ja, er sah sich noch in der [illegible] von [illegible] fallen und schimpflich aus [illegible]. [illegible] es ihn treffen, daß, auch [illegible], [illegible] führer gegen diesen, sich täglich, [illegible], um nichts glücklicher waren, und [illegible] ners, wie Crassus, bedurfte, um endlich [illegible] Leben das Feld zu räumen *). (*Haken.*)

Claudius Drusus Nero (Tiberius), [illegible] Claudius Nero (Tiberius) und Augustus [illegible] (vgl. den Art. Tiberius).

Claudius Drusus (Nero), des Vorigen [illegible] (vgl. den Art. Drusus).

Claudius Pulcher (Appius), Konsul des Jahres 714, wird gleichwol in den Ereignissen dieser thatenreichen Zeit weiter nicht erwähnt.

Claudius Marcellus, Augusts Adoptiv-Sohn und Neffe (vgl. den Art. Marcellus).

Claudius (Cajus), war unter der Zahl der vier jungen Patricier, welche Augustus, als Theilnehmer an den Ausschweifungen seiner Tochter Julia, zu lebenswieriger Verbannung verurtheilte †) (vgl. d. Art. Julia).

CLAUDIUS, der vierte Cäsar auf dem römischen Herrscherthrone. Sein vollständiger Name lautete: Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus. Den letzten Beinamen erhielt er von seines Vaters Siegen gegen die Teutschen: denn Nero Drusus, der Sohn der Livia, war sein Vater; seine Mutter Antonia; der edle Germanicus sein älterer Bruder. Er ward zu Lyon (744 n. R. Erb. und 9 vor Chr. Geb.) geboren und verlor seinen Vater noch als Kind. Seine Jugend verging unter anhaltender und harter Kränklichkeit; und wenn er gleich in spätern Jahren zu mehr Körperkraft gedieh, so erlag doch frühzeitig sein Geist unter jenen störenden Einflüssen, und blieb Lebens lang unmündig und verkrüppelt. Seine eigene Mutter nannte ihn darum auch eine, von der Natur verwahrlosete, Mißgeburt, und auch Livia fällte über diesen Knaben kein milderes Urtheil; wogegen doch August, wenn auch nicht von seinem Verstande, doch von seinem Herzen etwas günstiger dachte. Man betrachtete ihn daher in der cäsar'schen Familie als einen Makel, den man den Blicken der Menge nach Möglichkeit zu entziehen habe. Ungefeiert ging daher auch der Zeitpunkt, wo er die Toga anlegte, vorüber. Anstatt ihn also nunmehr die verschiedenen Stufen der Statswürden schnell ersteigen zu lassen, wo er sich durch Ungeschick des Betragens dem Spott der Menge bloß gestellt haben würde, blieb er fortwährend unter fremder Zucht und von einem rohen Aufseher hart und unfreundlich behandelt. Aber auch seine späteren Gesellschaften fand Augustus übel von ihm gewählt, indem er die Manieren derselben aufs unglücklichste nachahmte.

Bei Allem dem zeigte Claudius eine Liebe für die Wissenschaft, der in ihrem angestrengten Eifer nur ein empfänglicherer Geist mangelte, um irgend eine gedeihliche Frucht zu bringen. Unglücklich in seinen Redeü-

†) *Plutarch.* Lucull. — *Cic.* epp. III, 7. V, 16. VIII, 14. — *Dio* XL. — *Lucan.* V. — *Val. Max.* I, 8, 10. — *Oros.* VI, 15.

*) *Plutarch.* Crass. — *Appian.* de bell. civ. I, 704. — *Flor.* III, 20. — *Liv.* epit. 95. — *Oros.* V. 24.

†) *Vellej. Paterc.* II, 100.

bungen, die ihn durch Stottern und Verwirrung nur lächerlich machten, machten alle seine literarischen Beschäftigungen nur einen Pedanten und Sylbenkrämer aus ihm, der sich mit der großen Erfindung von drei neuen Buchstaben brüstete, mit welchen er das römische Alphabet bereichert zu haben vermeinte. Läppisch und unbedacht im Reden, verläugnete er diesen Mangel an Urtheilskraft auch nicht in seiner Schriftstellerei, womit er sich bis ins Alter eifrig befaßte, ohne bei dem ängstlichen Haschen mehr nach zierlichen Phrasen, als nach Mark und Kern, irgend ein Glück darin zu machen. Mit nicht minderer Vorliebe betrieb er die griechische Literatur: aber überall blickte der befangene Kleinkrämer in der Gelehrsamkeit hindurch; und in diesem, wie in so manchem andern charakteristischen Zuge, wird man veranlaßt, in ihm das auffallend ähnliche Gegenstück zu König Jakob I. von England zu suchen.

Von Tiberius erhielt Claudius, damit doch irgend Etwas zu seiner Auszeichnung gethan zu seyn schiene, die Ehren des Konsulats; als er aber auch auf die wirkliche Ausübung dieser Würde drang, wies ihn der Imperator, gleich einem Kinde, durch das Geschenk von einigen Goldstücken in seine geziemenden Schranken zurück; auch fruchtete diese etwas derbe Lection so gut, daß Claudius sich nunmehr ganz ins Privatleben in seine Gärten und dann auf eine einsame Villa in Campanien zurück zog, wo er sein Daseyn, in der schlechtesten Gesellschaft, als Spieler und Säufer, schier vergessen hinschleppte. Zwar stand er im Geburtsrange immer noch zu hoch, als daß die feile Schmeichelei des Senats es versäumt hatte, ihn von Zeit zu Zeit für öffentliche Ehrenbezeigungen in Vorschlag zu bringen: allein Tiberius selbst hielt es für angemessener, sie, ihrem größeren Theile nach, seines notorischen Blödsinns wegen, abzulehnen. Doch empfahl er ihn zuletzt noch in seinem Testamente der Gunst des Heeres, des Senats und des Volkes.

Freundlicher sah sich Claudius von Caligula, in dessen besserer Periode, behandelt: denn Dieser fand minderes Bedenken, ihn zu einigen Statsämtern hervor zu ziehen, indem er ihn sofort, als seinen Gehilfen, das Konsulat auf zwei Monate verwalten ließ; welche Auszeichnung sich im vierten Jahre darauf wiederholte. Desto abschätziger aber ward er oft in des Kaisers Privatumgange behandelt, wo allerlei muthwillige Kurzweile auf seine Kosten den Geistesarmen erwartete, wovon Sueton einige ergötzliche Beispiele anführt. Wäre aber nur seine Stellung bei einem so launenhaften Despoten bloß erniedrigend, und nicht selbst mit Gefahren aller Art verbunden gewesen! Mehr denn Ein Mal war er bald der Gegenstand von den Verleumdungen und Anschwärzungen seiner eigenen Hausgenossen, bald persönlicher Mißhandlung und Beschimpfung, die sein Leben bedrohten; und wirklich fand er seine fortdauernde Verschonung nur in seiner gänzlichen Nullität, die dem Kaiser einen unerschöpflichen Stoff für dessen Spott- und Lachlust gewährte. Selbst was dem Unglücklichen scheinbar zur Ehre geschah, wie z. B. die ertheilte Priesterwürde, kostete ihn, nach damaliger Hof- und Tagessitte, so hohen baren Preis, daß sein mäßiges Vermögen dazu nicht ausreichte und der unerbittliche Fiscus seine Habe öffentlich anschlagen ließ.

So hatte Claudius bereits bis in sein 50. Lebensjahr mühselig vegetirt, als Caligula für eine nicht länger zu erduldende Tyrannei blutig endete. Jener, obwol von den Verschwornen absichtlich entfernt, befand sich doch nahe genug im Palaste, um den Tumult und das Geschrei, welches ein so schrecklicher Vorgang erregte, zu vernehmen. Furchtsam von Natur über jede Beschreibung, verbarg er sich hinter einem Thürvorhang, unter welchem aber seine hervorragenden Füße ihn einem Prätorianer, der sich in den Gemächern umher trieb, verriethen. Er mußte sich nennen; und in heller Todesangst, des Dolchstichs gewärtig, begrüßte Jener ihn plötzlich als Cäsar und zog ihn in die Mitte seiner Kameraden, die dem Rufe frohlockend beifielen, weil sie ungesäumt eines neuen Herrschers zu bedürfen glaubten. So ward er, sich selbst noch immer seines Lebens verzichtend und von allen Begegnenden als ein unschuldiges Schlachtopfer bedauert, auf ihren Schultern in einer Sänfte hinaus in ihr Standlager getragen.

Noch rathschlagte seiner Seits der Senat, wie der große Moment der Erlösung vom Tyrannenjoch für die Herstellung der alten republikanischen Verfassung zu benutzen sei: aber der alsbald aufgährende Zwist der Parteien ließ es darüber zu keiner Einigung kommen, und die winkende Gunst des Geschicks ging unwiederbringlich verloren. Hingehalten und getäuscht durch des Königs Herodes Agrippa Ränke, der, unter dem Schein des Vermittlers, den schwachen Claudius heimlich ermuthigte, keck nach der Krone zu greifen, mußte der eingeschüchterte Senat der Nothwendigkeit gehorchen, als Volk und Heer, die eines Herrsches nicht entbehren zu können glaubten, ungestüm auf diesem Sproß des cäsarischen Hauses bestanden. So suchte denn der Senat seinen neuen Herrn im Lager auf, wo die Prätorianer ihm bereits den Treueid geschworen, dagegen aber, Kopf für Kopf, die Zusage eines Geschenks von 15 großen Sestertien (600 Thlr.) empfangen hatten; — zum ersten verderblichen Beispiel für die nachfolgenden Kaiser, welche auf diese Weise den ersten Thron der Welt verkäuflich machten.

Auch auf dieser glänzenden Höhe konnte indeß ein Wesen, wie Claudius, nur eine fast willenlose Gliederpuppe seyn, die von seinen nächsten Umgebungen — Weibern, Eunuchen und Freigelassenen — nach Willkür in Bewegung gesetzt und auf eine, bis dahin unerhörte, Weise gemißbraucht wurde. Mochte sein, sich selbst überlassener Wille von Natur auch gut, oder doch wenigstens unschädlich seyn, so stand er doch so unbedingt unter dem Einfluß seiner eigenen Schwäche, daß er eben so wenig an dem selteneren Guten, als an dem unzähligen Bösen, was jene Günstlinge ersannen und in seinem Namen verübten, einen entschiedenen Antheil hatte. Ungescheut bemächtigten sie sich der Zügel der Herrschaft und aller Zweige der Verwaltung, während sie ihm sorgfältig den Genuß ließen, seine kleinlichen Leidenschaften ungestört zu befriedigen. Um den Schwachsinnigen zu jedem noch so gewaltsamen Schritte, der ihren besondern Absichten entsprach, hinzureißen, bedurfte es nur, ihm einen ent-

fenen Anschlag gegen sein Leben vorzuspiegeln; und der Beschuldigte war ohne Rettung verloren!

Noch von einem bessern Genius geleitet, ließ es Claudius seine erste Regentenhandlung seyn, eine allgemeine Amnestie wegen des so eben vom Senat gewagten Versuchs zu Wiedererweckung der Republik auszusprechen. Nur Chärea, der Mörder Caligula's, und Lupus, der sich mit Cäsonia's Blute befleckt, waren, als Frevler gegen die geheiligte Person der Regenten, von dieser Verschonung ausgenommen; und nicht minder traf die Verurtheilung einige ihrer untergeordneten Gehilfen, in dem Wahne, daß sie auch Claudius selbst in ihre blutigen Plane einbegriffen gehabt. Übrigens bezeigte er gegen das Andenken und die Verordnung seines Vorgängers mindere Ehrfurcht, als gegen die öffentliche Verehrung der übrigen Ahnen seines Hauses. Er selbst hätte als ein Muster von Bescheidenheit (wenn nicht von Indolenz vielmehr) gelten mögen, da er, sogar mit Enthaltung von dem Imperatortitel, jede übertriebene persönliche Auszeichnung verschmähte und selbst das furchtbare Majestätsgesetz außer Wirkung setzte; während er dem Senat die geflissentlichste Achtung zu beweisen schien und Rücksichten und Gefälligkeiten von demselben erbat, die er, als unumschränkter Gebieter, wol hätte fodern können. Nicht minder befliß er sich, wo er öffentlich erschien, einer Popularität und guten Laune, welche nicht verfehlen konnte, ihm die Herzen der Menge zu gewinnen. Vier Mal bekleidete er sich mit dem Konsulat und zwei Mal mit der Censorwürde; so wie er auch die richterlichen Geschäfte fleißig verwaltete, ohne sich jedoch sonderlich an die bestehenden Gesetze zu kehren, sondern bald der Stimme der Billigkeit, bald seiner verschrobenen Ansicht Gehör gebend, bald die Einsicht eines Solon verrathend, bald mit der lächerlichen Einfalt eines Blödsinnigen urtheilend. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er durch solche Widersprüche der Spott aller Parteien wurde und selbst die Sachwalter sich auf alle Weise in Reden und Handlungen über ihn lustig machten.

Leicht ermißt sich, daß einem solchen Charakter kein kriegerisches Talent zugetheilt seyn konnte; und wirklich auch unternahm er, von kindischer Eitelkeit gespornt, nur einen einzigen, wenig bedeutenden, aber mit gewaltigen Zurüstungen eingeleiteten Feldzug gegen die, seit Jul. Cäsars Zeiten unangefochten gebliebene britannische Insel, welcher durch die Einheit und Beharrlichkeit seiner Unterfeldherrn mit völliger Unterwerfung und späterhin mit Verwandlung derselben in eine römische Provinz endigte. Er selbst verweilte nur 16 Tage und ohne irgend eine ausgezeichnete Verrichtung auf diesem neu gewonnenen Boden und erschien noch vor Verlauf von 6 Monaten wieder in Rom, um hier einen prachtvollen Triumph zu feiern und sich den Ehrennamen Britannicus beilegen zu lassen. Früher schon war Mauritanien zu einer römischen Doppelprovinz umgestaltet worden, und S. Galba hatte in glücklichen Kriegszügen gegen die Katten, so wie P. Gabinius gegen die Chauzen gefochten. Doch konnte seine Regirung überhaupt für eine friedliche gelten.

Unter den Gegenständen der innern Verwaltung leuchtete ihm die Verproviantirung Roms als besonders dringend ein, und machte noch mehr den Gegenstand seiner angelegentlichen Sorge aus, seit, nach mehren Jahren von Mißwachs, das hungernde Volk ihn, unter bittern Vorwürfen, mit nachgeschleuderten Brotbrocken vom Forum jagte, so daß er sich kaum durch eine Hinterthür in den Palast zu retten vermochte. Manche seiner Edikte und Verordnungen, deren er einst 30 an einem Tage erließ, athmeten, indem sie sich über wichtige und gemeinnützige Gegenstände in Krieg und Frieden verbreiteten, einen sehr gesunden Sinn und reines Wohlwollen; während gleichzeitig andre nur aus dem Gehirn eines Träumers und Wirrkopfs entsprungen zu seyn schienen oder die kleinlichsten Dinge mit einer lächerlichen Wichtigkeit behandelten. So konnte ihm das Volk für die Verleihung des Rechts der lex Papia Poppaea, an die römischen Bürger, des Jus Quiritium an die Lateiner, des Jus quatuor liberorum an die römischen Frauen, und die Sachwalter für die Feststellung einer Sporteltaxe sich nur verpflichtet erkennen: aber Spott und Unwillen mußte es erregen, wenn er mit gleichem Ernst die römische Welt ermahnte, ihre Weingefäße wohl auszupichen, weil eine reichliche Lese bevor stände. — Öffentliche Bauwerke und Denkmale, wodurch sich Regenten am sichersten verewigen, waren auch seiner Regirung nicht ganz fremd. Aquäducte, Kanäle, Hafenbauten zu Ostia und die versuchte, aber erst durch Hadrian vollendete, Ableitung des Fuciner Sees, an welcher 30,000 Menschen 11 Jahre arbeiteten, bezeugen den, auch unter einer solchen bestandlosen Verwaltung nicht ganz erstorbenen Sinn der alten Volksgröße. Allein gegen eben dieß Volk durfte auch ein Claudius nicht zurück bleiben in verschwenderischen Spenden und neuen großartigen Schauspielen und Fechterkämpfen bei feierlichen, zum Theil wunderlich herbei geführten Veranlassungen und in eben so wunderlicher Weise der Ausführung.

Werthlos als Regent auf dem Throne, stellte Claudius ein noch weit abschätzigeres Bild als Gatte und in seinem Hause auf. Zwei Mal war er in seiner frühesten Jugend verlobt, mit Augusts Urenkelin Ämilia Lepida, der er, um der Ungunst ihrer Ältern willen bei dem Imperator, noch vor der Vermählung wieder entsagen mußte, — und mit Livia Medullina Camilla, welche ihm der Tod als Braut entriß. Der Plautia Urgulanilla zuchtlose Sitten, obwol sie ihm den Drusus und die Claudia zu Kindern gab, schienen ihm sein Leben zu bedrohen und bewogen ihn eben sowol zur Auflösung dieser dritten Verbindung, als ein unbedeutendes Mißverständniß zur Scheidung von Älia Petina, seiner vierten Gemahlin und der Antonia Mutter. Schlimmer aber fuhr der Schwachkopf gleich darauf mit Valeria Messalina, deren Namen sogar, als nie übertroffenes Ideal jeder unzüchtigen Ausschweifung der schamlosesten Art, sprichwörtlich geworden ist. Von ihr wurden ihm Octavia u. Germanicus (dem er nachmals den Namen Britannicus abtrat) geboren. Nicht nur verstanden sie die Kunst, ihn uneingeschränkt zu beherrschen, sondern auch sein gutmüthiges Vertrauen gegen ihre täglichen Untreuen und Orgien zu verblenden. Ja, endlich dieses, allerdings doch auf die Länge gefährlichen, Verhältnisses, wie des tief verachteten Gatten, überdrüssig, that sie, mit schier unbegreiflicher Rücklosigkeit, einen entscheidenden Schritt, um Jenen in sein Nichts

beciller Hand nur Unglückliches oder Schmähliches zufließen konnte. Hätte der Regirungsmaschine nicht die ganze unzuberechnende Kraft eingewohnt, welche Augustus Scharfsinn ihr verliehen: so müßten alle Räder derselben, unter so gänzlich ermangelnder oder gar verkehrter Leitung, nothwendig aus einander gefallen seyn. Dennoch war nach zwei so widersinnigen Regirungen, als Caligula und Claudius darboten, der Gipfel des öffentlichen Elends noch nicht erreicht: sondern erst Nero's, sich an sie anschließendes, Zeitalter sollte der Welt zeigen, bis zu welcher Höhe Sittenlosigkeit, Schlechtheit und entschiedenste Mißachtung aller besseren menschlichen Gefühle vom Throne herab es zu treiben vermöchten.

Mehre Tage noch ward Claudius Tod geheim gehalten, bis Nero's Erhebung auf jede Weise gesichert worden. Sein Leichenbegängniß, verbunden mit seiner Apotheose, erschöpfte jedes Maß von Pracht und Aufwand. Die letztere — ohnehin zu einem leeren Scheingepränge herabgesunken — ward zwar in einer von seines Nachfolgers ausschweifenden Launen widerrufen: doch späterhin ließ Vespasians Dankbarkeit gegen das Andenken seines Wohlthäters sie wieder in ihre früheren Rechte treten.

Claudius war stattlich von Figur und ein schöner Römerkopf von Ausdruck und Würde, so lange er schwieg oder keine Leidenschaft seine Züge entstellte. Alle Laster und Untugenden eines verzärtelten Fürsten und eines verderbten oder verlebten Wüstlings und Schwelgers (Päderastie ausgenommen) waren ihm eigen geworden, ohne durch irgend einen wahren Vorzug des Geistes und Herzens vergütet zu werden. Im Taumel der Sinnlichkeit untergegangen, konnte sein Geist sich nie zu einiger Energie erheben; was jedoch keinesweges die ungestümsten Ausbrüche einer blutdürstigen Grausamkeit ausschloß, die, an den Anblick von Tyrannen-Willkür von Jugend auf gewöhnt, keines Menschenlebens achtete. Feigste Furchtsamkeit, mit unaufhörlichem Mißtrauen verbunden, ward ein Grundzug seines Charakters. Sie beraubte ihn, so oft sie nur auf das Entfernteste geweckt ward, im lähmenden Schrecken jeder vernünftigen Besinnung und vertilgte jede bessere Empfindung seines Herzens, indem sie ihn zum starrsten Egoisten machte. Jede ihm angebrachte Entdeckung, — ja, jedes noch so ungegründete Gerücht einer Verschwörung gegen sein Leben entlockte ihm Thränen und Wehklagen, zusammt dem Entschlusse, sich des Regiments, dessen Bürde er nur zu gewichtig empfand, zu begeben. Fühlte er sich jedoch durch das Zureden seiner Umgebungen nur einiger Maßen wieder ermuthigt, so folgten bei dem Feiglinge auch stets die Ausbrüche einer schnellen und blutigen Rache. Einiger Maßen zwar mochte diese unmännliche Scheu durch einige, wirklich Statt gefundene meuchlerische Versuche gegen sein Leben gerechtfertigt werden; allein er hatte stets das Glück, ihnen zu entgehen; und selbst ein bedeutenderer Aufstand des Furius Camillus Scribonianus in Dalmatien ward bereits nach 5 Tagen erstickt.

Als Mensch, als Völkerhirte und als Gelehrter gleich sehr ohne Werth, mußten so große Schwächen, von einem so hohen Standpunkte herab, der Welt nur um so bemerkbarer werden und zugleich der Satire einen unwiderstehlichen Reiz erregen, ihre Geißel zu schwingen: denn nur so erklärt es sich, wie der, mit aller Philosophie seiner Zeit genährte Seneca, es über sein Dankgefühl für die Zurückberufung aus dem Exil in Corsica und die ehrenvolle Bestellung zu Nero's Erzieher abgewinnen konnte, seinen Wohlthäter noch im Grabe in der, eben auch nicht meisterhaften, Apocolocynthosis Claudii Caesaris mit der scharfen Lauge des Spottes, bis zum Überschwang, unedelmüthig zu mißhandeln *). (*Haken.*)

Claudius Drusus (Nero), (vgl. den Art. Nero).

CLAUDIUS Senecio, der Sohn Eines von Cäsars Freigelassenen, aber edel erzogen, gab sich mit Otho, einem andern jungen Patricier, zum Vertrauten in Nero's Liebschaft zu der schönen Freigelassenen Acte her, welche der Imperator ohne Mitwissen seiner eifersüchtigen Mutter Agrippina zu betreiben wünschte †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Timarchus, gehörte, unter Nero's Regirung, zu den reichen Provinzialen, die so gern auf den Schultern ihrer geringeren Landsleute empor steigen. Er war auf der Insel Kreta begütert und hatte die dünkelvolle und den Senat beschimpfende Äußerung verlauten lassen: daß es nur auf ihn ankomme, ob die Prokonsuln, wenn sie von der Verwaltung der Insel heimkehrten, einen öffentlichen Dank für dieselben zu empfangen hätten. Dieserhalb beim Senat angeklagt, ward er zwar von Kreta hinweg gewiesen: allein zu gleicher Zeit wußte auch Pätus Thrasea ein Dekret zu erwirken, wodurch dem Mißbrauch solcher öffentlichen Belobungen kräftig gesteuert wurde [1]). (*Haken.*)

CLAUDIUS Demianus, ein Freigelassener, wurde von Nero auf freien Fuß gestellt, um als Zeuge gegen L. Vetus, seinen Herrn, aufzutreten, der ihn, als Prokonsul von Asien, wegen eines Kriminalverbrechens hatte in Ketten legen lassen [2]). (*Haken.*)

CLAUDIUS Apollinaris — Claudius Faventinus — Claudius Julianus. Diese drei Namen mögen hier kurz zusammen gefaßt werden, da sie, in ihrer flüchtigen Erscheinung in der Geschichte, in gleicher Berührung zusammen treffen. — In dem kritischen Zeitpunkte, wo Trägheit und Mißverhalten die allgemeine Unzufriedenheit gegen Vitellius zu offner Empörung drängten, befehligte Apollinaris die Flotte bei Misenum — Einer von jenen unentschiedenen Charakteren, die weder fest in der Treue, noch kräftig im Verrath zu seyn vermögen. Um so leichtern Eingang fand Faventinus mit seinen Verführungskünsten bei den Seetruppen; ob zwar nur ein simpler Centurio, und sogar von Galba schimpflich entlassen, aber jetzt auf selbstgeschmiedete, ermunternde Briefe von Vespasianus sich stützend. Noch vor Kurzem erst hatte Julianus jene Flotte in einer milden Weise befehligt; und so hielt ihn Vitellius gerade für den rechten Mann, die empörten Gemüther dort wieder zu besänftigen, indem er ihm zugleich einige zusammen geraffte Truppen von Rom

*) *Sueton.* Claud. — *Tacit.* Ann. XI. XII. — *Dio Cass.* LX. — *Eutrop.* VII, 8. — *Aurel. Vict.* de Caes. 4. — *Joseph.* Antiqu. XIX, 1 ff.

†) *Tacit.* Annal. XIII, 12.

1) *Tacit.* Annal. XV, 20—22.

2) *Tacit.* Annal. XVI, 10.

mit auf den Weg gab. Aber auch Julianus erklärte sich, nach Vereinigung der Land- und Seemacht, alsbald für Vespasians Sache und besetzte Terracina, wodurch der Aufstand sich in ganz Campanien verbreitete *). *Haken.*)

Claudius Civilis (vgl. d. Art. Civilis).

CLAUDIUS Labeo. In dem Treffen, worin Civilis (vgl. diesen Art. oben S. ...) zuerst und in siegreicher Weise gegen Rom die Unabhängigkeit seiner batavischen Landsleute zu erkämpfen versuchte, befehligte Claudius Labeo die batavische Reiterei des römischen linken Flügels, welche während des Gefechts zu ihren Landsleuten überging und die Waffen gegen die Legionen richtete. Er war schon früher Civilis Nebenbuhler in der Volksgunst gewesen; und diese wollte der Letztere eben so wenig durch dessen Tod aufs Spiel setzen, als durch sein Verbleiben den Keim neuer Mißhelligkeiten hervor rufen. Civilis ließ ihn daher zu den verbündeten Friesen abführen: doch späterhin fand Claudius Gelegenheit, sich von hier zum römischen Feldherrn Vocula nach Köln zu flüchten, den er, bedroht von Civilis, wie von dem Aufstande der Gallier, in hohem Bedrängnisse fand. Jener verhieß ihm nichts Geringeres, als die Rückkehr des größeren Theils der Bataver unter das römische Schutzbündniß, wenn der Feldherr ihn dahin geleiten lassen wolle. Dieß geschah: allein er fand nicht den gehofften Eingang und mußte sich begnügen, einige andre Scharen aus den angränzenden Gebieten auf seine Seite zu ziehen, mit denen er, als Parteigänger, gegen die Caninefaten und Marser, Civilis Verbündete, auftrat.

Eben damals stand Civilis, als Meister von Köln, in der Sonnenhöhe seines Glücks und wandte seine Waffen zunächst gegen diese, noch durch die Tungrer vermehrten, ungeregelten Scharen, mit welchen Claudius eine feste Stellung an der Mosel genommen hatte und die hinüberführende Brücke so lange standhaft vertheidigte, bis die Germanen den Fluß durchschwammen und ihm in den Rücken fielen. Zugleich sprengte Civilis, im kühnen und vielleicht vorbedachten Anlauf, mitten unter die Tungrer, und erklärte, wie weit er davon entfernt sei, einen Eroberungskrieg zu führen; er wünsche vielmehr, sie als Verbündete zu gewinnen, möchten sie ihn nun zum Führer wählen, oder in ihren Reihen kämpfen lassen. Dieser Versuch wirkte auch so vollkommen, daß stracks alle Schwerter in die Scheide fuhren und Claudius sein Heil in augenblicklicher Flucht suchen mußte. Er entkam, wiewol sein Gegner wichtigere Unternehmungen hintansetzte, um sich seiner zu bemächtigen, oder doch ihn unschädlich zu machen. †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Victor, des Civilis Schwestersohn, befehligte, mit Julius Maximus, die erlesenen Truppen und germanischen Hilfsvölker, womit jener sie gegen den römischen Feldherrn Dillius Vocula entsandte. Auf dem Marsche plünderten sie das Winterlager der Reiter zu Asciburgum und überfielen dann die Legionen so plötzlich, daß diese kaum Zeit und Raum zur Gegenwehr gewannen und das Treffen, ohne die gelegene Erscheinung neuer gallischen, noch von Galba eingeübter Cohorten, in eine völlige Niederlage ausgeartet seyn würde (vgl. d. Art. Civilis) [1]). (*Haken.*)

CLAUDIUS Sagitta, der kühne Rathgeber des L. Piso, unter Vespasians Regirung, welcher ihn zu bewegen suchte, sich in Gallien an die Spitze der alten vitellianischen Truppen zu stellen (vgl. den Artikel L. Piso) *). (*Haken.*)

CLAUDIUS Sanctus, stand an der Spitze der 13 Legionen, als Civilis und Classikus das röm. Standlager zu Castra Veterum zu einer schimpflichen Ergebung gezwungen hatten. Diese Niederlage konnte nicht verfehlen, auf alle römische Besatzungen am Niederrhein mit lähmendem Schreck zu wirken und sie einzig auf Rettung und sichern Abzug bedacht zu machen. Claudius, am Auge auf eine scheußliche Art verwundet, war um so weniger irgend eines männlichen Entschlusses mächtig und verstand sich gern dazu, binnen einer bestimmten Frist sich von Novesium (Neuß) nach Trier, wohin die Sieger ihn wiesen, zu entfernen. Mit meisterhaftem Pinsel schildert Tacitus die mannichfachen geistigen Erscheinungen, welche eine solche traurige Nothwendigkeit unter diesen Truppen erzeugte, so wie den niederschlagenden Anblick, den dieser schmachvolle Zug gewährte, dem sich noch eine zweite Legion, in ähnlicher Lage, anschloß, und der solcher Gestalt auch Trier erreichte, während ein Theil der Reiterei, länger nicht fähig, den höhnenden Volksjubel zu ertragen, selbst gegen Claudius Verbot, sich durchschlug und Moguntiacum (Mainz) glücklich erreichte †). (*Haken.*)

CLAUDIUS Gothicus (Marcus Aurelius), der zweite römische Kaiser dieses Namens, stammte aus Dardanien, einem Landstriche Mösiens, aus der untern Volksklasse und dankte alle seine Ehren und Würden ausschließlich seinem persönlichen Verdienste. Begabt mit ungewöhnlicher Leibesstärke, lag ihm die kriegerische Laufbahn zu nahe, um sich in ihr nicht vorzugsweise zu versuchen. Muth und Entschlossenheit verschafften ihm auch bald unter dem Kaiser Decius Auszeichnungen durch goldene Ketten und Armspangen; und noch besser erkannte Valerianus seine höheren Eigenschaften, indem er ihn nicht nur zum Tribun der 5. Legion ernannte, sondern auch der höchsten Statsämter würdig erklärte. Diese gute Meinung bethätigte der Regent auch wirklich durch Claudius Anstellung als Feldherrn der gesammten römischen Kriegsmacht in Illyricum, welches damals alle Provinzen an der untern Donau begriff und der nachdrücklichsten Vertheidigung gegen die einbrechenden nordischen Völkerstämme vorzüglich bedurfte. Reiche Einkünfte waren mit diesem Posten verbunden, und in der Ferne winkte die Ehre des Konsulats — das höchste Ziel des Ehrgeizes eines römischen Unterthanen in friedlichen Zeiten.

Allein gerade damals wand sich das Römerreich in den furchtbarsten inneren Krämpfen. Valerianus war dem Perser Sapor erlegen und schmachtete als dessen Gefangener. Sein Sohn und Mitregent, Gallienus, miß-

*) *Tacit.* H. III, 57.
†) *Tacit.* H. IV, 18. 56. 66. 70.

1) *Tacit.* H. IV, 33.
*) *Tacit.* H. IV, 49.
†) *Tacit.* H. IV. 62.

brauchte die Vorzüge des Geistes, womit die Natur ihn reichlich ausgestattet, zum schrankenlosen Genusse jedes sinnlichen Vergnügens und mit einer Sorglosigkeit gegen die Bedrängnisse des Stats, welche allein nur von seiner launischen Willkür und fühllosen Grausamkeit übertroffen wurde. In allen Provinzen des Reichs warfen sich, entrüstet oder ermuthigt durch die schlaffe Verwaltung, Empörer zu Gegenkaisern auf, die, obwol die Geschichte eigentlich nur 19 derselben aufzählt, gewöhnlich den Gesammtnamen der 30 Tyrannen führen, und die, obgleich mit mehrer oder minderer Mühe unterdrückt, doch der Wohlfahrt des Reichs die verderblichsten Wunden schlugen; hätten auch nicht zahlreiche Barbarenschwärme sich aus dem Pontos Euxinos mit unwiderstehlicher Gewalt hervor ergossen, um die Küsten und Inseln Kleinasiens und Griechenlands schonungslos zu verheeren.

Ein Mann, wie Claudius, war dem Regenten in einer so bedrängten Zeit zu nothwendig, um entbehrt zu werden: aber die gute Meinung und die treue Anhänglichkeit desselben für Gallienus auch zu schwer zu gewinnen, um diesem Schwächlinge nicht furchtbar zu erscheinen. Es ist noch ein Schreiben des Kaisers an Einen seiner Vertrauten vorhanden, worin Dieser beauftragt wird, jedes Schmeichelwort und jede Kraft der Überredung, so wie die reichsten Geschenke, aufzubieten, um den Unwillen und die Verachtung, welche Claudius nicht ganz zu unterdrücken vermocht, zu versöhnen. Wie aber der größer gesinnte Feldherr auch fühlen mochte, so hielt er doch treulich auf seinem Posten aus, wo es ihm gelang, die Reichsgränze mit starkem Arm zu decken.

Ungezügelter war zu gleicher Zeit der Ehrgeiz des Heerführers an der oberen Donau, Manius Acilius Aureolus, der es nicht verschmähte, nach dem Purpur zu greifen, an der Spitze seiner Legionen, die Alpen zu übersteigen und, Rom bedrohend, mit seinem bisherigen Gebieter um den Besitz der Weltherrschaft zu ringen. Gallienus, aufgeschreckt von seinem Wollustlager, eilte ihm entgegen, schloß ihn in Mailand ein und würde ihn überwältigt haben, wenn er selbst nicht meuchlings von der Hand seiner nächsten Umgebungen, die seine Tyrannenlaune längst ermüdet hatte, gefallen wäre (268 n. Chr. G., 20. März). War es nun wirklich das letzte bessere Gefühl, das noch im Sterben über seine Lippen trat, um sich den wackern Claudius zu seinem Nachfolger zu wünschen, oder lag es in dem Interesse der Verschwornen, eine solche Verfügung zur augenblicklichen Beruhigung der Truppen vorzugeben: so viel ist wenigstens gewiß, daß der illyrische Feldherr, welcher unsern bei Ticinum (Pavia) mit einer Heeresabtheilung stand, mit einstimmigem Beifall alsbald zum Kaiser ausgerufen wurde, ohne daß den also Erhobenen ein Verdacht trifft, um die blutige That gewußt zu haben, wenn er sie gleich im Herzen nicht mißbilligen mochte. Er zählte etwa 54 Jahre, als er den Thron bestieg.

Zuvörderst mußte indeß ein so naher und drohender Gegner, wie Aureolus war, zurück gewiesen werden, der vergeblich versucht hatte, sich wenigstens einen Theil seiner Ansprüche durch den Antrag eines engen Bündnisses und einer Ländertheilung zu sichern. Bald aber zu fernerem Widerstande unfähig, war er genöthigt, Mai-

[illegible] Claudius auch mehrfach gebraucht worden seyn. [illegible]det man denselben in der kurzen Erzählung, [illegible] hist. I, 67. oct. von dem unglücklichen [illegible]rier gegen die Erhebung des Vitellius [illegible]iserthron im J. Chr. 70 macht. [illegible] sie zum Anführer einen Clau- [illegible]er entweder die Unternehmung [illegible] in dem unvorbereiteten und [illegible]ung fand. Sein Schick- [illegible]lich kam er um, sonst [illegible]pinus als Haupt [illegible] bestraft worden. — [illegible] wieder ein Clau- [illegible] der Spitze der [illegible]ng hatten, die [illegible] unbändigen [illegible] höchste un- [illegible]ervolk es [illegible]ssen zu [illegible]kann- [illegible] der [illegible]er- [illegible]o

[illegible] liger [illegible] römische [illegible] gionen [illegible] erkannte, [illegible] jeder Art [illegible] sen Freunde [illegible] übte; während [illegible] obachtend, dem [illegible] gewöhnlichen, obschon [illegible] und gegen die Mitschuldigen [illegible] meine Straflosigkeit [illegible]

Strenger zeigte sich [illegible] Mißbräuche in der Verwaltung, [illegible] welche die bisherigen Macht[illegible] Stats, verschuldet hatten; und [illegible] nen redlichen Ernst so sehr, als [illegible] sein Rechtsinn auf eine unerwartete [illegible] me Frau in Anspruch genommen wur[illegible] Füßen warf, um ihr Erbgut zurück [illegible] Gallienus ihr willkürlich entrissen habe, [illegible] Großen damit zu bereichern. Bei näherer [illegible] ergab es sich, daß Claudius es selbst gewesen [illegible] ein so unwürdiges Geschenk aus der Hand [illegible] bieters angenommen. Aber edelmüthiger noch, [illegible] schämt, verstand er sich augenblicklich zu einer reich[illegible] Wiedererstattung.

Überall und in jedem Zweige der Regirung zeigte sich das Bedürfniß einer bessernden und die Statsübel heilenden Hand: aber nirgend mehr und dringender, als im Heere, der täglich unzureichender werdenden Schutzwehr des so vielfach von Innen und Außen bedroheten Reiches. Allein auch hier war das Verderbniß so tief eingerissen, daß es gefährlich scheinen mußte, die eiternden Wunden, welche Indisciplin, Üppigkeit und Entartung den Legionen geschlagen hatten, aufzudecken, und daß wenigstens das volle Ansehen eines alten Kriegers und glücklichen Anführers dazu gehörte, um sich mit Hoffnung einigen glücklichen Erfolgs an ein so schweres Werk zu wagen. Dennoch waren seine beredten und kräftigen Vorstellungen nicht ohne Wirkung auf die entzügelten Gemüther. Ein besserer Geist erwachte in den Truppen und gab ihm die Hoffnung, seinen Gegnern mit Erfolg entgegen zu treten.

Unter diesen waren Tetricus, der sich noch in den westlichen Provinzen behauptete, und Zenobia, die ihre starke Hand über den Orient ausstreckte, so wenig die gefährlichsten, daß Claudius es noch gern verschob, sich ihren stolzen Anmaßungen entgegen zu stellen, um nur mit desto gewichtigerem Nachdruck dem Reichsfeinde zu begegnen, der sich, gleich einer unglückschwangern und Alles verschlingenden Meereswoge, abermals aus dem Norden heranwälzte.

Unter dem gemeinschaftlichen Namen der Gothen hatten sich diese germanischen und sarmatischen Volksstämme an den Ufern des Dniester gesammelt und eine Flotte von mehren tausend Fahrzeugen zusammen gebracht, um

einen der größten Raubzüge, die jemals unternommen wurden, gegen die gesegneten Landstriche des Mittelmeeres auszuführen: denn Raub und Plünderung scheint doch nur ihr vornehmstes Absehen gewesen zu seyn, obwol sie, nach Nomadenweise, sich mit ihrem ganzen Hausstande von Weibern, Kindern und Sklaven auf diese kühne Meerfahrt begaben. So waren es denn allerdings viele Hunderttausende, welche unversehens das schwarze Meer durchschnitten, in den reißenden Strömungen des Bosporos, wo ihre zahllosen Schiffe sich stopften, durch Scheiterung vielfache Einbuße litten, aber nichts desto weniger an den Küsten des Archipelagos mehre Landungen versuchten, wo jedoch frühere ähnliche Plünderungen wenig Beute mehr übrig gelassen hatten. Wo sie sich aber an die befestigten Plätze wagten, vermochte die bessere Kriegszucht der Römer mehr, als ihre wilde Tapferkeit, und sie wurden schimpflich zurück geschlagen.

Die Masse war indeß eben sowol zu ungeheuer, als zu wenig in sich geordnet, um noch lange einerlei Ziel zu verfolgen. Während also Einige der in Zwiespalt gerathenen Anführer ihren Zug nach den entfernteren Küsten von Kreta und Cypern fortsetzten, und sich dort, in einem ungewohnten Klima, durch Krankheiten aufrieben, wandten sich die Übrigen mit der Hauptmacht gegen den Athos und richteten ihre Waffen gegen Thessalonika, die reiche Hauptstadt von Makedonien, nach deren aufgespeicherten Schätzen ihnen gelüsten mochte. Hier aber war es auch, wo Claudius, der bisher in Rom mit besonnenstem Eifer den friedlicheren Geschäften einer gründlichen Ausbesserung der stockenden Regirungsmaschine obgelegen, auf die Kunde von dem neuen Einbruch der Barbaren, in Eile herzu flog, um ihren Verheerungen mit der ganzen gesammelten Reichsmacht die Spitze zu bieten.

Aber auch die Gothen, als sie das Gerücht seiner Annäherung durch die illyrischen Provinzen vernahmen, hoben schleunigst die Belagerung auf, ließen ihre Flotte in einem Flusse am Fuße des Athos vor Anker und zogen über die Gebirge des Hämos, um die Römer schnell wieder nach Italien hinabzudrücken. Bei Naissos (Nyssa) endlich, der Hauptstadt Dardaniens, stießen beide Heere, gleich kampfsbegierig, obgleich schwerlich mit gleicher Siegesfreudigkeit, auf einander. Claudius selbst gibt uns ein rührendes Bild edelster Pflichterfüllung, so wie der großartigsten Resignation, in einem Schreiben, das er kurz vor dieser Schlacht an den Senat erließ. „Senatoren," heißt es darin — „ich stehe in diesem Augenblick dem Feinde gegenüber, und ich soll mich mit 320,000 Gegnern schlagen. Bleibe ich der Sieger, so werdet ihr diesen Tag zu würdigen wissen; unterliege ich, so vergeßt nicht, daß ich einen Gallienus zum Vorgänger hatte. Der Stat ist ausgesogen und erschöpft durch ihn und alle die Aufstände, die seine Fahrlässigkeit hervor rief. Uns fehlt es an Allem; selbst an Waffen. Tetricus und Zenobia bedrohen uns an beiden Seiten. So wird denn jeder Vortheil, den wir erringen, schon als etwas Großes gelten dürfen."

Die Schlacht ward geschlagen, und Claudius, seinem Heldenmuth vertrauend, erkämpfte hier einen Sieg, dem nur wenige in der Geschichte sich vergleichen mögen, obwol anfänglich seine Legionen, durch die feindliche Überzahl schier entmuthigt und erdrückt, hinter sich wichen. Doch der Kaiser, ein solches Bedrängniß ahnend, hatte schon im Voraus einen Hinterhalt bereit gehalten, welcher, im gelegensten Zeitpunkt aus den Gebirgsklüften hervorstürzend, die Barbaren im Rücken packte und dem Heere Raum verschaffte, sich in einem neuen, von Claudius schnell geordneten, Angriff auf den Feind zu werfen und ihn endlich zu überwältigen. Funfzigtausend Gothen deckten mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld; der Rest entrann, indem er eine undurchdringliche Wagenburg zwischen sich und seine Verfolger stellte. Dieser Tag brachte dem Kaiser den Ehrennamen Gothicus ein; und nie ward wol eine ähnliche Auszeichnung verdienter erworben.

Dennoch war entweder die Feindesmacht immer noch außer allem Verhältniß zur geringeren Zahl der Sieger, oder die Weise der Kriegsführung durch die eintretenden Orts- und Zeitverhältnisse zu ungeregelt, als daß die nächsten Folgen jenes Tages die gänzliche Vernichtung der Gegner herbeigeführt hätten. Das volle Jahr 269 ward mit ferneren kriegerischen Unternehmungen von beiden Seiten und mit wechselnden Erfolgen ausgefüllt, obgleich das höhere Talent des römischen Feldherrn meist den glücklicheren Ausschlag gab und eine unermeßliche Beute, zumal an Sklaven jedes Geschlechts und Alters, gewonnen wurde. Der gothischen Weiber fielen mehre auf den Antheil jedes einzelen Soldaten, und der übrigen vertheilten Gefangenen waren so viele, daß kaum eine Gegend des Reiches übrig blieb, wo nicht diese rüstigen Sklaven ihre Arme an den Feldbau streckten.

Am empfindlichsten jedoch mußte den Barbaren der Verlust ihrer Flotte fallen, wodurch ihnen die Heimkehr in ihre nordischen Wälder abgeschnitten wurde. Ihre Verfolgung glich nunmehr dem Treibjagen eines von allen Seiten umstellten Wildes; und Claudius hatte hiezu seine Maßregeln so geschickt getroffen, daß er sie allmälig in die unwirthbarsten Schluchten des Hämos zurück drängte, wo ihnen, beim nahenden Winter, freilich nicht ferner beizukommen war, wo sie aber auch ihrer Seits aller Ungunst der rauhen Witterung und des Mangels ausgesetzt blieben. Hunger und Seuchen, im Bunde mit dem Schwert der, alle Ausgänge stopfenden, Sieger räumten demnach furchtbar in ihren Reihen auf; und beim wiederkehrenden Frühling (270) erschien nur noch ein, an Zahl sehr zusammen geschmolzener Haufe in den Waffen; aber immer noch entschlossen, sein Heil in den letzten Anstrengungen der Verzweiflung selbst zu suchen.

Claudius, der, zu ihrer Beobachtung, den Winter in der Nähe zu Syrmium verbrachte und, während seine Blicke sich sorgend nach Osten richteten, wo die Beherrscherin von Palmyra reißende Fortschritte in der Eroberung Ägyptens machte, sich eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigte, jenen Rest der Gothen vollends zu vertilgen, erlag hier plötzlich (April) dem Anfall der Pest, die sich unter jenen Flüchtlingen erzeugt und endlich auch unter seinem eignen Heere verbreitet hatte. Wie kurz für das Heil der römischen Welt auch seine Regirung war, so strahlt sein Name doch mit unbezweifeltem Rechte neben den besten und gefeiertesten Regenten, die jeden römischen Weltthron schmückten. Tief und schmerzlich beweinten

seine Unterthanen einen Verlust, der ihnen unersetzlich schien. Doch selbst auch dieser Sorge war sein Scharfblick begegnet: denn noch in seinen letzten Augenblicken hatte er seine ersten Statsdiener um sein Bette versammelt und ihnen Aurelian, den er stets als Feldherrn ausgezeichnet, als den Würdigsten zu seiner Nachfolge und zur Ausführung seiner eben so weisen als großen Entwürfe, die den Glanz des Reiches wieder herstellen sollten, empfohlen.

Nicht genug, daß Claudius solcher Gestalt den Weg zur Erhebung einer Reihe tüchtiger und verdienter Beherrscher unmittelbar nach ihm bahnte, kann er auch zugleich, in entfernterer Weise, als der erste Stifter der künftigen Größe des Hauses der Constantine gelten: denn Claudia, die Tochter seines älteren Bruders Crispus, an Eutropius vermählt, ward die Mutter des Constantinus Chlorus. — Claudius selbst aber ward, auch nach seinem Tode, in dankbarer Verehrung, von Senat und Volk, durch Apotheose, Standbilder aus edlem Metall und jede Art der öffentlichen Huldigung gefeiert *).
(*Haken.*)

CLAUDIUS Quintillus (Marcus Aurelius), des Kaisers Claudius jüngerer Bruder und Diesem keineswegs ungleich an ausgezeichneten Eigenschaften. Dieß mochte ihm, wenn auch nicht das Recht, so doch den Muth verleihen, auf die Kunde von Claudius Hinscheiden, auf den Purpur desselben anzusprechen. Er ließ sich zu Aquileja, wo er die Truppen befehligte, zum Kaiser ausrufen, und Senat und Volk zu Rom, von des Verstorbenen bestimmter Verfügung wegen Aurelians Nachfolge noch nicht in Kenntniß gesetzt, fielen willig einer Erhebung bei, die ihnen so lichte Aussichten in die Zukunft eröffnete. Allein anders dachten seine um ihn versammelten Truppen, denen seine strenge Kriegszucht von jeher mißfallen hatte. Sie erklärten sich bald für die Wahl des pannonischen Heeres; und schon nach 17 Tagen fiel Quintillus entweder als Opfer ihrer Wuth, oder sah sich doch gezwungen, den kurzen Traum von Herrschaft durch Eröffnung der Adern freiwillig zu endigen †).
(*Haken.*)

CLAUDIUS, wird im Todesjahr des Kaisers Valentinian I. (375) als Präfekt von Rom genannt, wo die Tiber plötzlich aus ihren Ufern trat und die niedrigeren Gegenden der Stadt so hoch überschwemmte, daß die Einwohner genöthigt waren, ihre Wohnungen zu verlassen und sich auf die benachbarten Berge zu flüchten. Hier würden sie, dem Hunger Preis gegeben, umgekommen seyn, wenn nicht Claudius ihnen schnell die nöthigen Vorräthe auf Kähnen zugeführt hätte [1]). (*Haken.*)

CLAUDIUS (Helvetier dieses Namens). Unter den Namen der Imperatoren oder doch wenigstens großer römischer Familien, welche von Helvetiern nach ihrer Abhängigkeit von den Römern und bei der Nachahmung römischer Gebräuche angenommen wurden, muß der Name Claudius auch mehrfach gebraucht worden seyn. Zweimal findet man denselben in der kurzen Erzählung, welche uns *Tac.* hist. I, 67. cet. von dem unglücklichen Versuche der Helvetier gegen die Erhebung des Vitellius auf den römischen Kaiserthron im J. Chr. 70 macht. Gleich Anfangs wählten sie zum Anführer einen Claudius Severus, der aber entweder die Unternehmung nicht zu leiten verstand, oder in dem unvorbereiteten und überraschten Volke keine Unterstützung fand. Sein Schicksal meldet Tacitus nicht. Vermuthlich kam er um, sonst wäre er eben sowol wie Julius Alpinus als Haupt der Unternehmung herausgehoben und bestraft worden. — Nach dem unglücklichen Ausgange stand wieder ein Claudius mit dem Beinamen Cossus an der Spitze der Abgeordneten, welche den schwierigen Auftrag hatten, die Rache des Vitellius und seines ergrimmten unbändigen Heeres zu besänftigen, dessen Übermuth das höchste unverzeihliche Verbrechen darin fand, daß ein Bürgervolk es wagte, sich gegen seine gewaltthätigen Parteigenossen zu waffnen. Tacitus nennt ihn einen Mann von anerkannter Beredsamkeit, der seinen geschickten Vortrag unter der den Umständen angemessenen schüchternen Einkleidung verbarg und daher auf die Besänftigung der Krieger desto mächtiger wirkte. J. v. Müller führt die kurzen Andeutungen des römischen Schriftstellers von dem Benehmen des Redners weiter aus, zwar im Geiste desselben, doch nicht ohne den Sprecher wehklagende Formen annehmen zu lassen, zu denen ein Mann von innerer Würde für eigene Rechtfertigung sich niemals herab setzen, auch für die Rettung seines Volkes nur durch den Entschluß einer gänzlichen Aufopferung seiner Persönlichkeit bestimmen kann.
(*Meyer von Knonau.*)

CLAUDIUS ALLOBROX, ein eifriger Anhänger des Servetus, der in der Schweiz und in Schwaben seine Lehren auszubreiten suchte; entweder aus der Wadt oder aus Savoyen gebürtig im Anfange des 16. Jahrh. Er behauptete, die Stelle Joh. I, 1. beziehe sich gar nicht auf die Gottheit Christi, sondern da „Wort" für Werk oder Willen Gottes auch sonst gebraucht werde, so werde hier einzig das Wort der Verheißung bezeichnet; was nämlich Gott von der Erlösung der Welt beschlossen habe. „Das Wort war bei Gott," erklärte er, Gott beschloß bei sich; und „das Wort ist Fleisch worden," Gott vollzog seinen Beschluß und machte ihn offenbar. Deßwegen corrigirte er auch θεὸς ἦν ὁ λόγος in θεοῦ ἦν ὁ λ. Ein Brief von Martin Frecht *), gibt seine Lehren, wie er sie selbst vortrug, näher an; am Ende heißt es: Summa: Non credo tres personas esse unicum Deum. Sed scio esse tres homines: tres personae sunt tres homines, non unus Deus. Durch ihn soll Bullinger vorzüglich zu der Schrift veranlaßt worden seyn: utriusque in Christo naturae, tam divinae quam humanae contra varias haereses etc. assertio orthodoxa. Mit der Vorstellung, daß Christus ein bloßer Mensch sei, soll er aber schwärmerische Lehren verbunden und sich für einen Propheten und Traumdeuter ausgegeben haben. Aus dem berner Gebiete ver-

*) *Trebell. Pollio* Vit. Gall. c. 14. Vit. Claud. 1 — 18. — *Zosim.* I, 26—47. — *Zonar.* XII, 25. 26. — *Eutrop.* XII, 8 — 11. — *Aurel. Vict.* in Epit. 33. 34. — *Oros.* VII, 26.
†) *Trebell. Poll.* Vit. Claud. 18. — *Zosim.* I, 42.
1) *Amm. Marc.* XXX.

*) Im Mus. Helv. 28. p. 669.

kannt, erscheint er 1550 zu Memmingen. Ein Brief von Musculus zeigt, daß er zu Augsburg ins Gefängniß geworfen wurde, aber hartnäckig auf seinen Lehren blieb. Sein weiteres Schicksal wird nicht gemeldet **). (*Escher.*)

CLAUDIUS, (Matthias), bekannt unter dem Namen Asmus oder der Wandsbecker Bote, war geboren zu Rheinfeld, Amts Ahrensbök in Holstein, den 15. Aug. 1740 [1]), studirte zu Jena, und privatisirte darauf längere Zeit zu Wandsbeck, wo er den Wandsbecker Boten, eine politische Zeitung, vom Jahre 1770 bis zum October 1775, wo sie ein Ende nahm, herausgab. Im J. 1776 wurde er, auf die Empfehlung literarischer Freunde, unter dem Titel: Oberlandkommissar, Mitglied einer im Darmstädtschen neu errichteten Behörde, der so genannten Landcommission, deren Zweck die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes war [2]). Als solcher gab er seit Anfang des Jahres 1777 im Auftrage der Regirung eine hessen-darmstädtsche Landzeitung, von durchaus gemeinnütziger Tendenz, heraus. Aber noch in demselben Jahre legte er sein Amt nieder und ging als Privatmann nach Wandsbeck zurück. Im J. 1788 wurde er erster Revisor bei der schleswig-holsteinschen Bank zu Altona, ohne jedoch das ihm lieb gewordene Wandsbeck zu verlassen. Erst in seiner letzten Krankheit, gegen Ende des Jahres 1814, ließ er sich von da in das Haus seines Schwiegersohnes Perthes zu Hamburg bringen, um seinem daselbst wohnenden Arzte näher zu seyn. Hier starb er an Entkräftung am 21. Januar 1815, mehre Söhne und Töchter hinterlassend. Er war ein Mann von sehr achtungswerthem Charakter, dessen Grundzüge Einfachheit, Herzlichkeit, anspruchslose Humanität und Frömmigkeit bildeten. Er führte im Kreise der ihm gleich gestimmten Seinigen, die er größten Theils selbst unterrichtete, ein wahrhaft patriarchalisches Leben [3]). Sein Haus stand Jedem offen, der dort Hilfe suchte; konnte man sie gewähren, so fand er sie gewiß. Den einmal in den Familienkreis aufgenommenen Hausfreund erwartete eine wahrhaft herzliche Aufnahme; Komplimente, Abgemessenheit und Formalität in Worten und Handlungen kannte hier Niemand. Er sprach wenig und in kurzen Sätzen; ein sanfter Ernst verließ ihn auch dann nicht, wenn er die Unterhaltung mit einem launigen Einfall würzte. Gegen Alles, was mit der Religion in Verbindung steht, z. B. die Bibel, bezeigten er und die Seinigen, auch in geselliger Unterhaltung, die höchste Ehrfurcht. Frühzeitig äußerte er seine Vorliebe für eine Gefühlsreligion, die man wol am Besten Quietismus nennen möchte, und bewies sich den neuen Ansichten in der Theologie, woran die Periode seines Mannesalters so reich war, abhold. Mit den zunehmenden Jahren trat auch diese Richtung seines Geistes immer mehr hervor; ohne die Bildung eines gelehrten Theologen zu besitzen, glaubte er dennoch zur Stützung des erschütterten Christenglaubens selbst Hand anlegen zu müssen. Seine Vorliebe für das Alte und Hergebrachte wurde immer entschiedener und er kämpfte zuletzt offen auch gegen Aufklärung und Preßfreiheit. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch Vielen mißfiel und sich literarische Fehden [4]) und Zurechtweisungen [5]) zuzog; sein Ansehen im großen Publikum war schon vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts sehr gesunken und erhielt sich nur bei einer Partei ungeschwächt. Ziemlich allgemein vereinigten sich die Stimmen dahin, daß Claudius über das Gebiet der naiven und launigen Dichtung, wodurch er seinen Ruhm gegründet und wofür ihn sein ganzes Wesen eignete, nicht habe hinaus gehen sollen. Er gehörte zu den Köpfen, die nur für einen begränzten Wirkungskreis geschaffen sind, den sie, ohne an sich selbst Verrath zu üben, nicht überschreiten dürfen. — Er trat als Schriftsteller zuerst mit „Tändeleien und Erzählungen" (Jena 1764. 8.) auf, die an mehren Orten Beifall fanden, in den bekannten Literaturbriefen [6]) aber als verfehlte Nachahmungen Gerstenbergs und Gellerts hart mitgenommen wurden. Claudius ließ sich dadurch nicht abschrecken und sah sich schon bei seinem nächsten Auftreten in dem Falle, selbst von Vielen nachgeahmt zu werden. Er sammelte seine poetischen und prosaischen Versuche aus dem Wandsbecker Boten, dem göttingischen Musenalmanach, dem teutschen Museum u. s. f., nebst mehren ungedruckten unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, acht Theile, fl. 8. [7]). Ein ganz unveränderter Abdruck aller acht Theile, nebst den dazu gehörenden charakteristischen Kupfern führt den Titel: Matthias Claudius Werke. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1819. 4 Bände. 8. Der erste Band dieser neuen Ausgabe enthält die 3 ersten Bände der frühern, der zweite Band den vierten und fünften, der dritte den sechsten und siebenten und der vierte den achten; allein die ersten drei Bände haben eigentlich den Ruf ihres Verfassers gegründet; bei den folgenden nahm die Theilnahme des Publikums allmälig ab. Gedichte (insbesondere Lieder, worunter mehre sehr vortreffliche, Romanzen, Elegien, Fabeln und Epigramme) wechseln mit prosaischen Beiträgen, sowol abhandelnder, als darstellender Art. Sie tragen alle das Gepräge einer eigenthümlichen

**) S. *Schelhorn* Diss. epistolaris de Mino Celso Senensi. Ulmae 1748. 8. — Mus. Helv. 28, 667. — Jöcher. — Hallers Bibl. d. Schweiz. Gesch. 2. 386. Hottinger Helv. K. Gesch. 3. 691. zum Jahre 1534. — Epist. ab Eccl. Helv. Ref. vel ad eos scriptae. Centur. I. p. 139. — *Josias Simmlerus* de Vita et Obitu Bullingeri. ad ann. 1534. Edit. Tig. 1575. 4. p. 15.

1) Nach der authentischen Angabe seines Schwiegersohnes, des Buchhändler Perthes, im allgemeinen Anzeiger der Teutschen, 1827, Nr. 267, nach welcher abweichende Angaben an verschiedenen Orten zu berichtigen sind. 2) Ein Näheres über die Tendenz dieser unter der Oberaufsicht des Präsidenten von Moser stehenden Behörde findet man in Iselin's Ephemeriden der Menschheit. Jahrg. 1777, Bd. 1. S. 175 ff., so wie ein Näheres über die von Claudius angefangene Landzeitung, eben das. S. 271 ff. 3) Man s. die anziehende Schilderung desselben im Freimüthigen 1816, Nr. 14.

4) Ein solche Fehde gab Veranlassung zu der Schrift: Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von August Hennings. Altona 1798. 8., die seinem Ansehen nicht vortheilhaft war. Man vergl. die allgemeine Lit. Zeit. 1800, Nr. 339. 5) Eine der nachdrücklichsten findet sich in Koch's allgemeinem liter. Anzeiger von 1797, wo sie die ganze Nr. 58 ausfüllt. 6) Theil 22. S. 178—183. 7) Der erste und zweite Theil erschien in eigenem Verlage 1775 (neue Auflage 1790), der dritte 1778 (n. A. 1798), der vierte 1783, der fünfte 1790, der sechste 1798, der siebente 1803 und der achte 1812.

populären Lebensweisheit, und suchen in einer natürlichen, gemeinverständlichen, oft launigen und drolligen Sprache die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in den Willen der Vorsehung u. s. f. zu empfehlen. Selten ist jedoch der Plan tief angelegt; man findet matte Stellen, Sonderbarkeit statt Neuheit, Possierlichkeit statt Laune, und bei mehren Aufsätzen ist die Einfassung Alles — Schale ohne Kern. Von den Liedern sind mehre Volkslieder geworden, vor allen das bekannte Rheinweinlied; die meisten sind von dem, durch sein Talent für den Volksgesang ausgezeichneten Kapellmeister Joh. Abr. Pet. Schulz, mehre auch durch den nicht minder genialen J. F. Reichardt in Musik gesetzt worden. Die Naivetät und originelle Laune, worauf der eigentliche Charakter der Claudius'schen Muse beruht, suchten Viele ohne Erfolg nachzuahmen, weil sie ganz in seiner Persönlichkeit begründet war. Außer seinem Hauptwerk hat Claudius fast nur Übersetzungen aus dem Französischen geliefert. Insbesondere übersetzte er zwei moralisirende Romane, die Geschichte des ägyptischen Königs Sethos, vom Abt Terrasson (eine geschätzte Nachahmung des Telemach von Fenelon) Breslau 1777—78. 2 Theile. 8. und die Reisen des Cyrus, vom Ritter von Ramsay. Ebendas. 1780. 8. Von Fenelon's Werken religiösen Inhalts, die er in seinem Alter zu übersetzen anfing, ist nur der erste Theil, Hamburg 1800, gr. 8. erschienen. Einige kleinere Arbeiten, welche Anfangs gesondert ans Licht traten, nahm er später in die Sammlung seiner sämmtlichen Werke auf. Dahin gehört das Schriftchen: Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten, von dem Wandsbecker Boten. Hamburg 1797. 24 S. kl. 8., welches einiges Aufsehen erregte, und eine Gegenschrift: Die Dänen an Urian (ohne Druckort 1797. 8 S. kl. 8.), so wie die bereits erwähnte Zurechtweisung im allgemeinen literarischen Anzeiger veranlaßte 8). (*Rese.*)

CLAUSBERG, (Christlieb von), ein getaufter Jude, der für den besten Rechner seiner Zeit galt, geb. den 27. December 1689. Er hielt sich Anfangs zu Danzig auf, wo er im Rabbinischen und im Rechnen unterrichtete. Im J. 1730 begab er sich nach Hamburg und Lübeck und unterrichtete dort im kaufmännischen Rechnen mit vielem Erfolg. Dasselbe Geschäft setzte er im J. 1733 zu Leipzig fort. Bald darauf wurde er als Führer des Kronprinzen nach Kopenhagen berufen, und dort zum Statsrath und Revisor der Privatkasse des Königs ernannt. Diese Stellen behielt er bis zum Tode Christians VI., wo er seiner Dienste entlassen wurde. Er starb den 6. Junius 1751 an einem Schlagflusse. Seine wichtigsten Schriften sind: 1) Licht und Recht der Kaufmannschaft. 3 Theile in Fol. Danzig 1724—26. Ein nützliches Tabellenwerk, das von einigen damaligen Arithmetikern mit Unrecht angegriffen, einen ziemlich langen Federkrieg veranlaßte. — 2) Hamburger Wechsel-Arbitragen-Manual. Hamb. 1730. 12. — 3) Abweisung der von A. F. M. angemaßten Anzeige; wider Lempens Anzeige, daß Clausbergs Gedanken über das Lübeckische Problema falsch seien. Hamb. 1731. 8. — 4) Gespräche, die von Hamburg eingeführten Münzneuerungen betreffend. 1733. 4. — 5) Demonstrative Rechnenkunst, zuerst erschienen Leipz. 1732. 8. mit einer Vorrede von Hausen. Dieß Werk, welches seiner Gründlichkeit und seines Scharfsinns wegen noch immer sehr geschätzt wird, ist wiederholentlich neu aufgelegt worden. Die fünfte Auflage in 4 Bdn 8. ist erschienen Leipz. 1795 *). (*Gartz.*)

Clausel, s. Clausula u. Tonschluss.

Claushorn, s. Christianshaab.

CLAUSILIA, *Draparnauld.* Ein Conchyliengeschlecht aus einer Abtheilung der Linné'schen Helix gebildet. Das Thier gleicht dem dieser letzteren, hat aber ein hornartiges Beinchen an einem elastischen Stiele in der untersten Windung eines länglich cylindrischen Gehäuses mit stumpfem Scheitel, an welchem die letzte kleiner als die vorletzte ist. Die Mündung der Conchylie ist ungleich ausgeschweift, weit, ganzrandig, mit einer kleinen Kimme unten, für die Lungenöffnung. Die Spindel theilt sich in zwei Blätter, deren kleineres mit der Ausschweifung des hintern Winkels des rechten Randes eine Art Kanal bildet, das größere dagegen 1—2 Zähne am innern Theile des linken Randes abgibt. Innerlich, in der vorletzten Windung, findet sich das oben erwähnte elastische Blatt, welches man ohne die Conchylie zu zerbrechen, nicht sehen kann. Es ist weiß, und endigt in eine sehr dünne Spitze zur Seite der Windung. Es findet sich nicht immer, obwol es dem Geschlechte seinen Namen gegeben. Man kennt jetzt zwei und zwanzig Species, von welchen einige rechts, andere links gewunden sind, und wovon eine der bekanntesten die Helix perversa *Linn.* ist. Sie heißt jetzt Clausilia plicata. Die Thiere haben ganz die Natur und Lebensweise der gewöhnlichen Schnecken. Sie leben an feuchten Örtern, Mauern, Baumstämmen, unter Moos ꝛc. (*Leuckardt.*)

CLAUSS, Bergpaß und Bergschloß an der Gränze von Steiermark und Östreich unter der Ens, nahe am Ursprung der Steier, 2272 Pariser Fuß über die Meeresfläche erhaben. (*Rumy.*)

CLAUSTHAL, 1) eine Berghauptmannschaft des Königreichs Hanover, die den ganzen Oberharz begreift. Wir werden dieß merkwürdige Gebirge, seine geologische Beschaffenheit, seine äußern und innern Erzeugnisse unter dem Artikel Harz näher kennen lernen. — Der Oberharz, der gegenwärtig die Berghauptmannschaft Clausthal umfaßt, enthält etwa 9¼ □Meilen mit 23,910 Einw. in 7 Bergstädten, 8 Dörfern, 2 Blankschmieden, 4 Eisenhütten, 16 Forsthäusern, 3 Meiereien, 20 Müh-

8) Außer den bereits angeführten Schriften s. man über ihn: Meusel's gelehrtes Teutschland. Fünfte Ausgabe. Bd. 1, 9, 13 und 17.; das Lexikon der schleswig-holsteinschen und eutinschen Schriftsteller von Kordes. S. 59—61.; das Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten von Jördens. Th. 1, 5 und 6.; (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 535—537.; die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart, dargestellt von Franz Horn. Bd. 3. S. 279—282.; allgemeine Zeitung 1815. Beilage zu Nr. 19. Sein Bildniß findet sich im dritten Theile von Lavater's Physiognomik. Eine genügende Lebensbeschreibung von ihm fehlt noch.

*) Vgl. Jöcher's allgem. Gelehrten-Lexikon u. Adelung's Ergänzungen dazu, auch Biogr. univ. T. VIII.

len, 4 Silberhütten, 28 Zechen-, 4 Wirths- und 10 einstelligen Häusern. Er wird als eine landesherrliche Domäne angesehen, wird nicht durch Landstände, sondern durch den königl. Berghauptmann auf der Reichsversammlung vertreten, und steht mit Grubenhagen, wozu er vormals gerechnet wurde, in gar keiner Beziehung. Er ist keiner Art von Steuern unterworfen, und gibt keine anderen Einkünfte, als die aus dem Überschusse des Berg- und Forstwesens in die Kammer fließen. Die Einwohner genießen die Bergfreiheit, das heißt, sie erhalten ihr Holz unentgeldlich, sie können jede bürgerliche Nahrung ohne Abgaben treiben, sie leisten weder Steuern noch Kriegsdienste und sind von der Einquartierung befreiet. Die Verfassung der Provinz weicht von der aller übrigen hanoverschen ab; an ihrer Spitze steht ein Berghauptmann, der nicht bloß die innere Verwaltung, die Polizei, den Berg- und Hüttenbau in allen Zweigen leitet, sondern auch gewisser Maßen eine gerichtliche Autorität ausübt. Er steht unmittelbar unter der Kammer; untergeordnet sind die Magistrate der 7 Bergstädte, die mit dem königl. Berg- und Forstämte die untern Gerichte in Civil- und Kriminalsachen bilden; der Rechtszug geht in zweiter Instanz an die Justizkanzlei zu Göttingen. Die Geistlichkeit steht unter den Superintendenten zu Clausthal und Zellerfeld, diese unter der grubenhagenschen Generalsuperintendentur und unter dem Konsistorium zu Hanover, welches mit Ausnahme einiger städtischen Patronate alle Pfarren besetzt; zu den Justiz- und Verwaltungsstellen schlägt bloß der Berghauptmann vor. Der Zehnten macht die allgemeine Kasse, die Berghandlung den Mittelpunkt alles Handels auf dem Harze aus (das Übrige, s. Harz). Die Berghauptmannschaft zerfällt bloß in die 7 Bergstädte, die eigene Magistrate haben, und in das königl. Berg- und Forstamt; die Forsten machen 6 Stationen aus: a) Clausthal, Altenau und Osterode; b) Harzberg; c) Andreasberg und Lauterberg; d) Elbingerode; e) Zellerfeld, und f) Lautenthal. — 2) Stadt auf dem Oberharze, auf 2 Anhöhen dem Claus- und Kalkberge gebauet und bloß durch den Zellerbach von Zellerfeld geschieden (Br. 50° 48′ 30″ L. 28° 17′; Höhe über dem Meere 1740′). Sie ist die größeste Stadt des Harzes, im Innern gut und reinlich, fast durchaus bis auf die öffentlichen und Privatgebäude von Holz gebauet und mit Schindeln gedeckt, daher sie von Außen kein günstiges Ansehn gewährt, hat 2 Kirchen und 3 Pfarren, 1 Gymnasium mit 6, 1 Bergschule mit 8 Lehrern, 8 Elementarschulen, 1 Waisenhaus mit einem Fond von 14,000 Thlrn, vom Berghauptmann von dem Bussche gestiftet, 1 Stiftung für hilfsbedürftige Puchkinder, vom Bergrath Peter Harzing gestiftet, das Amthaus, die Münze, worin die feinere Silbermünze für den Harz geschlagen wird, 799 Häus. und 1821. 7760 Einw. Clausthal ist der Sitz der Berghauptmannschaft und aller obern Berg- u. Forstbehörden, einer Superintendentur, worauf jetzt die grubenhagensche Generalsuperintendentur haftet, und des königl. Berg- und Forstamts. Die Einw. ziehen ihre Nahrung fast ganz aus der Berg-, Hütten- und Forstarbeit; es gibt nur wenige Gewerbe, die 1810. 141 Handwerker betrieben, 1 kleine Wollenzeugmanufaktur von 4 Stühlen, 2 Blankschmieden, 1 Buchdruckerei, worin der Harzkalender erscheint, und 19 Kaufleute, die bloß Krämerei betreiben. Das Bier ist schlecht, obgleich 500 Braugerechtigkeiten vorhanden sind; Jahrmärkte werden 2, Wochenmärkte an jedem Sonnabende, wo allgemeiner Zahltag ist, gehalten. Eine Hauptnahrung für das weibliche Geschlecht, ist das Knöppeln grober Spitzen, womit im Lande hausirt wird, ein anderer Theil der Weiber wandert wöchentlich in das flache Land, um Gemüse aufzukaufen und Waldbeeren abzusetzen, die ältern Bergleute beschäftigen sich mit dem Fange und dem Züchten von Singvögeln und der Zucht der Kanarienvögel, die sie bis nach Rußland vertreiben. Bei der Stadt gedeiht weder Korn noch Gemüse; selbst schwarzen Hafer baut man wenig und von Obst werden bloß Kirschen an geschützten Orten gezogen. Vieh wird ziemlich viel gehalten, nur kein Schaf. Nahbelegene Vergnügungsörter sind der Bösenhof, in dessen Nähe sich der Eulenspiegler Teich befindet, und Voigtslust. Der Reisende findet hier einige Privatsammlungen von Harzmineralien. Alle um die Stadt belegenen Erzgruben gehören zu den thurmrosenhöfer und zum burgstädter Reviere oder Zuge; zu ersterem gehören die Gruben Thurmrosenhof, St. Johann, Alteg Segen, Silbersegen, braune Lilie und Zilla, zu letztrem die Gruben Kurprinz Georg August, Prinz Friedr. Ludwig, Neue Benedikte, Karoline, Juliane, Sophie, Dorothea, Bergmannstrost, Gabe Gottes und Rosenbusch, grüner Hirsch, Heinrich Gabriel, St. Elisabeth, Herz. Christian Ludwig, St. Margarethe, Landes Wohlfahrt, Anna Eleonore, Kranich, König Wilhelm, Königsglück, Herz. Georg Wilhelm, englische Treue, Königin Charlotte, Josua und St. Lorenz. Ein dritter, der harzberger Zug, ist bereits seit der Mitte des 18. Jahrh. ausgelassen. Unter allen ist die reichste Grube, die Dorothea, deren Erze 10 bis 12 Procent Silber geben. Der 5046 Lachter lange Georgsstollen lichtet die Grube aus. Die sämmtlichen Erze werden auf der frankenscharner Hütte, die an der Innerste liegt, verschmolzen; nach Villefosse *) liefert dieselbe aus 7 Schmelz-, 4 Treib-, 1 Krummofen und 1 Frischfeuer an Silber 15,633¼ Mark, an Blei 20,907 und an Glätte 7555¼ Znt., beschäftigt 153 Arbeiter, und verbraucht 3514¼ Malter Hartholz, 3809½ Schock Strauchholz und 110,432½ Maß Kohlen zur Feuerung. Indeß ist seit 1808 die Ausbeute geringer geworden, wie denn der Erzbau auf dem ganzen Harze, seitdem einen ungemeinen Stoß erlitten hat und in der Folge bei dem immer mehr eintretenden Holzmangel noch weiter herabgesetzt werden dürfte **). — 3) Das königl. Berg und Forstamt Clausthal, dessen Gerichtsbarkeit sich über den ganzen Oberharz mit Ausnahme der Bergstädte, über 470 Feuerstellen und 4113 Einw. erstreckt; es hat seinen Sitz zu Clausthal. (*Hassel.*)

CLAUSULA, bedeutet: 1) jede Abtheilung, oder Stelle irgend einer Schrift; z. B. clausula edicti generalis, nova edicti clausula, clausula Senatus-

*) Richesse minérale: tab. gén. des usines à plomb, argent et cuivre du Haut-Hartz. **) Vorzüglich nach Gottschalk's neuer Ausgabe seines Handbuchs für Harzreisende.

consulti u. s. w. [1]). 2) Eine Bedingung oder einen Vorbehalt, der irgend einem Geschäfte zugefügt wird, z. B. clausula cambialis, daß der Gläubiger das Recht haben solle, im Nichtbefriedigungsfalle gegen den Schuldner nach Wechselrecht zu verfahren, clausula generalis bei Vollmachten, daß dem Bevollmächtigten die Gewalt ertheilt wird, auch die Handlungen vorzunehmen, welche sonst eine Spezialvollmacht erfodern, u. dgl. m. 3) Gewisse Formeln, welche bei gerichtlichen und außergerichtlichen Handlungen, den schriftlichen Verträgen und Aufsätzen eingeschaltet, oder angehängt werden, um deren Rechtsbeständigkeit zu sichern; daher denn der Ausdruck, ein Geschäft verclausuliren. Von Clauseln dieser letzten Art sind vorzüglich zwei sehr wichtig geworden, nämlich die Clausula codicillaris [2]), oder die Erklärung des Testirers, daß, wenn sein letzter Wille aus irgend einer Ursache nicht als förmliches Testament bestehen könne, es doch als Codicill, Fideicommiß oder jede andere rechtsbeständige Disposition gelten solle; und die Clausula salutaris, welche den Klaglibellen und sonstigen gerichtlichen Anträgen angehängt wird, und dahin geht, daß man über dieses Alles, und was sonst den Rechten nach besser und am füglichsten hätte gebeten werden können, das richterliche Ergänzungsamt anrufe; gewöhnlich folgender Maßen gefaßt: Desuper decenter nobilissimum judicis officium pro administrando jure et justitia omni meliore modo, implorando; eine Clausel, welche zwar weder im römischen, noch im kanonischen Recht gegründet ist, und nur eine captatio benevolentiae enthält, aber in der Praxis ziemlich allgemein üblich geworden ist; wiewol ihr Nutzen nur höchst beschränkt seyn kann [3]).

Über andere, z. B. die clausula doli u. s. w., s. *Brisson.* de Verborum significatione s. v. Clausula. (*Spangenberg.*)

CLAUSULIUS, *Denys de Montfort.* Ein kleiner, von Fichtel *) unter dem Namen Nautilus Melo beschriebener Körper, von welchem es noch nicht einmal ausgemacht ist, ob er zu den wahren Konchylien gehört. Dieser Körper, Clausilius Indicator genannt, ist eine vollkommene Kugel, durch vorspringende, von oben nach unten gehende Rippen regelmäßig getheilt, und dazwischen quergestreift. Er wird nur im fossilen Zustande, in den meisten Ländern der östr. Staten gefunden. (*Leuckardt.*)

CLAVARIA *Vaill.* Bot. par., *Michel.* gen. Eine Gewächsgattung aus der Unterabtheilung der Keulenschwämme der natürlichen Familie der Pilze und der 24. Linné'schen Klasse, deren Charakter in einer einfachen oder verästelten, unmerklich in den Stiel übergehenden Keule besteht. Die Arten dieser Gattung wachsen auf der Erde, an Baumstämmen, auf Zweigen und abgefallenem Laube. Die wohlschmeckenden Schwämme, welche man früher zu Clavaria rechnete, z. B. der Geißbart Cl. coralloides und fastigiata *L.*, gehören zu der Persoonschen Gattung Merisma. (*A.* u. *K. Sprengel.*)

1) *Brisson.* de Verb. sign. v. Clausula. 2) Fr. 41. §. 3. D. XXVIII. 6. *de vulg. et pupill. substit.* II. ult. §. ult. C. VI. 36. de *codicill.* (vgl. d. Art. Codicill.) 3) S. *Stryck* Usus modern. Pand. L. II. tit. 13. §. 6. und dessen Abhandlung de clausulis salutaribus libellorum.

*) In dessen Testacea microscopica t. 24.

CLAVATULA, *Lamark.* Eine Meerconchylie, deren Thier unbekannt ist, und die folgende Charaktere hat. Sie ist thurmförmig, runzelig, mit erhabenen Windungen, und mittelmäßig großer, oval-länglicher, unten etwas ausgeschnittener Mündung. Der rechte Saum ist schneidend, der linke ausgebuchtet, und die Spindel am oberen Theile der Mündung mit einer Art von Zahn versehen. Lamark nennt die Species Cl. scabra, sie kommt von den Küsten von Afrika, und ist etwa 3 Zoll lang. (*Leuckardt.*)

Clavecin, s. Clavier.

CLAVENA (Nicolas) [1]), Besitzer der Engelsapotheke in seiner Vaterstadt Belluno zu Anfang des 18ten Jahrh. Er fand auf dem Monte Serva eine Pflanze, die er Absinthium umbelliferum nannte und woraus er einen eigenen Kräuterzucker verfertigte, zu dessen alleinigem Verkaufe die Republik ihm unter dem 31. Oktober 1608 ein Privilegium ertheilte. Dasselbe ist der von ihm herausgegebenen Historia Absinthii umbelliferi *Nicolai Clavenae* Bellunensis. Venetiis, apud Evangelistam Deuchinum MDCX. in 4. vorgedruckt. Angehängt ist ein Holzschnitt, auf welchem die Pflanze sehr deutlich abgebildet stehet, die Linné Achillea Clavenae genannt hat. Diese kleine, sehr seltene Schrift soll auch zu Ceneda 1609 und zu Venedig 1611 in 4. erschienen seyn [2]). Der erwähnten, vor uns liegenden Auflage ist die ebenfalls unpaginirte Historia Scorzonerae italicae *Nicolai Clavenae* Bellunensis angehängt, worin der Verfasser die Scorzonera humilis *L.* beschreibt und deren Heilkräfte anpreiset. Clavena hielt sich für den Entdecker der später nach ihm benannten Achillea, doch gönnte ihm Pompejus Sprecchis diese Ehre nicht, denn in einer Schrift betitelt: Antabsinthium Clavenae. Venetiis 1611 in 4. beweiset er, daß die clavena'sche Pflanze auch auf dem Monte Baldo wächst und schon Clusius bekannt war. Bei Haller heißt der bis zur Grobheit spitze Sprecchis „vanus homo, neque in montibus conscendendis exercitatus [3]). Clavena hatte, wie er selbst sagt, mehre Söhne, wovon der eine mit Vornamen Christoph, in die Fußstapfen des Vaters trat und als Apotheker eine Latwerge verfertigte, die er in einer kleinen Schrift beschrieb: Opusculum *Christophori Clavenae* Nicolai filii, civis et pharmacopei Bellunensis, in quo patet electuarii Bezoardici decriptio et tractatus brevis de singulo ingrediente et modus componendi electuarium fa-

1) Nicht Clavenna, wie Linnée, Haller, Willdenow, unzählige Andere und selbst Pollini in seiner erst 1822 erschienenen Flora Veronensis schreiben. 2) Der Catalogue des livres de la bibliothèque de feu C. L. l'Héritier de Brutelle. Nouvelle édition. Paris 1805. citirt No. 918 die Ausgabe Cenetae 1609. Über die angebliche dritte Auflage schreibt mir der Herr Professor A. L. Catullo in Vicenza: „ma per quanto io credo il libro non fu più ristampato dopo il 1610, poichè se le fosse stato vi dovrebbe esistere nella publica libraria di Venezia anco la terza edizione, tanto più che si vuole eseguita in Venezia. Gli opuscoli del Chiavena sono di una rarità estrema e mancano a molti botanici italiani.“ 3) Bibliotheca botanica. Tiguri, 1771. Tom. I. p. 408.

cile perspicitur. Belluni, typis Francisci Vieceni 1631 in 4. — Aus derselben Familie stammt Jacopo Antonio Clavena, Domdechant zu Treviso, der daselbst im J. 1648 einen starken Folianten unter dem seltsamen Titel: Clavis *Clavenae* aperiens naturae thesauros ejusque thesauros depromens heraus gab. Dieses dicke Buch ist zusammengetragen, theils aus den Schriften der Alten, theils aus dem Dalechamp. Die Pflanzen folgen auf einander nach der alphabetischen Reihefolge derjenigen Krankheiten, deren Heilung sie bewirken sollen. Die Biographie universelle scheint darauf zu deuten, daß der Verfasser aus Treviso sei; dieß ist indessen nicht der Fall, denn ein in der edeln Familie Miari zu Belluno aufbewahrtes Bildniß dieses gelehrten Geistlichen führt die Umschrift: *Jacobus Antonius Clavena* Bellunensis *S. Th. D. Ecclesiae Cathedralis Tarvisinae Canonicus et Decanus aetatis an. LXIII*[4]). Séguier u. m. A.[5]) haben Jakob Anton mit Nicolaus Clavena verwechselt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CLAVENNA, ein Ort in Rhätien, nach der Tab. Peut. 20, nach dem Itin. Ant. 15 Mill. von Tarvessedum, das heutige Cläven (Chiavenna) auch von *Paul. Diac.* VI, 21 erwähnt. (*Ricklefs.*)

Claves, s. Schlüssel und Clavier.

CLAVES TERMINORUM, nannten die Alten gewisse Zähler, deren sie sich zur Berechnung der in die erste Hälfte des Jahres fallenden beweglichen Sonn- u. Festtage bedienten, nämlich Sonntag Septuagesimä oder Circumdederunt, Quadragesimä oder Invocavit, Ostern, Sonntag Rogate, auch Vocem Jucunditatis, und Pfingsten. Für jeden dieser Tage war ein fester, unveränderlicher Termin oder Monatstag bestimmt, von welchem zu zählen angefangen ward, um darnach die Feier eines jeden festzusetzen, nämlich für den ersten der 7. Jänner, für den zweiten der 28. Jänner, für den dritten oder Ostern 11. März, für den vierten 15. April und für Pfingsten 29. April. Jeder dieser Tage führte den Namen von dem Sonn- oder Festtage, der nach ihm berechnet ward, also terminus Septuagesimae, terminus paschalis u. s. w. Die Schlüssel zu diesen Terminen aber waren veränderliche Zahlen, doch nicht unordentliche, wie die teutsche Ausgabe des Haltaus'schen Kalenders sagt. Denn sie änderten jährlich in fester Ordnung, während des 19jährigen Mondszirkels, nach dessen Ablauf die nämlichen Zahlen in der vorigen Ordnung wiederkehrten, weil sie nach diesem Cyklus gebildet waren. Für das erste Jahr desselben nahm man die ganze Zahl des Cyklus mit Zufügung der 7 Wochentage, also $19+7=26$, welches die Schlüsselzahl des 1. Jahrs des Cyklus war. Um den zum 2. Jahre zu finden, ward dem des 1. abermals die ganze Zahl des Cyklus zugesetzt, wodurch sich $26+19=45$ ergab. Die höchste Schlüsselzahl war aber $2\times19+1=39$. Wenn daher 1 wie hier im J. 2 die summirten Zahlen das Maximum überschritten, wurden 30 abgeworfen und so ward durch $45-30$ der Schlüssel des J. $2=15$. für das 3. Jahr ward solcher durch $15+19=34$. In eben der Art fuhr man durch alle Jahre des Cyklus fort, und da der Schlüssel des Jahrs $18=19$ war, so mußte der für das letzte oder 19. J. $19+19=38$ werden. Alsdann fing wieder der neue Cyklus mit dem Schlüssel 26 an, wie oben J. 1. So entstand folgende Zahlenreihe:

Jahre des Cyklus:	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.
Claves:	26.	15.	34.	23.	12.	31.	20.	39.	28.	17.	36.	25.	14.	33.	22.	11.	30.	19.	38.

Um nun mit einer dieser Zahlen in einem gegebenen Jahre zur Auffindung der oben genannten Feiertage Gebrauch zu machen, muß man vor Allem wissen, welche goldene Zahl das gegebene Jahr hat, d. i. das wie vielste eines Mondenzirkels dasselbe ist. Das J. 965 z. B. hat die goldene Zahl 16, also zum Schlüssel 11. Mit dieser 11 wird von dem Termine Septuagesimä, also dem 7. Jänner dergestalt zu zählen angefangen, daß der 7. Jan. der erste, Jan. 8. der 2te Tag ist u. s. w., der 17. Jan. also der 11. Tag wird. Auf den nächsten Sonntag nach diesem 11. Tage oder hienach dem 17. Januar fällt der gesuchte Sonntag Septuagesimä und — weil der 17. Jan. ein Dienstag war — muß dieser Sonntag Septuag. der 22. Jan. seyn. So wird nun wieder, um den Sonntag Invocavit zu finden, vom 28. Jan. mit 11 fortgezählt, was auf Dienstag den 7. Febr. führt. Der nächste Sonntag, oder 12. Febr. ist also im J. 965 der Sonnt. Quadragesimä. Ferner vom 11. März, als Ostertermin bis zum 11. Tage nachher, ist der 21. März und der nächste Sonntag der 26. März, der Ostertag des nämlichen Jahres. In gleicher Art wird durch Zählungen mit 11, vom 15. und 29. April an Rogate und Pfingsten auf den 30. April und 14. Mai gefunden. — Das J. 968 ist das 19. des Cyklus, hat also den Festschlüssel 38, welcher vom 11. März bis auf Freitag 17. Apr. führt. Ostern ward also damals am nächsten Sonntag den 19. Apr. gefeiert. — Trifft aber der abzuzählende Tag selbst auf einen Sonntag, so wird die Feier auf 8 Tage weiter hinaus verlegt. —

Da die Claves terminorum auch wol, wenn gleich höchst selten, in Daten der Urkunden angeführt werden, so ist die Bekanntschaft mit denselben für den Diplomatiker nicht ganz ohne Nutzen. Häufiger kommt indessen noch in der Art ein anderer

Terminus paschalis in Urkunden vor, welcher mit obigem Ostertermin nicht zu verwechseln ist. Wie aus dem Vorhergehenden erhellet, war jener ein festgesetzter Tag für alle Jahre, nämlich der 11. März. Der, von welchem hier noch wegen Verwandtschaft der Materien, Nachricht zu geben ist, änderte sich von Jahr zu Jahr

---

4) Diese Notiz verdanke ich dem bereits erwähnten aus Belluno gebürtigen Herr Professor Catullo. Er erwähnt auch in seinem Schreiben eines zweiten *Nicolo Chiavena* bellunese, „medico e chirurgo, nipote forte del vecchio, il quale lasciò la descrizione di molte difficile cure da esso intraprese, e portate a fine con esito felice, ed un opuscolo sulla vanità del sistema della trasfusione del sangue. Queste operette latine si conservano manoscritte nella scelta biblioteca del Co. Gio. Battista Trois di Belluno. 5) Bibliotheca botanica (LB. 1770.) p. 37. *G. R. Böhmeri* commentatio botanico-liter. de plantis in memoriam cultorum nominatis. (Lipsiae 1799.) p. 72. und dessen Bibliotheca scriptorum historiae naturalis. Pars III. Vol. I. p. 130.

eines Mondenzirkels. Denn es war der 14. Tag des Ostermonds, oder des Mondenmonats, dessen Vollmond als der erste im Frühling, oder nach dem 21. März eintrat. Am 1. Sonntag nach demselben, wenn Vollmond auf einen Sonntag selbst fiel, am nächsten Sonntag nachher, ward Ostern gefeiert. Da bei der Einführung der goldenen Zahl in den Julianischen Kalender, oder im 1. Jahr des Mondenzirkels Neumond am 23. Jan. eintrat, so ward diesem Tage die Goldn. Zahl I. beigesetzt, und es ward nun vom 24. Jan. abwechselnd mit 29 — und 30 Tagen fortgezählt, so daß die ungleichen Monate Jänner, März, Mai u. s. w. 29 Mondentage, die ungleichen Februar, April u. s. w. deren 30 hatten. Die Goldene Zahl I. oder was eben so viel ist, der Neumond des J. 1. des Cyklus in jedem Monat, traf nach dieser Zählung auf den 21. Febr., 23. März, 21. April, 21. Mai, 19. Jun., 19. Jul., 17. Aug., 16. Sept., 15. Okt., 14. Nov., 13. Dec. Für das 2. Jahr fuhr man nun wieder mit der Zählung vom 14. Dec. des vorhergehenden an fort, wo dann 30 Tage auf den 12. Jan., 29 Tage auf den 10. Febr. u. s. w. wiesen, denen die G. Zahl II. beigesetzt ward. So durch den ganzen Cyklus durch, nur daß in einem Schaltjahre die Neumonde nach dem Februar auf einen Tag früher fielen, als in einem gemeinen Jahre. Hienach wurden dann auch die Goldenen Zahlen bis XIX jedem Neumonde durch den ganzen Zirkel beigesetzt. Nehmen wir hienach das Jahr 1178, als das 1. eines Cyklus, so fiel der 1. Tag des Ostermonds auf den 23. März, und der terminus paschalis oder 14. Tag dieses Monds auf den 5. April, welcher nach dem Sonntagsbuchstaben A. des Jahrs 1178 Mittwoche seyn mußte. Ostern ward also am folgenden Sonntage oder am 9. April gehalten. —

Der Gregorianische Kalender hat in den Monds- u. Festberechnungen zu große Veränderungen gemacht, als daß die claves terminorum und der alte terminus paschalis für die neuere Zeit noch brauchbar wären. Will man für den heutigen Kirchengebrauch noch die termini paschales angeben, so sind es die Heiligentage Benedikt und Markus, der 21. März und 25. April, weil weder vor noch nach einem derselben das Osterfest einfallen kann. (*v. Arnoldi.*)

Clavicera, s. Ceratina, Th. XVI. S. 63.

CLAVICORNES. Zunft oder Familie der Käfer, mit fünf Gliedern an allen Tarsen, und eilfgliederigen Fühlern, die sich in einen dichten oder durchblätterten Knopf endigen, oder doch spitzwärts dicker werden. Als Unterabtheilungen gehören nach Latreille dahin: Histeroida, Peltoides, Palpatores, Dermestini, Byrrhii und Macrodactyli. (*Germar.*)

Clavicylinder, } s. am Ende des Buchst. C.
Clavier, }

CLAVIÈRE (Stephan), wurde zu Genf den 27. Januar 1735 geboren. Seine Jugend und sein männliches Alter fielen in die bewegtesten Zeiten des kleinen Freistates, wo Politik der stete Gegenstand des Nachdenkens war, und das Streben nach dem möglichsten Einflusse auf die Lenkung der öffentlichen Geschäfte die entgegengesetzten Parteien unaufhörlich beschäftigte, und wo die Statsform nach kurzen Zwischenräumen durch fremden Einfluß Veränderungen erhielt, welche zahlreiche Unzufriedene und nach wenigen Jahren neue Gegenwirkungen veranlaßte. Er ward dem Kaufmannsstande gewidmet, machte Wechselgeschäfte, war einer derjenigen, welche die Spekulationen in den Statspapieren zu Genf vorzüglich beförderten, und bekleidete von 1770 bis 1782 eine Stelle im großen Rathe. In den damals wieder ausgebrochenen Unruhen stand er auf der Seite der Mißvergnügten, und wurde in die Sicherheitscommission gewählt. Nach der Einrückung der französischen, savoy'schen und bernerschen Truppen, wurde er des Bürgerrechtes für verlustig erklärt und verbannt. Nach der französischen Statsumwälzung hielt er sich zuerst an Mirabeau, leistete demselben wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Statsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Neckern, welche den Fall desselben vornehmlich bewirkten, und mit Lobeserhebungen erwähnte Mirabeau seines Gehilfen in der constituirenden Versammlung. Nachher schloß Clavière sich an Brissot an, der nicht weniger sein Lobredner wurde. 1791 ernannte ihn das Departement von Paris zum Ersatzmann in der gesetzgebenden Versammlung. Monneron's Austritt gab ihm das Recht des Beisitzes; aber er zog die Stelle eines Finanzministers vor, auf welche ihn seine Partei im März 1792 erhob. Schon im Junius, als die constitutionelle Partei vorübergehend wieder die Überlegenheit erhielt, mußte er dieselbe wieder verlassen. Nach dem 10. August, an welchem er doch keinen Antheil nahm, erhielt er eine Stelle in dem Vollziehungsrathe (conseil exécutif). Hier behauptete er sich mit den Republikanern gegen die wüthendesten Anfälle Robespierre's und seiner Anhänger. Nach dem 31. Mai 1793 war er einer der ersten, welchen ihre Verfolgungen trafen. Er wurde verhaftet, in Anklagezustand versetzt. Politische Rücksichten verzögerten seine Verurtheilung. Am 8. Dec. theilte ihm ein Gefangenwärter das Verzeichniß der Zeugen und Geschwornen seines Prozesses mit. Er erblickte in demselben seine wüthendsten Feinde, stieß sich während der Nacht ein breites Messer in die Brust, und wurde am Morgen des Tages, wo er hätte verurtheilt werden sollen, in seinem Bette todt gefunden. Er war unbiegsam, reizbar; aber ein vortrefflicher Arbeiter und wirkte lieber durch unmittelbare Thätigkeit, als durch öffentliches Auftreten. Er war guter Gatte und Vater, auch als rechtlicher Mann bekannt. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage nach seinem Tode. Seine einzige Tochter ließ er beinahe in Dürftigkeit zurück. Verschiedene seiner Abhandlungen über die Finanzen gingen verloren; z. B. ein Plan für Leibrenten, eine Abhandlung gegen die Lotterien; eine andere über das gemünzte Geld. Er arbeitete in die patriotischen Tagesblätter, insbesondere in die chronique de Paris. Auch hatte er großen Antheil an dem Werke: de la France et des États-Unis, welches den dritten Band der nouveau voyage dans les Etats-Unis bildet. Er ist auch Verfasser der: Lettres à Mons. le Comte de Vergennes du 23. février 1780., der foi publique envers les créanciers de l'état, 1789 und der correspondence de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Génève 1792.

(*Meyer von Knonau.*)

CLAVIGER, 1) der Keulenträger, Beiname des Herakles bei den Römern *). — 2) Der Schlüsselträger, Beinamen des Janus **), von seinem beständigen Attribut, dem Schlüssel, als Zeit und Naturgott, s. Janus. (*Ricklefs.*)

CLAVIGER (Keulenkäfer). Eine von Preyßler [1]) entdeckte, durch die genauen Beobachtungen Müllers [2]) aber erst genauer bekannt gewordene, und von allen spätern Entomologen aufgenommene merkwürdige Käfergattung, aus der Abtheilung mit 3 Tarsengliedern an allen Füßen. Ihre Kennzeichen sind: sechsgliederige Fühler, deren Endglied eine dichte Kolbe bildet; breiter eirunder Hinterleib, mit kurzen dreieckigen Deckschilden, welche keine Flügel bedecken und ein walzenförmiger Kopf, dem die Augen fehlen. Es sind sehr kleine träge Thiere, die in Ameisennestern leben, dort auch ihre Verwandlungen überstehen, von den Ameisen gefüttert und bei drohender Gefahr von ihnen weggetragen werden. Sie besitzen an der Spitze der Deckschilde Haarbüschel, an welchen die Ameisen begierig saugen, so daß sich vermuthen läßt, daß diese Haarbüschel eine besondere, den Ameisen angenehme Feuchtigkeit enthalten, oder dieß Saugen den Ameisen zur Reinigung ihrer Freßwerkzeuge dient. In den Nestern verschiedener Ameisen leben verschiedene Keulenkäfer, und wenn die Ameisen sich unter einander befeinden und tödten, so werden doch die Keulenkäfer verschont, und von dem Sieger gepflegt.

Man kennt bis jetzt 3 in Teutschland einheimische Arten, von denen die größte nicht viel über eine Linie lang ist. (*Germar.*)

CLAVIGERO (Franz Xaver). Dieser um das Jahr 1720 in Mexiko geborne Jesuit, beschäftigte sich sein ganzes Leben hindurch mit der Bearbeitung einer vollständigen Geschichte seines Vaterlandes, welches er auf seinen Missionen 36 Jahre lang durchreiset hatte. Mit reichen Materialien dazu versehen, ließ er sich, nach Aufhebung seines Ordens, in Cesena nieder, wo er noch die Belehrungen anderer aus Mexiko zurück gekehrter Ordensbrüder benutzen konnte. So entstand seine Storia antica del Messico cavato da' migliori Storici spagnuoli e da' manoscritti e pitture antiche degli Indiani. (Cesena 1780 — 83. 4 Bde 8.), die auch in Teutschland durch eine Übersetzung der engländischen Bearbeitung von R. Cullen (Lpz. 1789. 90. 2 Bde. 8.) bekannt ist. — Nähere Nachrichten über die weiteren Schicksale des Verfassers habe ich nicht aufgefunden. (*H.*)

CLAVIJO Y FAXARDO (Don Joseph), ist viel bekannter geworden durch seinen berüchtigten Handel mit Beaumarchais (s. d. Art. Th. VIII. S. 260), als durch seine eigenthümlichen Verdienste; eben dadurch ist er aber wol den Wenigsten recht bekannt geworden, nicht bloß weil er nur in dem Lichte erscheint, in welches ihn Beaumarchais gestellt hat, sondern weil auch die dramatischen Dichter, welche dessen Memoire benutzt haben, das Schicksal dieses Mannes nur so dargestellt wie es das tragische Interesse erfoderte, mit Grund [und] Recht um die wirkliche Wahrheit unbekümmert †). H[ier] ist es aber um diese zu thun, und sie erfodert zu sag[en,] daß das von Beaumarchais entworfene Gemälde [nicht] das treueste ist. Clavijo war ein Mann von sanfte[m] Charakter, einnehmenden Sitten und hellem Geiste, [eifrig] lich bemüht, sich um sein Vaterland verdient zu machen. Dazu erschien ihm als ein sehr zweckmäßiges Mittel die [Her]ausgabe eines Wochenblattes nach Art der englischen, und er gab von 1762—1767 die Wochenschrift El [Pen]sador heraus (der Denker, auszugsweise übersetzt, [Bre]men 1781), mit sehr glücklichem Erfolge. Er war i[m] Besitz der allgemeinen Achtung, als Beaumarchais [gegen] ihn aufstand, und es diesem gefährlichen Gegner gel[ang,] ihn nicht bloß seiner Stelle, sondern auch der bisher [ge]nossenen Achtung zu berauben. Er lebte seit der Zeit [still] zurückgezogen zu Madrid, und erhielt erst späterhin [wie]der eine Anstellung. Er war erst Direktor des Theat[ro] de los Sitios und nachher Vicedirektor des Naturalien[]kabinets. Seit dem J. 1773 hatte er die Redaction [des] Mercurio historico y politico de Madrid. Auße[r]dem erwarb er sich ein Verdienst durch seine Übersetzu[ng] von Buffons Naturgeschichte (Ibarra 178—90. [] Bde. 8.). Er starb im J. 1806. (*H.*)

CLAVIPALPATA (Clavipalpi), Käferfam[i]lie nach Latreille, aus der Abtheilung der Tetram[e]ren, durch ein verdicktes Endglied der Taster und [der] eine durchblätterte Fühlerkolbe ausgezeichnet. Es [ent]spricht diese Familie der Gattung Erotylus *Fabr.* [und] begreift die Gattungen: Erotylus, Aegithus, Tripla[x,] Tritoma, Languria, Phalacrus. (*Germar.*)

CLAVIUS, eigentlich Schlüssel (Christoph), J[e]suit, ein berühmter Mathematiker und Astronom, geb[o]ren zu Bamberg 1537. Nachdem er in den Orden [ge]treten war, wurde er nach Coimbra geschickt, wo er [sich] vornehmlich auf Mathematik legte, die er darauf mit vielem Ruhme lehrte, daß ihn Gregor XIII. nach R[om] berief, und zur Verfertigung des verbesserten gregoria[ni]schen Kalenders gebrauchte. Des Clavius Verbesserun[g] wurde zwar von den Protestanten angefochten, und be[]sonders aus astronomischen Gründen von Scaliger, [Vieta,] Visius und Mästlin bestritten, aber auch von [Ma]gini und Ricciolus [1]) und von ihm selbst vertheidigt: Nov[i] calendarii romani apologia. Rom. 1588. 4. und: Ro[]mani calendarii a Gregorio XIII. restituti explica[]tio etc. Ib. 1603. fol. Auch bei Gregors Nachfolg[er] Sixtus V. stand Clavius in hohem Ansehen, und die Papst bediente sich seiner mathematischen Einsichten [be]sonders bei den Gebäuden, die er aufführte, und bei [den] Festungen, die er anlegte. Cl. starb zu Rom d. 6. [Fe]bruar 1612. Von seinen Schülern wurde er besond[ers] wegen der Gabe gerühmt, die schwersten mathematisch[en]

*) *Ovid.* Metam. XI, 284. Fast. I, 544. **) *Ovid. Fast.* I, 288.

1) Verzeichniß böhmischer Insekten. Prag 1790. 4. 2) In Germar und Zincken Magaz. d. Entom. 3. Bd. S. 69 — 112.

†) Außer Goethe und Marsollier des Vivetières [hat] auch Cubières-Palmezeaux jenes Abenteuer Clavijo's a[uf] die Bühne gebracht. Sein Drama in 3 Akten hat den Tit[el] Clavijo, ou la Jeunesse de Beaumarchais, und erschien [im] Todesjahre Clavijo's.

1) Auch der gelehrte Bailly rühmt ihn, und schreibt i[hm]

leme mit großer Deutlichkeit vorzutragen. Außer angeführten Werken gab er heraus: *Euclidis* ele- torum libri XV. Accessit XVI. de solidorum larium comparatione. Omnes demonstratio- s et scholiis illustrati. Romae 1574. Vol. II. 8. u. verb. ib. 1589. 8. u. Colon. 1591. fol. nach- Romae 1603. Vol. II. 8. u. öfter, zuletzt: *Eucl.* enta cum explicatt. et demonstratt. C. Clavii J. H. van Lom. Amst. 1758. 8. Gnomonices VIII. Rom. 1581. fol. (Sehr vollständig, 654 n stark, aber sehr dunkel in den Demonstrationen). putus ecclesiasticus per digitorum articulos et las traditus. Rom. 1603. 8. Opera mathe- ca. Mogunt. 1612. Vol. V. fol. m. Kpf. [2]). (*Baur.*)

CLAVUS *Denys de Montfort*, ist dasselbe, was atula oben S. 419. (*Leuckardt.*)

CLAVUS SECALINUS (Secale cornutum), Mut- n, Kornzapfen, After-, Hunger-, Tollkorn, Korn- rle, Hahnensporn, Todtenkopf, ergot, blé cornu, red rye, ein am häufigsten in nassen Jahren, bei , regnerischer Blühtezeit, auf meist tief liegendem, rem, neu beurbartem, feuchtem, besonders Waldbo- und mehr an Feldrändern vorkommendes, über die den Ähren hervorwucherndes Mißgebilde der Rog- u. a. Getreidesamenkeime, oder ein durch allgemei- in der Atmosphäre und dem Boden liegende Ursa- krankhaft erzeugtes Roggenkorn. Münchhausen, andolle, Rostkovius &c., halten es für einen von zum Geschlechte Silerotium gehörenden parasiti- erzeugten Auswuchs, aber bisweilen ist nur ein , selbst nur der untere in die schwammige Substanz ndelt, und manche dergleichen Afterkörner behalten die Form und Größe eines gesunden Samenkorns. Field's Beobachtungen soll aber der Stich von Flie- as Mutterkorn hervor bringen [1]). Es erscheint ge- lich in Gestalt von bläulich-schwarzen, violetten, nenförmigen, etwas gekrümmten, über die Spelzen ragenden Körnern, deren mehre oder wenigere an Ähre sitzen; aber nie sind alle Ähren so entartet; t es kaum länger, als ein gewöhnliches Roggen- oft doppelt bis viermal länger. Die beiden Enden bald stumpf, bald spitz, meist weniger dick, als der re Theil; von einem Ende zum andern laufen ent- 2 oder 3 kleine Furchen mit dazwischen liegenden f vorspringenden Rändern. Am äußern Ende be- sich ein kleiner, rundlicher, lichtfarbiger, zerbrechli- theil, auf einem dünnen Stiele. Die innere Farbe erns ist weiß und violett, die Rinde mit einem vio- Staube bedeckt. Einige Körner sind in der Mitte alle schwimmen auf dem Wasser. Frisch sind sie schwammig, haben wenig Geruch, die getrockneten sind brüchig und riechen, gepulvert widrig, meist aber schmecken sie fad. Das Mehl ist schmuzig-weiß. Der daraus bereitete Teig zerfließt, und hält nicht zusammen, das besonders frisch und noch warm höchst ungesunde Brot ist schwarzblau, bröcklich, rissig, und zerfällt [2]). Nach Willdenow und Kircheisen kann das Mutterkorn durch häufiges Begießen auch in trockenen, heißen Sommern künstlich erzeugt werden. Seiner Bildung läßt sich vorbeugen durch gehörige Trockenlegung und Vorbereitung des Bodens, sowie durch ganz reifen, einjährigen Samen. Seine Wirkung hängt aber von Localität, und gewissen atmosphärischen Einflüssen, von der Menge, dem Alter, der Trockenheit desselben, sowie von der Form, in welcher es genossen wird, und dem Grade der Empfänglichkeit des Thierkörpers, in welche es kommt.

In seinen Bestandtheilen weicht es sehr ab: nach Vauquelin's, Thenard's, Bucholz's u. A. neuerer Analyse enthält es weder Stärkemehl, noch Kleber in ihrem Normalzustande, sondern eine schleimige, und eine vegetabilisch-thierische Materie, die zur Fäulniß hinneigt, im Überfluß, einen in Weingeist löslichen, falben Färbstoff, eine weiße, süße, mildölige Substanz, ein in Weingeist nicht lösliches violettes Pigment, das sehr gut durch Alaun auf Wolle und Seide haftet, eine freie unbestimmbare Säure, wahrscheinlich Phosphorsäure, und ein wenig freies Ammonium.

Das von allen Thieren verabscheute, und für alles Federvieh tödtliche Mutterkorn gehört zu den auch für uns schädlichen Pflanzengiften narkotisch-scharfer Art, welches Schwindel und starkes Erbrechen macht (s. oben Brot a. a. O.). Viele beschuldigen es, als die Mitursache der Kriebelkrankheit. Doch soll es durch das Dörren des zuvor gereinigten Getreides unschädlich werden.

Als ein vergessenes amerikan. Volksarzneimittel bei fehlenden Geburtswehen, das auch früher durch Dr. Lavater als Geburtspulver in der Schweiz eingeführt war, ist es neuerlich von Stearns, Twes, Tuillig u. A. wieder, nach vorausgegangener Blutentleerung und Reinigung der ersten Wege, als specifik gegen Unthätigkeit des Uterus bei der Geburt, in Gaben von 10—30, ja 40 Granen bis zu ½ Dr. alle halbe Stunden ein solches Pulver, oder in wässerigem Aufguß zu ½ — 1 Dr. auf 3 Unzen Colatur, mit oder ohne Opium, von 10 zu 10 — 20 Minuten 1 Eßlöffel voll, aber nur im höchsten Nothfalle, und erst dann angerathen worden, wenn die Natur weder allein, noch durch irgend eine andere Kunsthilfe unterstützt, die Geburt vollenden kann, wenn die Wehen ganz aufgehört haben, und allgemeine Convulsionen eintreten, der Muttermund aber schon weit genug geöffnet ist: ferner, wenn in der ersten Zeit der Schwangerschaft ein Abortus unvermeidlich, heftige Blutung und schwache Contraction des Uterus da ist, wenn die Placenta wegen mangelnder Contraction des Uterus zurückgehalten wird, wenn Blutflüsse aus eben dem Grunde nach der Entbindung entstehen. Bei solchen, die leicht

ieg über seine Gegner zu, in der Hist. d'astron. mod. T.
2) *Alegambe* biblioth. scriptor. soc. Jes. 73. *Vos*- e scient. mathem. 69. 197. 304. 320. *Bayle* dict. Schnei- d Beschr. des Hochst. Bamberg 1. Th. 260. Ebend. im l v. u. f. Teutschl. 1790. 3. St. 206. Vollbeding nützl. Erfind. 100. Biogr. univ. T. VIII. (von Ville-).

Vgl. M. Field a. dem Americ. Journ. of sc. i. d. Philos. Jan. 1826. S. 14; teutsch i. Dingler's polyt. XX. 1.

2) Über Mehl- u. Brotvergiftung durch Mutterkorn, vgl. d. Art. Brot (Th. XIII. S. 68 ff.) u. Mehl. — Auch dürfte das narkotisch-scharfe Giftprincip des Mutterkorns in den daraus bereiteten Branntwein übergehen.

Blutflüsse nach der Niederkunft bekommen, kann man das Mutterkorn als Präservativ wenige Minuten vor Beendigung der Geburt reichen. Gegenanzeigen seines Gebrauchs sind: zur Vollendung der Geburt ausreichende Naturkräfte, oder sonst widernatürliche Härte, Rigidität und schmerzhafte Geschwulst des noch geschlossenen Muttermunds, verkehrte Lage des Kindes, die eine Wendung rc. nöthig macht, gehöriger Eintritt der Wehen u. s. w. — Nach Spalding u. A. soll das Mittel nur emetisch wirkend, bisweilen obige Wirkung auf den Uterus haben. Außerdem ist es ein Abortivmittel! — Noch haben es Schallcroose u. A., 6—10 Gr. in Pulver alle 2—3 Stunden, zur Hemmung von Mutterblutflüssen, nach künstlichen Frühgeburten, oder nach partieller Loslösung des Mutterkuchens rc., so wie Waterhouse u. A., täglich höchstens ½ Dr. pro dosi, bei Puerperal-Convulsionen, und mehre amerikan. Ärzte, zu 3 Gr. mit 1 Gr. Zinkblumen gegen Krämpfe bei Kindern empfohlen. Endlich stillten 3mal täglich 6 Gran davon einen heftigen, und hartnäckigen Durchfall, der keinem andern Mittel weichen wollte, wol durch eine consensuell im Uterus erregte neue Thätigkeit [3]). — Ein starker Milchaufguß von Mutterkorn, ist ein wirksames Stubenfliegengift. — (*Th. Schreger.*)

Clay, s. Clai, Clajus.

CLAY, 1) Marktfl. in der engl. Shire Norfolk an einem kleinen Flusse, der bei seiner Mündung den Hafen bildet, hat 595 Einw., Seebäder, die im Sommer und Herbst besucht werden, und einträgliche Salzschläm[m]reien. — 2) Grafschaft des nordamerik. Stats Kentuck[y], worin der Südarm des Kentucky den Ursprung nimm[t], 1820 mit 4393 Einw., worunter 285 Sklaven; der Haup[t]ort Manchester. (*Hassel.*)

CLAYE, Marktfl. im Bez. Meaux des franz. De[p.] Seine-Marne, mit 1007 Einw. und 1 Schlosse der Fa[]milie Polignac. (*Hassel.*)

CLAYETTE, Marktfl. im Bezirk Charolles des franz. Dep. Saone-Loire, mit 240 Häus. und 1034 Einw., die Baumwollenzeugweberei u. Gärbereien un[ter]halten. (*Hassel.*)

Clayton (J.), s. folg. Art.

CLAYTONIA *Gron.* Fl. virg. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Portulaceen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klas[se]. Sie hat ihren Namen erhalten zu Ehren John Clayton's, eines Arztes in Virginien, geb. 1693, ge[st.] 1773, dessen Flora virginica Joh. Friedr. Gronovius (Leyden 1743, 62) heraus gab. Der Gattungscharakter ist: ein zweiblättriger Kelch; mit Nägeln ver[se]hene Blumenblättchen, welche die Staubfäden tragen; ein dreispaltiger Griffel; und eine einfächerige, dreisami[ge] Kapsel. Die Arten dieser Gattung sind Kräuter, welche in Nordamerika, Westindien, Sibirien und Kamtschatka einheimisch sind. Cl. perfoliata *Donn.* (Ind. hort. cantabr. W. sp. pl.) mit nervenlosen, fleischigen Blät[]tern, von denen die Wurzelblätter lang gestielt, spatel[]förmig-rautenförmig sind; das Stängelblatt ist fast krei[s]rund, mönchskappenförmig und in der Mitte vom Stängel durchbohrt; die Blüthentrauben sind einseitig, die weißen Blumenblättchen ausgerandet, die Wurzeln fas[e]rig. Dieses kleine einjährige Kraut, welches in Nord[]amerika und Westindien wächst, soll ein schmackhaftes und gesundes Gemüse geben (Abb. *Jacqu.* Fragm. 163. t. 51. f. 1., Cl. cubensis *Humb.* et *Bonpl.* [P]l. aequ. I. t. 26. ist eine Abart.) (*A. u. K. Spreng[el.]*)

3) Vgl. *J. Stearns* in the Philadelph. Journ. of the med. and ph. Sc. Vol. V. Nr. 1. Nov. 1822. Art. 3. *Keyl* de secali cornuto. Berol. 1823. 8. Michaelis i. v. Walther's u. Gräfe's Journ. d. Chir. u. Aug.-HK. VIII. 3. C. S. Lorinser's Vers. u. Beob. über die Wirkung des Mutterkorns auf d. menschl. u. thier. Körper. Berl. 1824. 8. *Davies* i. London medic. and phys. Journ. Julius u. August 1825. — Vgl. Pet. Frank's Syst. der mediz. Polizei rc. III. S. 217. rc.

Ende des siebzehnten Bandes.

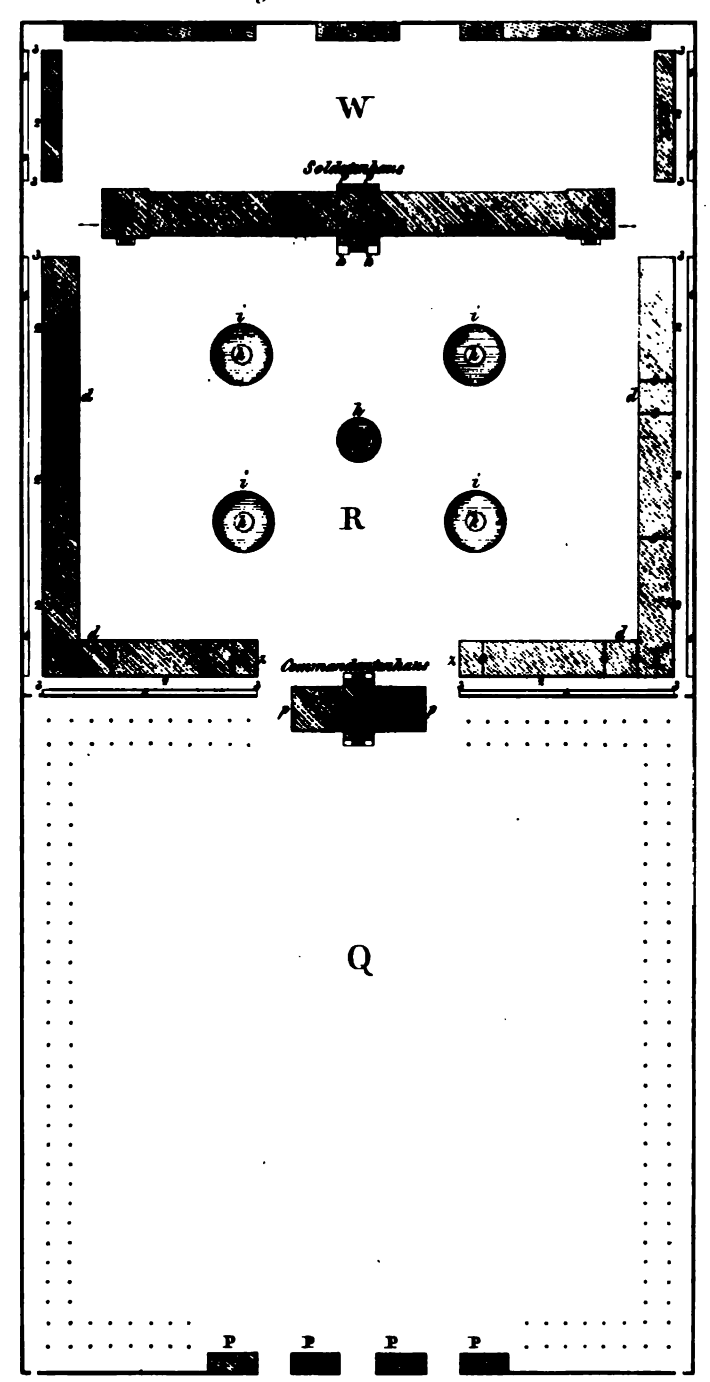
DIE CANARIAS.

CASERNEN.

Für ein Regiment = vier Escadronen = acht Compagnieen Reuterei mit Zugehoer.

Fig. I.

Hauptgrundriss des Ganzen.





wahren Grösse.

Probleme mit großer Deutlichkeit vorzutragen. Außer den angeführten Werken gab er heraus: *Euclidis* elementorum libri XV. Accessit XVI. de solidorum regularium comparatione. Omnes demonstrationibus et scholiis illustrati. Romae 1574. Vol. II. 8. verm. u. verb. ib. 1589. 8. u. Colon. 1591. fol. nachgedr. Romae 1603. Vol. II. 8. u. öfter, zuletzt: *Eucl.* elementa cum explicatt. et demonstratt. C. Clavii ed. J. H. van Lom. Amst. 1758. 8. Gnomonices libri VIII. Rom. 1581. fol. (Sehr vollständig, 654 Seiten stark, aber sehr dunkel in den Demonstrationen). Computus ecclesiasticus per digitorum articulos et tabulas traditus. Rom. 1603. 8. Opera mathematica. Mogunt. 1612. Vol. V. fol. m. Kpf.[2]). (*Baur.*)

CLAVUS *Denys de Montfort*, ist dasselbe, was Clavatula oben S. 419. (*Leuckardt.*)

CLAVUS SECALINUS (Secale cornutum), Mutterkorn, Kornzapfen, After-, Hunger-, Tollkorn, Kornmütterle, Hahnensporn, Todtenkopf, ergot, blé cornu, spurred rye, ein am häufigsten in nassen Jahren, bei kalter, regnerischer Blühtezeit, auf meist tief liegendem, schwerem, neu beurbartem, feuchtem, besonders Waldboden, und mehr an Feldrändern vorkommendes, über die gesunden Ähren hervorwucherndes Mißgebilde der Roggen- u. a. Getreidesamenkeime, oder ein durch allgemeine, in der Atmosphäre und dem Boden liegende Ursachen, krankhaft erzeugtes Roggenkorn. Münchhausen, de Candolle, Rostkovius rc., halten es für einen von einem zum Geschlechte Silerotium gehörenden parasitischen erzeugten Auswuchs, aber bisweilen ist nur ein Theil, selbst nur der untere in die schwammige Substanz verwandelt, und manche dergleichen Afterkörner behalten ganz die Form und Größe eines gesunden Samenkorns. Nach Field's Beobachtungen soll aber der Stich von Fliegen das Mutterkorn hervor bringen [1]). Es erscheint gewöhnlich in Gestalt von bläulich-schwarzen, violetten, pfriemenförmigen, etwas gekrümmten, über die Spelzen hervorragenden Körnern, deren mehre oder wenigere an einer Ähre sitzen; aber nie sind alle Ähren so entartet; oft ist es kaum länger, als ein gewöhnliches Roggenkorn, oft doppelt bis viermal länger. Die beiden Enden sind bald stumpf, bald spitz, meist weniger dick, als der mittlere Theil; von einem Ende zum andern laufen entlang 2 oder 3 kleine Furchen mit dazwischen liegenden stumpf vorspringenden Rändern. Am äußern Ende befindet sich ein kleiner, rundlicher, lichtfarbiger, zerbrechlicher Theil, auf einem dünnen Stiele. Die innere Farbe des Kerns ist weiß und violett, die Rinde mit einem violetten Staube bedeckt. Einige Körner sind in der Mitte hohl, alle schwimmen auf dem Wasser. Frisch sind sie zäh, schwammig, haben wenig Geruch, die getrockneten sind brüchig und riechen, gepulvert widrig, meist aber schmecken sie fad. Das Mehl ist schmuzig-weiß. Der daraus bereitete Teig zerfließt, und hält nicht zusammen, das besonders frisch und noch warm höchst ungesunde Brot ist schwarzblau, bröcklich, rissig, und zerfällt [2]). Nach Willdenow und Kircheisen kann das Mutterkorn durch häufiges Begießen auch in trockenen, heißen Sommern künstlich erzeugt werden. Seiner Bildung läßt sich vorbeugen durch gehörige Trockenlegung und Vorbereitung des Bodens, sowie durch ganz reifen, einjährigen Samen. Seine Wirkung hängt aber von Localität, und gewissen atmosphärischen Einflüssen, von der Menge, dem Alter, der Trockenheit desselben, sowie von der Form, in welcher es genossen wird, und dem Grade der Empfänglichkeit des Thierkörpers, in welche es kommt.

In seinen Bestandtheilen weicht es sehr ab: nach Vauquelin's, Thenard's, Bucholz's u. A. neuerer Analyse enthält es weder Stärkemehl, noch Kleber in ihrem Normalzustande, sondern eine schleimige, und eine vegetabilisch-thierische Materie, die zur Fäulniß hinneigt, im Überfluß, einen in Weingeist löslichen, falben Färbstoff, eine weiße, süße, milddlige Substanz, ein in Weingeist nicht lösliches violettes Pigment, das sehr gut durch Alaun auf Wolle und Seide haftet, eine freie unbestimmbare Säure, wahrscheinlich Phosphorsäure, und ein wenig freies Ammonium.

Das von allen Thieren verabscheute, und für alles Federvieh tödtliche Mutterkorn gehört zu den auch für uns schädlichen Pflanzengiften narkotisch-scharfer Art, welches Schwindel und starkes Erbrechen macht (s. oben Brot a. a. O.). Viele beschuldigen es, als die Mitursache der Kriebelkrankheit. Doch soll es durch das Dörren des zuvor gereinigten Getreides unschädlich werden.

Als ein vergessenes amerikan. Volksarzneimittel bei fehlenden Geburtswehen, das auch früher durch Dr. Lavater als Geburtspulver in der Schweiz eingeführt war, ist es neuerlich von Stearns, Twes, Tuillig u. A. wieder, nach vorausgegangener Blutentleerung und Reinigung der ersten Wege, als specifik gegen Unthätigkeit des Uterus bei der Geburt, in Gaben von 10—30, ja 40 Granen bis zu ½ Dr. alle halbe Stunden ein solches Pulver, oder in wässerigem Aufguß zu ½ — 1 Dr. auf 3 Unzen Colatur, mit oder ohne Opium, von 10 zu 10 — 20 Minuten 1 Eßlöffel voll, aber nur im höchsten Nothfalle, und erst dann angerathen worden, wenn die Natur weder allein, noch durch irgend eine andere Kunsthilfe unterstützt, die Geburt vollenden kann, wenn die Wehen ganz aufgehört haben, und allgemeine Convulsionen eintreten, der Muttermund aber schon weit genug geöffnet ist: ferner, wenn in der ersten Zeit der Schwangerschaft ein Abortus unvermeidlich, heftige Blutung und schwache Contraction des Uterus da ist, wenn die Placenta wegen mangelnder Contraction des Uterus zurückgehalten wird, wenn Blutflüsse aus eben dem Grunde nach der Entbindung entstehen. Bei solchen, die leicht

den Sieg über seine Gegner zu, in der Hist. d'astron. mod. T. I. 396. 2) *Alegambe* biblioth. scriptor. soc. Jes. 73. *Vossius* de scient. mathem. 69. 197. 304. 320. *Bayle* dict. Schneidewind Beschr. des Hochst. Bamberg 1. Th. 260. Ebend. im Journal v. u. f. Teutschl. 1790. 3. St. 206. Wollbeding Archiv nützl. Erfind. 100. Biogr. univ. T. VIII. (von Villenave).

1) Vgl. M. Field a. dem Americ. Journ. of sc. i. d. Ann. Philos. Jan. 1826. S. 14; teutsch i. Dingler's polyt. Journ. XX. 1.

2) Über Mehl- u. Brotvergiftung durch Mutterkorn, vgl. d. Art. Brot (Th. XIII. S. 68 ff.) u. Mehl. — Auch dürfte das narkotisch-scharfe Giftprincip des Mutterkorns in den daraus bereiteten Branntwein übergehen.

DIE CANARIAS.

DER ATLANTISCHE OCEAN

I. PALMA

I. TENERIFA

I. GEMERA

I. FERRO

I. CANARIA

I. FUERTAVENTURA

I. LANCEROTA

KÜSTE von AFRICA

Geographische Meilen, 15 auf 1 Gr.



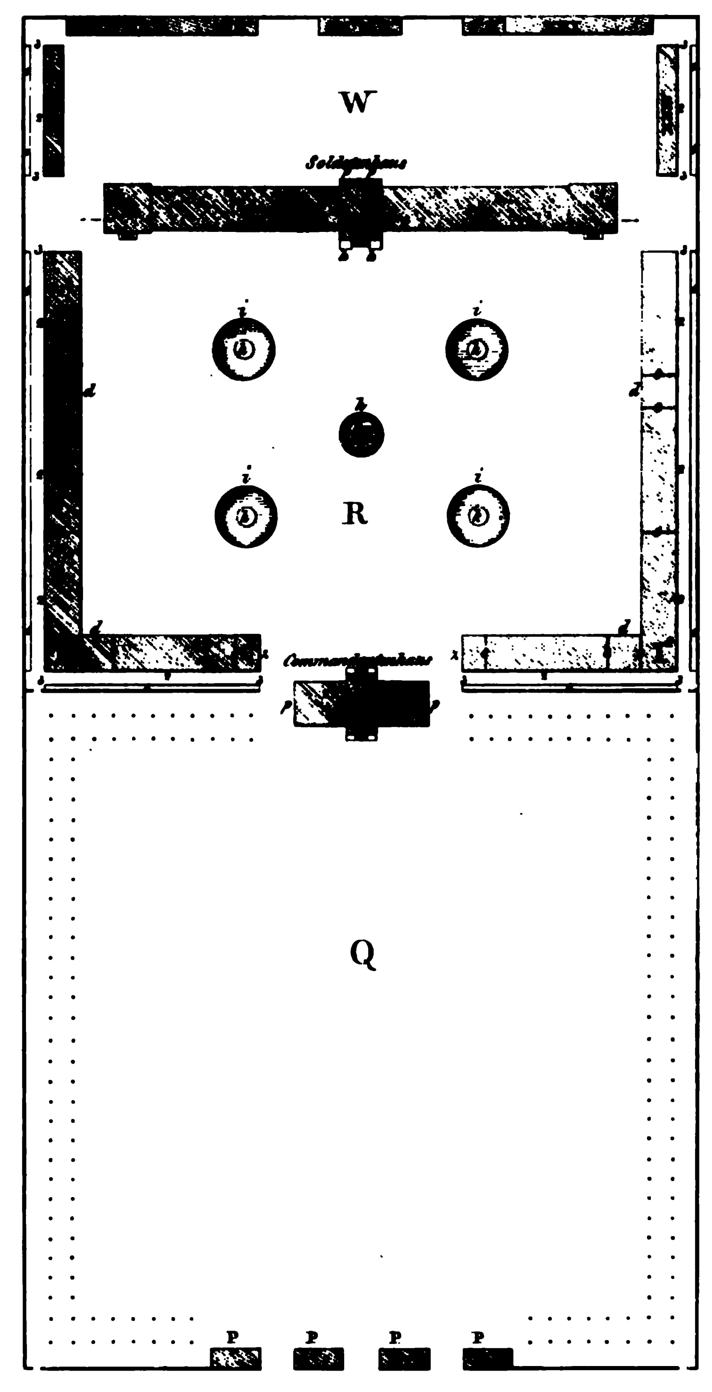
CASERNEN.

Für ein Regiment = vier Escadronen = acht Compagnieen

Reuterei mit Zugehoer.

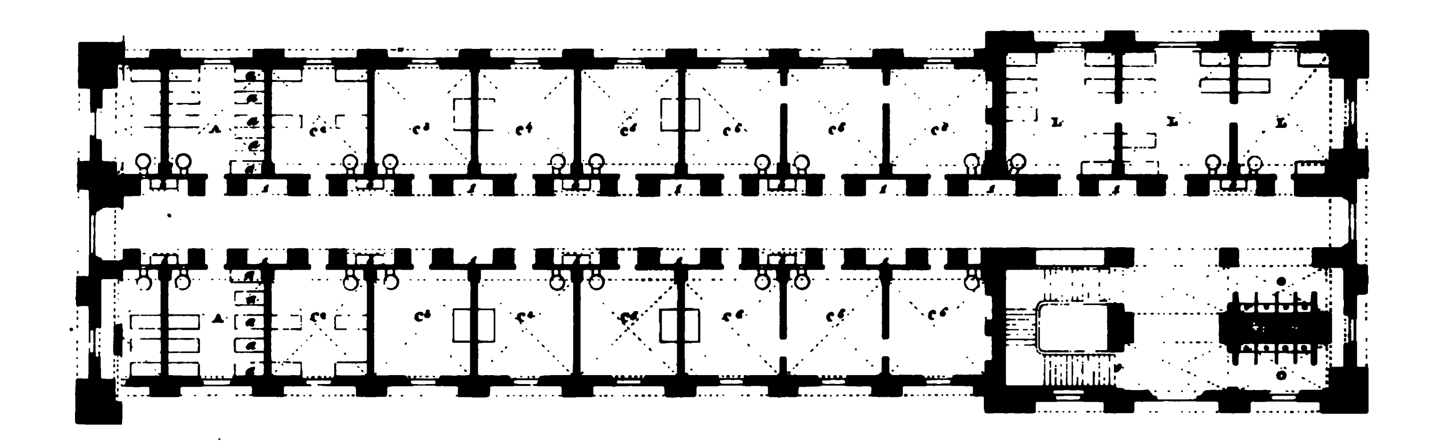
Fig. I.

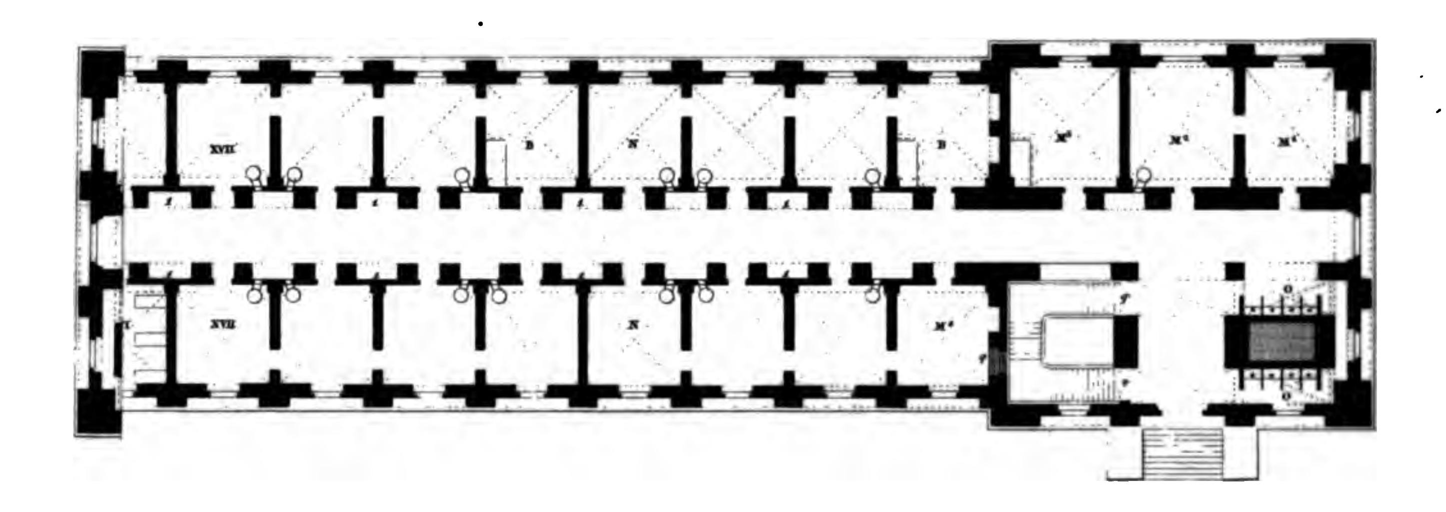
Hauptgrundriss des Ganzen.



Maßstab von 0 24 144 288 432 576 720 864 1008 1152 1296 1440 1584 1728 Rheinl. Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas [illegible] der wahren Grösse.





372 384 396 408 420 432 Rheinländische Fuss.






Stanford University Libraries
3 6105 014 745 777

